

# Die Urgeschichte der Menschheit.

---

Erster Band.







Indianer dem Todten Speise anbietend.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHILOSOPHY DEPARTMENT

PHILOSOPHY 101

LECTURE NOTES

BY [Name]



Die  
**Urgeschichte der Menschheit**

mit Rücksicht

auf die

**natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens.**

Von

**Otto Caspari,**

Docent an der Universität zu Heidelberg.

---

Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten  
Tafeln.

**Erster Band.**



Leipzig:

F. A. Brochhaus.

1873.

GN6

C3

Griffing

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

## Vorrede.

„Kant, indem er in seiner «Kritik» die Bedingungen der Erfahrung selbst untersuchen wollte, glaubte diese mit Hülfe der Erfahrung nicht suchen und finden zu können. Ist aber außer derselben sie zu suchen möglich? Er behandelte die Vernunft wie ein Augenglas, dessen Brechungskraft oder Farbe wir feststellen, um bei Beurtheilung der Gegenstände von ihr abstrahiren zu können. Aber die Vernunft ist kein Augenglas, das wir ablegen können, um es zuvörderst selbst zu beobachten: die Vernunft ist das Auge selber. Eine Prüfung der Vernunft durch die Erfahrung an ihr, durch ihre Geschichte, dies ist es, was unser Denken fordern wird, es ist die philosophische Aufgabe der Gegenwart. Es genügt nicht länger, dem Denken, diesem bewundernswerthesten aller Triebe, eine bloße Ausbildung, eine, wenn ich so sagen darf, mechanische Zunahme durch ein jahrtausendlang fortgesetztes Erfahren, Lernen, Entdecken und Erfinden zuzugestehen: wir dürfen uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Vernunft gewachsen, daß sie aus wesentlich andern Geisteszuständen erst entsprungen ist, deren Spuren sie noch jetzt in ihren Functionen aufweist, ja ohne deren Voraussetzung, als Grund und Wurzel ihres Daseins, sie gar nicht lebensfähig wäre. Die Kritik der Vernunft

GN6

C3

Grüne

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

## Vorrede.

„Kant, indem er in seiner «Kritik» die Bedingungen der Erfahrung selbst untersuchen wollte, glaubte diese mit Hilfe der Erfahrung nicht suchen und finden zu können. Ist aber außer derselben sie zu suchen möglich? Er behandelte die Vernunft wie ein Augenglas, dessen Brechkraft oder Farbe wir feststellen, um bei Beurtheilung der Gegenstände von ihr abstrahiren zu können. Aber die Vernunft ist kein Augenglas, das wir ablegen können, um es zuvörderst selbst zu beobachten: die Vernunft ist das Auge selber. Eine Prüfung der Vernunft durch die Erfahrung an ihr, durch ihre Geschichte, dies ist es, was unser Denken fordern wird, es ist die philosophische Aufgabe der Gegenwart. Es genügt nicht länger, dem Denken, diesem bewundernswerthesten aller Triebe, eine bloße Ausbildung, eine, wenn ich so sagen darf, mechanische Zunahme durch ein jahrtausendelang fortgesetztes Erfahren, Lernen, Entdecken und Erfinden zuzugestehen: wir dürfen uns der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Vernunft gewachsen, daß sie aus wesentlich andern Geisteszuständen erst entsprungen ist, deren Spuren sie noch jetzt in ihren Functionen aufweist, ja ohne deren Voraussetzung, als Grund und Wurzel ihres Daseins, sie gar nicht lebensfähig wäre. Die Kritik der Vernunft

820739

GN6

C3

Griff 2

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

## Vorrede.

„Kant, indem er in seiner «Kritik» die Bedingungen der Erfahrung selbst untersuchen wollte, glaubte diese mit Hülfe der Erfahrung nicht suchen und finden zu können. Ist aber außer derselben sie zu suchen möglich? Er behandelte die Vernunft wie ein Augenglas, dessen Brechkraft oder Farbe wir feststellen, um bei Beurtheilung der Gegenstände von ihr abstrahiren zu können. Aber die Vernunft ist kein Augenglas, das wir ablegen können, um es zuvörderst selbst zu beobachten: die Vernunft ist das Auge selber. Eine Prüfung der Vernunft durch die Erfahrung an ihr, durch ihre Geschichte, dies ist es, was unser Denken fordern wird, es ist die philosophische Aufgabe der Gegenwart. Es genügt nicht länger, dem Denken, diesem bewundernswerthesten aller Triebe, große Ausbildung, eine, wenn ich so sagen darf, mechanische, ein jahrtausendlang fortgesetzte Erfinden zugestehen: verschließen, daß die wesentlich andere ist, deren Spuren ja ohne deren Seins, sie

ist unmöglich, die Logik bloße Formel, die Metaphysik haltlos, wenn sie nicht auf diesem geschichtlichen Boden, auf der erfahrungsmäßigen Kenntniß von dem Werden der Vernunft in einer vormenschlichen Urzeit und ihrer Entwicklung bis zu ihrer gegenwärtig uns bekannten Höhe ruhen.“

Ich wüßte zur Einleitung in die Studien und Aufgaben des vorliegenden Werkes keine trefflicheren und bedeutendern Gedanken anzuführen als die in obigen Worten enthaltenen; sie gehören einem Manne an, der für die Aufhellung des urgeschichtlichen Geisteslebens in neuester Zeit wol am meisten gewirkt hat. Leider wurde dieser Forscher zu früh der Wissenschaft entzogen. Was bisher nur sehr aphoristisch und andeutungsweise ausgeführt wurde, das hatte Lazar Weiger zum ersten mal im großen Stile unternommen, indem er versuchte, die ersten Steine herbeizutragen, um eine Kritik der Vernunft zu schaffen durch die Einsicht in die geschichtliche Entstehung und Entwicklung derselben. Mein Streben war es, weitere Bausteine zu gleichem Zwecke zu sammeln, um eben dieses großartig angelegte Werk zu fördern. Schon früh hatte ich mich mit dem Gedanken getragen, daß es möglich sei, den Werth und die Kraft des menschlichen Geistes am ehesten ihrer vollen Tiefe nach verstehen zu lernen, und daß zugleich die Probleme des Kriticismus, wie sie uns durch Kant in Rücksicht auf die Bedeutung der Vernunftforderungen gestellt wurden, nur dann einer wahren Lösung entgegengeführt werden können, wenn wir uns bemühen, historisch-psychologisch den ersten Anfängen nachzuforschen, aus denen während des Wachstums des Menschengeistes allmählich diese Forderungen und ihre Probleme hervorgegangen sind. Diese Grundaufgabe der heutigen Zeit und unserer modernen philosophischen

Entwicklung war von Geiger zu eben der Zeit, da ich mir dieselbe ihrem Umfange nach zurechtgelegt hatte, von einer bestimmten Seite aus bereits in Angriff genommen worden.

Leiteten die allgemeinen Anregungen, die mir durch Geiger in Bezug auf die Lösung der philosophischen Aufgabe zutheil wurden, mich dahin, die Urgeschichte und Entwicklung des Geistes zu durchdenken, so war es noch eine Reihe von besondern Aufgaben, die bei einer Behandlung dieser umfassenden Arbeit hoffen ließen, einer bestimmten Lösung entgegengeführt zu werden. Diese Aufgaben ergaben sich durch den behandelten Stoff selbst, der, in seiner Art umfangreich, mich zu den vielseitigsten Studien führte; und wie konnte ich mich in Bezug hierauf versucht fühlen, von Geiger zu sprechen, ohne der Anregungen zu gedenken, die ich zu gleicher Zeit von anderer Seite so vielen Männern verdanke! Die Studien zu vorliegendem Werke veranlaßten mich, wie der Kenner leicht bemerken wird, zu einer Reihe von Vorarbeiten, in denen mir in der That die Anregungen von den verschiedensten Seiten zutheil werden mußten. Was ich hier dem Historiker verdanke, das lehrte mich dort der Psychologe verwerten, und was ich hier psychologisch erfaßte, das fand ich erfreulicherweise in den Forschungen der Etymologen und der Mythologen thatsächlich bestätigt. So fühlte ich mich durch die Resultate, welche ich durch die ineinandergreifende Unterstützung so vielfacher Wissenschaften gewann, außerordentlich gefördert. Eine weite Fernsicht eröffnete sich, und immer deutlicher lernte ich einsehen, was von anderer Seite schon früher behauptet wurde, daß die sogenannte anthropologische Alterthumsforschung ebenso wie die heutige Ethnologie so lange als bloße descriptive Sammelwissenschaften erscheinen, solange sie

sich nicht mit der Völkerpsychologie, insbesondere aber mit der völkerpsychologischen Urgeschichte in Verbindung zu setzen wissen.

Und wahrlich, was kann die anthropologische Alterthumsforschung, was muß nicht minder die beschreibende Ethnologie gewinnen, wenn sich den Forschern dieser Wissensgebiete vom psychologisch-historischen Gesichtspunkte ein tieferer Einblick eröffnet in den folgerichtig dargelegten Verlauf der ursprünglichsten und frühesten Begriffsbildung unter den Völkern, und sich ihnen ferner eine Einsicht bietet in den folgerichtigen Verlauf der sich hieran anlehenden frühesten vorgeschichtlichen Weltanschauungen des Menschengesistes! Wie aber die Völkerpsychologie nicht gedacht werden kann ohne das Material, das ihr die Sprachwissenschaften, die Anthropologie und die Ethnologie zuführen, so hinwiederum werden die genannten Wissenschaften nur erst zusammenfassend durchgeistigt durch die psychologische Forschung, welche mit Rücksicht auf die von allen genannten Wissenschaften gelieferten Daten und mit Hinblick auf die innern Gesetze des geistigen Lebens neue allgemeine Gesetze zu ergründen sucht, die sich im Gesamtleben der Völker verwirklichen, und welche in ihrer frühesten Ausbildung aufzusuchen dem völkerpsychologischen Forscher der Urzeit überlassen bleibt. Bekanntlich verhält sich die Völkerpsychologie zur heutigen Anthropologie und Ethnologie wie in der Botanik die Pflanzenphysiologie zur Systematik, Morphologie und Pflanzenbeschreibung, oder wie die Physiologie zur Anatomie und Morphologie überhaupt. In derselben Weise wie es unmöglich ist, ein umfassendes Bild von dem innern Gehiruleben zu erhalten, sobald wir nur den anatomischen Bau des Gehirns äußerlich beschreiben, ohne daß wir zugleich die innern complicirten Erscheinungen des Zellenlebens und Nervenlebens studiren, so auch hier: wir erhalten nur

dann ein klares Bild eines Volkes, wenn wir nach äußerlicher Beschreibung seiner Culturstufe, seiner Sprache, seiner Sitten, seiner körperlichen Merkmale zugleich seine innern Geistesanlagen ins Auge fassen. Wie aber sind wir im Stande, dieses geistige Getriebe eines Volksstammes zu verstehen, wenn wir neben seiner äußern politischen Geschichte nicht auch seine ursprüngliche geistige Entwicklungsgeschichte einer Untersuchung unterwerfen? Wie sich daher, um bei obigem Beispiele zu bleiben, die Physiologie zu ergänzen hat durch die Lehre von der Entwicklung des Embryo, so hat sich die Völkerpsychologie selbst zu ergänzen durch die völkerpsychologische Urgeschichte.

Fast dürfte es wunderbar erscheinen, daß das Bedürfniß nach dieser Disciplin nicht bereits früher in umfassenderer Weise erwacht ist, allein es erklärt sich uns das, sobald wir beachten, wie viel Material von Seiten so vieler Wissenschaften gesammelt werden mußte, um der völkerpsychologischen Wissenschaft überhaupt den Boden zu bereiten. Sind doch erst jetzt auf dem Gebiete der Philosophie, von der die völkerpsychologische Wissenschaft im Grunde befruchtet wird, die Ergebnisse so weit gediehen, daß sich das historische Element mit dem psychologischen in der hier geforderten Weise zueinander zu durchdringen vermag. Erst der neuesten Entwicklung der Philosophie gehört ja überhaupt das Streben an, die Geschichte in dieser Weise zu betonen; und hinwiederum gleichfalls nur der neuesten Entwicklungsphase der Naturwissenschaften und einer gesunden Fortbildung der Herbart'schen Lehren nach dieser Seite hin haben wir es zu danken, daß auch die Psychologie sich in so hohem Grade emporzuschwingen konnte, um sich von richtigen Gesichtspunkten aus mit den historischen Elementen in dieser Weise zu verschmelzen. Die Geistesrichtungen, die wir an die hervor-

ragenden psychologischen Arbeiten eines Waig, eines Drobisch, Fechner und Loge anknüpfen sehen, und die sich in Verbindung zu setzen suchen mit den historischen Bestrebungen, welche nach anderer Seite hin in den Leistungen eines Zeller, eines Kuno Fischer und Ueberweg hervortraten, hatten sich langsam zu durchdringen, um den Boden hinreichend vorzubereiten für die Entwicklung einer umfassenden Völkerpsychologie überhaupt, somit auch einer völkerpsychologischen Erforschung des uralten Geisteslebens.

Was aber vielleicht in neuester Zeit am meisten geeignet erscheint, der Forschung nach den frühesten Entwicklungsverhältnissen des geistigen Lebens einen wirksamern Aufstoß zu ertheilen, ist die wiederum aufgetauchte und jetzt epochemachende Descendenztheorie, der Darwin einen so bewährten Unterbau verliehen hat, daß sie in Zukunft, wie es scheint, wol maßgebend für die Naturgeschichte und deren Auffassung bleiben wird. Immer mehr fühlen wir bei genauerer Betrachtung dieser Lehre, daß es bezüglich der Auffassung auch der Geschichte der Menschheit wichtig ist, auf den Ursprung des Geisteslebens und auf dessen früheste innere Entwicklung zurückzugehen, und immer einleuchtender wird es ferner in Rücksicht hierauf, daß sich in unserer Gesamtanschauung die Lücke in der Entwicklung zwischen Thier und Mensch nur dann ausfüllen wird, sobald wir in die Geschichte des ursprünglichen Geisteslebens hinabsteigen, um genauer zuzusehen, welche Entwicklungen und Uebergänge der Menscheng Geist historisch durchzumachen hatte, um die Kluft, die sich allmählich zwischen ihm und dem Thiere aufthat, zu befestigen.

Schon vor dem erneuten Erwachen der Descendenztheorie sind ältere Forscher häufiger auf den Versuch zurückgekommen, die Geschichte und die Entwicklung der Menschheit im Zusammen-

hange mit der Gesamtschöpfung überhaupt philosophisch darzustellen, und das bedeutende Werk Herder's ist gewiß ein leuchtendes Beispiel in dieser Hinsicht; aber daß erst jetzt die rechte Zeit zu diesen Forschungen gekommen, das beweist, neben dem Anklage, den Geiger's Arbeiten fanden, ein jüngst erschienenenes Werk über die Schöpfung von Edgar Quinet, das seine Entstehung keinem andern Bedürfnisse verdankt, als die von naturgeschichtlicher Seite begründete Lehre Darwin's mit den Ergebnissen der historischen Forschung überhaupt zu verschmelzen. „Jede Nation“, so schreibt Quinet, „hat ihre Vergangenheit durchwühlt und es sich zur Aufgabe gemacht, alle ihre aufeinanderfolgenden Stationen in der Zeit aufzusuchen. Diese hergestellte Verbindung zwischen den Lebensperioden jedes Volks ist es gerade, die den Geist dieser Zeit so vorherrschend historisch macht. Es ist nicht eitle Neugierde, die den Menschen unserer Tage nach seinem Ursprunge forschen läßt. Er hat begriffen, daß er sich heute nur erkennen kann, wenn er sich kennt, wie er gewesen ist.“

Das Problem des Sokrates war unlöslich, solange sich die Forschung auf die Gegenwart beschränkte, aber die neue Wissenschaft hat damit begonnen, die Vergangenheit zu befragen. Unsere Zeit mit ihren Gärungen auf socialem und religiösem Gebiete fühlt ein doppeltes Bedürfniß, wie ich meine, die Vergangenheit zu befragen und die Geschichte sowol wie die Naturgeschichte zu Rathe zu ziehen. Ich habe daher gern die Gelegenheit ergriffen, Andeutungen über die Beurtheilung der socialen Frage vom naturgeschichtlichen Gesichtspunkte zu geben. Mehr jedoch als die sociale Frage lag mir die religiöse Frage am Herzen, und in dieser glaubte ich mir selbst auf keinem andern Wege Klarheit verschaffen zu können als durch die

Erforschung der Urgeschichte des religiösen Processes in der Menschheit überhaupt. Nur dann werden, wie ich glaube, die Bewegungen, die sich heute auf religiösem Gebiete vorbereiten, einen gefunden Verlauf nehmen können, wenn wir uns durch die Geschichte einen Einblick verschaffen in den Werth der Religion für die Entwicklung und Fortbildung der Menschheit, um uns zugleich einen Einblick zu eröffnen in die Verirrungen, denen die religiöse Entwicklung gleich allen irdischen Bewegungen von früh an im Zusammenhange mit andern unterworfen war. Diesen tiefern Einblick aber in den Werth der Religion für die Menschheit und andererseits in die im Irdischen unvermeidlichen Verirrungen selbst des Religionslebens kann uns nur die Einsicht in den frühesten Wachstumsproceß des religiösen Lebens liefern; denn nur mit diesem Ueberblick sind wir im Stande, umfassend und tief genug alle Erscheinungen auf dem Religionsgebiete zu beurtheilen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Aufgabe meiner Arbeit sei es mir hier gestattet, noch einiges über die Methode der Bearbeitung des gegebenen Stoffes voranzuschicken.

Das Material, das dem Forscher vorliegt, um Anregungen zu dem Versuche zu bieten, die Räthsel des geistigen Entwicklungslebens der Vorzeit zu lösen, ist ein überreiches. Fast alle Gebiete der Wissenschaft haben gewetteifert in der Anhäufung von Schätzen, welche, oft mühevoll aus tiefem Schachte gehoben, heute dazu dienen, deutliche oder dunkle Anhaltspunkte zu liefern zur Auffindung des Pfades, der in die verschleierte Gefilde der Urwelt hinüberweist. Vorzugsweise dürfen wir als solche Schätze die Funde erwähnen, die der modernen Sprachforschung unterbreitet werden konnten und deren

Ausbeutung bereits allen denjenigen Forschern zufiel, welche es unternahmen, die Geschichte der einzelnen Urvölker zu bearbeiten. Schon hier in der Borrede sei es, was aus der Inhaltsübersicht des Werks zudem erhellt, hervorgehoben, daß die soeben erwähnten Forschungen über die Geschichte der einzelnen Urvölker nicht mit unserer Aufgabe zusammenfallen. Jene Forschungen sind vielmehr Specialaufgaben und verhalten sich zu unsern Durchführungen wie das Besondere zum Allgemeinen. Nur die Allgemeingeschichte des urzeitlichen Geisteslebens liegt uns ob zu entwickeln.

Daß aber ein großer Theil des Materials, das von jenen Historikern verwerthet wurde, auch nach anderer Seite hin dem Völkerpsychologen, der die allgemeine Urgeschichte der Menschheit zu enträthseln versucht, zur Ausbeute dient, läßt sich leicht einsehen. Welche tiefgreifenden Aufschlüsse haben uns ohne Zweifel die mühevollen Arbeiten eines Champollion, eines Lepsius und anderer hervorragender Aegyptologen bezüglich des geistigen Entwicklungslebens der Vorzeit geliefert; wie nicht minder werthvoll sind die Entzifferungen eines Grotefend hinsichtlich der Keilschrift, und die Einsicht, welche uns ein Humboldt, Clavigero und Aubin in die Bildschriften der Mexicaner verschafft haben!

Aber so tiefe Aufschlüsse uns die Arbeiten jener Forscher über das Leben der Vorzeit an die Hand gaben, so wenig genügen dieselben, um eine Einsicht in das früheste Geistesleben der Völker zu eröffnen. Reichen doch diese bildschriftlichen Urkunden (der andern später geschriebenen Urkunden gar nicht zu gedenken) nur bis zu einer Zeit zurück, in welcher die Menschen den Griffel führen gelernt hatten. Allein welche Entwicklungsperiode mußte die Menschheit bereits durch-

laufen haben, bevor sie überhaupt zur Erfindung der Schrift vorzuschreiten im Stande war, um die Reflexe des geistigen vorzeitlichen Lebens in Stein und Marmorquadern einzugraben! Eine sehr lange geschichtliche Entwicklung liegt daher ohne Zweifel noch hinter jenem Abschnitt der Schriftanfänge verschleiert. Um diesen Schleier zu lüften, müssen wir noch andere Wissenschaften um Rath und Hülfe angehen, und da treten uns zunächst die oft wunderbar klingenden Traditionen und Sagen der Völker entgegen, die sich theilweise unabhängig von der Schrift seit alters her im Munde des Volkes erhalten hatten, oder, bestimmten Urkunden entnommen, doch erkennen lassen, daß sie Gedanken und Ereignisse der Völker wiederzugeben versuchen, die auf Zeiten der Urgeschichte zurückdeuten, da noch nicht an schriftliche oder bildschriftliche Wiedergabe zu denken war.

Aber auch der Schatz von Mythen und Traditionen der Urvölker, so umfangreich er ist und eine so reiche Ausbeute derselbe dem Mythologen gewährt, kann in dieser Hinsicht nicht genügen; denn die Sagen und Ueberlieferungen verstummen gegenüber den Funden, die wir als Denkmale und Erinnerungszeichen aus der Erde herausgraben, und die uns oft mit räthselhaften Fragen entgegentreten, auf welche der Erforscher des urzeitlichen Geisteslebens noch immer eine Antwort geben soll. Auf keinem Gebiete sind die Forscher in der Neuzeit thätiger gewesen als auf dem der anthropologischen Alterthumskunde. Es gebührt unserer Zeit der Ruhm, den Sinn der Mitlebenden für die Kunde der eisgraunen Vorzeit gestärkt und tiefer geweckt zu haben. Ueberall erblicken wir den Eifer der Sammler. Und fürwahr, dieser Eifer ist nicht nutzlos, denn nicht genug kann geschehen, um Material herbei-

zuschaffen; ist doch jeder Fund nur ein undeutlicher Buchstabe zu dem großen Alphabet, das wir zusammenzusetzen haben, um das Leben der Vorzeit aufzuhellen. Wenn wir heute jedoch die Schätze überblicken, die von allen Seiten durch Mühe und Fleiß zusammengetragen wurden, um zu dem Versuche anzuregen, aus den unzähligen Lettern ein sinnreiches Alphabet zusammenzusetzen und so den Schlüssel für das geistige Leben der Vorzeit zu gewinnen, so hieße es den Sammelfleiß der letzten Jahrzehnte unsers Zeitalters völlig unterschätzen, wollten wir uns zu der Ansicht bekennen, daß diese Funde zu solchen Versuchen noch nicht ausreichend seien. Im Gegentheil, wer heute unsere Sammlungen und Museen durchwandert und hier die Säрге, Schädel, Gebeine, Amulete, Geräthe und Bildwerke der Vorzeit aufgespeichert findet, muß oft staunen ob des übergroßen Materials, das räthselhaft anzuschauen ist, da es nur äußerlich der Form, der Masse und dem Fundorte nach klassificirt ist oder sich nur oberflächlich einem urgeschichtlichen Zeitabschnitte eingeordnet findet, über dessen Bedeutung sich die wenigsten Forscher bezüglich des damaligen Menschenlebens klar werden, da ihnen der innere Einblick in den folgerichtigen Zusammenhang einer Reihe von Erscheinungen mangelt, die sie sich gewöhnt haben, rücksichtlich der vorgefundenen Ueberreste durcheinandergewürfelt zu betrachten. Es ergeht uns mit unsern Schätzen heute in dieser Hinsicht kaum anders wie den frühesten Reisenden in Aegypten, welche die Bildwerke und die Hieroglyphen anstaunten, dieselben ihrem Fundorte und ihrem Aussehen nach zusammenordneten, ohne indessen weiteres darüber aussagen zu können. Auch uns sind heute die Funde der Steinzeit und des Bronzezeitalters im Grunde nur äußerliche werthvolle Bruchstücke, zu denen wir den geistigen Schlüssel des

Verständnisses zu suchen haben. Denn es genügt dem Geiste nicht, sich an Producten vor Augen zu führen, welche Handlungen der Ur Mensch in irgendeiner Zeit vollzogen hat, sondern er fühlt sich fortgetrieben zu der weitem Frage, was die Geschöpfe jener Zeit wol für Ideen damit verknüpft haben mögen.

Welcher Forscher aber ist berufen, Aufschluß über diesen innern Ideenzusammenhang zu geben? Hier glauben wir mit der Antwort nicht zögern zu sollen: berufen ist dazu kein anderer als der Psychologe — der Völkerpsychologe. Der Psychologe allein vermag die geistigen Gesetze zu erforschen, die sich im Ideenzusammenhange der Menschen schon vor Jahrtausenden zur Geltung brachten, dem Psychologen allein fällt die Aufgabe zu, in das innere geistige Getriebe einzudringen, das die Menschheit beherrschte zu einer Zeit, an welche uns die heute aus der Erde gehobenen Bruchstücke menschlicher Thätigkeit zurückerinnern.

Zwei Wege sind es, welche der Völkerpsychologe in Rücksicht auf das vorliegende Material einzuschlagen im Stande ist, um den Schlüssel zur Erforschung des urzeitlichen Lebens aufzusuchen. Der eine stützt sich im wesentlichen auf die analytische Methode, indem sich der Forscher hauptsächlich anlehnt an die Erscheinungen und Gesetze des sprachlichen Lebens als nächsten Ausdruck des urzeitlichen Vorstellungslebens der Völker. Diesen Weg hat der treffliche, leider zu früh dahingeshiedene Geiger betreten; ob mit Glück, das wage ich hier nicht zu entscheiden. Der andere Weg ist ebenso sehr analytisch wie synthetisch, indem sich der Forscher hier nicht begnügt mit den Resultaten, welche sich auf dem Wege der Sprachforschung ergeben, sondern zugleich darauf dringt, die Ergebnisse dieser Wissenschaft synthetisch zu verschmelzen mit allen

den Momenten, welche der äußere historische Entwicklungsgang der Menschheit überhaupt an die Hand gibt. Bezieht sich die an die Sprachforschung sich anlehrende Methode vorzugsweise auf die Erforschung des psychischen Vorstellungslebens des Geistes, so nimmt die andere die Beziehungen dazu, welche sich durch Daten einer Reihe von andern Wissenschaften ergeben, unter denen die anthropologische Alterthumsforschung im allgemeinen obenan steht, da uns diese Wissenschaft vorzugsweise durch ihre Funde mit den Handlungen und äußern Thätigkeiten der vorzeitlichen Menschheit bekannt macht.

Es haben sich also eine Reihe von Wissenschaften zu ergänzen und zu verschmelzen bezüglich der Basis, die gewonnen werden muß, auf der sich zusammenhängend und folgerichtig das urzeitliche Geistesleben entwickeln läßt. Und wie will man es versuchen, eine übersichtliche Geschichte der urzeitlichen Geistesentwicklung zu geben, ohne Rücksicht zu nehmen auf die empirischen Daten, welche die Psychologie im allgemeinen und insbesondere die Etymologie und Mythologie unterbreiten, und von welchem Werthe wären die Ergebnisse dieser Wissenschaften hinsichtlich der frühesten geistigen Geschichte unsers Geschlechts, wenn wir hierbei die Resultate der vergleichenden Zoologie und Ethnologie oder die allgemeinen Daten der Geologie und daran anschließend wiederum die Ergebnisse der Pflanzen- und Thierverbreitung u. s. w. außer Acht ließen! So, sehen wir, sind eine Reihe von einzelnen Wissenschaften dazu berufen, sich gegenseitig einander zu befruchten und zu durchdringen. Das Bedürfniß dieser gegenseitigen fruchtbaren Durchdringung der hier genannten Wissenschaften wurde zu keiner Zeit mehr gefühlt wie heute, wo durch eine überhandnehmende Arbeitstheilung eine Kleinliche

Detailforschung plaggegriffen hat, unter deren Druck es schwierig ist, sich den Gesamtüberblick über den Grundstock und die treibende Kraft der Entwicklung zu bewahren. Die oben genannten hierher gehörigen Wissenschaften sind aber um so mehr dazu berufen, sich einander fruchtbar zu durchdringen, als sie im wesentlichen als die Disciplinen und Glieder einer Gesamtwissenschaft angesehen werden müssen, welche sich in historischer Hinsicht mit dem Wesen der organischen Schöpfung, insbesondere aber mit dem höchsten Entwicklungsproduct derselben, nämlich dem Menschen befaßt.

Die Namen derer hervorzuheben, die von den genannten Einzelwissenschaften aus diese Gesamtwissenschaft anzustreben versuchten, erscheint überflüssig. Wenn wir aber vom Standpunkte der heutigen Philosophie um uns blicken und die Thatfache gewahren, daß die epochemachenden Schulen, welche in ihren Richtungen von Kant ausgehen, fast alle in völliger Zersezung begriffen sind, so ist es vielleicht doch nicht ganz werthlos, vom historischen Gesichtspunkte darauf hinzuweisen, wie sich eine Reihe von hochbegabten Männern, ohne daß sie selbst wol darauf hinzielten, heute zu einer neuen Schule vereinigt haben, die wie ein Phönix aus der Asche sich im hellen Glanze am Horizonte der Wissenschaft zu erheben ansieht. Sind doch die Männer dieser neuen Schule, auf welche hinzuweisen uns die Pflicht gebietet, dieselben, denen ich zugleich die Anregung zu den Ideen verdanke, welche sich im Folgenden niedergelegt finden. Wie wäre es möglich, an dieser Stelle in anthropologischer Hinsicht nicht eines Virchow, in völkerpsychologischer Hinsicht nicht eines Lazarus, eines Steintal zu gedenken; oder wie wäre es ziemlich, vom Gebiete der Ethnologie nicht hinzuweisen auf einen Bastian oder

Karl Andree, und auf die Engländer John Lubbock und Edward Tylor! Wer übersähe die hervorragenden Verdienste eines Oskar Beschel, eines Eder und Hermann Schaafhausen, wer erinnerte sich nicht sogleich aller der Anregungen, welche wir von etymologischer Seite einem Max Müller, oder wie schon früher erwähnt einem Lepsius und andern Alterthumsforschern verdanken! Und wie könnten wir die Reihe dieser Männer beschließen, ohne der Mythologen zu gedenken, die wie Adalbert Kuhn und Friedrich Spiegel für die Erforschung des uralten Geisteslebens ganz neue Wege eröffnet haben! Es bedarf kaum des Hinweises, daß die genannten Forscher inniger zusammengehören, da sie gemeinsam an dem Ziele einer wissenschaftlichen Lehre arbeiten, welche eine Wissenschaft vom Menschen auf allgemeiner historischer und völkerpsychologischer Grundlage genannt zu werden verdient. Möchten denn zunächst diese Männer, die wir heute als die hervorragenden Führer auf dem genannten Wissensgebiete begrüßen, den im Folgenden gegebenen Ausführungen, die einem Ziele entgegenstreben, das mit dem ihrigen im wesentlichen zusammenfällt, ein freundliches Interesse entgegenbringen!

Schließlich bleiben mir noch einige Worte über die dem Werke beigegebenen Illustrationen zu sagen. Es schien mir eine angenehme Pflicht, mich der schönen Gatte anzuschließen, die Züge hervorragender Forscher, welche es werth sind daß wir sie im Andenken erhalten, mittels Vervielfältigung durch den Druck allgemeiner zur Anschauung zu bringen. Keine bessere Gelegenheit konnte sich hierzu bieten als die Herausgabe dieser Arbeit. Mögen mir die Manen der beiden, leider zu früh der Wissenschaft entrissenen deutschen Forscher verzeihen, wenn ich, meinem Gefühle folgend, hiermit theilweise meiner Pietät gegen sie Ausdruck zu

geben meine. Eine nicht minder hohe Verehrung glaube ich Darwin schuldig zu sein. Scheint es mir doch, als hätte ich seine Erneuerung der Descendenztheorie auf naturgeschichtlichem Gebiete, womit er einen fruchtbaren Einblick in den Werth der organischen Entwicklungsgeschichte eröffnet hat, nur zu übertragen versucht auf das Gebiet des frühesten Geisteslebens der Menschheit. Was die Karte der spätern Tertiär- oder der beginnenden Neotertiärzeit anlangt, so soll dieselbe selbstverständlich nur einige Anhaltspunkte liefern, um der Vorstellung möglichst zu Hülfe zu kommen.

Heidelberg, im October 1872.

**Der Verfasser.**

## Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

Serrebe .....	Seite V
---------------	------------

### Erstes Buch.

## Die Abstammung des Menschen beleuchtet vom psychologischen Gesichtspunkte.

### 1. Der Mensch und seine Stellung im Thierreiche.

Der Mensch in der Familiengruppe der Katarrhinen. — Der Stammvater des Menschen war keine von den heute noch lebenden Affenarten. — Unüberwindlich erscheinende Schwierigkeiten bezüglich der Auffindung von fossilen Resten der thierischen Stammältern der Menschen. — Wichtigkeit der Zusammennahme aller wissenschaftlichen Hilfsmittel, um die Frage über die Natur der menschlichen Vorfahren zu beantworten. — Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Herbeiziehung der vergleichenden Psychologie zur Entscheidung dieser wichtigen Frage.

3

### 2. Der Kampf ums Dasein und die Grundbedingungen des organischen Sociallebens.

Die Thierwelt im Hinblick auf die Stufenfolge des Intellects und auf das gesellige sittliche Leben. — Das Verhalten der Arten im Kampfe ums Dasein. Hinweis auf das friedliche Leben der Arten und Organismen auf einer als Ideal gedachten, isolirten und glücklich befruchteten Insel. — Das gleichfalls nothwendige friedliche Zusammenleben der organischen Zellen im innern gesunden Einzelorganismus. — Der sich hieraus ergebende Fingerzeig für die Beurtheilung des Artenkampfes ums Dasein vom sittlichen Gesichtspunkte. — Darwin, der Newton der Biologie. — Das organische Zellenleben und seine geselligen Grundbedingungen. — Die Nothwendigkeit regelrecht vertheilter Nash-

rung als Unterlage zur Erhaltung aller gefunden organischen Zustände. — Die zu ungleiche Nahrungvertheilung und die sich infolge dessen entwickelnden zu ungleichen Gegensätze in der Organismenbildung. — Die Verschiebung der ursprünglichen Fruchtbarkeitsverhältnisse. — Die aus dem Kampfe der Arten resultirende Herrschaft der am besten bewaffneten Macht. — Die zu ungleiche Nahrungvertheilung führt im Kleinleben der Zellen zu ähnlichen krankhaften Erscheinungen, wie im großen unter den zusammenwohnenden Arten. — Die Bedingungen zur Lösung der socialen Frage vom naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte. — Die organische Gemeinschaft im Staate und als Staat. — Uebergang zum folgenden Kapitel . . . . . 10

### 3. Der psychische Charakter der hauptsächlichsten Deciduatenarten gegenüber dem Naturell des Menschen.

Schwierigkeiten und Mängel einer genauen Thierpsychologie. — Hinweis auf den Grundgesichtspunkt, den der vergleichende Psychologe im Hinblick auf die Morphologie einzunehmen hat. — Die Intelligenz und der Scharfzinn der Deciduaten gegenüber der gutmüthigen Einfältigkeit der Subdeciduaten. — Das hohe Mitgefühl der Nager und Affenarten gegenüber den prägnanten Selbstgefühlen, der Selbstjucht und Tapferkeit der Raubthiere. — Die enge Beziehung der psychischen Triebe zur natürlichen Zuchtwahl und zum Kampfe um die Existenz. — Die Nothwendigkeit eines bestimmten Gleichgewichts zwischen Mitgefühlen und Selbstgefühlen in Bezug auf das Gedeihen und Fortkommen der Art. — Im Menschen kommt das geforderte Gleichgewicht von Mitgefühl und Selbstgefühl unter den Deciduatenarten ursprünglich am meisten annähernd zum Ausdruck. — Die ursprüngliche Verwandtschaft und Beziehung des Menschen zu dem Naturell der Raubthiere einerseits und den geselligen und verträglichen Nagern und Affen andererseits. — Das psychische Naturell des Menschen hält ursprünglich die Mitte zwischen den mitfühlenden Affen und Nagern nach einer Seite und den tapfern, muthigen aber selbstjüchtigen Raubthieren nach der andern Seite . . . . . 45

### 4. Die menschlichen Vorfahren.

Der psychologische und zoologische Gesichtspunkt in Bezug auf die Frage der Abstammung. — Die verschiedenen Klassen der Deciduaten. — Der morphologische Unterschied zwischen ringförmiger und scheibensförmiger Placenta erscheint in Bezug auf Ausbildung von Charakter und Naturell ohne Bedeutung. — Die heutigen sogenannten Halbaffen bilden Trümmer einer ehemals sehr formenreichen Stammgruppe, welche Wurzeln aufweist zu allen divergenten Zweigen der Deciduaten. —

Die Frage nach der Herkunft des Menschen hängt zusammen mit der Forschung nach der Herkunft der einzelnen Deciduatengruppen. — Es sprechen von vielen Seiten Gründe für eine eigene und selbständige Emporentwicklung des Menschen von der Basis eines halbaffenartigen Urgeschlechts aus, neben der Entwicklung der eigentlichen Affen und der Raubthiere. — Der Mensch vereinigt in sich die charakteristischen Eigenschaften des Naturells der Hauptvertreter der Deciduatarten, bringt sie zu einer gemeinsamen höhern Durchbildung und bildet hinsichtlich derselben somit die Krone des organischen Geschlechtsbaumes. 62

Zweites Buch.

Die Ursprünge der menschlichen Cultur und Gesittung.

1. Einleitung.

Die glücklichen und segreichen Charaktereigenschaften des Menschen gegenüber den verwandten Deciduatarten . . . . . 77

2. Die zusammenhängende Arbeitstheilung als Grundlage und Ursache aller Organisation und des organischen Staatslebens.

Die Arbeitstheilung als Ursache der organischen Divergenz und ineinander greifenden Ergänzung der Glieder. — Die niedern Organismen als Zellenstaaten. — Der schwimmende Staat der Hydromebusen, dessen Arbeitstheilung und Verwaltung. — In der Organisation der niedern Thiere herrscht das Föderativsystem, in den vollkommenern höhern Organismen überwiegt die Centralisation. — Der Familienverband. — Die Herde, deren Zweck und Arbeitstheilung gegenüber dem Zweck staatlicher Vereinigung. — Der Urmensch als staatliches Thier und die anarchistische, staatslose Verwilderung der niedern, versprengten Völkersämme. — Die Insektenstaaten, deren verschiedene Zwecke und staatliche Arbeitstheilung. — Der menschliche Urstaat kein bloßes negatives Vertheidigungssystem, sondern eine Organisation zum Zwecke der Entwicklung und des positiven Angriffs, zur nachdrücklichen Abwehr und Erlämpfung des Sieges im Kampfe ums Dasein. . . . . 81

3. Die ursprünglichen Verhältnisse des urstaatlichen Lebens und die Führer der Gemeinschaft als Krystallisationspunkte allgemeiner sittlicher Entwicklung.

Ursprüngliche Nahrungskonkurrenz der Urmenschen und Raubthiere. — Sorgfältigere und ausbauende Pflege der Nachkommenschaft unter dem Schutze des Staatslebens gegenüber der sorglosen Aufzucht der

Zungen in der schutzlosen Herde. — Wachstum der Familienliebe und Anhänglichkeit der Glieder im staatlichen Gemeindeleben. — Die primitiven sittlichen Gewohnheiten in Beziehung zum Selbstgeföhle. — Die Aristokratie der physischen Macht und die leitenden Führer der staatlichen Gemeinschaft. — Der Führer der Heerbergemeinde gegenüber dem Führer der Staatsgemeinde. — Die natürliche Suprematie des Führers im Staate und die Prävalenz der Macht in der Wechselwirkung der Staaten. — Die Nothwendigkeit autoritärer Leitung im Staate und das zu fordernde Gleichgewicht von gleichmäßiger Continuität und veränderlicher Adaption hinsichtlich der einzuhaltenden Regierungsrichtung. Die instinctive sittliche Hingabe der urstaatlichen Gemeindeglieder an das Oberhaupt, und die instinctive Anlehnung des Nachahmungstriebes an das beispielgebende Benehmen desselben. — Die Führer der organisirten Gemeinschaft als Fortbildner gemeinschaftlich übereinstimmender Gebräuche und Sitten. . . . . 103

#### 4. Die ursprüngliche Entwicklung der Sprache.

Räht sich die Frage nach der Sprache des Urmenschen beantworten? — Der Zustand einer ursprünglichen Sprachvollkommenheit, dem später erst eine allgemeine Sprachverwirrung folgte, ist eine Dichtung. — Die Sprache unter den Thieren. — Die Vögel treten bezüglich der Sprachbegabung dem Menschen am meisten nahe. — Die Entwicklung der Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung. — Die höhere Ausbildung der Handgeschicklichkeit im Staatöleben, und das sich hieran knüpfende Aufrechtgehen werden Stützen zur Verfeinerung des Ausathmens und der artikulirten Stimmgebung. — Der Unterschied zwischen menschlicher und thierischer Sprache. — Die menschliche Sprache wird ein Mittel zur Verschärfung der Unterscheidung und dient dem Aufschwunge der Intelligenz. — Die unvollkommenen Mittheilungsarten auf der untersten Sprachstufe und die anfängliche Verwirrung der Bezeichnungsweise auf der sogenannten charakterisirenden Stufe. — Der Werth der Nachahmung menschlicher Laute und die Bedeutungslosigkeit der Nachahmung von Naturklängen zur Fixirung übereinstimmender Wurzeln. — Die psychologischen und physiologischen Gründe, welche die ursprüngliche Bedeutungslosigkeit der Nachahmung von Naturklängen und Thiertönen rechtfertigen. — Die Führer der Gemeinschaft als Stützen und allgemeine Anknüpfungspunkte übereinstimmender Entwicklung menschlicher Ton- und Lautnachahmung und das sich bildende Allgemeinverständniß. — Der Werth und die Vortheile des zur Uebereinstimmung gezogenen objectiven Sprachprocesses. — Die früheste Bildung von übereinstimmenden Wurzellauten bezog sich auf Objecte und wahrgenommene Thätigkeiten der nächsten Umgebung im Familien- und Gemeindeleben. — Die thatsächlich ersten mög-

lichen allgemein verständlichen Sprachwurzeln auf der charakterisirenden Stufe. — Das Wesen der Sprache und seine vorzugsweise Beziehung zur Stärkung der Erinnerungsanlagen im Geiste .....	129
--	-----

### 5. Die Wiege des Menschengeschlechts und die Klassen- ausbreitung.

<p>           Hindeutungen auf das Alter des Menschengeschlechts. — Haben wir Anhaltspunkte, um eine gemeinschaftliche Urheimat aller Völkerrassen annehmen zu können? — Die Gründe, welche diese Annahme rechtfertigen, und die Widerlegung der sogenannten Autochthonentheorie. — Die Ausstrahlung vieler Völkerfamilien von deutlich nachweisbaren gemeinsamen Punkten aus. — Die Nothwendigkeit der Annahme eines Hauptschauplatzes der höhern organischen Entwicklungsgeschichte auf der Erde. — Anhaltspunkte dafür, daß dieser Entwicklungsschauplatz im wesentlichen mit dem Verbreitungsbezirke der Halbrassen zusammenfiel. — Die Wanderung der Urstämme und Rassen, und Grund und Geheß dieser Erscheinung. — Das ursprüngliche Zusammenleben der Völkerfamilien und Rassen in der gemeinsamen Heimat. — Die Verdrängung der schwächeren Rassen nach dem Osten und die ursprüngliche und ausdauernde Concurrrenz der Kaukasier und Afrikaner auf dem Hauptschauplatze der Entwicklungsgeschichte. — Widerlegung von Einwürfen und Hinweis auf die Gründe, welche zu dieser Annahme nöthigen. — Südasien und Ostafrika als Hauptschauplatz der frühesten urgeschichtlichen Begebenheiten und als Centralpunkt der psychologischen Entwicklungsgeschichte der Völker. — Die hohe Entwicklung der tiefern geistigen Anlagen und der Erfindungsfähigkeit im Rassenkampfe, und die besondere geistige Stärke und Entwicklungsfähigkeit der Kaukasier im Kampfe mit den körperlich überlegenen Rassen. — Die hervorragende Erfindungsgabe der Kaukasier und die Möglichkeit der Nachahmung und Verbreitung der Leistungen derselben über die Völker des Erdkreises. — Die Erfindung gegenüber der angeborenen Anlage. — Die Sprache war keine Erfindung. — Uebergang zum folgenden Kapitel .....</p>	182
---	-----

### 6. Ausbildung und Werth der Handgeschicklichkeit.

Das Aufrechtgehen der Menschen und die ursprünglichen Gründe dieser Erscheinung. — Der Aufschwung der Handgeschicklichkeit und des Kunsttriebes, und der Werth dieser Erscheinung zur Beurtheilung des Naturells und des Volkscharakters. — Die Geschicklichkeit gegenüber der Trägheit und die Bedeutung dieser Merkmale zur Vergleichung des Völkernaturells. — Hottentotten und Buschmänner als die trägsten und niedrigsten Völker. — Die bereits höher stehenden Mittelafrikaner im Vergleich zu den Amerikanern. — Nachweis daß die Ame-

rifaner ursprünglich begabter sind wie die Afrikaner. — Die Amerikaner im ursprünglichen Contact mit den ostasiatischen Culturvölkern. — Widerlegung der Einwendungen gegen diese Ansicht. — Die Malaien, Polarkvölker und Chinesen im Vergleich zueinander. — Die Chinesen gegenüber den Kaukasern. — Mangel innerer Geistesbeweglichkeit der Chinesen und der andern Culturvölker gegenüber den am höchsten begabten kaukasischen Stämmen. — Ursprünglicher Sieg der begabtesten kaukasischen Völker während der Steinzeit über alle übrigen Völker der Erde. — Der Aufschwung der Ägypter, Chinesen und Mexicaner in der culturgeschichtlichen Entwicklung und die Culturherrschaft dieser Völker während der Urgeschichte. — Ursachen dieser Erscheinung. — Die Handgeschicklichkeit und deren psychologische Beziehung zur innern Geistesbeweglichkeit und Combinationsgabe. — Handgeschicklichkeit und Combination, sowie Sprache und Erinnerung als sich unterstützende Factoren der Geistesentwicklung. . . . . 220

### 7. Der Mensch auf der Stufe der Steinzeit.

Rückblick auf die Entwicklungsfactoren des Geistes und Hinweis auf die Dauer der Zeit, welche diese Entwicklung erforderte. — Das Holz-, Stein- und Metallzeitalter. — Die Pfahlbauten. — Hinweis auf den Aufschwung der tiefern geistigen Ideenassociation und Uebergang zum folgenden Abschnitt. . . . . 252

## Drittes Buch.

### Die Ursprünge des religiösen Lebens.

#### 1. Einleitung über das Wesen und die Entstehung der Religion.

Der Stand der Frage und Hinweisung auf die Lösung des Problems. — Die Spuren von Religion in der Thierwelt und Hinweis auf die ursprünglich thierische Stufe des religiösen Gefühlslebens im Menschen. — Die Wechselwirkung der Erziehung der Glieder in der Thierfamilie und der Einfluß von Erziehung beziehungsweise Dressur in Bezug auf Zucht, Sitte, Religion und die sittlichen Gefühle überhaupt. — Besitzt der Mensch ein ursprünglich angeborenes Abhängigkeitsgefühl bezüglich erhabener scheinender Naturgewalten? — Einzig mögliche Beantwortung dieser Frage durch die vergleichende Psychologie. — Verneinung der Frage durch Hinweis auf die ursprünglich angeborene äußere „Auffassungsebene“. — Die falsche psychologische Auffassung des Urmenschen und die bisherige Kritiklosigkeit in Bezug auf die

sogenannte Angeborenheit und die Entstehung des religiösen Gefühls für das Erhabene. — Die Unstatthaftigkeit der Annahme einer ursprünglichen Kluft zwischen Thier und Mensch mit Bezug auf ein dem letztern allein zugesprochenes Religionsgefühl. — Die beiden sich in dieser Frage gegenüberstehenden psychologischen Parteien und ihre Argumente. — Hinweis auf die ursprünglich angeborene Auffassungseuge und die sich daraus ergebenden Consequenzen, insbesondere die sich hieraus ergebende ursprüngliche Interesselosigkeit gegenüber den Naturerscheinungen, welche die Selbsterhaltung nicht direct betreffen. — Die Ursachen und Gründe, welche von seiten der Pshyologie diese Thatsache erklären. — Völkerverpsychologische Gründe, welche diese Thatsache gleichfalls stützen. — Uebergang auf die Frage nach dem Wesen und nach der Entstehung der Religion, und Hinweis auf diejenigen Objecte, welche sich am ursprünglichsten in das Licht des religiös Erhabenen stellen konnten. — Die im Familienleben und in der Nächstengemeinschaft sich bildenden und wachsenden Gefühle der religiösen Furcht in der Liebe gegenüber dem erhabenen scheinenden hohen Alter, dem sittlichen Vorgesetzten und dem Führer der Gemeinschaft. — Die Thiere in der ursprünglich naiven Anschauung der Menschen. — Nachweis an der ursprünglich religiösen Unterscheidungsgabe und am Begriffe des Erhabenen, daß die Thiere ursprünglich und selbstverständlich keine religiöse Anbetung auf sich ziehen konnten. — Nachweis am Begriffe des Erhabenen, daß auch die Naturerscheinungen ursprünglich und selbstverständlich kein religiöses Interesse erwerben konnten. — Das religiös Erhabene und seine Voraussetzungen in Bezug auf Gefühl und Unterscheidungsgabe. — Alle außerhalb der Nächstengemeinschaft liegenden Objecte und Naturerscheinungen erhalten das Licht religiöser Erhabenheit erst durch vermittelnde Zwischenglieder der Vorstellungsweise, d. h. durch bestimmt nachzuweisende Ideenassoziationen und deren äußere Anregungen und Stützen. — Die sich hieraus ergebende Aufgabe für die Entwicklung des religiösen Processes. — Das Wesen der Religion im allgemeinen und Hinweis auf die Möglichkeit des Sinkens und Steigens derselben unter den Geschöpfen. — Specieller Hinweis auf die im Folgenden zu lösende Aufgabe ..... 263

## 2. Die Familien- und Staatsgemeinschaft als ursprünglichste Grundlage zur Ausübung von Sitte und Religion.

Hinweis auf den gemeinsamen Ausgangspunkt der religiösen Gefühle bei Thieren und Menschen. — Die sittlich erscheinenden Gefühle bei Nagethieren, Affen und andern Arten, gegenüber dem unsittlichen Betragen der Raubthiere. — Die Bedingungen für den hohen Aufschwung der religiösen Gefühle beim Menschen gegenüber den Thieren. — Hin-

weis auf die Religion des ersten Nächstenkreises der Familie, und die natürliche sittliche Erhabenheit des Alters gegenüber der Unerfahrenheit der Jüngern. — Die natürliche Erhabenheit des Stammältesten und der erhabene Nimbus des Oberhauptes, das die Gemeinschaft leitet. — Der Grad von Erhabenheit, in dessen Licht sich das Stammoberhaupt stellte, war ursprünglich verhältnißmäßig bedeutend. — Hinweis auf den sich hieran anschließenden allgemein verbreiteten uralten religiösen Cultus der Stammältesten . . . . . 314

### 3. Die thierisch-naive Weltanschauung und deren Erscheinungen unter den Urvölkern.

Der Auffassung der Ideenassociation durch Stärkung von Phantasie und Erinnerung. — Der Häuptlingscultus und die ursprünglich natürlichen und sittlichen Grundlagen für die Entstehung des Opfers. — Der Stammälteste und seine sittlichen Functionen in der Urgemeinde. — Der Mangel der Begriffe von Körperlosigkeit, sowie des Geistes und der Seele innerhalb der frühesten Weltanschauung. — Der ursprüngliche Mangel einer klaren Todesvorstellung. — Die Verstorbenen in der Anschauung des Urmenschen als Ruhende und Schlafende. — Hinweis auf dem ähnliche Anschauungen bei den Thieren. — Der Leichencultus der „Entschlafenen“. — Die Entstehung des Thiercultus und der psychologische Zusammenhang desselben mit dem Leichencultus. — Die Doppelwesen von Thier und Mensch (Sphinx). — Die Thiere als verwandelte Menschen. — Der Kannibalismus, seine Verbreitung in der Urzeit und der Zusammenhang dieser Erscheinung mit dem bestehenden Leichencultus und Thiercultus auf Grund der ursprünglichen Weltanschauung. — Hinweis auf die vorgestellte Leibeswandlung von Mensch in Thier als Vorstufe zur spätern Seelenwanderungslehre. — Uebergang zum folgenden Abschnitt. . . . . 328

## Verzeichniß der Illustrationen im ersten Bande.

Indianer dem Todten Speise anbietend. (Titelbild.)	
Charles Darwin . . . . .	64
Der Stammbaum der Deciduaen . . . . .	74
Der schwimmende Hydromedusenstaat. . . . .	86
Lazarus Geiger . . . . .	176
Theodor Waig . . . . .	223
Celtengruft bei Parcellly Hay . . . . .	345
Celtisches Eisengrab . . . . .	353
Karte der Nachtertiärzeit. (Zu Buch II. Cap. 5.)	

UNIV. OF  
CALIFORNIA

## Erstes Buch.

Die Abstammung des Menschen, beleuchtet vom psychologischen  
Gesichtspunkte.

to vml  
august 1903

## 1.

### Der Mensch und seine Stellung im Thierreiche.

Der Mensch in der Familiengruppe der Katarrhinen. — Der Stammvater des Menschen war keine von den heute noch lebenden Affenarten. — Unüberwindlich erscheinende Schwierigkeiten bezüglich der Auffindung von fossilen Resten der thierischen Stammältern der Menschen. — Wichtigkeit der Zussammennahme aller wissenschaftlichen Hülfsmittel, um die Frage über die Natur der menschlichen Vorältern zu beantworten. — Nothwendigkeit und Möglichkeit der Herbeiziehung der vergleichenden Psychologie zur Entscheidung dieser wichtigen Frage.

---

Welch ein buntes, farbenreiches Bild enthüllt sich unserm Auge, sobald wir einen umfangreichen Blick auf die Thierwelt unsers Planeten werfen. Kaum einen Ort der Oberfläche gibt es, der nicht irgendwie von lebendigen Geschöpfen überhaupt in Besitz genommen wurde. Hoch in die Lüfte bis zum blauen Aether erhebt sich der Adler, sein weitblickendes Auge am Lichte labend. Das Luftmeer wimmelt von Insekten und von buntgefiederten Vögeln. In den Bergschluchten, an den Flüssen und in den Bezirken der steppenreichen Niederungen finden sich die umfangreichen Ansiedelungen der Säugethiere; die dunkeln Erdschichten aber werden durchwühlt und durchgraben, nicht nur von den Wurzeln der Pflanzen, sondern Tausende von Insekten sind es, die hier zu ihrer Entwicklung eine Zufluchtsstätte gegen Wind und Wetter suchen. Kein Blick aber erschöpft die unendlichen Räume der salzigen Meeresstiefen, in deren fast dunkeln Stätten ein unentwirrbares Leben und Weben herrscht,

ein Leben, das sich von den Wassern der tropischen Gestade bis unter die Eisberge des Polarmeeres hinzieht, um auch dort noch die Bedingungen zur Existenz für eine Reihe seltsamer Thiere zu bieten. Mitten in dem bunten Gewirre dieser merkwürdig gestalteten Thierarten erblicken wir den Menschen, heute noch, was physische Kraft anlangt, überragt und übertroffen von einer großen Reihe raubthierartiger und anderer Geschöpfe, ein Zwerg gegen den ausgewachsenen Elefanten, und in frühester Zeit nur ein unscheinbares Kind gegen die thierischen Riesen der Vorwelt.

Betrachten wir zunächst die anatomischen Merkmale des Körperbaues, so zeigt der Mensch zunächst die größte Verwandtschaft zu den Affenarten, man rechnet ihn daher in zoologischer Hinsicht zu der Familiengruppe der Katarrhinen, eine Gruppe, in der sich der menschliche Typus zunächst in Gesellschaft mit dem Orang (*Satyrus orang*), mit dem Schimpanse (*Pongo troglodytes*) und dem am Flusse Gaboon im westlichen Afrika im Jahre 1847 vom Missionar Savage entdeckten Gorilla (*Pongo gorilla*) befindet.

Die Frage ob die Menschen sich aus den anthropoiden Affenarten herausgebildet haben, und ob die anthropoiden Affenarten aus den schmalnasigen Affenarten, letztere endlich aber wiederum sich aus den sogenannten Halbaffen entwickelt haben, ist bis heute noch nicht völlig entschieden. Sicher ist nur, daß der Mensch bezüglich seines anatomischen Baues den Affenarten zunächst zugezählt werden muß, und sein Stammbaum daher nicht ganz ohne Beziehung zu dem der höchsten Affenarten stehen kann. \* Mehr und mehr aber sind die Forscher in neuester Zeit zu der Einsicht gelangt, daß von den noch jetzt lebenden Affenarten keine der Stammvater des Menschengeschlechts gewesen sein kann, sondern man hat sich zu dem Aus-

\* „Es läßt sich kaum bezweifeln, daß der Mensch ein Zweig des altweltlichen Semiadenstammes ist, und daß er von einem genealogischen Gesichtspunkte aus in die Abtheilung der Katarrhinen einzuordnen ist.“ Darwin, „Abstammung des Menschen“, übersetzt von B. Carus, I, 171.

spruch bekennen müssen: „daß die affenartigen Stammältern des Menschengeschlechts längst ausgestorben sind“. Die Aufgabe der Zukunft ist es, nach den fossilen Knochenresten zu suchen, welche den vorweltlichen Stammältern des Menschengeschlechts angehört haben. Ist es begründet, daß der Stammbaum des Menschen und der höchsten Affenarten auf die Halbaffen zurückweist, so ist der Bezirk, in welchem diese Knochenreste zu suchen sind, nur auf die Alte Welt beschränkt, da keine Halbaffenart lebend oder fossil bis jetzt in Amerika gefunden wurde. Ueberhaupt haben die Zoologen in neuester Zeit mehr und mehr einsehen lernen, daß das Haupttheater der höchsten Entwicklungsgeschichte und die Ausbildung der modernsten Thierformen, wie wir später genauer zeigen werden, in der Alten Welt stattgehabt hat. Allein gerade derjenige Theil der Alten Welt, der als Schauplatz der modernsten Thierentwicklungsgeschichte angesehen werden muß, und auf welchem wir zugleich, wie wir in der Folge noch sehen werden, die eigentliche Wiege des Menschengeschlechts zu suchen haben, hat im Laufe der Zeit durch die Fluten und Strömungen der Meeresgewässer die tiefgehendsten Veränderungen erfahren, und nicht mit Unrecht darf man behaupten, daß der größte Theil der eigentlichen Heimat der Halbaffen in den Fluten des Indischen Oceans begraben worden ist. Noch heute treffen wir die Reste jener wunderlichen Halbaffenarten, die wir Macrotarsen und Brachytarsen nennen, zerstreut lebend auf dem Inselbezirke des südlichen Asiens und Afrikas und besonders auf der Insel Madagascar an, die vielleicht als eine Ruine und als trümmerhafter Rest jenes merkwürdigen Stück Festlandes anzusehen ist, das eine erst in späterer Zeit auftauchende Strömung hinweggewaschen hat, und das sich einst von hier bis nach Hinterindien und Java hinüberzog. Dürfen wir auch die Hoffnung trotzdem nicht aufgeben, auf diesen Inseln einst Spuren der menschlichen Stammältern zu entdecken, so scheint uns diese Hoffnung doch in eine weitere Ferne gerückt zu sein, namentlich sobald wir den Factor der Gestaltenänderung der Festlandsmassen

zugleich in Rechnung ziehen. Und dieser Factor wird um so wichtiger, je höhere Zeiträume wir für diejenigen Geschöpfe anzusehen haben, welche wir muthmaßlich als die Vorfahren des Menschen anzusehen berechtigt sind. Führt uns die Geschichte des Menschendaseins nun aber bereits hoch in die Tertiärzeit hinauf, so werden wir rücksichtlich der Forschungen nach den menschlichen Vorfahren unter den Halbaffen weiter hinauf sogar bis in die Anteoecenperiode geführt, ein Zeitraum, in welchem die Festlandsgestaltung noch eine sehr bewegliche gewesen sein muß. Es ist daher nicht eben wunderbar, wohl aber sehr bedauernswerth, daß uns heute von den uralten und vielleicht sehr weit verbreiteten Stammformen der hochtertiären Halbaffen nur noch ganz spärliche Ueberreste erhalten sind, welche (wie das interessante Fingerrhien *Chiromys madagascariensis* und das einzige Ueberbleibsel der *Ptenopleurengruppe*, der Pelzflatterer der Südseeinseln) uns beweisen, in den allermerkwürdigsten Formen vorhanden gewesen sein müssen. Je größer aber die Schwierigkeiten sind, welche die Zoologen und Paläontologen zu überwinden haben, um die fossilen Reste der menschlichen Stammältern ans Licht zu ziehen, um so wichtiger ist es, alle übrigen Hilfsmittel zu Rathe zu nehmen, die sich uns darbieten, um zu Schlüssen über die muthmaßlichen Vorfahren des Menschengeschlechts zu gelangen. Haben sich nun fast alle Zweige der Naturwissenschaft überboten, um durch ihre Beiträge die wichtige Frage nach der Abstammung des Menschen zu erschöpfen, so ist indessen doch noch eine Wissenschaft übriggeblieben, welche man bisher nicht genau genug in dieser Beziehung um Rath gefragt hat, obwol wir dafür halten, daß auch sie im Stande ist, ihr Scherflein zur Lösung der wichtigen Frage mit beizutragen. Diese Wissenschaft aber ist die vergleichende Psychologie. Machen wir daher im Folgenden den Versuch, auch diese in der That so wichtige Wissenschaft in das Bereich der Untersuchung in Bezug auf die Abstammung des Menschen hereinanzuziehen.

Während Linné in seinem System den Menschen bereits mit den Affen, den Halbaffen und den Fledermäusen unter der Ordnung Primaten vereinigte, trennte Blumenbach dagegen den Menschen bekanntlich von den übrigen Affen in einer besondern Ordnung unter dem Namen Zweihänder, *Bimana*. Die übrigen Affen und Halbaffen wurden von diesem berühmten Zoologen *Quadrumana* und *Bierhänder* genannt. Diese Eintheilung, die auch die großen französischen Zoologen annahmen, hat erst im Jahre 1863 Huxley in seiner bekannten Schrift: „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur“, widerlegt. Er zeigte, daß der Unterschied von Fuß und Hand nicht darauf beruhe, daß die Hand allein den Daumen den übrigen Fingern gegenüberzustellen im Stande ist, was am Fuße bei der großen Zehe scheinbar nicht der Fall ist, indem er darthat, daß diese Eigenthümlichkeit sich durch Uebung mit den großen Fußzehen allmählich erwerben läßt, und in der That gibt es unter den wilden Völkern Stämmen solche, die ihre Füße ebenso zu benutzen wissen wie die Affen ihren Greiffuß. Bei dem Gorilla aber, und bei den höhern Affenarten, sondern sich schon in Anfängen bereits die Füße in ihrem Gebrauche in ganz ähnlicher Weise wie beim Menschen von den Händen, wie denn überhaupt bezüglich der morphologischen Merkmale von Hand und Fuß die Affen und Halbaffen im wesentlichen mit denen der Menschen übereinkommen, so daß sie in morphologischer Hinsicht nur gradweise voneinander als verschieden anzusehen sind; dasselbe gilt bezüglich des Schädelbaues und des Gehirns. In äußerer Hinsicht haben wir daher keinen Grund, die Abstammung des Menschen ganz außer Beziehung von der der Affen zu setzen, wenngleich über den Verwandtschaftsgrad selbst aus andern Rücksichten, wie wir weiter unten sehen werden, verschiedene Ansichten geltend gemacht werden können. Von Forschern, welche sich um die Frage nach der Stellung des Menschen im Thierreiche im Sinne der natürlichen Abstammungslehre hervorragende Verdienste erworben, haben wir in erster Linie Thomas Huxley zu nennen, dessen Arbeiten: „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur“ (drei Abhandlungen: Ueber die Naturgeschichte der menschenähnlichen Affen; Ueber die Beziehungen des Menschen zu den nächstniedern Thieren; Ueber einige fossile menschliche Ueberreste), übersetzt von Victor Carus, als epochemachend zu bezeichnen sind. Allein, wie können wir Huxley nennen ohne an Charles Lyell zu erinnern, der vom geologischen Gesichtspunkte zu rechter Zeit der Theorie Darwin's in seiner Schrift über „Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde und der Ursprung der Arten durch Abänderung, nebst einer Beschreibung der Eiszeit in Europa und Amerika“ zu Hülfe kam. Ver-

gessen wir zudem nicht, vom anthropologischen Gesichtspunkte an John Lubbock und C. B. Tyler zu erinnern. Von Deutschen sind besonders hervorzuheben die Arbeiten von Karl Vogt, von Scherzer, Schwarz und besonders Weisbach, der seine Beobachtungen („Novara-Reise“, anthropologischer Theil, II, 269) in Bezug auf die Affenähnlichkeit des Menschen dahin zusammenfaßt, daß er sagt: „Die Abstammung des Menschen concentrirt sich keineswegs bei einem oder dem andern Volke, sondern vertheilt sich derart auf die einzelnen Körperabschnitte bei den verschiedenen Völkern, daß jedes mit irgendeinem Erbstücke dieser Verwandtschaft, freilich das eine mehr, das andere weniger bedacht ist, und selbst wir Europäer durchaus nicht beanspruchen dürfen, dieser Verwandtschaft vollständig fremd zu sein.“ — Was die Art und die Zeit der Umbildung anlangt, so bemerkt Ernst Haeckel hierüber, daß die affenartigen Stammältern des Menschengeschlechts im zoologischen System in der Gruppe der schwanzlosen Schnalnasen (*Catarrhina lipocerca*) untergebracht werden müssen. Eine Ansicht, die wir, wie aus dem Folgenden erhellen wird, nur bedingungsweise theilen können. Wann die Umbildung der Voraltern des Menschengeschlechts zu den niedrigsten Menschenarten statthabte, läßt sich noch nicht sicher bestimmen, doch ist das Wahrscheinlichste, daß dieser wichtigste Vorgang in der irdischen Schöpfungsgeschichte gegen das Ende der Tertiärzeit stattfand, also in der pliocenen, vielleicht schon in der miocenen Periode, vielleicht aber auch erst im Beginn der Diluvialzeit. Jedenfalls lebte der Mensch als solcher in Mitteleuropa schon während der Diluvialzeit, gleichzeitig mit vielen großen, längst ausgestorbenen Säugethieren, namentlich dem diluvialen Elefanten oder Mammuth (*Elephas primigenius*), dem wollhaarigen Nashorn (*Rhinoceros tichorrhinus*), dem Riesenhirsch (*Cervus euryceros*), dem Höhlenbär (*Ursus spelaeus*), der Höhlenhyäne (*Hyaena spelaea*), dem Höhlentiger (*Felis spelaea*) u. s. w. Darwin, dessen lange erwartetes Werk über die Abstammung des Menschen vor kurzem erschienen ist, kommt in seinen Ergebnissen im allgemeinen mit den Anschauungen Haeckel's überein. Ueber die specielle Thierart, welche als der eigentliche Urvater des Menschengeschlechts anzusehen ist, kommt er indessen zu keinem genauern Schlusse, sondern er begnügt sich mit allgemeinen Andeutungen, welche die weitere Untersuchung dieser Specialfrage nur um so nothwendiger erscheinen lassen. In den Schlußbemerkungen des zweiten Theils seines Werkes (S. 342) sagt er über die Abstammung Folgendes: „Betrachtet man die embryologische Bildung des Menschen — die Homologien, welche er mit den niedern Thieren darbietet, die Rudimente, welche er behalten hat, und die Fälle von Rückschlag, denen er

ausgesetzt ist, so können wir uns theilweise in unserer Phantasie den frühern Zustand unserer ehemaligen Urerzeuger construiren, und können dieselben annäherungsweise in der zoologischen Reihe an ihren gehörigen Platz bringen. Wir lernen daraus, daß der Mensch von einem behaarten Vierfüßer abstammt, welcher, mit einem Schwanze und zugespitzten Ohren versehen, wahrscheinlich in seiner Lebensweise ein Baumthier und ein Bewohner der Alten Welt war.“

---

## Der Kampf ums Dasein und die Grundbedingungen des organischen Sociallebens.

Die Thierwelt im Hinblick auf die Stufenfolge des Intellects und auf das gesellige sittliche Leben. — Das Verhalten der Arten im Kampfe ums Dasein. — Hinweis auf das friedliche Leben der Arten und Organismen auf einer als Ideal gedachten isolirten und glücklich befruchteten Insel. — Das gleichfalls nothwendige friedliche Zusammenleben der organischen Zellen im innern gefunden Einzelorganismus. — Der sich hieraus ergebende Fingerzeig für die Beurtheilung des Artenkampfes ums Dasein vom sittlichen Gesichtspunkte. — Darwin der Newton der Biologie. — Das organische Zellenleben und seine gesetzlichen Grundbedingungen. — Die Nothwendigkeit regelrecht verteilter Nahrung als Unterlage zur Erhaltung aller gefunden organischen Zustände. — Die zu ungleiche Nahrungsvertheilung und die sich in Folge dessen entwickelnden zu ungleichen Gegensätze in der Organismenbildung. — Die Verschiebung der ursprünglichen Fruchtbarkeitsverhältnisse. — Die aus dem Kampfe der Arten resultirende Herrschaft der am besten bewaffneten Macht. — Die zu ungleiche Nahrungstheilung führt im Kleinleben der Zellen zu ähnlichen krankhaften Erscheinungen wie im großen unter den zusammenwohnenden Arten. — Die Bedingungen zur Lösung der socialen Frage vom naturgeschichtlichen Gesichtspunkte. — Die organische Gemeinschaft im Staate und als Staat. — Uebergang zum folgenden Kapitel.

Längst liegen die Zeiten hinter uns, da man noch eine unüberbrückbare Kluft zwischen der sittlichen Handlungsweise der Menschen und Thiere zu setzen versuchte; denn längst haben uns tausend Beobachtungen gelehrt, daß auch die Thiere in ihrer Weise einen gewissen Grad zurechnungsfähiger Erkenntniß besitzen, und aufmerksame Forscher haben uns bezüglich der Erziehungsfähigkeit und Handlungsweise der Thiere eine große Reihe von bestimmten Daten

geliefert, welche nicht zweifeln lassen, daß die Thiere hinsichtlich ihres Betragens und ihres Handelns bei weitem strenger beurtheilt zu werden verdienen, als wir das bei ihnen bisher zu thun gewohnt waren. Schon auf den niedrigsten Stufen des Lebens finden wir neben deutlich ausgesprochener Empfindung auch bestimmt ausgebildete Gewohnheiten bezüglich des Verhaltens der gleichartigen Thiere zueinander. Ein Blick ins Meer läßt uns staunen über die eigensinnige und feingeübte Nahrungswahl der Quallen und Polypen; der Seemann bewundert den schon bei einigen dieser Thiere so merkwürdig ausgeprägten Geselligkeitstrieb und staunt über die langen Züge von Kammquallen, welche sein Schiff begleiten. Wachsamkeit und eigene Lebenslust rühren sich in der Muschelwelt und beleben alle Molluskenarten, wenn sie, mit Fühlern begabt, sorgfältig ihre Umgebung prüfen und betasten und erschreckt von einem unbekanntem Geräusch sich in ihr Gehäuse flüchten, genau wahrnehmend, wenn sich ihr Feind zurückgezogen und entfernt hat. Verfolgen wir aber das Leben der Insektenwelt, so thun sich hier und da bereits die Wunder eines hoch gesitteten und unsittlich geführten Lebensdaseins auf. Geselligkeitssinn, Unterstützungstrieb, deutliche, ja oft scharfsinnige Unterscheidung von Freund und Feind, gegenseitige Sklaverei, Kunstfertigkeitssinn aller Art befinden sich bei diesen Thieren schon auf einer bekanntlich merkwürdig hohen Stufe. Es genügt zu erwähnen, daß die eigentliche Staatenbildung, welche unter den höher entwickelten Thieren nur der Mensch bestimmter durchgeführt hat, sich wunderbarerweise auch bei den Bienen und Ameisen vorfindet. Man hat vielleicht nicht ohne Grund geschlossen, daß, weil diese Thiere, gestützt auf ihre Fühl- und Tastwerkzeuge, untereinander eine hoch ausgeprägte Geberdensprache entwickelt haben, sich dieselben hinsichtlich ihrer Unterscheidungsgabe und ihrer geselligen Lebensweise so weit über die vielen andern höher stehenden Thierarten zu erheben wußten. Große Wachsamkeit, bestimmtes Gedächtniß und oft viel Geselligkeitssinn zeigen auch die Fische, wenngleich ihre physisch plumpe Orga-

nisation und das Element, das sie bewohnen, der Ausbildung höherer intellectueller Thätigkeit hinderlich ist. Dem entgegen nöthigt uns das sittliche und oft verständige Familienleben der gefiederten Bewohner der Lüfte, besonders das der Singvögel, zur größten Bewunderung. Die große Ortsgedächtnißkraft der Zugvögel, der eigenthümliche Nachahmungstrieb der Papagaien, Drosseln und Staare ist uns allen bekannt. Werfen wir aber schließlich einen Blick auf die Säugethiere, sehen wir, wie bei ihnen die Unterscheidungsgabe so weit über der der niedern Thiere steht, beobachten wir ihr Familienleben, ihren Geselligkeitssinn und ihre oft seltsamen Gewohnheiten beim Suchen nach Nahrung, stellen wir sodann die Raubthiere mit ihren oft sehr unsittlichen und offenbar verabscheuungswürdigen, aber schlaun Gewohnheiten den übrigen friedlich lebenden Thieren gegenüber, so entwickelt sich im Ueberblick über die ganze Thierwelt vor unsern Augen ein eigenes charakteristisches Bild. Es treten in diesem Bilde die Thiere nicht allein bezüglich ihrer sich immer mehr und mehr steigenden intellectuellen Gaben einander gegenüber, sondern auch in Rücksicht auf ihr Verhalten untereinander stellen sich die anspruchlosen und mäßigen den unersättlichen und unzufriedenen scharf gegenüber; hier die ungeselligen, einsamen, raubthierartigen Nachtwandler, dort die geselligen sich eng aneinanderschließenden friedlichen Heerdenthiere. Ueberall aber in diesem Bilde herrscht ein sonderbares, mächtiges Leben und eine seltsame eigene Bewegung. Dort stehen die Stärkern zu hart und dicht den Schwächern gegenüber, und die Letztern werden daher die Beute der Starken, d. h. sie werden erbarmungslos ausgerottet. Oder aber die unterdrückten, ausgebeuteten und geplünderten Familien, welche von ihren Nachbarn decimirt werden, raffen sich auf, thun sich zusammen, flüchten und wandern aus in eine fremde, ferne Gegend, an welche sie sich freilich erst anpassen und an deren Klima wie an die ihnen hier vielleicht nur spärlich gebotene Nahrung sie sich erst mit Vorsicht zu gewöhnen haben. Mancher der kühnen Auswanderer und Flücht-

linge geht hierbei im fernen Lande zu Grunde, andere dauern aus und finden nun eine Stätte bessern Gedeihens. Allein nicht überall herrscht in so crassem Grade die Plünderung der Schwachen, nicht überall müssen die Mäßigen vor den Unerfättlichen flüchten und auswandern, um sich umzuformen, um sich so an eine neue Heimat zu gewöhnen, sondern hier und da wissen sich die Schwächern geschickt genug zu verbergen und sich ihren Verfolgern zu entziehen, sodasß nur der Zufall sie in die Hände ihrer stärkern Feinde liefert, und jetzt müssen sich nun die Stärkern, da sie vom Zufall das Gedeihen ihrer Art ebenso wenig wie die Stillung ihres Hungers abhängig machen können, zur Auswanderung anschicken, um neue, bessere und reichlichere Nahrungsplätze zu suchen. So scheint das Auswandern und Umformen nicht aufhören zu sollen, und es herrscht in der That eine tief eingreifende Bewegung unter den unzähligen Arten der Thierwelt.

Am friedlichsten, und fast könnte man sagen, idyllisch scheint es bezüglich der Zuchtwahl an solchen Orten zuzugehen, wo sich eine Reihe annähernd gleichstarker friedlicher Arten und Genossen die Nahrung des gemeinsam beherrschten Feldes rechtmäßig theilen, und wo die sanftern Einflüsse der Witterung jedes geborene Leben schützen und fortkommen lassen. Hier scheinen die Gegensätze ausgeglichen und die Glieder als Concurrenten fein aneinandergepaßt zu sein. Keiner sucht hier den andern gänzlich vom Felde zu verdrängen, von den Pflanzen des Feldes werden anspruchlos nur die im Ueberschuß wuchernden absterbenden Blätter zernagt, und der Nachwuchs derselben scheint un gefährdet, die mannichfachen Kräuter aber scheinen hier zugleich eine unendliche Auswahl für viele der friedlichen Rager zu bieten, welche nunmehr nicht zögern, sich rechtmäßig in diese Auswahl zu theilen. Einander nicht anfeindend, scheinen sich die hier lebenden Arten ihren Nachwuchs und das friedliche Gedeihen der Ahrigen zu sichern; und als wenn die Natur ahnte, daß durch eine zu große Vermehrbarkeit der angesiedelten

Arten, gegenüber der bestimmten Sterblichkeit der einzelnen, auch hier selbst der Friede wiederum mit der Zeit gestört werden könnte, hat sie bezüglich der Fruchtbarkeit die Ziffer der Geborenen wunderbar derjenigen der Gestorbenen angepaßt. Hier scheint in der That auf immer Friede zu herrschen, während dort ein unaufhaltbarer Kampf die Arten zum ewigen Auswandern und Umformen zwingt. Während sich dort die Arten einander flohen und scheu einander auswichen, scheinen hier unter diesem günstigen Himmel die friedlich miteinander wohnenden Thiere die ihnen gemeinsam gebotene Nahrung rechtmäßig zu theilen, ja sie scheinen sogar einander zu suchen, wol gar zu kreuzen, und während sich dort die Arten einander bis an die Zähne bewaffnen mußten, um sich vor Flucht, Auswanderung und Plünderung zu schützen, und während die Flüchtenden und Ausgewanderten nur ein mühseliges Dasein führten, da sie nur zu oft im fernen fremden Lande erkrankten und verkrüppelten, entfalten hier dagegen alle Arten unter der Obhut ihrer friedlichen, regelrechten und gesunden Arbeits- und Nahrungstheilung ein Spiel der reichsten und blühendsten Körperfülle und Farbenpracht, reizen untereinander zu gegenseitiger ewiger Gefallsucht, und ein ästhetisches Formenspiel der mannichfaltigsten Art beginnt sich hier zu entwickeln. Dort schien Kampf ums Dasein zu herrschen, hier herrscht freundlicher Friede, hier regelt eine harmonische und organische Arbeitsgewinn- und Nahrungstheilung die Zuchtwahl im Sinne einer tiefern physischen Aesthetik, dort aber züchtet Kampf, Ausbeutung und Sklaverei. Hier gibt es nur sanfte und mit den friedlichsten, aber herrlichsten Kleibern angethane Thiere; dort aber herrschen die gefährlich bewaffneten Raubthiere, die nur plündern und blutgierig ihre Genossen unterdrücken. — Aber wo sind denn auf der Erde jene rein friedlichen und paradiesischen Stätten, an denen eine friedliche Entfaltung der Kräfte und Organismen und eine Fortzuchtung durch friedliche Zuchtwahl nach ästhetischen Merkmalen allein statthat? so höre ich ungeduldig meinen zoologisch gebildeten Leser und Anhänger Darwin's

fragen. Und diese Frage thut er mit Recht, denn nur an sehr wenigen Stellen der Erde, etwa auf einigen glücklich befruchteten Inseln, wäre es überhaupt denkbar, daß sich eine solche idyllische, rein friedliche, ästhetische Zuchtwahl, Ausbildung, Arbeitstheilung und Fortpflanzung der Arten und Individuen, und selbst hier nur unter den glücklichsten Umständen, annäherungsweise entwickelt habe. In Anbetracht der Entwicklung der wirklichen Verhältnisse unsers Planeten und der überall angetroffenen unvollkommenen Zustände der Arten und Organismen untereinander, dürfen wir aber im Grunde kurzweg sagen, daß die oben geschilderten Bedingungen, und also selbst jene glücklichen Inseln und Orte auf der Erde leider gar nicht angetroffen werden und also nur auf ein Ideal hinweisen. Allein wir irren, wenn wir meinen, dieses Ideal wäre so ganz unerreichbar für die Entwicklung der Thierwelt gewesen, wie es oberflächlich gesehen in der That den Anschein hat. Ehe wir hierüber in naturwissenschaftlicher Beziehung endgültig urtheilen, müssen wir eben vorerst bedenken, daß es nachweisliche Thatfachen gibt, welche darthun, daß nicht immer nur solche Merkmale und Eigenschaften im Umbildungsproceß der Thiere und Pflanzen zur Vererbung kommen, die nur für den Kampf ums Dasein wichtig sind. Im Gegentheil, Nägeli hat uns vortrefflich gezeigt, daß die Pflanzen mit sehr großer Fähigkeit an Merkmalen festhalten, die ganz gleichgültig sind für den Kampf ums Dasein, wie z. B. die Blattstellung. Aber wie vielfach mögen sich die Beispiele nach genauer Untersuchung häufen, sobald es sich darum handelt festzustellen, inwieweit sich deutlich rein ästhetische Bestrebungen bei der Vererbung und Fortbildung der Organismen verwirklicht finden? Daß solche Bestrebungen der Vererbung existiren, hat uns Darwin selbst durch ein Beispiel belegt, wir erinnern nur an den Tanz der Felsenmännchen in Guahana. (Vgl. „Ausland“, Jahrgang 1871, S. 90.) Sind die ästhetischen Bestrebungen bezüglich der zu erhaltenden und fortzuzüchtenden Merkmale auch thatsächlich sehr in den Hintergrund gedrängt, so sehen wir also doch,

daß sie nicht völlig verschwunden sind. Wer aber will behaupten, was aus der Farbenpracht und der Formenwelt der organischen Schöpfung überhaupt geworden wäre, wenn nur die ästhetischen Bestrebungen bei der Zuchtwahl in den Vordergrund getreten wären und der unästhetische Kampf und die Mordlust sich keine Geltung erobert hätten! Das schlagendste Beispiel aber für die Forderung einer friedlichen, harmonischen und ästhetischen Auseinandersetzung und Umbildung bezüglich des Zusammenlebens von organischen Theilchen bietet uns der Zellencomplex des Einzelorganismus. Denn, was im äußern Leben der Individuen nur unter den seltensten Bedingungen und vielleicht nur ganz zufälligerweise sich hier und da annähernd, oder genau genommen gar nicht verwirklicht hat, das wird sonderbarerweise als Regel, ja als *conditio sine qua non* für das cellulare organische Innenleben der Einzelindividuen und zu dessen gedeihlicher Entwicklung gefordert. Im Innern des individuellen Organismus muß nämlich nothwendig eine ruhige, friedliche Arbeitstheilung der hier zusammenlebenden mikroskopischen Zellenthierchen (denn mit Recht dürfen wir die Zellen als solche so nennen) herrschen, denn ein wilder, unästhetischer Kampf ums Dasein, der die Zellen durch Ausbeutung und Plünderung zerstörte oder zu ewiger Auswanderung aus ihren Wohnplätzen nöthigte, würde alsbald Krankheit, Mißbildung und raschen, frühzeitigen Tod des Individuums zur Folge haben. Schon aus dieser Forderung würde uns ein Fingerzeig in Bezug darauf erwachsen, wie und mit welchem Maßstabe wir in sittlicher und normaler Beziehung den im äußern Leben der Arten und Individuen herrschenden Kampf und Krieg ums Dasein zu beurtheilen haben. Allein zu einem genauern Urtheil kommen wir nur erst dann, wenn wir zugleich die Gesetze des Verhaltens der kleinsten Einzelwesen als Zellen in dieser Hinsicht ins Auge gefaßt haben.

In dem bunten und wirren Gemälde der organischen Zellenwelt und unter den sich in der Thierwelt abspielenden Ereignissen hat sich

nur erst seit der Zeit ein klareres Licht verbreitet, als es dem größten und bedeutendsten der jetzt lebenden Zoologen, ja fast darf man sagen, dem bedeutendsten Manne unter den heutigen Naturforschern überhaupt, gelang, nicht nur den Grundgedanken der bereits von Goethe und Lamarck angedeuteten Abstammungslehre klarer und genauer zu entwickeln, sondern auch die natürlichen Ursachen der organischen Entwicklung und die *causae efficientes* der Formenbildung, der Umformung und Veränderung unter den Thier- und Pflanzenarten uns zu enthüllen. Man hat Darwin nicht mit Unrecht den Newton der Biologie genannt; denn erst ihm gelang es, die Gesetze festzustellen, durch welche sich die attractiven und repulsiven Bewegungen der biologischen Welt erklären und verstehen lassen. Hatte Lamarck nur den Verlauf der Stufenfolge, der Ausbildung, Umbildung und Entwicklung ins Auge gefaßt, so verstand es Darwin uns zu zeigen, warum diese fortschreitenden Umbildungen stattfanden, er zeigte die guten und bösen mechanisch wirkenden Factoren, welche die Bewegungen der Vermehrung und Verminderung, der Ansiedelung oder der Wanderung der einzelnen Arten in der Thier- und Pflanzenwelt zur Folge haben mußten. Er wies hin auf den Thierzüchter und zeigte, wie sich dieser die Gesetze der Erblichkeit und der Continuität sowie andererseits das der individuellen Anpassung oder der veränderlichen Differentiirung zu Nutze zu machen wußte. Als es ihm klar vor Augen stand, daß die Gesetze der Beharrung und des individuellen spielenden Wechsels auch unter den Arten der freien und wilden Natur ihre ausnahmslose Gültigkeit haben müssen, da suchte er nun nach dem ursächlichen züchtenden Factor des ungebundenen Naturlebens. Und als er bemerkte, wie ungleich vertheilt auf der Erde Angebot und Nachfrage bezüglich der Nahrung und anderer Existenzbedingungen vorgefunden werden, da wurde ihm klar, daß dieser Zuchtmeister hier stets und allein die äußere Noth war, welche nur diejenigen anhaltend ertragen konnten, welche durch ihre körperlichen Eigenthümlichkeiten sich mit der Un-

gunst der Verhältnisse abzufinden mußten oder, ihre Kräfte sammelnd, ihre Mitbewerber um das ihnen gelieferte geringe Nahrungsangebot aus dem Felde zu schlagen verstanden. So entwickelte sich unter dem Drucke dieser ungleich vertheilten Verhältnisse ein wilder Kampf, und allenthalben, wo die Noth wuchs, bewaffneten sich die Thiere gegeneinander, es kam zu Mord und Raubsucht, und ein abscheuliches Schmarogerwesen begann sich andererseits einzuschleichen. Mit scharfem Blicke erkannte Darwin, daß der Druck dieser Bedingungen ein zwar unwillkommener, aber unermüdblich antreibender Zuchtmeister war. Es scheint kaum ein Zufall zu sein, daß es gerade zwei Engländer waren, welche unabhängig voneinander erkannten, daß der Druck zu ungleicher, übler ökonomischer Verhältnisse, durch welche die Liebe zu dicht neben den Hunger gestellt wurde, ein natürlicher Zuchtmeister sein mußte, der mit eisernem Arme die Gesetze der Erblichkeit und der Adaption zu handhaben wußte. Wären in socialer und nationalökonomischer Hinsicht die Thatfachen, auf welche der geistvolle und scharfblickende Darwin, und neben ihm der edelgesinnte Wallace, die Selectionstheorie begründeten, nicht so in die Augen fallend, so hätte sich nimmer ihre Ansicht eine so weite Verbreitung unter den klar denkenden Geistern erobert. Aber eben gerade deswegen, weil wir einsehen, wie Darwin bei der Lektüre des berühmten Buches von Malthus „Ueber die Bevölkerung“ den Gedanken fassen konnte, daß die Noth und das Uebel in der freien Natur die auswählenden Züchter, ja man darf sagen die Zuchtruthen sind, welche die organischen Umbildungsgesetze handhaben, so ist es auch bezüglich einer Beurtheilung dieser Wahrheit vom sittlichen Gesichtspunkte um so wichtiger, daß wir uns eine tiefere Einsicht verschaffen in die primitiven Grundbedingungen, welche in sittlicher Beziehung zum normalen Gedeihen der Organismen gefordert werden. Erst wenn wir diese Bedingungen erwogen haben, können wir, anbetragt der ungünstigen Lage, in welche die Entwicklung der organischen Welt gerathen zu sein scheint, uns eine genaue Ansicht über die Ursachen dieser Mis-

verhältnisse bilden, und nur dann erst die Erfordernisse einsehen, die in sittlicher Beziehung nothwendig werden, diesen Uebeln möglichst aus dem Wege zu gehen. So, sehen wir, hängt von der genauern Einsicht in die Lehre Darwin's auch die correcte Lösung unserer socialen Frage ab, und das kann nicht wundernehmen; denn wir haben längst einsehen lernen, daß, wenn wir die menschlichen Verhältnisse dem Drucke der ungleichen Bedingungen (welche sich auf unserm Planeten im großen wie im kleinen stets von neuem zu entwickeln scheinen) unbeanstandet anheimgeben, wir in dieselben Lagen in socialer Hinsicht gerathen wie die Thiere. Ja weil wir eben bis jetzt nur verhältnißmäßig wenig mit unserer höhern menschlichen Einsicht gegen den Druck dieser allgemeinen Uebel auszurichten vermochten, deshalb dürfen wir sagen, daß wir uns nicht eben zu weit über die socialen Misverhältnisse der Thierwelt erhoben haben.

Um nun die sittlichen Grundbedingungen einzusehen, welche das Gedeihen aller organischen Entwicklung erfordert, können wir nicht, wie bisher ganz allgemein geschehen ist, nur bei den Individuen und Arten und deren socialem Leben stehen bleiben, sondern wir müssen, um der Sache genau auf den Grund zu gehen, uns auch das Socialleben der mikrokosmischen Zellenwelt im Einzelorganismus betrachten, und das scheint um so wichtiger, als ja die Individuen selbst gar keinen Kampf und keine Concurrrenz um die gebotenen äußern Lebensbedingungen führen könnten, hätten sie nicht zuvor bis zum gewissen Grade wenigstens das Gedeihen ihres eigenen Körpers gesichert. Sinkt das Gedeihen dieser körperlichen Unterlage, so entfällt auch den Thieren der Muth den Kampf zu bestehen, und Krankheit, Schwächung und andere Factoren drücken sie ihren Concurrenten gegenüber herab, ein Umstand, den sich der Concurrent rasch zu Nuzze zu machen versteht, um seinen Gegner nicht nur zu verdrängen, sondern ihn auch möglichst auszubeuten und zu plündern. Wir sehen also, in wie inniger Wechselbeziehung das Kleinleben und

socialle Zellenleben mit dem äußern Zusammenleben der Individuen und Arten überhaupt steht, und wie sich das eine wechselseitig auf das andere stützt, um gehemmt oder gefördert zu werden.

Wie wir von jedem Atom logischerweise fordern, daß es sich gegen alle Einflüsse von außen selbst behauptet, und also der Selbsterhaltungstrieb schon an den Atomen eine wichtige Rolle spielt, so müssen wir diesen Trieb also auch denjenigen kleinsten Einzelwesen von vornherein zusprechen, die, als organische Zellen am individuellen Organismus, bereits einen festgegliederten Complex einer großen Anzahl von Atomen ausmachen. Jede Zelle im Körper besitzt diesen Selbsterhaltungstrieb, eine jede äußert eine charakteristische Liebe zum Leben und sucht ihr Dasein zu erhalten, indem sie mit einem berechtigten Egoismus jeden Eingriff und Angriff auf ihren organischen Zusammenhang durch eine repulsive, sich diesem Angriffe entziehende Bewegung beantwortet. Und wie in der ganzen Welt concreterweise kein Atom einzeln für sich existirt, sondern nur Atomgruppen und Atomcomplexe (Molecüle) angetroffen werden, und dem Atom neben seinem repulsiven Selbsterhaltungstrieb noch gleichzeitig ein anderer wichtiger Trieb zugesprochen werden muß, den wir den Affinitätstrieb oder Verwandtschaftstrieb nennen und dessen Wesen in dem attractiven Streben liegt, stets mit bestimmten andern Atomen vereinigt zu bleiben, so auch bei den aus Atomen und Molecülen zusammengesetzten Zellen, auch ihnen wohnt der Trieb inne, sich gesellig zu vereinigen, sich mit andern gemeinschaftlich zu sammeln, und wenn wir uns so ausdrücken dürfen, organisch zu krystallisiren. Dieser Attractionstrieb der Zellen, der sie krystallartig in bestimmten Formen zu Gruppen vereinigt, die inniger untereinander zusammenhängen und eine höhere Einheit ausmachen, ist von hoher Wichtigkeit. Denn wie auf den höhern biologischen Stufen nur im zusammenhängenden Familienleben Fortpflanzung und Begattung stattfindet, so hängt auch mit den niedrigsten organischen Associationen der Zellen innig das Wesen der Fortpflanzung, der Differentiirung und

der ausstoßenden Theilung als Neubildung zusammen. So sehen wir, daß in den Grundbedingungen des Zellenlebens die Liebe zum Leben in Form der Selbsterhaltung ebenso, wie andererseits das Leben der Liebe durch den Drang nach verwandtschaftlicher Gesellung, Verbindung, Vereinigung und Verträglichkeit zum Ausdruck gelangen. Von diesem Streben nach verwandtschaftlicher Vereinigung ist die Begattung selbst eben nur die höchste Potenz, welche das Entwicklungsziel der organischen Wesen bildet und die Individuen von frühester Zeit antreibt sich selbst zu erhalten, um durch sorgfältige Nahrungsauswahl in möglichst vollendeter Form aufzuwachsen und vollkommen diesem Ziele entgegenzureisen. Wie sich das Streben nach verwandtschaftlicher Vereinigung zur Fortpflanzung verhält, so verhält sich der Selbsterhaltungstrieb zur Nahrungsforge. Wir sehen daß im organischen Kleinleben ganz die nämlichen Bedingungen herrschen, wie sie im großen unter den Individuen selbst zum Ausdruck gelangen. Wie ein völlig isolirtes Individuum ein zweckloses Nichts ist, so auch ein isolirtes Atom oder isolirtes Zellenmolecül. Erst indem diese kleinen und großen Individuen zu zweckvoller Vereinigung zusammentreten, erhalten sie Werth, und erst hiermit verdoppeln sie ihren Nahrungs- und Selbsterhaltungstrieb. Heben wir den Affinitäts- und Vereinigungstrieb völlig auf, so nützt kein noch so reichliches Nahrungsangebot, es kommt keine Entwicklung zu Stande; umgekehrt aber fehlt dieses Nahrungsangebot, so sinkt auch dem entsprechend der Trieb nach Vereinigung, die Spannung der Affinität läßt nach und die individuellen Keime und Triebe müssen verkümmern. — Wir sehen, die Grundbedingungen des organischen Zellenlebens lehren uns bezüglich einer normalen Entwicklung den Werth der Existenz im Zusammenleben und in der hierzu nothwendigen Ernährung, resp. Nahrungsvertheilung suchen. — Wenn es nun hiernach begründet ist, daß das Zellenleben in seiner ganzen Existenz bedroht erscheint, sobald ihm (gegenüber den feindlichen Einflüssen der Witterung) das Nahrungsangebot entzogen wird, wenn

wir ferner Grund haben alle äußere Noth der organischen Entwicklung, und in Folge davon alles Concurriren und Zagen um Nahrungsgewinn, und den hiermit zusammenhängenden Kampf ums Dasein aus dieser Noth und dem Mangel an Nahrungsangebot herzuleiten\*, so erscheint es, wollen wir uns diesen Kampf genau erklären, von einem tiefern Gesichtspunkt aus betrachtet vorerst nothwendig, die Frage nach dem allgemeinen Nahrungsmangel und dem Ueberschuß der Keime überhaupt zu beantworten.

Wenn Nahrungszufuhr, Fortpflanzungstrieb und Fruchtbarkeit in wechselseitigem proportionalem Verhältnisse stehen, wie uns dieses die gesetzlichen Grundbedingungen des organischen Zellenlebens lehren, so muß sich von vornherein diejenige Ansicht widerlegen, welche die spätere Erscheinung des Nahrungsmangels ursprünglich nach Malthus aus einer Ueberproduction organischer Lebenskeime und Individuen herleitet. Sofern diese Ansicht auch eine Berechtigung für spätere Entwicklungsperioden hat, in denen die Ursprungsverhältnisse längst überwunden waren, so hat sie doch für den Urfang selbst keine Gültigkeit. Denn wie aus den gesetzlichen Grundbedingungen hervorgeht, muß Nahrungsangebot und Entwicklung selbst im Ursprung gleichen Schritt gehalten haben, und Rückschritt des ersten Factors mußte im Ursprunge auch proportionalen Rückschritt des zweiten zur Folge haben.\*\* Im Ursprunge kann

---

\* Wie denn Darwin in der That im Hinblick auf den Nahrungsmangel bei steigender Zunahme der Bevölkerung den Gedanken des Lebenskampfes als Aperçu gefaßt hat. (Vgl. den Brief Darwin's an Haeckel in Jena: „Schöpfungsgeschichte“ von Haeckel, 1. Aufl., S. 107, und Darwin, „Entstehung der Arten“, übersetzt von Bronn, S. 7; ferner Haeckel, 2. Aufl. S. 143 fg.)

\*\* Sobald wir nämlich der Zergliederung halber ausdrücklich die feindlichen Witterungseinflüsse, welche der jungen Brut in solchen Klimaten schädlich sind, die von den Thieren falsch gewählt, oder vielmehr nur aus Noth gewählt wurden, außer Acht lassen. Wir dürfen das aber um so mehr, als wir für den Urfang der organischen Schöpfung immerhin anzunehmen berechtigt sind, daß sich nur dort die ersten organischen Entwicklungen ansiedelten, wo die Witterungseinflüsse und das Klima dauernd günstig waren und die Ent-

daher von einem Mangel an Nahrungsangebot überhaupt gar nicht geredet werden; denn es ist leicht zu sehen, daß nur so viel organische Wesen sich überhaupt entwickeln und also zur Fortpflanzung und Zeugung angeregt werden konnten, als hinreichende und reichliche Nahrung nebst völlig günstigem Klima fanden. blieb aber diese Nahrung aus, stockten die Quellen des Angebots, so mußte aus obigen Gründen auch die Fruchtbarkeit von selbst durch Anpassung zurückgehen. Der so oft angewandte Satz, daß jede einzelne Art sich ins Unbegrenzte ursprünglich zu vermehren trachtete, findet also seine ursprüngliche Begrenzung am Nahrungsmangel und Mangel an passenden Lebensbedingungen überhaupt. Allein dieser Satz hat dennoch für die spätern Entwicklungsperioden eine ganz andere tiefgehende Bedeutung erhalten. Hätten nämlich die ursprünglich spontan erzeugten Keime auf der Erde sich nur damit begnügt, dem bestimmten Angebot von günstigen Klimaten und löslichen unorganischen Nahrungsquellen sich anzupassen (und andere Quellen konnte ein organischer Ursprung eben noch nicht antreffen), so hätte nach dem Maße des Angebots dieser beiden Bedingungen sich also auch stets das Maß der Fruchtbarkeit und Entwicklung jeder Art richten müssen, und von einem unendlichen Ueberschusse von Keimen jeder oder doch so vieler Arten hätte niemals die Rede sein können. Allein die Entwicklung konnte an den dargebotenen löslichen unorganischen Bestandtheilen des Wassers, der Atmosphäre und des Bodens eben nicht stehen bleiben, sondern neben diesem Angebote kam später ökonomisch noch das Maß derjenigen Bestandtheile, wie wir wissen, zur Nahrungsvvertheilung, welches aus abgestorbenen Resten des frühern vorausgegangenen organischen Lebens bestand, das von neuem zum Baumaterial einer organischen

---

wicklung des Lebens in keiner Weise störten, indem sich eben hier gute Ernährung und hemmende klimatische Einflüsse bezüglich der Entwicklung jedes Individuums einander ausglich.

Entwicklung verwerthet werden konnte. Wie leicht zu übersehen, wäre nun aber, um die Normalbedingungen einer regelrechten Arbeits- und Nahrungstheilung zum Vortheile einer fernern gleichmäßigen Fortentwicklung der Organismen zu erhalten, nothwendig gewesen, daß auch die Nahrung, welche sich aus abgestorbenen Resten des organischen Lebens ergab, völlig gleichmäßig zur Assimilation unter allen Individuen kam. Denn hätten die in einem begrenzten Bezirke eines glücklichen Klimas friedlich zusammen wohnenden Arten dieses Quantum unter sich regelrecht getheilt und sich gleichmäßig angeeignet, in ähnlicher Weise wie etwa in einem gesunden Einzelorganismus die eingenommene und innerlich zum Angebot kommende Nahrung in den Zellgeweben physiologisch zur Aneignung kommen soll, so hätten auch unter diesen keine zu ungleichen feindlichen Gegensätze sich entwickeln können. Die unter diesem günstigen Klima ursprünglich zusammen wohnenden und gleichsam miteinander verwachsenen Arten hätten sich also bezüglich ihrer Nahrungsfor- derung und Nahrungselection so zu verhalten gehabt wie die verschiedenen Organe und Organsysteme des gesunden Einzelorganismus. Dies aber ist nun offenbar gerade nicht der Fall gewesen, sondern im Gegentheil müssen wir in Rücksicht auf die Verhältnisse annehmen, daß sich unter allen Zonen und selbst unter den günstigsten Klimaten sehr rasch durch zu ungleiches electives Verhalten der Individuen sowol wie der Arten zum Nahrungsangebote sich feindliche Gegensätze der Entwicklung ausbildeten. Diese Gegensätze aber, welche in der Entwicklung sehr früh das Zugroße neben dem Zuckleinen gedeihen ließen, konnten nun eben da sie gegeneinander zu wachsen begannen, einander nicht mehr dulden, d. h. es suchten sich nunmehr diese feindlichen organischen Glieder zu verdrängen und aus dem günstigen klimatischen Bezirke ihres Gedeihens zu vertreiben. Es blieb also, wie wir sehen, unter diesen Umständen der Entwicklung gar nicht mehr etwas anderes übrig; denn wollten sich die einen (als Schwache) von den andern (als den überaus Stärkern) nicht

völlig ausplündern, beziehungsweise vertilgen lassen, wollten sie also nicht in ihrer Art gänzlich aussterben, so blieb ihnen nichts übrig wie Auswanderung und möglichst gute Anpassung an neue Verhältnisse und ungünstigere Klimate, also Umformung. Werden die Gegensätze nicht zu ungleich und die Ungerechtigkeit der Vertheilung und Assimilation jenes Nahrungsquantums dem entsprechend nicht zu maßlos, so wird unter Umständen die Nöthigung für die Unterdrückten und Uebervortheilten zur Auswanderung und Umformung nicht so groß, und sie lassen sich daher so lange möglichst langmüthig ausbeuten, bis sie endlich durch Noth gedrängt dennoch sich zur Auswanderung und Umformung entschließen.

Gehen wir nun in die Primordialzeit zurück, so sehen wir, daß unser Planet ursprünglich an verschiedenlichen unorganischen Bestandtheilen (in Bezug auf Atmosphäre, Boden und Wasserverhältnisse) ein örtlich vielleicht sehr verschiedenes, zu großer Divergenz und Arbeitstheilung aufforderndes, aber zugleich sehr reichliches Nahrungsquantum und Angebot günstiger Klimate den Uranfängen der Organismenbildung zur Disposition stellte. Die reichliche Arbeitstheilung aber in allen Bezirken konnte nur günstig auf eine friedliche und rein ästhetische Entwicklung und Zuchtauswahl wirken, und da, wie wir aus den Grundbedingungen ersehen, Fruchtbarkeit und Fortpflanzung nach Maß und Zahl sich den gegebenen äußern Bedingungen ursprünglich gesetzlich hätten anschließen und erblich anpassen müssen, so hätte also auch bei nicht zu ungleicher Aneignung und Vertheilung des Nahrungsquantums eine friedliche organische Fortbildung der in bestimmten individuell günstigsten Bezirken zusammengehörigen Arten recht wohl stattfinden können. Denken wir uns nun diese Bezirke als Systeme wieder nach musterhafter Arbeitstheilung und Ergänzung aneinandergespaßt, so hätte die Uebersicht über das ganze sich entwickelnde Thier- und Pflanzenreich uners Planeten einen Organismus im großen repräsentiren müssen. Die Voraussetzung hierzu aber wäre allein die gewesen, daß auch

das erwähnte begrenztere Nahrungsquantum abgelebter organischer Residuen zu so musterhafter Vertheilung und Assimilation gekommen wäre, wie ein solches im Innern eines gesunden individuellen Einzelorganismus unter den Zellgeweben physiologisch nothwendig eben zur Assimilation kommen muß, will der Organismus dauernd gesund bestehen. Wir brauchen nun aber kaum hinzuzusetzen, daß dennoch die Ungunst aller äußern Verhältnisse der Primordialzeit auf unserm Planeten viel zu groß und die tiefen Bedingungen im Verhalten aller ursprünglichen Organismen zueinander, bezüglich einer fein vollzogenen organischen Arbeitstheilung und demgemäßen weitem rechtmäßigen Nahrungsassimilation viel zu wenig erfüllt wurden, als daß an das Utopien einer großartig durchgeführten organischen und ästhetischen, harmonischen Differentiirung aller Arten untereinander hätte gedacht werden können. Im Gegentheil müssen die Bedingungen gerade entgegengesetzter, also völlig unästhetischer Natur gewesen sein, da sich alle Schrecknisse des Kampfes ums Dasein mit seinen Formen der Ausplünderung, Auswanderung und Ausbeutung eben nur aus der Abwesenheit der normalen geforderten Grundverhältnisse von Verträglichkeit, Nahrungstheilung und Fruchtbarkeit völlig erklären lassen. Unverträglichkeit, ungleiche Arbeitstheilung, ungerechte Nahrungsassimilation, resp. Nahrungsvertheilung, und infolge dessen unnormale Fruchtbarkeitsverhältnisse, mußten im Laufe der Entwicklung rasch Riesen neben Zwerge stellen, und da nunmehr mit diesen zu ungleichen Gegensätzen eine ungleiche Nahrungstheilung überhandnahm, so war es den tief Unterdrückten weniger zu verdenken, daß sie rasch zu einem abscheulichen Schmarogerthum ihre Zuflucht nahmen, als wir es dem gegenüber an den Starken in sittlicher Hinsicht geradezu verdammenstwerth und fluchwürdig finden müssen, daß sie sich alsbald sogar an den Schwachen zu vergreifen suchten, um sie zu Sklaven zu machen, oder diese Unterdrückten als Nahrung und Beute überhaupt zu verwerthen, noch bevor diese ihr Leben

völlig beendet hatten. Forderten die primitiven Grundbedingungen des individuellen Zellenlebens eine normale Arbeitstheilung und Ergänzung, so war jetzt an Stelle dessen ein allgemeines Parasitenthum einerseits und Raubthierwesen andererseits eingetreten, und hiermit alle organische Normalzüchtung beiseitegeschoben. Ungerechtigkeit und Noth begannen nun zu Zuchtmeistern zu werden, und wir können uns bei dieser Unnormalheit der Verhältnisse, denen gegenüber jede Art dem *Sauve qui peut* preisgegeben war, auch nicht wundern, daß sich demgemäß die natürlichen und normalen Grundbedingungen der Fruchtbarkeit, Fortpflanzungsfähigkeit und Ernährung völlig abgeändert haben. Denn während Fortpflanzung, Fruchtbarkeit und Nahrungswahl gleichen Schritt hätten halten müssen mit den gebotenen Bedingungen und der gesetzmäßigen Sterblichkeit der Art, paßten sich diese in dem allgemeinen Schiffsbruche der normalen Fortentwicklung nunmehr der allgemeinen Parole des *Sauve qui peut* an, und da unter diesen Umständen jede Art möglichst viel Terrain gegen andere Arten zu gewinnen, oder ist sie schwach, sich doch zu erhalten sucht, so dürfen wir uns nicht wundern, daß unter den meisten Verhältnissen trotz schlechter Ernährung ein Ueberschuß an Fruchtbarkeit aufgebracht wird, durch welchen gleichsam erzwungen werden soll, was hinterher für die meisten dennoch nicht erreichbar ist. So erklärt sich die seltsame Erscheinung, daß die Fruchtbarkeit der Unterdrückten und Ausgebeuteten trotz ihrer spärlichen Ernährung (oder vielmehr sonderbarerweise gerade ebendeshalb) am größten ist. Wie uns unsere menschlich-socialen Zustände lehren, ist es die ausgebeutete Arbeiterklasse, in welcher sich trotz alles Nahrungsmangels die größte Fruchtbarkeit vererbt. Dasselbe läßt sich in Bezug auf die Thiere nachweisen, und bedenken wir, daß das Parasitenthum im Grunde nur eine Folge des allgemeinen *Sauve qui peut* war, so werden wir uns die unglaublichen Ziffern bezüglich der Fruchtbarkeit und

Fortpflanzung erklären, die wir so häufig bei Ungezieferarten antreffen. Raubthiere und andere Arten, denen das Fortkommen erleichtert ist, zeigen dem entgegen daher oft einen gewissen Mangel an Fruchtbarkeit. Wir sehen aus diesen Thatsachen, wie innig die Fruchtbarkeit mit den tiefern Bedingungen der socialen Lebensverhältnisse, namentlich in Bezug auf die Art der Ernährung verwachsen erscheint. Inwieweit das Fettwerden und die Mast die Fruchtbarkeit der Thiere herabsetzt, weiß aus Erfahrung jeder Thierzüchter. Auch Vögel, wenn sie zu reichliche Kost haben, lassen sich bekanntlich schwieriger zur Brut bringen. Während unter normalen Verhältnissen keine Art das Bestreben haben konnte, sich über die ihr zugefallenen Bedingungen hinaus zu erweitern, sondern nur darauf, sich durch fortschreitende normale Differentiirung und Arbeitstheilung sowie Nahrungstheilung mit den ihr verwandten Arten zu ergänzen, zu kreuzen und zu entwickeln, lag es indessen jetzt nach der allgemeinen Störung der Normalverhältnisse in der Tendenz jeder Art, entweder auszusterben oder sich ins Unendliche zu vermehren, und mit dieser Vermehrung durch Uebermacht als völliger Alleinherrscher alle übrigen Arten zu besiegen, zu verdrängen und zu unterdrücken. Wäre unter normalen Verhältnissen bei friedlicher Zuchtwahl ein buntgezeichnetes, durch mannichfache Kreuzung entstandenes, ästhetisch geordnetes Reich vielleicht prächtig gestalteter und gekleideter Arten hervorgegangen, deren Erhaltung durch Fortpflanzung nur nach Maß des Abgangs gesichert schien, so streben im Gegentheil die Bedingungen der wirklich vorgefundenen Verhältnisse zu einer extremen Monotonie, welche nur einer Art, ja, wenn der Mensch nicht auf Abstellung der Uebel sänne, es nur einem einzigen prädominirenden Volksstamme vergönnen würde, endlich völlig allein die Erde zu beherrschen, zu bevölkern und alles übrige von organischen Wesen völlig zu überwuchern, auszurotten und zu vernichten. Nur das, was die Willkür jenes Volkes, das die höchste Macht übt, zu be-

wahren strebt, und das, was jenes Volk zu eigenem Bedarf nöthig hat, oder das, was ihm zu weit und zu versteckt gelegen ist, würde allein noch wie zufällig erhalten werden.

Wir brauchen heute nicht erst Socialwissenschaft und Ethik zu treiben, um uns die Uebel und den Druck dieser Verhältnisse und dieser unnormalen Bewegung deutlich vor Augen zu führen. Ist doch alles Streben der Cultur im Menschenthum überhaupt nur darauf gerichtet, der Tendenz dieser schiefen unästhetischen Richtung, in der die Verhältnisse aller socialen Bedingungen sich abzuspielen begannen, möglichst entgegenzuwirken. Erst die Urgeschichte in ihrer ganzen Entwicklung wird uns das lehren, und nur aus der Geschichte der Vorzeit läßt sich zugleich auch ein klares Urtheil über die sociale Zukunft des Menschengeschlechts bilden.

Kaum können wir heute noch eine Socialwissenschaft denken, welche nicht vorerst die Naturgeschichte um Rath fragt, aber viel zu wenig hat diese Wissenschaft bis jetzt Blicke in die Geschichte der menschlichen Vorzeit geworfen, und diese Blicke in der That wirken aufklärend, und mancher Träumer über Socialwissenschaft würde über viele wesentliche Punkte hier belehrt werden. Es ist wahr, es läßt sich heute keine Socialwissenschaft denken, welche nicht vorerst den Kampf ums Dasein, welchen die Arten und Klassen untereinander führen, einer genauen Untersuchung mit Rückblick auf die Naturgeschichte unterworfen hat. Und doch ist über diesen so wichtigen Punkt die Wissenschaft noch so sehr im Rückstande geblieben, und gerade über die allerwichtigsten Thatfachen liegt noch heute ein Schleier gedeckt, den die Physiologie in Zukunft erst zu lüften hat.

Wir haben im Vorhergehenden die Verhältnisse der Primordialzeit beleuchtet und hervorgehoben, daß die Entwicklung der organischen Welt, statt einen normalen Verlauf zu nehmen, theils durch die Ungunst der Zustände unsers Planeten, theils aber auch hauptsächlich durch ein zu ungleiches electives Verhalten der frühesten Organismen bezüglich der Nahrungsassimilation, in eine schiefe

Richtung getrieben wurde, durch welche die mislichstcn Rückwirkungen für die lebendige Welt eintraten. Unter diesen Rückwirkungen erst, sahen wir, war der eigentliche Kampf ums Dasein ausgebrochen, erst unter ihren Einflüssen hatte sich ferner die normale Fruchtbarkeit und die Sterblichkeit der einzelnen Arten verändert, und erst hiermit Hand in Hand ging nunmehr auch die zunehmende Unverträglichkeit der Arten und Individuen und zugleich die weiter schreitende zu ungleiche Nahrungsassimilation der Einzelindividuen. Und in der That, dieses zu ungleiche Verhalten der Individuen hinsichtlich der Nahrungsaneignung ist für unsere Betrachtung von höchstem Belange; denn hiermit treten eben jene charakteristischen Ungleichheiten der äußern Ausbildung und Neubildung auf, die uns symptomatisch auf krankhafte Verhältnisse der organischen Entwicklung hinweisen. Von keinem Gesichtspunkte aber haben wir mehr Grund, diesen eigenthümlichen Ungleichheiten der Ausbildung und des Wachstums eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, wie vom pathologischen; denn in ihnen wurzeln, wie wir wissen, nur zu häufig eine Reihe bössartiger Krankheitserscheinungen. Ein Blick in die Physiologie der Ernährung des innern Einzelorganismus belehrt uns, welche rechtmäßigen Ansprüche die Organe auf Nahrung bei gesunder und normaler Entwicklung des Ganzen zu machen haben, und wiederum die Pathologie zeigt uns, zu welchen tausend Leiden eintretende Ernährungsstörungen sowie ein verändertes Verhalten der Zellen bezüglich der Nahrungsassimilation führen muß, und welches Heer von Krankheiten diese Verhältnisse bei lange anhaltender Dauer herbeiführen. Eine solche lange anhaltende zu ungleiche und unnormale Nahrungsvertheilung führt im innern Kleinleben der Zellensysteme im Einzelorganismus sonderbarerweise zu ganz den nämlichen Erscheinungen wie im großen unter den Arten. Und in der That es muß so sein, und wenn wir nicht bereits physiologische Anhaltspunkte in neuester Zeit gewonnen hätten dafür, daß es sich wirklich so verhält, so müßten uns die im ganzen Zellenleben überhaupt

herrschenden gleichartigen Gesetze und die überall geltenden Grundbedingungen des Lebens dennoch zu der Voraussetzung zwingen, daß im Kleinen wie im großen der Zellenwelt die gleichen Erscheinungen obwalten. Und diese Gleichartigkeit waltet denn thatsächlich, und die Begriffe von Parasitismus, von parasitärem Verhalten\*, von Ausbeutung, Pseudobildung und Auswanderung der Zellen aus bestimmten Organen in andere Theile des Organismus sind uns in der pathologischen Zellenlehre ebenso wenig in ihrer Art unverständliche Erscheinungen mehr wie in der Socialwissenschaft.

Ich erwähnte bereits vorher andeutungsweise, daß wir uns in der Biologie an die Anschauung gewöhnen müssen, daß die Summe der in den großen organischen Reichen vertretenen Individuen und Arten in ihrer verschiedenen localen Zusammenhangsweise gewissermaßen nur die wechselwirkenden großen Organe und Organismen eines großartig angelegten Organismus darzustellen haben. Nicht sowol der innige Zusammenhang des organischen Ganzen, als auch die physikalisch-chemische und physiologische Wechselwirkung des Pflanzen- und Thierreichs, und also der Ueberblick über die Natur und Zusammenhangsweise des ganzen organischen Lebens überhaupt, wie es im mikroskopischen Leben und im Leben der

---

\* Mehr und mehr gewinnen wir eine tiefere Einsicht in die Vorgänge der pathologischen Prozesse, sobald wir uns von dem Eigenleben der Zellen gegenüber dem ganzen Zellenstaate, d. h. dem Organismus unterrichten. Seitdem wir immer mehr die eigenthümlichen Bewegungen gewisser Zellen beachten lernen, die Virchow als automatische bezeichnet, und unter dem Gesichtspunkte der modernen Cellularpathologie der sogenannte Parasitismus eine neue tiefgehende Bedeutung erhalten hat (man vergleiche hierüber „Parasitismus der Neubildungen“, bei Virchow, „Cellularpathologie“ [Ausgabe von 1871], S. 545), rückt immer einleuchtender allmählich die Analogie aller destructiver pathologischer Prozesse unter den Zellen mit den sich im socialen Leben der Individuen abspielenden ähnlichen Vorgängen auf. In jedem Falle sind derartige Analogien bis zum gewissen Grade in Rücksicht auf die allgemeinen gleichartigen Gesetze des organischen Lebens und in Rücksicht auf die Consequenz unserer Gesamtanschauungen nicht abzuweisen.

Individuen untereinander sich geltend macht, müssen uns nothwendig auf eine solche Betrachtungsweise führen. Ueberall wo sich im Kleinen Zellen gliedern und zu Systemen und Organen ordnen, herrscht strengste organische Arbeitstheilung und demgemäße rechtmäßige Nahrungsaassimilation, resp. Nahrungstheilung der Einzelnen in Anbetracht der gebotenen Bedingungen. Durch die feinen und einander ergänzenden Gegensätze, welche sich bei normal statthabender Differentiirung herausbilden, ohne daß sie zugleich so extrem und ungleich werden, daß sie aus einem normal bestimmten Gleichgewichte sinken, geht eine Wechselwirkung vor sich, die zengend und fortpflanzend wirkt, ohne zu einer krankhaften Ausartung der organischen Theilchen und Glieder zu führen. Nehmen und Geben, Neubildung und Ausscheidung, Zugang und Abgang stehen hier in proportionalem Verhältnisse, und der individuelle Organismus fühlt sich nur unter diesen Bedingungen des normalen Stoffwechsels und Bildungsprocesses wahrhaft gesund. Stellen wir uns nun die ineinandergreifende Reihe der Organismen mit ihren mannichfachen Verzweigungen und wunderbar differentiirten Bildungen als einen großen Gesamtorganismus vor, so werden wir sogleich im Hinblick auf die gegebenen Naturverhältnisse bemerken, wie sehr überall das gesunde Gleichgewicht in allen zusammengehörigen einzelnen Bezirken ursprünglich gestört wurde. Ferner aber zeigt sich, wie erheblich der normale Gegensatz bestimmter Arten in ein ganz ausgeartetes Mißverhältniß überging; und zwar geschah dies dadurch, daß sich die feinere Arbeitstheilung, die unter den Arten in einer höhern Weise stattzufinden hatte, völlig verlor, sodaß infolge dessen Umbildung, Fruchtbarkeit und Fortpflanzung einen unnormalen Charakter annahmen, unter dessen Einfluß sich eine Reihe der furchtbarsten Uebel herausbilden mußten. Von diesem Gesichtspunkte gesehen bietet uns das Bild des umfassenden biologischen Gesamtorganismus aller Arten einen Anblick unästhetischer, krankhafter Verwüstung. Alle Grenzen gesunder, organischer Arbeitstheilung, und

dem entsprechend, jede regelrechte Nahrungstheilung, Fruchtbarkeit und Verträglichkeit sind aufgehoben, und die ganze Entwicklung bietet das Bild eines völlig degenerirten Zusammenhangs. Es kann nicht wundernehmen, daß unter solchen Umständen die krankhaften Folgen dieser Zustände sich unter den meisten Species in hohem Grade fühlbar machen. Nirgends aber haben sich in einer Species die Folgen dieser allgemeinen Misstände ursprünglich wol fühlbarer gemacht wie unter der menschlichen. Hier mehr wie anderswo sollte die sittliche Fäulniß und Verderbniß dieser krankhaften Zustände zur Geltung kommen. Hier unter den Menschen sollten sich, wie uns die Urgeschichte lehren wird, diese Greuel anfänglich bis zu einem Gipfel steigern, auf dem nur die Wahl blieb zwischen allgemeinem Untergange oder Cultur. Fast scheint es, als wollte die Natur auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe den Geist bis dicht an den Rand des bodenlosen Abgrundes führen, um ihn durch den Anblick desselben schwindeln zu machen und ihn so zur Umkehr, zur Gesittung und zur Cultur anzuleiten. — Werfen wir einen Blick auf die Geschichte des socialen Menschenthums, so finden wir, daß zwar der Kannibalismus und das Anthropophagenthum, die in weiter Verbreitung die Urgeschichte des Menschen einst beherrschten, bald einer Cultur und Gesittung unter den bessern Völkern gewichen sind, allein es bedarf nur des Blickes eines tief durchgebildeten, wissenschaftlichen Nationalökonomens, um sofort zu erkennen, daß die krankhaften Folgen aller Misstände noch heute, wenn auch unter veränderten Formen, unter allen Völkern fortwuchern. Wir haben keine Veranlassung, an diesem Orte genauer auf die Art dieser Misstände einzugehen, allein es bedarf ja nur eben der Hindeutung, um uns erkennen zu lassen, daß es in gewisser Weise ganz die nämlichen Formen wie im Thierleben sind, die bezüglich des Kampfes ums Dasein hier zum Ausdruck gelangen. Uebervortheilung, Ausbeutung bis zur Ausplünderung, Nöthigung zur Umformung und Auswanderung, das sind Ereignisse, die in socialer Hinsicht längst

nur zu sehr bekannt sind, als daß sie eine Schilderung verdienen. Liegt es nicht im Plane unserer Arbeit, diese socialen Zustände der menschlichen Gesellschaft im einzelnen zu verfolgen, so dürfte man doch fordern, daß wir hier bei dieser Gelegenheit ein Urtheil abgeben über die Mittel, die zur Besserung und zur Heilung der hier vorliegenden Schäden führen können. Die „sociale Frage“, über die wir gewohnt sind, heute nur den Nationalökonomien oder den Staatsmann urtheilen zu hören, sollte man nicht mit Unrecht auch den Physiologen und den Naturhistorikern vorlegen; denn gerade diese sehen oft mit einem unbefangenern Blicke, und da sie zugleich die Bewegungen des Naturlebens verfolgen können, so sind sie geübter, alle sich geltend machenden Mißstände klar zu übersehen, und zugleich im Stande, hinzuweisen auf diejenigen Wege, welche mit richtigem Instincte die Natur einschlägt, um die Schäden und Uebel zu heilen.

Hatte uns die Einsicht in die Grundbedingungen des ganzen organischen Lebens gelehrt, daß eine Vermehrung jeder Art ins Unendliche nicht in der primitiven Natur der Sache lag, sondern daß aller Ueberschuß von Fruchtbarkeit und Zeugung bestimmter Arten nur erst die secundäre Folge von Mißständen sind, welche sich bezüglich der Erhaltung der Arten durch zu ungleich angeeignete und vertheilte Lebens- und Nahrungsbedingungen eingestellt haben, so werden wir also auch im socialen Leben die zu ungleiche Aneignung, resp. Vertheilung von Gewinn (welcher letztere eben der Nahrung entspricht), als die causa efficiens des socialen Uebels anzuklagen haben. Diese Wahrheit wird in unserer heutigen Zeit zu allgemein und auffällig gefühlt, als daß sie wunderbar klingen könnte. Allein im Hinblick auf die Uebel, die nicht nur im socialen Menschenleben, sondern sich in gleicher Weise im ganzen organischen Zellenleben überhaupt fühlbar machen, ist es zugleich wichtig, den Wegen zu folgen, welche die Natur eingeschlagen hat, um eben

diesen Uebeln die schärfste Spitze abzubrechen. Und diese Spitze ist in der That von der Natur abgestumpft worden; denn hätte dieselbe keinen Ausweg gewußt, um den schlimmsten Folgen dieses Uebels in der ganzen organischen Kleinwelt zu entgehen, so gäbe es heute keinen gesunden Einzelorganismus, folglich kein fortpflanzungstüchtiges Individuum und keinen ausdauernden Körper, und damit würde der Kampf um die Erhaltung der Existenz jeder erfolgreichen Unterlage entbehren, ja das Wesen der Selbsterhaltung selbst gerieth hiermit mit sich in Widerspruch. Der Weg aber, den die Natur in ihrer Entwicklung zum Zwecke der Heilung jener Uebel einschlägt, die das gesellschaftliche Leben beherrschen, ist auf die Erlangung eines normalen Zustandes im engeren Zusammenleben begründet. Dieses normale Zusammenleben stützt sich auf eine regelrechte Arbeitstheilung und Nahrungstheilung, denn nur so, sehen wir, konnte sich ein so enges und vollkommeneres Zusammenleben begründen, wie es sich im vollkommensten und also im gesunden und regelrecht entwickelten Zellenorganismus spiegelt, da nur dieser Aussicht hat, sich ausdauernd und siegreich gegen alle Misverhältnisse der Lebensbedingungen erhalten zu können.

Um also die Wege der Natur kennen zu lernen, welche dieselbe einschlug, eine gewisse Basis von Gesundheit zu gewinnen, auf der sich ein engeres gesellschaftliches Zusammenleben entwickeln konnte, so studire man Bau und Leben des gesunden Organismus und sehe zu, wie hier Haupt und Glieder und alle werthvollen Organe dieses merkwürdigen Systems sich gleichmäßig gradatim ihres Werthes zueinander stellen und ihrer Stellung und Leistung gemäß ernähren, das heißt ihren gemeinsam erworbenen Nahrungsgewinn untereinander rechtmäßig vertheilen. So, sehen wir, liefert uns Bau und Leben des vollkommenen und gesunden Organismus ein Vorbild für die Gestaltung des socialen Lebens der Individuen in der Gesellschaft; denn der Organismus selbst repräsentirt im Grunde nichts anderes als eine gut und solidarisch consolidirte Gesellschaft, d. h.

eine staatlich organisirte Gesellschaft von Zellenindividuen. Ueberall, sehen wir, geht die Entwicklung auch des höhern Sociallebens darauf aus, sich zu organisiren, es bildet sich die staatliche Gemeinde und der Staatsorganismus. Im Staatsorganismus selbst gliedern sich wiederum einzelne Verbände und Associationen, die mit Hinblick auf Form und Thätigkeit als Organisationen, und wenn wir wollen, als Organismen anzusehen sind. Wenn dem aber so ist, läßt sich auch übersehen, weshalb die organisirten Associationen der gedrückten Arbeiter im Kampfe um die Existenz ein natürliches und gerechtes Streben bekunden. Es entsteht nur die Frage, wie sich solche Associationen organisch zu bilden haben, um in Rücksicht auf den Bildungsproceß möglichst annähernd der Natur zu folgen. Könnten nun, so dürfte man fragen, nicht willkürlich und künstlich Associationen geschaffen werden, welche die Form des Organismus repräsentiren? Hinwiederum aber läßt sich durch Kunst ohne Anschluß an die gegebene natürliche und geschichtliche Entwicklung so etwas annähernd natürlich schaffen? Gewiß nicht. Wir wollen daher nicht in den Fehler unserer modernen Communisten und Socialisten verfallen, welche rein künstlich von oben herab, und wie aus der Luft heraus, derartige neue organische Verbände herstellen und decretiren möchten. Ließe sich so etwas künstlich machen, ohne daß man nöthig hätte gegebene geschichtlich überlieferte Anhaltspunkte zu suchen, an welchen sozusagen wie an natürlichen gegebenen Mittelpunkten, ein solcher Verband nur erst anknüpfen und gleichsam organisch krystallisiren kann, so hätte derartige Schöpfungen der hohe Culturfinn der Menschen längst aus der Erde hervorgezaubert. Sollen derartige socialen Projecte keine Träumereien und Hirngespinnste bleiben, und will man mit ihrer Schöpfung dem Wachstumsproceße der Natur folgen, so möge man ins bürgerliche sociale Leben hinabsteigen, um an der Hand der geschichtlichen Entwicklung nach den naturgemäßen Krystallisationspunkten zu solchen organischen Verbänden zu suchen. Allein der natürliche sittliche Weg zur Lösung

der socialen Frage ist den modernen Träumern über Sociologie zuwider, sie faheln daher, wühlen und regen die unsittlichen Mächte auf, und begreifen am wenigsten die Macht der natürlichen geschichtlichen Entwicklung, über welche ihre Phantasie sich keine Rechenschaft abzulegen vermag. Alles wird also für die Lösung der socialen Frage auf natürlichem gesetzlichem Wege darauf ankommen, beim Bildungsproceß der gesellschaftlichen Associationen dem Bau des Organismus zu folgen und die natürlichen Ansatzpunkte aufzusehen, welche seine Ausbildung auf natürlichem Wege begünstigen. Und sollte unser Culturleben, das seit Jahrhunderten und Jahrtausenden darauf bereits bedacht war, Wege des Heils und der Vollkommenung zu suchen, nicht heute längst so weit vorgeschritten sein, daß es die natürlichen Ansatzpunkte in hinreichender Menge bieten könnte, an denen sich naturgemäß derartig geforderte enger organisirte Arbeitergesellschaften zu consolidiren oder, naturwissenschaftlicher gesprochen, zu krystallisiren im Stande sind? Bieten nicht in der That alle großen Unternehmer und Kapitalisten mit gutbedirten Geschäften und jeder Gutsherr auf seiner Farm derartige geschichtlich gegebene Ansatz- und Krystallisationspunkte dar, um welche herum sich mit Leichtigkeit der Proceß der Organisation vollziehen könnte? Hätten alle Kapitalriesen nur sittlichen Willen, Muth und Aufopferung, und besäßen sie nur Einsicht in Bezug auf die sociale Stellung ihrer Arbeiter und Untergebenen, die für sie arbeiten und die ihnen trotzdem so fremd sind, wenn es sich darum handelt die gemeinschaftlich erworbene Nahrung, d. h. hier den gemeinschaftlich erzielten Gewinn, rechtmäßig und organisch auszuthemen an die arbeitenden Glieder gradatim ihrer Leistungen, ich wiederhole, hätten nur alle großen Besitzer das Herz, die Hand zur Begründung von arbeitsthätigen Organisationen zu bieten, so würde der sociale Proceß nothwendig reformatorisch vorschreiten, während derselbe jetzt fortwährend droht die Bande der Ordnung zu lösen. Aber wie begründen und bilden sich im socialen Leben derartig Organisationen

am naturgemähesten? Nur so, daß die Kapitalisten das Haupt bilden, während dasselbe alle nöthigen Arbeiter gleichzeitig zu organischen Gliedern am Leibe des gemeinschaftlichen Geschäfts erhebt, d. h. dieselben am Gewinn und Verlust des Reinertrags gradatim der Leistung beantheiligt. Eine solche Aufnahme und Betheiligung der arbeitenden Glieder am Leibe des sich ernährenden Geschäfts ist heute nichts mehr Unverständliches, wohl aber noch zu Seltenes. Die Hindernisse zur Ausführung derartiger gesellschaftlicher Verhältnisse zwischen Kapital und Arbeit sind längst hinweggeräumt, und nicht mehr fern ist die Zeit, da das jetzige Lohnsystem durch das Lantiemensystem hinsichtlich der Gewinntheilung überhaupt ersetzt werden wird. Denn die Lantieme ist das organische Band aller Organisation und zusammenhängenden Compagnieschaft, welche basirt ist auf eine gerechte und dem Werthe der Leistungen für die Erhaltung des Ganzen entsprechende Gewinn- und Nahrungstheilung.\* Und wie

---

\* Wir sind an diesem Orte weit entfernt, bestimmtere Rathschläge und Vorschläge über die Art einer solchen Beantheiligung der Arbeiter am Reingewinn des Geschäfts zu ertheilen. Hier können wir nur im allgemeinen auf die Nothwendigkeit des Princips vom naturgeschichtlichen Gesichtspunkte hinweisen. Bemerken nur möchte ich, daß sich die Art dieser Beantheiligung auf die aller verschiedenste Weise und unter sehr verschiedenen Modalitäten bewerkstelligen läßt, Modalitäten, die sich freilich jedesmal nach der Art des Unternehmens zu richten haben. Ob diese Beantheiligung direct durch Lantieme zu ermöglichen sein wird, richtet sich stets nach dem Grade der Leistung und dem Bildungsstande des Leistenden. Da sich nun die meisten Leistungen bei größern Unternehmung en der genauern Werthschätzung entziehen, und zugleich der Bildungsgrad der niedern Arbeiter bis jetzt wenig geeignet erscheint, sie zu Lantiemisten zu machen, so haben die Unternehmer, um dem Princip der Theilung gerecht zu werden (und nur darauf kommt es an), zu Gunsten ihrer Arbeiter und arbeitenden Glieder einem bestimmten Gewinnjahre entsagt und diesen zu einem Fonds für dieselben angesammelt, an dem die arbeitenden Glieder gradatim ihrer Leistungen, ebenso wie der Unternehmer participiren, und zu welchem außerdem alle mit ihren Einnahmen beizusteuern verpflichtet sind. So nehmen bezüglich dieses Fonds, der zugleich als Reservefonds für etwa eintretende Verluste anzusehen ist, die Arbeiter nebst dem Herrn nicht so wol am Gewinn, wie am Verlust des Ganzen mit bestimmten Antheilen theil. Will sich nach bestimmten Jahren ein sich treu und fleißig

im Einzelorganismus Gehirn und Nerven eine besonders reichliche Nahrung gegenüber den andern Gliedmaßen beanspruchen und erhalten, ohne daß sich die übrigen Organe hierüber in der gesunden Entwicklung beklagen, so wird es in solch einer Compagnieschaft ähnlich zugehen müssen. Haupt und Glieder werden auch hier rechtmäßig ihren Leistungen nach in verschieden hohem Grade theilhaftig sein. Die organische Compagnieschaft von Arbeit und Kapital bildet daher das Fundament zum Aufbau einer neuen vollkommeneren Gliederung der socialen Gegensätze, sie allein ist im Stande, die heutigen rohen, mechanischen Reibungsverhältnisse unsittlicher socialer Zustände zu beseitigen, und die Lösung der Zukunft ist die: den Mechanismus der Gesellschaft durch den Organismus im nationalökonomischen Leben zu ersetzen. Ohne uns hier auf die nähern Details einlassen zu wollen, um diese Ansichten genauer zu beleuchten und zu rechtfertigen, ohne die Namen derjenigen zu nennen, die wie der berühmte Thünen von nationalökonomischer

---

bewährt habender Arbeiter zurückziehen, so ist es leicht, nach dem jährlichen Budget der Einnahme und seiner eigenen Besteuer ihm den Gewinntheil seiner Leistungen auszusahlen. Andere größere und gut stuirte Unternehmer haben dagegen, um dem Princip der Theilung zu genügen, nur den Weg der Dotation gewählt, um Invaliden- und Krankenpflegehäuser für die sich während einer Periode treu bewährt habenden Arbeiter zu gründen, und sie zur Arbeit dadurch anzuspornen, daß ihnen die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter eröffnet wird. So gibt es um dem Princip eines gerechten Ausgleichs und gerechter Theilung Genüge zu leisten der Wege viele, wie wir sehen. Hier kommt es nur darauf an nachzuweisen, daß die Gesundheit der socialen Fortentwicklung das Princip einer derartigen Ausgleichung und Theilung des Gewinns bis zum gewissen Grade nothwendig macht. In neuester Zeit hat am vortrefflichsten Albert Lange die Arbeiterfrage behandelt. Vgl. hierüber: Friedrich Albert Lange, „Die Arbeiterfrage und ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft“, (Winterthur 1870.) Beachtenswerth ist ferner die Arbeit von William Thomas Thornton: „Die Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und ihre berechtigten Forderungen“, übersetzt von Schramm. Auch Thornton kommt in diesem Werke zu dem Schlusse, daß es nur zwei Wege gibt, die dem Arbeiter helfen: Entweder er wird selbst Unternehmer im Verein mit andern, oder er läßt sich als Partner am Unternehmen theilhaftig. (Vgl. Industrial partnership.)

Seite zu derselben Einsicht gekommen sind (hat doch Thünen auf seiner Farm sogleich den Plan einer solchen Compagnieschaft mit seinen Landarbeitern praktisch durchzuführen versucht und ihn in der That mit Erfolg zur Ausführung gebracht), ohne ferner die trefflichen Unternehmer hier zu erwähnen, die von industrieller Seite derartige Pläne bereits zur Ausführung brachten, um hiermit hoch anzuerkennende Beispiele zu liefern, haben wir schließlich nur noch einen Blick in das sociale Naturleben der Thiere zu werfen und zuzusehen, ob nicht in einer ganz ähnlichen Weise das, was die Natur im Innern des Organismus im Kleinen durchführte, und was wir für die nationalökonomischen socialen Verhältnisse soeben forderten, auch bereits von ihr in anderer Beziehung im allgemeinen Zusammenleben der Individuen in gewisser Weise schon zur Ausführung gebracht worden ist. Und hier lehrt uns nun die Geschichte des Thierlebens ebenso wie die Urgeschichte des Menschenlebens, daß, wo sich nur irgendwie die Bedingungen geschichtlich hierzu im allgemeinen gegeben vorfinden, die Natur fast mit Nothwendigkeit dahin drängte, den organischen Verband im gesellschaftlichen Leben unter den Individuen zu begründen und ins Leben zu rufen. Wir werden in der Folge genauer noch sehen, daß unser menschlicher Staat ebenso wie der Staat der Bienen und Ameisen, ja daß bis zum gewissen Grade schon der innige Familien- und Herdenverband nichts weiteres sind, wie derartig sich auf natürliche Häupter und Mittelpunkte stützende organische Verbände und Compagnieschaften, welche ihren Lebensnerv ebensowol in gegenseitiger und gemeinschaftlicher Arbeitstheilung, zum Zwecke gemeinsamen Gewinns und Schutzes, sowie in gerechter und gleichmäßiger Gewinn- und Nahrungstheilung suchen. Diese Functionen sichern durch das Band der gemeinschaftlichen Interessen allein das Fundament des Zusammenhangs, indem sie zugleich den Boden für eine andauernde Verträglichkeit ebnen. — Nicht alle Thiere besaßen zu dieser Verträglichkeit, und somit auch zu dem engern gesellschaftlichen Zusammenleben, die nöthigen

Anlagen, und bekanntlich brachten es die Raubthiere kaum bis zu einer dauernden Familienverträglichkeit. Aehnlich verhalten sich die verschiedenen Völker zueinander, auch sie unterscheiden sich in ihrem Naturell in dieser Beziehung bedeutend.

Wenn wir nun im Verlaufe unserer Untersuchungen die Frage zu lösen haben werden, weshalb es gerade der schwache Mensch war, der vor allen andern Geschöpfen auf der Erde den Kampf ums Dasein am siegreichsten bestehen sollte, und (was damit im Zusammenhange steht) am frühesten zu der Einsicht gelangen sollte, daß die engere organische Compagnieschaft, d. h. hier allgemein gesprochen, die Staatsgemeinschaft das geeignetste Mittel schien, den Sieg im Kampfe der Arten untereinander dauernd zu erreichen, so ist es vor allem wichtig, die höhern Thiere selbst in ihren sittlichen Anlagen genau zu vergleichen, nicht sowol um hieraus bestimmtere Schlüsse über die Abstammungsfrage zu ziehen, sondern auch um einen Maßstab in sittlicher Beziehung zu gewinnen für den Werth des menschlichen Naturells gegenüber dem der ihm nahe stehenden verwandten Thiere. Denn da in der ganzen Entwicklungsgeschichte uns niemals Zufälle begegnen, so werden wir auch den Sieg des Menschengeschlechts über die Thiergeschlechter am allerwenigsten für einen solchen Zufall halten wollen. Sind nun aber ursprünglich eine Reihe von Bedingungen für den Aufschwung des Menschengeistes, wie Sprache, intellectuelle höhere Begabung, bessere Sinnesunterscheidung, Religion u. s. w. in keiner entwickelten Weise ursprünglich schon vorhanden gewesen bei dem Menschen der Nach-Tertiärzeit, so muß doch in seinem sittlichen Naturell von vornherein ein bestimmter Werth gelegen haben, den wir in psychologischer Hinsicht abzugrenzen und zu bestimmen haben gegenüber dem der andern Thiere. Wir werden in der Folge sehen, daß sich bei der Untersuchung über den sittlichen Werth des menschlichen Naturells und Charakters gegenüber dem der andern Thiere nicht allein gewisse Schlüsse über die Abstammung des Menschen gewinnen lassen, sondern wir werden zugleich finden, daß die richtige Beurtheilung

des menschlichen Naturells und Charakters allein den Schlüssel für die ganze natürliche Entwicklungsgeschichte des Menschenthums an die Hand gibt. Es wird sich zeigen lassen, daß trotz der gefährlichsten und höchsten Schwankungen, welchen das Urmenschenthum in sittlicher Beziehung, bei den furchtbaren Rassenkämpfen, die es durchzumachen hatte, ausgesetzt war, der sittliche Fonds und die glückliche Anlage des menschlichen Charakters dennoch groß genug waren, die anfänglich sich aufthuernden Abgründe zu übersteigen und die Vernunft zum Siege zu führen.

---

Hier in den Anmerkungen will ich mir zunächst ein Wort in Bezug auf die allgemeinen Lehren Darwin's erlauben. Wie unsere Ausführungen im Texte bekunden, theilen wir die Anschauungen desselben über den in der ganzen organischen Welt herrschenden Kampf ums Dasein, und es war unser Bestreben, denselben genauer auf seine Ursachen hin zu untersuchen und die Bedingungen desselben zu zergliedern. Es stellt sich dabei, wie wir sahen, heraus, daß neben Einflüssen von seiten der äußern Natur und der Witterung, die zu ungleicher Nutrition, d. h. das ungleiche elective Verhalten der Urzellen bezüglich der Nahrungstheilung eine der wesentlichsten Ursachen zum größern Ausbruche desselben waren. Aus dieser Thatsache scheint mir hervorzugehen, daß die Ernährung der Individuen (von der Wachsthum und Fruchtbarkeit der Arten abhängen) zugleich auch eins der betonenswertheften ursächlichen Momente für die Transmutation ist. Man kann daher kurz behaupten, daß es eine Frage der Zukunft ist, genauer zu untersuchen, von welchem Einflusse die Ernährung, beziehungsweise die von jedem Einzelnen mit gewissen mehr oder weniger auffälligen Idiosynkrasien ausgeübte Nahrungswahl, und wohlgemerkt auch die im Innern des Organismus vor sich gehende Nahrungsassimilation der Einzelorgane und Einzelzellen für die Erhaltung und Umbildung der Individuen im besondern ist. Daß die Art der Ernährung namentlich während der Trächtigkeit der Thiere von sehr wesentlichem Einflusse auf die embryologische Entwicklung ist, erscheint selbstverständlich. Es liegen hier in der That eine Reihe von Momenten vor, auf welche Darwin bezüglich der Erklärung der Transmutationslehre nicht genug Rücksicht genommen hat. Offenbar hängt die Förderung und Umformung der Art nicht allein von der sogenannten natürlichen Zuchtwahl und der geschlechtlichen Zuchtwahl und vom äußern Kampfe ums Dasein ab, sondern es

treten zugleich alle diejenigen Einflüsse hinzu, die, relativ unabhängig von dem Leben der Individuen nach außen, sich nur im Innern des Organismus abspielen. Unter diesen rein innern Umformungseinflüssen ist eben das elective Verhalten der Organe und innern Einzeltheile zu den aufgenommenen Nahrungsquellen ganz besonders hervorzuheben, da, wie wir oben gesehen haben, in diesem Verhalten der innern mikroskopischen Theilchen (resp. der Zellen) untereinander die Gesundheit und Krankheit des Individuums, folglich auch seine Entwicklung und sein äußeres Verhalten mitbestimmt werden. (Soeben geht uns das Werk von Seidlitz über die Darwin'sche Theorie zu [Dorpat 1871], aus dessen Inhalt wir ersehen, daß hier auf die Bedeutung der Nutrition in einem höhern Maße, wie das bisher geschah, Rücksicht genommen ist. Nur hat der Verfasser, der alle Einflüsse der Transmutation scharf zergliedert hat, das von uns betonte Moment der innern Nahrungsvertheilung, beziehungsweise den sich unter Umständen hieran anknüpfenden innern Kampf ums Dasein der Zellen übersehen.) Was die Literatur insbesondere über die Darwin'sche Lehre „vom Kampfe ums Dasein“ angeht, so ist dieselbe zwar in neuester Zeit beträchtlich angewachsen, doch bietet sie für den Ethiker ebenso wenig wie für den Naturhistoriker die genügend tief gefaßten Gesichtspunkte, auf die wir uns stellen müssen, um die Summe der hier einschlagenden Fragen zu lösen. Wir glauben daher die hier in Betracht kommenden Arbeiten füglich übergehen zu können, und erwähnen nur als hervorragend das Schriftchen von Jäger: „Die Darwin'sche Theorie und ihr Verhältniß zur Moral und Religion. fünf Vorträge“ (Stuttgart 1868). (Die vollständigste Zusammenstellung alles dessen, was überhaupt bis jetzt in der Literatur in Deutschland, England und Frankreich über Darwin's Theorie erschienen ist, siehe in der „Zeitschrift für Ethnologie“, herausgegeben von Bastian und Hartmann, Jahrgang 1871, Heft 1, und bei Seidlitz, „Die Darwin'sche Theorie“.) Es ist zu erwähnen, daß diejenigen Forscher, die über den Kampf ums Dasein von ethischen Gesichtspunkten schrieben, meist nicht genug Ueberblick über die Naturgeschichte des Zellenlebens besaßen, um alle Erscheinungen im Zusammenhange zu übersehen. Sie gelangten daher nicht zu der Einsicht, daß die Grundbedingungen des organischen Lebens im großen wie im kleinen dieselben sind. Andererseits besitzen dagegen zumeist die Naturhistoriker nicht die gehörigen ethischen Vorkenntnisse, um den Kampf ums Dasein auch in sittlicher Beziehung gehörig würdigen zu können. Hier von dieser Seite geschieht es daher oft, daß die Lösung der socialen Frage, die doch in gewisser Beziehung deutlich mit den hier einschläglichen Problemen zusammenhängt, gar nicht gehörig

ins Auge gefaßt wird. Es ist ferner als ein Mangel an ethischer Einsicht zu bezeichnen, daß der Krieg und Kampf der Arten ums Dasein als etwas Nothwendiges hingestellt und gerechtfertigt wird. Man übersieht hierbei, daß der Krieg und der Kampf, namentlich sobald sie permanent geworden, stets unnormale Zustände sind, und Bedingungen voraussetzen, die in Untersuchung gezogen werden müssen, zumal sich aus unsern obigen Erörterungen ergibt, daß der gesunde Organismus die vollste Verträglichkeit der Einzeltheile zu seinem Bestehen erfordert und in ihm die nämlichen Erscheinungen des Kampfes ums Dasein unter den Zellen wie unter den Individuen nur erst zum Ausbruche kommen, wenn Störungen vorausgegangen sind, welche das Bestehen des Organismus in seiner Gesundheit gefährden. Krieg und Kampf, können wir kurz sagen, gehen immer aus unnormalen Reibungsverhältnissen hervor; die auf Nebeneinanderentwicklung zu ungleicher Gegensätze und Verhältnisse beruhen. Diese Reibungsverhältnisse können permanent werden und so ins Unerträgliche sich steigern. Nehmen wir die sittlichen Bedingungen zusammen, so wird sich die durch Krieg und Noth herbeigeführte Arbeitstheilung und Züchtung der Arten niemals vertheidigen lassen, sondern es ist in jeder Hinsicht zu fordern, daß sich die Gegensätze möglichst gleichmäßig durchdringen und organisch entwickeln und sich ergänzend entfalten. Nicht also nach Bedingungen gegenseitiger Anfeindung hätte sich ideal gesehen die organische Entwicklung richten sollen, sondern sittlich zu fordern war allein die Zuchtwahl nach ästhetischen Merkmalen in Rücksicht auf Verträglichkeit und Schönheit. (Vgl. zugleich „Ausland“, Jahrgang 1871, S. 442 fg.: „Ein Blick in die Zukunft.“)

---

### 3.

#### Der psychische Charakter der hauptsächlich Deciduatentarten gegenüber dem Naturell des Menschen.

Schwierigkeiten und Mängel einer genauen Thierpsychologie. — Hinweis auf den Grundgesichtspunkt, den der vergleichende Psychologe im Hinblick auf die Morphologie einzunehmen hat. — Die Intelligenz und der Scharfsinn der Deciduatent gegenüber der gutmüthigen Einfältigkeit der Indeciduatent. — Das hohe Mitgefühl der Rager und Affenarten gegenüber den prägnanten Selbstgefühlen, der Selbstsucht und Tapferkeit der Raubthiere. — Die enge Beziehung der psychischen Triebe zur Zuchtwahl und zum Kampfe um die Existenz. — Die Nothwendigkeit eines bestimmten Gleichgewichts zwischen Mitgefühlen und Selbstgefühlen in Bezug auf das Gedeihen und Fortkommen der Art. — Im Menschen kommt das geforderte Gleichgewicht von Mitgefühl und Selbstgefühl unter den Deciduatent ursprünglich am meisten annähernd zum Ausdruck. — Die ursprüngliche Verwandtschaft und Beziehung des Menschen zu dem Naturell der Raubthiere einerseits, und den geselligen und verträglichen Ragern und Affen andererseits. — Das psychische Naturell des Menschen hält ursprünglich die Mitte zwischen den mitfühlenden Affen und Ragern nach einer Seite, und den tapfern, muthigen, aber selbstsüchtigen Raubthieren nach der andern Seite.

---

Eine vollständig durchgeführte psychologische Thiercharakteristik hat gewöhnlich mit zwei großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die eine besteht darin, ein vollständiges Material zu sammeln, um jede Thierart psychologisch unbefangen und objectiv nach allen Seiten hin beurtheilen zu können. Zweitens, wird eine Vergleichung der Arten hinsichtlich psychologisch ähnlicher Merkmale vorgenommen, so ist es oft nicht leicht, diesen Vergleich so anzustellen, daß neben der psychologischen Aehnlichkeit auch in genügender Weise die morphologische

Verwandtschaft der Arten berücksichtigt wird. Bezüglich des ersten wie des zweiten Punktes wird selten mit voller Umsicht verfahren, und in Rücksicht auf die obwaltenden Schwierigkeiten daher auch selten ein richtiges Material zusammengestellt. Was die psychologische Beurtheilung selbst anlangt, so finden wir, daß unter diesen Umständen daher oft nur der Intelligenzwerth der Thiere im allgemeinen klassificirt wird, seltener schon wird das Familienleben der einzelnen Arten genauer beschrieben und beobachtet, und meist gehen uns hiermit die feinern Züge des thierischen Benehmens und Betragens verloren. Was aber den zweiten Punkt besonders angeht, der uns die Aufgabe zuweist, das psychologisch gewonnene Bild richtig zu vervollständigen und zu ergänzen durch passenden Vergleich nicht mit beliebigen Arten, sondern nur mit jenen, die mit den in Betracht kommenden in einem solchen Verwandtschaftsverhältnisse stehen, das sich nicht nur etwa psychologisch, sondern physiologisch und zoologisch (d. h. morphologisch) rechtfertigen läßt, so sieht es hiermit ganz besonders schlimm aus. Denn halten wir eine Rundschau unter den sogenannten thierpsychologischen Werken, so zeigt sich, daß, weil in ihnen nur ganz im allgemeinen die Arten stufenweise, der groben Eintheilung gemäß, einer Beurtheilung und Vergleichung bezüglich ihres Intelligenzgrades unterworfen werden, dieselben seltener scharf durchgeführte psychologische Vergleiche in Rücksicht auf sittliches Benehmen und Betragen der Thiere untereinander darbieten, und so finden wir, daß hinsichtlich aller Vergleiche von den Thierpsychologen auf die natürliche und physiologisch sowie morphologisch begründete Verwandtschaft bisher kein genügender Werth gelegt wurde. Im Gegentheil, da der Thierpsychologe bald inne wurde, daß er hinsichtlich seiner rein innern psychologischen Klassifikation nicht völlig der morphologischen und zoologischen Eintheilung folgen konnte, ließ er die letztere meist ganz außer Acht und machte sich ein eigenes System zurecht, das nothdürftig mit der gewöhnlichen oberflächlichen zoologischen Klassifikation übereinkam. Soll die psychologische Thiercharakteristik der Natur-

wissenschaft wahrhaft nützlich werden, so müssen jedesmal bezüglich einer Vergleichung die sich ergebenden Momente in psychologischer und in morphologischer Hinsicht genau gegeneinander abgewogen werden. Das heißt, es dürfen zu einer psychologischen Vergleichung der Charaktere nicht Wesen und Arten herbeigezogen werden, die in keinem morphologisch begründeten engern Zusammenhange stehen; andererseits zugleich hat sich hierbei die Vergleichung auf alle diejenigen Gruppen und verwandten Arten zu erstrecken, von denen morphologisch eine gemeinschaftliche Stammverwandtschaft durch irgendwelche wichtigen Merkmale sich rechtfertigen läßt. Der letztere Punkt ist nicht minder von Bedeutung wie der erstere; denn da beispielsweise der Mensch hinsichtlich seiner psychologischen Eigenschaften zumeist nur von den Affen abgegrenzt und mit diesen verglichen wird, so zeigt es sich, daß dieser Vergleich viel zu eng gezogen erscheint. Ist es wahr und begründet, daß die Arten der sogenannten Deciduaten unter den Placentalthieren, gegenüber den Indeciduaten\*, in eine gemeinschaftliche natürliche höhere Klasse gehören, sodaß die Raubthiere, die Scheinhufer, die Nagethiere und Halbaffen, nebst den eigentlichen Affen u. s. w. morphologisch bezüglich wichtiger Merkmale in einem engern Verwandtschaftsverhältnisse zueinander stehen, so liegt kein

---

\* Die moderne Morphologie unterscheidet bekanntlich zwischen Säugethieren, welche den Fötus ohne Mutterkuchen (Placenta) austragen, und solchen, bei denen sich dieses Organ zur selbständigern Vermittelung des Stoffaustausches zwischen Fötus und Mutter entwickelt. Die Säugethiere, die mit Mutterkuchen trächtig gehen, also die sogenannten Placentalthiere, zerfallen wiederum, je nachdem der Mutterkuchen durch eine schwammige Haut selbständig vom Fruchthälter getrennt ist, in Arten, welche eben eine solche Haut (Decidua) besitzen, und die somit als Deciduaten bezeichnet werden, und andere, welche diese Haut nicht entwickeln, und als Indeciduaten zu bezeichnen sind. Die sogenannten Deciduaten sind „die am höchsten entwickelten Thiere“, und auch diese theilen sich wiederum in Arten, welche einen scheibensförmigen Mutterkuchen, und solche, welche einen gürtelförmigen Mutterkuchen erzeugen. Doch ist dieser letzte Unterschied kein Unterschied der Sache, sondern nur der Form, und daher nur unerheblicher, secundärer Natur.

Grund vor, das eigenthümliche Naturell des Menschen und den Werth seines Charakters nur mit dem der zunächst verwandten Affen zu vergleichen, sondern es ist dieser Vergleich in psychologischer Hinsicht auch auf die übrigen Deciduatn auszu dehnen. Gerade deswegen nun, weil sich über die speciellern Verwandtschaftsgrade dieser Klassen untereinander noch ein Dunkel breitet, und bis heute noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte, ob sich die Raubthiere directer Weise aus den Raubbeutlern herausgebildet haben, oder ob sich ihre gürtelförmige Placenta erst secundär aus der scheibenförmigen gebildet hat, sodas die Raubthiere sich unter diesen Umständen aus den Insektenfressern entwickelt haben könnten, so ist dieser Schwierigkeiten halber, und wegen der muthmaßlichen Verwandtschaft aller hier in Betracht kommenden Thierklassen der Deciduatn zu den ausgestorbenen Arten der Halbaffen, ein genauerer Vergleich von psychologischer Seite gerade unter allen diesen Thiercharakteren nur um so wünschenswerther. Da es nun aber offenbar zu weit führen würde, den menschlichen Charaktertypus auch mit solchen Thierklassen der ihm morphologisch verwandten Deciduatn zu vergleichen, die durch Umbildung und Entwicklung (wie etwa in dieser Beziehung die Flederthiere und die Scheinhufer) sich sehr weit von der menschlichen Gestalt entfernt haben, so bleibt uns zu einem rationellen Vergleich in Rücksicht auf gemeinschaftliche, oder doch muthmaßlich gemeinschaftliche Abstammung, und auf nähere morphologische Entwicklung und Verwandtschaft, hauptsächlich nur der Typus der Raubthiere, der Nagethiere und der Affen übrig. Es ist selbstverständlich, das wir hier nicht versuchen können, eine vollständige Thierpsychologie zu schreiben, wir heben daher auch bei den hier in Frage kommenden Betrachtungen nur ganz im Umriß die allgemeinen Charakteristika dieser Thiertypen hervor, durch welche wir im Stande sind, uns bezüglich der thierischen Stammverwandtschaft und der Abstammungsfrage vom eingenommenen Gesichtspunkte zu orientiren.

Es wird nicht zu leugnen sein, daß alle Deciduaten, seien es Gürtelplacentner oder Scheibenplacentner, in Bezug auf eine Reihe psychischer Eigenschaften eine große, auffällig gemeinsame Ähnlichkeit zeigen. Alle hierher gehörigen Thierarten zeichnen sich bekanntlich gleichmäßig aus durch einen hohen Grad von Intelligenz und durch eine dem entsprechende wachsame Regsamkeit ihres äußern Wesens. Alle Nagethiere, Raubthiere und Affenarten sind im allgemeinen hoch begabt, alle sind eigenthümlich rege, in ihrer Art listig, verschlagen und gewandt. Fast keine Art ist im ganzen genommen so einfältig und so wenig listig, wie die gutmüthigen, sanften, und in den meisten Arten dabei äußerlich sehr trägen Hufthiere, Scharthiere und Faulthiere, welche als sogenannte Indeciduaten sämmtlich auch in morphologischer Beziehung nach der natürlichen Eintheilung den oben genannten Deciduaten gegenübertreten. Selbst der so erziehungsfähige und durch Dressur so leitsame Pferdeverstand bleibt in der Wildniß nur einfältig und ungewandt gegen den listigen verschlagenen Tiger; stellen wir aber das Schaf dem Hunde gegenüber, den Ochsen dem Löwen, das Faulthier dem Eichhorn, das Flußpferd dem Affen, das Kamel dem Leoparden u. s. w., und bedenken wir, daß selbst das gutmüthige, sanfte Reh, trotz seiner Gewandtheit, nur ein Thor dem Wolf und Fuchs gegenüber ist, so läßt sich das, ohne daß wir noch andererseits der allerträgsten und zugleich stupidesten Thiere aus der Klasse der Indeciduaten gedenken, mit einem umfassenden Blicke rasch übersehen. Hohe Intelligenz, die sich meist in großer List und Schlaueit äußert, und angeborene, wachsame Beweglichkeit, die oft etwas Schleichendes zeigt, gegenüber den geraden, oft graziosen und dennoch dabei wenig List zeigenden Bewegungen der Indeciduaten, das sind die allgemeinen unterscheidenden Characteristica dieser Arten. Bei einem überall von richtigen Gesichtspunkten aus genommenen Vergleich in Bezug auf Deciduaten und Indeciduaten sehen wir leicht, daß das morphologische Merkmal nicht ganz außer Beziehung zum Geiste und zu den angeborenen Fähigkeiten steht.

Nennt man mit Huxley diejenigen Thierarten, welche bei der Entwicklung des Fötus zwischen dem mütterlichen und kindlichen Theile des Mutterkuchens nicht jene schwammige Haut (Decidua) entwickeln, Indeciduaten, gegenüber allen den Arten, bei welchen sich dieselbe vorfindet, so erkennen wir aus dem psychologischen Vergleiche der Arten alsbald, daß bezüglich des Naturells dieser Entwicklungsunterschied nicht ganz einflußlos geblieben ist; denn in der That erscheinen die schlauen, gewigten Deciduaten alle selbständiger als die sanften und einfältigen Indeciduaten (Husthiere u. s. w.). Ist große Begabung und Intelligenz, gepaart mit vorsichtiger Wachsamkeit, Schlaueit und Regsamkeit im allgemeinen das gemeinsame Charakteristicum der Deciduaten, gegenüber den bei weitem unvorsichtigeren, weniger listigen und unselfständigeren Indeciduaten, so haben wir uns nunmehr nach denjenigen psychischen Merkmalen umzusehen, durch welche sich alle Einzelarten der Deciduaten wiederum untereinander unterscheiden; denn nur erst, wenn wir diese Unterschiede voneinander abgegrenzt haben, kann es gelingen, auch die Verwandtschaftsgrade aller dieser Arten untereinander festzustellen. Vergleichen wir nun genau alle hierher gehörigen Arten miteinander, so ergibt sich, daß, während das gemeinsame und verbindende Merkmal aller der hohe Grad der Intelligenz und eine dem entsprechende äußere motorische Regsamkeit war (sodaß sich unter allen Thieren dieser Klasse, seien sie klein oder groß, ein lebhafter und schlauer Eigenwille offenbart, der sich mit List und Gewandtheit gewissen Gefahren hingibt, vor denen die einzelnen Thiere anderer nicht hierher gehöriger Arten zurückschrecken), die engern unterscheidenden Merkmale dem gegenüber mehr auf seiten des receptiven Gefühllebens zu suchen sind. Kommen die bisher erwähnten Merkmale von Schlaueit und Intelligenz, gepaart mit Eigenwillen und Wachsamkeit, hauptsächlich zur Sprache bezüglich des äußern Verhaltens der Arten gegenüber andern Arten, so bezieht sich das Gefühlleben mehr auf das Verhalten der Einzelindividuen der bestimmten Art untereinander.

Das Gefühlsleben der Thiere ist bezüglich ihrer Charakteristik von einer sehr tiefgehenden Bedeutung, sodaß wir Gelegenheit nehmen müssen, hierauf näher einzugehen. Es lassen sich für unsern Gesichtspunkt im wesentlichen zwei Hauptklassen von Gefühlen unterscheiden, die sich, wie wir sogleich sehen werden, in der verschiedensten Weise auf die hier in Frage kommenden Arten vertheilen. Es sind dieses die Selbstgefühle und die Mitgefühle. Was zuerst das Mitgefühl anlangt, so dürfen wir im allgemeinen sagen, daß kein Säugethier gefunden wird, das nicht ein gewisses Mitgefühl für seine Jungen an den Tag legte. Ist die sogenannte Mitempfindung im Nervenleben des innern Organismus überhaupt von sehr großer Bedeutung, so ist sie für das Verhalten der Individuen untereinander noch von einer viel höhern Tragweite, denn die Mitempfindung potenziert sich hier eben zum Mitgefühl, das sich hauptsächlich in der Pflege und Liebe zu den Jungen, in der Verträglichkeit und Neigung beider Geschlechter zueinander, also im Familienleben, und im gegenseitigen Unterstützungstrieb, d. h. im Beistande der Individuen untereinander offenbart. Wir sehen, daß sich auf das Mitgefühl die wichtigsten Verhältnisse begründen, denn von sehr hoher Bedeutung für die Fortpflanzung der Art ist nicht nur die Neigung beider Geschlechter zueinander überhaupt, sondern, was damit zusammenhängt, das Wesen ihres Familienlebens und ihre Zungenliebe. Nicht minder wichtig aber ist der allgemeine Unterstützungstrieb oder der Beistand, den sich die Individuen untereinander angedeihen lassen, und der, wie leicht einzusehen, bis zum gewissen Grade, wenn er sehr ausgebildet erscheint, einen verträglichen Geselligkeitsinn der Individuen voraussetzt. Auf der Unterlage des durchgebildeten gegenseitigen Unterstützungstriebes, der in einem hochausgebildeten Mitgefühl wurzelt (welch letzteres wiederum das verträgliche Zusammenleben der Individuen ermöglicht), und auf einem damit im richtigen Gleichgewichte stehenden unterscheidenden Selbstgefühl, begründet sich allein die sogenannte Arbeitstheilung,

welche unter den Individuen der Art nur dann hinreichend zu Stande kommt, wenn sich in hohem Grade diese Voraussetzungen entwickelt finden. Den Mitgeföhlen steht selbstverständlich die aus dem Selbsterhaltungstrieb hervorgehende Selbstempfindung und die sich hierauf begründenden Selbstgeföhle gegenüber. Auch diese Geföhle finden sich unter den Individuen der Säugethiere in einem sehr hohen Grade neben dem allgemeinen Selbsterhaltungstrieb entwickelt. Der Selbsterhaltungstrieb und die sich an ihn knüpfenden Geföhle, auf welche sich (den Mitgeföhlen gegenüber) die eigentliche Liebe zum Leben gründet, während sich in den Aeußerungen der Mitgeföhle das Leben der Liebe spiegelt, äußert sich vorzugsweise in den kleinern hier zur Sprache kommenden Thiergattungen als Vorsorglichkeit, Umsicht und listige Gewandtheit, in den größern und stärkern Arten aber knüpft sich an die Selbstgeföhle die Tapferkeit, die unermüdliche, zähe Ausdauer und der Muth. Es ist selbstverständlich, daß, während wir in ersterer Hinsicht vorzugsweise an die Nagethiere und Affen denken, in der andern Beziehung hauptsächlich die Raubthiere hervortreten. Ueberblicken wir die hier zur Sprache kommenden Arten der Deciduatn, so werden wir nun finden, daß entsprechend der morphologischen Unterscheidung derselben, sich auch in ganz verschiedener Weise die Mitgeföhle und Selbstgeföhle bei ihnen ausgebildet finden, und aus dieser verschiedenartigen Ausbildung ergibt sich gleichzeitig das eigenthümliche und verschiedenartige Naturell aller dieser Thiere. So finden wir, daß einige Arten vorzugsweise muthig und tapfer sind, während andere dagegen scheu und furchtsam sich eng und verträglich aneinander schließen. Wiederum andere sind in hohem Grade muthig, dabei aber äußerst ungesellig und unverträglich, während bei andern die Tapferkeit mit der Verträglichkeit sich vereinigt findet. Daß alle diese Schwankungen in psychologischer Hinsicht nicht ganz beziehungslos zur körperlichen Beschaffenheit und zur Morphologie der einzelnen Thierarten sein können, ist leicht zu erkennen. In der That bei

einer genauern Untersuchung finden wir stets ein deutlich ausgesprochenes Abhängigkeitsverhältniß obwalten zwischen der physischen Gestaltung und dem psychischen Naturell der Thiere, und das kann uns nicht wunderbar erscheinen, sobald wir ermessen, was für eine Waffe die bessere und höhere psychische Begabung in Bezug auf den Kampf ums Dasein ist, in welchen die Art mit andern Arten verwickelt ist. Denn offenbar steht eben die Art und Weise, wie dieser Kampf von den Species bestanden und gefochten wird, in einer engen Beziehung zu den geistigen und psychischen Trieben der Thiere überhaupt, und alle Tapferkeit, alle Ausdauer, alle Verträglichkeit und alle Unterstützungstriebe, welche sich die Individuen untereinander angedeihen lassen, sind für die Art und Weise, wie die Arten den sogenannten Kampf ums Dasein unter- und gegeneinander bestehen, von der allergrößten Wichtigkeit. Namentlich aber ist es der Factor der Verträglichkeit, der in Bezug auf das Gedeihen der Art von einflußreichster Bedeutung ist. Schon aus dem vorigen Abschnitt ging hervor, daß Fortpflanzung (Auswahl und Neigung der Geschlechter sowie Fruchtbarkeit) und regelrechte Nahrungsvorteilung, die tiefsten Grundfactoren des Gedeihens der Arten waren, beide gingen Hand in Hand. Nahrungszufuhr und Neubildung sollten gleichen Schritt halten und zugleich eine correcte verträgliche Arbeits- und Nahrungstheilung unter den Neoplasmen zur Durchführung kommen lassen. Allein alle regelrechte Arbeits- und Nahrungstheilung und die mit ihnen zusammenhängende Fortpflanzung und Neubildung kommen nur dann zur Geltung, wenn ein gewisser Verträglichkeitsgrad der primitiven Individuen als Basis vorhanden ist. Die Ansprüche an den Verträglichkeitsgrad der Individuen müssen aber wachsen, wenn durch irgendwelche äußern Einflüsse Nahrungsmangel eintritt, oder äußere Angriffe auf die Gattung stattfinden. Unter diesen Umständen wird nun in jeder Hinsicht eine doppelte Verträglichkeit der Individuen gefordert. Denn gegen äußere Angriffe haben sich die Individuen gemeinsamen Beistand zu leisten, und tritt

Nahrungsmangel ein, so sind die Individuen der Art gemeinsam zu großer Aufopferung gezwungen, sollen keine ungerechten und krankhaften Vertheilungsverhältnisse der Nahrung plaggreifen, aus denen sich dann sehr rasch zu ungleiche Gegensätze der Form hervorbilden, die sich nebeneinander nicht mehr dulden, sondern theilweise vernichten und aufreiben. \* Was wir in ähnlicher Weise unter diesen Umständen im innern Organismus mikroskopisch beobachten lernen, vollzieht sich unter unsern Augen äußerlich unter den Individuen einer Art. Ist der Verträglichkeitsfönn der zusammenhängenden Familienmitglieder und Individuen gestört oder zu gering, so ist der Kampf ums Dasein erschwert, und die Ausbreitung der Art gehindert.

Neben hohem Mitgeföhle und Verträglichkeitsfönn, ist also für die Individuen unter den schwierigen Verhältnissen, welchen die Artenentwicklung thatsächlich unterworfen ist, und den ungleichen Strömungen, denen sie nach ihrem Ursprunge ausgesetzt wurde, durch das Ueberhandnehmen einer zu ungleichen Nahrungsvertheilung, zugleich ebenso nothwendig ein ausgeprägtes Selbstgeföhle, das sich bis zur Tapferkeit, zur Ausdauer und Zähigkeit zu steigern hat. Je nachdem nun den Arten die eine oder die andere Eigenschaft abgeht oder zukommt, je nachdem wird von ihnen auch verschiedenartig der Kampf ums Dasein geföchten werden, und also hiermit die sich hieran schließende Umformung, Anpassung und Ausbildung ihrer Körperbildung erfolgen.

Nehmen wir die natürlichen Verhältnisse und Bedingungen unsers Planeten nicht wie sie sein könnten, sondern wie sie thatsächlich sind, und beachten wir im Rückblick auf den vorigen Abschnitt die Ungunst der Umstände, die jeder ungleichmäßigen Nahrungsver-

---

\* So repräsentirt laut den Ausführungen des vorhergehenden Abschnitts die ganze organische Welt unsers Planeten thatsächlich im großen einen verartigten krankhaften Organismus, innerhalb dessen sich die einzelnen Arten untereinander ersticken und aufreiben.

theilung, und damit zusammenhängend jedem Ausbruch von Unverträglichkeit Vorschub leisteten, so wird es uns einleuchten, wie unter allen diesen erschwerten Umständen ebensowol ein doppelter Verträglichkeitsfönn, sowie ein doppelt wachsam, berechtigtes Selbstgeföhlf im Naturell nothwendig geboten war, sollte der Kampf ums Dasein von dem Charakter der Art siegreich bestanden werden. Nach außen hin war Tapferkeit nothwendig, um der Ungunst der Umstände widerstehen zu können, nach innen aber war ein stark ausgeprägter Verträglichkeitsfönn der einzelnen Glieder der Art untereinander geboten, und nur diejenigen Arten konnten folglich auf ein lange anhaltendes Fortkommen rechnen, in deren Naturell mehr oder weniger ein annäherndes Gleichgewicht zwischen den geforderten Mitgeföhlen und Selbstgeföhlen erreicht war. Wir werden sogleich sehen, daß dieses psychische Gleichgewicht der Grundgeföhle des Charakters in der individuellen Thierwelt als Ideal ebenso unerreichbar geblieben ist, wie in der individuellen Zellenwelt des Urprotoplasmas in der Primordialzeit das Ideal einer regelrechten Arbeits- und Nahrungstheilung der Arten gegeneinander. Und das kann nicht wundernehmen; denn da die Bedingungen der Gestaltung in der Urzeit den Grund aller organischen Entwicklung legten, so mußten die schon hier im Keime ausbrechenden Differenzen sich in der Folge nur um so ausgeprägter und deutlicher zeigen. Allein trotz aller dieser ursprünglichen Misverhältnisse hat die organische Entwicklung doch nach einem solchen Gleichgewichte gestrebt, und wenn, wie wir nachweisen werden, im Menschen unter allen Geschöpfen dieses Gleichgewicht der Charakteranlagen annähernd am meisten erreicht wurde, oder doch in ihm das Streben am größten war, ein solches Gleichgewicht völlig zu erringen, so werden wir es deshalb erklärlich finden, weshalb gerade er aus der Reihe seiner Mitgeschöpfe heraustrat, um den Kampf ums Dasein am siegreichsten auf der Erde zu bestehen. Ebenso wenig wird es uns wundernehmen, wenn wir bemerken, daß unter den Deciduat (welche im Thierreiche überhaupt

die am höchsten entwickelten Arten repräsentiren) die Selbstgefühle und Mitgefühle (wenn auch fast überall einseitig, d. h. bald dieses, bald jenes derselben im Misverhältniß zu den andern) zur tiefsten Entwicklung gediehen sind. In Bezug auf die sehr intensiv ausgeprägten Selbstgefühle denken wir sogleich an die königlichen Raubthierarten, und in Bezug auf die Mitgefühle an die sprichwörtlich gewordene Jungensliebe und Beistandsleistung der Affen und Nagethiere untereinander. Aber den Raubthieren mangelt bekanntlich das richtige Verhältniß von Mitgefühl gegenüber dem Selbstgefühl; denn sie sind unverträglich im Familienleben und, wie wir sogleich genauer erörtern werden, gehässig und feindlich gegeneinander, während den weiblichen Affen und furchtsamen Nagern trotz ihres großen Mitgefühls jedes tapferere Selbstgefühl mangelt. Allein wir sehen bei alledem, daß unter den am höchsten entwickelten Thieren, welche als sogenannte Deciduat den Menschen am meisten nahe treten, auch die schärfste Entwicklung aller Grundgefühle gefunden wird. Treten in psychologischer Hinsicht dem Menschen in der That alle hierher gehörigen Thierarten, wenn auch in verschieden einseitiger Beziehung nahe, so ergibt sich schon hieraus nothwendig seine natürliche Verwandtschaft zu ihnen, allein nach anderer Seite hin zeigt es sich hierbei gleichzeitig, daß der Mensch weder völlig zu der einen noch zu der andern Art gezählt werden kann. Wir haben uns daher die Aufgabe zu stellen, genauer und bestimmter den Charaktertypus des Urmenschen in Bezug auf die Grundanlagen zu präcisiren, um ihn richtig von allen übrigen Arten zu unterscheiden, und zugleich den bestimmtern Verwandtschaftsgrad zu den übrigen ihm nahe tretenden Thierarten zu untersuchen.

In der That leuchtet es, wie hervorgehoben, auf den ersten Blick ein, daß das psychische Naturell des Menschen in Bezug auf Intelligenz, namentlich aber hinsichtlich des Selbstgefühls und hinsichtlich des Mitgefühls, zu allen hier in Betracht kommenden haupt-

sächlichen Arten der Deciduatcn in verwandtschaftlicher Beziehung steht, wemgleich es sich in einer Hinsicht der einen, und in anderer Hinsicht der andern Art mehr nähert. Das verträgliche Familienleben, das der Mensch führt, theilen gleichzeitig mit ihm in hohem Grade die Affenarten sowie die Nagethiere, es besitzen alle diese hierher gehörigen Thierarten ein ausgezeichnet hohes Mitgefühl für ihre Jungen, sie pflegen daher zugleich meist gern eine gesellige Familiengemeinschaft und scharen sich unter Umständen durch den angeborenen Verträglichkeitsinn bei weitem leichter zusammen, als die ihnen in dieser Beziehung völlig gegenüberstehenden Raubthiere. Das Naturell der Raubthiere ist ein bei weitem unverträglicheres, sie gesellen sich nur vorübergehend zu Familien zusammen während der Begattungszeit, und führen selbst in dieser kurzen Periode die wildesten Kämpfe mit ihren Nebenbuhlern. Hat das Weibchen Junge geworfen, so muß es diese oft gegen die blutgierigen Männchen auf das heftigste schützen, und da die Männchen überhaupt wenig angeborene Liebe zu den Jungen besitzen, kann es selbstverständlich dauernd zu keinem verträglichen Familienleben unter den Raubthieren kommen. Ist das Mitgefühl namentlich unter den fagenartigen Raubthieren verhältnißmäßig sehr zurückgedrängt, so ist die Intelligenz als List und Verschlagenheit nicht allein bei diesen Thieren um so größer, sondern vorzugsweise ist ihr stolzes Selbstgefühl hierbei ein so ausgebildetes, daß es sich meist bis zur zähen Ausdauer und zu muthiger Tapferkeit erhebt. Ausdauer, hohen Muth und listige, gewandte und großmüthige Tapferkeit vermiffen wir aber nebst allem stark ausgebildeten Selbstgeföhle überhaupt bei allen Affenarten und bei den Nagethieren. Selbst im Naturell der menschenähnlichsten Affenarten, den Orangcs, den Gorillas und Schimpansee, herrscht den Raubthieren gegenüber Scheu- und Furchtgeföhle vor, und es ist festgestellt, daß die Affen alle vor den großen Raubthieren sowol wie vor dem Menschen ängstlich flüchten, mindestens ist das furchtsame Naturell bei allen Affen gegenüber den dreistern und beherztern

Raubthieren vorherrschend. Andererseits wissen wir, daß List und Tapferkeit bei den großen Raubthieren oft bis zu einer merkwürdigen Scham vor sich selbst führen, sobald sie sich, wie etwa bei einem verfehlten Sprunge, eine Ungeschicklichkeit zu Schulden kommen lassen. Oft sehen wir, daß ihr stolzes Selbstgefühl sie zu einer Ausdauer anstachelt, die uns staunen macht; von alledem aber findet sich bei den eigentlichen Affen sowie bei den Nagethieren nichts. Doch wunderbar, alle diese so charakteristisch raubthierartigen Züge finden wir gleichzeitig auch bei dem Menschen deutlich entwickelt. Alle hierher gehörigen tiefeingreifenden Selbstgefühle kommen auch bei ihm trotz seiner äußern affenähnlichen Körperconstitution zur charakteristischen Ausbildung, und er entfernt sich in dieser Beziehung beträchtlich weit von den ihm nahe stehenden Affenarten, um sich hierin vielmehr deutlich den Raubthieren eng anzuschließen. Sehen wir genau zu, so stand der Urmensch des Neanderthalschädels hinsichtlich seines Naturells den Raubthieren bei weitem näher wie den Affen und Nagethieren, oder besser, er stand zwischen ihnen; denn mit den Raubthieren theilte er deutlich, wie hervorgehoben, bis zum gewissen Grade eine Reihe scharf entwickelter wilder Selbstgefühle, und mit den übrigen Hauptarten der ihm stammverwandten Deciduatn jenen charakteristischen Verträglichkeitsinn im geselligen Familienleben. Hier sind es die Selbstgefühle, dort die Mitgefühle, die er in sich aufgenommen und durchgebildet hat. Und wie hätte sich der Urmensch staatlich zusammenscharen können, wenn ihm die breite Basis der Mitgefühle ebenso gemangelt hätte wie den Raubthieren, oder wie hätte er andererseits sich in der wilden Urzeit gegen die Reihe der reißenden Raubthiere vertheidigen können, und wie hätte er den schwierigen Kampf ums Dasein gegen dieselben bestehen sollen, wenn ihm die Beherrztheit und die angreifende Tapferkeit ebenso abgegangen wäre wie den feigen Affen und Nagern. Wer den Schädel der Neanderthöhle betrachtet, der sieht in der That dem Menschen noch ein Stück Raubthier an, und die ganze Geschichte der Urzeit wird uns

lehren, daß dem so sein mußte; denn unter die Wölfe gestellt, mußte der Urmensch anfänglich mit ihnen heulen, und das Leben und Treiben der Menschen der Urzeit lehrt uns in der That, wie sehr er mit ihnen geheult hat, und so tief wurde sein besseres Wesen in den unsittlichen Kampf der Geschöpfe verwickelt, daß es von anderer entgegengesetzter Seite her der schärfsten Erziehung bedurfte, um ihn aus dem Strudel, in welchem er aufgerieben worden wäre, herauszuziehen. Und diese sittliche Erziehung, die hauptsächlich von innerer Seite bildend eingriff, und die sich auf das Element der mitfühlenden Verträglichkeit stützte, wie hätte sie jemals fruchtbringend werden können, hätte nicht andererseits im Charaktertypus des Menschen auch hierfür sich ein bestimmtes Verständniß vorgefunden, ein Verständniß, das zur Genüge bewies, daß der Urmensch auch zu den verträglicheren und geselligern Affenarten und Nagethieren einen hohen Verwandtschaftsgrad in seinen ursprünglichen Charakteranlagen besitzt. Allein das wird sich trotzdem nicht leugnen lassen, daß in der allerfrühesten Urzeit das wilde Naturell des Raubthiers bei weitem im Menschen überwog; denn im steten Umgange mit Höhlenbären und Höhlentigern hatte er offen gegen dieselben den Kampf aufzunehmen, und wollte er sich entwickeln, so durfte er diesen Erbfeinden nicht ausweichen, und eben nur deswegen, weil er ihnen nicht auswich wie die kletternden Affen und scheuen Nager, gewann er Aussicht, den Kampf ums Dasein so überaus siegreich bestehen zu können. Stellen wir bezüglich der Triebe und Gefühle, die hier zur Sprache kommen, die drei großen eng verwandten Hauptarten der Deciduaten zusammen, so zeigt sich also, daß, wie bereits erwähnt, der Mensch seinem Naturell nach keiner derselben völlig und ganz zugehört, sondern wir sehen, daß er hinsichtlich der hauptsächlichsten Charaktereigenschaften die Mitte hält zwischen den verträglichen, mitfühlenden Nagethieren und Affenarten einerseits, und den stolzen, muthigen und selbstfüchtigen Raubthieren andererseits. Hierbei bleibt es sogar unentschieden, ob er sich ursprünglich den wilden Raubthieren nicht

noch mehr seinem Wesen nach genähert hat, als uns das heute der Fall zu sein scheint. So nahe nun auch das Naturell der anthropoiden Affenarten, besonders das des Gorilla, bereits das des Menschen streift, und sofern auch der Gorilla, wie uns berichtet wird, gegen stärkere Thiere eine gewisse Tapferkeit beweist, so wenig entwickelt doch dieser Affe die ganze Reihe der mit dem stolzen, männlichen Selbstgeföhle verbundenen Antriebe des zum Angriff, zur Jagd und zu Raub ursprünglich geneigten Menschen. Allein es wird nicht zu leugnen sein, daß dem Menschen der Gorilla von dieser Seite am nächsten tritt, und besitzt der Mensch mit den anthropoiden Affenarten eine ähnliche oder gemeinsame Abstammung überhaupt, so gewinnt es für den Psychologen den Anschein, als seien die Affenarten nur eine dem Menschen stammverwandte Nebenlinie, und als solche deren Glieder nur durch Feigheit, sinnliche Begierde und weibische Genußsucht entstellte Zerrbilder des Menschen, denen, aller dieser elenden Schwächen halber, der Siegespreis im Kampfe ums Dasein unmöglich zufallen konnte. Von seiten der Raubthiere dagegen sind es aber offenbar die bärenartigen Geschöpfe, welche hinsichtlich ihres immerhin schon verträglichern Naturells dem bis zum gewissen Grade raubthierartigen Charakter des Urmenschen bei weitem näher treten wie die fagenartigen und hundartigen Thiere. Nicht nur daß die Bären, ebenso wie die Menschen, von den hier zunächst in Betracht gezogenen Thieren ursprünglich ebenso Pflanzen- wie Fleischfresser sind, sondern ihr affenartiges Klettern, ihr bei weitem schon ausgeprägterer Geselligkeitssinn und ihre musikalischen Klängen zugänglichere Gehörsanlage sind für den vergleichenden Psychologen Eigenschaften und Merkmale, die ihn als Fingerzeige deutlich auf eine ursprünglich tiefere Verwandtschaft hinweisen. Wie das Raubthier schon im Charakter des Gorilla durchschimmert, ebenso klingt im Naturell des Bären der kletternde, nachahmende, raubthierartige Affe an. Im Menschen aber finden sich diese Anklänge vereinigt und nach beiden Seiten gleichmäßig vertheilt,

ihm war es beschieden, das Gute und Böse beider Theile zu verschmelzen und in sich zu einer höhern Entwicklung abzuklären. Die genauere Untersuchung des menschlichen Stammbaums wird uns diese Thatsache, die wir psychologisch nicht zu leugnen vermögen, erklären.

---

### Die menschlichen Vorältern.

Der psychologische und zoologische Gesichtspunkt in Bezug auf die Frage der Abstammung. — Die verschiedenen Klassen der Deciduatcn. — Der morphologische Unterschied zwischen ringförmiger und scheibenförmiger Placenta erscheint in Bezug auf Ausbildung von Charakter und Naturell ohne Bedeutung. — Die heutigen sogenannten Halbaffen bilden Trümmer einer ehemals sehr formenreichen Stammgruppe, welche Wurzeln aufweist zu allen divergenten Zweigen der Deciduatcn. — Die Frage nach der Herkunft des Menschen hängt zusammen mit der Forschung nach der Herkunft der einzelnen Deciduatengruppen. — Es sprechen von vielen Seiten Gründe für eine eigene und selbständige Emporentwicklung des Menschen von der Basis eines halbaffenartigen Urgeschlechts aus neben der Entwicklung der eigentlichen Affen und der Raubthiere. — Der Mensch vereinigt in sich die charakteristischen Eigenschaften des Naturells der Hauptvertreter der Deciduatcnarten, bringt sie zu einer gemeinsamen höhern Durchbildung und bildet hinsichtlich derselben somit die Krone des organischen Geschlechtsbaums.

Wir haben bis jetzt noch nicht die fossilen Ueberreste aufgefunden, nach denen wir seit so vielen Jahren bereits forschen, um zu einem sichern Schlusse über den Bau und das Aussehen unserer Vorältern zu kommen, und noch breitet sich über die eigentliche Herkunft des Menschen daher ein unbestimmtes Dunkel. Sehen wir zu, ob wir in Rücksicht auf die gewonnenen Ergebnisse der vergleichenden Psychologie im Stande sind, eine Reihe von Schlüssen zu ziehen, die, wenn sie ihrer Natur nach auch nur einen Wahrscheinlichkeitswerth in sich schließen, doch nicht als werthlos anzusehen sind. Das hat sich uns als Resultat ergeben, daß sich das Naturell des Menschen

weder vollkommen aus dem der eigentlichen Affenarten, noch aus dem der Raubthiere, noch aus dem der Nagethiere völlig entwickeln ließ. Zu allen diesen stammverwandten Deciduaten trat das psychische Naturell des Menschen in eine bestimmtere Beziehung, ohne jedoch mit jeder Art mehr wie eine Seite ihres Wesens zu theilen.\* Es blieb völlig ungewiß, wie weit sich der ursprüngliche Selbsterhaltungstrieb und die damit zusammenhängenden Gefühle des Urmenschen denen der Raubthiere mehr näherten und von denen der Affenarten und Nagethiere entfernten, während es andererseits gar nicht zweifelhaft ist, daß der Mensch alle ihm angeborenen tiefern Mitgefühle mit den Affen und Nagethieren völlig theilt. So liegt die Sache vom Gesichtspunkte der vergleichenden Psychologie. Werfen wir nun gleichzeitig noch einmal einen Blick in den Stand der Frage, wie er sich von zoologischer Seite gestaltet.

Mit Rücksicht auf die von Darwin uns an die Hand gegebenen Anschauungen lassen sich für die Abstammungsart sämmtlicher Ordnungen der sogenannten Deciduaten — zu welchen 1) die Hemipithecii (sogenannte Halbaffen), 2) die Nagethiere, 3) die Insektenfresser, 4) die Flederthiere, 5) die eigentlichen Affen, 6) die sogenannten Scheinhufthiere und 7) die Raubthiere gehören — eine Reihe von verschiedenen Erklärungen geben. Was man auch gegen die Transmutationslehre vorbringen möge, das immerhin wird man anzuerkennen haben, daß das Vollkommene nicht sogleich fertig von der Natur hingestellt wurde. Das was sich organisirt und bildet, fällt nicht sogleich fix und fertig vom Himmel, sondern hat eben naturgemäß eine Reihe von Umbildungen zu durchlaufen. Selbstverständ-

\* Es gilt hier in psychologischer Beziehung also Aehnliches wie das, was Reischach in anatomischer und morphologischer Beziehung vom Menschen in Bezug auf die Affenarten behauptete. Nämlich ähnlich wie alle verschiedenen Menschenarten Erbstücke von den verschiedensten Affenarten aufzuweisen haben, weist das Naturell des Menschen in psychologischer Beziehung deutlich die verschiedensten Erbstücke von Eigenschaften nach, die sich verschieden vertheilt unter allen einzelnen Deciduatenarten wiederfinden.

lich ist es hierbei, daß diese Umbildung nur den Weg vom Niedern zum Höhern, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen einschlagen konnte. Dies folgt nicht nur aus dem innern organischen Bildungsgesetze überhaupt, sondern auch in Rücksicht auf die äußern Verhältnisse der Entwicklung unsers Planeten, welche in frühern Zeiten nachweislich so beschaffen waren, daß sie dem Vollkommenen ursprünglich nicht die Möglichkeit der Existenz und des Fortkommens boten. Setzt also der ganze Bildungsgang des Organischen eine Entwicklung vom Niedern zum Höhern voraus, so ist mit Rücksicht auf den anatomischen Bau ersichtlich, daß die Kloakenthiere niedriger und unvollkommener organisirt sind als die Beuteltiere, und diese wiederum unvollkommener als die Placentalthiere, welche offenbar als die Repräsentanten der am höchsten entwickelten organischen Schöpfungsstufe auftreten. Die Stufenfolge der Entwicklung, welche die Umbildungslehre voraussetzt, lehrt also, daß die Placentalthiere die nur erst zuletzt auftretenden Formen waren. Die Entwicklung konnte eben nur von Stufe zu Stufe steigen; denn sie vollzog sich nur am Substrat der bereits gebildeten Formen und duldete dabei keinen Sprung über gewisse gesteckte Grenzen hinaus. Ist es nun unzweifelhaft, daß die Placentalthiere in Bezug auf die wichtigsten Eigenschaften des Körpers die höchste Stufe einnehmen, und bezeugt uns dieses namentlich auch die so wichtige Gehirnbildung (besonders hinsichtlich des sogenannten Balkens, Corpus callosum), so entsteht nun die weitere Frage: von welcher Basis der niedern Thierformen die Umbildung zu den einzelnen höhern Gruppen der Placentalthiere stattfand. Unter den Ordnungen und einzelnen Gruppen der Mutterkuchenthiere hatten wir hauptsächlich zwischen denjenigen Arten, die eine schwammige, hingefällige Haut (Decidua), und solchen, welche keine solche entwickeln, zu unterscheiden. Zu den erstern allein sehen wir gehört der Mensch sammt den obengenannten fünf ersten Ordnungen. Haben sich nun, wie anzunehmen, die Placentalthiere als die höhern aus den Beuteltieren herausgebildet, so dürfen wir ferner



**Charles Darwin.**

70 1811  
1811 1811

folgern, daß die sogenannten Indeciduaten (also die Placentalthiere, welche keine hinfallige Haut erzeugen) eine eigene ganz besondere Uebergangsstufe der Umbildung gegenüber den Deciduaten bilden. Es ergibt sich das nicht nur in morphologischer, sondern, wie wir sahen, auch in psychologischer Hinsicht, denn in den Grundzügen des Naturells treten die Indeciduatenarten ebenso charakteristisch den Deciduaten gegenüber.

Betrachten wir uns nun genauer die obengenannten sieben Ordnungen der Deciduaten, so haben wir zwischen diesen wieder in morphologischer Hinsicht die zwei letztern von den fünf ersten zu sondern; denn jene letztern zwei Ordnungen erzeugen einen ring- oder gürtelförmigen Mutterkuchen, während bei den fünf ersten eine runde, scheibenförmige Placenta zur Ausbildung kommt. Hier entsteht nun sogleich die Frage, ob dieser morphologische Unterschied zwischen ring- und scheibenförmigem Mutterkuchen so bedeutend ist, daß wir die Abstammung und Umbildung der sogenannten Scheibenplacentner als abgeschlossene Gruppe gänzlich von der Entwicklung der Ringplacentner zu sondern haben. Zu den erstern gehört neben den übrigen fünf zuerst genannten Ordnungen der Mensch, zu den letztern die Raubthiere sowie auch die Scheinhufthiere und Elefanten. Obwohl nun der Mensch in morphologischer Hinsicht zu den Scheibenplacentnern zählt, so zeigt doch in vieler Hinsicht sein psychisches Naturell ursprünglich eine deutliche Verwandtschaft auch mit dem der Raubthiere; denn er nahm in dieser Hinsicht, wie wir sahen, die Mitte ein zwischen Affen und Nagethieren einerseits und den Raubthieren andererseits. Erwähnen wir bei dieser Gelegenheit sogleich den Elefanten, der sonderbarerweise einen raubthierähnlichen (ringförmigen) Mutterkuchen mit einer Decidua ausbildet, und doch seinem im ganzen friedlichen und verträglichen Naturell nach zu den Nagethieren gehört, mit welchen er auch in vieler anderer Hinsicht Aehnlichkeiten besitzt, sodas einige Zoologen seine Abstammung von den Nagethieren mit Rücksicht auf bestimmte Mittelbildungen, namentlich

mit Hinweis auf die sogenannten Pfeilzähler (Toxodontia) zu rechtfertigen suchen. Sicherlich ist der Elefant bezüglich der Höhe der Intelligenz, namentlich im Hinblick auf Gedächtniß, dasjenige Thier unter den Deciduaten, das dem Menschen von dieser Seite näher noch wie die Affen tritt. Mit dem hoch intelligenten Menschen verhält es sich nun in morphologischer Beziehung ganz ähnlich wie mit dem Elefanten, nur was die Placenta anlangt in entgegengesetzter Beziehung. Der Mensch nämlich bringt eine scheibenförmige (nagethierartige) Placenta zur Ausbildung, und nähert sich trotzdem hinsichtlich seines beherzten, stets zum Angriff geneigten Naturells den Raubthieren. Wir sehen also, daß bezüglich psychologischer Merkmale der morphologische Unterschied zwischen scheibenförmigem und gürtelförmigem Mutterkuchen von keinem durchgreifenden Belang ist, und können daher recht wohl vom psychologischen Gesichtspunkte mit denjenigen Zoologen übereinstimmen, welche die Abweichungen in der Form der Mutterkuchenbildung nur für secundär halten. Ist dem so, so liegt also kein Grund vor, alle in psychologischer Hinsicht (namentlich in Rücksicht auf große Begabung mit Intelligenz und Scharfsinn) einander zusammengehörigen Arten der Deciduaten auch in Rücksicht auf ihre morphologische Zusammengehörigkeit zu vereinigen, und ihren Stammbaum gemeinsam zu erklären.

Daß alle Deciduaten in morphologischer Hinsicht durch allmähliche Umbildung und Differentiirung ursprünglich in einer frühern Periode sich gemeinschaftlich aus einer niedern bestimmten und vielverbreiteten, wenn auch in sich sehr vielgestaltig angelegten Art hervorgebildet haben, ist von mehreren Zoologen bereits in neuester Zeit wiederholentlich behauptet worden. Besonders aufmerksam hat man in dieser Beziehung auf die Stammgruppe der Hemipithee (der sogenannten Halbaffen) \* gemacht. Bekanntlich wurden von Blu-

\* „Diese Gruppe bietet viele gradweise Verschiedenheiten dar, welche, wie Huxley bemerkt, unmerklich von der Krone und Spitze der thierischen Schöpfung zu Geschöpfen herabzuführen, von denen scheinbar nur ein Schritt zu den nie-

menbach die eigenthümlichen Arten der Halbaffen mit den eigentlichen Affen unter der Ordnung der Vierhänder (*Quadrumana*) vereinigt. Allein es kann nicht geleugnet werden, daß die Halbaffen von allen Affenarten viel mehr abweichen als die Affenarten untereinander, und daß die Halbaffen noch heute in bestimmten Formen ganz merkwürdige Beziehungen zu sehr vielen Arten von Deciduaten, besonders zu den Nagethieren und Flederthieren aufweisen. So konnte Hückel in Jena in Rücksicht auf die Abstammungslehre zu dem Schlusse kommen, daß die heute noch lebenden wenigen Halbaffen (welche ehemals, wie erwähnt, unter sich sehr vielgestaltig auftraten), in der That die letzten überlebenden Reste und Trümmer einer ausgestorbenen, ehemals sehr formenreichen Stammgruppe bilden, aus welcher sich alle Hauptarten der Deciduaten als divergente Zweige entwickelt haben.\* Hiernach wäre die Abstammungsart der Hauptzweige der Deciduaten folgende: Die alte Stammgruppe bilden, wie erwähnt, die merkwürdigen, vielgestaltigen Arten der Hemipithecii (Halbaffen), welche sich annehmbarerweise aus den niedrigeren affenfüßigen Beuteltieren (*Pendimana*) entwickelt haben. Die Urformen der von hier aus sich halbaffenartig entwickelnden Stämme, welche vielleicht bereits in der Eocenzeit auftraten, in welcher die Festlandshebungen, Senkungen und Veränderungen noch häufiger wie

---

drigsten, kleinsten und wenigst intelligenten Formen der placentalen Säugethiere ist. Nach diesen Betrachtungen ist es wahrscheinlich, daß die Simiaden sich ursprünglich aus den Vorfahren der jetzt noch lebenden Lemuriden (Halbaffen) entwickelt haben, und diese wiederum aus Formen, welche in der Reihe der Säugethiere sehr tief standen.“ (Darwin „Die Abstammung des Menschen“, S. 176.)

\* „Wir glauben, daß diese Ansicht durch ihre zahlreichen und verwickeltsten Verwandtschaftsbeziehungen und durch die einzelnen, aber sehr wichtigen Uebergangsformen zu andern Gruppen, lebiglich bestätigt wird. Es führen die *Leptodactylen* (*Chiromys*) von den Halbaffen unmittelbar zu den Nagern hinüber, die *Macrotarsi* (*Tarsius*, *Otolionus*) zu den Insektenfressern, die *Ptenopleura* (*Galeopithecus*) zu den Chiropteren, die *Brachytarsi* (*Lemur*, *Stenops*) zu den Simien.“ (Vgl. Hückel, „Generelle Morphologie der Organismen“, III, 148.)

später auftraten, sind heute freilich meist ausgestorben und untergegangen, ebenso die meisten der feinern Zwischenstufen zu den übrigen Deciduatengruppen, allein es haben sich, wie bereits erwähnt, einige höchst sonderbare Trümmer dieser Zwischenformen erhalten, in welchen wir deutlich noch die Uebergänge zu den divergenten Hauptzweigen erkennen. Das Fingertier von Madagascar, als Rest der Leptodactylengruppe, liefert uns den Einblick in die Umbildung zu den Nagethieren, und der Pelzflatterer der Sunda-Inseln läßt uns den Uebergang selbst zu den so weit umgebildeten Fledertieren verfolgen. Die sogenannten Langfüßer scheinen hinüber zu den Insektenfressern und Raubthieren zu weisen, während die Kurzfüßer die Entwicklung zu den echten und eigentlichen Affenarten hinleiten. Für uns nun entsteht in Rücksicht auf das Ergebniß der vergleichenden Psychologie, das uns darthut, daß das psychische Naturell dem Menschen in bestimmtester Weise eine Stelle zwischen den Raubthieren einerseits und den Nagethieren und den eigentlichen Affenarten andererseits anweist, die Frage, von welchem Zweige der Hemipitheci sich die Abstammung und Entwicklung des Menschen ursprünglich herleitet. So schwierig diese Frage auf den ersten Blick zu sein scheint, darf sie uns doch im Rückblick auf unsere Untersuchungen nicht rathlos machen; denn mindestens wäre die Verlegenheit in Bezug auf die Abstammungsfrage der Raubthiere und Insektenfresser, sowie die der Scheinhufer und Fledertiere, nicht geringer. Die vergleichende Psychologie hat uns nun gelehrt, daß das Naturell des ursprünglich noch durchaus wilden und rohen Urmenschen nach verschiedenen Seiten hin eine Annäherung und charakteristische Beziehung zu dem Naturell der ihm in morphologischer Hinsicht verwandten Hauptvertreter der Deciduatengruppen, also der Affen, sowie der Nagethiere und Raubthiere aufwies. Die Frage nach der Herkunft und Abstammung des Menschen fällt daher zusammen mit der Untersuchung nach der Herkunft der Deciduatengruppen überhaupt; denn forschen wir nach der Abstammung etwa der bärenartigen Raub-

thiere, auf welche, hier nicht näher zu entwickelnder Gründe halber, in morphologischer Beziehung die Abstammung der übrigen Raubthierarten zurückzuführen ist, oder nach dem Stammbaume der Nagethiere, so dürfen wir beim Zurückgehen in eine sehr frühe Entwicklungsperiode mit Rücksicht auf die gemeinsame Abstammung dieser Arten von den sogenannten Halbaffen auch den Stammbaum des Urmenschen nicht zu weit abseits suchen. Halbaffenartige Flederthiere und Nagethiere, ebenso wie kletternde, halbaffenartige Raubthiere, die nach einer Seite vielleicht ein noch bärenartiges, nach anderer Seite ein zugleich sehr affenartiges Ansehen gehabt haben, mögen in jener frühen Eocenperiode eine sehr mannichfache Verbreitung gefunden haben. Daß wir nun unter diesen mannichfaltigen Halbaffenarten der Eocenzeit einen Entwicklungsweig zu suchen haben, der seine Verästelungen bis zu den Urarten des Menschen emportrieb, das lehrt uns der ganze Verlauf der natürlichen Entwicklungsgeschichte. Hierbei jedoch wird es fraglich bleiben, ob der Stammbaum der Affengeschlechter mit dem der Urmenschen ursprünglich in der That völlig zusammenfällt. Im Gegentheil, es sprechen mannichfache Gründe für eine völlig selbständige Emporentwicklung des Menschengeschlechts von der gemeinschaftlichen Basis jener halbaffenartigen seltsam gestalteten Urgeschlechter aus, denen alle übrigen Deciduatentarten gleichfalls entstammen. Bedenken wir, wie in der Eocenzeit die wunderlichsten Formen von Halbaffenarten verbreitet waren, bedenken wir, daß diese eigenthümlich und merkwürdig gestalteten Halbaffenarten zugleich den Stamm für die äußerlich scheinbar divergentesten Entwicklungsweige, wie Flederthiere, Raubthiere und Nagethiere u. s. w. abgegeben haben, nehmen wir ferner Rücksicht darauf, daß die Urarten der Halbaffen vielfache Formen in sich schlossen, die zwischen Nagethieren, Raubthieren und eigentlichen Affen mitteninne lagen, Formen, die sowol ihrem innern Naturell wie ihrer äußern Gestaltung nach ein noch völlig undifferenziertes Gemisch aller Deciduatenzweige darstellten, so hat es

keine sonderlichen Schwierigkeiten, von diesem in sich verwandten Stammgemisch der Halbaffen aus eine Reihe sich einander sehr nahe stehender und doch verschiedener nebeneinanderlaufender Entwicklungslinien anzunehmen. Es ist aber in dieser Beziehung recht wohl möglich, daß die anthropoiden Affenarten zusammt dem Menschen, oder vielmehr die Menschen selbständig und allein, eine eigene und gesonderte Entwicklungslinie gegenüber den ihnen zunächst verwandten Deciduaten und Affenarten bilden, und während die Entwicklungslinie der letztern (namentlich der schmalnasigen und glattnasigen Affen) sich mehr den neben ihnen emporstrebenden Zweigen der Ragethierarten nähert, schließt sich der selbständige Entwicklungszweig der Menschen, sowie der der schwanzlosen, anthropoiden Affenarten, wiederum mehr der Entwicklung bestimmter Raubthierarten an. Man werfe hiergegen nicht mit Weisbach ein, daß sich die sogenannte Affenähnlichkeit des Menschen nicht nur auf die höchsten Affenarten, sondern auch auf alle übrigen Affenarten erstreckt, sodaß er in bestimmten Stücken mehr diesen Affenarten gleicht, während ihm in anderer Beziehung die andern nahe kommen. Obwol sich hiergegen nichts wird einwenden lassen, so verhält es sich doch, was morphologische und namentlich psychologische Aehnlichkeit anlangt, nicht anders mit der menschlichen Verwandtschaft auch zu den übrigen Deciduaten; denn nehmen wir alle lebenden Deciduatenarten, und (wäre es möglich) zu ihnen gleichzeitig die ausgestorbenen Arten der Vorzeit zu gemeinsamer Uebersicht, und stellen nun eine genauere Vergleichung unter diesen an, so werden sich unter allen diesen Arten eine Reihe auffälliger bestimmter Aehnlichkeiten, gegenüber denen der Indeciduaten, deutlich herausstellen. Auch auf psychologischem Gebiete sahen wir in Rücksicht auf grell hervortretende Merkmale eine Reihe bestimmter Aehnlichkeiten unter den Deciduaten gegenüber den andern Thierklassen hervortreten, wir sehen, wie einen hohen Scharfsinn alle Deciduatenarten untereinander theilen, während die Ausbildung des Gefühlsnaturells sich auf dieser Unterlage unter ihnen

charakteristisch verschieden gestaltet. Die anthropoiden Affenarten, besonders der Gorilla, sowie die Urarten des Menschen, treten mit ihrem kühnern, wildern Naturell den Raubthieren, wie wir sahen, bei weitem schon näher, während die übrigen scheuen und furchtsamen Affenarten in Rücksicht auf Naturell sich wiederum bei weitem mehr den Nagethieren nähern. Freilich dürfen wir die Entwicklungslinien der Affenarten nicht etwa so weit auseinanderreißen, daß ihre verwandtschaftlichen Beziehungen nebeneinander nicht eingesehen werden; denn in jedem Falle stehen die glatt- und schmalnasigen Affen den anthropoiden Affen näher als die Nagethiere. Aber obwohl es äußerlich betrachtet ganz unzweifelhaft erscheint, daß wir in den verschiedenen Affenarten eine verwandtschaftliche Thierfamilie vor uns haben, dürfen wir dennoch nicht leugnen, daß die am höchsten entwickelten Affen, und neben ihnen, wenn wir also wollen, die Urmenschen, im Naturell schon deutliche Anklänge an die Raubthiere verrathen, während die niedrigen Affenarten zu den Nagethieren hinüberweisen. Wir dürfen es daher auch nicht für so ganz unmöglich halten, daß die Menschen und anthropoiden Affenarten zusammt den Insektenfressern und Raubthieren aus Urformen der Makrotarsen hervorgegangen sind, während die platt- und schmalnasigen Affen dem gegenüber sich aus den Brachytarsen vielleicht entwickelten. Da wir eben die eigentlichen Stammformen der einzelnen Deciduatn nicht mehr kennen, und Gründe haben, die Urformen der Lemuriden der Eocenperiode in dieser Beziehung noch als sehr undifferentiirt und ineinander äußerlich übergehend zu denken, so läßt sich hierüber nichts Bestimmtes ausmachen, festzustellen ist nur in Rücksicht auf die Ergebnisse der vergleichenden Psychologie, daß die anthropoiden Affen und Urmenschenarten, zuversichtlich aber die letztern, einen sich den Raubthieren sehr nähernden, eigenen und selbständigen Entwicklungsweig bilden, der um so viel selbständiger erscheint, als die verwandtschaftliche Annäherung dieser Arten zu den Raubthieren gegenüber den andern Affenarten und Nagethieren beträgt. Und vergessen wir

nicht, daß gerade im menschlichen Naturell, bezüglich der so charakteristischen zur engern Geselligkeit antreibenden Mitgeföhle, auch die Verwandtschaft mit den verträglichen Nagethieren wiederum bei Gelegenheit der vom Urmenschen erstrebten Staatenbildung zu einem viel deutlicheren Ausdrucke gelangt wie unter den zwar auch geselligen, aber doch weibischen, zänkischen Affenarten, die es in der Geselligkeit, wie bekannt, nur bis zur losen Heerdenform bringen, sodasß der Mensch diesen letztern gegenüber auch in dieser Beziehung wiederum eine stark gefonderte Stellung einnimmt. Rücksichtlich aller dieser deutlichen Beziehungen und Sonderungen wird es daher nicht schwierig sein, den menschlichen Entwicklungsweig genau an seinem Orte in der Abstammungstafel der Deciduaten zu präcisiren und zu charakterisiren. Wir haben in der beifolgenden Karte den Versuch gemacht, die Stellung des Menschen in dieser Beziehung anzudeuten. Ueberblicken wir mit Hinsicht auf das vorige Kapitel die Ergebnisse der vergleichenden Psychologie, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Mensch nicht nur bezüglich der Intelligenz an die Spitze aller Deciduaten tritt, sondern daß er überhaupt die hervorragenden Eigenschaften des Naturells aller Hauptdeciduaten sämmtlich in sich vereinigt. Sind also, wie mit Grund anzunehmen, alle Deciduaten Aeste und Zweige des Halbaffenstammes, so bildet das Menschengeschlecht offenbar die Krone dieses Geschlechtsstamm baums; denn es bringt alle hervorragenden und in den übrigen Deciduatenarten nur einzeln und einseitig vertheilten Eigenschaften in sich zur gemeinsamen selbständigen und zusammenfassenden Durchbildung. Muth, Verträglichkeit und Scharffinn, von denen in verschieden vertheilter Weise alle übrigen Deciduaten besitzen, kommen hier zur gemeinsamen Geltung und Gesamtwirkung, und begründen die Fähigkeiten, durch welche die weitere Fortentwicklung des Menschengeschlechts erfolgt, die bald einen solchen Aufschwung nehmen sollte, daß sich zwischen Thier- und Menschenwelt eine Kluft aufthat, welche heute so häufig Veranlassung gibt,

den natürlichen Zusammenhang des Menschen mit der ihm zunächst anatomisch verwandten organischen Thierwelt zu verkennen, ein Zusammenhang, in den uns allein die Descendenztheorie eine klare Einsicht liefert.

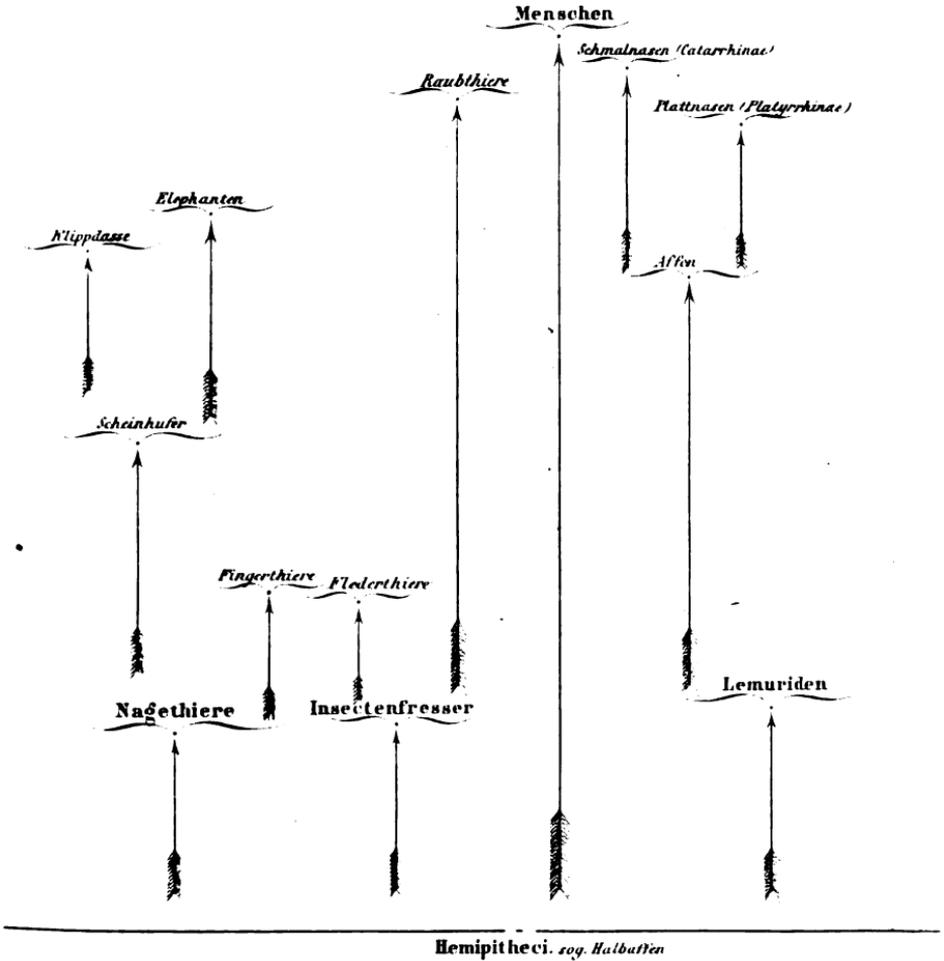
Das Thema obigen Abschnitts wurde in letzter Zeit von keinem Geringern zum Gegenstande eines ganz besondern umfassenden Werkes gemacht wie von Darwin.\* Als mir seine Arbeit zu Gesicht kam, waren obige Zeilen bereits seit längerer Zeit druckfertig. Betrachten wir uns jedoch nur die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte des berühmten Buches, so erkennen wir leicht, daß der reichhaltige Inhalt der ersten Blätter im wesentlichen zur genauern Vervollständigung des Gedankenganges dient, den wir unabhängig von den hier gegebenen Ausführungen vom psychologischen Gesichtspunkte einschlugen, mit Rücksicht auf die an die Hand gegebenen Daten der Morphologie. Darwin führt zuvörderst die Thatfachen an, welche für die Abstammung des Menschen von einer niedern Form zeugen, sodann weist er auf eine Reihe von schlagenden Beweisen hin, welche darthun, daß wir im Rechte waren, wenn wir die Fähigkeiten des Urmenschen und sein ursprüngliches Naturell auch mit dem der Thiere verglichen, um hieraus zu erkennen, inwieweit auch die geistige Seite neben der körperlichen mit der Thierwelt Verwandtschaften und Beziehungen zeigt. Wenn unsere Ausführungen in gewisser Weise von den Ansichten Darwin's und Hückel's im Ergebniß abweichen, so meinen wir dennoch unsere Resultate im Geiste der Lehre des großen Meisters erreicht zu haben. Schließlich will ich mir erlauben die zusammenfassende Beschreibung Darwin's über das Aussehen der menschlichen Urerzeuger wörtlich anzuführen. Er sagt: „Die Urerzeuger des Menschen waren ohne allen Zweifel einstmal's mit Haar bedekt, beide Geschlechter hatten Bärte, ihre Ohren waren spizig und konnten bewegt werden, und die Körper waren mit einem Schwanze versehen, welcher die geeigneten Muskeln besaß. Leib und Glieder hatten damals noch viele Muskeln, welche gegenwärtig nur gelegentlich angetroffen werden, die aber bei den Vierhändlern noch vorhanden sind. Die große Arterie und der Nerv des Humerus ließen durch ein supracondyloides Loch. In jener Zeit, oder auch in

\* Charles Darwin, „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“, übersezt von Victor Carus (Stuttgart 1871), vgl. in Bezug auf dieses Kapitel Thl. I, S. 160 fg.

einer frühern, hatten die Eingeweide ein viel größeres Diverticulum oder Cöcum als in unserer Zeit. Der Fuß war, nach der Stellung zu schließen, den die große Zehe im Fötus einnimmt, prehensibel, konnte fassen und greifen. Unsere Vorfahren haben ohne Zweifel auch auf den Bäumen gelebt, und hielten sich in warmen, bedeckten Gegenden auf. Die Männer hatten große Hundszähne und bedienten sich derselben als einer furchtbaren Waffe.“ Schon hieraus ersehen wir, wie sich von allen Seiten eine Reihe von charakteristischen Beziehungen zusammenfinden, welche im wesentlichen die Ergebnisse der vergleichenden Psychologie bestätigen.

---

# DER STAMMBAUM DER DECIDUATEN.





## **Zweites Buch.**

**Die Urfänge der menschlichen Cultur und Gesittung.**



## 1.

### Einleitung.

Die glücklichen und siegreichen Charaktereigenschaften des Menschen gegenüber den verwandten Deciduatarten.

---

Wir waren im ersten Buche bemüht, vom psychologischen wie vom zoologischen Gesichtspunkte die Stellung des Menschen in Rücksicht auf das Thierreich zu beleuchten, es wird nunmehr unsere Aufgabe werden, auch vom sittlichen Gesichtspunkte aus diese Stellung zu betrachten. Wie innig das Betragen und Benehmen, und, wenn wir es schon so nennen dürfen, die Gesittung der Thiere mit alledem zusammenhängt, was wir in psychologischer Beziehung unter Temperament, Naturell und Charaktereigenschaft verstehen, das lehrte uns der vergleichende Ueberblick über die am höchsten entwickelten Thierarten, die zugleich in morphologischer Hinsicht unter der Gruppe der Deciduatarten zusammengehörten. Da sehen wir, wie im einzelnen die finstern, heimtückischen Ragenarten gegenüber dem muthigen Löwen, und die mit Muth und stolzem Selbstgeföhle begabten Raubthiere überhaupt mit den zänkischen, feigen Affen und den scheuen, furchtsamen Nagern im Kampfe ums Dasein streiten. Nur eines Blicks bedarf es für den Psychologen, um zu bemerken, wie innig die im Naturell begründeten Willensanlagen und Geföhle mit dem Schicksale verwachsen sind, dem nach dieser oder jener Richtung hin im Kampfe ums Dasein die einzelnen Arten unterliegen. Gewiß dürfen

wir die unter den Arten so verschieden vertheilte Willensstärke und Gefühlsschwäche nicht gering anschlagen, wollen wir von tiefern psychologischen Gesichtspunkten aus den eigentlichen Kampf ums Dasein begreifen; denn diese innern Factoren haben wir ebenso in Rechnung zu ziehen wie Klima und Bodenbeschaffenheit, sowie alle äußern Verhältnisse des Terrains, auf welchem die Arten sich ursprünglich ansiedelten, um ihr Fortkommen zu suchen. Wie zu große Gefühlreizbarkeit in Empfindlichkeit und Weichlichkeit übergeht und das Naturell verzärtelt, sowol in Rücksicht auf Klima wie in Bezug auf Nahrungsauswahl, so stumpft umgekehrt Willensstärke, sobald sie vorhanden ist, gegen eine Reihe von äußern Einflüssen ab, denen viele Arten rasch erliegen. Während daher Gefühlüberreiztheit stets verzärtelt, macht die muthvolle Willensstärke dagegen zähe und ausdauernd. Eine mit zu großer Weichlichkeit geübte Nahrungswahl kann beispielsweise der Verbreitung der Art nicht günstig sein; denn alle diejenigen concurrirenden Thiere, welche sich mit anspruchsloser einfacher Kost begnügen, werden den Vortheil haben, sich rascher und weiter verbreiten zu können. Willensschwäche, ebenso wie zu große Gefühlsempfindung, werden daher keinen Anspruch darauf haben, den Sieg im Kampfe ums Dasein zu erringen. Endlich aber war es, wie wir schon früher sahen, noch ein dritter Factor, der ebenso wenig unberücksichtigt bleiben darf, wollen wir den Kampf ums Dasein völlig verstehen; es ist das der mit den psychischen Factoren von Wille und Gefühl innig zusammenhängende Verträglichkeits- und Geselligkeitssinn, der sich vorzugsweise in der Familienliebe, und hier besonders in der Pflege und Sorgfalt um das Gedeihen der Jungen äußert. Thiere, welchen diese Pflege und Sorgfalt in der ersten Jugend abgeht, gewinnen von vornherein nicht die wichtigen Eigenschaften, die sie in körperlicher wie in psychischer Beziehung ausdauernd und zähe machen; sie gewinnen ferner nicht den Trieb, der sie zur socialen Verträglichkeit und zur Familienliebe führt. Daß aber die Verbreitung der Art bei Vernachlässigung der Familienliebe ebenso leidet,

wie das bei zu großer Verweichlichung des Körpers in Bezug auf Klima und Nahrungswahl der Fall ist, das ist leicht einzusehen. Es sind daher, wie wir erkennen, nicht die unsittlichsten Thiere, deren reges, geselliges Familienleben wir zu bewundern Gelegenheit haben, denn in der That, die gute und wohlthätige, sorgliche Familienpflege darf denjenigen Arten, welche im Kampfe ums Dasein sich siegreich verbreiten wollen, nicht fehlen. Zählen wir die Factoren der innern psychischen Seite zusammen, welche die äußern Einflüsse, wie etwa die Concurrrenz anderer Arten, widerwärtiges Klima und Nahrungsbeschaffenheit, zu besiegen und zu überwinden haben, so sind es hauptsächlich die innere ausdauernde Willensstärke und Anspruchslosigkeit gepaart mit hohem Muth neben ausgebildeter verträglicher Familienliebe, welche im Stande sind, hemmende Einflüsse von physischer Seite möglichst zu besiegen. Wenn es nun unter allen Geschöpfen allein der Mensch war, der am zähesten und ausdauerndsten alle diese äußern Einflüsse in der That zu besiegen mußte, sodaß er sich an die Spitze der Thierwelt hinzuarbeiten verstand, so wird uns das vom psychologischen Gesichtspunkte gegenüber seinen hauptsächlichsten Mitbewerbern unter den ihm verwandten Deciduatn sehr rasch einleuchten. Denn mit einem Blicke sahen wir, ließ es sich feststellen, daß den nächsten Stammverwandten des Menschen, und zwar also den Affen, zu sehr der hervorragende Muth, die Tapferkeit und das heroische Selbstgefühl mangelt, während andererseits den Raubthieren jedes tiefere Mitgefühl, und deshalb der nothwendige Geselligkeitssinn und die Verträglichkeitsliebe abgeht. Von den zu furchtsamen und scheuen Nagern und den zu schwerfällig und träge angelegten Scheinhufthieren und Elefantenarten, und den andern in morphologischer Beziehung sich zu sehr vom Menschen entfernenden Flederthieren dürfen wir aus diesen Rücksichten, wie früher dargethan (vgl. S. 48 fg.), gar nicht sprechen, zumal sie außerdem bezüglich ihres Naturells zu grobe Mängel besitzen, als daß sie jene unermüdlche Ausdauer und

jene psychische Kraft hätten gewinnen können, durch welche allein der Sieg und die Herrschaft auf der Erde zu erringen war. Es war daher eben nur dem Menschen unter den Deciduatn beschieden, alle hier in Betracht kommenden Anlagen sämmtlich in glücklichster Weise in sich zu vereinigen, er allein sollte alle äußern hemmenden Einflüsse besiegen und alle übrigen Arten um sich her verdrängen. Nur erst gestützt auf einen trefflichen Geselligkeitssinn, auf eine hervorragende Artverträglichkeit und Familienliebe, zu der sich ferner heroischer Muth und sittliche Tapferkeit gegen bössartige Anfeindung gesellten (Eigenschaften, welche den charakterlosen weibischen und zänkischen Affen mangeln), sollte zugleich die wichtige Umbildung, wie wir im Folgenden sehen werden, vom thierischen familiären Heerdenleben in das engere familiäre Staatsleben unter den Urmenschen vor sich gehen. Erst hiermit aber, wird sich zeigen, war ein engerer, neuer, inniger Verband der Glieder hergestellt, zwischen welchen sich alsbald durch Wechselwirkung neue und tiefere Proceffe vollziehen sollten, die sich eben im thierischen Familienleben nicht mehr verwirklichen konnten.

---

## Die zusammenhängende Arbeitstheilung als Grundlage und Ursache aller Organisation und des organisirten Staatslebens.

Die Arbeitstheilung als Ursache der organischen Divergenz und ineinander-greifenden Ergänzung der Glieder. — Die niedern Organismen als Zellenstaaten. — Der schwimmende Staat der Hydromedusen, dessen Arbeitstheilung und Verwaltung. — In der Organisation der niedern Thiere herrscht das föderativesystem, in den vollkommenern höhern Organismen überwiegt die Centralisation. — Der Familienverband. — Die Heerde, deren Zweck und Arbeitstheilung gegenüber dem Zwecke staatlicher Vereinigung. — Der Urmensch als staatliches Thier und die Verwilberung der niedern versprengten Völkersämme. — Die Insektenstaaten, deren verschiedene Zwecke und staatliche Arbeitstheilung. — Der menschliche Urstaat kein bloßes negatives Verteidigungssystem, sondern eine Organisation zum Zwecke der Entwicklung und des positiven Angriffes, zur nachdrücklichen Abwehr und Erlämpfung des Sieges im Kampfe ums Dasein.

Schon das Familienleben der Thiere zeigt uns einen Verband, in welchem sich vermöge verschiedener natürlicher Begabung und verschiedener Anlage eine bestimmtere Arbeitstheilung unter den einzelnen Gliedern vollzieht. Während das Weibchen von der Natur zur Zungenpflege bestimmt wurde, und ihm zugleich die früheste Art vorsorglicher Erziehung und Anleitung des jungen Nachwuchses zukommt, sorgt das Männchen hingegen für reichliche Nahrung und vorzugsweise für den Schutz der ihm anhänglichen Familienglieder. Was in der Thierwelt im Familienleben deutlich zur Erscheinung kommt, muß sich durch die Grundbedingungen des organischen Lebens begründen lassen, und es muß hier

ein Gesetz vorliegen, das im organischen Leben im kleinen wie im großen zur Geltung kommt. Wir haben schon im vorigen Abschnitt die Arbeitstheilung zu erwähnen Gelegenheit gehabt und vorübergehend bemerkt, daß sich dieselbe vornehmlich auf das Mitgefühl und die hiermit im Gleichgewicht stehenden Selbstgefühle gründet. Das Gleichgewicht der Triebe und Grundgefühle und dessen Abweichungen bestimmen den Charakter und das Naturell der Art, denn das Gleichgewicht hängt innig mit den Grundgesetzen der Repulsions- und Attractionsfähigkeit der Zellen, Molecüle und Atome zusammen, die sich in allen Individuen wirksam erweisen. Mit dem Charakter der Art geht aber zugleich innig die Neigung zur Arbeitstheilung Hand in Hand, und so, sehen wir, stützt sich die Arbeitstheilung gleichfalls auf bestimmte Grundfactoren des organischen Lebens; ja sie stützt sich sogar auf die wichtigsten Factoren derselben; denn beginnen die aus dem Gleichgewichte von Selbst- und Mitgefühl hervorgehenden Triebe und Gefühle der Verträglichkeit und der verträglichen Geselligkeit zu sinken, und stellt sich statt dessen Zwiespalt und Feindschaft unter bestimmten Gliedern ein, so kann nun keine verträgliche und normale Nahrungs- und Arbeitstheilung mehr stattfinden; alsdann aber ist auch das Fortkommen und die Ausbildung der Art gefährdet.

Die Zoologen sind längst darin einig, daß das Gesetz der Arbeitstheilung und das der hiermit zusammenhängenden organischen Differentiirung eins der wichtigsten Gesetze des organischen Entwicklungslebens überhaupt bildet.

Schon auf den allerniedrigsten<sup>1</sup> Stufen des Thierlebens lassen sich seltene Beispiele einer höchst weitgehenden Arbeitstheilung deutlich beobachten. Wer das sociale organische Leben, wie es sich im großen unter den Individuen in der Familie, im Schwarm, in der Heerde, im Staate und in der Gesellschaft überhaupt entwickelt hat, verstehen will, der ist genöthigt zu untersuchen, wie sich dasselbe im kleinen spiegelt. Wer aber die niedrigsten Formen der organischen Entwicklungsstufen überblickt und hier erkennt, daß jedes regelrecht

differentiirte System von Zellen nicht als ein bloßer Schwarm, sondern als ein wirklicher Staat im Kleinen zu betrachten, und somit demgemäß der Körper und der Einzelorganismus als ein thatsächlicher Zellenstaat anzusehen ist, dem wird es auch zugleich nicht schwer werden, den menschlichen Staat und das menschliche sociale Staatsleben im Zusammenhange mit der Natur in seinen Wurzeln umfassend zu begreifen. Es ist das Verdienst der modernen Zoologen, uns einen klaren Einblick in das ganze gesellschaftliche Leben der niedern Thierformen und des Zellenlebens überhaupt verschafft zu haben, und ein nicht zu unterschätzender Gewinn ist es für die Betrachtung aller socialen Verhältnisse überhaupt, daß wir einsehen lernen, daß das Wesen der regelrechten Arbeitstheilung, und dem entsprechend der Nahrungs- und Gewinntheilung, die Wurzel und das Interesse alles gesellschaftlichen Verbandes, folglich auch das innerste Wesen alles Staatslebens ist.

Wer seinen Blick in die Wunder der Schöpfungsgeschichte versenkt und hier wahrnimmt, wie schon die Pflanze gewissermaßen einen auf Arbeitstheilung begründeten Staatsorganismus repräsentirt, der mag staunen, doch ebenso sonderbar mag ihm zu Muth werden, sobald er erfährt, daß auch die an den Gestaden der Nord- und Ostsee von den Wogen des Meeres so häufig an den Strand gespülten Quallen und Seeflaggen gleichfalls deutlich einen merkwürdigen Zellenstaat darstellen, der sich zu erhalten bestrebt ist durch eine freie und regelrecht durchgeführte Arbeitstheilung der Organe. Unter diesen Quallen und Medusenarten sind die merkwürdigen Hydromedusenstücke, die wir schwimmend in den Gewässern des Mittelmeeres antreffen, eins der prächtigsten Beispiele eines staatlichen, auf Arbeitstheilung beruhenden Verbandes von Zellen, Organen und eng verbundenen Individuen. Außerlich gleichen diese wunderbaren organischen Geschöpfe einem schwimmenden Gewächse, an dem Blüten und Früchte hängen, obwol sie aber einer prächtig entwickelten Pflanze ähnlich erscheinen, sind es dennoch nur eine sehr große Zahl von

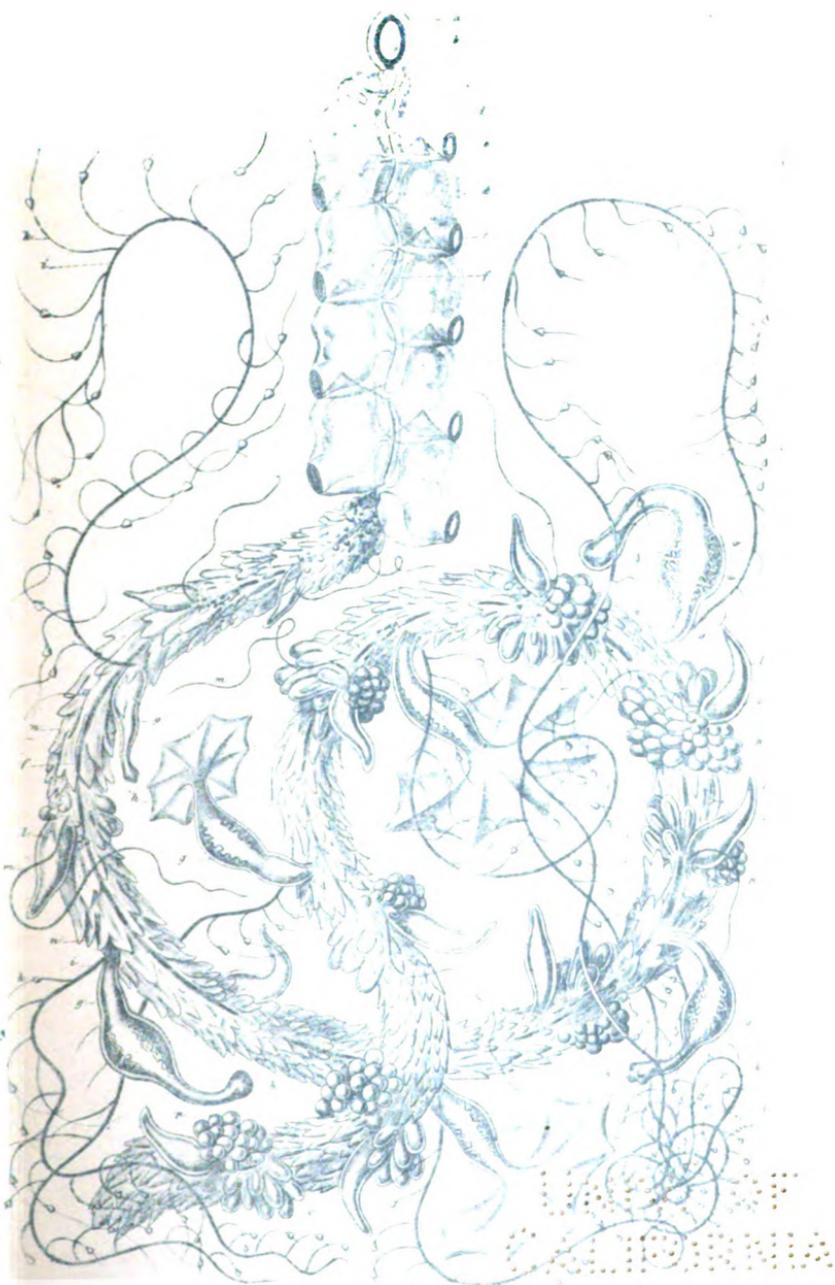
Thieren, die hier im engsten organischen Verbande miteinander leben und innerhalb dieser Vereinigung einen so einheitlichen Willen und eine so gleichmässige Bewegungsweise bekunden, daß wir den ganzen complicirten Staats- und Familienverband für ein einziges Individuum zu halten im Stande sind. Es ist nicht uninteressant, an den Hydromedusen die Art der normalen Arbeitstheilung, wie sie sich systematisch in diesem Thierstaate vollzogen hat, genauer zu studiren. Der ganze Stamm dieses wunderbaren Staates wird getragen durch eine oft mehrere Fuß lange Körperaxe, an der rundherum eine große Anzahl von Polypen und Medusen sitzen, welche alle hinsichtlich der Arbeitstheilung verschiedenartige Bildungsformen zeigen. Am obern Ende des Stammes liegt eine Schwimmblase, die mit Luft gefüllt ist, welche den Gesamtstaat an der Oberfläche des Wassers erhält. Unter dieser Blase sitzt eine doppelte Reihe von glockenartig aussehenden Medusen, welche willkürliche Schwimmbewegungen machen, und durch diese Bewegung rudern den ganzen Stamm im Meere umherfahren. Jeder dieser Ruderer ist eine eigene für sich bestehende Meduse ohne Arme und ohne Ernährungs- und Fortpflanzungsorgane, sie rudert, indem sie aus der glockenartigen Oeffnung ihres Mundes das Seewasser in regelmäßigen Pausen ausstößt. Das Rudern aber kann selbstverständlich nicht die einzige Art von Arbeit sein, welche der Gesamtstaat zur Erhaltung an Leistungen erfordert. Die Hauptarbeit fällt vielmehr in diesem Staate den jagd- und beutelustigen Freßpolypen zu, welche vertheilt über die Länge der Hauptaxe für die Ernährung der Gemeinde zu sorgen haben. Diese Freßpolypen sind abermals Wesen für sich, und dürfen als die Jäger und Ernährer des ganzen Staates angesehen werden. Sie senden zu dem Zwecke sehr lange bewegliche Fangfäden aus, an denen wiederum kleinere Fangorgane befestigt sind, die scharf bewaffnet mit Hunderten von kleinen Nesselorganen erscheinen, die mit Widerhaken versehen sind und mit einer Giftblase in Verbindung stehen. Wir sehen, die Freßpolypen sind in der That scharf bewaffnete

Jäger, die alles, was in ihre Nähe kommt, gierig umschlingen und mit ihren giftigen Pfeilen erlegen. Neben diesen Jägern finden sich ferner zum Schutze des Ganzen über den Stammtheil ausgebreitet eine sehr große Anzahl kleiner verkrüppelter Medusen, denen keine andere Aufgabe zukommt als die, die Centraltheile vor feindlichen Eingriffen zu schützen, es sind also offenbar die Wächter und Soldaten des Gesamtstaates. Allein neben dem deutlich ausgebildeten Wehr- und Nährstande braucht der Hydromedusenstaat gleichzeitig noch einen Stand, welcher eine höhere, gleichsam geistigere Arbeit zu verrichten hat. Diese intelligenteren Arbeit nun vollziehen die Sinnes- und Tastpolypen. Diese sehen den Fresspolypen ähnlich, doch besitzen sie keine Mundöffnung, sondern statt dessen einen langen feinfühligsten Tastfaden, mit dem sie die Umgebung recognosciren, die Lage des Staates prüfen und beurtheilen, und so also gleichsam die höhere Staatsbehörde, den Beamtenstand bilden, welcher das Ganze vorsorglich leitet und dirigirt. Neben allen diesen Einrichtungen finden sich gewöhnlich in traubenförmigen Formen, und zwar unter dem Schutze eines leitenden und dirigirenden Tastpolypen, Gruppen und Individuen am Stamme vertheilt, welche dem Fortpflanzungsgeschäfte des ganzen Staates vorstehen und in Männchen und Weibchen getheilt unter dem Schutze und der Mitwirkung der übrigen für die Neubildung und Ausbreitung des Geschlechtes und Stammes sorgen. Es sind das also Gruppen, die mit zum Nährstande des Staates zählen würden. Alle zum Staate gehörenden Individuen sind innerlich ausgehöhlt und stehen in Verbindung mit der Höhlung des centralen Stammes. Innerhalb dieses Stammes ist gewissermaßen das ökonomische Centrum des Staates; denn die ganze Ernährungsflüssigkeit, welche die Fresspolypen zubereiten, wird rechtmäßig nach hier als Steuer abgegeben, um erst von hier, und zwar unter Aufsicht des durch das Nervensystem getragenen Beamtenstandes, gleichmäßig an alle übrigen Individuen normal vertheilt zu werden. Es gehört dieser niedrige Thierstaat

gewissermaßen zu den schönsten Beispielen einer sogenannten „Collectivgenossenschaft“, in der es freilich nicht an staatlicher Leitung, Ordnung und strengster Organisation fehlt. Alle Individuen handeln hier in einer solchen Uebereinstimmung, daß man früher diesen wunderbaren Staat für ein Individuum hielt, und in der That geschehen alle willkürlichen Bewegungen stets in solcher Regelmäßigkeit, daß wir nicht zu zweifeln haben, daß eine bestimmte centrale Behörde die Ruderer, Jäger, Soldaten und Beamten sowie die Leiter und Ordner des Fortpflanzungs- und innern Ernährungsgeschäfts unter einer gewissen Aufsicht hat. Daß trotz dieser Centralisation jedes einzelne Staatsmitglied seinen electiven Eigenwillen besitzt, erhellt aus der Selbstständigkeit, mit der es, losgelöst vom Stammtheile, sich zu bewegen und zu erhalten im Stande ist. Studiren wir indessen die Sache genauer, so repräsentirt uns der Hydromedusenstaat nur eine im ganzen schwach centralisirte Organisation. Wir haben es hier, wie in den niedern Thierformen überhaupt, im Grunde mit einem Föderativstaate zu thun. Ein solcher Staat ist immerhin nur ein schwacher Staat, er nähert sich sogar in mancher Hinsicht dem Schwarme, und starken Eingriffen zeigt er sich daher bei weitem nicht so gewachsen wie der mehr centralisirte Staat, welcher sich unter den höher entwickelten Thieren, denen der Kampf ums Dasein bei weitem schwieriger gemacht wird, verwirklicht findet.\*

\* Wir werden daher Jäger recht geben müssen, wenn er sagt: „Für jemand, der auf dem Gebiete der Organisation zu Hause ist, und das gilt nicht blos vom Politicus, sondern vielleicht in noch höherm Maße vom vergleichenden Anatomen, der wird die centralisirten Formen höher stellen als die föderativen Vereinigungen, also die Kopftiere höher als die nach dem Princip der Föderation gebauten kopflosen Strahlthiere. Aus demselben Grunde wird er auch die constitutionelle Monarchie für einen vollkommeneren Organismus erklären als die Republik.“ So wahr dieses ist, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß, während die Republik und die Föderation stets Gefahr laufen, zu zersplittern und zu zerfallen, sodas sie bei äußern Eingriffen vielen innern krankhaften Reibungen ausgefetzt sind, welche der centralisirte Staat nicht kennt, andererseits der centralisirte Staat nur zu leicht trotz aller Constitution in die Tyrannei

# DER SCHWIMMENDE HYDROMEDUSENSTAAT.



Der Centralpolyp (j). Die Ruderer (d). Die Fangpolypen (p). Die Tastpolypen (t).  
 (Regierung.) (Wehrstand.) (Beamten- und Lehrstand.)  
 Die staatlichen Insassen (o, p), und zwar Männchen (o), Weibchen (p).

70 And  
A. 10. 10. 10.

Wir haben dieses Beispiel einer niedern Zellenstaatsorganisation ausführlicher entwickelt, um zu zeigen, wie tief die zusammenhängende organische Arbeitstheilung mit der Erhaltung des Staates und seiner Bildungsweise verknüpft ist, und haben ferner an diesem Beispiele Gelegenheit, zu sehen, wie genau hierbei die gemeinschaftliche, regelrecht geleitete Gewinn- und Nahrungstheilung mit dem Wesen der Organisation und des organischen gesellschaftlichen Zusammenhangs verwachsen erscheint. Ferner endlich gewinnen wir durch das erwähnte Beispiel einen Einblick in die Uebergänge der Organisation sowohl nach Seiten des organischen Kleinlebens, wie sie in den Organen und Organsystemen des innern Einzelorganismus zur Gestaltung kommt, als auch nach Seiten des entwickelten organischen Gesellschaftslebens der Individuen. Wie im kleinen, d. h. im innern Einzelorganismus, sich die Zellenindividuen miteinander enger oder loser zu verschiedenen Formen verknüpfen, so verbinden sich im großen wiederum die Individuen selbst untereinander zu Familien, zu Schwärmen, zu Heerden und Horden, endlich zu Stämmen und Staaten. Daß sich in allen diesen Verbänden, die enger oder lockerer sind, eine bestimmt durchgeführte Arbeitstheilung zur Geltung bringt, je nach der Aufgabe und dem Zwecke des Verbandes, ist leicht einzusehen, denn ein dauerndes verträgliches Zusammenleben ohne harmonische Arbeitstheilung widerspricht, wie wir oben sahen, den tiefsten Grundgesetzen des organischen Lebens.

Das Bedürfniß der Fortpflanzung zwingt die meisten Thiere, sich zeitweise oder dauernd aufs engste zu verbinden und in bestimmten Gruppen zu leben, und wir nennen diese Gruppen, sobald sie als Verband nur den Zweck der Fortpflanzung verfolgen: Familien. Die Zahl der zusammengehörenden Familienglieder ist bei den ver-

---

und den Absolutismus verfällt. Der ideale und wahre Staat darf weder zu centralisirt noch zu föderativ angelegt sein, er hat sich stets auf einer Constitution und Arbeitstheilung zu begründen, welche diese beiden Extreme (d. h. die föderative Zersplitterung und die zu sehr angespannte Centralisation) möglichst meidet.

schiedenen Arten sehr verschieden und wechselt, je nachdem die Thiere zur Monogamie oder Polygamie neigen, und es verhält sich hiermit nicht anders als mit den verschiedenen Menschenarten, bei denen die Zahl der Familienglieder nicht minder schwankend erscheint. Eine große Reihe von Thieren, namentlich die unverträglichern, und vorzugsweise bekanntlich die Raubthiere, stiften nur ein sehr lockeres Familienleben, denn es ist bei den meisten dieser Thiere nur eine vorübergehende gesellige Verbindung während der Brunstzeit. Die verträglichern und gutmüthigern Arten scharen sich dagegen gern sogar in größere und geselligere Familienverbände, d. h. zu Schwärmen und Heerden zusammen, nicht nur um eine engere Geselligkeit zu pflegen, sondern oft auch, um gemeinsam Schutz zu suchen und durch größere Gemeinschaft bei verdoppelter Wachsamkeit vor Ueberfällen bewahrt zu sein, endlich aber, um gemeinschaftliche Wanderungen anzutreten. Mit der größern Gemeinschaft tritt eine höhere Arbeitstheilung in Kraft, und während sich das einfache Familienleben nur auf die Fortpflanzung, die Jungenpflege und die Heranbildung des Nachwuchses bezog, hat der eigentliche Schwarm und die Heerde nebstdem zugleich für seine allgemeine Sicherheit und Leitung zu sorgen. Er bedarf bei seiner vielfach willkürlich handelnden Zahl von Gliedern daher einer ganz bestimmten gemeinsamen Führung, d. h. eines Leitthieres.\* Die genauere Beobachtung

---

\* Gustav Jäger, „Lehrbuch der allgemeinen Zoologie“ (1871, S. 276), unterscheidet mit Bezug auf die aus der Familienerweiterung entstandene Heerde, die cephalc Familie, Heerde, Volk, Kette, Kubel u. s. w. Hierbei steht an der Spitze ein Oberhaupt (Leitthier), zu dem alle übrigen im Verhältniß der Subordination stehen, dieses Oberhaupt ist meist ein männliches Thier (Patriarchie), seltener (z. B. bei Gamsen) ein weibliches (Matriarchie). Bei den cephalen Familien, welche nur für eine Generationsdauer sich bilden und die nur aus Aeltern und Kindern bestehen (Kebhühner u. s. w.) ist das Oberhaupt eins der beiden Aeltern; bei den dauernden cephalen Familien langleviger Thiere (Kraniche, Wildgänse, Elefanten u. s. w.), welche mehrere Generationen umfassen, ist das Leitthier theils durch Anciennetät, theils auch durch Leistungsfähigkeit zu seiner cephalen Stellung berufen.

von Schwärmen und Heerden vielfach verfolgter Thiere lehrt uns, daß sie recht wohl durch richtige Aufstellung wachsender Individuen für ihre Sicherheit zu sorgen wissen, lehrt aber ferner, daß der größte Theil der Heerde sich gutmüthig und träge, d. h. instinctiv den Führern überläßt, deren größerer Antrieb es übernimmt, reichliche Futterplätze und Weidestätten für die übrigen zu suchen, und deren Bewegungen die so geleitete Masse daher halb unwillkürlich folgt. So vergrößern sich schon hier in der Heerde die Geschäfte, und mit ihnen die individuelle Arbeitstheilung. Allein Familien, Schwärme und Heerden sind noch keinesfalls Staaten; denn der Staat ist in seiner Form die allereingste und festeste Art der Familienvereinigung, welche wir im großen unter den Individuen nur verhältnißmäßig selten verwirklicht finden, während dem gegenüber der Staat und das System (d. h. der Organismus) im organischen Kleinleben sonderbarerweise die Basis und die Grundlage des ganzen organischen Lebens überhaupt bildet. Der lose und lockere Schwarm und der Heerdenverband der Familien wird, wie leicht zu übersehen, am meisten unter den höher entwickelten Thieren angetroffen, während sich der engste Familienverband, das ist der Staat, innerhalb dessen die Familien wiederum, durch lange anhaltende, dauernde und unlösliche Verbindung, ebenso innig verwachsen sind wie die einzelnen Familienglieder untereinander, nur bei einigen emsig schaffenden Insekten und beim Menschen deutlich ausgebildet findet. Was den Menschen anlangt, so läßt uns schon das niedrigste Stordenleben der Naturvölker, sobald es, nicht etwa wie bei einigen Australnegerstämmen und amerikanischen Indianerbanden, gänzlich entartet ist, einen dauerndern, unlöslichern Familienverband erkennen, als er im thierischen Schwarm und im Heerdenverbande angetroffen wird. Während sich der thierische Schwarm und die Heerde oft nach vollzogener Wanderschaft wieder trennen, oder bei feindlichen Ueberfällen leicht zerstreuen und zersplittern, sind alle einzelnen Mitglieder der staatlichen Bande oder Horde sozusagen

gezählt, sie werden daher hier als integrierende Theile vermengt, und im Falle des Verlustes sogar gesucht. Diese Verluste empfindet der Schwarm und die Heerde indessen keineswegs, man kann daher von ihnen, ähnlich wie an einem Polypen, Theile trennen, ohne daß die übrigen dadurch leiden. Ganz anders aber die staatliche Horde, d. h. die primitive Staatsgemeinschaft und die organisirte Bande; die Glieder dieses organisirten Verbandes sind solidarisch füreinander haftbar, der Leiter und Führer, d. h. der Häuptling des Staates, hat ein bestimmteres Interesse, die durch ihn organisirte oder geleitete Bande vollständig zu erhalten und sicher und schutzvoll zu führen. Dieses hochgespannte Interesse, den Schwarm zu schützen, haben die Führer desselben nicht, sie ragen daher hier auch nicht in dieser bestimmten und charakteristischen Weise den übrigen gegenüber hervor und machen sich nicht in gleicher Weise autoritär geltend. Während der Schwarm und die Heerde daher das gefellige, geschlechtliche Beisammenleben in den Vordergrund stellen, wird dasselbe beim staatlichen Zusammenleben durch den Zweck des Staates in den Hintergrund gedrängt. Der Staat unterscheidet sich von dem Schwarme und der Heerde wesentlich durch den besondern Zweck, den er neben dem bloßen geschlechtlichen Beisammenleben verfolgt. Vergleichen wir das rege, gefellige Leben und Treiben des organisirten, staatlichen Lebens gegenüber dem träumerischen, trägen Beieinanderleben im Schwarme und in der Heerde, und betrachten wir die Unterschiede der gefelligen Wechselwirkung, die uns der Staat der Bienen, Ameisen und Termiten gegenüber dem scheuen und meist furchtsamen Schwarme der Heerdenthier aufzeigt, so ist es nicht schwierig, den Zweck des Thierstaates, resp. des Staates überhaupt, in dieser Hinsicht zu erkennen. Verfolgte der Schwarm und die Heerde als ausgedehnteres gefelliges Familienleben keinen andern Zweck als den der regern Fortpflanzung im gefelligen individuellen Beieinanderleben, und war der Schutz, den das Einzelleben in der Heerde suchte, hier also nur ein beiläufiger Nebenzweck, so wird dieser

Nebenzweck in der thierstaatlichen Organisation dagegen zum Hauptzwecke.\* Die einzelnen Individuen schließen sich hier eng zusammen, nicht nur zum Zwecke der Fortpflanzung, sondern auch nebst dem zum Zwecke des gemeinsamen Schutzes und der schützenden Sorge für die Nachkommenschaft. Die Familienpflege nimmt daher im staatlichen Leben einen ganz andern Charakter an, sie wird sorglicher, und die Umsicht und Anhänglichkeit der Glieder intensiver. Geht der Thierstaat darauf aus, sein Gesamtleben und namentlich die Nachkommenschaft des Staates nicht nur zu schützen, sondern auch zu vertheidigen, so wird nicht nur die Art der Arbeitstheilung sich diesem Zwecke anschließen, sondern auch das Naturell der staatlich sich organisirenden Thiere wird so geartet sein müssen, daß es diesen Voraussetzungen entspricht. Daß alles organisirte Staatsleben ein Schutz- und Vertheidigungssystem in der organischen Zellenwelt darstellt, beweist uns am deutlichsten der mikroskopische Zellenstaat des Einzelorganismus. Denn kein Einzelorganismus ist so gegliedert, daß wir ihn ohne Organe finden, die irgendetwas zum Schutze seiner Selbsterhaltung dienlich sind. Wie daher das organisirte mikroskopische Kleinleben im Einzelorganismus ein möglichst gutes Vertheidigungssystem der in ihm zusammenwohnenden Zellen darstellt, zu dem es im Kampfe ums Dasein durch seine Mitbewerber gedrängt wurde, so auch im großen: der enge und innige Zusammenschluß der Familien zum Staate verfolgt einen gemeinsamen

---

\* Es ist indessen hierbei nicht zu übersehen, daß sich gewisse Thiere (wie wilde Pferde u. s. w.) auch schon im Heerdenleben durch gewisse Art und Weisen einer gemeinsamen Vertheidigung gegen feindliche Ueberfälle zu sichern suchen. So stellen sich wilde Pferde, sobald sie in der Steppe von Wölfen angefallen werden, mit den Köpfen zusammen, bilden eine Art von Quarré und suchen sich durch schlagende Bewegungen mit den Hinterfüßen kräftigst zu vertheidigen. Allein alle Vertheidigungsanstalten im Heerdenleben sind ephemere und werden nicht wie im Staate zum Systeme und daher nicht consequenter mit Arbeitstheilung durchgeführt, hierin aber eben liegt der oben hervorzuhebende Unterschied zwischen Heerde und Staat.

Vertheidigungszweck, und wollen wir in der Beobachtung genau einen Schwarm und eine Heerde von einem Staatszusammenschlusse gefelliger thierischer Familien unterscheiden, so brauchen wir nur zuzusehen, ob sich bei etwa erfolgenden Angriffen die Glieder dauernd vertheidigen und gemeinsamen Widerstand leisten, oder wol gar der noch bessern Abwehr halber planmäßig zum Angriffe gegen die Friedensstörer vorgehen. Denn während der Schwarm und die Heerde bei feindlichen Eingriffen sich nur zu leicht zersplittern und auseinanderfahren, setzen sich die staatlich geordneten Thiere nicht nur möglichst zur Wehr, sondern machen unter Umständen der sichern Vertheidigung halber auch feindliche Ausfälle. Die Arbeitstheilung des Thierstaats wird sich diesen Zwecken der Sicherheit und des Schutzes daher möglichst anpassen. Die staatlichen Thiere tragen zugleich Sorge, sich an möglichst geschützten Orten anzusiedeln, ihre Pflege wird darauf bedacht sein, die Nachkommenschaft soviel wie möglich vor Feinden zu sichern, und sie werden dieselbe daher möglichst verbergen, der Bautrieb und die Geschicklichkeit der äußern Organe aber werden sich um deswillen bei ihnen im höhern Grade entwickeln, und ferner müssen sich durch Arbeitstheilung ganz besonders alle diejenigen Organe ausbilden, die zu Schutz Waffen geeignet sind. Daß das Naturell der staatlichen Thiere ein ungewöhnlich hoch entwickeltes Selbstgefühl zugleich neben großem verträglichem Mitgefühl besitzen muß, ist nach dem früher Gezeigten selbstverständlich. Hiermit aber erklärt es sich, daß unter den höher entwickelten Thieren, welche, wie wir sahen, das hierzu nothwendige Gleichgewicht der Grundgefühle und Triebe nicht annähernd genug erreichten, der Schwarm- und Heerdenverband sehr häufig, der Staatsverband dagegen nur bei dem in dieser Beziehung vollkommenern Menschen zur Durchführung gelangt. Auch im niedern Thierleben ist das Leben in Haufen und Schwärmen nichts Seltenes, während der eigentliche Staatsverband mit seiner charakteristischen Arbeitstheilung überhaupt nur bei einigen

Insektenarten, d. h. bei den Bienen, den Ameisen und den Termiten u. s. w. angetroffen wird. Schon die Seltenheit, mit der wir im großen unter den Individuen der Arten den Staat antreffen, muß uns darauf aufmerksam machen, daß das Gleichgewicht von Selbstgefühl und Mitgefühl im Naturell der Thiere viel zu selten ist, als daß sich durch normale Arbeitstheilung unter den höhern Arten eine gesunde Staatsentwicklung so leicht hätte Bahn brechen können; und das kann uns als Menschen um so weniger wundernehmen, als wir ja selbst innerhalb unsers Culturlebens noch heute die Gefahren beobachten, denen die gesunde Entwicklung eines Staatslebens fort und fort ausgesetzt ist. Nur zu oft langen wir ja in gefährlichen Spannungen im Culturleben noch an Punkten an, wo der staatliche Zusammenhang in einen Schwarm von Parteien wieder zu zersplittern droht und zeitweise die Anarchie an die Stelle des Staates tritt. Die uncultivirten Völkerschaften aber, wie die Australier nebst sehr vielen Indianerstämmen (vgl. Martius, „Zur Ethnographie Amerikas“), erheben sich in der That häufig genug gar nicht weit über die Form des Schwarms, oder stehen doch in ihrer niedrigen staatlichen Gliederung fast immer dicht vor der Grenze, von der aus sie leicht in den staatslosen Schwarm herabsinken. Kein Wunder daher, daß so viele dieser niedern Völker leicht verwildern, und wir kennen eine Reihe derartiger Völkerstämme, von denen thatsächlich nur noch ausgeartete, verkommene Banden und staatliche Splitter übriggeblieben, welche wild und roh in den Urwäldern umherirren, um elend zu versinken. Dennoch ist die Erscheinung einer völlig staatslosen Entartung unter den Menschen auf der Erde verhältnißmäßig selten, und selbst die erwähnten Indianer- und Australnegerstämme zeigen sich mit bestimmten Gebräuchen und Sitten behaftet, die den Ethnologen leicht erkennen lassen, daß sie nur innerhalb des engeren Staatsverbandes früher erworben werden konnten, und man hat nicht mit Unrecht geschlossen, daß in dieser völligen Versprengtheit jener Stämme bis zu kleinern losen Familiengruppen, die fast ohne jede

Leitung angetroffen werden, nur eine spätere Verwilderung und Entartung aus frühern Zuständen vorliegt, in denen sie enger und staatlich gegliedert zusammengelebt haben.

Es wird naturhistorisch betrachtet merkwürdig bleiben, daß es gerade der emsigen Biene und der fleißigen Ameise unter den zahlreichen Arten der niedern Thierwelt beschrieben war, dem Menschen, was die Staatenbildung anlangt, am meisten nahe zu treten. Was die lose, zänktische und feige Affenheerde nicht erreichte, das vollzogen diese sonderbaren niedern Thierchen, nämlich jene charakteristische Art organisirter Arbeitstheilung der Individuen, die uns erkennen läßt, daß diesem Verbande staatliche Zwecke zu Grunde liegen. Der Bienenstaat ist uns allen bekannt, er besteht aus einem einzigen Weibchen, dessen Fortpflanzungs- und Zeugungsfähigkeit so groß ist, daß es allein diesen bestimmten Zweig der Arbeitstheilung zu versehen im Stande ist. Neben diesem Weibchen zerfällt der übrige Theil der staatlich zusammengehörenden Individuen in 6—800 Drohnen oder männliche Bienen und 15—20000 sogenannte Arbeiter. Die Arbeitsbienen sind die angestrengtesten Organe des gemeinschaftlichen Stammes, sie versehen die Pflege der Jungen, sie sammeln den Blumenstaub, um Honig und Wachs zu bereiten, und neben diesem ernährenden Sammeltriebe hat sich gleichzeitig bei ihnen der Bautrieb entwickelt, dessen Ausbildungsfähigkeit für die staatliche Zusammenordnung überhaupt charakteristisch ist. Der Bau- oder Kunsttrieb, der recht eigentlich dem Zwecke des Staates, das Familienleben enger zu pflegen und die Heranbildung und Aufzucht der Jungen unter dem Schutze allseitigen, gemeinschaftlichen Beistandes zu vollziehen, entspricht, hängt seinem Wesen nach innig mit der staatlichen Organisation zusammen, sodas wir uns nicht wundern dürfen, ihn bei allen Arten, welche sich organisiren, in einem sehr hohen Grade entwickelt zu finden. Neben den Bienen sind es noch einige andere Insektenarten, besonders aber die Ameisen, welche sich in ähnlicher Weise staatlich organisiren.

Während die Bienen neben der Königin, welche den Schwerpunkt des Staates bildet, nur noch zwei Kasten und Stände ausbilden, finden wir bei den Ameisenarten stets drei, häufiger vier, selbst sogar fünf solcher durch Arbeitstheilung geschiedener Formen vor. Hier sind es erstens die geflügelten Männchen, zweitens die geflügelten Weibchen, drittens die flügellosen Arbeiter, welche sich differentiiren und zu Staatskassen ausbilden. Auch bei den Ameisenarten ist die betriebsthätige Arbeiterklasse die zahlreichste. Diese Arbeiter versehen bei den Ameisen die verschiedenlichsten Geschäfte. Ein Theil derselben ist ausschließlich mit der Jungenpflege betraut, ein anderer dagegen vorzugsweise dem Bautriebe ergeben, während wiederum ein dritter Theil damit beauftragt ist, die süßen Säfte, welche die Blattläuse bereiten, diesen Thierchen auszusaugen, zu welchem Zwecke sie mit den Fühlhörnern den Rücken der Blattläuse bekanntlich betasten, um hiermit die von ihnen sehr geschätzte Nahrung zu gewinnen. Zu diesem Behufe sind ferner die Ameisen klug genug, die von ihnen ausgebeuteten Blattläuse aufs eifrigste zu pflegen, und wird ein Zweig, auf welchem diese von ihnen benutzten Thierchen sich angesiedelt haben, wek, so tragen sie die Ameisen auf einen frischen Zweig hinüber, damit sie ihnen nicht zu Grunde gehen. So, sehen wir, macht die staatliche Organisation selbst schon die niedern Thiere nicht nur entwicklungsfähiger, sondern in gewisser Weise sogar intelligent und erfinderisch. Entwicklungsart und intelligente Erfindungsweise gehen, wie wir sehen, auf das innigste Hand in Hand und schließen sich eng an die sich specificirende Organisation. Die Ameisen bieten uns gleichzeitig auch Beispiele vom Mißbrauche der staatlichen Organisation; denn wir treffen bei ihnen Arten, welche bezüglich der Arbeitstheilung fast ganz einseitig nur ihre Vertheidigungs-, resp. Angriffsorgane ausbilden, um sich hiermit als Soldatenstaat zu organisiren. In dieser Beziehung merkwürdig sind bekanntlich die südamerikanischen Raubameisen. Wir finden bei dieser Art vier verschieden aus-

gebildete Stände, und zwar neben geflügelten Männchen und Weibchen gleichzeitig zwei Sorten flügelloser großer und kleiner Arbeiter. Von diesen Arbeitern zeichnen sich die größern durch stärkere Fresswerkzeuge und bedeutendere Kopfbildung aus, es sind daher die Führer und Leiter der übrigen Arbeiter, die als Soldaten fungiren. Die Führer spielen gleichsam die Rolle von Offizieren, indem sie durch ihre beweglichen Fühlhörner eine befehlende Geberdensprache ausüben. Die Raubameisen, die in Wanderheerden auftreten, werden von den Eingeborenen Brasiliens sehr gefürchtet, da sie alles Lebendige um sich her gefährlich angreifen. Wie bei den vorher erwähnten Ameisenarten der Bautrieb vorzugsweise in den Vordergrund tritt, so wird von der brasilianischen Raubameise dagegen, wie hervorgehoben, der andere im Wesen des Staates liegende Zweck der gemeinschaftlichen Vertheidigung, wenn auch ganz einseitig, ausgebildet, sodaß durch die gesteigerte und dauernd angeregte Vertheidigungslust und einem dem entsprechenden Militarismus das Wesen und der Zweck des Staates leiden. Zu einer ähnlichen Verirrung kommen in Bezug auf das Staatsleben die bei uns einheimischen Ameisenarten *formica rufa* und *formica rufescens*. Sie scheiden sich nur in drei Stände, und zwar in geflügelte Männchen und Weibchen und flügellose Arbeiter. Allein diese Arbeiter sind keine eigentlichen Arbeiter, sondern im Grunde nur Soldaten, welche auf die Jagd ausziehen, um aus den Staaten anderer kleinerer Ameisen die Puppen zu rauben, welche sie aufziehen, züchten und als Sklaven zur Arbeit im Staate verwenden. Um diesen Sklavenraub zu vollführen beweisen sie großen Scharfsinn, sie liefern nämlich den kleinern Ameisen hierbei eine vollständige Schlacht, in welcher sie den ganzen feindlichen Stamm verwickeln, während der Kampf am höchsten entbrannt ist, suchen die Angreifer den Schlachtfeld zu umgehen, fallen in den leer stehenden Bau und tragen die verlassenen Puppen auf Schleichwegen davon. Auch bei diesen Ameisen, sehen wir, wird der friedlich

gesellige Staatszweck in den Hintergrund gestellt und die gemeinschaftliche Organisation nicht als Schutzwaffe zur Abwehr, sondern umgekehrt zum Angriffe benutzt. Zu dieser Entartungsweise treibt die staatliche Organisation sehr leicht, da die verbundenen Thiere innerhalb der Organisation ein bestimmtes Uebergewicht über alle schwächeren und niedriger stehenden geselligen Verbände fühlen, das geltend zu machen leicht eine Veranlassung gefunden wird. Haben nun schon die Ameisen in staatlicher Beziehung das Angriffssystem ausgebildet\*, so können wir uns in Rücksicht auf die Verhältnisse nicht wundern, dasselbe auch bei dem sich im Kampfe ums Dasein in die Staatsorganisation begebenden Urmenschen als das ursprüngliche aufzufinden. Nicht nur, daß der Mensch durch die ihm an Kräften überlegenen Raubthiere gezwungen wurde, sich in einen geselligen engern Schutzverband zu stellen, in dem er staatlich durch Arbeitstheilung die Vertheidigung organisirte, sondern er wurde überhaupt in viel schlimmerer Weise, wie etwa die Ameisenarten, durch die Angriffe von Raubthieren zum Kampfe herausgefordert. Hierdurch geschah es, daß die ihm aufgedrungene Abwehr ihn allmählich dahin führte, gegen die dauernd lästig werdenden Arten einen Angriffs- und Vertilgungskrieg zu führen, der ihm leider so früh zur Gewohnheit wurde, daß er auch sehr viele unschädliche Arten mit in denselben verwickelte. Wollte der Mensch seine Art erhalten, so war er, wie alle Thiere, gezwungen, Mittel und Wege zu suchen, seinen Feinden zu entgehen. Suchten die feigern und muthlosen Affenarten sich auf die Gewandtheit des Kletterns zu legen, retteten sie sich auf die Bäume, um vor ihren Angreifern zu flüchten, so stellte sich der Urmensch dagegen kühn, trotzig und voll Selbstgefühl

---

\* Neuerdings hat man neben dem Militärstaate bei den Ameisen Südamerikas auch den Agriculturnstaat aufgefunden. Die in demselben lebenden Thiere bauen kunstgerecht eine Grasart an, von der sie leben, die Samen werden gesät, geordnet, magazinirt, die Felber gebaut und gegätet. (Vgl. Bäcker, „Lehrbuch der allgemeinen Zoologie“, S. 279.)

den Raubthieren entgegen; er bot ihnen die Stirn, scharte sich mit seinen Familien inniger wie die Affenheerde zusammen, und entwickelte durch Arbeitstheilung die Organisation, den Staat. Sein verträglicherer Familiensinn einerseits und seine durch gebildetes Selbstgefühl den Raubthieren gleichstehende Kampflust andererseits kamen ihm hierbei gelegen, beide Charaktereigenschaften, sehen wir, waren die geistigen Vorbedingungen, dem Zwecke des Thierstaates zu entsprechen, und da er zur Genüge in seinem Naturell eben diese Eigenschaften entwickelte, mußte er ursprünglich schon die Stufe des Thierstaates ersteigen. So gewann der Urmenſch nicht nur Schutz, sondern auch ein ursprüngliches Uebergewicht über alle ihm an Kräften überlegenen Arten. Daß der Mensch auf natürliche Weise dieses Uebergewicht geltend machte gegenüber den Raubthieren, lag im Wesen der Sache begründet; denn da, wie wir nachwiesen, die ganze organische Entwicklung die schiefe Richtung des erbittertsten gegenseitigen Kampfes von Ursprung an genommen hatte, so mußte er, trotz aller bessern sittlichen Anlagen, unter die Wölfe gestellt nothwendig in dieser Hinsicht mit ihnen heulen. Es handelte sich auf der Höhe der organischen Entwicklung in sittlicher Beziehung um die Frage, ob eine der stärksten blutgierigen Raubthierarten den letzten Siegeskampf gegen alle übrigen Wesen allein zu führen haben würde, oder dem gegenüber die besser angelegte Sinnes- und Charakterart des Menschen dieses Preises mehr für würdig zu erachten war. Diese Frage hat sich zu Gunsten des Menschen entschieden, und sie lehrt uns in ihrer thatsächlichen Lösung vom sittlichen Gesichtspunkte, daß nicht das bloße physische Uebergewicht von Kraft, Stärke und blutgieriger Gewalt das Vermögen besitzt, Alleinherrscher und Sieger in der Entwicklung zu bleiben, sondern daß sich eine Reihe bestimmter gutartiger und sittlich normaler Charaktereigenschaften und psychischer Fähigkeiten im Naturell zusammenzufinden haben, um diesen Sieg allgemeiner Art ausbreitung dauernd zu erkämpfen. Durch die einem bessern psychischen

Gleichgewichte zuneigenden Anlagen, sehen wir, stellte sich der Mensch allein ursprünglich unter den am höchsten entwickelten Thieren in den engern Staatsverband, und hier innerhalb dieser innigen Vereinigung vollzogen sich nun neben der vorschreitenden Arbeitsteilung durch Wechselwirkung eine Reihe psychisch tief eingreifender Prozesse, welche hauptsächlich dazu beitrugen, das im Staate und in der engern Organisation liegende Uebergewicht gegenüber der loser lebenden höhern Thierwelt zur vollsten Geltung zu bringen. Ein neues Bereich gegenseitig sich befruchtender Wechselwirkungen unter den Individuen war mit der staatlichen Organisation erschlossen, denn es konnte auf Grundlage jener innigern Vereinigung nunmehr eine ungeahnt tiefere Arbeitsteilung platzgreifen, und zwar nicht nur auf physischem, sondern auch auf dem psychischen Felde menschlicher Anlagen. Die Entwicklung und Entfaltung des menschlichen Geistes von dieser Wurzel aus im einzelnen darzustellen, das wird im Folgenden nunmehr unsere Aufgabe werden.

Daß das Wesen der Arbeitsteilung das treibende Entwicklungselement aller organisch-socialen Entfaltung bildet, ist in neuerer Zeit von den Physiologen beim Eindringen in das Leben der Zellenwelt immer mehr und mehr eingesehen worden. Aber auch die Zoologen, und unter ihnen ganz besonders Darwin in seinem berühmten Werke: „Ueber die Entstehung der Arten“, machten auf diese merkwürdige Erscheinung aufmerksam. Darwin bezeichnet bekanntlich den Umbildungsproceß, der innerhalb der zusammenlebenden Individuen, welche einer und derselben Species angehören, zur Abartung und später zur neuen Species führt, als sogenannte Divergenz des Charakters. Durch die Wahl dieses Ausdrucks läßt dieser Forscher erkennen, daß er bereits mit klarem Blicke durchschaut, wie sehr der psychische innere Proceß mit dem äußern morphologischen Umbildungsproceße Hand in Hand geht; er sagt nun weiter: „Diese Divergenz des Charakters der Individuen beruht als morphologischer Proceß ebenso auf der physiologischen Arbeitsteilung wie die sogenannte „Sonderung oder Differentiirung der Organe“, welche das Hauptthema der vergleichenden Anatomie bildet. In beiden Fällen ist das Wesentliche des Processes die Hervorbildung ungleichartiger Formen aus gleichartiger Grund-

lage.“ Vgl. E. Hädel, „Ueber Arbeitstheilung in Natur und Menschenleben“ (Berlin 1869). „Die Ehe, die verschiedenartige Thätigkeit und Ausbildung der beiden Geschlechter, auf welcher das Familienleben des Menschen und der Thiere beruht, ist eine der ursprünglichsten und weitest verbreiteten Formen der socialen Arbeitstheilung. Bei den meisten Thieren hat dieselbe, wie beim Menschen, zu bedeutenden Unterschieden in der körperlichen Formbildung und geistigen Charakterbildung der beiden Geschlechter geführt. Jedoch fehlen diese Unterschiede noch bei vielen niedern Thieren, wo die beiden Geschlechter, abgesehen von der verschiedenen Form der Fortpflanzungsorgane, gar nicht zu unterscheiden sind. Andererseits ist die geschlechtliche Arbeitstheilung, welche das ursprüngliche Wesen der Ehe bildet, bei zahlreichen Thieren viel weiter als beim Menschen gegangen, und hat zu einer so gänzlich verschiedenen Körperbildung der beiden Geschlechter geführt, daß die Zoologen, ehe sie deren Zusammenhang kannten, sehr häufig Männchen und Weibchen einer Species als zwei ganz verschiedene Species, oder selbst als Thiere zweier ganz verschiedener Klassen beschrieben haben (so namentlich bei vielen niedern schmarozenden Crustaceen und andern parasitischen Thieren).“ Ebend., S. 37. „Am weitesten geht die Arbeitstheilung bei den Sahuben, den blättertragenden Ameisen in den brasilianischen Urwäldern. Hier gibt es nicht weniger als drei in Größe und Körperform gänzlich verschiedene Kasten von Arbeitern, sodaß mit Einschluß der geflügelten Männchen und Weibchen nicht weniger als fünf verschiedene Ameisenformen in einem und demselben Staate beisammenleben. Die Hauptmasse bilden kleinköpfige Arbeiter, welche die Bäume entlauben, die Blätter derselben ausschneiden und transportiren und die künstlichen Wohnungen des Staates damit ausstapazieren. Zwischen ihnen gehen größere Arbeiter mit sehr großem und plattem, glänzendem Kopfe umher, welche die Arbeit zu beaufsichtigen und zu leiten scheinen, vielleicht auch zum Schutze der kleinen Arbeiter dienen. Ueber die Bedeutung der dritten Arbeiterform, die sich durch dicke Behaarung des kolossalen Kopfes und ein großes mittleres Stirnauge von der zweiten Form unterscheidet, ist noch nichts Sicheres bekannt.“ Ebend., S. 38, vgl. zugleich Walter Bates, „Der Naturforscher am Amazonasstrom“ (Leipzig 1865). Die Sklavenstaaten der Ameisen wurden bereits im vorigen Jahrhundert von dem Entomologen Huber beobachtet und seine Beobachtungen wurden später von Latreille, Hanhart, Vogt und andern bestätigt. Vgl. Karl Vogt's „Vorlesungen über nützliche und schädliche, verkannte und verleumdete Thiere“ (Leipzig 1864, S. 178). Daß auch der Generationswechsel der Thiere durch Arbeitstheilung bedingt ist, hat

Lebensart nachgewiesen in der Schrift „Ueber den Polymorphismus der Individuen oder die Erscheinungen der Arbeitstheilung in der Natur“ (Gießen 1851). Was die Thierstaaten überhaupt anlangt, besondere aber diejenigen der Bienen und Ameisen im Verhältniß zum Menschen, so hat bereits Karl Vogt sich hierüber ausgesprochen in seiner „Untersuchungen über Thierstaaten“ (Frankfurt 1851). Daß auch der innere Organismus und das Zellenleben im Kleinen eine staatliche Arbeitstheilung durchführt, und so im wesentlichen gleichfalls ein Staatsleben repräsentirt, wurde bereits von Virchow ausgesprochen. Er sagt hierüber in einer Vorlesung über das Fieber: „Man muß den Leib auffassen als einen vielgliederigen, durch und durch belebten Organismus, dessen einzelne Theile allerdings mechanisch arbeiten, aber von denen doch jeder einzelne zugleich den Grund seiner Thätigkeit, das Leben in sich selbst hat. Viele Leben sind hier zu einem Gesamtleben vereinigt, viele Sonderexistenzen mit unabhängiger Lebens- und Wirkungsfähigkeit sind in eine gemeinsame Abhängigkeit zueinander gesetzt, und in dieser Abhängigkeit werden die einen von den andern beeinflusst, jedes nach seiner Art und der Art des andern. Manche sind höher ausgestattet und darum edler und wichtiger in dem großen Gemeinwesen, andere sind schwächer, klein, arm und vereinzelt, von geringer Bedeutung scheinbar, und doch in Fällen der Noth schwer entbehrlich. So ist der Leib des Menschen, und ebenso der des Thieres und der Pflanze, überhaupt nur zu vergleichen mit organischen Einrichtungen, wo lebendige, mit eigener Selbstbestimmung begabte Einzelwesen miteinander in Beziehung treten, also nur mit der Familie, dem Staate, der Gesellschaft. Auch hier stehen die Kleinen und Unmächtigen neben den Großen und Gewaltigen, der gemeine Mann neben den Magnaten und Potentaten, alle als lebendige Glieder eines größern Ganzen, jedes mit einem eigenen Leben und Wesen, das seinen besondern individuellen Ausdruck hat.“ Kein Wunder daher, wenn wir die Thatsache erblicken, daß sich zuweilen auch hier dieselben Mißbräuche des ökonomischen Lebens einschleichen, um die nämlichen Resultate hervorzurufen wie im wirklichen Staatsleben der Völker. Was die Frage der Staatsentstehung anlangt, so hören wir Jäger: „Die tertiäre biologische Individualität, die sich aus der secundären der Familie heraus entwickelte, ist der Staat. Der wesentlichste Charakter ist die Arbeitstheilung innerhalb der Gesellschaft, der dann häufig auch eine morphologische Differenz entspricht; man nennt diese Theile Stände. Diese Art biologischer Individualität bilden nur gewisse Insekten (Termiten, Ameisen, Bienen u. s. w.) und der Mensch.“

Bei der Bildung der Staaten sind zwei Fälle scharf zu unterscheiden:

1) Der Staat entwickelt sich durch Familienerweiterung (sogenannte Generationsstaaten), und zwar als niedrigste Form der Sexualstaat (bei Naturvölkern), als höchste Form der Nationalstaat (bei Culturvölkern).

2) Der Staat, der durch örtlichen Zusammenfluß von verschiedenen Familien und Nationalitäten ursprünglich entsteht, die sich zu gemeinamem Schutze verbinden und durch Arbeitsteilung organisiren. Jäger nennt diese Form den aggregirten (internationalen) Staat (Amerika, Schweiz). Vgl. Jäger, „Lehrbuch der allgemeinen Zoologie“, S. 276 fg. Hierzu wäre zu bemerken, daß die Urstaaten jedenfalls beide von Jäger bezeichneten Entstehungselemente nöthig hatten; denn aus rein gehaltener Familien- und Nationalitätserweiterung ist ursprünglich kein einziger Staat entstanden, dazu boten die Verhältnisse der Urzeit zu viel Nöthigung zum Zusammenschluß vieler verschiedener und differentier Familien und nationaler Elemente, die sich späterhin verschmolzen. Nur die Urrassen haben sich in dieser Beziehung ursprünglich voneinander abgeschlossen, oder doch versucht sich abzustößen, obwohl auch dieses nicht immer völlig gelingen konnte. Der rein gehaltene Familien- und Nationalstaat ist ein Ideal, und vielleicht nicht einmal ein richtiges; denn die reichhaltige Arbeitsteilung, die allein dem Staate Leben, Gedeihen und Ansehen gibt, bedingt eine Aufnahme vielseitiger verschiedener Elemente, die sich möglichst harmonisch ergänzen. Der sogenannte Aggregationsstaat ist daher recht wohl berufen einen Idealstaat zu bilden, und sein Gedeihen scheitert nur gewöhnlich deshalb, weil seltener Elemente zusammenkommen, welche nach Ergänzung eifern, als vielmehr solche, die Parteien bilden, die sich als einander hassende Nationalitäten zu unterdrücken versuchen, weil eine auf Kosten aller übrigen regieren will. Die Schattenseiten des Kampfes ums Dasein sind es daher immer, die das Ideal des Aggregationsstaats vernichten und dahin treiben, einer bestimmten Nationalität die Oberhand zu überlassen. Nachdem dieses geschehen, nehmen wir dann die Erscheinung wahr, daß die siegreiche und herrschende Nationalität die übrigen langsam zersetzt und durchweht, so daß der ursprüngliche Aggregationsstaat, in welcher Form alle frühesten größten Staaten der Urzeit sich bildeten, heute noch wie früher, mit der Zeit wieder zerfallen (Oesterreich), oder sich zu einem Nationalstaate (d. h. einem Staate mit vorwiegend herrschender Nationalität) umzuwandeln genöthigt ist.

### 3.

## Die ursprünglichen Verhältnisse des urstaatlichen Lebens und die Führer der Gemeinschaft als Krystallisationspunkte allgemeiner sittlicher Entwicklung.

Ursprüngliche Nahrungscurrenz der Urmenschen und Raubthiere. — Sorgfältigere und ausdauernde Pflege der Nachkommenschaft unter dem Schutze des Staatslebens gegenüber der sorglosen Aufzucht der Jungen in der schutzlosen Herde. — Wachstum der Familienliebe und Anhänglichkeit der Glieder im staatlichen Gemeindeglied. — Die primitiven sittlichen Gewohnheiten in Beziehung zum Selbstgeföhle. — Die Aristokratie der physischen Macht und die leitenden Führer der staatlichen Gemeinschaft. — Der Führer der Herdengemeinde gegenüber dem Führer der Staatsgemeinde. — Die natürliche Suprematie des Führers im Staate und die Prävalenz der Macht in der Wechselwirkung der Staaten. — Die Nothwendigkeit autoritärer Leitung im Staate und das zu fordernde Gleichgewicht von gleichmäßiger Continuität und veränderlicher Adaption hinsichtlich der einzuhaltenden Regierungsrichtung. — Die instinctive sittliche Eingabe der urstaatlichen Gemeindeglieder an das Ueberhaupt und die ursprünglich instinctive Anlehnung des Nachahmungstriebes an das beispielgebende Benehmen desselben. — Die Führer der organisirten Gemeinschaft als Fortbildner gemeinschaftlich übereinstimmender Gebräuche und Sitten.

---

Wir haben im letzten Kapitel gesehen, aus welchen Gründen der Mensch ursprünglich bereits die Stufe des Thierstaates erstieg. Die Verhältnisse der Urzeit, die ihn in einen schwierigen Kampf mit den gefährlichsten Raubthieren verwickelten, zwangen ihn ursprünglich, die geselligen Familienbände fester und enger anzuziehen, um so einen organisirten Verband zu bilden, in welchem er sich nachdrücklich schützen konnte gegen alle feindlichen Gewalten, die ihn in

seiner Existenz bedrohten. Wir sahen bei dieser Gelegenheit, daß die Bildung der staatlichen Vereinigung und des innigern und engern familiären Zusammenlebens nicht durch eine sogenannte stillschweigende „freie“ Uebereinkunft vor sich ging, wie einst Rousseau und in ähnlicher Weise auch Hobbes gelehrt haben, sondern daß es vielmehr die sich vollziehende Arbeitstheilung war, durch welche sich die Glieder gegeneinander durch unterstützende Leistungen unwillkürlich zusammenschlossen und in Rücksicht auf den gemeinschaftlich zu verfolgenden Zweck einander unentbehrlich machten. Wir haben die Art und Weise der Arbeitstheilung im Thierstaate beleuchtet, und bemerkt, daß sie zu einer Reihe der verschiedenlichsten Beschäftigungen führte, unter welchen jedoch drei derselben als wesentlich hervorrangen. Es waren das die Pflege, Sorge und Aufsicht, welche auf die Fortpflanzung und die Jungen verwandt wurde, ferner die nach außen strebende Thätigkeit, welche darauf gerichtet ist, den Staat mit Nahrung zu versorgen und ihm Schutz gegen Angreifer zu gewähren, und endlich drittens der sich regende Unterstützungstrieb, der bemüht ist, jene andern beiden Thätigkeiten dadurch zu fördern, daß er mit gewissen Geschicklichkeiten, Fertigkeiten und Kunsttrieben dem Gemeinleben, sei es ein wanderndes, wie bei einigen Ameisenarten und beim Urmenschen, oder ein sesshafteres, wie bei den Bienen, vielen andern Ameisenarten und den Menschen der spätern Zeit, in jeder Weise zu Hülfe zu kommen sucht. So konnten sich schon unter den Thierstaaten ursprünglich im wesentlichen drei Kasten und Stände entwickeln, die sich rasch nebeneinander durch Arbeitstheilung organisirten. Es waren das die Aufsichtler und Pfleger der Nachkommenschaft (Weibchen), ferner die Soldaten und Krieger, und drittens die sich durch andere nützliche Geschicklichkeiten auszeichnenden Künstler (Arbeiter), denen Kunst- und Bautriebe aller Art innewohnten, und welche auf das eifrigste bestrebt waren, die Thätigkeiten der andern dem Zwecke des Staats gemäß durch ihre Fertigkeiten zu unterstützen. Nicht so sehr viel anders wie in den eigentlichen Thierstaaten konnte sich unter

den Primitivstaaten der Urmenschen die früheste Art der Arbeitstheilung gestalten. Wie bei allen höher entwickelten Thieren mußten auch hier die Weiber auf die natürlichste Weise die ganze Pflege und Sorge für die Nachkommenschaft übernehmen, während die stärkern Männer als Jäger und Krieger auszogen, um die Gemeinschaft mit Nahrung zu versorgen und sie vor Angreifern zu schützen, während sich wiederum bei andern, welche ihrer Schwächlichkeit halber weniger zum Kriege und Kampfe nützlich und brauchbar waren, die Handgeschicklichkeit und die sich damit verknüpfenden Kunst- und Erfindungstriebe regten und potenzirten. Während daher jene immer mehr und mehr robuste Kraft, Muskelstärke und Ausdauer entwickelten, bildeten und häuften sich dem gegenüber bei den Schwächlern alle diejenigen Fähigkeiten allmählich, die den Geist zu Kunsttrieben führten, ihn erfinderisch und nachdenklich machten und in ihm diejenigen Kräfte heranbildeten, welche, wie wir im Laufe der menschlichen Entwicklungsgeschichte zeigen werden, mehr und mehr zur tiefern Intelligenz anleiteten, welche letztere sich, gestützt auf das physiologische Hülfsmittel lautlicher Stimmbefähigung und anderer Behelfe, allmählich höher und höher entwickeln sollte.

So mußte sich also in der allerfrühesten Zeit auf der Basis rein physiologisch gegebener Unterschiede eine bestimmte Arbeitstheilung unter den staatlich sich organisirenden Urmenschenhorden ausbilden, welche zugleich zur frühesten Grundlage menschlicher Entwicklung und Gesittung werden sollte. Noch standen nämlich die ersten Gewohnheiten und Gebräuche tief verflochten mit den Bedingungen der physiologischen Verhältnisse, und die Differentirungen, zu welchen diese physiologischen Unterschiede drängten, mußten nothwendig auch zu Eigenthümlichkeiten des Verhaltens treiben. Es war daher nur auf natürliche Weise geboten, daß die Weiber nicht dem Jagd- und Kriegsleben ergeben waren, sondern daß sie sich schützen und von den Männern mit Nahrung versorgen ließen in derselben Weise wie die mit ihren Jungen beschäftigte Löwin. Man könnte

nun einwerfen und fragen, ob wir nicht berechtigt sind anzunehmen, daß der Urmensch ursprünglich nur zu vegetabilischer Kost, ähnlich wie die Affen, hingeneigt habe, sodaß, wäre das der Fall gewesen, dem kriegerischen Jagdleben möglicherweise beim Menschen noch ein früheres Stadium friedlicheren affenartigen Lebens auf den Bäumen vorausgegangen sein könnte, und ein Kriegerstand sich also erst später gebildet hätte. Allein diese Frage erscheint mit Rücksicht auf das Vorgesagte als eine müßige, denn unsere Schilderungen und Vergleichen vom Gesichtspunkte der Thierpsychologie haben uns gelehrt, daß das Naturell des Menschen ursprünglich schon im Unterschiede von den feigen, furchtsamen Affen ein viel raubthierähnlicheres war, sodaß der Uebergang von der kühnen, muthvollen Vertheidigung bis zum angreifenden Concurrrenzjagen um gleiche Nahrung mit den Raubthieren in der That nur ein unmerklich kleiner Schritt gewesen sein konnte. Und weshalb hätte der kühne, muthvolle Mensch den Raubthieren allein das ganze Feld und Jagdrevier überlassen sollen, weshalb hätte er, vom sittlichen Gesichtspunkte gesehen, der großen Verbreitung des Raubthiergesindels nicht einen Damm entgegenzusetzen sollen auch dadurch, daß er mit ihnen um die gleiche Nahrung concurrirte, um ihnen dieselbe somit zu entziehen und zu seinem eigenen Nutzen zu verwerthen, zumal er hinsichtlich seiner höhern Fähigkeiten und bessern Anlagen doch zugleich ein natürliches Recht hierzu hatte. Da die allgemeine Lösung nun einmal der Kampf war, so mußte, wie wir entwickelt haben, das Naturell des Menschen ursprünglich bereits dazu drängen, die Concurrrenz um Nahrung mit den großen Raubthieren aufzunehmen. Blieben die feigern Affenarten daher beschränkt auf die Nahrung von Insekten und pflanzlichen Stoffen, so war der Mensch hinsichtlich seiner Stellung und Aufgabe ursprünglich bereits, wie wir sahen, auf animalische Kost hingewiesen. Hinsichtlich der Stellung des Urmenschen gegenüber den Raubthieren können wir daher ein friedliches Leben auf Bäumen unter den ersten staatlichen Menschenhorden nicht annehmen, es würde ein solches

furchtames und scheues Leben gleichzeitig auch nicht dem Zwecke des Thierstaates entsprochen haben, denn die staatliche organisirte Gemeinde wollte sich eben schützen und zugleich muthvoll vertheidigen, während die unorganisirte Heerde dem gegenüber flüchtet und bei harten Angriffen leichter versprengt wird. Wir werden uns daher in Bezug auf den Schluß, daß die frühesten staatlichen Menschengemeinden ein kriegerisches Jagdleben führten, nicht von der Wahrheit entfernen.

Liegt es also im Zwecke der Arbeitstheilung des Thierstaates, die kriegerische Kaste urwüchsig zu entwickeln, so geschieht es andererseits, daß in demselben eine viel größere Sorgfalt und Pflege auf die Nachkommenschaft verwandt wird, als das im Heerdenleben möglich ist. In der Heerde sind die Thiere fortwährend beängstigt, sie sind scheu und furchtsam und müssen zumeist ihre Aufmerksamkeit theilen zwischen der Sorge um ihre Sicherheit und um Nahrung, sodaß nur ein geringer Bruchtheil sorglicher Pflege noch für die Nachkommenschaft übrigbleibt. Ganz anders verhält sich das in der durch Organisation geschützten staatlichen Gemeinde, hier kommt den kriegerischen Männern allein die Sorge für Wachsamkeit und Schutz zu, und der leitende Führer des Verbandes, der, wie wir sogleich sehen werden, in der staatlichen Organisation ursprünglich bereits bei weitem mehr hervorragt wie in der Heerde, fühlt instinctiv eine bestimmtere Verantwortung und hat ein nothwendigeres Interesse, seinen Stamm zu schützen und zu bewahren, und so also können die Weiber hier ihre volle Aufmerksamkeit ihrer Nachkommenschaft widmen. Während daher in der Heerde sich die Zungenpflege nur auf das nothwendigste Maß beschränkt, kann sie in dem gesicherten staatlichen Gemeindeleben unter Umständen leicht über Gebühr eine Ausdehnung gewinnen, sodaß es erklärlich wird, weshalb bei uns Menschen die Neugeborenen so lange Zeit hindurch eine völlige Hülflosigkeit erkennen lassen und an eine sehr aufmerksame Pflege gewöhnt sind. Hätte die Natur dem Menschen nicht ein ursprüng-

liches Uebergewicht im Naturell und Charakter verliehen, das ihn von vornherein in die Zwecke des Thierstaates hinüberzog, so wäre das menschliche Kind sich mehr selbst überlassen geblieben, und damit hätte es sich, wie alle organischen Bildungen, im Laufe der Zeit höchst wahrscheinlich eine raschere Entwicklung aus seiner hilflosen Lage durch Anpassung angeeignet. So ist die verhältnißmäßig lange Hilflosigkeit des menschlichen Kindes nach der Geburt gewissermaßen ein Product jahrtausendelang geübter Gewohnheiten, und damit erkennen wir zugleich, wie ursprünglich der Mensch den Zwecken des Thierstaates huldigte, und wie sehr in der allerfrühesten Zeit seines Auftretens sein Uebergewicht ihm bereits die Mittel verlieh, seine Kinder gegenüber den Nachkommen derer, die in der schutzlosen Herde aufwuchsen, zu verwöhnen. Es ist nun leicht zu übersehen, um wie viel inniger und fester das Familienleben sich in der staatlichen Gemeinde gestaltet, und um wie viel die natürliche Anhänglichkeit der Nachkommenschaft an die Aeltern wuchs bei einem so hohen Grade von Sorgfalt, wie er sich beim Menschen auf die Aufzucht und auf die Pflege der Kinder unter diesen Umständen verwandt findet. Unter dem lebendigen Einflusse dieser innigern Wechselwirkung bildete sich in der That ein neuer, tiefer gefurchter Boden der Anhänglichkeitsgefühle, und neue Sitten, die das lose und lockere Herdenleben nicht kannte, kamen, wie wir sehen werden, zum Ausdruck. Noch freilich waren diese Sitten keine Sitten im eigentlichen Sinne des Wortes; denn nennen wir Sitte vorzugsweise nur denjenigen freien Brauch und diejenige willkürliche Gewohnheit, die wir zu thun, aber auch zu unterlassen im Stande sind, und ist, wie auch Vazarus richtig bemerkt \*, die Befolgung dessen, was wir Sitte nennen, stets nur der Ausdruck eines freien und auf das Gute gerichteten Willens, der danach strebt, die durch tiefere Triebe des Charakters begründeten Gewohnheiten als Normen festzuhalten, so

---

\* Vgl. Anmerkungen am Ende des Abschnitts.

haben wir es hier auf der niedrigsten Stufe der Urzeit, wie schon vorher bemerkt, nur mit einer Reihe von Gebräuchen und Gewohnheiten zu thun, die sich eng anlehnen an die physiologischen und psychologischen Bedingungen, welche erstens im menschlichen Naturell und zweitens durch die staatliche Arbeitstheilung begründet waren.

Wir haben nun bis jetzt nur die wesentlichen Gebräuche voneinander gesondert, die sich eng an die ursprüngliche thierstaatliche Arbeitstheilung anlehnten, und bemerkten, daß sich das weibliche Geschlecht ebenso natürlich mit der Aufzucht und Pflege der Nachkommenschaft beschäftigte, wie das stärkere Mannesgeschlecht, die Raubthiere zum Kampfe herausfordernd, auf die Jagd zog, um mit ihnen um Nahrung zu concurriren, während endlich drittens die schwächer entwickelten männlichen Individuen sich sehr bald nach Seiten der Kunsttriebe und der intelligentern Fähigkeiten differentiirten. In der schutzlosen Heerde, wo die Arbeitstheilung nicht so streng platzgreift, konnte die Differentiirung den Schwächlichen nach Seiten der Kunstfertigkeitstrieb, die sich, wie wir in der Folge entwickeln werden, beim Menschen an die Ausbildung der Handgeschicklichkeit anlehnt, nicht in dem Maße zu Stande kommen, wie es unter den Urmenschen sehr früh geschah. Allein das eben ist ja ein wesentlicher Unterschied der Heerde vom Staate, daß sie die Anlagen zur Arbeitstheilung zersplittern läßt, während sich im Staate alle Anlagen ursprünglich sammeln und fortbilden. Auch bei den Affen sind größtentheils die beim Menschen sich durch Arbeitstheilung bildenden natürlichen Functionen, die im gesellschaftlichen Verbande auf natürliche Weise zum Ausdruck kommen, vorhanden. Auch bei ihnen findet bereits eine zärtliche und sorgliche Zungenpflege statt, und die Aeffinnen verwöhnen durch ihr großes Mitgefühl ihre Zungen nicht minder wie die Menschen, sie tragen sich lange mit ihren Neugeborenen umher und schützen sie mit Aufopferung. Dennoch ist diese Pflege und Sorgfalt für die Zungen bei den Affen nicht so stetig, und das liegt wiederum ebenso begründet im Naturell des

Affen wie in dem unruhigern Heerdenleben, dem sie ergeben sind. Auch die Kunsttriebe treten bei den Affen schon deutlich hervor, und man hat bestimmte Arten aufgefunden, die einen fertigen Baustrieb erkennen lassen, denn sie bauen sich künstliche Hütten und Nester auf Bäumen, und das nimmt nicht wunder, da ja überhaupt die große Handgeschicklichkeit der Affen bekannt genug ist. Hierzu gesellt sich bei den Affen der große Nachahmungstrieb, der ihre Aufmerksamkeit und ihren Beobachtungshorizont in einer Weise zuspitzt, daß sie an intelligenten Fähigkeiten fast alle andern höher entwickelten Thiere überragen, und nur der nachdenklichere Elefant ist vielleicht im Stande, sich in diesen Fähigkeiten mit dem Affen zu messen. Aber trotz dieser Anlagen lebt der Affe nur in Familien und in Heerden, und obwohl allen Beobachtern von Meerlügenheerden und Gesellschaften anderer Affenarten das rege, deutlich schon von gewisser Intelligenz geleitete Geselligkeitsleben dieser Thiere hinreichend bekannt ist, hat es keine Affenart bis zur staatlichen Ordnung und ausdrucksvollern Arbeitstheilung gebracht. Da der verträgliche Geselligkeitssinn in hohem Maße bei vielen Affenarten ausgeprägt ist, so nimmt das immerhin den Psychologen wunder. Allein mit Rücksicht auf das Vorausgeschickte verliert sich das Sonderbare, sobald wir beachten, wie launisch und wechselnd der Affe an seinen Manieren hängt, und wie wenig er dazu neigt, sich in einseitiger, regelmäßiger Weise gewissen Formen, wie sie die Arbeitstheilung erzeugt, dauernd zu fügen. Trotz dieser widerstrebenden, unruhigen und launigen Charaktereigenschaften, hat es aber menschliche Dressur dennoch dahin gebracht, auch dem Affen die penible Regelmäßigkeit und Ordnung bis zum gewissen Grade beizubringen, und wir können daher in diesem Punkte allein nicht die genügenden Gründe finden, die den Affen hinderten, zur staatlichen Organisation und deren bestimmterer Arbeitstheilung überzugehen. Nur erst der Mangel aller hinreichenden Selbstgefühle beim Affen konnte uns von tiefern Gesichtspunkten aus diese Thatsache erklären.

Jedoch ohne die nöthige Ausbildung des Selbstgefühls, vermöge dessen Verständniß erweckt wird für die Begriffe von Achtung, Ehrfurcht und Ehre, läßt sich auch das nicht entwickeln, was wir Sitte nennen, weil Sitte Achtung vor dem Althergebrachten und Achtung vor dem Vorgesetzten, als dem Tonangeber der Sitte, voraussetzt.

Wie groß ist in Bezug auf Selbstgefühl, Achtung und Ehre aber der ursprüngliche Unterschied zwischen dem Menschen und Affen. Während der Affe in weibischer Furcht und Scheu den großen Raubthieren durch Gelenkigkeit und Gewandtheit, indem er sich von Baum zu Baum schwingt, zu entgehen sucht, stellt sich von vornherein der Mensch mit kühner Brust dem Raubthiere entgegen. Tapferkeit und Muth sind daher die Eigenschaften, die er zugleich übt und zur Gewohnheit und Sitte entwickelt. Muth, Tapferkeit und Ausdauer wurden daher im wesentlichen auch zur Grundlage seiner ersten allgemeinen sittlichen Achtung, und Gegenstand seiner ursprünglichen staatlichen Bildung. Kein Wunder, daß unter dem Scepter dieser hervorragenden Gewohnheiten, die hauptsächlich von dem tiefem Bewußtsein der Selbstgefühle ausgehen, im Staate der Urzeit die übrigen entwickelten Leistungen des gesellschaftlichen Lebens zurücktreten, und diejenige Kaste, welche vorzugsweise die Eigenschaften des Muths, der ausdauernden Tapferkeit und der physischen Stärke ausbildete, an die Spitze der frühesten staatlichen Entwicklung tritt und die Herrschaft über die übrigen Klassen ausübt.

Was sich in der ganzen organischen Entwicklung spiegelt, und was innerhalb des erbitterten Kampfes, der gefochten wurde, die allgemeine Lösung war, nämlich der Drang nach Uebergewicht, nach Macht und nach Herrschaft, das mußte sich in dem engeren Kreise des organischen Thierstaates nun ebenso wie im frühesten menschlichen Staatsleben charakteristisch wiederholen und sich ursprünglich bereits in den Vordergrund drängen. Herrschaft und Gewalt, das war innerhalb der Differentiirungsweise der arbeitstheilenden Glieder und Parteien das Streben, das rasch im Urstaate zum Ausdruck gelangte.

Während sich die arbeitstheilenden Glieder des gesellschaftlichen Ganzen im Grunde organisch zu ergänzen hatten, um sich gegenseitig zu unterstützen und sich so hiermit gleichzeitig zu tragen, fällt bereits die urstaatliche Entwicklung früh aus dem geforderten Gleichgewichte der sich ergänzen sollenden Kräfte, und eilt dem Uebergewicht einer einzigen bestimmten Klasse zu, die nun ihre herrschjüchtigen Arme über die andern ausstreckt, um sie auszubeuten und herabzudrücken. Was wir in einer ähnlichen Weise noch heute erleben, das war in rohern und stärkern Farben aufgetragen bereits der Grundzug des frühesten urzeitlichen Staatslebens. Es war die Aristokratie der Kraft, der physischen Stärke, der Ausdauer und Muskelkraft, die ihre Herrschaft im ganzen wie im einzelnen anfänglich zur Geltung brachte. Aber neben dem Uebergewicht des herrschenden, kriegerischen und jagdlustigen Standes entstand dem Laufe der Dinge gemäß gleichzeitig unter den einzelnen Gliedern eben dieses herrschenden Standes selbst wiederum ein Wettstreit nach Macht und Uebergewicht, der damit endete, daß ein einzelnes hervorragendes Individuum, das mit besondern physischen Talenten ausgerüstet war, die leitende und führende Spitze der staatlich-geselligen Gemeinschaft behauptete. Allein nicht nur die Grundbedingungen der dem allgemeinen Wettstreite und dem Kampfe anheimgegebenen Gesellschaft führten nothwendig dahin, ein hervorragendes Haupt zu entwickeln, das am siegreichsten diesen Kampf zu bestehen weiß, und dem Verhältniß der Dinge gemäß an die Spitze der staatlichen Gesellschaft trat, sondern ebendahin führte auch die Arbeitstheilung in Rücksicht auf den Zweck des Staates überhaupt.

Schon im Heerdenleben bemerken wir, daß die Anfänge der gesellschaftlichen Arbeitstheilung dahin führen, daß sich einige Individuen in hervorragender Weise entwickeln, die sich durch Wachsamkeit und Ueberblicksfähigkeit auszeichnen, Individuen, welche in Rücksicht auf diese schätzenswerthen Eigenschaften ganz von selbst von der trägen sich gehen lassenden Heerdengemeinschaft an die Spitze

geschoben werden, um dieselbe zu leiten. Viel ausdrucksvoller aber führt die ins einzelne gehende speciellere Arbeitstheilung des staatlichen Zusammenhangs dahin, einen leitenden Führer der Gemeinschaft zu entwickeln, um einen solchen für ihre zweckmäßigen Bewegungen zum Krystallisationspunkt der Glieder zu machen. Es ist psychologisch nicht unwichtig, auch in diesem Punkte vorzugsweise die Affenheerde zum Gegenstande der Vergleichung zu machen, um zugleich die Unterschiede zu beachten, die sich bezüglich der Leitung und Führung im Heerdenleben gegenüber der vom Staatsleben herausstellen.

Auch die Affenheerde läßt ja bekanntlich deutlich einen Führer, einen Leitaffen erkennen, der mit großer Wachsamkeit voranschleicht, sobald es sich etwa darum handelt einen Plünderungszug vorzunehmen. Wer eine solche diebische Affenheerde dahinschleichen sieht, von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, wer die Aufmerksamkeit aller einzelnen beobachtet, mit der dieselben ängstlich und besonnen den Bewegungen ihres Führers folgen, alle Sprünge ihm nachahmend, der erkennt deutlich den merkwürdig großen Einfluß, den auf solchen Raubzügen der wachsame Führer beansprucht, und der ihm unwillkürlich gewährt wird. Allein kaum hat die Heerde ihren Raub in Sicherheit gebracht, kaum ist sie beschäftigt, in der Stille das gestohlene Gut zu vertilgen, so sind alle Einflüsse dieses Führers merkwürdigerweise plötzlich wie aufgehoben, ein allgemeines Zanken, Schreien und Balgen beginnt, alle Fesseln der Ordnung zerreißen, und das Bild der Heerde gewährt den Anblick roher, feiger Gesellen, welche sich im Streite muthig aufraffen, um gegen viel schwächlicher aussehende Individuen diesen Muth wieder plötzlich zu verleugnen. So bildet die Affenheerde nur einen bunten Schwarm, in welchem sich die übel aussehendsten Scenen gegenseitiger Anfeindung, hinterlistiger Eifersucht und mannichfacher Hänkereien abspielen.

Unter der mit so reichlichen Selbstgefühlen ausgestatteten menschlichen Urgefellschaft kann es hingegen gerade in dieser Beziehung nicht ebenso ausgefallen haben. Denn der einmal anerkannte und durch

Talente hervorragende, an die Spitze geschobene Führer, als natürlicher und berechtigter Gewalthaber, duldete bei seinem Selbstgeföhle keinen zweiten ebenbürtig neben sich, er übernahm dauernd und allein die Verantwortung, kraft eines Geföhls, das kein Affe in dieser charakteristischen Weise zu entwickeln im Stande ist, nämlich des Ehrgeizes. Gab es etwa in einer staatlichen Gemeinde zufälligerweise zwei sich nahe an Kraft gleichkommende Individuen, so mußte sich deren beiderseitiger Ehrgeiz psychologisch consequent gefährlich reiben. Dieses Verhältniß dauerte so lange, bis einer dem andern weichen mußte, um mit seinem Anhang einen eigenen neuen Staat zu begründen, oder der Verdrängte war genöthigt sich unterzuordnen, oder er wurde von dem Stärkern durch Tod aus dem Wege geräumt. Wir können daher rücksichtlich dieser natürlichen Consequenzen mit Recht annehmen, daß die staatlich sich organisirenden Gemeinden der Urzeit keine zu große Ausdehnung besaßen; denn da unter einer sehr großen Anzahl von Individuen hinsichtlich der hier in Frage kommenden Fähigkeiten sich mehrere gleichzeitig zu häufig Concurrrenz machen und sich nahe einander gleichkommen werden, so hätte unter solchen Bedingungen entweder eine Arbeitstheilung der regierenden Gewalt eintreten müssen, oder, wenn durch die zu niedrig entwickelte Gesellschaft noch kein Boden für eine solche geschaffen war, mußte nothwendig statt einer solchen Arbeitstheilung Staatstheilung und also Auseinanderfall des bisherigen Verbandes eintreten.

In der That finden wir noch heute unter unsern tiefern Naturvölkern die gesellschaftlichen Verbände, in denen zugleich die staatliche Arbeitstheilung auf einer sehr primitiven Stufe stehen geblieben ist, verhältnißmäßig nicht groß, und nur unter allen denjenigen Völkern, wo die Arbeitstheilung complicirter wurde und an Ausdehnung gewann, weil sich größere Fähigkeiten und Anlagen hierzu vorfanden, konnte auch der natürliche Umfang des Staates wachsen, und nur hier finden wir daher die Herrschaft eines Häuptlings schon so ausgedehnt wie die eines kleinen Fürsten. Es ist daher leicht zu

übersehen, daß diejenigen Urvölkerstämme, welche eine höhere Befähigung zur normalen und mannichfaltigen Arbeitstheilung mitbrachten, nothwendig ihre Herrschaft rasch ausbreiteten; denn sie zogen gleichsam wie ein Magnet die losern Gruppen anderer Stämme, die auf primitivern Stufen staatlicher Arbeitstheilung stehen blieben, an sich, und zwangen sie sich ihnen anzuschließen, um damit dieselben als neue Glieder dem wachsenden Körperbau ihres Staates einzuverleiben. Wo daher keine ganz besondere Klassenfeindschaft durch körperlich begründete Unterschiede einer solchen Einverleibung entgegenarbeitete, konnte ein engerer Anschluß der primitiven kleinen Hordenstaaten, die von einzelnen Häuptlingen geführt wurden, an einen größern herrschenden Staat erfolgen. So konnten Staaten ursprünglich anwachsen, sobald sich eine Reihe solcher Horden durch glückliche Umstände einer gleichmäßigen Arbeitstheilung verträglich zu einem imponirenden staatlichen Kerne zusammenschlossen, oder aber, sobald die hervorragende Gewalt eines ausgebreiteten Staates diese Einverleibung in den Stamm durch Unterdrückung erzwang. Wir werden in Rücksicht auf die urgeschichtlichen Verhältnisse wol zugestehen müssen, daß die letztere Thatsache die häufigere war, ja wenn wir den furchtbaren Kampf ums Dasein, der so häufig zwei gleichbegabte regierungsfähige Individuen, ebenso wie Staaten, als Rivalen durch Ehrgeiz gegeneinander zu unerbittlichen Feinden machte, in seiner vollen Schärfe betrachten, so dürfen wir in Bezug auf die Urzeit mit Recht behaupten, daß die Einverleibung hier selten ein Act freundschaftlichen, verträglichen Zusammenschlusses, sondern stets ein Act der Gewalt war. Sind noch heute in der Wechselwirkung der Staaten bestimmtere Unterschiede und Divergenzen höchst selten ohne Gewalt zu unterdrücken, so mußte das in der Urzeit, wo diese Unterschiede noch schärfer hervortraten, nur noch um so mehr der Fall sein. So sehen wir, daß sich unter den Staaten untereinander ganz dasselbe Gesetz von der Prävalenz der Macht vollzog, was im innern Staate selbst ursprünglich unter den Kasten und Ständen zur Geltung kam und das sich unter den einzelnen Individuen

des hervorragenden herrschenden Standes abermals zum Ausdruck brachte.

Wie nur diejenigen Staaten unter den vielfachen kleinen staatlichen Verbänden der Urzeit Anhang oder Umfang durch Einverleibung gewinnen konnten, die in sich selbst lebenskräftig genug waren und nach außen ein kräftiges Selbstgefühl spiegelten, das wiederum der herrschende Stand innerhalb des Staates zur Schau trug: so auch im einzelnen unter den Gliedern des Staates und unter den Individuen des herrschenden Standes, es konnte nur derjenige Stand und dasjenige Individuum Ansehen und Anhang gewinnen, dessen Stärke und Talente so bedeutend waren, daß sich das darauf stützende Selbstgefühl des Individuums den übrigen gegenüber Achtung erwarb. Unter der Affenheerde kann sich keine eigentlich staatliche Arbeitsteilung vollziehen, und es kann sich überhaupt hier kein herrschender Stand ausbilden, noch viel weniger aber kann unter den Affen ein einzelner Führer durch seine hervorragenden Fähigkeiten denjenigen Anhang gewinnen, den seine Autorität nöthig hat, um herrschen zu können; denn es herrscht der Häuptling und der Heros des Stammes ursprünglich nicht allein durch sein Altersvortrecht und seine hervorragenden Fähigkeiten, sondern gleichzeitig auch durch seinen Anhang, den er sich durch Anerkennung und Achtung unter den übrigen erwirbt. Von hier aus läßt sich in psychologischer Hinsicht begreifen, in welcher Weise unter den Menschen die Autoritätsanerkennung Wurzel geschlagen hat. Auch unter den staatlich lebenden Insektenarten sehen wir die Führer äußerlich deutlich hervortreten. Wir wissen, daß bei den Bienen der herrschende Führer ein Weibchen ist, dessen körperliche Eigenschaften zugleich zur Erhaltung des ganzen Staates beitragen. Mit Recht ist daher die Bienenkönigin als der eigentliche Schwerpunkt des Bienenstaates anzusehen; denn ohne den Theil der Aufgabe, welchen die allgemeine staatliche Arbeitsteilung der Königin zuweist, könnte der Staat sich nicht erhalten und bestehen. Bei den Ameisen verhält sich das anders, es

ragt hier nicht ein besonderer Führer äußerlich in der Weise körperlich hervor wie bei den Bienen, doch sind die Führer deutlich zu erkennen. Alle diese Führer handeln indessen in merkwürdig zweckmäßiger Uebereinstimmung, sie entschließen sich alle gleichmäßig zum gemeinschaftlichen Auszuge, sodaß nicht zu zweifeln ist, daß sie einem bestimmten Hauptführer mit seinem großen Anhang folgen, der ihnen den Anstoß und das Signal zu dem vorgenommenen Raub- und Wanderzuge gibt. Es ist selbstverständlich, daß schon deshalb, weil der Staat rücksichtlich seiner zusammenhängenden Arbeitstheilung ein System darstellt, auch nothwendig sich innerhalb desselben wie in jedem System ein bestimmter Mittelpunkt und Schwerpunkt bilden muß, dem zur Erhaltung des Ganzen eine eigenthümliche und bestimmte Arbeitsleistung zukommt. Dieser Mittelpunkt mag nun ein dauernd gebundener, stetiger sein, wie bei den Bienen, oder ein vielleicht übertragener wechselnder, wie bei den Ameisen, immerhin ist ein solcher Mittelpunkt vorhanden, und kein Staat, ja nicht einmal eine organisirte Corporation überhaupt läßt sich denken, möge man dabei an Monarchie-, Republik-, Oligarchie- oder Parlamentsregierung denken, ohne daß wir nicht ein durch seine bedeutenden Fähigkeiten bestimmt hervorragendes Individuum unter den Parteien zu bezeichnen im Stande wären, das rücksichtlich der Staatsführung durch seine Ueberlegenheit über die übrigen auf natürliche Weise herrscht und hiermit zugleich durch seinen Anhang auch die übrigen Parteien gewinnt, um so den ganzen Organismus zu regieren. Je glänzender die Gaben und die Befähigungen eines solchen Führers sind, um so anhaltender und dauernder wird er sich unter den Staatsfactoren diese Leitung zu bewahren wissen, und um so richtiger wird der Staat geleitet werden. Je gesunder überhaupt ein Staat angelegt und gebaut ist, um so sorgfältiger wird er die Einflüsse von Wechsel und Constanz hinsichtlich seiner Regierungsrichtung im Gleichgewichte halten, und eine Staatsregierung wird um so schlechter sein, je mehr sie einseitig in die Extreme nach dieser

oder jener Richtung geht. Hieraus folgt, daß im gesunden Staate bezüglich der Regierungsrichtung kein zu rascher Wechsel herrschen darf, denn die Richtung muß Constanz und Beharrlichkeit mit Rücksicht auf die Erhaltung und den Zweck des Staates aufweisen; es darf jedoch andererseits die nothwendige Beharrlichkeit nicht so weit übertrieben werden, daß die mit der Zeit vorzunehmenden Veränderungen als Abdaptionen an neue Verhältnisse zu keiner Ausführung gelangen können. Wie ein einzelnes Individuum bei zu großem und fortwährendem Wechsel seiner Grundsätze und Richtung in Wankelmuth und Charakterlosigkeit sinkt, umgekehrt aber eine zu große übertriebene Consequenz zum Eigensinn und zur Halsstarrigkeit führt, die eine Reihe von Schädlichkeiten nach sich ziehen, ganz so ergeht es dem Staate. Auch das Individuum ist ja, wie nachgewiesen, nur ein Zellenstaat, und der Staat im großen ein Bau, der sich aus der Summe dieser im kleinen geleiteten Staatskörper zusammensetzt, sodas ihm also gewissermaßen ganz ähnliche Bedingungen in Bezug auf seine sittliche Verhaltensweise vorgeschrieben sind.

In der Herde ist von einer Regierung keine Rede, die Führerschaft ist hier nur eine sehr wenig hervorragende, ephemere Erscheinung, und es liegt hier in derselben noch nicht der volle Werth, den die streng organisirte staatliche Arbeitstheilung diesem wichtigen Geschäfte zuspricht. Wir begreifen daher, daß das noch unorganisirte Herdenleben nicht mit der geschlossenen, zweckmäßig sich unterstützenden, staatlichen Arbeitstheilung concurriren kann, es erscheint deshalb in vieler Beziehung zweckloser und zufälliger und stellt überhaupt nur ein Uebergangsstadium dar, das zum Staatsleben hätte führen müssen, hätten sich hierzu in ihm die Bedingungen zur Verwirklichung vollkommen genug vorgefunden. Der Staat steht auf einer viel höhern Stufe, er kann die selbstbewußte Leitung und Führerschaft keinen Augenblick entbehren, dieselbe ist ihm vielmehr in jedem Moment nothwendig und ihm daher ein unentbehrliches, integrirendes Glied der gemeinschaftlich organisirten Arbeitstheilung. Wie der Bienenstaat auf den Schultern

der Königin, und der mikroskopische Zellenstaat des Organismus auf den Centralorganen des Nervensystems, so ruht die Staatsorganisation, habe sie eine Form welche sie wolle, auf den Ueberzeugungen, Handlungen und Fähigkeiten der führenden und leitenden Gewalt. Gestaltet sich diese Führerschaft zu wechselnd, sodaß die Parteien mit ihrem Anhange hinsichtlich der Durchführung bestimmter Intentionen und Principien zu sehr in verschiedenen Richtungen fluctuiren, so leidet der Zweck des Staates ebenso als wenn sich die Führerschaft, unbeeinflusst durch die übrigen Staatsfactoren und Wünsche der Parteien, zu sehr in einer Hand befindet, sodaß die Richtung der leitenden Führerschaft leicht in Absolutismus und despotischen Eigensinn übergehen kann.\* Lassen wir indessen diese Seitenblicke, und vermerken wir nur, daß das leitende Glied

---

\* Werfen wir einen Blick in das moderne Staatsleben, so dürfen wir nicht vergessen, daß bei der allmählich mehr und mehr vorschreitenden Arbeitsteilung der regierenden Gewalt, die Monarchen ganz ebenso wie die jetzmaligen Präsidenten der Republik, nur einen einzelnen Factor in der allgemeinen Staatsleitung ausmachen, und zwar sind sie im Staate derjenige Factor, der als Rückhalt und Richtschnur der leitenden Gewalt des Ganzen zu dienen hat.

In einer Republik ist mit dem häufigen Wechsel des Präsidenten diese Richtschnur wechselnder wie in der Monarchie, und sie kann durch zu kurze Wahlperioden hier leicht ebenso zu wechselnd werden, wie sie durch einen Monarchen unter andern Umständen zu constant werden kann. Alles kommt daher auf die Fähigkeiten der Individuen der übrigen leitenden Staatsfactoren an, um die sich ergebenden Einseitigkeiten zu beseitigen. Vortheilhaft kann nach jedem System regiert werden, sobald die Fähigkeiten der leitenden Glieder selbst genug Talent und Anlagen mitbringen, um jede entstehende Einseitigkeit durch Ueberzeugung und Handlung auszugleichen. Da jedoch der rasche Wechsel einseitiger Zeitströmungen, wie die Erfahrung lehrt, leicht die Constanz der Regierung beeinträchtigt, so wird sich der Staat unter einer überwiegend constanten charakterfesten Richtung im allgemeinen gesunder fühlen. Wir können es daher vom naturhistorischen Gesichtspunkte erklärlich finden, daß das gesunde Staatsleben im vollkommenen Einzelorganismus ein System repräsentirt, das entschieden monarchisch angelegt ist. Nur die tiefer stehenden, niedriger organisirten Thierkörper bilden republikanische Staatssysteme, und das wahrscheinlich auch nur, weil ihnen die schwierige Seite des Kampfes ums Dasein mehr erspart ist wie den höhern Organismen.

und die Führerschaft ein durch die staatliche Arbeitstheilung gebildetes wichtiges und hervorragend organisiertes Staatsglied ist, dessen Nothwendigkeit von allen übrigen Gliedern deutlich erkannt und gefühlt wird. Findet sich schon bei den Bienen eine merkwürdig ausgesprochene Anhänglichkeit der Staatsglieder an die Königin, so dürfen wir uns nicht wundern, daß sich auch im Staatsleben der Menschen auf natürliche Weise sehr früh in den Gemeindegliedern ein bestimmtes Anhänglichkeitsgefühl für das Staatsoberhaupt ausgebildet hat. Daß diese Anhänglichkeit von den der leitenden Führerschaft zunächststehenden Ständen, und in fast noch höherem Maße von denen gefühlt wird, die hinsichtlich ihrer Schwäche sich ihrer Abhängigkeit sowol wie der Wohlthaten mehr bewußt sind, die sie durch die Regierungstärke genießen, ist erklärlich. Dennoch bildet sich auch in allen übrigen durch rechtmäßige organische Arbeitstheilung entstehenden Staatsgliedern dieses Gefühl deutlich aus, und die gleichmäßige Ausbreitung des Pflichtgefühls für die leitende Gewalt überhaupt ist ein wesentlicher Bestandtheil zur Gesundheit des Staatsganzen.

Suchen wir uns in psychologischer Beziehung Rechenschaft über die weitere Ausbildung dieser natürlich entstandenen Anhänglichkeit und Achtung vor dem Staatsoberhaupte unter den Gliedern der Urgemeinde zu geben, so finden wir, daß der Boden hierzu schon vorbereitet wird durch die Anhänglichkeit der Familienglieder untereinander, welche letztere im Staate zu einer viel tiefern Innigkeit und Bedeutung gelangt wie im Heerdenleben. In dem sich entwickelnden menschlichen Staatsleben konnten die Gefühle des Familienlebens zu einer ebenso großen Innigkeit gelangen, als sich andererseits der Haß steigern mußte gegen Angreifer und Feinde dieses staatlichen Familienverbandes. Und wie in Bezug hierauf sich ein furchtbarer Kannibalismus, wenn auch getragen, wie wir in der Folge sehen werden, zugleich von abergläubischen Ideenassociationen, in der Urzeit entwickeln konnte, so gingen contrastirend hiermit zugleich hochgehende Gefühle der innigen Anhänglichkeit sowie der

hingebenden Verehrung und Ehrfurcht für diejenigen Glieder der staatlichen Gemeinschaft nebenher, welche sich Anerkennung erzwangen durch hervorragende Verdienste, welche sie dem Staate in Rücksicht auf seine Erhaltung und sein Wohlergehen leisteten. Es verhält sich bezüglich dieser sich so scharf gegenüberstehenden Verhältnisse auf geistigem Gebiete wie mit den Erscheinungen der ganzen planetarischen Entwicklungsgeschichte. Wie wir zu Zeiten auf dem Gebiete der Urwelt tropische Wälder neben großen sich ausdehnenden Gletscherstrecken vorfinden, so finden wir in der Urzeit neben den unsittlichsten Ausartungen des menschlichen Naturells sonderbarerweise andererseits eine Uebertriebenheit und Ueberschwenglichkeit aller derjenigen sittlichen Gefühle, die sich in Bezug auf Geselligkeit und Familienleben früh entwickeln konnten. Kein Wunder daher, daß die natürliche Anhänglichkeit an den Häuptling des staatlichen Stammes in der Urzeit den Charakter einer sklavischen Unterwürfigkeit und übertriebenen Verehrung annahm, die an Vergötterung grenzte und wahrscheinlich ursprünglich bei weitem das Maß dessen übertraf, was wir heute noch darunter verstehen.\* Das aber eben ist das spezifische Charakteristicum der Urzeit, daß sie die natürlichen Grundgefühle (die noch ursprünglich unter dem tiefsten Einflusse physiologischer Abhängigkeit, d. h. in der Form des Instincts auftraten) in den mächtigsten und, wenn wir so sagen dürfen, granitnensten Formen zum Ausdruck brachte; gleichzeitig aber damit die wunderbarsten Contraste nebeneinanderstellte, deren Nachbarschaft nur demjenigen einleuchtet, der die im großen wirkenden Bedingungen der Urzeit überhaupt klar ins Auge zu fassen im Stande ist. In der That, wie die Steinkohlenwälder neben die Gletscher, so tritt der wilde Kannibalismus der Urzeit neben die sklavische Verehrung und Achtung, ja, wie wir sehen

---

\* Gibt es doch noch heute eine Reihe von Völkern, welche ihre Oberhäupter des Staates für „höhere Wesen“ ansehen. (Vgl. Drittes Buch.)

werden, neben die tiefste, furchtvollste Hingabe der ganzen Stammgemeinschaft an den Häuptling und staatlichen Herrscher. So war die Anhänglichkeit an den Mittelpunkt, oder, wenn wir wollen, an den staatlichen Krystallisationspunkt, welchen uns die Stammältesten und die heroischen Führer der Urstaaten repräsentiren, eine in der That ursprünglich sehr innige, wenn sich dieselbe auch unter den verschiedenen durch Arbeitstheilung entwickelten Staatskasten verschiedentlich abstufte. Während bei den gedrückten Staatskasten diese Anhänglichkeit an die Gefühle der sklavischen Unterwürfigkeit gebunden war, ging sie bei der dem Häuptlinge ebenbürtigen Kriegerkaste mehr vom Gefühle der instinctiven Anerkennung aus; dennoch aber war die Art der Hingebung an das Beispiel des Häuptlings auch von dieser Seite eine sehr weit reichende, und so das Herrscherthum, hatte es sich einmal durch heroische Thaten befestigt, in der Urzeit ein völlig unumschränktes und absolut durchgreifendes. Wie hervorgehoben, war die in tief-sklavischer Weise bewiesene Anhänglichkeit an den Stammhäuptling in psychologischer Beziehung noch geleitet von einem dumpfen Instinct, welcher zugleich durch die rohesten, halbthierischen Gewaltmittel beherrscht wurde. Allein diese noch instinctive, halbthierische Art furchtvoller Abhängigkeit von der herrschenden, natürlichen Gewalt macht uns allein den Grad von Aufmerksamkeit erklärlich, mit dem die einzelnen dem Beispiele des Häuptlings durch strenge Nachahmung zu folgen suchten, um sich hiermit zugleich von ihm in träger Einfalt leiten zu lassen. Nur die instinctive Vermittelung, die noch im Spiele war, erklärt uns den ursprünglich so großen Einfluß der herrschenden willkürlichen Gewalt und den Antrieb zur Nachahmung, den der Häuptling, ähnlich wie in der Herde, so noch mehr in einer urstaatlichen Menschengemeinde, auszuüben vermochte, sodas, wie wir in der Folge sehen werden, selbst die vom Führer der Gemeinschaft aufgenommenen Gebräuche und Gewohnheiten, ja sogar die sprachlichen Laute demselben und seinem Anhange

unwillkürlich nachgeahmt und so auf die übrigen objectiv übertragen und verbreitet wurden. (Vgl. das folgende Kapitel.) So sehen wir, mußte der herrschende Führer und Stammälteste der urstaatlichen Gemeinschaft in jeder Beziehung bedeutend hervorragten, denn er wurde, wie wir genauer sehen werden, zum Centrum der vielseitigsten Fortbildungen der Gewohnheiten und sittlichen Entwicklung. Er wurde gleichsam der individuelle Knoten- und Durchkreuzungspunkt der Stammgemeinde, der in der vielseitigsten Weise als Vermittler und Ausgleichungsfactor wirkte und sich so als natürlicher Krystallisationspunkt darstellte, um welchen sich die verschiedensten Prozesse sittlicher Fortbildung und geistiger Vereblung consolidirten.

Es wird nun in der Folge unsere Aufgabe werden, den eigentlichen Entwicklungen, welche sich in der urstaatlichen Gemeinde vollzogen, im einzelnen zu folgen, und wir werden bei dieser Gelegenheit sehen, wie sich eine Reihe von Processen an jene natürlichen Mittelpunkte der Staatsführer und Gemeindeführer anlehnten.

---

Wir haben im Vorstehenden die wesentlichsten Keime und Bedingungen hervorgehoben, die vorhanden sein mußten, um bestimmte Gewohnheiten, Sitten und sittliche Gefühle, die zugleich in der engeren Familiengemeinschaft entstanden (innerhalb deren ja fast alle höhern Thiere bereits deutlich gewisse sittliche Gefühle der Dankbarkeit, des Beistandes, der Pflge und des gegenseitigen Wohlwollens entwickeln), auch in der größern Gemeinde und Staatsgemeinschaft zu objectiver durchgreifender Geltung zu bringen. Wir haben schon früher dargethan, daß die Entwicklung sittlicher Anlagen und die Fortbildung aller tiefern Gefühle, sie mögen einen Charakter haben welchen sie wollen, nur dann in höhern Maße statthaben, wenn in hinreichender Weise ein bestimmteres Gleichgewicht zwischen den tiefern Mitgeföhlen und den edeln Selbstgeföhlen ausgebildet erscheint. Innig geht ferner die Entwicklung von Sitte und Gewohnheit Hand in Hand mit der tiefern Entwicklung der Arbeitstheilung des Staates überhaupt. Der Schwerpunkt des Staates aber und zugleich der Krystallisationspunkt für die Fortbildung aller aufsteimenden Sitten fällt zusammen mit dem durch die staatliche Arbeitstheilung an die Spitze des Ganzen geschobenen Führer und

Ältesten des Stammes oder Staates. Nicht nur, daß dieser Führer als Heroe die ganze engere Gemeinschaft äußerlich fest zusammenhält, sondern derselbe übt zugleich durch seine Macht und Gewalt einen bildenden erziehungsthätigen Einfluß auf alle Glieder dadurch, daß er, gestützt auf seine Achtung und seinen Respect, die Aufmerksamkeit aller auf sich concentrirt, und sich so zum tonangebenden Machthaber vieler Gewohnheiten und Gebräuche macht. Alle Augen der Staatsglieder sind gezwungen dem Haupte zu folgen, und alle einzelnen sind in der Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gefesselt. Da die eigenthümlichen Gebräuche des prädominirenden Individuums seinem bestimmten Naturell und Charakter gemäß eine gewisse Constanz und Richtung haben, so gewöhnt sich auch das Erinnerungsvermögen aller ihn Beobachtenden in eine stetige Richtung hinein. Es stärkt sich somit das Gedächtniß, dasselbe beginnt sich lebhafter zu entwickeln und wird so ein Unterstützungsmittel, um die geistig tiefern Fähigkeiten zu fördern und mehr in den Vordergrund zu ziehen, als das bei dem subjectiv wirren Durcheinander des wechselsüchtigen Heerdenlebens möglich war. Nur erst dadurch, daß das äußere Durcheinander des Thuns und Lassens des Heerdenlebens völlig in der Weise gehemmt und eingeschränkt wird, wie es im staatlichen Leben der Fall ist, treten die feinern und tiefern charakteristischen Züge der Handlungsweise aller einzelnen Glieder deutlicher in den Vordergrund und gewinnen zugleich einen ähnlichen und innerhalb einer engern Gemeinschaft einen typischen übereinstimmenden Ausdruck. Am meisten typisch indessen erscheint uns dieser Ausdruck in dem Betragen und in den Gewohnheiten der hervorragenden Führer, diese werden daher in der That zugleich in Bezug vieler Usancen, Gebräuche und Sitten die tonangebenden Häupter, ihnen folgt unwillkürlich die Aufmerksamkeit und Nachahmung aller. Die Führer des Stammes sind daher auch die Träger und Verbreiter der übereinstimmenden Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche des Volkes, ohne sie läßt sich die objective Sitte innerhalb einer größern Gemeinschaft nicht denken. Freilich müssen wir beachten, daß auch diese hervorragenden Träger der Sitte nur die sittlichen und gewohnheitsmäßigen Eigenschaften, die sie zur Schau tragen, gewinnen durch Wechselwirkung mit den übrigen Gliedern der Gemeinde; diese Wechselwirkung kommt indessen den einzelnen Gliedern eben nur in Rücksicht auf den hervorragenden typischen Mittelpunkt zum gemeinsamen Bewußtsein. Die Verbreitung und ursprüngliche Ausbildung der Sitten schließt somit einen Proceß ein, in dem keine bestimmte Absicht einzelner Glieder, auch nicht die des hervorragendsten Gliedes vorliegt, wenngleich letzteres als Krystallisationspunkt in diesem Bildungsproceße die bedeutendste Rolle spielt. Wenn

wir alle diese Bedingungen im Auge behalten, so wird es uns leicht werden, alle verschiedenen Ansichten die von psychologischer Seite über den Ursprung der Sitten aufgetaucht sind, richtig zu beurtheilen. Eine der trefflichsten Arbeiten, die uns über diesen Gegenstand vorliegt, ist die von Moriz Lazarus: „Ueber den Ursprung der Sitten“, Vortrag, gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochschule zu Bern, abgedruckt in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie“. (Bd. 1, S. 437 fg.). Der Verfasser jagt S. 446 in Bezug hierauf: „Weder eine Belehrung durch Götter, noch eine (absichtliche) Unterweisung durch Heroen, weder irgendeine Ueberlieferung überhaupt, noch auch eine freie Erfindung (der Sitten) stimmt mit den Thatfachen und den erkannten Gesetzen der psychischen Entwicklung überein.“ Die Ausbildung dessen, was wir Sitte nennen, fällt in eine Zeit, da alles Geschehene noch unter der Wirkung tief instinctiver Wechselwirkung stand und von einem freien Bewußtsein keine Rede sein konnte. Wir stimmen daher Lazarus mit vollster Ueberzeugung bei, wenn er weiterhin fortfährt: „Keine bestimmte Vorstellung, keine concrete Anschauung ist dem Menschen angeboren, keine bestimmte Idee, kein Willensact, überhaupt kein gegebener Inhalt. Vielmehr können wir ziemlich genau den Gang und die Stufen der Entwicklung aller derjenigen Ideen, welche man sonst für angeboren gehalten hat, nachweisen; wir kennen und beobachten die psychischen Elemente, aus denen die Ideen als Resultate allmählich hervorgehen.“ Unsere folgenden Entwicklungen werden uns mehr und mehr Gelegenheit geben, die Wahrheit dieses Satzes zu erweisen. Lazarus spricht ferner in seiner geistvollen Abhandlung den Satz aus (S. 450): „Man kann geradegu sagen: des Menschen Sitte fängt da an, wo sein Instinct aufhört.“ Die Wahrheit dieses Satzes läßt sich erweisen, sobald wir zugleich den Begriff des Instincts richtig definiren. In Bezug auf den Instinct hat Hering jüngst in einem Vortrage der Jahressitzung der wiener Akademie der Wissenschaften den Satz ausgesprochen, daß sich derselbe sammt dem ihm eigenthümlichen Crimmerungsvermögen durch das ganze Gebiet der organischen Schöpfung von den Urzellen an hindurchzieht. „Hunger und Generationstrieb (als Instincte) bewegten schon die ältesten und einfachsten Formen der organischen Welt, für sie und für die Mittel, sie zu stillen, hat darum auch die organische Substanz das stärkste Gedächtniß, und die hieraus entspringenden Triebe und Instincte erfassen noch heute selbst den Menschen mit der Macht einer Elementargewalt.“ Hering sucht den Instinct aus dem sich vererbenden Reproductionsvermögen herzuleiten, und er jagt an einer andern Stelle: „Man pfl egt überraschende Leistungen der Thiere als

Aeußerungen des Instincts anzusehen, und die naturphilosophische Mystik hat sich mit Vorliebe mit dem Thema der Instincte befaßt. Betrachtet man aber den Instinct als Aeußerung des Gedächtnisses und Reproduktionsvermögens, so wird der Instinct sogleich verständlich.“ Der Verfasser führt das an einer Reihe von Beispielen durch und zeigt, wie sich durch Erblichkeit und vertausendfache Wiederholungen derselben Sache von seiten der Vorfahren die Instincte der Nachkommen befestigen können. Daß indessen mit dem Instinct, als Aeußerung gleichmäßiger geistiger Reproduktionskraft, gleichzeitig auch die Ausbildung eines hervortretenden Vermögens erfinderischer Combination nebenhergeht, beweisen uns eine große Reihe der verschiedensten Beispiele selbst aus der niedern Thierwelt. Deshalb sagt Huber mit Recht, „eine kleine Dosis freierer Seelenthätigkeit wirkt schon mit bei den Instincthandlungen“. Die Thiere sind keine ausschließlich und unablässig vom Instinct getriebenen Maschinen. Auch sie bedürfen bereits in vieler Hinsicht einer frei wählenden Intelligenz zur Ausführung ihrer Triebe. Die Bienen müssen von gewissen Vorstellungen geleitet sein; denn sie sammeln den Honig mit großer Auswahl nur auf den dazu tauglichen Blumen. „Deshalb wechseln die Thiere nicht selten mit einer vom Instinct freigelassenen Unterscheidung in der Wahl der Mittel und in der freien Berücksichtigung der Umstände. Ein amerikanischer Fliegenknapper hat sich den Namen eines Politikers dadurch zugezogen, daß er zu seinem Nestbau jetzt gern Papierschnitzel von Zeitungen verbraucht, die er in der Vorzeit niemals besaß. Eine Holzraupe, die sonst Rindenstücke zu ihrem Gespinne verarbeitete, nahm, in eine Schachtel gesperrt, in praktischer Weise Spänchen von dieser zum Bau. Wenn eine Spinne ein Gewebe über einen Weg zieht, an dessen Seiten ihr Sträucher die nöthigen Anhaltspunkte für ihr Netz darbieten, so fehlt ihr bisweilen ein Haltpunkt in der Mitte des Netzes, ohne den das Netz vom Lufthauche hin- und hergetrieben wird. Die Spinne weiß sich zu helfen. An einem Faden läßt sie sich aus der Mitte des Netzes zur Erde, umwickelt einen Stein und zieht nun zum Netze zurückkehrend den Faden straff an. Durch Höherlegung des Steines ließ sich dieses wunderbare Schauspiel des Netzspannens leicht wiederholen.“ (Bona Meyer.) Ueber das Wesen des Instincts und sein Verhältniß zur Intelligenz vergleiche ferner die Arbeiten von Wundt und den Artikel „Ueber Instinct“ von Hermann Lohse in Wagner's „Physiologischem Lexikon“. Auch der Mensch wird offenbar nur durch die allgemeinsten Instincte, durch Hunger und Generationstrieb dazu gedrängt, in den „staatlichen Instinct“ zu verfallen, d. h. allmählich die staatliche Form der Lebensverhältnisse, da sie

sich bewährt, instinctiv zu befestigen. Es liegt aber im Wesen des Staates, zugleich dem Individuum die Mittel zu gewähren, sich über die Stufe des engern unfreien Instincts zu einem neuen erweiterten Instinct zu erheben, durch welchen sich anfänglich noch eine Reihe von Gewohnheiten und Sitten verwirklichen, die sich später erst zur freien Sitte steigern. Die Reproduction, durch welche sich der Instinct kundgibt, wurde, wie wir sahen, gesteigert durch die Krystallisations- und Mittelpunkte der staatlichen Verbände, die über alle Häupter und Familienväter genügend und respectvoll hervorragten und so zum Gegenstande allgemeiner Achtung und zum Fixationspunkte der Erinnerung und Aufmerksamkeit gemacht werden, so daß der hin- und herirrende Unterscheidungsinn hiermit feste Anhaltspunkte gewann, von denen aus er sich stets von neuem objectiv orientiren konnte. Mit dieser objectiven Orientierungsmöglichkeit und dem stets von neuem angezogenen Hinblick auf die stetige Thätigkeit des tonangebenden Führers erfolgt zugleich die Befestigung des Reproduktionsvermögens auch bezüglich tieferer menschlicher Anlagen, und in keinem Punkte werden wir die hierdurch gewährte Stütze der stärkenden Erinnerungsthätigkeit mehr zu bewundern haben wie bei der Sprache. Auch die Sprache übt und lernt der Mensch, wie wir sogleich sehen werden, anfänglich noch instinctiv, allein gerade an der Hand der Stütze, die ihm dieselbe gewährt, erhebt und läutert sich der Geist beträchtlich, und mit ihr hebt sich der Instinct und die Reproduktionsfähigkeit in eine höhere und freiere Sphäre, innerhalb deren die Gewohnheiten und Gebräuche allein zur freieren Sitte werden. Auch Lazarus erkennt die Nützlichkeit der Steigerung der Erinnerungsfähigkeit bezüglich der Ausbildung der Sitte in der bestimmten Weise an: „Mit Hilfe der Wiederholung, sowohl der ursprünglichen Begehrung als der Ereignisse und deren Vorstellung nebst den daraus folgenden Gefühlen und Handlungen, hat sich die Sitte gebildet.“ Daß aber die strengere und gleichmäßigere Wiederholung besser möglich wurde im einheitlichen staatlichen Verbände als in der losen, sich äußerlich oft verwirrenden Herde, ist einleuchtend, und so erklärt es sich, weshalb die staatliche Einigung die Instincte und Triebe vermehrt und erhebt und sie durch Läuterung in eine freiere Sphäre erhebt. So konnten Mitgeföhle und Selbstgeföhle, die anfänglich noch unter dem aller tiefsten Einflusse des Instincts standen, sich allmählich zur freieren Liebe und zum Selbstbewußtsein steigern; allein bis zu dieser Steigerung hatte die Entwicklung des Geisteslebens noch eine große Reihe von Stufen zu durchlaufen und zugleich äußere Stützpunkte und Hülfsmittel zu gewinnen, die wir in der Folge der Reihe nach aufzusuchen haben. Was die

Geschichte der Sitten und die Ansichten der philosophischen Schriftsteller über das Wesen und die Bedeutung der Sitten anlangt, so verweisen wir auf das umfangreiche Werk von Lecky: „Die Sittengeschichte Europas.“ Schließlich bleibt uns noch mit Rücksicht auf die im Texte gegebenen Hinweisungen bezüglich der im Urstaate entstehenden regierenden Gewalt die Frage zu beantworten: Ob die Regierung in frühester Zeit ein monarchistisches oder republikanisches Gepräge trug. Um diese Frage zu beantworten, müssen wir vorerst erwähnen, daß ursprünglich von einer Erblichkeit der regierenden Gewalt (wie noch heute die Verhältnisse unserer Naturvölker beweisen) nicht geredet werden konnte, da nur die Stärksten und Fähigsten (nicht ursprünglich die Stammältesten) sich an der Spitze des Staates zu behaupten wußten, und hinsichtlich dieser Talente keine strenge Erblichkeit existirte. Erst in einer viel spätern Zeit traten unter vielen Culturvölkern an Stelle der „Stärksten“ die durch das Altersvorrrecht der vornehmsten Staatsfamilien berechtigten Führer, und erst daran schloß sich mit der Zeit das Recht der Regierungserblichkeit innerhalb der vornehmsten Staatsfamilie, ein Recht, das durch das später entstehende Priesterthum, welches der herrschenden Gewalt zur Seite trat, sich hier und da auch mit ihr vermischte und verband, wesentlich gestützt und gefördert wurde. Aber auch von einer sogenannten Wahlmonarchie und einer Republik, nach welcher die oberste Gewalt durch Wahl vergeben wird, war im streng aristokratisch geordneten Urstaate nicht die Rede. Wie es ursprünglich noch keine freie Sitte gab, so gab es auch noch keine freie Wahl in Bezug auf das Staatsoberhaupt. Die Wahl ist wie die freie Sitte erst eine Erscheinung der spätern geschichtlichen Zeit. Das Recht um die Herrschaft war im Urstaate unter den Vornehmsten ursprünglich stets ein Kampf, der nur dann umgangen wurde, wenn das Uebergewicht eines einzelnen so hervorragend war unter den Vornehmsten, daß kein Streit um seine natürliche Herrschaftsberechtigung entbrennen konnte. Daß die Herrscherwahl dennoch älter ist als die Erbfolge, beweisen uns wiederum die tiefern Naturvölker.

#### 4.

### Die ursprüngliche Entwicklung der Sprache.

Läßt sich die Frage nach der Sprache des Urmenschen beantworten? — Die Annahme einer ursprünglichen Sprachvollkommenheit, der später eine allgemeine Sprachverwirrung folgte, ist eine Dichtung. — Die Sprache unter den Thieren. — Die Vögel treten bezüglich der Sprachbegabung dem Menschen am meisten nahe. — Die Entwicklung der Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinung. — Die höhere Ausbildung der Handgeschicklichkeit, und das dadurch veranlaßte Aufrechtgehen, wird Stütze zur Verfeinerung des Ausathmens und der artikulirten Stimmgebung. — Der Unterschied zwischen menschlicher und thierischer Sprache. — Die menschliche Sprache wird ein Mittel zur Verschärfung der Unterscheidung und dient dem Aufschwunge der Intelligenz. — Die unvollkommenen Mittheilungsarten auf der untersten Sprachstufe und die anfängliche Verwirrung der Beziehungsweise auf der sogenannten charakterisirenden Stufe. — Der Werth der Nachahmung menschlicher Laute und die Bedeutungslosigkeit der Nachahmung von Naturklängen zur Fixirung übereinstimmender Wurzeln. — Die psychologischen und physiologischen Gründe, welche die ursprüngliche Bedeutungslosigkeit der Nachahmung von Naturklängen und Thierlauten rechtfertigen. — Die Führer der Gemeinschaft als hervorragende Stützen bezüglich übereinstimmender Entwicklung menschlicher Ton- und Lautnachahmung, und das sich bildende Allgemeinverständniß. — Der Werth und die Vortheile des zur Uebereinstimmung gezogenen objectiven Sprachprocesses. — Die früheste Bildung von übereinstimmenden Wurzellaute bezog sich auf Objecte und wahrgenommene Thätigkeiten der nächsten Umgebung im Familien- und Gemeinleben. — Die ersten allgemeinverständlichen Sprachwurzeln auf der charakterisirenden Stufe. — Das Wesen der Sprache und seine vorzugsweise Beziehung zur Stärkung der Erinnerungsanlagen im Geiste.

---

Wenn wir uns in Rücksicht auf den heutigen Stand der Wissenschaft die wichtige Frage vorlegen, ob der Urmensch, über  
Gaspari, Die Urgeschichte der Menschheit. I.

dessen Naturell wir gesprochen haben, und dessen ursprüngliche Anlagen, wie wir sahen, zugleich geschickt genug waren, die Bahnen des Thierstaats nicht nur zu betreten, sondern dieselben fortzubilden, ob dieser immerhin noch wild geartete Urmensch ursprünglich schon gesprochen habe, so könnte es auf den ersten Blick schwierig scheinen, diese Frage befriedigend zu beantworten. Allein es war im Grunde die gleiche Schwierigkeit, die uns entgegentrat, als wir uns bemühten nachzuforschen, ob der Urmensch ursprünglich schon Sitten befaß. Wie war es möglich gewesen auszumachen, inwiefern, und aus welchem Grunde, die früheste menschliche Gesellschaft sich ursprünglich in die Verhältnisse des staatlichen familiären Zusammenlebens hineinfand? Die vorübergehenden allgemeinen Erörterungen über den Kampf, die Entwicklung des organischen Lebens und die psychologische Analyse des allgemeinen Grundcharakters des Urmenschen mit vergleichender Rücksicht auf das sociale Leben der höhern Thierarten, welche dem Menschen nahe standen, gaben uns die Mittel an die Hand, diese Schwierigkeiten zu lösen. Wir erkannten, daß der Mensch durch Charakter und Naturell ursprüngliche Anlagen mitbrachte, die ihn im Kampfe ums Dasein dahin führten, der stärkern physischen Kraft der Raubthiere nicht auszuweichen, sondern sich hiergegen durch Organisation zu schützen und zu vertheidigen, indem er durch die in Rücksicht auf diesen Zweck vollzogene Arbeitstheilung den Staat verwirklichte. So zweifellos sich nun an der Hand der Thatfachen im Hinblick auf die gegebenen Bedingungen diese schwierigen Fragen lösen ließen, so zweifellos läßt sich die oben gestellte Frage nach der Sprache des Urmenschen beantworten.

Die Zeiten liegen nun wol glücklich hinter uns, wo wir von einer Art von Ursprache träumten, die vollkommener wie die spätern Sprachen, den Menschen in ein sprachliches Eden versetzten, aus dem er vertrieben, plötzlich in die babylonische Sprachverwirrung und Sprachentartung gefallen sei, eine Entartung, von der man annahm,

daß das Gemisch unserer heutigen Sprachen die letzten Ueberbleibsel derselben darstellten. Die vollkommene Sprache der Urzeit ist, wie das geträumte Paradies, im Hinblick auf die ganze planetarische Entwicklungsgeschichte nur eine liebenswürdige Fabel, die uns stets vielleicht daran erinnert, wie es hätte sein können, nicht aber wie es thatsächlich gewesen. Glücklich die Zeit, welche den Muth erwirbt, den nackten trostlosen Thatsachen ins Angesicht zu blicken, um aus ihnen eine treue Belehrung zu schöpfen! Sagen wir daher kurz allen denjenigen Philologen, die, durch ihre Studien eingesponnen in mythologische Träume, zu solchen sonderbaren Vorstellungen leichter angeleitet werden, wie der auf Thatsachen fußende Naturhistoriker: daß die sprachliche Vollkommenheitsstufe der Urzeit nur eine Dichtung ist. Auch die Zeit aber ist rasch vorübergerauscht, in der man es versuchte den Thieren jede Sprachfähigkeit abzustreiten, um dem Menschen allein dieses Vorrecht zu vindiciren. Wissen wir zwar, daß nur der Mensch die Sprache im vollgültigen Sinne des Worts entwickelte, so wissen wir heute doch andererseits, daß die Sprachfähigkeit als solche bereits allen höhern Thieren bis zum gewissen Grade zugesprochen werden muß, und gehen wir bis zur Geberdensprache herab, so kommt dieselbe bereits in sehr hohem Grade entwickelt schon der staatlich lebenden Insektenwelt zu. Auch hier, sehen wir, hängt die Entwicklungsgeschichte des Menschen, wie in allen übrigen Processen, wie wir nachzuweisen haben, mit der Thierwelt innig zusammen, und an allen Punkten, wo eine höhere Entwicklung anhebt, wird es gelten, ihre Wurzeln und Verzweigungen bis in die Thierwelt hinein zu verfolgen, damit wir so von Ursprung an die Geschichte jedes speciellen Entwicklungszweiges genau übersehen können. Fassen wir den Begriff Sprache vorerst ganz allgemein als eine Mittheilung durch bestimmte äußere Werkzeichen und Bewegungen (seien diese Bewegungen Hand- oder Körperbewegungen der verschiedensten Art, oder Bewegungen des Brustkastens, um Laute und Töne durch die Luftröhre auszustößen), so

leuchtet von vornherein ein, daß das Vermögen zu dieser Mittheilungsform fast allen höher entwickelten Thieren mehr oder weniger zugesprochen werden muß. Alle höhern Thierarten kennen und üben die sich auf bestimmte Bewegungen stützende Geberdensprache und stehen zugleich auf der Stufe, auf der sie sich durch unmittelbare Empfindungslaute, d. h. Interjectionen verständigen. Das ganze gefellige Zusammenleben der Thiere, sowol im Familien- wie im Heerdenleben, beruht ja eben nur auf der Wechselwirkung von verständlichen Bewegungen, die auf übereinstimmende Empfindungen zurückweisen, und kein gefelliger Zusammenhang kann überhaupt ohne die Grundlage dieser Uebereinstimmung und deren Innwerden durch Mittheilung irgendwelcher Art gedacht werden. Allein unter Sprache im engern Sinne verstehen wir im Grunde doch nur die Mittheilungsfähigkeit durch Töne und Laute, d. h. die Mittheilung durch Brust- und Stimmbewegung, und es ist sonderbar, daß hinsichtlich eben dieser Fähigkeit in der Thierwelt es gerade die Vögel sind, die dem Menschen am meisten nahe treten. Auch der Affe in seinem gefelligen Heerdenkreise übt bei seiner Lebendigkeit und Beweglichkeit, besonders des Mienenspiels, in hohem Grade die Geberdensprache ebenso wie die Interjectionsprache durch Laute ganz außerordentlich, allein er erwirbt dennoch nicht die Fähigkeit, welche so viele Vogelarten besitzen, nämlich anhaltend eine Reihe von Lauten und Tönen in artikulirter, abgestufter Weise zu reproduciren und zu modificiren, sodaß dieselben in der verschiedensten Weise zum bestimmtern Verständigungs- und Mittheilungsmittel verwandt werden können. Wer es einmal versucht, die Vögel in ihren oft so anzüglichlichen Gewohnheiten zu belauschen, dem wird nicht entgangen sein, wie vielerlei verschiedene Töne und Stimmlänge diese Thiere erzeugen, um bestimmte Gefühle zum Ausdruck und zur Mittheilung zu bringen. Da finden wir ganz deutlich gekennzeichnete Laute der Freude und der Reizung neben bestimmten Angst- und Schreckenslauten, wir hören und erkennen den Ton, mit dem

die Mutter ihre Kinder um sich sammelt, sobald sie ihnen Nahrung zubringen kann, wir nehmen ferner den Vockton des Männchens wahr, sobald es sich zu paaren beabsichtigt, und bei den Singvögeln belauschen wir die Reihe schön modulirter Tongänge in der Zeit, wo der Frühling die Geschlechter zur Begattung treibt. Wie weit stehen hiergegen die viel höher organisirten Affen mit ihren undeutlichen, halb grunzenden Gurgeltönen zurück, und wie wenig können sich alle höhern Thiere in dieser Beziehung mit den fröhlichen Bewohnern und Sängern der Wüste messen. Unter den Deciduatarten ist es keine einzige Gattung, die auch nur annäherungsweise hinsichtlich der Stimmbefähigung das leistete, was uns die so viel tiefer stehenden Vögel bieten. Es ist daher in der That auffallend, daß gerade in dieser Hinsicht der Mensch so bedeutend über die höhern thierischen Geschlechter hervortragt, um sich den Vögeln und ihrer hohen Tonbegabung so völlig anzuschließen. Worin liegt die Bedingung zu dieser äußern Aehnlichkeit?

Der Uebergang aus dem Heerdenleben in den Staatsverband forderte, wie wir sahen, innere Bedingungen des Naturells und des Charakters, hier indessen scheinen äußere physische Behälter und körperliche Unterstützungsmittel zu Grunde zu liegen, die als somatische Fähigkeiten den Umständen zu Hülfe kommen, um dem Menschen die Mittel zu gewähren, sich hinsichtlich dieser Anlagen emporzuschwingen. Allein wie konnte sich die höhere Anlage hierzu in körperlicher Beziehung erzeugen und vorbilden, wie konnte dem Menschen gerade diese äußere Stütze erwachsen, da doch allen übrigen Stammverwandten und Deciduatarten gerade in dieser Hinsicht jede Befähigung abzugehen scheint?

Alle Deciduatarten, sahen wir, zeichneten sich durch hohe Intelligenz aus, und betrachten wir den Urmenschen im Zusammenhange mit der höhern Thierwelt, so dürfte es scheinen, als sei ihm in der Sinnesbefähigung dieser oder jener Zweig seiner Mitbewerber sehr überlegen gewesen. Geruch, Gehör und Gesicht einzelner Raub-

thierarten scheinen in jeder Beziehung schärfer, und wir haben nur nöthig, uns der Spürfähigkeit der hundartigen Raubthiere und der „luchsartigen“ Augen der Katzenarten zu erinnern, um rasch zu erkennen, daß nach dieser Seite ein Uebergewicht des Menschen ursprünglich nicht vorhanden war. Am ehesten dürfen wir vielleicht unter den Sinnen das Gehör in Bezug auf den Menschen in Anschlag bringen, allein auch hier scheint das Uebergewicht, gegenüber den übrigen Deciduatentarten, nur erst eine Folge einer spätern feineren Durchbildung zu sein, nachdem von anderer Seite her dem Urmenschen Hilfsmittel zugewachsen waren, welche ihm eine freiere und feinere Ausbildung desselben ermöglichten. Aber auch das Gehör der Raubthiere ist nicht schlecht zu nennen, wenn es auch bei weitem nicht so scharf ist wie das einiger Nagethierarten, die in Bezug auf Feinhörigkeit ganz gewiß das selbst gebildete und entwickelte Ohr des Menschen übertreffen. Das ursprüngliche Uebergewicht des Menschen in somatischer Beziehung liegt also nicht auf seiten der höhern Sinne, wohl aber hinsichtlich einer eigenthümlichen Ausbildung des Tastsinnes in den Händen. Es ist die feinere Handgeschicklichkeit, d. h. die Feinfühligkeit der Extremitäten überhaupt, die der Mensch von vornherein mit den Affen theilt und die für ihn eine Entwicklungsanlage in sich schließt, auf die wir bei Gelegenheit der Sprachentwicklung unser ganzes Augenmerk zu richten haben. Welche Rolle im Entwicklungsleben des Menschen die Handgeschicklichkeit überhaupt spielt, das werden wir in der Folge noch genauer übersehen lernen, allein schon hier sind wir gezwungen, uns die Frage vorzulegen: wie es gekommen sein mag, daß die Affen die ebenso große angeborene Anlage ihrer Hand- und Fußentwicklung neben dem Menschen nicht in der gleichen oder ähnlichen Weise wie dieser fortgebildet haben?

Schon der Umstand, daß innerhalb des losen Heerdenlebens, in dem sich die meisten Affenarten herumtreiben, keine Fortbildung einzelner Organe in dem Grade statthaben kann wie im organi-

sürten, durch spezifische Arbeitstheilung gestützten Staatsleben, würde uns der Beantwortung dieser Frage näher bringen. Allein, dieser Erklärungsgrund genügt noch nicht, denn immerhin müssen wir zugestehen, daß die Affen in ihrer Art ihre Hände und Füße zur Genüge zu gebrauchen wissen, ja die Füße wissen sie sogar im ganzen genommen noch besser wie der Mensch zu handhaben. Aber dennoch, der Mensch, der ursprünglich in den engeren, durch Arbeitstheilung gestützten Staatsverband tritt, bildet die Anlagen der Hand nicht nur gesammelter und nach bestimmterer Richtung hin constanter fort, sondern er bildet diese Anlagen in Bezug auf die den andern Thierarten und Mitbewerbern gegenüber eingenommene Position, wie wir später sehen werden, höher und eigenthümlicher aus. Die Affen flüchten vor den großen Raubthieren, oder lassen sich doch mit ihnen nicht offen und gern in einen Kampf ein, sie erklettern scheu die Bäume, und da sie sich zugleich gewöhnen mußten, hier auch ihre Nahrung zu sammeln, verwenden sie ihre Gliedmaßen ganz im Sinne ihrer Arterhaltung. Der Mensch dagegen stellt sich wie man sagt den Raubthieren, er fordert diese kühn heraus oder scheut doch mit ihnen keinen Kampf. Die Raubthiere suchen im Kampfe dem Menschen gegenüber ihr mächtiges Gebiß zur Geltung zu bringen, der Urmensch hingegen konnte ein ähnliches Gebiß ihnen bei seinem ursprünglichen Zahnbau nur bis zum gewissen Grade entgegenstellen. Daß der Urmensch die auch ihm bis zum gewissen Grade zukommende Waffe des Gebisses nicht gescheut hat, dürfen wir in jeder Beziehung annehmen, und der weit verbreitete Kannibalismus der Urzeit ist uns Beweis genug, daß ihm gewiß nicht jede Stärke des Gebisses ursprünglich gemangelt hat. Allein diese Stärke des Gebisses genügte in Bezug auf die stärkern Raubthiere keineswegs, sondern er mußte sich gleichzeitig noch mit andern Mitteln zu Hülfe kommen, wollte er der gefährlich andringenden Macht von dieser Seite genügend standhalten. So lag es nahe, daß der Urmensch ganz unwillkürlich auch die große Gelenkigkeit des

Arms und der Hände zu benutzen suchte, um sich kräftig genug zu vertheidigen. Hiermit aber mußte er in ähnlicher Weise, wie das auch vom Gorilla von Reisenden berichtet wird, zum Kampfe die Arme freimachen und sich aufrichten. Von hier aus übersehen wir nun leicht, daß, wenn auch dem Urmenschen ebenso wenig wie unsern Kindern (die sich auf allen vier Gliedmaßen ursprünglich fortzubewegen suchen, bevor sie laufen lernen), der aufrechte Gang etwas Angeborenes gewesen zu sein brauchte, dennoch die aufrechte Kampfstellung durch den permanenten Kampf, in welchen er verwickelt war, ohnehin sehr rasch von ihm zur andern Natur gemacht werden mußte. Bedenken wir ferner, daß der Urmensch zur Zeit, da es ihm noch an jeder Waffe mangelte, nicht nur genöthigt war, sich bei etwaigem Angriffe zu erheben, um die Arme und Hände zur Vertheidigung freizuerhalten, sondern daß er nach erfolgtem Siege seine Beute und Nahrung zugleich mit den gelenkigen Armen in Sicherheit schleppen mußte, da sein Gebiß ihm auch hierbei nicht ganz so wie den Raubthieren diesen Dienst leistete. So war er also auch von dieser Seite genöthigt, sich an das aufrechte Tragen und Schleppen von gewichtigen Massen zu gewöhnen. Damit wird es einleuchten, wie der Urmensch von allen Seiten durch die Umstände dazu gedrängt wurde, sich dem aufrechten Gange in seinem kriegerischen Dasein allmählich anzupassen. Das Bestreben, die Hände zu freiem Gebrauche in der Gewalt zu haben, war zu innig mit den Aufgaben verwachsen, die dem Menschen durch den Zweck seines Daseins gestellt waren. Die staatliche Organisation zu gegenseitigem Schutze und zu allseitiger Hülfsleistung, und ein nothwendiger Krieg gegen alle feindlichen Gewalten, brachte durch die Art der Unterstützung sowol, wie durch die Art der Waffen, welche sie forderten, von selbst die allmähliche Gewohnheit mit sich, die Arme und Hände zum Tragen, Schlagen, Werfen und Zerreißen, mit Einem Worte zum Arbeiten freizumachen, um so in der schnellsten Weise den

Hunger zu stillen und der Vertheidigung zu genügen. So bringend also war der Mensch auf die Benutzung der freien Arme und Hände hingewiesen, daß wir sehen werden, wie die sich specificirende Arbeitstheilung an dieses Bedürfnis ganz ursprünglich anknüpfte, um bei gewissen, hierzu besonders befähigten Individuen und Staatsgliedern die Anlagen der Arm- und Handgeschicklichkeit fortzubilden und nach den verschiedensten Seiten so weit zu entwickeln, daß sich an eben diese Entwicklungen die früheste Erfindungsgabe anlehnen konnte, welche später, wie sich zeigen wird, zu einer so gewichtigen Stütze der sich emporschwingenden Intelligenz werden sollte.

Aber so innig greifen die ursprünglichen Entwicklungsfactoren ineinander, daß die soeben besprochene Ausbildung der menschlichen Gewohnheit des Aufrechtgehens, und die sich hieran knüpfende Fortbildung der Handgeschicklichkeit, zugleich ein nothwendiges Hülfsmittel zur Sprachentwicklung des Menschen werden konnte. Sehen wir zu wie das geschah.

Daß zur Fähigkeit der Tonentwicklung und des Lautgebens überhaupt eine Reihe physiologischer Vorbedingungen erforderlich sind, ist an sich selbstverständlich, und die Anlage und Beschaffenheit des Kehlkopfes hat man längst als eine solche Vorbedingung anerkannt. In Bezug hierauf nun ist es auffallend, daß die Säugethiere, die fast alle einen mehr oder weniger gleichartig gebauten Kehlkopf besitzen, niemals in einer nur annähernd ähnlichen Weise das Nachsprechen in der Weise erlernen, wie dieses so vielen niedriger stehenden Vögeln gelingt. Ebenso seltsam ist es, daß, obwol die dem Menschen nahe stehenden Hausthiere denselben sehr bald aufs Wort verstehen und gehorchen lernen, sodaß sie deutlich erkennen lassen, mit welchem Grade von Intelligenz sie der Sprache des Menschen folgen, dieselben dennoch hierbei keine Anlagen und Fähigkeiten zur Nachahmung der menschlichen Sprache verrathen. In neuester Zeit war es bekanntlich Gustav Jäger, der sich alle

diese Fragen vorlegte, und bei Gelegenheit von Untersuchungen über das Längenwachsthum der Knochen \*, sowie durch Forschungen über das Wachsthum des Gehirns, zugleich die große Bedeutung des aufrechten Ganges auch in Rücksicht auf die Ausbildung der Sprachfähigkeit erkannte. Er legte sich im Hinblick auf die so sprachbegabten Vögel die Frage vor: in welchem Zusammenhange steht die Sprache zur zweibeinigen Gangart? Die Beantwortung der Frage führte zuerst dahin, den Werth der Lunge beim Sprechen in Betracht zu ziehen. Die Lunge bietet aber, so stellt sich heraus, durch die Art der Ausathmung die erste unentbehrliche Unterlage, welche vorhanden sein muß, um in bestimmt nuancirter und fein modulirter Weise Sing- und Sprachtöne hervorzurufen. Zu diesem Zwecke ist erstens nämlich erforderlich, daß die Lunge das eingeathmete Luftquantum stets nur nach und nach ausgibt, und zweitens, daß sie bei jeder zu betonenden Silbe einen kleinen Druck und Stoß auszuführen im Stande ist. Nun ist leicht zu erkennen, daß diejenigen Thiere, welche ihre Vordergliedmaßen von der harten Last des Körpertragens freimachen lernen, sehr bald die Fähigkeiten erlangen, ihre Lunge zu diesem Behufe fein und geschickt zu verwenden, sodaß sie zu einer Art von Dudelsack ausgebildet wird, durch welchen sie die Tongebung verfeinern und in der geschicktesten Weise durchbilden lernen. Andererseits, sehen wir, kann allen denjenigen Thieren diese feinere Ausbildung der Brustkastenbewegung niemals gelingen, welche sich nicht dauernd vom Boden mit den Vordergliedmaßen erheben. Da bei der vierbeinigen Gangart nämlich die Brustkastenbewegung völlig abhängig von der Bewegung der Vordergliedmaßen ist, die alle Freiheit aufhebt und keine feinere Nuancirung solcher Bewegungen, wie sie die articulirten Töne verlangen, zur Geltung kommen läßt, so werden die feineren Ausathmungsarten, welche die Stimmbänder

---

\* „Jenaische Zeitschrift für Medicin und Naturwissenschaft“ (Jahrg. 1869). Vgl. „Ausland“ (Jahrg. 1870), S. 364.

in fein abgestufte Schwingungen versehen, hier selten oder gar nicht geübt, und die vielleicht bei einigen Affenarten und andern Thieren aufkeimende Fähigkeit hierzu geht bei ihnen im Drange der Ereignisse wieder verloren. Zu sehr auf die Stütze der Vordergliedmaßen angewiesen, gewinnt der Affe daher nicht genug die freiere dauernde Ruhe, die nothwendig wird, die Ausathmung zu beherrschen und nach bestimmter Richtung hin feiner zu bilden, und selbst die in Bezug auf die Stimme am glücklichsten angelegten Brüllaffen bringen es über die ersten rohen Anfänge hierzu in ihren Mußestunden nicht hinaus, da ihnen ihre Lebensart keine Zeit läßt, die Ausathmung feiner zu reguliren und auszubilden. Daß die Ausathmung und die hiermit zusammenhängende Lautgebung abhängig von der Ruhe der Vordergliedmaßen ist, leuchtet nicht nur von selbst ein, sondern beweist uns jedes Thier, das, wenn es laut und dauernd brüllen will, unwillkürlich stehen bleibt, in ähnlicher Weise, wie sich der singende Vogel ruhig auf einen Ast setzt, um seiner Gesangslust freien Lauf zu lassen. Daß jede Thierart, je nach ihrer verschiedenen Lebensweise und verschiedenen Gewohnheit von Ruhe und Bewegung, auch die verschiedensten Ausathmungsangewohnheiten ausbildet, die wieder in bestimmter Weise die Stimmbildung beeinflussen, liegt auf der Hand. Daß es ferner diejenige Art unter den Säugethieren am weitesten bringen mußte, die ähnlich wie die Vögel die Vordergliedmaßen durch Aufrechtgehen mehr und mehr dem Drucke entzogen, der bei der vierbeinigen Stellung auf ihnen lastet, das leuchtet von selbst ein. Unter den Säugethieren aber war es allein der Mensch, der sich dauernd mit den Vordergliedmaßen vom Erdboden erhob, ihm allein war es daher beschieden, den Sieg der Entwicklung nach dieser Seite hin davonzutragen. Und in der That, dieser Sieg war für den Menschen von unabsehbaren Folgen. Werden wir doch in der Folge zu entwickeln haben und genauer einsehen lernen, daß die über alle übrigen Thierarten hinaus sich so rapid fortentwickelnde menschliche Intelligenz sich auf zwei äußere Behülfel

stükt, deren eines die sich ausbildende Handgeschicklichkeit, deren anderes aber die sich ausbildende Sprache bildet.

Wie sehr der geschickte Gebrauch der Hand und des Arms mit dem Aufrechtgehen zusammenhing, darauf haben wir soeben hingewiesen, wir haben ferner eingesehen, wie sehr das Aufrechtgehen vermöge der feinern Ausathmungsfähigkeit zugleich mit der artikulirten Stimmbildung und Sprachfähigkeit zusammenhing, und damit fällt ein Licht auf die ursprünglichen Wurzeln, deren Triebkraft äußerlich die Entwicklung des Menschengeistes beleben und anspornen sollte. Zugleich erkennen wir, wie sich ursprünglich eine Reihe von Entwicklungsfactoren einander bedingen und aufeinander zurückweisen. Wir müssen zugestehen, daß die freiere Uebung der Arm- und Handgeschicklichkeit niemals in Gang gekommen wäre, sich somit das Aufrechtgehen niemals erzeugt hätte, sobald das Naturell des Menschen ebenso scheu und so furchtsam wie das der kletternden Affen gewesen wäre, die zwar auch ihre Arme und Füße gebrauchten, dennoch aber den selbstbewußten, freien und aufrechten Gang sich durch ihre Lebensart dauernd nicht aneignen. Wir müssen daher anerkennen, daß die letzte Wurzel zur Ausbildung aller dieser Entwicklungsfactoren doch nur in Anlagen geistiger und psychischer Art gesucht werden muß, Anlagen, die, wie wir sahen, ursprünglich den Menschen zum Uebertritt in das Staatsleben veranlaßten, während ihn überhaupt bestimmte innere Fähigkeiten des Charakters an die Spitze der Deciduatn stellten. Von dieser innern Wurzel einer trefflichern Charakteranlage und eines bildungsfähigern Naturells ging, wie wir darstellten, die ganze ursprüngliche Entwicklung überhaupt aus, und es schließt sich hieran, wie wir weiter verfolgen werden, Schritt für Schritt ein höherer Ausschwingung des Geistes und aller psychischen Anlagen. Unsere Aufgabe nun ist es, der Reihe nach auch die äußern Stützpunkte und Behikel aufzusuchen und richtig zu würdigen, welche dieser Entwicklung förderlich wurden und ihr zu Hülfe kamen.

Die ganze Urgeschichte des Geistes wird uns in der Folge lehren, daß dem Aufschwunge des menschlichen Wesens durch den Drang der Ereignisse mancherlei Hindernisse bereitet wurden, aber der Mensch bezwang alle diese Hindernisse, und indem er sie siegreich überwand, eröffnete er sich neue Wege zu einer geistigen Fortentwicklung. Was uns noch heute die Fortschritte im Culturleben im kleinen deutlich aufweisen, das vollzog sich in der Urgeschichte auf das allergroßartigste. War der vom sittlichen Gesichtspunkte nicht zu vertheidigende permanente Kampf einmal ursprünglich die allgemeine Losung der Geschöpfe auf Erden geworden, und forderten die bössartigen Raubthiere, welche den Menschen umlauerten, sein ganzes Selbstgefühl zu einer systematischen Vertheidigung heraus, so war der hiermit bedingte Kampf zwar ein furchtbares Hinderniß für die freie menschlich-sittliche Entwicklung, aber indem dieses Hinderniß durch Ausdauer vom Menschen bezwungen wurde, gestaltete es sich dennoch zugleich zu einem unberechenbaren Mittel der Entwicklung; denn eben dieser Kampf zwang den Menschen nicht nur in den systematischen Vertheidigungszustand staatlicher Organisation, sondern nöthigte ihn zu allerlei Einrichtungen und Arbeiten, die als äußere Anregungsmittel tieferer Ausbildung dienen mußten. zog daher das Leben der Arbeitstheilung im Staatsverbande die Anwendung und Ausbildung der Arm- und Handkräfte in bestimmter Richtung nach sich, so schloß sich sogleich, wie wir sahen, hieran die Gewohnheit des Aufrechtgehens, und hieran wiederum also die Laut- und Stimmbefähigung. Nachdem wir hiermit die wichtigsten Vorbedingungen zur Ausbildung der Sprache erörtert haben, liegt es uns nun ob, die weitere Entwicklung des eigentlichen Sprachprocesses genauer zu verfolgen.

Was ist nun Sprache? Wir haben uns bisher nur im allgemeinen diese Frage vorgelegt und schon darauf hingedeutet, daß bis zur Geberdenstufe und bis zu den Lautinterjectionen, durch welche an sich selbstverständliche und direct auf den Inhalt hindeutende Bewegungen des

Körpers und Laute zu Mittheilungs- und Verständigungsmitteln gebraucht werden, auch die Thiere im Herdenleben, ja selbst die Insekten in ihrer Weise vordringen. Doch auch auf die Frage, was ist menschliche Sprache im Unterschiede von der thierischen? können wir nach dem Vorhergehenden bereits eine vorläufige Antwort ertheilen. Wir sahen, daß die sich auf ihren vier Gliedmaßen bewegenden Säugethiere nicht die freiere und feinere Fähigkeit der Ausathmungsqualität erlangten, die zur artikulirten Erregung der Stimmbänder nöthig war, und so dürfen wir in Rücksicht darauf sagen: die menschliche Sprache ist eine durch die feinere Athmung regulirte und artikulirte Lautgebung. Allein auch hiermit wird die Sprache als Mittheilungs- und Verständigungsmittel noch nicht specifisch menschlich; denn die soeben erwähnte Fähigkeit, durch fein modulirte Athmung vielfach abgestufte Töne als unmittelbares Mittheilungsmittel für bestimmte Gefühle zu gebrauchen, besitzen, wie wir sahen, auch die aufrecht gehenden Vögel. Die menschliche Sprache ist nun offenbar ihrem Charakter nach bei weitem mehr als jene thierische, interjectionale und unmittelbare Gefühlsprache durch die Stimmmittel. Um es kurz zu sagen: die Sprache wird als Verständigungsmittel nur erst dadurch specifisch menschlich, daß Laute bestimmte Bezeichnungen einschließen, auf die nicht, wie durch die Interjectionen, direct und unmittelbar in der Gegenwart hingewiesen wird, sondern die zugleich an Abwesendes oder Zukünftiges, und also nicht momentan Vorhandenes, erst mittelbar erinnern, d. h. also eine verständnißvolle Erinnerung indirect hervorrufen wollen. Ist also die Interjectionsprache der Thiere, und zwar auch die hochentwickelte der Vögel, nur eine Unmittelbarmittheilung durch geäußerte Zeichen (seien diese Zeichen Geberden, Laute oder Mienenwinke u. s. w.), so wird die menschliche Sprache nur erst dadurch charakteristisch menschlich, daß sie über diese Stufe sich hinausbildet, um Laute zu erzeugen, die durch gewisse mittelbare Beziehungen (Steinthal's innere Sprachformen) zu reinen Erinnerungsbildern

sich ausbilden, die dem Hörer bestimmte Vorstellungen indirect vor die Seele rufen, die nicht immer in Beziehung zur Gegenwart zu stehen brauchen. Es ist daher leicht zu sehen, daß von der interjectionalen Stufe bis zu jener Höhe, wo die Laute nicht mehr unmittelbar auf ihren Beziehungsgrund hinweisen und doch verbunden wurden, noch ein sehr weiter Weg lag, ein Weg, den der sprachliche Proceß in der menschlichen Gesellschaft erst noch zu durchlaufen hatte.

Während nämlich, wie wir sahen, auf der thierischen Interjectionstufe der Sprache jeder Laut und jede Geberde, und zwar ebenso wol die des Schmerzes wie die der Freude, unmittelbar das ausdrücken, was sie bedeuten, hört bei solchen Lauten, die sich mit bestimmten Erinnerungsbildern in der Seele des Sprechenden verbunden haben, und welche daher unbestimmter und individuell eigenthümlicher lautlich wiedergegeben werden wie Interjectionslaute, jeder unmittelbare Hinweis und folglich auch jedes unmittelbare Verständniß hierfür für den Hörer auf. Unter diesen Umständen tritt in der sprachlichen Gemeinschaft ein Zustand ein, bei dem die in lautlicher Wechselwirkung stehenden Glieder auf das Errathen dessen angewiesen sind, was von seiten des Sprechenden und Mittheilenden gemeint wird. Wir müssen uns deshalb im Entwicklungsgange der Sprache das Stadium eines unbestimmt sprachlichen Zustandes unter den sprachfähigen Menschengemeinden in einer gewissen Zeit verwirklicht denken. Auf dieser Stufe steht die sprechende Gemeinschaft nicht über der willkürlich durcheinanderschreienden Affenheerde, und obwol in diesem babylonischen Lautgewirre die von allen Seiten beigebrachten feinern Tonmodulationen dem Hörer und Kenner verrathen, daß alle Individuen sehr große Mittel besitzen, die Töne feiner voneinander zu scheiden und die Laute zu biegen, um somit die vorhandenen Lautwurzeln oder Urlaute der Interjectionen zu nuanciren und zu charakterisiren, so bemerkt man doch, daß in diesem Lautgewirre von keiner bestimmten Mittheilungsfähigkeit die Rede

sein kann. Und wie sollten auch die von allen Seiten durcheinandergeschrienen und gesprochenen Lautbiegungen und einzelnen Lautcharakterisirungen aufgefaßt und verstanden werden? Wie sollten sich überhaupt diese rasch mit den innern Vorstellungen subjectiv wechselnden und flüchtigen Modulationen des Tons oder des Lautes übereinstimmend krystallisiren und consolidiren, wenn dieser subjectiv flüchtige Wechsel nicht äußerlich gehemmt und der durcheinanderfließende Strom von verschiedenen Tönen nicht in das wohlgefügte Bett einer bestimmten objectiv übereinstimmenden Ausdrucksrichtung geleitet worden wäre, die allein der Mittheilung zur Stütze dienen konnte. Gewiß konnten gewisse nationale Eigenthümlichkeiten und Rassen-eigenheiten mancherlei übereinstimmende einheitliche Tonfärbungen und Lautbedingungen an sich tragen, allein bei jeder einzelnen Horde eines nationalen Stammes, ja bei jeder Familie einer solchen Horde, mußten sich diese Tonfärbungen bereits wieder individuell verschieden gestalten, und es würden sich hieraus nur solche übereinstimmende Gemeinsamkeiten etwa ableiten lassen, wie sie bei verschiedenen Affenarten in dieser Weise gleichfalls nachweisbar sind. Trotzdem reicht die Mittheilungsfähigkeit der Affen untereinander nicht über die interjectionale Stufe hinaus; denn die Affensprache bleibt stets eine Sprache durch unmittelbar verständliche Geberden und Laute. Erst der Urmenſch erhebt sich über diese Unmittelbarstufe der Mittheilung, und geht über zur Mittheilung durch mittelbare Beziehungen, die er an gewisse Laute anknüpft. Aber die Frage ist eben die, inwieweit diese Anknüpfungen übereinstimmend und gemeinsam vorgenommen werden konnten, um allgemein verständlich sein zu können, und soll nun der Mensch nicht ursprünglich sogleich höher gestellt werden wie das Thier, so kann von einer sogenannten übereinstimmenden Prädisposition der Sprachgemeinschaft für die Aufnahme gemeinsamer äußerer und innerer Sprachformen auf der charakterisirenden Stufe in bestimmter Hinsicht nicht gesprochen werden, und ohne daß wir in der Folge die Gründe zu einer objectiven Uebereinstimmung

der mittelbar in Curs gebrachten Urlaute genauer auffuchen, wird auch eine solche nicht angenommen werden können. Konnte doch nur durch eine Uebereinstimmung der sprachlichen Entwicklung das Geistesleben des Menschen einen solchen Aufschwung nehmen, daß wir heute über die Höhe desselben staunen. Die neuere vergleichende Sprachwissenschaft hat gelehrt, daß sich alle Sprachen, sobald wir sie analysiren, bis auf verhältnißmäßig nicht zu viele Urlaute und dem entsprechende Wurzeln zurückführen lassen, sodaß also eine bestimmte Wurzelfaser ursprünglich hinreichte, eine ganze Reihe von Nebenbedeutungen davon abzubiegen, zu differentiiren oder durch Zusammensetzung zu erzeugen. Was wir von der Arbeitstheilung und Differentiirung vorher auf physiologischem Felde wahrnahmen, das begegnet uns hier sonderbarerweise in ähnlicher Art auf einer bereits höhern, schon mehr geistigern Stufe. Laut und Bedeutung, sehen wir, specificiren, differentiiren und verbinden sich, und beginnen durch Entwicklung ähnlich der Arbeitstheilung sich organisch zu entfalten. Daß diese lautliche und sich daran anschließende begriffliche Nuancirung und Differentiirung zugleich ein unberechenbares Vehikel werden mußte, das Unterscheidungsvermögen zu schärfen und somit die ursprüngliche menschliche Intelligenz zu erhöhen, liegt zu sehr in der Natur der Sache, als daß wir lange bei diesem Punkte zu verweilen haben.

Als ich vor mehreren Jahren in ebendieser Beziehung darauf hinwies, daß die Sprache das äußere Vehikel sei, das die thierisch-menschliche Instinctbegabung\* zur freiern und beweglichern Verstandesschärfe und endlich zur Vernunft fortbildete, da erhoben sich hiergegen alle diejenigen Stimmen, welche dem Menschen diese Vernunft von vornherein zuerkannten, indem sie ihm einen angeborenen, über die höchsten Thiere hinausragenden Unterscheidungshorizont zusprachen, der, ursprünglich feiner und freier angelegt, auch deshalb

\* Vgl. Caspari, „Die Sprache als psychischer Entwicklungsgrund“ (Berlin 1864).

die menschliche Intelligenz über die der Thiere weit hinausheben mußte. Die vergleichende Psychologie widerspricht dem; denn eine hervorragende angeborene Intelligenz theilen, wie die frühern thierpsychologischen Betrachtungen dargethan haben, alle Deciduatentypen mit dem Menschen. Die Sinnesschärfe der meisten Deciduatentypen ragt aber in vieler Beziehung über die des Menschen hervor, und gerade Auge und Ohr, die so innig in Wechselwirkung mit einer hohen Intelligenz stehen, waren bei weitem nicht so fein und scharf im Menschen ursprünglich angelegt, wie bei vielen seiner Stammverwandten. Wohl haben wir die natürlichen bessern Anlagen des Menschen genauer hervorgehoben und gesehen, wie früh ihn die Befähigung seines Charakters, namentlich hinsichtlich seines taktvollen Selbstgefühls und des damit im Gleichgewichte befindlichen Verträglichkeitssinnes und hohen Mitgefühls, über die Thierwelt hinausstreben mußte, aber trotz dieser hervorragenden inneren Charaktereigenthümlichkeiten verlangt es die exacte psychologische Analyse, gleichzeitig festzustellen, daß die Intelligenz, und hiermit der sich im menschlichen Naturell emporbildende Intellect, welcher sich in seiner Entwicklung an die Sinnesbegabung anlehnt, ursprünglich in keiner Weise über die Anlagen der Deciduatentypen hinausragte. Wir haben genauer erwähnt, daß sich bezüglich der Sinnesschärfe die einzelnen Deciduatentypen vielfach specificirten, und während den Nagern ein höchst feines Ohr und Gehör zukommt, entwickeln die Raubthiere ebenso ein scharfes Auge sowie einen scharfen Geruchssinn. Nur hinsichtlich eines feiner angelegten Tastsinnes, und in dieser Beziehung in der bestimmtern feineren Handentwicklung, darf sich der Mensch nebst dem Affen auf eine besondere Eigenthümlichkeit unter den Deciduatentypen berufen, eine Eigenthümlichkeit, die der Affe durch Kletterfertigkeit zur Genüge ausbeutet, während, wie wir entwickelten, der Mensch, der in dem staatlichen Familienverband übertrat, damit seine Arm- und Fingerschicklichkeit zur Geltung brachte, das Aufrechtgehen übte, und so durch die befreite Lunge die feinere Ausathmung zur Sprachfähigkeit benutzte.

Jetzt, nachdem wir den Zusammenhang der ganzen Entwicklung der Factoren übersehen, wird es einleuchten, wie wenig Sinnesschärfe und Intelligenz im allgemeinen höher beim Urmenschen angelegt waren wie bei allen Deciduatens; und nun wird es leicht sein, einzusehen, wie und wodurch sich die Sinneskraft und Intelligenz des Menschen später so mächtig über die der übrigen Thiere hinausbewegen konnte; denn daß der äußere Hebel für diesen unabsehbaren Aufschwung allein die Sprache war, erleidet gar keinen Zweifel. Immer mehr noch werden wir in Zukunft in psychologischer Beziehung erkennen, wie sehr die sich entwickelnde Lautdifferenzirung als Behikel betont werden muß, die Sinnesunterscheidung für bestimmte Einzelheiten zu schärfen, zuzuspitzen und die Anschauungsfähigkeit der Objecte zu vervollständigen, sodas der Intellect an Schärfe durch die Sprache unabsehbar wachsen konnte. Geht unsere Aufgabe dahin, die einzelnen Entwicklungsfactoren exact zu zergliedern, welche die höhere Begabung des Menschen erzeugten und ihm den Sieg im Kampfe ums Dasein verschafften, so würde daher diese Zergliederung neben den bereits betonten Factoren des innern höhern Charakters die bedeutendste Lücke aufzuweisen haben, sobald wir die Macht der Lautdifferenzirung für die Bildungsfähigkeit des Intellects übersehen.

Nachdem wir so auf die Wichtigkeit der Sprachfähigkeit in Rücksicht auf den geistigen Aufschwung des Menschen hingewiesen haben, begreifen wir, wie genau wir besonders die Ausbildung der Sprache unserer Aufgabe gemäß zu verfolgen haben.

Gehen wir nun zu diesem Behufe noch einmal der Uebersicht halber auf die unterste Stufe aller Sprachfähigkeit, auf die Interjectionsstufe zurück. Es war das, wie wir erkannten, die auch von den höhern Thieren, sowie besonders auch die von den Vögeln in hohem Grade erstiegene Sprachstufe. Man hat versucht (Zäger), auf dieser Sprachstufe zwei Arten von Mittheilungsweisen

zu unterscheiden. Die erste Art bezieht sich auf die Mittheilung von unmittelbaren Empfindungslauten, also auf Ausrufe, welche getragen werden von Lust oder Unlustgeföhlen. Es gehören vorzugsweise hierher der eigenthümliche Paarungsruf, die Warnrufe, Fütterungsrufe und ähnliche Locktöne der Vögel und Thiere überhaupt, wie sie in der vielfältigsten Weise unter den verschiedenen Arten vorkommen. Auf einer zweiten Stufe, auf welche auch die Affen treten, werden zu der Reihe dieser mitgetheilten Töne zugleich die Geberden zu Hülfe genommen, um durch bestimmte lebhaftc Bewegungszcichen den Laut zu begleiten und ihm mehr Eindringlichkeit und Nachdruck zu verleihen. Hier indessen bleiben nun die lebhaften Affen stehen, erst der aufrecht gehende Mensch sucht weiter vorzudringen, er ist es der die Interjectionslaute zugleich klarer artikulirt. Durch feinere Ausathmung und eine sich daran anschließende feinere Schwingungsfähigkeit der Stimmbänder und bessere Zungenbeweglichkeit gelingt es dem Menschen, die Töne eigenthümlich zu färben und sprachlich zu charakterisiren, und so, sehen wir, hebt sich nur der Mensch auf die von Lazarus und Steinthal hervorgehobene sogenannte „charakterisirende Sprachstufe“. Allein hier nun liegt das eigentliche Räthsel der Sprachentwicklung; denn wie bereits oben genauer angedeutet, besaß der Mensch zwar die Mittel, vielerlei gefärbte Töne von sich zu geben und Vielfaches zu charakterisiren, somit viele Dinge zu bezeichnen, allein die Vortheile dieser von allen Seiten individuell beigebrachten Bezeichnungsarten kamen der Verständlichkeit in der Mittheilung keineswegs zugute, da die Lautbiegungen im einzelnen zu sehr subjectiv wechselten und, von allen Seiten individuell herbeigezogen, zu sehr durcheinanderföhren, sodaß die sprachfähige, vielleicht eben nur zu sehr auf dieser Stufe redselige Gesellschaft sich hier in Bezug auf das Verständniß auf dem weiten Gebiete des unbestimmten Errathens befand, ein Zustand, der auf die Dauer bei so großen Anlagen unerträglich werden konnte und über den hinauszu-

gehen die Entwicklung (Gründe und Bedingungen finden mußte, die von uns nachgewiesen werden müssen.\* Die sprachfähige Gemeinschaft wurde nun in der That von dieser Stufe vorwärts gedrängt; denn die Entwicklung war in einen Strom hineingerathen, der sie mit fortriß. Innerhalb dieses Stromes aber gab es unendlich mannichfache Wellen, die kamen und gingen, ohne daß sie bei dem Zufluß und Abfluß der Biegungen des Lautes und des sich daran knüpfenden Begriffsinhalts einen festen, ein für allemal gültigen (objectiven) Halt gewährten, durch den sie gestempelt werden konnten, um durch das bestimmt aufgeprägte, festgefaßte, associirte, erinnerungsfähige Bild als cursfähige (objective) Münze der Mittheilung und Verständlichkeit auch mittelbar für Abwesendes oder

---

\* Ich habe bereits an einem andern Orte (vgl. „Die Sprache als psychischer Entwicklungsgrund“, Berlin 1864) auf diesen Punkt genau hingewiesen, und namentlich auf die völlig subjectiv durcheinanderfahrende Apperceptionsweise bezüglich der Feststellung der innern Sprachform auf der charakterisirenden Stufe aufmerksam gemacht. Es heißt hier S. 47: „Steinthal sagt richtig (Steinthal, „Psych., Log. und Gramm.“, S. 305): «Wenn die Anschauung und unser ganzes Bewußtsein von den Objecten subjectiv ist, so ist die innere Sprachform, die Anschauung der Anschauung doppelt subjectiv; denn ihr Bewußtsein von der schon an sich subjectiven Anschauung wird nochmals in subjectiver Rücksicht genommen.» Wie aber bei so grell hervortretender Subjectivität noch auf der charakterisirenden Stufe übereinstimmende Sprachbildung herrschen konnte, wird hiernach vollends undeutlich. Nähmen wir z. B. an, mehrere Individuen sähen einen Baum, den einen interessirt sein küßler Schatten, einen zweiten seine saftigen Früchte, einen dritten die sonderbaren Blätter, und einen vierten endlich die in den Zweigen singenden Vögel. Wird unter diesen Umständen nicht ein jeder verschieden modificirte Lautreflexe ausstoßen, oder vielmehr durch verschiedene Apperceptionen subjectiv abweichende Sprachformen bilden? So aber wäre die ursprüngliche Sprache ein babylonisches, sinnverwirrendes Durcheinander von unverständlichen Worten gewesen; und ist es richtig, daß die Sprache nicht in der Absicht zur Mittheilung von den Menschen erfunden wurde, sondern ein bloßes Erzeugniß der Natur ist, so bleibt die Frage, wie und wodurch die Sprache ihre allgemeine Verständlichkeit und Mittheilungsfähigkeit erlangt hat, noch immerhin zu lösen.“ (Vgl. auch Lazarus, „Leben der Seele“, II, 112.)

Zukünftiges gelten zu können, und von der Menge mit dem vollen Werthe bestimmter, allgemeiner Verständlichkeit unter allen Umständen bezahlt zu werden. Die Interjectionen, sahen wir, waren Laute, die sogleich von allen und zwar unmittelbar verstanden wurden; aber woher entstanden diejenigen Laute, die sich gleichfalls allgemeines Verständniß errangen, ohne daß sogleich ihre Beziehungsfähigkeit von jedem deutlich und direct erkannt wurde? Daß nun der erste und früheste Anstoß für den Uebergang von der unmittelbar verständlichen Sprachstufe durch directe Zeichen und Reflexbewegungen sowie durch Interjectionslaute, zur charakterisirenden Sprachstufe (auf der durch individuell herbeigezogene Laute, die sich subjectiv für jeden verschieden gestalteten, erst indirect Verständniß erzielt werden sollte), die „Tonnachahmung“ war, das nachzuweisen soll im Folgenden unsere Aufgabe sein. Wie sich zeigen wird, ist es der dem Menschen ebenso wie dem Affen angeborene hohe Nachahmungstrieb (der in der menschlich-staatlichen Gemeinschaft indessen einen ganz besondern bei den Affen nicht mehr nachweisbaren hohen Aufschwung nach einer Richtung hin nahm), welcher der Sprachentwicklung auf der charakterisirenden Stufe zur Stütze diene. Die objectiven „Ahmlaute“ erhalten daher in der Sprachentwicklung eine hohe Bedeutung.

Bevor wir jedoch hierauf genauer eingehen, wird es von Wichtigkeit sein, einige Worte über die sogenannte Onomatopöie oder Schallnachahmung überhaupt vorauszuschicken.

Daß sich in der frühesten Zeit bereits neben der Stimmfähigkeit auch das Tongedächtniß beim Menschen sehr rasch stärken mußte, ist bei der großen Beziehungsfähigkeit des Ohrs zu den Sprachwerkzeugen an sich selbstverständlich, und seit langer Zeit haben daher die Forscher, die sich mit dem Räthsel der Sprache beschäftigt haben, auf diesen Umstand hingewiesen und auf diejenigen vielfachen Laute in allen Sprachen aufmerksam gemacht, die scheinbar den in der Natur vorkommenden Klängen nachgeahmt schienen. Allein

die genauere Forschung hat mehr und mehr ergeben, daß diese Art der Naturschallnachahmung für die Entwicklung der Sprachlaute von gar keiner Bedeutung ist und im Grunde verworfen werden muß.\*

\* Es ist vorzugsweise in neuester Zeit Geiger gewesen, der darauf hingewiesen hat, daß die Nachahmung von Naturlauten vollständig zu verwerfen sei, wo es sich um die Feststellung bildungsfähiger Urlaute zu Sprachwurzeln handelt. Er sagt S. 167 seines Werkes über „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft“: „Die Jugend und Unursprünglichkeit der Vocalisation, welche dem Sprachgeföhle zum Theil noch in unerwartet später Zeit nur als eine wenig bedeutende Modification der Consonanten erscheint, hat für die Unterinchung des Verhältnisses zwischen Laut und Begriff eine besondere Wichtigkeit, da sie eine Seite des Irrthums, als ob das Wort bedeutungsam sei und in dem Objecte und seinen Eigenschaften, anstatt in einem andern Worte, Ursache und Erklärungsgrund finde, nämlich die Annahme der Entstehung gewisser Benennungen durch Onomatopöie oder Nachahmung von Naturlauten, außerordentlich erschüttert. Denn der Naturlaut, wenn er überhaupt dem artikulirten nahe kommt, ist vorwiegend vocalisch. Wenn es daher einer durch Lautwissenschaft nicht unvorbereiteten Vermuthung vielleicht nicht unmöglich scheinen könnte, daß z. B. Kuh oder βοϋς, das Kind, vom Geschrei des Thieres entnommene Wörter seien, etwa wie Kinder thun (oder vielmehr wir für sie), so wird die Auflösung derselben in die Grundform gvav, aus welcher sie zunächst entsprungen sind, jene allein auf den U-Vocal zu gründende Voraussetzung entfernen.“ Wenn Steinthal beispielsweise das Wort *Blitz* mit *bhrak* in Beziehung setzt, und meint, dieser Laut gäbe ungefähr den Klang, welcher beim Zerschlagen eines Dinges entsteht, wieder, und weiter die Bemerkung daran knüpft: „Es schien dem Urmenschen das Licht aus dem Dunkel gleichsam her vorzuberechen“, so zeigt diese seltsame Voraussetzung allerdings, daß die Ableitung dieses Wortes in Bezug auf den Schall nicht die mindeste Stütze hat. Was nun aber am meisten gegen die ursprüngliche und unmittelbare Schallnachahmung tönender Naturobjecte spricht, das weist Geiger S. 13 seines andern Werks über den „Ursprung der Sprache“ richtig nach. Er zeigt hier, daß die fremden tönenden Klänge von Naturobjecten nicht in gleichem Grade, wie es das menschliche Verständniß verlangt, genau in artikulirten Tönen wiedergegeben werden können. Hiernit aber bleibt die durch reine Artikulirung geleitete nachahmende Wiedergabe solcher fremden Klänge stets im Widerstreite und im Zwiespalte mit den gehörten Tönen. Bei den Versuchen nun, welche der Mensch macht, um diese Töne wiederzugeben, werden sie erst aufs crasseste entstellt, sodasß kein Hörer sie objectiv verständlich wiederzuerkennen vermag. Müssen wir somit, namentlich in Rücksicht auf die Thatsache der Jugend der Vocalisation und vieler anderer Bedenken (wie

Wenn wir oben nun dennoch darauf hindeuteten, daß die Schallnachahmung, oder besser die Tonnachahmung und die nachahmende Toncharakteristik, als der eigentliche Stamm und ursprünglich objective Halt angesehen werden muß, an welchem sich die Reihe von nur mittelbar verständlichen und charakterisirten Urlauten allgemein verständlich emporranken konnte, um so auch das Abwesende (abwesende Persönlichkeiten oder Gegenstände) in der bestimmtesten Weise bezeichnen zu können, so ist es in psychologischer Hinsicht höchst wichtig, zu untersuchen, welche Objecte im Unterscheidungshorizonte des Menschen die frühesten und sichersten äußern Anknüpfungs- und Bezeichnungspunkte hierzu geboten haben.

Hier sind nun in erster Hinsicht allerdings die der Natur nachgeahmten Laute zurückzuweisen, d. h. solche, die ihre Charakteristik etwa tönenden kosmischen Wahrnehmungen verdanken.

auch oben aus dem Texte hervorgehen wird), anerkennen, daß die nachahmende Artikulirung sich nicht instinctiv an die unbestimmten Naturlaute, seien es solche von Natureindrücken oder thierische Laute, anlehnen konnte, so dürfen wir trotzdem aber den onomatopoetischen Werth unserer menschlich artikulirten Laute hier, wo es sich um die Untersuchung der Fortbildung der Urlaute zu festen Wurzeln handelt, nicht ganz übersehen. Zwar ist es richtig, wie Geiger (S. 26) bemerkt, „daß kein einziges Beispiel wirklicher Schallnachahmung bis jetzt aufzubringen gewesen und manches sehr scheinbare bei näherer Betrachtung (wie z. B. rollen) in eine beschämende Enttäuschung umschlägt“; aber es ist etwas ganz anderes, hierbei an eine instinctiv nachahmende und nachmalende Tonbewegung im Hinblick auf die Außenwelt im weitern Sinne zu denken, als vielmehr in Rücksicht auf eine nachahmende Toncharakteristik nur an die instinctive Nöthigung, die in der Wechselwirkung sprechender Individuen bei artikulirter Lautgebung selbst liegt. Hier werden die Laute in einer ähnlichen Weise sympathetisch zu folgen gezwungen, wie unsere Füße beim Marschiren anderer durch etwaige Musikbegleitung nach einer bestimmten Richtung mit fortgerissen werden. Diese Nachahmung könnte man zunächst derjenigen an die Seite stellen, die Wilhelm von Humboldt die symbolische nennt, und der er namentlich mit Bezug auf die Alliteration eine große Herrschaft rücksichtlich der primitiven Bezeichnungsweise zugestehet; dennoch ist eine instinctiv nachahmende Tonfigurirung und Wurzelbildung, welche, wie wir im Texte zeigen werden, gezwungen dem hervorragenden „Tonangeber“ folgt, noch von höherer Bedeutung wie diese.

Die allgemeinen Gründe, die wir hiergegen, neben dem was wir unten in der Anmerkung hervorhoben, nothwendig geltend zu machen haben, kommen zwar erst im Genauern im folgenden Abschnitte (wo von der natürlichen Entwicklung der menschlichen Religion gehandelt wird) zur Sprache, doch müssen wir dieselben andeutungsweise schon hier erwähnen, um die Thatsache zu erklären, daß bisher dem Sprachforscher kaum ein einziges Beispiel geglückt ist, Worte, die sich eng an tönende Naturereignisse anknüpfen (wie Donner, Blitz u. s. w.), thatsächlich aus einer schallnachahmenden Wurzel zu erklären, sondern daß vielmehr umgekehrt alle Erklärungsversuche in Bezug hierauf nach einer ganz andern Richtung geführt haben.

Hier begegnet uns nun zunächst wiederum der mehrfach hervorgehobene Einwand, nach welchem der Mensch im Unterschiede vom Thiere ursprünglich eine ganz bestimmte und eigenthümliche Sinnesanlage besitzen sollte, die ihn für die Einflüsse der Naturereignisse empfindlicher gestimmt habe. Nach dieser Ansicht sollte der Mensch unter allen Geschöpfen ganz besonders geartete Nerven und Sinne mit auf die Welt gebracht haben, die ihm ein größeres Verständniß und ein eigenes Interesse für die Begebenheiten im Naturleben, besonders aber für die Ereignisse des Himmels, wie etwa Sturm, Regen und Gewitter u. s. w., verliehen. Nur erst im Folgenden werden wir Gelegenheit finden, das Falsche und Unhaltbare dieser Ansicht vom Gesichtspunkte der vergleichenden Psychologie, sowie vom Standpunkte der vergleichenden Ethnologie zu zeigen, an dieser Stelle liegt es uns vorerst nur ob, nachzuweisen, daß ebenso wenig wie vom psychologischen Gesichtspunkte auch durch die Thatsachen aus dem Gebiete der menschlichen Sinnesphysiologie uns für diese so viel vertretene Ansicht irgendwelche haltbaren Anhaltspunkte geboten werden.

Keiner von den höhern und in die Ferne wirkenden Sinne des Menschen gibt uns die Berechtigung, eine besondere nervöse Erschüt-

terungsfähigkeit durch die Ereignisse und Objecte des Naturlebens am Himmel angeborenerweise für ihn anzunehmen und den übrigen Thieren gegenüber zu begründen. Denn gerade Auge und Ohr des Urmenschen, sahen wir, thun es in keiner Beziehung den gleichen Sinnen der ihm nahe stehenden Thiere zuvor, im Gegentheil zeigen uns beim Menschen die ursprünglichen Grundverhältnisse des Entwicklungslebens, daß, um Auge und Ohr nachträglich schärfer zu bilden, von ganz anderer Seite der menschlichen Sinnesfertigkeit (nämlich vom Tastsinn und von der Handentwicklung aus) bildende Rückwirkungen stattfanden. Die angeborenen physiologischen Vortheile lagen nur auf seiten eines besser und feiner entwickelten Tastgefühls für den Urmenschen, dieses Talent mußte, wenn auch auf Umwegen, wie wir sahen, zur Sprachentwicklung führen, und durch diese wurde im Hinblick auf die Lautdifferentiirung und die mit ihr wachsende sinnliche Unterscheidungsschärfe auch allmählich Auge und Ohr nachträglich beim Menschen besser gebildet. Eine ursprüngliche Begabung nach seiten dieser Sinne anzunehmen erscheint daher physiologisch unmöglich.

Wir haben uns im Verlaufe unserer Untersuchungen auf das strengste gegen jede Angeborenheit zu wahren, gegen keine solche aber in der Folge mehr, als gegen die ursprüngliche Angeborenheit bestimmter, nur dem Menschen eigenthümlicher Gefühle für die äußere Natur, oder Beziehungen der höhern Sinne zu den übermächtigen Naturerscheinungen. Der weitere Verlauf unserer Untersuchungen wird uns genauer lehren, daß diese besondern Gefühle und Beziehungen der Sinne erst auf Grund bestimmter späterer und näherer Erfahrungen ins Leben treten konnten, nicht aber ursprünglich geboren vorhanden waren. Der Kreis des angeborenen, dem Urmenschen zukommenden Interesses, und sein mit dauernder Aufmerksamkeit beleuchteter Apperceptionskreis, war ursprünglich viel enger gezogen, und wären es nicht eine große Reihe bestimmter Thatsachen, die uns dringend darauf verwiesen, diese An-

nahme zu machen, so müßte an dieser Stelle (wo wir noch nicht vom Gesichtspunkte der Religionsentwicklung, sondern nur vom Standpunkte der vergleichenden Psychologie überhaupt zu urtheilen haben), bereits das bestimmtere Factum genügen, daß Auge und Ohr des Urmenschen in jedem Falle genügend zu thun hatten, die allernächste Umgebung genau zu beobachten, denn sie waren genöthigt, durch den harten Kampf ums Dasein sich in einem engern, nahe liegenden Kreise auf das thätigste zu beschäftigen. Aus diesem Grunde mußten in der allerfrühesten Urzeit diese beiden Sinne noch stumpf und gleichgültig bleiben für das alltägliche und sich wiederholende Gehen und Kommen aller entferntern Himmelsereignisse. Hiervon ist das Gewitter nicht ausgeschlossen, an das sich bekanntlich alle höhern intelligenten Thiere so leicht gewöhnen. Die tiefgreifende Macht der Gewohnheit war es eben, die Auge und Ohr in dieser Hinsicht ursprünglich abstumpften, oder die es vielmehr machte, daß nicht früher ein bestimmteres Interesse (folglich auch Religion) hierfür erwachsen und aufkeimen konnte, als bis von seiten der Erfahrung ein geschichtlich gegebener Anlaß sich hierfür in bestimmtester Weise entwickelte. Alles dieses jedoch gehört in den Abschnitt über die Religion, und nur das haben wir hier festzustellen, resp. zu erklären, daß die Entwicklung der Urlaute zu Wurzeln sich frühestens überhaupt nicht anlehnen konnte an hervorragende tönende Naturerscheinungen, da der Urmensch dieselben ebenso wenig wie die Deciduaarten ursprünglich eines besondern Interesses würdigte. Kein Wunder daher, daß auch die Schallnachahmung solcher Naturereignisse zur Feststellung der Wurzeln keine wirklichen Ergebnisse geliefert hat. \*

---

\* In Betreff der indogermanischen Benennung des Donners lesen wir in Max Müller's „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“: „Wer bildet sich nicht ein, im Worte Donner oder im englischen thunder eine Nachahmung jenes dröhnenden, rollenden Geräusches zu vernehmen, das die alten Germa-

Verbietet uns so, wie wir sehen, die psychologische Analyse, die Schall- und Tonnachahmung an derartige Naturereignisse anzulehnen, so nöthigt uns die Rücksicht auf andere, im Folgenden hervorzuhobende Bedenken gleichfalls, diese Nachahmungsweise an die vom Urmenschen gehörten rohen, unartikulirten Thiertöne anzuknüpfen. Ohne Zweifel stand der noch halb thierische Trieb des Urmenschen zu den Thieren in einer viel nähern und engern Beziehung wie zu den ihm viel entfernter liegenden Ereignissen des Himmels und der todten Materie, und recht wohl wird es uns erklärlich, wie die noch unflorte Phantasie des Urmenschen, die alle Außengegenstände, und zwar selbst die todten Objecte besetzte, d. h. als lebende Wesen vorstellte, rasch dahin gelangen konnte, in diesen todten, aber lebendig geglaubten Objecten etwas Thierartiges zu sehen, um sie so in noch undeutlicher Weise der Unterscheidung thatsächlich mit

---

nen ihrem Gotte Thor zuschrieben, wenn er Regen schob? Dennoch ist Donner offenbar von dem lateinischen toniton nicht verschieden. Die Wurzel ist tan, strecken, spannen. Von dieser Wurzel haben wir im Griechischen tonos, Ton, indem der Ton durch das Spannen und Vibriren der Saiten her vorgebracht wird. Im Sanskrit wird der Klang des Donners durch dieselbe Wurzel tan ausgedrückt, aber in den abgeleiteten Formen tangu, tangatu und tangitna bemerken wir keine Spur von jenem dumpfen Rollen, das wir aus dem lateinischen toniton und dem englischen thunder herauszuhören glaubten. Dieselbe Wurzel tan, strecken, bietet einige Ableitungen dar, die von jeder Rauheit und jedem Lärm weit abliegen. Das lateinische tenar, französisch tendre, englisch tender ist von ihm abzuleiten u. s. w." (Vgl. übrigens die geistvollen Erörterungen hierüber bei Geiger, „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft“, S. 308 fg.)

Es ist daher in Rücksicht auf die exacte psychologische Analyse anzunehmen, daß alle diejenigen Verbalwörter, die wir als Wurzeln ansehen und die sich an andere kosmische Beziehungen knüpfen, keine ursprünglichen Wurzeln sind, sondern sich erst in der Zeit gebildet haben, als der primitivste Uebergangsvorgang von den Urtönen zu den Urwurzeln vollzogen war, jedach die letztern bereits gangbares Verständniß erlangt hatten, sich überhaupt, wie wir sehen werden, bereits Krystallisationspunkte gebildet hatten, von denen aus die weiter schreitende Wortbildung in eine nachahmungsfähige, natürliche und gemeinsame Richtung geleitet wurde.

Thieren zu verwechseln, obwohl uns freilich diese sehr weitgehende Art der Verwechslung die unterscheidende Sinnesschärfe, soweit sie bereits dem Urmenschen seiner Selbsterhaltung halber im Kampfe ums Dasein zuerkannt werden muß, verbietet. Allein alles das sei hier dahingestellt, anerkennen müssen wir immerhin, daß die Thiere und deren Laute dem Menschen ein höheres Interesse abnöthigten wie die todtten Außendinge oder die entferntern Naturerscheinungen; denn mit den Thieren lebte und webte der Mensch, viele von ihnen waren ihm sympathisch, viele ihm antipathisch, jene flößten ihm Zuneigung ein, diese dagegen reizten ihn zum Haß, zum Abscheu und zur Verfolgung. Im fortdauernden freundlichen oder feindlichen Umgange mit den Thieren konnten sich daher leicht die Töne der Thiere dem Ohre des Menschen einprägen, und er konnte sich dieselben recht wohl leicht merken und appercipirend aufnehmen. Allein so unzweifelhaft wir den Umständen gemäß die nachahmende Aufnahme von Thierlauten beim Urmenschen voraussetzen haben, so wenig waren auch diese Töne geeignet, bei etwaiger Nachahmung einen genügenden Stamm von objectiv deutlichen Wurzeln abzugeben, vermöge deren der Urmensch aus der interjectionalen verständnißvollen Unmittelbarsprache in das Sprachbereich „der übereinstimmend mittelbaren Beziehungen“ hätte übertreten können. Wir müssen auch hier zuerst das Bedenken berücksichtigen, daß die ursprünglich jedenfalls noch sehr unvocalische Sprachweise des Urmenschen keineswegs dazu geeignet war, die vorwiegend ins Ohr fallenden Thierlaute übereinstimmend wiederzugeben, und mehr noch, wir müssen uns bezüglich der Aufnahme solcher dem Menschen fremden Laute überhaupt verwahren. Es handelt sich ja um die Frage, wie und in welcher Weise sich übereinstimmende Wurzeln und Urlaute auf der „Sprachstufe der mittelbaren Beziehungen“ bilden konnten. Ohne Zweifel hat der Urmensch viel Töne aus dem Naturbereiche unwillkürlich nachgeahmt, aber zu Sprachwurzeln haben sich diese Töne dennoch nicht fixiren können; denn alle diese Nachahmungen,

sollten sie klar verstanden werden, paßten in das vorwiegend unvocalische Idiom des Urmenschen nicht hinein, und hätten sie selbst klar und allgemein verständlich hineingepaßt, so hätten gerade sie in der Bezeichnungsweise einer sehr subjectiven Vieldeutigkeit Raum gegeben. Denn die verschiedensten Erinnerungsbilder hätten sich für jeden andern daran knüpfen können, und ein übereinstimmendes Verständniß hätte sich vielleicht nur äußerst gezwungen und durch die größte Absicht herbeiführen lassen. Und auch das wäre noch zu bestreiten, sobald wir überhaupt bedenken, wieviel tausendfache Thierlaute und Naturlaute sich dem Menschen zur Aufnahme darboten, um sich ihm je nach Individualität zu irgendeiner Bezeichnungsweise aufzudrängen. Individuelle Auffassung und Subjectivität, sehen wir, würden aber selbst unter den geeignetsten Umständen jede objective Uebereinstimmung bezüglich einer verständlichen Mittheilungsweise in Bezug hierauf vernichtet haben. Und wahrlich, wir wären genöthigt, uns die sprachschöpferische Urgemeinde der Menschheit als höchst geistvoll und erfinderisch vorzustellen, was sie doch jedenfalls noch nicht war, wollten wir zugeben, daß man auf der frühesten Sprachstufe sich durch Interjectionen, Geberden und endlich hierbei durch eine beliebige Auswahl daran geknüpfter, halb unverständlich wiedergegebener Thier- und Naturlaute habe mit seinen Genossen verständlich machen wollen. Diese Art von rein subjectiver und zufälliger Zusammenfügungsweise verschiedener Sprachbruchstücke haben wir gänzlich aus dem Bereiche unserer Untersuchung auszuschließen, denn wir müssen als erste Regel in psychologischer Hinsicht festhalten, daß unter dem noch vorwiegend herrschenden Einflusse des Instinctes die subjective Willkür, sowie die unberechenbare Zufälligkeit, ebenso wenig wie die wohlberednete Absichtlichkeit, in irgendwelcher Beziehung, am wenigsten aber in sprachlicher Beziehung in der menschlichen Urgemeinde einen größern und freiern Spielraum hatten. Alle diese Rücksichten verbieten uns also, in Bezug auf die Feststellung von Wurzeln, d. h. in Bezug auf die Fixirung solcher bestimmten Urlaute, die zugleich durch

daran geknüpft objectiv übereinstimmende innere Vorstellungen und Begriffe allgemeine Cursfähigkeit des Verständnisses erlangen sollten, auf die Thierlaute und Naturlaute überhaupt einen größern Werth zu legen. Aber selbst angenommen, solche Laute wären in der frühesten Sprachbildenden Zeit zufällig aufgetaucht, so wären sie dennoch durch sprachlich rasch vorschreitenden Umschmelzungsproceß entweder wieder sehr bald in ihrer Verständlichkeit verloren gegangen, oder sie wären als fremde Laute dem bildungsfähigen artikulirten Sprachflusse des Menschen hinderliche Elemente gewesen, die sich rasch wieder ausgeschieden hätten und also dennoch bald unverständlich verfloßen wären.

Wir sehen also, daß weder tönende Naturereignisse noch Töne thierischer Wesen die geeigneten äußern Anknüpfungspunkte zur Feststellung von objectiven Sprachwurzeln boten, die auf der sogenannten charakterisirenden Sprachstufe (wo es sich um die allgemeine Uebereinstimmung von innerlich und äußerlich herbeigezogenen und oft auseinandergehenden Bezeichnungsweisen für das allgemeine Verständniß handelt), gefordert wurden. Wir sind daher gezwungen, uns nach andern Anknüpfungspunkten für die Tonnachahmung umzusehen, und zwar nach solchen, bei denen der Laut und die durch ihn zu erzielende verständliche Bezeichnung eine innige und dauernde Vermählung eingingen, welche ferner durch das ursprüngliche Idiom des Menschen leicht reproducirt werden konnten, und die sich zugleich an solche äußere Stützen anlehnten, von welchen getragen sie allgemeine Anerkennung und Verbreitung gewannen; denn nur durch die beiden letzten Bedingungen konnte sich für mittelbare Beziehungen durch Laute auch eine Uebereinstimmung in Bezug auf Verständniß unter verschieden vorstellenden und abweichend auffassenden Menschen herstellen. Wir sehen, um übereinstimmendes Verständniß hinsichtlich mittelbar herbeigezogener Erinnerungsbilder durch Laute zu erzielen, muß nicht nur die Tonerinnerung in der Weise geweckt werden, daß bei äußerer Reproduction gewisser Laute gleichzeitig innerlich eine bestimmte Vor-

stellung wieder auftaucht, die sich mit dem Laute verschmolzen hatte, sondern der reproducirte Laut muß auch eine äußere bestimmte Stütze besitzen, die ihm nebst seiner Bedeutung im Kreise einer großen Anzahl Sprechender allgemeine Anerkennung, Allgemeinverständniß und Verbreitung erwirbt. Während wir eine Reihe von Grundbedingungen, die zur Aufnahme von Sprachlauten auf der charakterisirenden Stufe und zur Feststellung von „inneren Sprachformen“ dienten, durch die trefflichen Arbeiten von Steinthal seit längerer Zeit psychologisch einsehen lernten, hat man es bisher nicht versucht, auch diejenige Bedingung eingehender hervorzuheben, welche sich auf die objective Stütze und den Anknüpfungspunkt bezieht, die allein dem aufgenommenen Laute seine dauernde Anerkennung und Verbreitung, und somit sein allgemeines Verständniß sicherten.

Unsere Aufgabe also wird es jetzt sein, diejenigen äußern Stützen, und ebenso diejenigen hervorragenden Laute als Grundbeziehungen nachzuweisen, an welche der sprachliche Bildungsproceß sich anlehnte, sodasß hieraus eine Reihe von Wurzeln emporsprossen, die für einen geschlossenen Sprachkreis gangbare Münze objectiven Verständnisses werden mußten. Man wähne nicht, durch Sprachvergleichung und durch sprachliche Analyse die ursprünglichsten allgemeinverständlichen Wurzeln bestimmter Sprachstämme noch heute nachweisen zu können, diese Aufgabe ist vielmehr rein psychologischer Natur und liegt weit über das Gebiet unserer heutigen Sprachforschung hinaus; denn diese geht nur auf den historischen Wurzelhaß zurück, um hier zu enden und zu beginnen. Der Sprachforscher aber, der sich bemüht, genauer in die psychologische Analyse einzudringen, wird bald erkennen, daß hinter dem historischen Wurzelgebiete der Sprachen bis zu der Interjectionsstufe rückwärts noch ein uns völlig dunkles und verhülltes Zwischengebiet der Sprachentwicklung liegt, das aufzuhellen wir allein der Psychologie zu überlassen haben.

Innerhalb der Zwischenzeit, in der sich die sprachliche Entwicklung von der Unmittelbarverständigung durch Interjectionen

und Reflexlaute bis zur Stufe der versuchten Verständigung durch mittelbare Beziehungen und charakterisirte Laute bewegte, war der Lautproceß noch äußerst flüchtig und flexibel, sodaß von bestimmten festen und consolidirten Wurzeln noch keine Rede sein konnte. Denn innerhalb dieser Zeit vollzog sich eben die Krystallisation der ursprünglichen Wurzeln, und es begannen sich allmählich in Verbindung hiermit dieselben als Fixationspunkte gleichsam erst wie feste Inseln aus dem Strome des flüchtigen sprachlichen Schmelzprocesses hervorzuhoben, um so die ersten festen Anfahrpunkte allgemeinverständlicher Bezeichnungsweise darzubieten. Aber wo waren in dem allgemeinen Gewirre, das die Phase kennzeichnete, in welcher sich der Sprachproceß in jenem angedeuteten Uebergangsstadium befand, diese Anfahrpunkte zu suchen? Wie konnte dieses Gewirre sich abklären und gewissermaßen krystallisirend niederschlagen? Diese Krystallisationspunkte sind nun im Grunde gar nicht schwierig zu bezeichnen; denn unser Sprachschatz hat uns ein Wort bewahrt, das direct auf diese Anfahrpunkte hinweist und dieselben uns deutlich genug bezeichnet. Sind doch die tiefsten Grundgesetze des sprachlichen Processus noch immer thätig, und wenn wir noch heute bei ursprünglicher Bildung von Sitten, Gebräuchen, Redensarten und Schlagwörtern unwillkürlich den sogenannten „Tonangebern“ folgen, so klärt uns dieses Wort gewissermaßen auch über die Natur jener frühesten Anfahrpunkte auf. Denn wie sich im Folgenden zeigen wird, waren im wahren Sinne des Wortes die frühesten Bildner der Sprache, die das Sprachgewirre durchbrachen und den Knoten durchhieben, die sogenannten „Tonangeber“. Und wie hätte sich auch das babylonische Durcheinander jener Phase des Sprachprocessus besiegen lassen, hätte es nicht eben hervorragende Punkte gegeben, an denen sich die Wellen dieses Chaos brachen. Diese Punkte mußten, wie uns die Bedingungen zeigen werden, zugleich hervorragende Personen sein; denn sollten sie als Bildner der Sprache nicht in jenem obenerwähnten Strome des subjectiven Durcheinanderredens untergehen,

sollten es wahre Angeber des sprachlichen Tones werden, so war die erste Bedingung hierzu diese, daß sie innerhalb eines sprachbildenden Kreises allen Mitgliedern gemeinsam sichtbar waren, um von allen gekannt und mit einem hohen Grade von Aufmerksamkeit bezüglich der Nachahmung in ihren Tonangaben verfolgt und beachtet zu werden. Mit Einem Worte, es mußten diese frühesten Ton- und Sprachgeber ursprünglich bedeutende und hervorragende Persönlichkeiten sein, damit sie die Menge beachtete. Eine Reihe an diesen wahrgenommener charakteristischer Laute, die sich in Rücksicht auf Thun und Handeln jener Persönlichkeiten mit der Anschauung gewisser Thätigkeiten derselben associirt hatten, konnten alsdann, sobald solche von andern wiederholt und nachgeahmt wurden, unwillkürlich und unzweideutig nicht sowol an die betreffenden Persönlichkeiten selbst, sondern auch zugleich an die damit verschmolzenen Handlungen derselben erinnern. Und eben diese Unzweideutigkeit, mit der der reproducirte Laut von der Menge der Hörer aufgefaßt, bezogen, nachgeahmt und verstanden wird, ist es, auf die es hier besonders ankommt, denn gerade in dieser liegt ja das Wesen der Uebereinstimmung, beziehungsweise das allgemeine Verständniß, um das es sich wesentlich hier handelt. Verständniß und Uebereinstimmung haben wir eben festzustellen und zu erklären, sobald wir aus jener unerträglichen Sphäre einer subjectiven Audeutigkeit\* der Urlaute herauskommen wollen,

---

\* Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß es sich hier vorerst nur um die Erklärung gemeinschaftlich und übereinstimmend aufgenommenen verständlicher Wurzelworte resp. Urlaute handelt. Die Erklärung dieser Thatsache hat nichts zu thun mit der Frage nach dem Verständniß innerhalb der bereits übereinstimmend gesprochenen Sprache. Denn auch innerhalb einer bereits übereinstimmenden Bezeichnungsweise kann das genauere Verständniß noch immer divergiren, und Lazarus sagt richtig: „Die vorhandene Individualität der Empfindungen und die fehlende Individualität ihrer Bezeichnung bewirken gemeinschaftlich einen Abstand und Unterschied in den Gedanken, die mitgetheilt und empfangen werden.“ In einem bei weitem höhern Grade machten sich aber die sich hieraus ergebenden Schwierigkeiten ursprünglich dort geltend, wo es sich um die erste Fest-

um bestimmte Sprachkrystalle als feste Anknüpfungspunkte und übereinstimmende Wurzeln zu gewinnen, deren verständlicher Werth jetzt ein für allemal für eine längere bestimmte Dauer gesichert schien, damit sich an der so gewonnenen objectiven Wurzel neue Ansätze und Umbildungen von gleichem Werthe des Verständnisses vollziehen konnten.

Wenn wir nun in Rücksicht auf unsere frühern Ausführungen anzunehmen haben, daß die frühesten kleinern sprachschöpferischen Kreise im wesentlichen zusammenfielen mit den ersten staatlichen Urgemeinschaften, so ist es leicht, diese hervorragenden KrySTALLISATIONS-Punkte bezüglich der ersten allgemeinverständlichen mittelbaren Sprachbeziehungen als Persönlichkeiten näher zu bezeichnen. In keiner sprachfähigen Urgemeinschaft gab es, wie wir im vorigen Kapitel sahen, einen allgemeiner beachteten Punkt bezüglich der Nachahmung bestimmter Gebräuche und hervorragender Gewohnheiten, die zugleich bei den übrigen Verbreitung fanden, als das Haupt des Stammes, den Stammältesten und den Führer der Gemeinschaft. Wir haben im letzten Kapitel gesehen, wie tief instinctiv und in vieler Hinsicht sozusagen noch physisch der Beobachtungssinn, die Nachahmung und die Anhänglichkeit in der staatlichen Urgemeinschaft mit der Persönlichkeit des leitenden Oberhauptes verwachsen waren. Die charakteristische Tonfärbung seiner Stimme übte daher, wie wir mit Recht anzunehmen haben, ganz unwillkürlich auf alle Glieder der Gemeinde eine geistige Gewalt, alle behielten sie, verschmolzen mit seinen Thätigkeiten und Handlungen, treu im Gedächtniß, und dem unter den Urmenschen hochentwickelten Nachahmungstrieb mußte es daher un-

---

staltung von Wurzeln für den emporkwachsenden Sprachstamm handelte. Die von LAZARUS bei dieser Gelegenheit gegebenen Ausführungen („Leben der Seele“ Buch 2, Kap. 5: „Die Congruenz von Geist und Sprache und das Verständniß“) beziehen sich großentheils nur auf die Schwierigkeiten, die innerhalb der gesprochenen und verstandenen Sprache für die genauer übereinstimmende Mittheilung entstehen. (Vgl. die Anmerkungen am Schluß des Kapitels.)

willkürlich gelingen, eine Reihe seiner charakteristischen Laute, die man mit Handlungen und Gebräuchen wiederholentliche Verbindungen eingehen sah, übereinstimmend und verständnißvoll für alle zu wiederholen und wiederzugeben. Wurden diese Characteristica und Laute während der Abwesenheit der mit ihnen verknüpften und fest associirten Persönlichkeit und die damit verschmolzenen Handlungen wiederholt, so war es unausbleiblich, daß sich zugleich auch die Beziehung derselben in dem ganzen Sprachkreise allgemeinverständlich, d. h. in diesem Falle ganz unzweideutig, und ohne daß sie eine Mehrdeutigkeit und ein Errathen nöthig gemacht hätte, vor die Seele der Hörer stellte. So, sehen wir, hatte sich ein Mittel- und Krystallisationspunkt für die ersten allgemeinverständlichen, innern Sprachformen gebildet, und es konnten nun damit Wurzeln entstehen von wahrhaft objectivem und allgemeinverständlichem und mittheilbarem Charakter. Es ist leicht zu sehen, daß diese ursprünglichen Urlaute als Wurzeln sich dadurch von den einfachen Interjectionslauten unterschieden, da sie an Erinnerungsbildern hafteten, die nur in andern übereinstimmend wiedererweckt und somit verstanden wurden, weil sie ihre Beziehung der allgemein anerkannten Autorität in der Gemeinde, auf welche die Blicke aller in gleichem Grade gerichtet waren, zu verdanken hatten. Während der Interjectionslaut nur momentan mit Rücksicht und Beziehung auf die Gegenwart verstanden und aufgefaßt werden kann, hatte der durch Erinnerung mittelbar bezogene charakterisirte Utlaut erst durch seine umfassende autoritäre Objectivität die Fähigkeit erworben, als bildungsfähige Wurzel zu dienen, an der allein innerhalb eines größern Kreises der übereinstimmend vorschreitende Sprachproceß anknüpfen konnte. Die umfassend übereinstimmende Erinnerungsfähigkeit ginge ihm aber, wie leicht zu erkennen ist, unter andern Umständen und bei mangelnder Autorität völlig ab. Jeder Laut, der durch seine innere Sprachform verständnißvoll und mittheilsam erinnern soll, muß daher, wie wir sehen, übereinstimmende, autoritäre Objectivität erworben haben, ohne diese ist er

wertlos und nicht cursfähig. Es kann uns in Rücksicht auf die psychologische Analyse hierbei gleichgültig sein, wie und in welcher Art diese Urlaute sich äußerlich ursprünglich gestaltet haben mögen, ob sie in ihrer Ausdrucksweise schon etwas Vocalisches an sich trugen, oder ob sie, wie zu vermuthen, noch vorherrschend consonantisch waren. \* Leicht zu ersehen ist, daß die ersten Wurzeln je nach dem Idiom der Rasse etwas anklingend Aehnliches im allgemeinen unter den verschiedenen einzelnen Sprachkreisen besaßen, und wiederum für jeden sprachschaffenden Kreis (als Gemeinde) doch auch wiederum nebedem etwas abweichend Besonderes an sich tragen mußten; denn das bemerken wir leicht, daß die Charakteristik aller emporwachsenden Urlaute von objectivem Verständniß zugleich innig verwachsen war mit den Anlagen der einzelnen sprachschaffenden Kreise und ihren lautlichen Mitteln. Nicht zu übersehen haben wir bezüglich der äußern und innern Gestaltung aller nunmehr sich hieran anschließenden Wurzeln und objectiven Urlaute, daß sie eben ihrer Objectivität halber sich eine

---

\* Die Frage nach dem Ausbruche der Urlaute hat wiederholentlich die Sprachforscher zu Untersuchungen veranlaßt, und um den Punkt aufzufinden, an dem die lautlichen Aeußerungen des Thieres mit den ersten Anfängen der menschlichen Sprache sich berühren, hat man ganz besonders seine Blicke auf die Sprachen derjenigen Völker gewandt, die in der Entwickelung am tiefsten stehen geblieben sind. „Bekanntlich sind die Völkerschaften Südafrikas, die Hottentotten, Buschmänner, Raffern und andere gewöhnlich als Negerrämme betrachtete Zweige der wollhaarigen, langköpfigen Völkerfamilie bis auf den heutigen Tag auf der tiefsten Stufe menschlicher Entwickelung stehen geblieben und haben sich am wenigsten vom Affen entfernt. Wie von ihren gesammten physischen und moralischen Eigenschaften, so gilt dies auch von ihrer Sprache.“ Mit Rücksicht auf diesen Satz hat man die Wurzeln der Hottentottensprache untersucht, und hier ergab sich, daß die Hottentotten eine Reihe von sogenannten „Schalzlauten“ besitzen, die in ihrer Art Tongebilde sind, die in der That wie Trümmer aussehen aus jener frühesten Zeit der Wurzelbildung, in der das Idiom noch halb thierisch war (man findet auch bei den Affen ähnliche Schalzlaute), zugleich aber schon gewisse charakteristische Laute darstellten, die ihrer Eigenthümlichkeit halber die Aufmerksamkeit zur Lonnachahmung anregen mußten. (Vgl. „Ausland“, Jahrg. 1871, S. 337 fg.: „Die Sprache der Hottentotten.“)

übereinstimmende Erinnerung an ihre bezüglichlichen Objecte erzwoagen, und indem sie so unwillkürlich und instinctiv den Drang nach Mittheilung anregten, auch ebenso unwillkürlich sich mit Geberden, Bewegungen und charakteristischen Handlungen unmittelbar verbanden. Ja noch mehr, da die Geberdensprache auf der Interjectionsstufe bereits bei Affen und Menschen eine sehr hohe Ausdrucksweise erreicht hatte, so konnte die Charakteristik mittelbar und durch Erinnerung bezogener Wurzeln kaum ohne eine begleitende und verdeutlichende charakteristische Geberde und Handlung vor sich gehen, und so geschah es, daß der betreffende Wurzellaut vorwiegend eine bestimmte und häufig vollzogene charakteristische Geberde, Handlungsweise und allgemeine Thätigkeit zum erinnernden Ausdruck brachte. Erst hierdurch wird es psychologisch erklärlich, daß in der ursprünglichen Sprache der ganze Gedankenkreis der Mittheilung nur von Thätigkeitsvorstellungen erfüllt war, und anfänglich nur Verbalformen zum Austausch der Gedanken benutzt wurden, eine Thatsache, die sich noch heute in dem Schaze unserer Sprachwurzeln deutlich widerspiegelt.

Haben wir nun festgestellt, wie die Wurzeln und mittelbar durch Erinnerung bezogene Urlaute Objectivität und Allgemeinverständniß gewinnen konnten, sodasß sie als mittheilsame unzweideutige Erinnerungsmünze innerhalb eines sprachschaffenden Kreises sichern Cours erhielten, so kommen wir nun noch einmal darauf zurück, welche Vortheile der sich entwickelnde Sprachproceß hieraus zog, und welche Kreise es vorzugsweise zuerst waren, aus denen der früheste Stamm objectiver Erinnerungsbilder emporwachsen konnte, um die Individuen übereinstimmend zu beleben und der frühesten Begriffsbildung eine allgemeine übereinstimmende Richtung zu ertheilen.

Was die Vortheile anlangt, die dem Sprachproceß dadurch zuwachsen, daß er sich in einer durch gemeinsame Arbeitstheilung fester verbundenen und staatlich gegliederten Gemeinschaft vollzog, innerhalb der sich hervorragende Mittelpunkte befanden, welche die Auf-

merksamkeit und den Nachahmungstrieb aller Kreise und einzelnen Glieder an sich zogen, und deren Anhängerschaft eine Aristokratie bildete, die zugleich ein Uebergewicht über die übrigen Staatsglieder ausübte, so können wir kurzweg sagen, daß ohne diese glücklich constituirten Verhältnisse die objective übereinstimmende Ausbildung der Sprache als solche niemals entstanden, und hiermit die Sprache sich nicht über die thierische Stufe hinausgeschwungen hätte, da sie eben kein objectives Mittel einer allgemeinen Gedankenverständigung durch fixirte übereinstimmende Erinnerungsbilder geworden wäre. Wissen wir doch, daß nur erst in Rücksicht auf den letzten Punkt die Sprache zugleich das Kriterium des Menschlichen erworben hat; denn nur dadurch konnte unsere menschliche Sprache ein wirkliches Bildungsmittel des Geistes und der Intelligenz werden, daß sie deutlich die Uebereinstimmung unserer Auffassungsweise in jeder psychologischen Hinsicht zum Bewußtsein brachte, so daß sie den Gedanken auch innerer gemeinsamer nothwendiger Zusammenhanghörigkeit beleben und so eine Wurzel erzeugen konnte, die später die weitesten Zweige bis in das Reich des philosophischen Gedankenkreises treiben sollte. Was wäre auch aus dem noch halb thierischen Gedankenkreise des Urmenschen geworden, hätte sich keine gemeinsame und völlig übereinstimmende Bildung innerer und äußerer Sprachformen innerhalb größerer Sprachkreise erzeugen können? Offenbar würde sich unter diesen Umständen die aufkeimende Intelligenz trotz der bessern und höhern menschlichen Anlagen ohne jedes bildende Behikel befunden haben, der Geist hätte sich so in einem öden Cirkel bewegt, dessen kreisende Wellen alle Fortbildung der Glieder aufgehoben hätten. Trotz aller höhern Charakteranlagen, trotz aller feinern Begabung des Tastsinnes wäre der Mensch über die Thierwelt, was seine Intelligenz anlangt, nicht hinausgedrungen. Wir erkennen hiermit, welche Vortheile dem Menschen durch die sprachlichen Behikel geboten wurden, obwol wir im Auge zu behal-

ten haben, daß sich ursprünglich alle zusammentreffenden Factoren einander bedingen und für die Entwicklung unterstützen, sodas die höhere innere Charakteranlage des Menschen, die ihn zur staatlichen Organisation befähigte, auch die Entwicklung der Arbeit und der Handthätigkeit, somit das Aufrechtgehen nach sich zog. Durch die glücklichen Verhältnisse einer nicht nur gemeinsamen Sprachentwicklung, sondern einer durch Autorität gestützten Lautnachahmung und Lautverbreitung war es also dem Menschen allein möglich, die Stufe des vielseitigen Ertrathens und der durcheinanderfließenden Lauterzeugung bei der mittelbaren Charakterisirung und Aufnahme innerer Sprachformen zu überschreiten. Denn es konnte keine zufällig auftauchende Lautfeststellung wirklich festen und allgemeinen Bestand gewinnen, es sei denn sie war durch Autorität gestützt, und so allgemeiner Beachtung und Verbreitung unterworfen. Tausenden von auftauchenden und durcheinanderwirbelnden Lauten und Sprachformen wurde hiermit der Lebensnerv abgeschnitten, sie wurden unterdrückt zu Gunsten derjenigen Formen, die durch objective Autorität getragen alle übrigen Laute überragten, indem sie so die Sprachbildung in eine einheitliche Richtung der Entwicklung drängten. Wir unterlassen es, die weitern Vortheile der hervorgerufenen Uebereinstimmung zu schildern, sie liegen zu nahe, als daß sie hervorgehoben zu werden verdienten.

Legen wir uns nun die Frage vor, welche Begriffe es vorzugsweise waren, welche ursprünglich die erste Veranlassung bieten konnten, als ursprünglich indirect bezogene Sprachformen aufgenommen zu werden, so haben unsere frühern Ausführungen bereits die Beantwortung dieser vielleicht nicht unschwierig scheinenden Frage erleichtert.

Die erste Einsicht in diese tiefere gemeinsame Uebereinstimmung konnte, wie dargethan, nicht dadurch erlangt werden, daß der Geist des Menschen an die Naturlaute und Thierlaute anknüpfte; denn diese Laute waren Erscheinungen, die der entferntern Außenwelt angehörten, die

sich in den Köpfen der Menschen ursprünglich zu verschieden spiegelte, und in deren Betrachtung die Menschen der Urzeit um so mehr auseinandergingen, als die den Verstand noch beschränkende „Apperceptionseuge“ und der noch eng begrenzte Bewußtseinshorizont auch das Interesse für die entferntere Welt noch tief umschleierte und einengte. War doch die dem Menschen angeborene Sinnesbegabung ursprünglich, wie dargethan, gar nicht darauf eingerichtet, die entferntere Natur scharf zu durchbringen. So erweisen uns die Umstände sowohl nach physiologischer wie nach psychologischer Seite, daß die angeborene Begabung den Sinn der Menschen bezüglich seiner Auffassungsweise nicht übereinstimmend hinausführte in die Erscheinungen der Natur, sondern daß sich diese Uebereinstimmung vielmehr ursprünglich einengte auf die unmittelbaren Erlebnisse seiner nähern und nächsten Umgebung. Nur hier auf dieser Basis konnte sich daher die durch den Aufschwung der Sprache geforderte schwierigere Uebereinstimmung für indirect bezogene Erinnerungsbilder, die sich an Laute anlehnten, erzeugen. Die nächste Umgebung, d. h. also die Erlebnisse der Familie und Gemeinde, waren daher die früheste Stätte der am meisten interessirenden Betrachtung, hier fand die bereits bestehende Mittheilung durch lebendige Geberden, Mienenspiel, Reflexlaute und Interjectionen auch die lebendigen Anknüpfungspunkte zur Fortbildung. Hier in der Gemeinde hob sich der Nachahmungstrieb über den des Affen hinaus, und indem sich dieser Trieb sammelte und auf die Autoritäten des Gemeindelebens concentrirte, wurde er für die sprachliche Erinnerung ein Vehikel für eine zu erzielende Uebereinstimmung und für das Verständniß. Welche Bezeichnungen konnten nun wol im frühesten Gemeindeleben eine allgemein verständlichere Erinnerungskraft auf sich gezogen haben, als die der hier charakteristisch hervorragenden Personen überhaupt. Die Bedeutungen Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Kind, Häuptling, Großvater, Stammältester u. s. w. waren es daher, welche der Mensch verhältnißmäßig sehr früh allgemeinverständlich durch charakteristische

Laute und Geberden für die Erinnerung wiedergeben lernte. In der That konnten Objecte wie Mann, Greis (alter Mann), Weib, Mädchen, Knabe u. s. w., sich der Tonerinnerung und allgemeinverständlichen Lautnachahmung um so eher einprägen, als alle diese Wesen sich in ihrer natürlichen Stimmbegabung selbst gegeneinander scharf charakterisirten. An solche natürlichen Tonunterschiede knüpfte die Lautnachahmung daher unwillkürlich an, und da die Nachahmung in der Gemeinde selbst durch die Autorität regulirt und zur Uebereinstimmung gezogen wurde, bildeten sich sehr bald bestimmte allgemeinverständliche Sprachwurzeln, an denen die gegenseitige Verständigung und Uebereinstimmung offenbar wurde. Bedenken wir nun, wie wenig ursprüngliche Wurzeln im allgemeinen genügen, um durch die verschiedensten Biegungen und Differentirungen den übrigen Wurzelschatz einer Sprache rasch aus sich hervorgehen zu lassen, so sehen wir, daß die hier hervorgehobenen ersten objectiven Anfahrpunkte (die allein im engern Staats- und Familienkreise entstanden waren) eine genügende Anzahl von Grundbeziehungen boten, den frühesten Sprachproceß übereinstimmend fortzubilden, ohne das Verständniß sinken zu machen. Daß sich neben dem so ausgebildeten frühesten Schatz von allgemeinverständlichen Wurzeln auch eine Reihe von andern Worten und Bezeichnungen erzeugten, die nicht überall in der Gemeinde verstanden, sondern die nur einem kleinern Kreise angehörig blieben, und die daher auch im allgemeinen niemals beachtet wurden, sondern nur in dem Cirkel sich Verständniß erringen konnten, woselbst sie die Aufmerksamkeit um sich gesammelt hatten, das ist leicht einzusehen. Etwas Aehnliches sehen wir ja noch heute. In mancher Einzelfamilie werden gewisse specifische Sprach-Charakteristica gebildet, welche im häuslichen Kreise cursfähiges Verständniß haben, ohne daß sie der Uneingeweihte sogleich aufzufassen und zu verstehen im Stande ist. Allein es ist wohl zu bemerken, daß diese subjective Einzelcharakteristika kleinerer Kreise bezüglich des objectiven und allgemeinen Fortbildungsprocesses der Sprache, völlig bedeutungslos

war, da sie nur nebenherließ und also nichts zur Sammlung und Objectivität des für einen Sprachkreis sich feststellenden Wurzelschatzes beizutragen im Stande war, indem alles so Gebildete eben nur ephemerer Natur blieb.

Haben wir so den frühesten Krystallisationsproceß der Sprache beleuchtet und eingesehen, aus welchem Kreise und in welcher Art sich durch Lautnachahmung die frühesten objectiven und ganz allgemeinverständlichen Wurzelsätze als Sprachwurzeln innerhalb einer sprachschöpferischen Gemeinde bilden konnten, so werfen wir nun schließlich noch einen kurzen Blick auf den Fortbildungsproceß dieser ersten Ansätze.

Der Boden, in dem allein die allgemeinverständliche und bestimmt erinnernde Mittheilung und Lautnachahmung aufkeimte, war ursprünglich, wie wir sahen, eng gezogen, doch waren die einmal fixirten Sprachwurzeln gerade deshalb um so fester und charakterisierter. In dieser allgemeinen Befestigung bildeten die Urwurzeln einen allgemeinen Stamm, von dem sich rasch andere Verzweigungen nach verschiedenen Seiten abbiegen ließen. Anfänglich freilich mußte sich der vorwärtstrebende Drang nach Mittheilung für eine große, Reihe verschiedener erinnerungsfähiger, charakteristischer Bezeichnungen stets bestimmter, gleichlautender Urwurzeln bedienen. Es zogen indessen die ursprünglich gebildeten und feststehenden Wurzeln neben ihrer Bezeichnungsweise gleichzeitig eine Reihe anderer besonderer Nebenbedeutungen an sich, die, wenn auch nicht sogleich klar und bestimmt hiermit ausgedrückt, dennoch annähernd und ungefähr von hier aus verstanden wurden. Doch trotz dieser anfänglichen mannichfachen Deutigkeit und Vieldeutigkeit der allgemein verstandenen Urwurzeln, d. h. trotz des Gebrauchs gleichlautender Worte für viele verschiedene Dinge, mußte sich die Mittheilungsfähigkeit damit stärken und erhalten; denn war einmal für einen bestimmten, wenn auch noch kleinen Wurzelschatz Uebereinstimmung und Verständniß erzielt, so konnte nun ein Differentiirungsproceß der bestehenden Wurzeln be-

ginnen, indem Zusammenfügungen oder Flexionen derselben gebildet wurden, und die allgemeinverständliche Beziehungsfähigkeit konnte sich erhöhen, ohne der Mittheilungsfähigkeit zu schaden.

Wie vollzog sich jedoch nun dieser Proceß an den Wurzeln? Offenbar nicht so, daß er vorschritt, ohne sich an das eigenthümliche Idiom und an die Begabung der Stimm- und Lautmittel einer bestimmten sprachschöpferischen Gemeinschaft anzulehnen, andererseits zugleich aber stets so, daß nur solche Abbiegungen des Wurzellauts zum Allgemeinverständniß kamen, die von solchen Persönlichkeiten herrührten, die durch ihre autoritarische Stellung im Sprachkreise und durch ihren hervorragenden Einfluß die allgemeine Aufmerksamkeit fesselten. Diese Persönlichkeiten gewannen in sprachlicher Beziehung unwillkürlich einen größern Anhängerkreis, durch dessen Uebergewicht die neuerzeugte Abbiegung den übrigen als adoptirte und allgemein befestigte Bezeichnung octroirt wurde.

Wir sehen, es wiederholt sich für den Fortbildungsproceß der Sprache, nur in ausgedehnterm Maße, dasselbe Gesetz, was wir vorher bei Ausbildung und Feststellung der Wurzeln sich in einer engeren Weise vollziehen sahen, und das auch bei der Sittenverbreitung zur Geltung kam. Es sind immer wieder die durch Autorität hervorragenden Krystallisationspunkte, von welchen in concentrischen Kreisen die Höhe, Tiefe und Richtung der objectiven Sprachbildung und Sitte sich auszubreiten und zu gestalten beginnt. Alle Keime, Sprossen und Schößlinge, die nebenhergehend auftauchen, um durch eigene, zufällige Bewegungen den objectiven Proceß zu zerstören, werden durch die autoritäre Allgemeinrichtung niedergeworfen und bezwungen. So gestaltet sich der Bildungsproceß der Sprache ähnlich dem der ersten Sitten, von bestimmten Mittelpunkten aus, in seiner Art ähnlich dem eines Krystalls, der sich abrundet, indem er nach allen Seiten der innern und äußern Glieder innerhalb eines zusammenhängenden Kreises eine einheitliche Gestalt gewinnt.

Es ist leicht aus der geschlichen Abfolge des ganzen Processes zu ersehen, daß, solange die Sprache in den bezüglichen schöpferischen Einzelkreisen sich noch auf einer primitiven Stufe der ursprünglichen Wurzelbildung befand, auch je nach Verwandtschaft des Idioms und der Rasse sich eine Reihe solcher kleinern Sprachkreise rasch verschmelzen konnten, sobald zugleich durch äußere, staatliche Vereinigung oder Einverleibung sich hierzu eine bestimmte Gelegenheit bot. Auf höhern Stufen indessen, wo bereits die Sprachen bestimmter Einzelkreise eine prägnantere und charakteristische Form angenommen haben und die Wurzelbildung vollendeter erscheint, geht ein derartiger Verschmelzungsproceß, sobald zwei gewisse Sprachkreise zufällig zusammengeführt werden, nicht mehr so ungehindert vorwärts. Vielmehr stellt sich hier heraus, daß es der einen Sprachweise nun unter diesen Umständen ebenso ergeht, wie den subjectiv aufkeimenden Nebenleimen im objectiven Bildungsproceße. Wie dort nur diejenigen Sprach-Charakteristica sich sachgemäß am Stamme anbilden und ansetzen konnten, die von der objectiven Autorität gestützt und getragen waren, während alles übrige, was von andern Seiten nebenher auftauchte, zertreten und begraben wurde, so auch hier: es wird diejenige Sprache völlig niedergeworfen, überwuchert und unterdrückt werden, der das Uebergewicht und die objective Macht, mit Einem Worte die Autorität im Staate und im Lande mangelt. Unter so bewandten Umständen findet keine Verschmelzung der Sprachen statt, sondern es geht vielmehr eine allmählich vorschreitende Ueberwucherung und Zerfetzung der niedergeworfenen Sprache vor sich. Hat sich auf einer noch höhern geschichtlichen Stufe indessen die Sprache bereits durch die Buchstabenschrift von neuem fester gegliedert und fixirt, so tritt bei etwaiger Einverleibung eines so begründeten Sprachkreises in einen sehr mächtigen ausgedehnten andern diese Zerfetzung nicht mehr in dem Grade ein. Im Gegentheil kann es hier unter Umständen geschehen, daß eine solche Sprache völlig unbezwinglich ist, und nur mit Vornahme der größten Gewaltmaßregeln in einem

großen Zeitraume und nach vielen Generationen eine Vernichtung derselben angebahnt werden kann. Daß bei sehr ausgeprägter Eigenthümlichkeit einer Sprache sich dieselbe in jeder Weise zu erhalten sucht, und bestimmt gestaltete Sprachen, die innerhalb eines mächtigen Staates zusammengewürfelt angetroffen werden, weder verschmelzen noch sich zersetzen lassen, sondern anhaltend nebeneinander fortbauern, wemngleich sie sich nicht weiter ausbreiten, das ist uns im allgemeinen aus einzelnen Beispielen zu wohlbekannt, als daß es mehr als der Erwähnung bedarf. Macht und Ausbreitung einer Sprache bleiben indessen stets getragen von dem Ansehen, der Autorität und der Macht des Stammes, dem sie angehört, in ganz der nämlichen Weise, wie die Feststellung aller Objectivität und objectiven Ausbreitung sich gleichfalls nur an der Hand der Einzelautorität vollzog. Wir sehen, daß es im Grunde ein Gesetz ist, das sich im Laufe des ganzen geschichtlichen Sprachprocesses zur Geltung bringt.

So haben uns unsere Untersuchungen gelehrt, wie innig und unmittelbar der ganze Sprachproceß in seiner Ausbildung und Durchbildung ebenfowol verwachsen wie abhängig ist von der Staatenbildung und der im Staate geregelten Nachahmung von Sitte und Gebrauch.

Mit der Ausbildung der Sprache nun begann, wie bereits angedeutet, ein unberechenbarer Aufschwung aller geistigen Fähigkeiten, vorzugsweise aber war es die Erinnerungsfähigkeit, welche sich durch den zur Uebereinstimmung geleiteten Nachahmungstrieb ungemcin zu stärken begann, und die gehobene Erinnerung selbst trug wiederum ihrerseits viel zur Fortbildung des Sprachprocesses auf der charakterisirenden Stufe bei.\* Liegt in der Bildung der Sprache ein Vehikel, das Erinnerungsvermögen zu kräftigen, so, werden wir

---

\* Ueber den Aufschwung der menschlichen Intelligenz durch die Stütze des Tantes und der Sprache vergleiche zugleich des Verfassers Schrift: „Die Sprache als psychischer Entwicklungsgrund“, S. 26 fg.

sehen, schließt sich dem gegenüber der Aufschwung der Phantasie, der Combination und des sich hiermit entwickelnden Erfindungsvermögens des Geistes ursprünglich mehr an die Ausbildung der gelenkigen, tastenden, untersuchenden und kunstfertigen Handgeschicklichkeit an, von der wir an einem spätern Orte zu handeln haben, um den geistigen Fortschritt der menschlichen Uranlagen weiter zu verfolgen.

---

Nachdem durch den großartigen Aufschwung der vergleichenden Sprachforschung das Wesen der Sprache ein Gegenstand allgemeinsten Beachtung geworden, hat wol kein Kapitel aus der Urgeschichte in neuester Zeit eine so reichliche und sorgfältige Bearbeitung und Beachtung erfahren, als das über den Ursprung der Sprache. Ganz besonders mußte sich das psychologische Interesse für die Sprache noch erhöhen, als auch von seiten der Ethnologie mehr und mehr erkannt wurde, daß die Sprache ein wichtiges Hilfsmittel für die Untersuchung der Verwandtschaft und den Entwicklungsgang der menschlichen Stämme und Völkerrassen abzugeben im Stande war. Unter diesen Umständen mußte neben der vergleichenden Sprachforschung auch „die sogenannte Sprachphilosophie“, zu welcher bereits Herder und andere eine Reihe von Bausteinen herbeigebracht hatten, einen ganz besondern Aufschwung nehmen. Besonders war es das große Verdienst Wilhelm von Humboldt's, dieses Studium einer tiefern Entwicklung entgegengeführt zu haben. Die wissenschaftlichen Fäden, die von diesem trefflichen Meister so kunstreich angesponnen wurden, nahmen mit Rücksicht auf die moderne Psychologie ganz besonders Steinthal und Lazarus auf. In Bezug auf die umfassenden Leistungen dieser Forscher über die Entwicklung und Entstehung der Sprache müssen wir zugestehen, daß durch sie in neuester Zeit die Sprachphilosophie zu einer gewissen Blüte geführt wurde. Von vielen Seiten wurde nun das Studium über den Ursprung der Sprache aufgenommen, und Physiologen sowie Psychologen reichten sich die Hand, um den feingeschlungenen Knoten dieses Räthfels zu lösen. Neben andern war es in dieser Beziehung in neuester Zeit ganz besonders Lazarus Geiger, der, mit umfassenden sprachlichen Kenntnissen ausgerüstet, in die Entwicklung des Sprachprocesses eindrang, um einen Schatz von trefflichen Gedanken hierüber zu entwickeln. Neben allen diesen Leistungen von psychologischer und philologischer Seite dürfen wir zugleich nicht die sehr werthvollen Beiträge übersehen, die der Sprachphilosophie auch von

naturwissenschaftlicher Seite dargebracht wurden. Hier haben wir vor allem an die Forschungen Gustav Jäger's (vgl. „Ausland“, Jahrg. 1871) zu erinnern, und hierher gehört ferner das, was Darwin in seinem Werke „Ueber die Abstammung des Menschen“ (I, 87' fg.) über die Bedeutung der Sprache im Hinblick auf die Entwicklungslehre sagt. Darwin scheint indessen einen zu großen Werth auf die Nachahmung von Thierlauten zu legen, wenn er annimmt, daß die Urmenschen die Sprache in ihren frühesten Wurzeln hieran angetnüpft haben. Ueber die Einwirkung der Sprache auf den Geist im allgemeinen drückt sich Darwin (a. a. O., II, 344) folgendermaßen aus: „Ein großer Schritt in der Entwicklung des Intellects wird geschehen sein, sobald in Folge eines frühern beträchtlichen Fortschreitens die halb als Kunst, halb als Instinct zu betrachtende Sprache in Gebrauch kam; denn der beständige Gebrauch der Sprache wird auf das Gehirn zurückgewirkt und eine vererbte Wirkung hervorgebracht haben, und diese wieder wird umgekehrt auch wieder auf die vervollkommnung der Sprache zurückgewirkt haben.“ Auch die Schrift von Bleek, herausgegeben von E. Häckel, dürfen wir nicht vergessen. Endlich aber haben wir noch derjenigen Untersuchungen zu gedenken, die von physiologischer Seite angestellt wurden, um im Hinblick auf die Bauart unserer Sprachorgane den Ursprung und die Gesetze der Sprachentwicklung zu erklären. Welch einen hohen Werth indessen auch Arbeiten wie die von Merdel in dieser Hinsicht bekunden, so meinen wir doch, darauf ganz besonders hinweisen zu müssen, daß das eigentliche Sprachrathsel nur durch die psychologische Wissenschaft zu lösen ist. Wichtig für die Lösung des Problems ist die Untersuchung über die Feststellung und Entwicklung der Sprachübereinstimmung und Verständigung; denn nur durch letztere ist die Sprache für den Menschen das geworden, was sie thatsächlich ist. Eine Andeutung über die Lösung dieses letztern Problems findet sich bei Lazarus, „Leben der Seele“, II, 112. Er sagt hier: „Gleichwol halten wir es für möglich, ja sogar für wahrscheinlich, daß die unwillkürlich erzeugten Wörter mehrerer Individuen nicht vollkommen congruent sein werden; namentlich auf der dritten Stufe der Sprachbildung, wo sie von der Apperception abhängig ist, würde eine Differenz sehr wahrscheinlich sein. Hier aber nun tritt der Umstand, daß die Sprache eben in Gesellschaft geschaffen wird, hilfreich und begünstigend ein; wenn mehrere Individuen bei einem gemeinsamen Anblick eines Dinges Laute hervorbringen, welche einigermaßen voneinander abweichen, so werden sie alle, da jeder den eigenen und den fremden Laut zugleich hört, unwillkürlich danach trachten, ihren Laut zu verändern bis zur Uebereinstimmung,



Lazarus Geiger

70 1891  
1890-1891

besonders wol mit dem Laute desjenigen, welcher der Größte, Stärkste, Klügste, überhaupt der Bedeutendste unter ihnen ist. Die Jäger und die Krieger werden den Ruf ihres Anführers, die Glieder einer Familie den Sprachlaut ihres Oberhauptes wiederholen und zu ihrem eigenen machen; mitten in die Sprachschöpfung wird auch theilweise Spracherlernung eintreten.“ Auf die hier von Lazarus angedeutete Spracherlernung müssen wir nun eben in dieser Beziehung mit Entschiedenheit den Nachdruck legen, denn gerade in ihr müssen wir das Wesen des ganzen ursprünglichen Krystallisationsprocesses suchen. Das was man im Gegenjage zu dieser Erlernung Sprachschöpfung nennt, besitzen bis zu einem hohem Grade, wie wir gezeigt haben, auch die Thiere, allein zur belehrenden und erlernten Fortbildung fehlen ihnen die äußern Stützen, die wir betrachtet haben. Das Wesen dieser objectiv übereinstimmenden Erlernung, rücksichtlich der als Krystallisationspunkte dienenden hervorragenden autoritatrischen Glieder, wird aber um so tiefgreifender, je mehr wir bedenken, wie im ganzen unfruchtbar sich der Bildungsproceß auf jener von Lazarus und Steinthal angenommenen zweiten Stufe, nämlich der onomatopoeischen, für die Wurzelfeststellung gestaltet. Haben wir hier gesehen, daß die sogenannten Naturlauteindrücke und die Töne fremder Wesen überhaupt zur Feststellung objectiver innerer Sprachformen aus sprachlichen wie psychologischen Gründen keine übereinstimmenden Beziehungen lieferten, so erwuchs uns hiermit eine neue Aufgabe, nämlich die, den speciel- len Kreis der Objecte genauer zu fixiren, aus welchem heraus sich vorzugsweise die ersten objectiv übereinstimmenden Urwurzeln nebst allgemeinverständlichen Bedeutungen herausbilden konnten. Erst mit dieser Einsicht gewinnen wir Klarheit über den ursprünglichsten Bildungsproceß der Wurzeln, sowie in die Fortbildung der Sprache, und nicht nur das, sondern wir gewinnen damit auch einen Einblick in das Verhalten und die innige Beziehung des Armenischen zu den Vorgängen, auf welche sich zuerst der früheste sich ausbildende Ideentkreis des Menschen stützte. Diese Vorgänge bezogen sich, wie wir sahen, zunächst auf das Leben der Familie und der Stammgemeinschaft. Erst nachdem sich hier in diesem engern Beziehungskreise, innerhalb dessen sich die früheste gemeinschaftliche Uebereinstimmung der Auffassung consolidirt hatte, zugleich die Erinnerung geschärft und die Combination gehoben hatte, schritt der übereinstimmende Ideentkreis Hand in Hand mit dem Laute über den ersten engern und engsten objectiv festgestellten Wurzelkreis hinaus, um nun, gestützt zugleich durch weitere Ereignisse und Erfahrungen, auch die weiter und entfernter liegenden Objecte und Begriffe einer fei-

nern und tiefern sprachlichen Beobachtung zu würdigen und ihnen übereinstimmende sprachliche Beziehungen abzugewinnen, welche sich zugleich eng an den bereits gebildeten Kreis der Urwurzeln anschließen konnten, um so durch sprachlichen Ausdruck Verständniß zu erfahren. Die Art dieser Beziehungen indessen hing, wie uns der weitere Verlauf der urgeschichtlichen Entwicklung, namentlich der Hinblick auf die später bekanntlich zugleich verehrten Naturerscheinungen zeigen wird, wesentlich ab von dem Wesen der erweiterten Ideenassociation, welche letztere durch den sprachlichen Proceß als eine höhere Stufe der geistigen Weiterbildung erscheint, die indessen ursprünglich geleitet und getragen wurde, wie wir sehen werden, von einer Reihe von Erscheinungen und Erfahrungen, die in naher Beziehung standen zu den Erlebnissen des Familien- und Gemeindelebens. Erst der weitere Hinblick auf die frühesten Ideenassociationen kann uns eine tiefere Einsicht in das Wesen und den Gang der menschlichen Ideen- und Begriffserweiterung verschaffen, welche letztere zugleich wiederum so innig mit dem frühesten Fortbildungsproceß der Sprache zusammenhing. So, sehen wir, kann die Entwicklung der Urgeschichte dem Sprachforscher, der nach den ursprünglichen Wandlungen der Bedeutungen und Laute forscht, keineswegs gleichgültig sein; denn daß die Begriffswandlung, die innig mit der Lautwandlung verschmolzen war, wiederum beeinflusst wurde von dem ganzen Verlaufe des sich ausbildenden und sich erweiternden Ideenkreises des Urmenschen, wird niemand leugnen wollen. Die hierher gehörigen psychologischen Gesetze, vermöge deren wir die Associationen, Verschmelzungen und Differentiirungen der Begriffe und Vorstellungen untersuchen lernen, sind allein die exacten Wegweiser und Führer auf dem Gebiete der Urgeschichte. Durch diese Gesetze erforschen wir zugleich die früheste Ausbildung des menschlichen Ideenkreises und ebenso auch die Bildung der wiederum hiermit in enger Verbindung stehenden Sprache.

Wie wichtig es ist, den ursprünglichen menschlichen Ideenkreis genau auszumessen bezüglich der Feststellung der frühesten übereinstimmenden Wurzeln, haben wir gesehen, und von welchem Werthe zur Erforschung der ursprünglichen Sprachbildung nicht sowol die Kenntniß der Gesetze der äußern Lautwandlung, sondern ebenso auch die Kenntniß der Wandlung der innern Bedeutungen im Zusammenhange der Wandlungen des ganzen menschlichen Ideenkreises erscheint, darauf hat in neuester Zeit von sprachforschlicher Seite ganz besonders Lazarus Geiger hingewiesen, den Steinthal als einen der kenntnißreichsten und geistvollsten Sprachforscher be-

zeichnen durfte. Geiger war es, der den Sprachforschern im Hinweiss auf Schleicher ganz besonders den Werth der Bedeutungslehre bezüglich der etymologischen Forschung ans Herz legte. Schon Schleicher sagte (im Vorworte zu einer etymologischen Arbeit von Johannes Schmidt, Weimar 1865): „In der Bedeutungslehre ist noch fast gar nichts von objectiv gültigen Gesetzen ermittelt, jeder verfährt hier nach seinem Gutdünken.“ Daß die Bedeutungslehre von der tiefgehendsten Wichtigkeit für die Etymologie ist, wurde auch von andern in neuerer Zeit vorübergehend häufiger ausgesprochen. Auch Curtius in seinen „Grundzügen der griechischen Etymologie“ (2. Aufl., 1866, S. 87) sagt, „daß die Bedeutungslehre eine Aufgabe von dem allergrößten Interesse ist“. Allein Curtius stellt die Bedeutungslehre in ihrer Entwicklung nur als ein fernes ideales Ziel hin, das abgesondert von der eigentlichen Sprachforschung, „gleichsam als ein ferner Lohn nach aller Mühe einer späten Zukunft in den Schoß fallen werde“. Gegen diese Ansicht wendet sich Geiger nicht mit Unrecht, indem er ausruft: „Es ist kein Fortschritt in der Etymologie, es ist überhaupt keine Sicherheit in ihr möglich, wenn es nicht vorher gelingt, jene als ungewisses, letztes Ziel erhofften Bedeutungsgegesetz zu ermitteln“, und weiter sagt er: „Das Kennzeichen, von welchem ich spreche, kann kein anderes sein, als die Ermittlung der gesetzlichen Reihenfolge, in welcher Begriffe entstehen und nicht entstehen können. Ohne ein solches Kennzeichen besitzt die Etymologie in Lautgesetzen, Sprachvergleichung und Wortbildungslehre zwar gleichsam Steuer und Ruder zur Fortbewegung, aber der Compaß fehlt, und der Sprachforscher weiß nicht, ob er dem Ursprunge des Begriffs näher gekommen oder nicht; es widerfährt ihm daher nothwendigerweise nur allzu oft, daß, nachdem er einen secundären Begriff auf einen ursprünglichen zurückgeführt, er bei der Herleitung des letztern wieder den umgekehrten Weg einschlägt und weiter von der richtigen Bahn ver schlagen wird, als er auf derselben gekommen war.“ Diese Worte sind beherzigenswerth und werfen uns ein Licht auf den hohen Werth der Aufklärung, welche gerade die Sprachforschung von einer psychologisch festgestellten Entwicklungslehre des ursprünglichen Geisteslebens zu erhoffen hat. Schließen wir daher das im Gebiete der urgeschichtlichen Entwicklungslehre des Geistes so wichtige Sprachkapitel mit den Worten Geiger's: „Die Allgemeingültigkeit, welche den Gesetzen der Begriffsentwicklung gerade in den ältesten Bestandtheilen am meisten zukommt, hebt die Sprache aus dem Bereiche nicht nur einer bloß individuellen, psychologischen, sondern selbst aus dem einer nationalen Erscheinung. Nicht mehr die Völker, die Menschheit in ihrem Auftreten und

Gesamtdasein auf Erden, in der Entstehung und Entfaltung ihres Sonderwesens als einer aus der Thierwelt heraustretenden vernunftbegabten Gattung, bildet einen paläanthropischen, einen im gewissen Sinne kosmischen Vorwurf universeller Sprachbetrachtung.“ Die großen Aufgaben, welche sich Lazarus Geiger in seinem Werke vorgezeichnet hatte, sollten zu keiner Vollendung kommen, ein früher Tod that seinem Wirken und Schaffen plötzlich Einhalt. Im Gebiete der Sprachforschung sowie auf dem Gebiete der Sprachphilosophie und dem Gebiete der Urgeschichte, werden die fruchtbaren Anregungen Geiger's nicht vergessen werden. (Vgl. zugleich die Vorrede des Werkes.) Da mir noch kurz vor dem Drude obigen Kapitels das in seiner Art bedeutende Werk von Steinthal unter dem Titel „Abriss der Sprachwissenschaft“ zugeht, so will ich um so eher versuchen, hier zum Schlusse der Anmerkungen noch einige Worte hierüber hinzuzufügen, als es den Anschein haben könnte, daß einige Ausführungen dieses berühmten Autors mit dem von uns im Texte Entwickelten nicht im Einklange sind. Steinthal faßt die Onomatopödie in einem so weiten Sinne auf, daß wir selbst die unterste Stufe der Sprachschöpfung, nämlich die interjectionelle, bis zu der auch die Thiersprache vordringt, theilweise mit in diesen Sprachschöpfungskreis hineinzu ziehen genöthigt sind. Auch viele Laute und Gebarden der Thiere wären hiernach Reflexe, in welche sich bereits etwas von jener allgemein onomatopoetischen Auffassung hineinmischt. Wenn wir die Sache von dieser Seite ansehen, so wird der von uns aufgestellte Satz, daß die onomatopoetische Auffassungsweise sich naturgemäß zu erst und am frühesten den gehörten Lauten der tonangebenden Genossen, nicht aber sogenannten tönenden (Thier und Urnensch nicht gleichmäßig interessirenden) Natureindrücken angeschlossen habe, um sich erst später mit Zunahme der charakterisirenden Ausdrucksweise, vorzugsweise aber erst mit Zunahme des geistigen Horizontes, sich auch diesen zuzuwenden (wobei dann zugleich Absicht und Zufall als Factoren schon mehr ins Spiel kommen), nur um so deutlicher einleuchten müssen. Gehen wir genauer auf Steinthal's Auffassung ein, so findet sich, daß er bei seiner feinen psychologischen Entwicklung des mit der Sprache zusammenhängenden Vorstellungslebens, und neben der exacten und mustergültigen Erklärung der mit der sogenannten „Bewußtseinsenge“ zusammenhängenden Probleme, dennoch leider nicht die sich nach außen hin begrenzende „Apperceptionsenge“, d. h. den dem ersten Menschen angeborenen Interessentkreis, der sich ja bei dem primitiven Urnensch und den Thieren völlig verschieden gestaltet, gegenüber dem Urnensch der spätern Zeit, unsern heutigen Kindern und den jetzigen Naturmenschen (vgl. hierüber Buch 3, Kap. 1) die gehörige Rücksicht an dieser Stelle

geschenkt hat. Im allgemeinen wenden sich Steinthal's Untersuchungen über den Ursprung und den Entwicklungsproceß der Sprache vorzugsweise auf den innern psychologischen Hergang der Sache, während wir nach Obigem den zumeist etwas vernachlässigten äußern gesellschaftlichen Vorgang des Processes ins Auge zu fassen genöthigt waren. Möge daher der hier gegebene Beitrag zur Auflösung über das Räthsel der Sprachentwicklung als eine Ergänzung zu dem angesehen werden, was uns neuerdings der berühmte Autor des betreffenden Werkes hierüber so reichlich geboten hat.

---

## Die Wiege des Menschengeschlechts und die Rassenausbreitung.

Sindentungen auf das Alter des Menschengeschlechts. — Haben wir Anhaltspunkte, um eine gemeinschaftliche Urheimat aller Völkerrassen annehmen zu können? — Die Gründe, welche diese Annahme rechtfertigen, und die Widerlegung der sogenannten Autochthonentheorie. — Die Ausstrahlung vieler Völkerfamilien von deutlich nachweisbaren gemeinsamen Punkten aus. — Die Nothwendigkeit der Annahme eines Hauptschauplatzes der höhern organischen Entwicklungsgeschichte auf der Erde. — Anhaltspunkte dafür, daß dieser Entwicklungsschauplatz im wesentlichen mit dem Verbreitungsbezirke der Halbrassen zusammenfiel. — Die Wanderung der Urstämme und Rassen und Grund und Gesetz dieser Erscheinung. — Das ursprüngliche Zusammenleben der Völkerfamilien und Rassen in der gemeinsamen Heimat. — Die Verdrängung der schwächern Rassen nach dem Osten und die ursprüngliche und andauernde Concurrenz der Kaukasier und Afrikaner auf dem Hauptschauplatze der Entwicklungsgeschichte. — Widerlegung von Einwürfen und Hinweis auf die Gründe, welche zu dieser Annahme nöthigen. — Südasien und Ostafrika als Hauptschauplatz der frühesten urgeschichtlichen Begebenheiten und als Centralpunkt der psychologischen Entwicklungsgeschichte der Völker. — Die hohe Entwicklung der tiefern geistigen Anlagen und der Erfindungsfähigkeit im Rassenkampfe, und die besondere geistige Stärke und Entwicklungsfähigkeit der Kaukasier im Kampfe mit den körperlich überlegenen Rassen. — Die hervorragende Erfindungsgabe der Kaukasier und die Möglichkeit der Nachahmung und Verbreitung deren Leistungen über die Völker des Erdkreises. — Die Erfindung gegenüber der angeborenen Anlage. — Die Sprache war keine Erfindung. — Uebergang zum folgenden Kapitel.

Gottlob die Zeiten liegen hinter uns, wo die Forscher das Wesen des Mythos noch nicht verstanden und in keinem Punkte das Bereich der dichtenden Sage von der geschichtlichen und thatsächlichen Ueberlieferung zu scheiden wußten, sodas sich Gelehrte bemühen konnten, in den mythen-

reichen kosmogonischen Ueberlieferungen der Bibel buchstäblich zu nehmende Thatsachen zu suchen. Jetzt, wo wir mit unbefangenerm Auge in der Natur das Buch der Bücher selbst aufgeschlagen haben, jetzt, wo wir eindringen in die Tiefe der Erde, um ein Blatt nach dem andern umzuwenden, und Thatsachen finden, die bisher keinem Forscher zu übersehen vergönnt waren, da werden wir uns tagtäglich mehr bewußt, daß, um die Bibel nach allen Seiten hin zu kritisiren, nicht nur theologische, sondern auch zugleich naturhistorische Studien gehören, die freilich noch häufig dem Theologen heute zu entlegen scheinen. Erst dann, wenn es uns zugleich gelungen ist zu erkennen, daß die kosmogonischen Schilderungen der Bibel zu einer Zeit entstanden sind, da die Ideenassociation der Schreibenden noch von einem Schleier kindlicher Einfalt umhüllt war, erst dann, wenn wir genauer bemerken, daß zugleich die hier niedergelegten Gedanken über die Entstehung der Welt in vielfach ganz ähnlicher und gleicher Weise unter denjenigen wilden Völkern noch heute wuchern, die nach dem Ausdruck der streng Gläubigen ausgestoßen aus der christlichen Gemeinschaft umherirren im Reiche des Satans, erst dann wird es uns klar werden, daß in diesen Ausführungen keine wirklich unfehlbaren christlichen Ansichten verborgen liegen können. Wol niemand mehr wird es heute wagen, was vor noch kaum zwanzig Jahren hier und da ernstlich geschah, den Satz wissenschaftlich zu vertheidigen, daß die Erschaffung des Menschen nicht viel über 5—6000 Jahre zurückreiche\* und seit der großen Flut ungefähr nur erst 4000 Jahre verfloßen seien. Jetzt, wo die berühmtesten Alterthumsforscher, besonders die Aegyptologen, festgestellt haben, daß Aegypten um das Jahr 3400 vor Christi Geburt bereits ein hoch entwickelter gesitteter Staat war, in welchem die Menschen im Stande waren, sich der Hieroglyphenschrift zu bedienen, und Kunst und Wissenschaft bereits in hohem Ansehen standen, begreifen wir, wie

\* Bekanntlich wurde nach den Annahmen des berühmten Chronologen *Cal. risius* die Erschaffung der Welt überhaupt vor 5817 Jahren gesetzt.

hinfällig und kindlich verartige Ansichten sind. War zu einer so frühen Zeit das geistige Wachsthum der Menschen schon so weit vorgeschritten, wie viele Jahrhunderte mußten alsdann vorausgegangen sein, um diese Culturstufe den Menschen allmählich ersteigen zu lassen. Es kann sich in Bezug auf unsere rein psychologische Aufgabe hier nicht darum handeln, streng und exact ausmachen zu wollen, wie viele Jahrtausende anzunehmen sind, bevor die Sonne der Cultur so hoch emporsteigen konnte. Sicher ist nur für den, der alle Thatfachen auch von psychologischer Seite ins Auge faßt, daß unsere bisherigen Annahmen bezüglich des Auftretens des Menschen auf der Erde überhaupt fast alle viel zu gering angenommen erscheinen, und sicher ist ferner, daß die Periode menschlicher Thierheit einen verhältnißmäßig sehr langen Zeitraum der Geschichte unsers Planeten eingenommen habe. Wenn uns die Thatfache vorliegt, daß man bei Heliopolis im obern Nildelta Knochen und Töpferscherben in einer Tiefe von 60—70 Fuß vorfand, so mag man den Durchschnittsansatz des Schlammabfuges so niedrig ansetzen, wie wir das im Verhältniß zur heutigen Beobachtung dieses Abfuges anzunehmen im Stande sind, immerhin wird es sehr gering veranschlagt sein, wenn wir annehmen, daß mindestens 10000 Jahre verstrichen sind seit der Zeit, wo diese Kunstproducte schon im Gebrauch waren, um hier in dieser Tiefe begraben zu werden. Allein angenommen, es seien Zufälle gewesen, welche diese Rudera hinweggeschwemmt hätten, um sie durch vulkanische Katastrophen tief zu verschütten, so würden für ein sehr hohes Alter, ja unberechenbar hohes Alter sehr viele andere Funde sprechen, welche bei ihrer Zahl die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zufalls erheblich herabsetzen. Sofern auch die heutige Geologie den Einbruch von Katastrophen vielleicht zu weit zurückweist, so hat uns diese Wissenschaft doch bezüglich der Diluvialablagerungen darüber aufgeklärt, daß die Steingeräthe, welche zusammt den Knochen des Mammuth, des Höhlenbären und des Rennthiers selbst bereits in miocänen Schichten angetroffen werden, ein muthmaßliches Alter

von Hunderten von Jahrtausenden besitzen müssen. Mögen diese Zahlen zu hoch gegriffen sein oder nicht, und mögen es immerhin einige Jahrtausende weniger sein, die hier durch etwaige größere Flutkatastrophen, welche die muthmaßliche Schichtenberechnung beeinträchtigen, abzuziehen sind, immerhin bleibt die Wahrheit bestehen, daß das Zeitmaß für das Auftreten des Menschen nicht nach Jahrtausenden, sondern nach Hunderttausenden von Jahren zu berechnen ist.

Wichtiger für unsere Aufgabe als die unbeantwortbare Frage nach dem genauern Alter des Menschengeschlechts, ist die nach der Urheimat seiner Geburt und Entstehung auf dem Festlande.

Besitzt das Menschengeschlecht trotz seiner vielfachen Arten und Rassen eine gemeinschaftliche Abstammung, und ist es ein zusammenhängender Bezirk in geographischer Hinsicht gewesen, den wir als die Urheimat und als die Wiege des Menschengeschlechts anzunehmen haben?

Daß die Menschen von einem einzigen Paare abstammen, an welchem sich die Umbildung der urweltlichen Halbaffenatur zur Menschennatur zuerst vollzogen habe, wird niemand behaupten wollen; denn wie auch jene Umbildung vor sich gegangen sein mag, immerhin mußte eine große Reihe von ähnlichen Wesen durch die Transmutationsfactoren in der nämlichen Weise beeinflusst werden, um zur Umformung veranlaßt zu werden. Daß indessen die bei der Zeugung und Bildung des Urmenschen mitwirkenden Factoren nicht überall die gleich günstigen Bedingungen auf der Erde vorfanden, ist an sich selbstverständlich. Wie sich nicht, um ein vergleichendes Beispiel zu gebrauchen, in jedem Uterus, auch nicht an jedem beliebigen Orte der weiblichen Zeugungsorgane überhaupt der Entwicklungsproceß des befruchteten Eihens vollzieht, so konnte auch nicht an allen Orten und Klimaten der Erde zugleich der Umbildungsproceß unter derjenigen Deciduatentart stattfinden, innerhalb deren sich die Transmutation zum Menschen vorbewegte. Es liegt eben im Wesen der Zeugung und der organischen Fortbewegung selbst, daß sie Ansprüche

erheben an bestimmt gesammelte Bedingungen, die sich nicht überall gleichmäßig vertheilt vorfinden, sondern nur an bestimmten Orten innerhalb eines begrenzten Umfangs zusammen treffen, wie der Funke auf einen ausgebreiteten Zunder, um hier in den Grenzen dieses Bezirks zeugende und fortbildende Explosionen zu bewirken. Innerhalb der Grenzen dieses Bezirks entstehen dann gleichsam eine Reihe von Krystallisationspunkten, welche dadurch zur Fortentwicklung kommen, daß sie in ihrer Umgebung das günstige Klima und die in diesem Bezirke zugleich liegenden Bestandtheile der Ernährung vorfinden, welche sie zur weitem Ausbildung nöthig haben. So ist der Embryo an den Uterus gebunden, wie die Eier und die noch federlosen nackten jungen Vögel an das warme Nest und Blut der brütenden und schützenden Mutter. Erst nachdem sich die jungen Organismen gestärkt haben und selbständiger geworden sind, nehmen sie mit der fernern und weitem Umgebung und mit alledem, was die weitere Welt Feindliches für sie in sich birgt, den Kampf auf, und nur erst nach einem bestimmten Grade des Wachstums suchen sie sich eigene Stätten weiterer Verbreitung. Ein Gleiches zeigen alle Thierarten, überall stählen sie innerhalb desjenigen Bezirks, in dem sie durch die Günstigkeit der Umstände gezeugt wurden, anfänglich ihre Kräfte, und nur dann, wenn sie sich gereift fühlen, unternehmen sie es, andere Gegenden, die ihnen bisher fremd schienen und Feindliches zu bergen scheinen, ganz vorsichtig aufzusuchen. Weniger vorsichtig geschieht dieses aber, sobald sie durch den Zwiespalt, der im eigenen Lager ausbrach, oder durch Kampf mit andern Arten hierzu gezwungen wurden, oder wenn sich plötzlich die äußern Bedingungen ihres Daseins verändert oder verschoben haben. So folgen die Raubthiere den Arten, welche den Jagdgrund ihrer Urheimat ursprünglich bevölkerten, und die Pflanzenfresser den Gewächsen, die sie vorzugsweise lieben und die sie am frühesten und leichtesten in der Umgebung ihrer Geburtsstätte zu erreichen vermochten, während die Pflanzen mit dem sich verändernden Festlande

und dem hiermit sich gleichzeitig verandelnden Klima flüchten und auswandern. — Ein umfassender Blick in das Leben der organischen Welt der Urzeit zeigt uns einen langsamen oder zuweilen auch rascher vorschreitenden Fluß der Bewegung und Aenderung, in welchem alle bestehenden Verhältnisse begriffen sind. Nirgends aber ist eigentlicher Stillstand, überall treibt die Hitze des Kampfes ums Dasein Thiere und Pflanzen zum Wechsel, zur Auswanderung und zur Fortbewegung. Und das gleiche Bild bieten die ursprünglichen Verhältnisse der unorganischen Massen unsers Planeten, da sind es vulkanische Verhältnisse und ungleiche Temperaturen des Meerwassers, die Strömungen erzeugen, die gleichsam nagend hier dem Festlande abreißen, was sie ihm drüben als Auswurf wieder schenken, und so die Festlandsmasse, je mehr rückwärts in die Urzeit hinein, je fließender und veränderlicher gestalteten und umformten. Da sind es andererseits die sich gleichzeitig hiermit verschiebenden Isothermen, da an einem Orte das Klima durch die warmen Strömungen geheizt wird, während anderwärts die größere Abkühlung die Gletscherbildung befördert, und so durch diesen vorschreitenden Wechsel der Temperatur die ganze Pflanzenwelt hierhin oder dorthin zu flüchten genöthigt ist. Mit den Pflanzen ziehen die Thiere, und nehmen wir hierzu die Anfeindungen, welche sich in der allgemeinen Bedrängniß die Thierarten unter sich bereiteten, so sehen wir das bewegteste Bild vor uns, dessen Wechsel vielleicht, umfassend betrachtet, großartig erscheinen könnte, steckte nicht hinter diesem merkwürdigen Gemälde der furchtbare Jammer erbarmungsloser allgemeiner Bedrängniß.

Mitten in diesem wilden Leben taucht der Mensch auf. Nicht zerstreut über die ganze Erde, konnten seine ersten Keime ursprünglich wie Spreu umhergetrieben werden. Auch konnte der Mensch nicht wie die frühesten Urzellen (welche nur die einfachsten Anforderungen an Nahrung und Bedingungen erhoben, um sich sogleich an mancherlei schwierige Umstände anzupassen und so in verhältnißmäßig um-

fangreichen Bezirken ein gleichmäßiges Gedeihen zu finden) gleiche Ansprüche auf Ausbreitung erheben, sondern wie ein zart organisirtes Gewächs erhob er als Säugling sein Haupt, nicht um sogleich abenteuerlich nach allen Weltgegenden des Festlandes zu eilen, sondern vielmehr um streng an dem ersten Bezirke seines Gedeihens haften zu bleiben und hier seine Kraft zu stärken und zu sammeln durch Organisation und Ausbildung. Denn nur so konnte er gegen die Feinde seiner nächsten Umgebung einen festen und sichern Schutz suchen. Wie könnte daher im Hinblick auf die thatsächlichen Verhältnisse der Urzeit und hinsichtlich des bedrängten Daseins der Geschöpfe und Arten eine Theorie recht behalten, welche es für möglich hält, daß die frühesten Zeugungsbezirke als Schöpfungscentra einer und derselben Art an zwei oder mehreren weit auseinanderliegenden Orten der Erde gelegen sein konnten. Wie sehr spricht eine solche Art der Vereinzelnung gegen das Wesen jeder zusammenwachsenden Organisation und Krystallisation überhaupt, um wieviel aber mehr gegen die Bildung und Organisation des Menschengeschlechts, von dem wir im einzelnen nachgewiesen haben, daß es auf den raschen und engen Zusammenschluß aller seiner einzelnen Glieder und Familien ursprünglich nicht nur angewiesen, sondern eben angelegt war. Wie rasch hätten die zerstreuten Familien der ersten vereinzelt gelegenen autochthonen Schöpfungsbezirke von Feinden umzingelt, zerstört und aufgerieben werden müssen, noch bevor sie so weit erstarkt waren, daß sie sich gegen ihre Unterdrücker dauernd erhalten konnten. Und umgekehrt, wie sehr besaßen einzig und allein nur diejenigen ersten menschlichen Familien die Möglichkeit, emporzuwachsen, sich auszubreiten und auszubauern, welche ursprünglich in so geringer Entfernung voneinander lebten, daß sie sich unterstützen und früh zusammenwachsen konnten, wie die Wurzeln eines Stammes, um so eine gemeinschaftliche Kette sich schneller fortpflanzender, ausbreitender und sich gemeinsam vertheidigender Aeste und Zweige zu bilden, aus denen sich allmählich verschiedene

Rassen gestalteten. Die so im gemeinsamen Schöpfungsbezirke entstandenen Urrassen, von welchen wir daher nicht ohne Begründung annehmen dürfen, daß sie ursprünglich noch dicht aneinander wohnten, mußten sich allmählich bei weiterer Verbreitung mehr und mehr differenziren, es bildeten sich allmählich zugleich Rassenfeindschaften aus, und so geriethen die Urvölker in Zwiespalt und Feindschaft und wanderten, getrieben zugleich durch den allgemeinen Fluß der Umgestaltungsverhältnisse des urzeitlichen Festlandes, allmählich auseinander. Dennoch haben wir Gründe, anzunehmen, daß noch lange Zeit hindurch Verbindungen unter den verschiedenen Völkern und Rassen bestanden haben, durch welche sie ursprünglich miteinander gemeinsame Fühlung behielten, von welcher sie sich aus Vortheilsucht, namentlich in Rücksicht auf die Pflege mannichfachen Güteraustausches, niemals gutwillig loslösten, sondern sich nur erst dann absolut trennten, sobald sie ein umfassender Durchbruch des Festlandes hierzu nöthigte.

Damit hätten wir die allgemeinen Gründe erörtert, die uns im Hinblick auf eine klare Anschauung aller ursprünglichen Organisation im Kampfe ums Dasein, d. h. im Hinblick auf Entstehung sowie Fortpflanzung und Ausdauer jeder Art zu der Annahme zwingen, daß die Schöpfungscentra der ersten Menschenfamilien nothwendig innerhalb eines bestimmten Bezirks und also ursprünglich eng und begrenzt zusammenlagen. Hiermit wird die sogenannte Autochthonentheorie, welche von der ursprünglichen Zerstreung der ersten Menschenfamilien über die Erde ausgeht, bereits widerlegt. Allein es sind außerdem noch eine Reihe von bestimmten Thatsachen, die wir zusammenzufassen haben, um in ihnen weitere Anhaltspunkte für den ursprünglichen Zusammenhang der ersten Menschenfamilien zu gewinnen.

Will nämlich die Autochthonentheorie consequent sein, so muß sie allenthalben und auf allen selbst vereinzelteten Inselpunkten, auf der die Thierwelt gedeiht, auch die Zeugungsmöglichkeit des Menschen zugeben und annehmen. Allein dieser Annahme widerspricht die ge-

wichtige Thatsache, daß bestimmte vom Schauplatz und vom Haupttheater der großen organischen Entwicklungsgeichte weit entlegene oceanische Inseln von Menschen unbewohnt angetroffen wurden. So sagt Peschel: „Alle oceanischen Inseln, d. h. solche, die in beträchtlichem Abstände vom Festlande liegen, sind mit wenigen Ausnahmen von europäischen Seefahrern unbewohnt angetroffen worden.“

So fanden sich im Atlantischen Ocean die von Korallen erbaute Bermudasgruppe, die vulkanischen Azoren, die vulkanischen Inseln der Madeiragruppe, des Grünen Vorgebirges und des Meerbusens von Guinea, die Inselvulkane Fernando Noronha, Trinidad, Sanct-Helena, Ascension, Tristan d'Acunha, sowie die Inseln des Falklands-Archipels völlig unbewohnt. Blicken wir weiter, so waren auch die Vulkaninseln der Marion-Erozet- und Kerguelengruppe, sowie die Mascarenen, die Inseln Saint-Paul und Amsterdam u. s. w., ja selbst, wie es scheint, das mächtige Neuseeland ursprünglich unbewohnt, und blicken wir umher, so waren hier nur die Canarischen Inseln von den jetzt ausgestorbenen Guanachen bewohnt, Völker, welche Sprachresten zufolge als Bruchstücke der Berberfamilie anzusehen sind.\* Ebenso verhält es sich mit vielen Inseln des Großen Oceans. Eine allerdings bedeutende Ausnahme von dieser Regel scheint die malaiische Völkerfamilie zu machen, zu der auch die braunen schlichthaarigen Polynesier gehören, welche sich sonderbarerweise über die tropischen und subtropischen Südseeinseln zerstreut und verbreitet finden. Selbst die von hier aus weit westlich liegende Insel Madagascar läßt unter dem Gemisch ihrer vielfachen Einwohner deutlich in den Sprachformen erkennen, daß sich auch nach dieser Seite hin ein polynesischer Zweig abgefordert hatte. So bietet uns der malaiische Menschenschlag allerdings das Bild einer ganz außerordentlichen Inselzerstreuung und Zersplitterung, und

---

\* Vgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1106.

Bechmel sagt hierüber: „Es hat sich dieser Menschenschlag von den Comoren, denn auch auf ihnen ist die Sprache malaiisch, bis zur Osterinsel vom 61. bis zum 268. Längengrade, als auf fünf Neuntel eines Breitenkreises ausgedehnt.“ Doch fügt er sogleich Folgendes hinzu: „Trotzdem ist es von vornherein nicht sehr glaubhaft, daß der Mutterstamm der malaiischen Völkerfamilie zuerst auf Inseln aufgetreten sei. Die Gemeinsamkeit ihrer Sprache beweist uns, daß die weit entfernten Glieder dieser Familie vor ihrer Ausstreuung eine gemeinsame Heimat bewohnt haben müssen. Diese darf aber nur dort gesucht werden, wo die malaiischen Völker jetzt noch am dichtesten auftreten. Der Ausstrahlungspunkt jener Horden lag daher irgendwo zwischen Sumatra, Java und der Halbinsel Malakka. Wir dürfen sogar noch weiter gehen und ihn auf dem südasiatischen Festlande suchen, denn nach ihren körperlichen Merkmalen gewürdigt, zählen die Malaien zur großen mongolischen Rasse. Ihre äußerliche Ähnlichkeit mit den Chinesen ist sogar so vollständig, daß der englische Zoolog Wallace, der sechs Jahre in Niederländisch-Indien reiste, chinesische Einwanderer auf der Insel Bali, welche ihre Volkstracht abgelegt hatten, von den malaiischen Eingeborenen nicht zu unterscheiden vermochte.“ („The Malay Archipelago“, I, 235; vgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1106.)

Die Malaien, die sich also von gemeinsamen Punkten aus über die halbe Länge des Erdumfangs verbreiten konnten, zeigen uns, in welchem wandernden Flusse die Urmenschheit sich bewegt hat, und lassen uns erkennen, wie weit von einem bestimmten Centrum aus eine Verzweigung eines Stammes überhaupt möglich ist. Noch heute, wo wir die Festlandsmasse gegenüber derjenigen der Nachtertiärzeit nach Verlauf vieler Jahrtausende gänzlich anders auf der Erde vertheilt finden, da früher (wie aus beifolgender Karte zu ersehen ist) die Erdtheile der alten Zeit vielfach getrennt und zerrissen waren, läßt sich dennoch der Zusammenhang vieler weitvertheilten Einzelzweige von Menschenrassen erkennen. Das merkwürdigste

Beispiel bietet uns in dieser Beziehung Amerika; in diesem langgestreckten Erdtheile gehören mit Ausnahme des ganz hohen Nordens, den die Eskimos nebst wenigen Stämmen des russischen Amerika bewohnen, alle Bewohner vom Norden bis zum Süden einem einzigen Menschenstamme an.\* Die Sprachen finden wir hier in den Dialekten aufs äußerste zersplittert (was mit der parallel gehenden Staatenzersplitterung zusammenhängt, da Staat und Gemeinde, wie wir sahen, in innigster Beziehung standen zu dem Fortbildungs- und Umbildungsproceß der Sprachen), allein die polysynthetische Wortbildung und der gleichartige Satzbau, sowie eine Reihe anderer äußerer Merkmale lassen den Forscher leicht erkennen, daß er es hier mit einer sehr weit reichenden Ausstrahlung einer gemeinsamen und früher im engsten Zusammenhange gewesenen Menschengesellschaft und Rasse zu thun habe. Ganz ähnlich verhält es sich auch in Australien. Auf diesem Erdtheile herrschen von Ost nach West verwandte Mundarten, und nur im Norden scheint eine Mischung mit papuanischen Sprachen stattgefunden zu haben.\*\* Blicken wir nach Südafrika, so zeigt sich, daß bis zum Aequator nur eine große schattirte Sprache herrscht, sodaß der Sualaheli der Ostküste immerhin noch den Afrikanern im äquatorialen Westafrika am Gabun verständlich bleibt. Denken wir nun an die großen arischen Völkerkreise von den Hindu bis zu den Celten der Insel Britanniens, und im Norden bis zu den Slawen des Weißen Meeres, so zeigt sich uns das nämliche Bild eines frühern, jetzt nach allen Seiten hin ausgestrahlten gesellschaftlichen Zusammenhangs. „Wir dürfen also schließen, daß die sämtlichen Australier, die Südafrikaner, die arischen Völker, sowie die Amerikaner vor der Trennung ihrer Sprachen je Eine Heimat, Einen Ursitz innehatten, von dem aus sie durch Wanderungen sich verbreiteten.

---

\* „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1107.

\*\* Ebenb., S. 1106.

Konnte aber die Neue Welt von irgendeinem Ausgangspunkte aus bevölkert werden, so ist es nur eine Frage der Zeit, daß alle Festlande ebenfalls von Einem Punkte aus bevölkert wurden“\*, und Peschel hat recht, wenn er im Hinblick auf alle Ergebnisse hinzusetzt, daß es an Zeit hierzu gewiß nicht gefehlt hat.

Wenn nun auf diese Weise durch verschiedene weitreichende Einzelfälle die Möglichkeit der Ausstrahlung des Menschengeschlechts von einem bestimmten engern Bezirk aus im Hinblick auf die Thatfachen dargethan wird, so gewinnt diese Möglichkeit, welche, wie wir sahen, allgemein betrachtet sogar eine Nothwendigkeit schien, einen noch größern Bestand, sobald wir uns genauer die Weltbühne des großen organischen Entwicklungstheaters betrachten.

Daß es auf unserm Erdball ein bestimmtes großes Haupttheater der höchsten organischen Entwicklungsgeschichte gegeben hat, lehren uns mancherlei Thatfachen, hauptsächlich jedoch die Erscheinung, daß gewisse, offenbar vom Hauptschauplatz sehr entlegene Erdtheile eine merkwürdig zurückgebliebene und alterthümliche Thierfauna besitzen, die uns in ihren Bildungen zu den Fortschritten der großen Weltbühne anmuthet wie das Bauwerk einer entlegenen Provinzialstadt zu den modernen Palästen und Straßen einer bedeutenden Residenz. Da sich das Neue und Moderne nur an demjenigen Platze Bahn bricht und rasch zur Geltung kommt, wo, wie im Mittelpunkte eines großen Staates, wie etwa in der Hauptstadt, sich alle Bedingungen zur schnelleren Erneuerung, Veränderung und modernen Abwechslung der Verhältnisse vereinigen, so sehen wir an solchem Orte alles Bestehende einem flüchtigen Wechsel der Formen und Trachten unterliegen, gegen welchen Wechsel die entlegenen Orte zurückbleiben müssen und von dem die entferntesten offenbar am wenigsten berührt werden. Ueberblicken wir nun die Schöpfung vom

\* „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1107.

Gefichtspunkte der organischen Entwicklungsgeschichte, so kennzeichnen sich alsbald sehr rasch diejenigen Welttheile, in welchen die Trachten der Geschöpfe noch jenes Rococo zeigen, das uns leicht erkennen läßt, daß hier vielfach noch alte Trachtenfitten unter den Thieren herrschen, welche in den belebtesten Centraltheilen der organischen Schöpfung längst vergessen und begraben sind, oder, wenn sie auch theilweise sich hier noch zerstreut vorfinden, doch rasch und beträchtlich durch höhere, bessere und gewissermaßen modernere Formen überwuchert wurden. Durchmustern wir nun die Welttheile zugleich im Hinblick auf unsere (freilich nur nach mannichfachen Anhaltspunkten und Muthmaßungen) entworfene Karte, so sehen wir sogleich, daß Australien sowol wie Südamerika sehr entlegene Theile, ja sogar größere Inseln darstellen, sodas wir anzunehmen haben, daß diese Erdtheile in der letzten Periode der Tertiärzeit der Verbindung und dem Hauptschauplatz des großen organischen Kampffpielcs und hiermit der modernen Entwicklungsgeschichte der höhern Thierwelt entzückt waren.

Die Fauna dieser Welttheile bestätigt uns das in jeder Hinsicht; denn nirgends sieht es in der Thierwelt alterthümlicher und seltsamer aus wie hier. In Australien fehlen alle Affen, alle Raubthiere, alle Hufthiere, alle Zahnlücken. Von den hier lebenden 132 Säugethierarten dieses merkwürdigen Landes sind 102 Beutelthiere, und die noch übrigen Arten sind Mager, Fledermäuse und einige Zahnlose. Erst in einer viel spätern Periode trat in diese einförmige Schöpfung, gedrängt von den Ereignissen, der Mensch, dem auf den Fersen ein Raubthier, d. h. der neuholländische Hund oder Dingo folgte. „Mensch und Hund passen zur australischen Thierwelt wie etwa auf das Haupt eines Römers in der Toga und mit Sandalen ein spanischer Hut mit Federn.“\* Ganz ähnlich verhält es sich mit der Thierwelt Südamerikas, die sehr verschieden ist von derjenigen

---

\* „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1107.

der Alten Welt, und über die, ebensowol wie über die australische Thierwelt, Andreas Wagner äußert, „daß namentlich die Säugethiere hier den fossilen Trachten der tertiären Zeit näher stehen wie die unsrigen“. Unter diesen Umständen können wir daher nicht leicht zu der Vermuthung kommen, daß in den Bezirken dieser Länder und Erdtheile die Zeugungscentra des allermodernsten Wesens, nämlich des Menschen, gelegen waren. Nun wäre diesen Thatsachen gegenüber zunächst an Nordamerika zu denken, allein auch dieser Welttheil, so modern er uns in vielen Dingen anblickt, beweist uns im ganzen dennoch, daß er nur die große Vorstadt der lebendigen und umfangreichen Entwicklungsresidenz der höhern und höchsten organischen Schöpfung gewesen ist. Neben manchem Andern vermiffen wir vorzugsweise hier die Zweihänder und Halbaffen, deren Auftreten uns ja hauptsächlich an die höchsten und modernsten Umbildungen erinnert. Nun ist, wie uns der erste Abschnitt bereits gelehrt hat, der Mensch unter den Deciduatentarten zwar durchaus keine Umbildung der zweihändigen Affentarten, sondern er ist vielmehr aus einer wol noch sehr affenunähnlichen Bildungsform derjenigen Deciduatentarten hervorgegangen, die wir Brachytarsen und Macrotarsen, also sogenannte Halbaffenarten nennen, in deren vielleicht sehr sonderbar gestalteten Urformen der Tertiärzeit noch mannichfache Mittelformen zwischen Raubthieren und Affen und Nagern u. s. w. zu erblicken waren, aber gerade deshalb scheint es doppelt nothwendig, sein Erscheinen mit den Bezirken der Alten Welt, in denen die Halbaffen auftraten, eng zu verknüpfen. Allein, wenn auch im übrigen nicht so vieles an den Neubau der nordamerikanischen Schöpfung erinnerte, so müßten wir doch bezüglich anderer Gründe davon absehen, in Nordamerika die werthvollsten und höchsten Zeugungscentra, sowie den Hauptschauplatz der höchsten Entwicklungsgeschichte der Organismen zu suchen. Wie uns unsere Karte lehrt, war Nordamerika in der letzten Tertiärzeit zum großen Theile noch ein Ocean, und nur ganz allmählich hat sich hier die Thier- und Pflanzenfauna aus

den Weltgegenden des heutigen Atlantischen Oceans und aus Nordasien hinübergezogen, um diesem Welttheile einen halb europäischen und halb asiatischen Charakter aufzuprägen. Wäre endlich Europa der ursprüngliche Hauptschauplatz und die Residenz der höchsten Entwickelungsgeschichte gewesen, so müßte sich von vornherein das Gesammtresultat der fossilen Funde hier gänzlich anders gestaltet haben, als das thatsächlich der Fall ist. Hat man auch hier und dort, so z. B. in der Schweiz und in Griechenland, einige Reste höherer Affenarten gefunden, so sind diese Thatsachen bei dem verhältnißmäßig so sehr durchforschten Europa doch im ganzen nur sehr gering, und gewähren in Bezug auf die obige Frage kaum umfassendere Anhaltspunkte.\* Was für Europa gilt, gilt in ähnlicher Weise

---

\* In Bezug auf die Frage, ob das mittlere Europa nicht dennoch vor dem Anbrechen der Eiszeit ein größerer Schauplatz der ursprünglichsten Entwickelungsgeschichte des Urmenschen gewesen sei, ist von neuem Streit ausgebrochen, als die Franzosen Delaunay und Bourgeois in den oberen Lagen der mittlern Tertiärzeit Mittelfrankreichs das Vorkommen von scheinbar künstlich gespitzten Feuersteinen nachwiesen. So gewiß es nun ist, daß schon in der mittlern Tertiärzeit große anthropoide Affenarten (wie *Dryopithecus* und *Pliopithecus antiquus*) in dem damals noch sehr frucht- und baumreichen Europa sporadisch sich aufgehalten haben, so wenig ist es nachweislich, daß jene durchlöchernten, an den Rändern scheinbar abgewetzten Feuersteinknollen jener Schichten wirkliche früheste Kunstproducte der menschlichen Hand sind. Allein angenommen es wäre so, und wir wären gezwungen anzunehmen, mit dem *Dryopithecus* und vielen Raubthieren hätten sich Urmenschenstämme bereits bis nach Europa verlaufen, so wäre die Einwanderung dieser Stämme dennoch offenbar nicht ausgeschlossen, und es läge hiermit noch kein genügender Grund vor, gerade jene mitteleuropäischen Urstämme als diejenigen anzusehen, in denen die Umwandlung der Affen zu eigentlichen Menschen sich am frühesten vollzogen hätte. Man hat zu Gunsten dieser Ansicht die Umwandlung des früher noch sehr warmen europäischen Klimas in das Klima der Eiszeit geltend gemacht und darauf hingewiesen, daß sich hier die Noth außerordentlich steigern, der Kampf ums Dasein unter den nordischen Einwohnern daher so hart werden mußte, daß hier die Affen nothwendig ersünderisch werden und sich zu Menschen wandeln mußten, wollten sie sich erhalten. Allein Moritz Wagner, der neuerdings diese Ansicht aufgestellt hat (vgl. „Ausland“, Jahrg. 1871, S. 558 fg.), übersieht erstens, daß die Urmenschen, wie wir Grund haben zu behaupten, keine Umformungen des *Dryopithecus* oder *Pliopithecus* sind und daß der

aus dem erwähnten Grunde auch für das ihm verwandte atlantische Festland Nordamerika und das südliche Nordasien. Es zeigt sich, daß diese Welttheile zwar bereits dem Haupttheater sehr nahe standen, doch aber nicht das eigentliche Centrum und nicht der Schwerpunkt der höchsten Entwicklungsgeschichte waren. Viele Theile Europas und das ganze nördliche Asien sind, wie uns die Karte lehrt, angeschwemmtes Neugebilde, und also gar nicht für jene Zeit in Anschlag zu bringen, und so bleibt schließlich der Blick vorzugsweise nur auf das südlichste und sich sehr weit östlich nach Afrika hin erstreckende Asien haften. Und allerdings werden wir nicht umhin können, hier in diesen Welttheilen den Hauptentwickelungsherd der höchsten organischen Schöpfung zu suchen. Fordert nun die Natur der Sache auch keineswegs die Bestimmung eines sehr engen Districts als Schöpfungscentrum der ersten Menschenfamilien, so sahen wir doch, daß eine im ganzen engere Begrenzung innerhalb eines zusammenhängenden Bezirks in Rücksicht auf die schwierigen Verhältnisse des gefährlichen Lebenskampfes in der Residenz des

---

Eintritt der Eisperiode in der gemäßigten Zone die Thiere nothwendig ebenso langsam zurückgetrieben hat in die subtropischen Länder, als sie ehebem in jene früher fruchtbaren Landstriche hingelockt wurden. So rasch konnten die Umgestaltungen des Festlandes durch Fluten und das Wachsen der Gletscher nicht vor sich gehen, daß eine große Reihe von Thieren (neben ihnen die mächtigen Uraffen), die an warme Klimate gewöhnt waren, nicht hätten ihren Rückzug zu den subtropischen Ländern antreten können. Im Gegentheil müssen wir Wagner, der auf das plötzliche Abschneiden der Rückzugslinien zu den tropischen Ländern durch Eis und Wasser hinweist, die Meinung entgegenhalten, daß gerade dadurch die tropischen Länder zum Haupttheater der Entwicklungsgeschichte der höchsten Thierwelt geworden sind, daß fast alle befähigtern Thiere durch die Aenderung der gemäßigten Klimate getrieben sich zu den tropischen Ländern zurückarbeiteten, sodaß erst durch die Anhäufung der Thiere hieselbst der Rassenkampf sich steigerte, und durch das Ueberhandnehmen der hier eingepferchten Arten, trotz aller tropischen Fruchtbarkeit, dennoch mit der Zeit bestimmter Nahrungsmangel sich fühlbar machte, durch welchen neue Parasiten und höhere Raubthierformen hervorgebracht wurden, endlich auch nur hier der Mensch sich entwickelte.

Entwickelungstheaters sich als nothwendig ergab. Allein hier hört nun die genauere Bestimmungsfähigkeit in dieser Beziehung selbst als Muthmaßung fast völlig auf, und es erscheint schwierig, ja bis jetzt unmöglich, den eigentlich ersten engern Bezirk genau zu bestimmen, in dem die frühesten Menschenfamilien auftauchten. Zudem ist leider das südlichste Asien sowie die Insel Ceylon, Hinterindien, Madagascar und andere Theile Ostafrikas noch zu wenig bezüglich fossiler Reste durchforscht, und da, wie die Karte lehrt, hierzu kommt, daß ein großer Theil des südlichsten Asiens, und zwar das von dem Engländer Selater genannte Lemuria im heutigen Indischen Ocean höchst wahrscheinlich ebenso versunken ist wie die großen ostasiatischen Landstrecken, die in den heutigen Großen Ocean hineinragen, und die als tiefgelegenes Schwemmland fortdauernd großen Umformungen ausgefetzt waren, so wird es fast unmöglich, über den eigentlichen District der Menschenwiege Bestimmtes auszumachen. Dennoch besitzen wir einige Anhaltspunkte, und es gewähren uns dieselben die Wohnorte der Halbaffen. Der ursprüngliche Verbreitungsbezirk dieser entwicklungsreichen Thierwesen fiel zusammen mit den im Indischen Ocean versunkenen Festlandsstrecken, das beweisen uns die auf Madagascar, den Inseln des südlichsten Asien, Afrikas und die auf dem ostafrikanischen Festlande gefundenen fossilen Thierreste. Immerhin ist es höchst beachtenswerth, daß bis jetzt weder lebend noch fossil irgendeine Halbaffenart in Amerika gefunden wurde. Ist es nun aus zoologischen Gründen thatsächlich, daß die sogenannten Halbaffenformen die Grundbausteine zu dem Aufbau und den Formenbildungen der ganzen höhern Säugethierwelt liefern, so scheint es, als wenn der engere Landesbezirk, der die Urheimat der Halbaffen bildet, allerdings die große Bühne gewesen ist, innerhalb deren die am höchsten entwickelten Deciduatformen, und also neben den großen Raubthieren auch Mensch und Affe, am frühesten die Augen geöffnet und das Licht der Welt erblickt haben. Hier in diesen Gegenden lagen ohne Zweifel die Keime beieinander, die genügend

befruchtet, die höchsten Wesen zur Entwicklung kommen ließen. Hier in jenen Ländern war das Klima, in welchem die menschenähnlichen Affen noch heute ihr Gedeihen finden, und deren Verbreitungsbezirk noch heute mit Entschiedenheit gleichfalls auf dieses von der Flut hinweggeschwemmte oceanische Land hinüberdeutet; denn während sich der Orang drüben auf der Insel Borneo befindet, finden wir die übrigen menschenähnlichen Affen, ähnlich wie den Menschen selbst, nach der entgegengesetzten Richtung, nämlich nach Afrika hin verschlagen. Wurden die Affenarten von dem Verbreitungsbezirke ihrer Stammväter nach den entgegengesetztesten Richtungen in dem wirren Getriebe des allgemeinen Thierkampfes gedrängt, so dürfen wir uns in Bezug auf den Menschen, der sich den Kampf gegen die feindlichen Thiere zur Aufgabe machte, noch viel weniger verwundern, daß er im Laufe der langen Kampfperiode allmählich gleichfalls seine heimatliche Wiege zu verlassen gezwungen war, um sich in andere Gegenden zu begeben. Allein immerhin müssen wir im Auge behalten, daß dieses Verlassen der Ursitze und der Aufbruch zur Wanderung eines Volkes keine angetretene Reise war, wie sie etwa Abenteurer unternehmen würden. Vielmehr war der Aufbruch der Rassen zur Wanderung im Grunde ursprünglich nichts wie die durch Hunger und Kampf mit andern stärkern Völkern hervorgerufene Verdrängung der Schwächern, die sich vollzog, indem der Druck für die letztern zu stark wurde, um nach dem Gesetze der Trägheit alsbald schon dort zu enden, wo sich eben dieser Druck bis zur möglichsten Grenze wiederum aufgehoben und gemindert hatte. So war die allgemeine Wanderung der menschlichen Volksstämme in der Urzeit nichts wie eine nach bestimmten Gesetzen des socialen Kampfes vor sich gehende Verbreitung der Menschenmassen in concentrischen Kreisen von einem bestimmten Centralgebiete aus.

Wie dargestellt waren also die ersten Volksstämme noch inner-

halb des Bezirks dicht miteinander vereinigt, den wir die Völkervereinigung nennen. Sie waren hier alle in gemeinsame Schicksale und Erlebnisse miteinander verflochten, die wir in der Folge näher kennen lernen werden. Erst nachdem im socialen Kampfe die Ausbeutung, Unterdrückung und Sklaverei den schwächern Rassen neben dem Hunger unerträglich wurde, suchten sich diese hiervon zu befreien und begannen nun zu wandern, und es vollzog sich so in der Urgeschichte der Menschheit nur im besondern, was sich im Kampfe ums Dasein in der ganzen Thierwelt überhaupt spiegelte. Gleiche und ähnliche Verhältnisse vollzogen sich, wie wir sehen, in der Wechselwirkung der Rassen und Völkerstämme untereinander, und dieselben traten in erneuter Weise im engern Staatsleben wiederum hervor. Wie der Arbeiter nur erst durch den zu großen Druck der Verhältnisse gezwungen sich der Ausbeutung seines Fabrikherrn zu entziehen sucht, nachdem er sich viele Jahre hindurch in das Abhängigkeitsverhältniß gewöhnt hatte, so ähnlich auch die Stämme der Urmenschheit, sie blieben ursprünglich aneinander in dem gemeinsamen Districte haften, und zogen anfänglich nur so weit auseinander, als der nöthigste Grad relativer Selbständigkeit, ihre engere Gemeinschaft und das Jagdrevier dies verlangten. Allein die Selbständigkeit der schwächern und niedern Rassen war verhältnißmäßig ursprünglich nur sehr geringfügig; denn immerhin blieben alle Horden dort, wo sie sich nicht zu weit von den übrigen trennten, in gewisser Abhängigkeit derjenigen Stämme, welche durch physische Kraft, Muth und Ausdauer alle übrigen überragten. Es gestaltete sich hier in der Urzeit, in Anbetracht dieser Umstände, unter den verschiedenen Urstämmen und Völkerfamilien, aus denen die Rassen hervorgingen, ein Zustand, der sich noch heute unter den rohen und verwilderten Horden der indianischen Brasilianer und Australier in ähnlicher Weise wiederfindet. Horden und Stämme ziehen in diesem Zustande scheinbar wild innerhalb eines bestimmten Landdistricts durcheinander, um eigene Jagdreviere zu suchen, dennoch aber stehen sie trotz dieser freien Beweglichkeit auf

dem gemeinsamen Gebiete unter dem Druck und der Abhängigkeit desjenigen Stammes, der am mächtigsten ist, sich am weitesten unter ihnen in Horden verbreitet hat, und dessen Nachwuchs zugleich am kräftigsten gedeiht. In Brasilien sind ein solches, alle mannichfaltigen Einzelstämme beherrschendes Volk bekanntlich die Tupi. In der That, was sich auf den weiten Districten Brasiliens wiederholt, das mußte sich in ähnlicher Weise im Bereich der Urstüße der Volksstämme dereinst gleichfalls vollzogen haben. Wie im primitiven Einzelstaate alsbald derjenige Stand der herrschende wurde, dessen Macht und Gewalt am meisten hervorragte, und wie überhaupt unter rohen und niedrigen Zuständen nur die Gewalt und die Macht zur alleinigen Anerkennung im socialen Leben gelangt, so mußte auch in den ursprünglich zusammenhängenden Districten der Urvölker derjenige Stamm und diejenige Rasse die Achtung und die Notmäßigkeit der übrigen erzwingen, welche am weitesten und raschesten sich verbreitete und durch physisches Gedeihen sich am meisten gestärkt hatte.

Es wird sich schwierig feststellen lassen, welche Rasse in den Urdistricten und dem hier heimischen Klima ursprünglich ein so großes Gedeihen fand, daß durch sie alle übrigen Stämme und Rassen naturgemäß beherrscht und unterdrückt wurden, wodurch letztere allmählich aus dem Urbezirke herausgedrängt und durch zu großen Druck zur Auswanderung gezwungen wurden. Daß die Polarvölker und die amerikanischen Indianer indessen nicht zu dieser ursprünglich am meisten bevorzugten Urrasse gezählt haben, dürfen wir schon deshalb annehmen, weil sie nach dem Gesetze des Wanderungsdrucks offenbar am weitesten von der Urheimat verschlagen und zur Anpassung an die schwierigsten Klimate gezwungen wurden. Viel näher stehen ihren heutigen Wohnplätzen nach der Urheimat noch die Mongolen und die Malaien. Allein auch in Bezug auf diese Völker, die so gleich hinter die Amerikaner her nach Osten gedrängt wurden, wird angenommen werden müssen, daß sie eine ursprünglich physische Herrschaft über die andern thatsächlich nicht ausüben vermochten. Mon-

golen, Polarmenschen, Malaien und Amerikaner zeigen bekanntlich mannichfach Verwandtes untereinander. In der Handgeschicklichkeit nehmen sie es alle mit den Negerrassen auf, ja sie übertreffen dieselben sogar meist so weit, daß sie sich gar nicht mehr mit diesen vergleichen lassen; dennoch hat sich, wie wir aus dem Folgenden genauer sehen werden, die Intelligenz aller dieser Völkerschaften trotz ihrer Handgeschicklichkeit nicht in dem hohen Grade entwickeln können, wie das ursprünglich sehr früh bei den Kaukasiern, d. h. allen denjenigen Urstämmen der Fall gewesen sein muß, aus welchen sich später die hamitischen, indogermanischen und semitischen Völkerzweige differentiirten und entwickelten. In der That blieben alle die hauptsächlich nach Norden und Osten gebrängten Völkerschaften gegenüber den Kaukasiern geistig unbeweglicher, einseitiger und schwerfällig. Es fehlte allen diesen Menschenrassen das tiefere geistige Leben und der hohe Grad von Gewecktheit, der den Kaukasiern zukommt, und welchen alle nach Norden und Osten gebrängten Völkerrassen selbst in ihren höchsten Repräsentanten, nämlich in den Chinesen, dennoch niemals erreicht haben. Sehen wir aber von allen diesen verdrängten Rassen ab, so bleiben uns nebeneinander in Concurrenz nur jene zwei Hauptrassen übrig, aus welchen sich einestheils alle negerartigen und andererseits alle kaukasischen Völkerstämme entwickelt haben.

Offenbar haben sich sehr früh die Urstämme dieser beiden Rassen in der Urheimat den Rang untereinander streitig gemacht; und obwol sich alle Einzelstämme dieser Völkerschaften gleichfalls zur Wanderung gegenseitig zwangen, so finden wir doch, daß gewisse Wurzelzweige dieser Völker in ausgebehntem Maße ganz in der Nähe jener oben festgestellten Urdistricte der Menschheit haften geblieben sind. Die auf der Insel Madagascar angetroffenen Völkerstämme von Malaien scheinen zwar hiergegen zu zeugen. Regen wir uns daher die ethnologische Frage vor, wie und wodurch einzelne Stämme der Malaien so merkwürdig weit von allen ihren

Stammverwandten nach entgegengesetzten Gegenden versprengt werden konnten? Es ist sonderbar, daß wir ganz dieselbe Erscheinung in Bezug auf die südafrikanischen Völker beobachten; denn auch in Neuholland und auf dessen Inselumgebung finden wir Völkerstämme, die, wie die Papuanen, deutliche Beziehungen zu den Hottentotten, und die Australneger, welche ebenfalls nicht undeutliche Verwandtschaftsbeziehungen zu den andern afrikanischen Völkerschaften verrathen. Auch diese neuholländischen Völkerschaften erscheinen also nur als die nach der andern Seite weit von dem Hauptstamme ihrer Anverwandten versprengten Bruchstücke. Nehmen wir hierzu, daß die auf Borneo gefundenen hochentwickelten Affen ebenfalls ihre nächsten Stammverwandten, wie die Papuanen, drüben in Afrika zu suchen haben, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese Thiere nach diesen Gegenden aus ähnlichem Grunde verschlagen und von den übrigen Stammverwandten in gleicher Weise getrennt wurden, wie die Schwarzen Neuhollands von den Afrikanern und die Malaien von Madagascar von ihren Brüdern auf den Sunda-Inseln. Es wird bei den vielen Bedingungen, die zusammentrafen, um auf diesen Welttheilen dieselben Erscheinungen hervorzurufen, schwierig sein, den wahren gemeinsamen Grund hiervon aufzudecken, doch glauben wir nichts Unwahrscheinliches zu behaupten, wenn wir annehmen, daß an diese entgegengesetzten Versprengungen stammverwandter Völkerstämme und Thiere eine Reihe von Katastrophen, die in diesen Gegenden häufig waren, und die mehr oder weniger plötzlichen Ueberflutungen der Festlandstheile des südlichen Asiens und östlichen Afrikas, auf denen ja die gemeinsamen Wohnsitze aller jener Rassen ursprünglich lagen, schuld waren. Wie dem sei, trotz dieser Eingriffe der Natur, die gerade in diesen Welttheilen so außerordentliche große Veränderungen hervorriefen, wird sich nicht verkennen lassen, daß nächst den Afrikanern vorzugsweise die Hauptstämme der Kaukasier in der Nähe der Menschheitswiege ansässig geblieben sind, während alle Indianer und

Mongolen nebst Nordvölkern und Malaien weit von dieser gemeinsamen Urheimat abgedrängt wurden.

Betrachten wir uns die ursprünglichen Wohnsitze der Hemipitheci, in denen wir, wie dargethan, die Wiege der Urbölker zu suchen haben, so bleibt unser Blick zunächst also auf den Afrikanern und Kaukasiern haften. Ostafrika und die Südwestspitzen Asiens sind noch heute von jenen Rassen bevölkert. Afrikaner und Kaukasier standen sich hier allein nach Verdrängung der übrigen Rassen gegenüber. Beide im Kampfe beharren bleibende Rassen erscheinen mit eigenen Vorzügen behaftet, die sich nebeneinander zu behaupten versuchten, wenngleich, wie anzunehmen, das Uebergewicht zuerst auf dieser und nur später erst auf jener Seite hervortrat. Das Uebergewicht der afrikanischen Stämme war die physische Stärke, die sich zunächst am meisten mit der der Raubthiere messen und diesen gegenüber behaupten konnte, was hingegen die Kaukasier vor den übrigen auszeichnete, war die große Geschicklichkeit und Erfindungsgabe, und damit Hand in Hand gehend ein über allen hervorragender Intellect. Die höchste menschliche Körperstärke stand also hier der höchsten menschlichen Geisteskraft ursprünglich gegenüber, und zwar repräsentirt durch zwei Rassen, die sich hiermit gegenseitig den Rang streitig machten. Ursprünglich freilich gehörte für lange Zeit das Uebergewicht und die Herrschaft der physischen Stärke, und nicht wundern dürfen wir uns daher, wenn wir in der Urgeschichte der Menschheit auch von einer Epoche reden hören, in der die rohe schwarze Rasse die Herrschaft führte, und in der Entwicklung triumphirte. Doch ihr gegenüber bildete sich früh im Kampfe ums Dasein der Intellect der Kaukasier. Wurden alle minder starken und weniger begabten Völker ostwärts und nördlich gedrängt, so hielten die begabten Kaukasier stand. Die früheste Geschichte, wenn wir so reden dürfen, oder richtiger die frühesten maßgeblichen Begebenheiten unter den Menschen, spielten sich daher zwischen diesen beiden sich gegenüber tretenden Rassen ab. Hier unter den Einwir-

fungen von roher physischer Kraft von einer Seite, und der sich ihr gegenüber behauptenden erfinderischen und beweglichen Intelligenz von anderer Seite, entstanden, wie uns genauer der Verlauf der Urgeschichte lehren wird, die ersten Anregungen zu einem höhern menschlichen Aufschwunge des Geistes, ein Aufschwung, zu dem das Hülfsmittel der Sprache allein wol niemals hingereicht hätte. Hier, wo ursprünglich der grausamste Kannibalismus herrschte, von dem wir in Südafrika noch heute die Spuren auffinden, wurden trotzdem Geist und Hand zu den frühesten erfinderischen Arbeiten angeleitet, ja noch mehr, hier am Mutterherde der gemeinsamen Völkerheimat, wo der Kampf der Rassen am grausamsten geführt wurde, wuchs mit dem Druck der Verhältnisse unter den hiermit begabten Völkern die Anlage zur Erfindung. Hier unter diesen Spannungsverhältnissen erzeugten sich, wie wir sehen werden, alle jene Erscheinungen, die epochemachend für die Entwicklung der Menschheit wurden. Während wir in der Folge alle diese Erscheinungen kennen lernen werden, müssen wir bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß nicht sowol für die Entwicklung der höchsten Thierwelt, sondern ebenso auch für die höchste geistige Entwicklung der Menschenwelt, die Alte Welt, oder näher bezeichnet Ostafrika und das südliche Asien die Bühne und das Haupttheater der Begebenheiten darboten. Hier in eben diesen Welttheilen gestaltete sich der Schauplatz, auf dem sich jene vorgeschichtlichen tiefeingreifenden Ereignisse abspielten, die für den ganzen Entwicklungsgang der Menschenwelt bestimmend wurden. Man hat sich gewöhnt, in der Ethnologie sowol wie in der Urgeschichte, den Schauplatz auch der geistigen Entwicklungsgeschichte zu zersplittern, d. h. ihn überall hin auf die ganze irdische Oberfläche zu verbreiten. Man ging hierbei von der oberflächlich gesehen allerdings sehr einleuchtend klingenden Ansicht aus, daß gleiche oder ähnliche Anlagen unter den Menschen auch allwärts die gleichen Stufen der Entwicklung, die gleichen Ideenassoziationen, die gleichen Erfindungen und die gleichen Erlebnisse hervor-

rufen konnten. Allein man ist dem Psychologen völlig den Beweis für diese hergebrachte Ansicht schuldig geblieben. Von vornherein überfieht man hierbei, daß von gleichen und ähnlichen Anlagen unter den Rassen als solchen psychologisch gar nicht geredet werden kann. Dazu kommt, daß die Anlagen allemal nur erst dann und in der Weise zum Vorschein und zur Wirkung gelangten, sobald sie durch eine bestimmte Wechselwirkung unter feindlichen unähnlichen oder doch reizenden Factoren entzündet oder gefördert wurden. Zu diesen Factoren zählen wir aber ebenso die äußern Naturverhältnisse, wie die sich aus dem Rassenkämpfe der Menschen untereinander ergebenden Anregungen. Ja auf die letztern Factoren legen wir mit Recht einen höhern Werth, da sie tiefere und eigenthümlichere geistige Anstöße liefern, wie die mit Steinen, Pflanzen und Thieren bevölkerte bloße Naturumgebung, die dem Menschen überall gleichförmiger wie seinesgleichen gegenübertritt. Und wahrlich, geistige epochemachende Begebenheiten, d. h. Geschichte, konnte sich nur abspielen, wo Menschen eigenthümlich auf Menschen wirkten. Tiefer entwickelnd wirkt eben nur die Geschichte.

Kann von gleichen oder gleichmäßigen Entwicklungen der Anlagen unter den verschiedenen Völkern nicht geredet werden, weil alle einer andern geschichtlichen Wechselwirkung ausgesetzt waren, und alle andere Anregungen empfangen, so ist, wie erwähnt, zugleich wohl zu beachten, daß, wenn auch alle äußern Bedingungen für das Urmenschenthum zugleich im großen Ganzen durchschnittlich so ziemlich die ähnlichen gewesen sind, völlig verschieden ursprünglich die körperlichen und mehr noch die psychischen Anlagen der Einzelrassen waren. Wer eine ähnliche ursprüngliche geistige Entwicklung unter allen Völkern der Erde annimmt, dem muß der Aufschwung einzelner Rassen, besonders der kaukasischen, als ein Räthsel erscheinen neben der hiergegen als Stehenbleiben erscheinenden Entwicklung der Afrikaner. Denn wie oft finden wir in der Urgeschichte zwei Völkerschaften dieser Rassen nebeneinander in derselben Naturumgebung,

ohne daß beiden Völkern aus diesen Bedingungen gleiche Anregungen zutheil werden. Und während beide Theile in Kampf gerathen, werden die einen durch diese Wechselwirkung plötzlich erfindertisch, jene andern aber bleiben stumpf und entwicklungslos, bei diesen bildet sich Erfindungsgeist und Intelligenz, bei jenen ist hiervon nichts zu beobachten. Es ist daher völlig falsch, allen Völkerrassen ursprünglich eine gleiche Intelligenz zuzusprechen, und ihnen hiervon so viel zuzumessen, daß alle auf ihren verschiedenen Wohnplätzen zu solchen ähnlichen Erfindungen vorschreiten konnten, die wir primitive Erfindungen nennen, und zu denen man gewöhnlich auch neben andern die Erfindung des Feuers zu zählen pflegt. Diese Annahme betrachtet die Anlagen der Menschen und ihre Entwicklung nur oberflächlich, sie übersieht, daß die bloße Wechselwirkung mit der überall ähnlichen Naturumgebung nicht hinreicht, um den Geist tiefer erfindertisch zu machen. Denn fanden einige Stämme die Mittel fortzuschreiten, so bildeten andere, gehindert durch Trägheit und andere hemmende Kräfte, gar keine Anlagen aus. Zur Entwicklung tieferer Anlagen ist daher ein bestimmtes Naturell nothwendig, das nicht allen Völkern ursprünglich gleichzeitig und in gleichem Grade gegeben war. Und nicht allein das, auch ein bestimmt unterschiedener Körperbau ist allen Rassen ursprünglich nachweisbar eigen, innig mit dem Naturell ist eben auch der Körper mit seinen Anlagen verwebt, und wie die eine vorwärts strebende Rasse die Flügel gleichsam zum Fortkommen fand, wurden andere Rassen durch das Bleigewicht hemmender körperlicher Ursachen hieran gehindert. Diese Grade physischer Schwächen und Behinderungen durch Trägheit und andere Einflüsse waren bei allen Völkern ursprünglich verschieden. Daher ist es unstatthaft, allen Völkern gemeinsame Anlagen ursprünglich zuzusprechen, die alle zu gleichen primitiven Erfindungen sich hätten entwickeln können. Sehen wir ferner die Erscheinung, daß alle rohern sowie schwächern und feigern Menschenrassen im Kampfe der Rassen verdrängt und hiermit

also an die Peripherie des Entwicklungskreises geschoben wurden, so heißt das als Thatsache nichts anderes, als daß in diesen Verdrängten sich eben nicht in dem Grade ursprünglich rasch genug die nothwendigen Bedingungen zur Entwicklung von tiefem siegreichen Anlagen (zu denen wir ja in erster Linie den Erfindungsgeist zählen) zusammengefunden haben, wie in denjenigen Stämmen, welche im Centrum der Entwicklungsgeschichte stehen blieben. So also nöthigen uns alle psychologischen Gründe zu der Annahme, daß nur hier im Centrum der Entwicklungsgeschichte, wo der fürchtbarste Rassenkampf stattfand, sich die Anlagen (angetrieben durch die so gesteigerten Entwicklungsfactoren) über den trägen Geist der Thierwelt hinaus bis zur Höhe der menschlichen Erfindung anzuspannen vermochten. Die an die Peripherie geschobenen Völker, welche ohnehin nur in Rücksicht auf ihre niedrigeren Anlagen nach dieser oder nach jener Seite hin verdrängt wurden, lernten den Grad dieser Spannung nicht in gleicher Weise kennen, sie fanden sich daher mit ihren Anlagen nicht genug über ein bestimmtes Niveau von Trägheit hinausgehoben, fochten daher auch den Kampf ums Dasein gegenüber den Thieren und der Umgebung unbeständiger und wären vielleicht im Laufe der Jahrhunderte den Bedingungen erlegen, wären sie nicht mit dem Centrum der Entwicklungsgeschichte lange genug im Contact geblieben, um so die Winke zur erfinderischen Entwicklung, welche letztere eben nur den am höchsten begabten Völkern eigen war, von dorthier als Anstöße zur Nachahmung aufzunehmen. Die Gesetze der Psychologie nöthigen uns also anzunehmen, daß sich ursprünglich nur die höchste Rasse und die zugleich siegreichste, aus ureigener und freier Ueberwindungskraft aller Hemmnisse, menschlich erfinderisch im Gegensatz zu den Thieren entwickelt habe, während die übrigen durch den mehr oder minder beweglichen Nachahmungstrieb, der allen eigen war, mehr oder weniger rasch und talentvoll dieser Entwicklung zu folgen suchten.

Es mußten daher alle nach der Peripherie gedrängten Völker, da sie

der reibenden Kraft bezüglich des Aufschwunges der Anlagen nicht in gleich hohem Maße theilhaftig wurden, sich passiver verhalten wie die im Centrum stehenden gebliebenen Rassen, und daher einseitigere Entwicklungsrichtungen nehmen. Hier auf dem Schauplatze dieses Centrums, der vielleicht allerfrühestens noch eine gewisse Verträglichkeit der verschiedenen Urstämme aufgewiesen hatte, indem die Schwächeren anfänglich gutwillig dem Joch und der Herrschaft der Stärkeren und wilderen Rasse sich beugten, entbrannte allmählich der heftigste Kampf, und zwar in um so höherem Grade, je mehr sich neben der angestammten Herrschaft der Macht zugleich die Eigenart und Macht anderer Fähigkeiten, nämlich die durch die Geschicklichkeit angeleitete Erfindungsgabe und Intelligenz zu erhöhen begann, durch welche der physischen Gewalt ein Gegengewicht geboten wurde. Nur erst, als dieser Gegensatz zwischen zwei sich differentiirt habenden menschlichen Fähigkeiten unter verschiedenen Völkern zur vollsten Geltung und Entfaltung kam, konnte der eigentliche Rassenkampf der Urstämme wahrhaft beginnen, und nun nahm derselbe einen Aufschwung und einen Verlauf, der vorher nicht gegeben und vorauszusehen gewesen war.

Hatten ursprünglich nothwendig die wildesten und rohesten Völker die physische Herrschaft in den Urdistricten geführt, hatten sie alle schwächeren, einseitigern und feigern Völker an die Peripherie des Völkerkreises geschoben, so hatte ihnen nur, wie wir hervorgehoben, eine Rasse möglichst standgehalten. Wir haben gesehen, daß wir begründete Anhaltspunkte dafür haben, daß diese Völker-rasse die kaukasische gewesen ist. Allein, wollte diese Rasse in ihren Stämmen dem Andrängen der unterdrückenden Gewalt der wilden und starken wollhaarigen Urvölkerschaften möglichst entgegen-treten, so konnte das nur dadurch geschehen, daß sie sehr früh und ursprünglich durch eigenthümliche andere Fähigkeiten, d. h. durch bestimmte Geschicklichkeit des Körpers und Geistes das ersetzte, was ihr an Kraft und angeborener physischer Stärke den Feinden

und Unterdrückern gegenüber abging. Dieses Gegengewicht kam nun unter dieser Rasse verhältnißmäßig früh zur Entwicklung, und es bestand thatsächlich in der intelligenteren Beweglichkeit des Geistes mit Rücksicht auf die angeborene hohe Handgeschicklichkeit, welche letztere, wie sich zeigen wird, zum Vehikel der sich bildenden Erfindungsgabe und Combinationsfähigkeit werden sollte. Allein die sich mit der wachsenden Handgeschicklichkeit und der emporbildenden Intelligenz steigenden Fähigkeiten sollten nicht nur sehr früh ein bloßes Gegengewicht gegen die rohe physische Gewalt gewähren, sondern sie mußten, wie es in der Natur der Sache lag, sogar sehr rasch die körperliche Macht und Stärke übertreffen. Denn die physische Wildheit fand an dem Maße des Körpers selbst ihre Grenze, während die sich durch erfinderische und intelligente Handgeschicklichkeit verstärkende Armkraft sich beliebig weit darüber hinaus zu erweitern im Stande war. So konnte also die ursprüngliche Erhebung, das physische Uebergewicht und die Herrschaft der wollhaarigen schwarzen Völkerschaften nur in der ersten Periode der Urgeschichte bestanden haben, um indessen früh in einer zweiten Epoche verdrängt zu werden, in welcher sich nunmehr rasch und für immer die Herrschaft der geschicktern und intelligenteren kaukasischen Völkerschaften begründete. Die fast ursprüngliche oder doch frühzeitige Herrschaft der kaukasischen Rasse im Centrum und im Herzen der menschlichen Entwicklungsgeschichte konnte aber in ihrer Tragweite für die Entwicklung der andern Völker nicht ganz bedeutungslos und nicht ohne einwirkende Folgen geblieben sein. Diese Folgen zu ermessen, ist die Aufgabe der psychologischen Entwicklungsgeschichte.

Mußten wir aus psychologischen Gründen die Annahme zurückweisen, daß alle Völker, durchschnittlich gleich im Ursprunge angelegt, zu gleichartigen primitiven Erfindungen vordringen konnten, und wiesen wir bezüglich einer hervorragenden Entwicklung der tiefen Anlagen hin auf das Centrum des großen Rassenkampfes und auf das Haupttheater der tiefen Entwicklungsgeschichte, so bleibt uns nun die

Thatsache zu erklären übrig, wie alle Völker die hervorragendsten und wichtigsten Erfindungen, Gebräuche und Güter der Urzeit in ähnlicher Weise aufnehmen konnten.

Bei dieser Gelegenheit nun haben wir unsern Blick auf die Karte der Urzeit zu werfen, die uns sogleich erkennen läßt, daß die Zerrissenheit der Landmassen ursprünglich in jenen Perioden keine solche war, wie wir sie heute zwischen der Neuen und Alten Welt antreffen. Im Gegentheil war die Getrenntheit nur so stückweise und im ganzen so unbedeutend, daß ein bestimmter Connex aller Völkergruppen der Urzeit durchaus als annehmbar erscheint. Solange aber noch ein gewisser Zusammenhang unter den großen (freilich in den spätern Entwicklungsperioden geographisch schon sehr weit ausgedehnten) Völkerkreisen bestand, oder solange alle Rassen, wenigstens noch durch irgendwelche äußerste Berührungen überhaupt, Fühlung miteinander besaßen, konnten die im Herzen der Entwicklung aufflammenden hervorragenden Erfindungsexplosionen in nachzitternden schwachen Pulschlägen sich noch bis zu den entlegensten Völkerstämmen fortzupflanzen im Stande sein, sobald nur eben diese Erfindungen so bedeutend und vortheilhaft und zugleich von solchen Ideenassociationen getragen waren, daß sie, überall Zunder antreffend, allmählich Nachahmungen finden konnten. Nur den allerwenigsten Ereignissen der Urzeit freilich konnte die Summe dieser Bedingungen zukommen, um eine so ausgedehnte und allgemeine Tragweite über den ganzen Völkerkreis zu erlangen. Allein, daß es in den großen Epochen der Urzeit thatsächlich derartige Ereignisse von allgemeinsten Tragweite gegeben hat, lehrt uns bekanntlich die früheste, die merkwürdigste, und weil sie die früheste war, die zugleich auch schwierigste Erfindung, welche die Menschheit je gemacht hat. Diese höchst merkwürdige und bedeutende Erfindung, die, wie wir sehen werden, innig mit der an der Handgeschicklichkeit sich bildenden intelligenten Combinationsgabe zusammenhängt, war die Feuererzeugung, von deren Bedeutung wir in spätern Abschnitten genauer handeln werden.

Solange unter Völkerstämmen, mochten sie sich feindlich oder freundlich behandeln (was abwechselungsweise stets der Fall gewesen sein wird), gewisse Zusammenhänge und Fühlungen überhaupt vorhanden waren, tauschten sie nothwendig, wie wir thatsächlich wissen, mancherlei Eigenthümlichkeiten gegenseitig miteinander aus. So waren es bekanntlich manche Spracheigenthümlichkeiten, die sich unter Umständen, namentlich sobald sie von angesehenen Völkerschaften ausgingen, leicht sehr weit verbreiten. Allein wir haben gesehen, daß neben dem Idiom, das allerdings bestimmte weit ausgedehnte Völkerkreise, ja ganze Rassen miteinander gemein haben, die Sprache sich vorzugsweise im kleinen innerhalb der Horde gestaltete, um nur dann zu Verschmelzungen und Complexionen zu kommen, sobald eine Reihe kleinerer Horden und Stämme zu einem größern Staatsverbände sich vereinigten. So war also das Wort und die Sprache, wie wir dargestellt haben, eng an den bestimmten Einzelstaat und die Gemeinschaft gebunden. Anders wie mit dem Wort verhält es sich indessen mit bestimmten Erfindungen, Ideen und Gebräuchen. Hier ist der Nachahmungsgeist auf eine umfangreichere Bahn gelenkt, und da er aus diesem Grunde um so rascher Wurzel faßt, werden gewisse Erfindungen, Ideen und Gebräuche schneller kosmopolitisch und Gemeingut der Völker.

Allein es wäre verfehlt, wollte man in Rücksicht auf die Möglichkeit einer allgemeinen und kosmopolitischen Verbreitung gewisser hervorragender Ideen, Gebräuche und Erfindungen der Urzeit an einen nur kurzen Zeitraum denken, innerhalb dessen diese Verbreitung geschah. Im Gegentheil, die Perioden der Urzeit sind nach unserm Maßstabe, wie wir leicht begreifen, ungeheure Zeiträume, die zu überblicken uns heute nicht mehr gelingt. Die Thatsache aber, daß auf der ganzen Erde kein Volk gefunden wurde, das die Erfindung des Feuerzündens, und also das Feuer, nicht gekannt hätte, beweist uns, daß selbst in einer verhältnißmäßig schon spätern Periode noch die Völker eine gewisse Fühlung besaßen, sodaß, wenn auch in

den allerlangsamsten Zügen, die Wellen der Nachahmung sich dennoch über alle Stämme verbreiten konnten. Gerade die Erfindung des Feuerzündens, welche nebst den sich hieran anschließenden Ideenassocationen und dem hiermit verknüpften erneuten Aufschwunge des Menschengesistes, hauptsächlich, wie erwähnt, erst in spätern Abschnitten zur Erörterung kommen wird, war es, die stets zu der allgemeinen Frage Veranlassung gegeben hat, ob die Anlagen zu primitiven Erfindungen unter allen Völkern der Erde ursprünglich gleich vertheilt waren, und ob daher eben diese Erfindung an vielen Orten zu gleicher Zeit gemacht werden konnte.

Diese Frage nun hat bei einem umfassenden Rückblicke auf alles bereits früher Erörterte kaum noch Schwierigkeiten für die psychologische Beantwortung. Daß es mit den frühesten, seltensten und den deshalb zugleich schwierigsten Erfindungen sich ganz ebenso verhält, wie mit den Einzelheiten des ganzen organischen Entwicklungsprocesses überhaupt, nöthigen uns die allgemeinen Verhältnisse, in jedem Falle auf das strengste anzunehmen. Wie das organische Entwicklungsleben nicht überall die gleichen Thiere hervorzubringen im Stande war, so fanden sich auch nicht überall die geistigen und körperlichen Bedingungen unter den Völkern zusammen, um die hervorragendsten Erfindungen, Ideen und Gebräuche (seien sie selbst scheinbar primitiv) zu erzeugen. Diese Thatfache, die wir noch heute beobachten, zieht sich durch die ganze organische Entwicklungsgeschichte als ein Gesetz hindurch, das auch an diesem Punkte nicht umgangen werden darf. Daß es sich freilich bezüglich die Entstehung dieser frühesten Gebräuche und Erfindungen hervorragender Art nicht um einen einzelnen hervorragenden Punkt oder ein einzelnes Individuum (wie bei entstehenden Localgebräuchen und Stammesgewohnheiten), vielleicht sogar nicht einmal nur um einen einzelnen Volksstamm, sondern nur um eine bestimmte Erfindungsgr<sup>e</sup>nz<sup>e</sup> überhaupt handelt, innerhalb deren allein genügend häufig und dauernd der Zunder gesammelt wurde, durch den die



Vorbedingungen zur Idee und Erfindung geschaffen waren, das ist einleuchtend. Wir werden bei jeder einzelnen Erfindung der Urzeit sehen, welche Bedingungen, ob äußere oder innere, zur Explosion oder Zeugung derselben den Ausschlag gaben. Waren aber diese Bedingungen von dieser oder jener Art, immerhin mußten sie sich ursprünglich außerordentlich zuspitzen und ansammeln, um die Erfindung zu veranlassen; denn je mehr rückwärts wir mit dem Menschen in die Urzeit gehen, um so thierischer und nicht-erfinderischer erscheint er im allgemeinen. Legt man sich die Frage vor, weshalb erfanden die Affenarten nichts besonders Hervorragendes, und auch nichts dem Aehnliches die übrigen Deciduatn, so beantwortet man diese Frage offenbar mit denselben Gründen, mit denen wir die Ansicht stützen, daß nur diejenigen Völkerstämme derjenigen Districte und Erdtheile den frühesten Anstoß zu dieser erfinderischen Richtung überhaupt gegeben haben, die mit dem höchsten innern Zunder als Empfängnißanlage behaftet auf die häufigste Reibung nach einer bestimmten Richtung hin stießen. Daß in diesem hohen Grade die Bedingungen innerlich wie äußerlich nicht überall unter den Urvölkern gesammelt waren, und sozusagen auf dem breiten Wege lagen, liegt im Wesen der ganzen Sache, ebenso wie es zu Tage liegt, daß innerhalb dieser Bedingungsgrenze in Bezug auf Erfindungen primitiver Gebräuche und Ideen nicht ein Individuum in zufälliger Weise einzig und allein, ja nicht einmal bloß vielleicht ein einziger Stamm zufälligerweise den hier gereiften Apfel bricht. Ist einmal von hervorragenden Punkten und Bezirken aus der Anstoß zu bestimmten Richtungen gegeben, so beginnen sich bei den übrigen Völkern durch Nachahmung gleichfalls die Anlagen zu regen, und nicht selten kommt es nun vor, daß es hinterher sogar ganz andere Völker sind, welche den aufgefangenen Anstoß durch Nachahmung am tiefsten empfinden und verarbeiten, um die hiermit gegebenen Anregungen am meisten zu benutzen und am tiefsten fortzubilden.

War es Aufgabe dieses Kapitels, hinzuweisen auf die Gründe,

die sich an die Hand geben, um einen bestimmten „KrySTALLISATIONS-  
bezirk“ festzustellen, innerhalb dessen sich die früheste Entwickelungs-  
geschichte der Menschheit abspielte, so lehrt uns der Schluß dieser  
Betrachtung, daß es sich mit der Anregung, Aufnahme und Ver-  
breitung gewisser hervorragender Gebräuche, Ideen und Erfindungen  
in ganz der nämlichen Weise, wie mit dem organischen Zeugungs-  
und Entwicklungsproceß bestimmter Arten verhält. Wie sich im  
organischen, ja selbst im unorganischen Dasein, bei der unordent-  
lichen Zerstretheit und Getrenntheit der Bedingungen nichts gestaltet  
und entwickelt, sondern nur erst dann, wenn sich die Bedingungen  
von allen Seiten gesammelt haben, um die Zeugung als Combi-  
nation und Erfindung zu vollziehen, so liegt es, sehen wir, bereits  
im Wesen dieser Sammlung selbst, daß sie nur innerhalb eines  
bestimmten Districts und Völkerkreises, d. h. innerhalb der begabtesten  
Stämme statthat, um sich von hier aus zu verbreiten. Ja so innig, und  
deshalb so selten, wird sogar stets diese Sammlung der Bedingungen  
sein, daß es nur ausnahmsweise oder gar nicht vorkommt, daß an  
einem zweiten Orte der Welt in gleichem Grade unter Völkern hervor-  
ragende Gebräuche, Ideen und Erfindungen zum Ausdruck kommen.

Hier, wo wir von den Bedingungen der Erfindung zu reden  
haben, können wir uns nun im Rückblick auf das Wesen der Sprache  
zugleich davon überzeugen, daß die Sprache als solche durchaus  
keine Erfindung des Menschen war. In der That, wir sehen ja,  
daß alle Deciduatn und die meisten Thiere bereits die Sprache bis  
zur Interjectionsstufe bildeten und sich durch unmittelbare Empfin-  
dungslaute verständigen. Dieselbe Fähigkeit brachte bis zu demselben  
Grade der Mensch angeboren mit auf die Welt. Daß nun diese  
Anlagen sich weiter bildeten durch den Verlauf der Ereignisse, lag an  
andern Bedingungen, die sich um deswillen reichlicher vorfinden konn-  
ten, weil diese Anlagen eben als angeborene gleichmäßig auf die  
ganze Menschheit vertheilt waren. Die Sprache ist daher eine an-  
geborene und später entwickelte Anlage im Gegensatz zur empirischen

und nur durch die Bedingungen geschichtlicher Wechselwirkung hervorgerufenen Erfindung. Ein gleicher angeborener Vorzug und eine unter allen Völkern vorgefundene Anlage wie die Sprache war, wie wir sehen werden, die Handgeschicklichkeit, aber es ist zu bemerken, daß sich diese allgemeine Anlage unter den Völkern dem Grade nach viel verschiedener vertheilt, sodaß sie sich, was sich genauer zeigen wird, bei der einen Rasse durch geschichtliche Wechselwirkung schneller entwickelte und verfeinerte, während sie bei andern noch bis heute auf einer merkwürdig niedern Culturstufe stehen geblieben ist, eine Thatsache, die freilich in gewisser Weise, wenn gleich nicht in so auffälligem Grade, bezüglich der Sprachausbildung für viele Völker gilt. Allein die Sprache wurde unter allen Völkern zur Entwicklung gezwungen; denn es war der Kampf ums Dasein, der die Menschen zwang, sich in staatlichen Gruppen und Gemeinschaften zu organisiren, und hiermit, sehen wir, mußte sich die Sprache nothwendig entwickeln, und nur dann begann der Sprachproceß allmählich wieder zu verwildern und zu verkommen, sobald die staatlichen Zusammenhänge sich lockerten und auflösten, wie es im heutigen Brasilien geschieht, wo die Sprache sich bis zu unzähligen Dialekten zersplittert, was in ähnlicher Weise auch in Neuholland der Fall ist. Die Handgeschicklichkeit dagegen hängt in ihrer Entwicklung nicht in gleich hohem Grade von diesen Bedingungen, wie wir sogleich sehen werden, ab, sie ist vielmehr mehr oder weniger durch die motorische Gelenkigkeit des Stammes als Uranlage der verschiedenen Rassen bedingt, und also demgemäß auch von der Trägheit der Rasse wesentlich abhängig. Gehen wir nun im folgenden Kapitel zu der Ausbildung der Handgeschicklichkeit über.

---

Die Autochthonentheorie, die es vorzugsweise im obigen Kapitel zu bekämpfen galt, zählt heute in Rücksicht auf die vielen Thatsachen, die sich wider sie erheben, nur noch wenige Anhänger. Auch die besten englischen Anthropologen haben sich gegen diese Theorie erhoben, und unter ihnen ist der

treffliche Lylor hauptsächlich hervorzuheben. Wer die organische Entwicklungsgeschichte mit umfassendem Blick übersieht, der wird gern die Worte Pechel's unterschreiben: „Unerläßlich bleibt die Behauptung eines einzigen Ausgangsortes sämmtlicher Menschenrassen, im Gegensatz zur Anthropologenschule unter den Amerikanern, die vielleicht, um ihr Gewissen über die vormalige Negerklaverei und den Rassenmord der Indianer zu beruhigen, in neuester Zeit über hundert Menschenarten, nicht Menschenrassen; überhaupt so viele geschaffen hat, als Bolkertypen sich aufstellen lassen, und die sie durch einen großen Saatwurf des Schöpfers sogleich in Mehrzahl wie Bienenschwärme dort ausgestreut sich denkt, wo sie noch jetzt sitzen. Eine solche Hypothese beantwortet uns nicht, warum die Inseln bei jenem Saatwurf leer ausgingen, warum die einzelnen Welttheile, durch ihre Thier- und Pflanzenwelten als Provinzen sich charakterisiren lassen. Sie verzichtet überhaupt auf jede Erklärung der Gegenwart aus der Vergangenheit, während es doch tief begründet liegt in der menschlichen Natur, nicht eher sich mit den beobachteten Thatfachen auszusöhnen, als bis wir sie irgendeiner Causalität untergeordnet haben.“ (Vgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1110.) Daß auch die Zoologen ganz nothwendig zu einem bestimmten Ausstrahlungsbereich des Menschengeschlechts in Rücksicht auf den Verbreitungsbereich der Halbaffen gedrängt werden, haben wir bereits im Texte erwähnt. „Von den jetzt existirenden Festländern kann allen bekannten Anzeichen nach weder Amerika, noch Europa, noch Australien die Heimat des Urmenschen, und somit die Urheimat des Menschengeschlechts überhaupt gewesen sein. Vielmehr deuten die meisten Anzeichen auf das südliche Asien. Vielleicht war aber auch das östliche Afrika der Ort, an welchem zuerst die Entstehung des Urmenschen erfolgte, vielleicht auch ein jetzt unter den Epiegel des Indischen Oceans versunkener Continent, welcher sich im Süden des jetzigen Asiens einerseits östlich bis nach den Sunda-Inseln, andererseits westlich bis nach Madagascar und Afrika erstreckte.“ (Vgl. „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, von C. Häckel, S. 514 fg.) Was nun die Karte anlangt, die wir der anschaulichen Erläuterung halber diesem Kapitel beigegeben haben, so liegt auf der Hand, daß sie nur nach Muthmaßungen entworfen werden konnte, in Rücksicht auf die bisher hauptsächlich bekannt gewordenen Daten der Thierverbreitung und der zoologischen Physiognomie der Gegenwart. Die Genauigkeit der Einzelheiten ist bei einer solchen Karte schwerlich jemals zur Genüge zu ermitteln, wenigstens reichen für jetzt die forschenden Kräfte von geologischer Seite bei weitem hierzu nicht aus. Wir müssen uns daher schon begnügen, wenigstens die ungefähren Züge im Hinblick auf die nur sehr wenigen Anhaltepunkte in

groben Umrissen hinzustellen, wir schaffen uns hiermit wenigstens die erste anhaltgebende Vorstellung, und damit ist für das Nachdenken bereits viel gewonnen. Was nun die genauere äußere Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts anlangt, so müssen wir uns bezüglich unserer Aufgabe, welche nur den innern Entwicklungsgang und die geistige Emporbildung des Ardenschen zu verfolgen sucht, auf die nothwendigsten Andeutungen beschränken, und das um so mehr, als über die äußern Verhältnisse, wie Abstammungsgrade und Verwandtschaftsbeziehungen der Rassen und Menschenarten, noch bis jetzt nichts Genügendes und Exactes ermittelt worden ist. So sind wir noch nicht einmal im Stande, den Verwandtschafts-, resp. Differenzgrad zwischen der mongolischen und kaukasischen Rasse genauer zu bestimmen, obwohl wir Andeutungen hierüber zur Genüge besitzen. So hat ebenfalls das Verwandtschaftsverhältnis der Papuanen und Afurus, die in so vielen Hinweisungen an die Hottentotten und die Ureinwohner Südafrikas erinnern, noch nicht bestimmter fixirt werden können. Geeinigt hat man sich in neuerer Zeit mehr und mehr dahin, daß Malaien, Indianer, Mongolen und Polarvölker Zweige einer Wurzel sind, und zwar offenbar derjenigen Abstammungswurzel, welche in ihren Urstämmen am frühesten von den beiden übrigen Rassen zur Seite gedrängt wurde. Daß die Bushmänner und viele hottentottische wollhaarige südafrikanische Stämme und deren australische Verwandten zu denjenigen gehören, die in Rücksicht auf rohe und wilde Stärke und Kraft zu den thierähnlichsten gehören, wird sich nicht leugnen lassen, allein hieraus den Schluß ziehen zu wollen, daß durch sie uranfänglich die Stämme aller Rassen und Abarten der Völker repräsentirt wurden, sodas sich aus ihrer thierischen Natur erst später alle übrigen höhern Rassen erhoben hätten, scheint immerhin sehr gewagt zu sein. Mindestens müssen wir annehmen, daß die Nothwendigkeit zur Differentiirung schon in der ursprünglichen Anlage der ersten Menschenfamilien lag, sodas die sich entwickelnden ersten Urstämme bereits bis zum gewissen Grade auffällige Differenzen ihres Naturells zeigten. Diese Grundverschiedenheiten des Naturells müssen wir unter den Urstämmen durchaus als ursprünglich annehmen, wenn wir nicht etwa alle Urstämme wiederum aus einem einzigen Paare herleiten wollen, zu welcher Anschauung niemand neigen wird, da der Urdistrict der Menschenentwicklung immerhin (um ein Gleichniß zu gebrauchen) als Zeugungsorgan und Fruchthälter groß genug war, nicht nur einen Stamm, sondern sozusagen Zwillinge und Drillinge, d. h. eine gewisse Anzahl bestimmt differentiiirter Urstämme gleichzeitig großzuziehen, in welchen die Verschiedenheit des

Naturells der Rassen begründet lag. Ist aber das innere Naturell als Anlage bereits ursprünglich entscheidend, im Kampfe ums Dasein den Entwicklungsgang der Rasse zu bestimmen, so können wir auch nur im Naturell die glücklichsten Unterscheidungsmerkmale der Rassen finden und nur mit Rücksicht darauf die Verwandtschaftsgrade der Völker auffuchen. Eine wirklich sachgemäße Eintheilung und Klassifikation kann daher im Grunde nur der Völkerpsychologe liefern; denn nur er, der sich allein mit der genauern Untersuchung und Vergleichung der psychologischen Merkmale des Naturells beschäftigt, kann die richtigen Gesichtspunkte zur Eintheilung treffen, auf die es allein bezüglich der Rassen ankommt. Alle übrigen Versuche, nach rein äußern Merkmalen die Rassen einzutheilen, wie etwa nach der Zahnstellung, nach den Haaren oder nach den Schädelformen, sind nicht klar durchgreifend, und erscheinen daher dem Psychologen nicht völlig genügend. (Vgl. zugleich die trefflichen Aufsätze über Menschenrassen von F. R. Seligmann in Behm's „Geographischem Jahrbuch“, Bd. 1, 2.) Um aber das Naturell der Völker genau und fein in genügender Weise nach psychologischen Gesetzen und Gesichtspunkten zu studiren, gehören psychologisch gebildete Beobachter und Sammler von Thatsachen, das heißt psychologisch geschulte Reisende, an denen es bezüglich der Ethnologie und Völkerbeschreibungskunde nur zu sehr bisher gefehlt hat. Deshalb eben erscheint es für jetzt völlig unmöglich, eine genügende und genauere Eintheilung der Völker zu treffen, und wir müssen uns bis zur Feststellung wirklich psychologischer Beobachtungen an den unheimlichen Schädelmessungen und an sonstigen verfließenden äußerlichen Merkmalen genügen lassen, die sich meistens als äußerst wechselnd und zufällig charakterisiren. Die hierüber aufgestellten Characteristica aber einzeln aufzusuchen und zu kritisiren, ist nicht mehr unsere Aufgabe. Zu bemerken wäre noch, daß auch die Sprache, obwohl sie dem eigentlichen Naturell des Menschen schon bei weitem näher steht wie alle sonstigen äußern physiologischen Merkmale, und die daher bis jetzt auch allein nur die genügenden Data für die Verwandtschaftsbeziehungen der Völker geliefert hat, doch auch nicht allein hinreicht, alle hierher gehörigen Beziehungspunkte zu liefern, da für die strenge Verwandtschaft gar zu viel andere Momente noch in Betracht kommen, die nicht außer Acht zu lassen sind. Eins dieser jedenfalls nicht zu übersehenden Momente ist die Handgeschicklichkeit, die wir jetzt in der Folge zu betrachten haben, da sie in der That für die innere Entwicklungsfähigkeit des Geistes nicht ohne Bedeutung ist.

### Ausbildung und Werth der Handgeschicklichkeit.

Das Aufrechtgeben der Menschen und die ursprünglichen Gründe dieser Erscheinung. — Der Aufschwung der Handgeschicklichkeit und des Kunsttriebes und der Werth dieser Erscheinung zur Beurtheilung des Naturells und des Volkscharakters. — Die Geschicklichkeit gegenüber der Trägheit und die Bedeutung dieser Merkmale zur Vergleichung des Völkernaturells. — Hottentotten und Buschmänner als die trägsten und niedrigsten Völker. — Die bereits höher stehenden Mittelafrikaner im Vergleich zu den Amerikanern. — Nachweis daß die Amerikaner ursprünglich begabter sind wie die Afrikaner. — Die Amerikaner im ursprünglichen Contact mit den ostasiatischen Culturvölkern. — Widerlegung der Einwendungen gegen diese Ansicht. — Die Malaien, Polarvölker und Chinesen im Vergleich zueinander. — Die Chinesen gegenüber den Kaukasiern. — Mangel innerer Geistesbeweglichkeit der Chinesen und der andern Culturvölker gegenüber den am höchsten begabten kaukasischen Stämmen. — Ursprünglicher Sieg der begabtesten kaukasischen Völker während der Steinzeit über alle übrigen Völker der Erde. — Der Aufschwung der Aegypter, Chinesen und Mexicaner in der culturgeschichtlichen Entwicklung und die Culturherrschaft dieser Völker während der Urgeschichte. — Ursachen dieser Erscheinung. — Die Handgeschicklichkeit und deren psychologische Beziehung zur innern Geistesbeweglichkeit und Combinationsegabe. — Handgeschicklichkeit und Combination sowie Sprache und Erinnerung als sich unterstützende Factoren der Geistesentwicklung.

---

Die Einleitung desjenigen Kapitels, das die Sprache und ihre Fortbildung behandelte, hat uns Gelegenheit gegeben, in physiologischer Beziehung darauf hinzudeuten, wie innig die Sprachentwicklung nicht nur an das Wesen des Gemeinlebens, sondern gleichzeitig an die Ausbildung körperlicher Eigenschaften, wie des freien Aufrechtgehens und der hiermit in Verbindung stehenden Handgeschicklichkeit, geknüpft

ist. Wir sahen, die Empfindungssprache, d. h. die unmittelbare Verständigung durch Geberden und Empfindungslaute, mußte allen Deciduatarten mehr oder weniger zugesprochen werden. In dieser Hinsicht besaß daher bezüglich der Angeborenheit einer Anlage der Ur-mensch keinen Vorzug vor den übrigen verwandten Stammgenossen, und nur erst dadurch, daß sich für den Menschen die Bedingungen fanden, die angeborene Thiersprache fortzubilden, konnte sie ihm später diesen großen Vorzug vor den Thieren gewähren. Aber gerade die Fortentwicklung der Sprache war, wie wir sahen, an zwei Bedingungen gebunden, deren eine eben eine äußere, rein physiologische war, und sich auf die feinere Regulirung der Ausathmungsqualität bezog, zu welcher die freie Armthätigkeit und das Aufrechtgehen, wie wir sahen, in Beziehung stand, der andere Factor aber war, wie dargestellt, ein innerer, rein psychologischer, er knüpfte sich an die instinctive Leitung des Nachahmungstriebes durch die Führer einer bestimmten Sprachgemeinschaft, durch welche unabsichtlich eine übereinstimmende Aufnahme von Wurzeln gewonnen und so die allgemeine Grundlage wirklicher Verständigungsfähigkeit durch artikulierte Laute hergestellt wurde. In dieser Untersuchung nun werden wir an die äußern Bedingungen der freien und geschickten Armthätigkeit und an das Aufrechtgehen anzuknüpfen haben, um die dem Menschen hiermit überlieferten Vortheile zu beleuchten. Neben vielen andern äußern sehr unwesentlichen Merkmalen hat der Mensch vorzugsweise die große motorische Gliedergelenkigkeit und die sich ganz besonders neben der Fingerbeweglichkeit äußernde Handgeschicklichkeit mit dem Affen gemein. Der ganze anatomische Bau seiner Glieder läßt darauf schließen, daß die Natur in der Entwicklung darauf hingearbeitet hat, in Armen und Füßen und ihrer feinern Ausbildung dem Menschen ursprüngliche und angeborene Waffen zu verleihen, die seine innere Anlage im Naturell unterstützen und ihm dienlich sein sollten. Was man auch in vieler andern Beziehung äußerlich bei einer Vergleichung übersehen könnte, der Bau der Hände und

## Ausbildung und Werth der Haut

Das Aufrechtgehen der Menschen und die un-  
 nung. — Der Aufschwung der Handgeschicklichkeit  
 der Werth dieser Erscheinung zur Beurtheilung  
 Charakters. — Die Geschicklichkeit gegenüber  
 dieser Merkmale zur Vergleichung des  
 Buschmänner als die trügsten und niedrig-  
 stehenden Mittelafritauner im Vergleich zu  
 die Amerikaner ursprünglich begabter sind  
 im ursprünglichen Contact mit den ostasiatischen  
 der Einwendungen gegen diese Ansicht  
 Chinesen im Vergleich zueinander. — Der  
 Mangel innerer Geistesbeweglichkeit der  
 gegenüber den am höchsten begabten  
 Sieg der begabtesten kaukasischen Völ-  
 ölker der Erde. — Der Aufschwung  
 der culturgeschichtlichen Entwickelung  
 während der Urgeschichte. — Ueber  
 und deren psychologische  
 nationsgabe. — Hand-  
 Erinnerung als sich im

Die Einleitung

ung behan-



Theodor Waitz.

FüÙe läÙt sich als unwesentlich beim Menschen nicht umgehen. Wir haben es in dieser Beziehung mit einer ursprünglichen körperlichen Angeborenheit zu thun, die wir, sobald wir anatomisch und entwickelungsgeschichtlich vom Wesen des ausgebildeten Menschen als solchem ausgehen, nicht mehr zerlegen und aus ursprünglicheren Elementen ableiten können. Anders verhält es sich, wie wir früher erwähnt haben, mit dem Aufrechtgehen des Menschen. DaÙ das frühesten Urmenschen ursprünglich bereits völlig aufrecht gegangen seien, läÙt sich nicht erweisen, und nehmen wir andere Beobachtungen zu HüÙfe, so sprechen diese vielfach dagegen. Das Aufrechtgehen auf zwei Beinen ist ein sonderlicher Gebrauch, der in der ganzen Säugethierwelt, und namentlich unter den Deciduat, gar nicht wieder vorkommt. Hat sich der Mensch als Deciduate in dieser Beziehung den ihm sonst so fern stehenden Vögeln angeschlossen, so mußten hierzu bestimmte Gründe vorgelegen haben, die wir aufzusehen verpflichtet sind.

DaÙ noch heute die Kinder das Aufrechtgehen erst als eine eigene gymnastische Kunst erlernen müssen, kann uns immerhin als ein Fingerzeig dienen, der nicht auf Angeborenheit nach dieser Seite hin zurückdeutet, sondern der uns das Gegentheil nahe legt. Wir haben bei Gelegenheit der Sprachentwicklung die Bedingungen angedeutet, die den Menschen zwangen, sich im Laufe der Zeit das Aufrechtgehen anzueignen, und wir wollen uns daher begnügen, hier darauf zurückzuweisen. Von allen Körpertheilen und Merkmalen hat sich unter den verschiedenen Deciduatarten fast keins so abweichend ausgebildet und entwickelt als das Gebiß und die hiermit bedingte Zahnbildung. Auch hierin stellen sich die furchtsamen Rager den kühnen Raubthieren scharf gegenüber, während die Insektenfresser, Fleberthiere, sowie Affen und Menschen die Uebergänge zu den vorgefundenen Extremen schwächerer und starker Gebißbildung aufweisen. Das Gebiß der Affen und Menschen weicht nun aber hinsichtlich stärkerer Ausbildung von den Ragerthieren bedeutend ab, um sich



**Theodor Waig.**

no will  
abandoning

in Zahnbildung und Stärke dem der Raubthiere mehr zu nähern, und wir dürfen in Bezug auf den Urmenschen nicht mit Unrecht annehmen, daß die Bildung und Stärke seines Gebisses sich in allerfrühester Zeit viel raubthierähnlicher gestaltet hat, als das heute der Fall zu sein scheint. Im Kampfe mit den Raubthieren aber war sein Gebiß dennoch nicht geeignet, die Concurrrenz mit diesen zu ertragen, er bedurfte daher trotzdem seiner Armkräfte. Dauernd herausgefordert zum Angriff, mußte sich der Mensch in gerechtem Selbstgefühl seiner muthvollen Vertheidigung erheben. Während einer Reihe unzähliger Generationen mußte er allmählich seinen Armen und Füßen Gewohnheiten zumuthen, die ihn veranlaßten, die Arme vom Tragen des eigenen Körpers völlig zu befreien. Die Arme mußten zum Tragen von Gegenständen, mit Einem Worte zur Arbeit benützt werden, während die Füße allein den Körper zu stützen hatten, indem sie so im Nothfall zur Schnelligkeit des Ortswechsels dienen konnten. Waren aber die Arme einmal von der Last des Körpers befreit, so kam selbstverständlich nunmehr auch die Hand nebst ihren beweglichen Fingern zu einer andern viel höhern Geltung. Neue Kräfte und Triebe, die nur in den primitivsten Anlagen vorher in der Hand geschlummert hatten, begannen sich zu regen und zu gestalten. Vorerst war es das Geberdenspiel, das mit der Befreiung der Arme sich mächtig entwickelte und der Ausbildung der Sprache zu Hülfe kam. Wie es noch heute afrikanische Völkerschaften gibt, die ihre Sprache unwillkürlich durch ein mächtig entwickeltes Geberdenspiel der Arme unterstützen, so wird ein Gleiches bei dem Urmenschen noch viel mehr der Fall gewesen sein; denn auch bei ihm mußten die unmittelbaren Empfindungsreflexe sich auf das stärkste nach Seiten der von ihrer Last und Bürde befreiten Arme Luft machen. So traten durch den aufrechten Gang nicht sowol die artikulirte Stimme und Lautgebung, als auch das Geberden- und Mienenspiel, endlich auch die Handthätigkeit und Geschicklichkeit überhaupt in eine tiefere entwickelungsfähigere Beziehung zum innern

Naturell des Menschen. Wie sich im Gange sowie in der Eigenthümlichkeit der Bewegungen und in der Haltung des Körpers für den Kenner bereits bis zum gewissen Grade das Temperament und gewisse Charakterzüge des Menschen spiegeln, so tritt in seiner Sprachweise und in seiner Handgeschicklichkeit noch viel mehr die Eigenart eines Individuums zu Tage. Aehnlich wie bei dem Individuum verhält es sich aber mit dem ganzen Volke, auch bei ihm spiegeln sich in Bewegung, Sprache, Haltung, Thätigkeit und Geschicklichkeit Theile, und zwar die bedeutsamsten Theile des geistigen Naturells und des Innenlebens. Den Werth der Sprache wissen wir heute alle hinreichend zu schätzen, aber den Werth der Handgeschicklichkeit ziehen wir gewöhnlich in culturgeschichtlicher Beziehung nur noch zu oft als ein nebenhergehendes Element in Betracht, das zwar recht wohl neben dem Kunstsinne des Volkes nicht ganz übersehen wird, dennoch aber nicht, wie es nothwendig wäre, vorangestellt und genug betont wird, wenn es sich um eine specificirende Charakteristik eines Volksstammes handelt. Und doch ist die Hand die äußere Grundlage des Kunsttriebes, ebenso wie die Sprache die äußere Grundlage und Stütze des Erkenntnißtriebes ist. Aber der Kunstsinne eines Volkes geht zugleich innig wiederum auch mit seinem Erkenntnißtriebe Hand in Hand, und wollen wir ein Volk daher charakterisiren, so ist es selbstverständlich, daß wir neben seiner Sprache und seinem Erkenntnißtriebe seinen Kunstsinne und seine Handgeschicklichkeit hiervon nicht loslösen und zurückstellen können. Wir hatten uns mit der Entwicklung der Sprache beschäftigt, hier nun tritt an uns die Aufgabe heran, auch der Entwicklungsweise des Kunsttriebes nachzuforschen.

Daß die Anlage des Kunstsinnes auch schon in Thieren deutlich ausgeprägt ist, die, wie der Biber, der Hamster, der Fuchs und Dachs und viele andere (unter ihnen auch einige Affenarten), ausgeprägtere Bautriebe entwickeln, das ist bekannt. Der Mensch hätte also auch in dieser Beziehung vor den Thieren nicht viel vorausgehabt, hätte er nicht durch die Befreiung seiner

Arme und Hände vom Erdboden ein mächtiges Behikel zur Fortbildung des Triebes gefunden, den keins der ihm stammverwandten Thiere unter den Deciduatn so hoch zu bilden wußte. Wie die Sprache, wie wir sahen, nur erst menschliche Sprache werden konnte durch die Gewohnheit des Aufrechtgehens, so konnte ebenso auch aller Bautrieb, alle Handgeschicklichkeit und alle noch thierische Kunstfertigkeit sich nur erst mit der völligen Befreiung der Arme und Hände höher gestalten und zu bilden beginnen. Auch diese Anlagen und Triebe traten erst durch ihren Aufschwung in das engere Gebiet des eigentlich Menschlichen. Wie verhält sich nun die Handgeschicklichkeit gegenüber der Sprache bezüglich der Art ihrer Fortbildungsweise?

Die Sprache, sahen wir, trat zur socialen Organisation, d. h. zum Familien- und Staatsverbande in die engste Beziehung, sie erhielt hiermit gleichsam eine wirksame Stütze, die mit ihrem Druck die Entwicklung unablässig vorwärts trieb, und ohne eine Hemmung erdulden zu müssen, den Aufschwung des Intellects unterstützte. Gab es nun in Bezug auf die Handgeschicklichkeit eine ähnliche Stütze, die ungehemmt als äußere, rückwirkende Triebkraft den Entwicklungsproceß nach dieser Seite förderte? Wir müssen mit Nein antworten; denn obwol Staat, Organisation und andere Bedingungen der Selbsterhaltung der Urmenschheit, die Vertheidigung, die Arbeit und den Angriff, somit den Gebrauch von Armen und Händen neben dem des Gebisses nach sich zogen, so zeigte sich nur zu bald, daß dieser Gebrauch eine im Körper selbst gelegene eiserne Schranke vorfand. Erwähnen wir daher sogleich, daß es eine andere entgegengesetzte körperliche Kraft war, welche es verhinderte, daß der Mensch die ihm in der Hand gebotenen Kräfte ursprünglich über ein bestimmtes Maß hinaus verlängerte, und diese Schranke war die Trägheit. Die Trägheit, sehen wir daher, gewinnt bezüglich der hierher gehörigen Anlagen eine ganz besondere Bedeutung; denn während die Sprache durch den Strom der Ereignisse innerhalb der Gesellschaft offenbar anfänglich ungehemmt mit fortgerissen und folglich ent-

wickelt wurde, ward umgekehrt die Entwicklung der Handgeschicklichkeit ursprünglich gehemmt durch die der Rasse mehr oder weniger eigenthümliche Trägheit, die sich als ein Gegengewicht der Fortentwicklung menschlicher Anlagen nach dieser Seite hin entgegensetzte. Diese Hemmung aber war als Factor um so größer, je mehr im Naturell des Volks, der Rasse (und im Einzelstaate wieder innerhalb der Stände und Kasten selbst), die Trägheit entwickelt war. Hieraus folgt, daß die Trägheit in jedem Falle erst bis zum gewissen Grade zu überwinden war, sollte die Entwicklung der motorischen Handthätigkeit höher vorschreiten, und es folgt ferner, daß alle diejenigen Völker am schnellsten in dieser Beziehung voranschreiten mußten, die hinsichtlich ihres Naturells nur den geringsten Trägheitswiderstand zu überwinden hatten. Seit alter Zeit hat man daher sehr richtig die Menschenrassen in active und passive eingetheilt. Zu den erstern hat man im allgemeinen gewöhnlich die Culturvölker, zu den letztern dagegen die rohern uncultivirten Rassen und Menschenstämme gezählt. Daß eine solche Eintheilung im Groben nicht genügt, liegt auf der Hand, so richtig auch der Gesichtspunkt psychologisch gewählt ist.

Es ist jedenfalls eine immerhin auffallende Erscheinung, die wir in völkerpsychologischer Hinsicht von diesem Gesichtspunkte zu würdigen haben, daß die wildesten, entartetsten und trägsten Rassen zugleich die geringsten Fähigkeiten, die geringste Geschicklichkeit im Verfertigen von Werkzeugen, und den wenigsten Kunsttrieb vertragen, während umgekehrt die beweglichern, wenn auch minder mit äußerer Muskelstärke begabten Völker in allen diesen Beziehungen weit voranstehen. Durchmustern wir im großen Ganzen die verschiedenen Völker, so ist es auffällig, wie äußerst tief in dieser Beziehung die Südafrikaner, besonders die Hottentotten und Buschmännerstämme stehen\*, ihnen zunächst treten ihre Verwandten

\* Vgl. hierzu Waig, „Anthropol. d. Naturb.“, II, 331, 344, und die Berichte von Burckell, Richtenstein und besonders Barrow und Campbell.

in Neuhollland, die Afuru- und die Papua-Stämme zur Seite, wenn- gleich die letztern durch den vielfachen Verkehr mit andern Völkern, in den sie verwebt sind, sich bereits höher entwickelt und vieles auf- genommen haben. Steigen wir von hier aus stufenweis höher, so be- gegnen uns alsdann die Mittelafrikaner und die Indianer. Vergleichen wir jedoch beide genauer, so zeigt sich, daß im Durchschnitt die Indianer höhere Fähigkeiten bekunden und sich geschickter in der feinern Ver- fertigung und Bearbeitung von Gegenständen beweisen, wie jene, wenngleich sie an Muskelstärke durchschnittlich dem Afrikaner nicht gleichkommen. Dagegen zeigen sich die meisten dunkeln mittelafrikasi- schen Stämme, was das Trägheitsmoment anbelangt, mit den am tiefsten stehenden südafrikanischen Stämmen verwandt. Die That- sache, daß die amerikanischen Indianer und Rothhäute im allgemeinen an Fertigkeiten und an Fähigkeiten den mittelafrikanischen Neger- arten überlegen sind, wird gewöhnlich verkannt. Man verweist ober- flächlich darauf, daß fast alle Negerstämme gute Schmiede und Eisen- arbeiter sind, viele sogar Ackerbau und Viehzucht treiben, und einige Stämme sogar weben und färben. Die armseligen wilden Indianer dagegen, sagt man, sind ja im allgemeinen im Steinzeitalter ver- blieben, sie haben sich sogar nur wenig oder gar nicht zum Acker- bau und zur Viehzucht, wie die Neger, entschlossen, und sind des- halb auf einer viel tiefern Stufe der Gesittung stehen geblieben. So wahr alles das ist, so wenig kommen für unsern Vergleich hier diese Momente der Gesittung in Betracht. Um das einzusehen, müs- sen wir bezüglich der Culturstufe und Gesittung sogleich bemerken, daß hier noch ein anderes Moment bestimmend mitwirkt, das von der äußern Seite ein großes Gewicht zur Entwicklung des Naturells in die Wagschale wirft. Dieses äußere Moment ist die Natur des Landes und die Ortsbeschaffenheit der Umgebung.

Schon oben, wo wir von den Bedingungen der Erfindung sprachen, sagten wir, daß die Erfindung einerseits von der bestimm- ten Ansammlung innerer Fähigkeiten, und andererseits von der Be-

schaffenheit der äußern Bedingungen, also der Umgebung u. s. w. abhängig ist, da nur durch ein günstiges Zusammentreffen dieser Momente der gesammelte Zunder aufzuleuchten und erfinderisch zeugend zu wirken im Stande ist. Ganz die nämlichen Factoren kommen in Betracht für die ursprüngliche Entwicklung der hierher gehörigen Fähigkeiten. Es ist ja in dieser Beziehung einleuchtend, daß selbst die besten Anlagen nicht zur Entwicklung und zur Entfaltung kommen können, sobald sie durch äußerliche Bedingungen gehemmt, und durch die Noth und Sterilität der äußern Einflüsse zur Vermilderung und Entartung getrieben werden. Daß die Anlagen und Fähigkeiten der Indianer nicht besser entwickelt wurden, liegt nun zum großen Theil eben an dem dauernden Wanderleben, zu dem sie bereits in der frühesten Urzeit, wegen ihrer nicht hoch entwickelten Körperkraft und ihrer gleichfalls den Kaukasiern und Mongolen, sowie selbst den Malaien gegenüber nur als sehr mittelmäßig erscheinenden innern Fähigkeiten und Anlagen, gezwungen wurden. Sie blieben daher äußerlich in Bezug auf Handgeschicklichkeit und Arbeitstrieb für Verfertigung primitiver Werkzeuge gegen die genannten höher stehenden Völker zurück. Daß sie indessen auch gegenüber den viel trägern Negerrassen zurückblieben, glauben wir bestreiten zu müssen, und werden wir auf eine Reihe von höhern Künsten verwiesen, welche die Afrikaner gegenüber den Indianern treiben, so sind das Gründe, die sich nach genauerer Abwägung der Verhältnisse nur als Schein ergeben. Bedenken wir nur von vornherein, daß die im Vergleich zur schwarzen Rasse viel weniger trägen (wenn auch weniger starken) Indianer schon ursprünglich verdrängt wurden aus dem geschichtlichen Herzen der Entwicklung, sie mußten daher, in die Wildniß getrieben, nothwendig verwildern, verkommen und entarten. Die Indianer wurden früh (wie unsere Karte zeigt) an die Peripherie des Völkerkreises gedrängt, und so mußten sie trotz ihrer Anlagen sinken und einen Theil ihrer Begabung unter schwierigen Verhältnissen ungenutzt,

entwicklungslos einbüßen. Die stärkern, aber trägern und ungeschicktern Negerarten blieben dagegen ursprünglich dem Herzen der großen Entwicklung stets näher, sie wurden selbst hier im wüsten Mittelafrika, wenn auch nur sanft, doch von den aus fernen Gegenden herüberstreifenden Wellen der Culturentwicklung stärker benezt, sie nahmen sie auf und polirten sich, sodaß wir sie heute nicht mehr gern mit den weniger trägen und viel befähigtern Indianerstämmen vergleichen wollen. Zweitens aber kommt hierzu die Umgebung und Landesbeschaffenheit. Die Beschaffenheit der thierreichen Landstriche lud in Afrika früh zur Viehzucht ein. Durch ganz Afrika finden wir Ziegen, Rinder und Schafe verbreitet. Der Anschluß an diese Thiere und der Zwang, ihren Weideplätzen zu folgen, wirkten sittigend auf den trägen, rohen und unbefähigten Neger. Die wesentlichen Antriebe aber zu einem höhern Aufschwunge gingen allein von den besser begabten Nachbarn aus, die im Osten und Norden wohnten, mit denen sie sich rieben und deren Cultur mit der Zeit ansteckend auf die rohen Neger gewirkt hat. „Durch seine trodene Verknüpfung mit Kleinasien, seine Annäherung an Arabien wie an Südeuropa, genoß Afrika Vorzüge, die der amerikanischen Menschheit gänzlich versagt blieben. Es stand wenigstens durch seinen Nordrand und seine östlichen Gestade einer günstigen Einwirkung asiatischer (d. h. kaukasischer) Gesittung offen. Als eine Wirkung dieser bevorzugten terrestrischen Lage dürfen wir es betrachten, daß durch den ganzen Welttheil hindurch die Kenntniß vom Aus schmeltzen der Eisenerze und ihrer Verarbeitung zu Werkzeugen und Waffen sich verbreitet hat.“\* So, sehen wir, waren den Afrikanern überhaupt Anstöße ertheilt worden, welche sie nothwendig in Bewegung bringen mußten. Allein ziehen wir die Summe dieser Anstöße von dem ab, was diesen Völkern ursprünglich als Anlage hierzu und

\* Oskar Peschel, „Afrika und seine Bewohner (Einfluß der Ländergestalten auf die menschliche Gesittung)“, in der Zeitschrift „Das Ausland“, Jahrg. 1870, S. 505.

als Eigenthümlichkeit im Vergleich zu den Indianern angeboren war, so bleibt für die Hottentotten und Buschmänner kaum etwas als Lasterhaftes und Träges, für die übrigen echten Mittelafrkaner aber nur ein geringer Rest einer gewissen Empfänglichkeit übrig, der in-  
 dessen auch den eigentlichen Indianern zukommt. Deshalb sagt D. Pefchel mit vollem Recht: „An geistigen Anlagen ist die sogenannte rothe Rasse der Neuen Welt allen transsaharischen Afkanern weit überlegen gewesen, zumal alle Culturleistungen in Amerika von dem Verdachte fremder Anleitung völlig befreit sind.“\* Steht auch das letztere gänzlich dahin, so dürfen wir dennoch nicht verkennen, daß Pefchel recht hat, daß er die ursprünglichen Anlagen der Amerikaner höher stellt selbst wie die der Mittelafrkaner. Offenbar sind die indianischen Amerikaner durchschnittlich von etwas schwächerem Körperbau, zudem waren die Indianer in den übrigen Anlagen den höher stehenden Völkern (Malaien, Mongolen, Kaukasiern u. s. w.) nicht ganz ebenbürtig, und so erklärt es sich leicht, weshalb sie im Kampfe um die Erhaltung von dem Schauplatze der großen Entwicklungsgeschichte sehr früh abtreten mußten. Nach ihrem Abgange mußten diese Völker aber rasch verwildern, und das um so mehr, in je größere Einöden und entlegenere Landstrecken sie gezwungen waren sich zu verlaufen. Wie sehr das äußere Moment der öden Umgebung und der wilden einsamen Entlegenheit ins Gewicht fällt, indem hierdurch die Anlagen verwildert und zerstreut werden, das zeigen uns die in die entlegensten Weltwinkel versprengten australischen Völker und die Feuerländer, von den Hottentotten und Buschmännern in Südafrika, die außer ihrer physischen Stärke keine besondern Uranlagen besaßen, gar nicht zu reden.

So dürfen wir uns vom psychologischen Gesichtspunkte nicht wundern, die amerikanischen Indianer auf einer niedrigeren Culturstufe anzutreffen als die Mittelafrkaner, obwohl sie im Naturell im

---

\* „Ausland“, S. 510.

ganzen genommen viel befähigter waren als die stärkere schwarze Rasse. Die Indianer sind, wie dargethan, ein vertriebenes, weit versprengtes und verwildertes Volk, das müssen wir festhalten. Wie uns die Karte zeigt, waren Amerika ebenso wie Australien in den Zeiten, da sich die früheste Entwicklungsgeschichte der Menschheit abspielte, in der That sehr entlegene Inselartige Landstrecken, und namentlich im Süden eine völlig isolirte Einöde, wo wenig zu finden war. Wir können es deshalb nur natürlich finden, daß die dorthin versprengten Theile der Indianer, sowie viele versprengte nordamerikanische Stämme, hier völlig verwildern mußten, da sie wenig Anregung zum Ackerbau und zur höhern Gesittung fanden. Dennoch ist es für den amerikanischen Menschenenschlag im allgemeinen höchst bewunderungswürdig, daß sich ein ansehnlicher Theil desselben auf seinen vielleicht sehr viele Jahrhunderte dauernden Wanderungen aus Ostasien über Inseltheile des Weltmeeres eine Culturstufe bewahrt hat, die, in Mittelamerika von neuem festwurzelnd, noch eine großartige Entwicklung in diesen entferntern Theilen erleben sollte, eine Entwicklung, die so weit ausschritt, daß wir in ihren großartigen Zügen nur noch in mannichfach verwischten Spuren und Andeutungen den frühern Contact mit den Mongolenstämmen des östlichen Asiens ahnen und durchleuchten sehen.

Es liegt nicht im Bereiche unserer Aufgabe, die Reihe der Beweise zu kritisiren, die man für und die man gegen den Contact der mittelamerikanischen Cultur mit der der mongolischen Rasse in Ostasien beigebracht hat. Wir haben es der ethnographischen Systematik zu überlassen, diese Beweise zu sammeln, um das Für und das Wider in dieser Beziehung zu prüfen. Nur in wenigen Punkten möchten wir uns gegen die Haupteinwendungen, durch welche man gewöhnlich diesen Contact bestritten hat, einige Bemerkungen erlauben.

Wenn sich, wie anzunehmen, ostasiatische Cultur nach Amerika verpflanzt hat, so muß offenbar eine gewisse Festlandsverbindung zwischen Asien und Amerika bestanden haben, eine Verbindung, auf

der wenigstens Stationen und dauerndere Niederlassungen hier und da stattfinden konnten; denn nur auf diese Weise konnte sich das sehr früh von amerikanischen Völkern in der Alten Welt Aufgenommene vor der gänzlichen Verwilderung, Entartung und Vernichtung bewahren. Diese Ansicht erscheint begründet, und soll an einen ehemaligen Culturzusammenhang mit Ostasien gedacht werden, so muß auch an ein Herüberziehen und eine langsame Wanderung ostasiatischer Völkerschaften nach Amerika, folglich an eine gewisse Festlandsverbindung zwischen Amerika und Ostasien gedacht werden. Diese Festlandsverbindung ist nun in der That nichts so Unglaubliches, wie es den Anschein hat, wir müßten uns denn gegen alle auf unserer Karte verzeichneten Festlandsverbindungen sträuben, obwohl die meisten derselben festgestellt sind und durch die Verbreitung der Pflanzen- und Thierwelt nothwendig gefordert werden. So annehmbar es erscheint, daß einige Sunda-Inseln eine deutliche Verwandtschaft und Beziehung in ihrem Charakter mit dem entfernten Afrika verrathen, so merkwürdig in Südamerika sich deutliche Spuren in der Thier- und Pflanzenwelt finden, die nach der entfernten Insel Neuseeland hinüberdeuten, so wenig dürfen uns die vielfachen Spuren des organischen Lebens in Nordamerika in Verwunderung setzen, die nach dem östlichen und südöstlichen Asien hinüberdeuten. Bedenken wir die Jahrtausende, die darüber hinweggegangen sind, um die Spuren aller dieser Beziehungen wieder zu verwischen, bedenken wir ferner die in frühester Zeit noch häufiger in größerem Maßstabe auftretenden Festlandssumgestaltungen überhaupt, so können uns alle diese Beziehungen und Verbindungen nicht auffallen. Aber, hat man eingeworfen, wenn langsame Verdrängungen und Wanderungen großer ostasiatischer Völkerströme, uralter Mongolen, Mongoloiden und Indianer nach Amerika hinüber stattgefunden haben, sodas wir also an einen glücklichen Zufall, der etwa einzelne Schiffe und Boote nach dort hinüber verschlagen haben sollte, nicht mehr (der ursprünglich bestehenden Festlandsverbindung halber) zu denken brauchen, so müssen neue

Schwierigkeiten entstehen. Wie haben denn unter diesen Umständen alle die aus Asien kommenden Wanderstämme die dortselbst von den Völkern gepflegten Hausthiere verloren; wie konnten sie das Eisen und seinen Gebrauch derweilen misachten lernen; warum haben sie nicht sorgfältiger den Zusammenhang ihrer Sprachen, die Pflege der Culturpflanzen und überhaupt alle verwandtern Beziehungen bewahrt, die unzweideutig die ganze Frage lösen würden? Hierauf antworten wir: nur der, welcher an eine Uebersiedelung von Buddhisten nach Amerika glaubt\* und an der Möglichkeit festhält, daß Insassen einiger zufällig verschlagener Schiffe wirkliche Culturbringer werden konnten, hätte wol ein Recht so zu fragen. Doch auch der, der das Wachsthum und den Wechsel der Culturformen be-  
 lauscht hat, und der die Möglichkeit einer Verpflanzung deshalb nicht anerkennt, könnte in gleicher Weise fragen. Denn daß von einer solchen ppropfreisartigen Verpflanzung gar nicht geredet werden kann, ist von vornherein dem deutlich, der weiß, was Cultur heißt, und wie eigenartig eine solche erarbeitet sein will, soll sie das sein und leisten, was sie bedeutet. Allein obwol jede Cultur dort, wo sie auftritt, eigenartig erarbeitet sein will, so ist die Art dieser Erarbeitung dennoch streng abhängig von der ursprünglichen Begabung und Empfänglichkeit der Rasse, und gleichzeitig von dem Austausch und dem Verkehre, durch welchen ein Volk mit andern Völkern in einer gewissen Verbindung war. Es liegt uns nun fern, hier die Reihe von Erscheinungen vollständig aufzuzählen, die auf eine frühere Verbindung zwischen Amerikanern und Asiaten zurückweisen, der Habitus der amerikanischen Culturvölker, der Zuschnitt und der Typus ihrer Bauwerke und Denkmale, eine große Reihe von Sitten und Gebräuchen der Urzeit, die mit Bestimmtheit auf andere Völker und auf eine Aufnahme geistiger Güter und Anschauungen hindeuten, machen uns diese Annahme fast unzweifelhaft. Hierbei freilich wird festzu-

\* Wie von Braunschweig oder Castelnau, der sogar an Aegypten denkt.

halten sein, daß die hier anzunehmende Verbindung auf eine sehr frühe Periode der Urzeit leise, aber bestimmter hindeutet. Der Völkercontact zwischen Asien und Amerika konnte nur in eine Zeit fallen, in der eben nur vielleicht die Feuerreibung entdeckt und nachgeahmt wurde. Das geht schon daraus hervor, daß die Zündungsmethoden, nebst hierher gehörigen Gebräuchen, arsprünglich hier in völlig gleicher Weise angetroffen wurden wie in Asien, obwol die Benutzung des Feuers zur Bearbeitung der Metalle, besonders des Eisens, den Amerikanern nicht mehr bekannt geworden sein konnte, da dieser Gebrauch, einmal aufgenommen, auch in ihren Denkmalen Spuren hätte hinterlassen müssen. Diese Spuren sind aus der frühesten Zeit nicht mit Sicherheit strenggültig nachzuweisen. Aber, dürfte man außerdem hinzusetzen, wie sollten auch Völker, die fortwährend durch Fluteinbrüche und klimatischen Wechsel verschlagen und gleichsam während vieler Jahrhunderte hindurch von Festland zu Festland gedrängt wurden, sich die Fähigkeit, Metalle zu bearbeiten, bewahrt haben, wenn sie auf andern Eilanden kein Material hierzu vorfanden. Wochten daher auch die Amerikaner in frühern Perioden hiermit selbst bekannt gewesen sein, erhalten haben konnte sich diese Kenntniß keineswegs. Und ähnlich verhält es sich mit der Zucht von Hausthieren. Auch diese konnten nur zu leicht bei den fortwährenden Wechselungen des Klimas während der Jahrhunderte aussterben und Krankheiten erliegen. Aber mehr noch, von Eiland zu Eiland getrieben, waren die so verschlagenen Völker ohnehin früh gezwungen Viehzucht und Weidetrieb aufzugeben, um sich von dieser Last befreiend den wechselnden Verhältnissen schneller anpassen zu können. Erst später, als bessere Klimate und ruhigere Wohnplätze erreicht wurden, konnte in Bezug auf ausdauernde einheimische Thiere ein neuer Trieb hierzu erwachen. Aber die Auswanderung und Abdrängung der Amerikaner fällt vielleicht, wie nicht ohne Grund anzunehmen, überhaupt früher, als an die Zucht von Hausthieren in größerem Umfange zu denken war; denn sie fällt in die Zeit der frühen Steinzeit und deren

Sitten, Gewohnheiten und Entdeckungen. Deutlich haben die Amerikaner sich alle Entdeckungen und Gebräuche der Steinzeit angeeignet, mit den Gebräuchen späterer Zeitalter aber waren sie nach ihrer Verpflanzung nach Osten bei eingetretener größerer Festlandszerreißung zwischen Asien und Amerika nicht mehr bekannt geworden. Während nun aber die meisten amerikanischen Völker allmählich völlig verwilderten, sodaß sie sich nur selten über die Culturstufe der Steinzeit erheben konnten, erhielt sich in einigen andern amerikanischen Stämmen eine größere Sammlung für das bereits Nachgeahmte und Aufgenommene, sodaß sich die im frühern Verkehr mit begabtern Völkern gewonnene Grundlage unter ihnen fortbilden und entwickeln konnte zu einer Reihe von culturgeschichtlichen Erscheinungen, die aus vielen Gründen deutliche Anklänge an die Völker der Alten Welt verrathen mußten. Einmal waren es, wie hervorgehoben, die gleichen Anstöße und Grundlagen, auf denen sich stufenweise der Weiterbau der Cultur in der Neuen Welt entwickelte. Denn die Bearbeitung der Steine und die Erzeugung des Feuers, nebst den damals ausgebildeten religiösen Gebräuchen, bildeten bereits ein Fundament, das in seiner Anlage für den Weiterbau der Entwicklung, wie wir im folgenden Abschnitte zeigen werden, eine ganz bestimmte Richtung vorschrieb. Andererseits aber kam hierzu, daß alle nach Osten gewanderten Stämme, ihrer vielleicht gleichen Abstammung halber, in Geschmack und Kunstanlage überhaupt vieles Verwandte durchblicken lassen, sodaß es nicht auffallen kann, in Mittelamerika vielen Zügen des Geschmacks zu begegnen, die uns merkwürdig an Japan erinnern. Daß auch Todtencultus und Gestirndienst als Sitten der spätern Feuerperiode in der Neuen Welt ihren Platz gefunden, und selbst Pyramiden hier erwachsen konnten, ohne daß wir an überfiedelte Aegypter zu denken haben, das alles wird sich uns erst erklären, sobald wir die in diesen Gebräuchen liegenden zusammenhängenden Ideenassociationen entwickelt und zergliedert haben, Ideen, die allerdings schon in einer sehr frühen Urperiode cursfähig waren, sodaß

sie im spätern Steinzeitalter, da sich allmählich die Verbindungen jener Völker zwischen Asien und Amerika lösten, als ein allgemeines Besizthum der Menschheit angesehen werden konnten. Nicht alle, sondern vielmehr nur wenige Völker besaßen jedoch das Geschick und die Begabung, diese Gebräuche und Ideen in gleich großem Maßstabe zur Geltung zu bringen und zum bildlichen Ausdruck zu verhelfen. Es waren das allein die zur Cultur vorschreitenden Völker. Allein, daß wir überall unter den entferntesten Culturvölkern die gleichen Ideen, und selbst bei individuell verschiedener Begabung der Völker und an verschiedenen Orten der Welt, zugleich ähnliche Erzeugnisse wiederfinden, beweist nur um so gewisser, daß alle Völkerkreise von einem bestimmten Mittelpunkte aus ähnliche innere Anstöße erhielten, die sie zu gleichartigen Nachahmungen antrieben, obwohl sie alle verschiedene Anlagen besaßen und sich oft in einer ganz anders gearteten äußern Umgebung befanden.

Nach Erledigung dieser Frage kehren wir nun zu unserer Aufgabe zurück, nach welcher wir die verschiedenen Stufen der Handgeschicklichkeit unter den Völkern, und endlich den psychologischen Werth dieser Anlagen zu betrachten haben.

Wir haben nachzuweisen versucht, daß die amerikanischen Völker die Mittelafrikaner ursprünglich im allgemeinen an Anlagen psychologisch überragten, sodaß wir mit Peschel sagen können, „daß sich weder ein Negervolk, noch ein Kasir-, oder noch weniger ein hottentottischer Stamm auf gleiche Höhe gehoben, wie die Nahuatl-völker Mexicos, die Yucateken und die Peruaner“. Daß aber trotzdem viele Völker Amerikas in heutiger Zeit fast noch tiefer stehen wie die niedrigsten Afrikaner überhaupt, liegt an der unglücklicheren Lage ihres Landes und Welttheils, in den sie zu wandern gezwungen waren.

Nachdem wir jetzt die Amerikaner und Afrikaner miteinander verglichen haben, begegnen uns nun zunächst die bereits höher wie jene Völker stehenden Malaien. Diese in einer sehr engen Be-

ziehung zu den Mongolen befindlichen Völker sind in der That bereits viel empfänglicher und geschickter als alle bisher betrachteten. Die Malaien sind, wie nachweisbar, aus Asien ausgewandert und besitzen in gewissem Sinne Talente, und obwol wir diese Talente noch nicht mit denen der Chinesen und Japanesen vergleichen können, so stellt sich die Geschicklichkeit dieser Völker, was Uranlage und Befähigung anlangt, doch weit über die gleichfalls zu den Chinesen in Beziehung stehenden Polarvölker. Die Polarvölker, die noch heute vielfach im Connex mit der chinesischen Cultur stehen, müssen allerdings zurücktreten gegen die malaiischen Inselvölker in der Sunda- und Südsee, die, obwol in ihrer Einsamkeit verwildert, dennoch große natürliche Handgeschicklichkeit und Begabung erkennen lassen. Die höchste Stufe aber aller jener aus dem Mittelpunkte der Entwicklung gebrängten Völker nehmen offenbar die Chinesen und Japanesen ein. Diese Stämme sind, obwol verdrängt, dennoch dem großen Schauplaze der frühesten Entwicklungsgeschichte in Südasien am nächsten stehen geblieben, und diese Thatsache kann nicht ohne jeden Grund sein. Offenbar stehen von allen übrigen Völkern die mongolischen Culturvölker den Kaukasiern am nächsten. Die Mongolen sind zwar nicht stämmig und kräftig im Körperbau; aber ihre Begabung in geistiger Beziehung steht offenbar den Stämmen der kaukasischen Culturvölker am nächsten. Kein Wunder daher, daß sie dem Drucke der übrigen Rassen mehr wie die Indianer, die Polarvölker und Malaien widerstanden. Wußten sie sich im Rassenkampfe auch nicht ganz so energisch durch ihre Begabung zu behaupten, wie die Kaukasier, so besaßen sie doch Talent und Erfindungsgabe genug, um sich nicht völlig in unwirthbare entlegene Gegenden verzagen zu lassen. Im Gegentheile haben wir Gründe anzunehmen, daß sie den Kaukasiern in späterer Zeit, da die Rassenkämpfe zwischen den wilden Afrikanern und den begabtern Kaukasiern sich mit der Zeit zu Gunsten der letztern entschieden hatten, mit ihren Talenten nicht ganz ohne Concurrrenz gegenübertraten. Hätten die Mon-

golen körperlich gegen die stämmigen Afrikaner nichts erreichen können, und trat auch ihr Erfindungsgeist und ihre Begabung den Kaukasiern gegenüber ursprünglich noch zurück, so trat derselbe doch nicht so weit zurück, daß alle Concurrrenz zwischen ihnen und kaukasischen Völkern völlig ausgeschlossen war. Ohne Zweifel hat es, wie anzunehmen, eine Periode in der Urgeschichte gegeben, da eine solche Concurrrenz dieser beiden Rassen stattgefunden hat. Daß in diesem Rangstreite die Mongolen den Kaukasiern gegenüber dennoch früh und ursprünglich unterlagen, ist indessen hierbei zweifellos. Die Gründe, weshalb dies geschah, sind leicht zu übersehen. Den mongolischen Culturvölkern gebricht es im allgemeinen nicht an Geschick; denn gerade in dieser Beziehung überragen sie alle übrigen Rassen mit Ausnahme der kaukasischen, ja selbst unter den Kaukasiern werden sich einzelne Stämme nachweisen lassen, die vor den Chinesen hierin übertroffen werden. Allein diese Ausnahmefälle kommen hier im allgemeinen nicht in Betracht, wohl aber haben wir die Thatsache anzuerkennen, daß es den Mongolen trotz ihrer feinen äußern Geschicklichkeit doch den Kaukasiern gegenüber an weiter reichender innerer Erfindungsgabe mangelt. Es ist bekannt, daß die Chinesen Schwierigkeiten, die sich ihrer Arbeitskraft entgegenstellen, nicht durch erfinderisches Nachdenken, sondern nur durch eine einseitige Häufung und Zusammenstellung der ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu besiegen versuchen. Offenbar sind die Chinesen und Japanesen im Vergleich zu den Kaukasiern geistig schwerfällig und einseitig. Schon der ihnen anklebende schwerfällige Sprachbau charakterisirt das, sie erscheinen in allem zwar in der Ausführung geschickt, in der Zusammenstellung aber unbehülflich. Einseitigkeit und Schwerfälligkeit in geistiger Beziehung, und innig damit zusammenhängend geistige Entwicklungslosigkeit, sind daher die Hauptcharacteristica der ausbreiteten mongolischen Culturvölkerschaft. Fehlt es den Mongolen und den mit ihnen verwandten Völkerzweigen daher auch keineswegs an Handgeschicklichkeit, so mangelt ihnen doch im Naturell die innere

geistige Beweglichkeit, d. h. dasjenige, was wir das „innere Geschick“ nennen, welches letztere den eigentlichen Zündstoff für die erfinderische Begabung abgibt.

Hier an diesem Punkte, wo es sich um die Unterschiede der Fähigkeiten zwischen den beiden am höchsten begabten Rassen, nämlich der kaukasischen und mongolischen handelt, sind wir am leichtesten im Stande einzusehen, worin denn eigentlich das Wesen dessen zu suchen ist, das wir Kunstsinne nennen.

Was ist die Quelle des Kunstsinns?

Offenbar gehört zum Wesen der künstlerischen Begabung in erster Linie das, was eben allen niedrigen Rassen abgeht; nämlich vorzugsweise ein bestimmter Grad äußerer Flexibilität und Körperbeweglichkeit, d. h. äußerer Trägheitsüberwindung, und was eng damit zusammenhängt, ein bestimmter Grad arbeitslustiger Fingerfertigkeit. Beide genannte Bedingungen sind indessen nur erst die äußern nothwendigen Behälter, denn alle diese äußern Fähigkeiten müssen erst im Innern das anregen, was wir Kunstsinne und Kunstbegabung nennen. Die innere Kunstbegabung verhält sich zu den äußern genannten Factoren der manuellen Geschicklichkeit ähnlich wie die sogenannte innere Sprachform als Begriffs-, Bedeutungs- und Gedankenfeststellung zur äußern artikulirten Lautbefähigung. Wie die äußern Sprachstützen nothwendig ausgebildet sein müssen, und sogar, um als Behälter zu wirken, einen bestimmten Höhegrad erreicht haben müssen, so kommt schließlich alles darauf an, in welcher Weise auch die innere Begabung gleichzeitig vorhanden ist, um die äußern Anregungen aufzufangen und innerlich zu gestalten.

Nun zeigt sich sogleich, daß bei den Mongolen, und in einer sehr ähnlichen Weise auch bei den hamitischen Stämmen der Kaukasier, die äußere Gestaltungsgabe als Handgeschicklichkeit ursprünglich bedeutend ausgebildet war, ja daß im Grunde diese äußere Fertigkeit im einzelnen noch größer erschien als bei vielen kaukasischen Stämmen der Indogermanen und Semiten, aber es ist leicht zu erkennen, daß den

Samiten (Aegyptern, Berbern u. s. w.), ebenso wenig wie den Chinesen, Japanesen u. s. w., die innere Geistesbeweglichkeit als das Wesen der innern Gestaltungsweise so entgegenkommt, wie es der hohe Grad einer erfinderischen Kunstbegabung erfordert. Im Gegentheil, wir sehen sogleich, daß allen diesen Völkern eine innere Unbehülflichkeit der Gestaltungsgebe anklebt, die allen Formen etwas Schwerfülliges, Ungefüges und Einseitiges aufprägt. Dürfen wir einen Baum mit Recht nach seinen Blüten und Früchten beurtheilen, so haben hauptsächlich die begabtern Hauptstämme der Kaukasier diese Mängel innerer Unbehülflichkeit und einseitiger Schwerfülligkeit hinsichtlich erfinderischer Begabung ursprünglich am wenigsten empfunden, ja im Gegentheil, wir haben mannichfache Gründe, zu schließen, daß die Urstämme der Indogermanen und Semiten ursprünglich bereits die am meisten erfinderischen und begabtesten Völker der Urzeit gewesen sind. Und gäbe es keinen andern Grund (obwol es deren, wie wir sehen, viele gibt) als den, daß die Mongolen sehr früh nordostwärts, die Samiten dagegen in vielen Stämmen weit westwärts geschoben wurden, somit also diese Völkerschaften vom Schauplaze der frühesten Hauptentwicklung abgedrängt wurden, so wäre diese Thatfache für die Völkergeschichte in ihrer Bedeutung genügend, diesen Schluß zu stützen.

Wenn uns nun aus noch andern in der Folge zu entwickelnden Gründen die Annahme glaubwürdig wird, daß die indogermanischen und semitischen Völkerstämme während der Blüte des frühesten Steinzeitalters den Sieg der Erfindung davontrugen, sodas sich dieselben bei ihrer Gewandtheit und Begabung sehr früh auf dem Hauptschauplaze der Entwicklung zum allgemein herrschenden Urvolke emporschwangen, so trat nach dem ersten Steinzeitalter dennoch die Herrschaft dieser Völkerrassen mehr und mehr zurück, denn es drängten sich in der Folge nun sonderbarerweise ein Samitenstamm (und zwar die Aegypter), sowie die Chinesen mit ihren Leistungen in den Vordergrund der Entwicklungsgeschichte der Rassen.

Wir begegnen hier in der Urgeschichte der Rassen einem höchst bemerkenswerthen Factum, das sich uns nur erst im folgenden Abschnitt, wo es sich um die Untersuchung über die Bedeutung der Feuererfindung und deren Folgen handelt, genügend aufklären wird. Hier an dieser Stelle sei nur vorläufig bemerkt, daß sich später unter den indogermanischen und semitischen Völkerstämmen infolge einer Reihe ausbrechender Entwicklungskämpfe im kleinen ganz das Nämliche wiederholte, was sich unter den Rassen vorher im großen vollzogen hatte. Hatten die hochbegabten kaukasischen Völkerschaften im allgemeinen Rassenkämpfe den Sieg errungen, hatten sie sich gegen die wilden Afrikaner siegreich behauptet und auch andere mit ihnen in der Begabung concurrirende Völkerstämme (wie Chinesen und Hamiten) zurückgedrängt, so brach im Laufe der weitem Entwicklung unter ihnen selbst Zwiespalt und Zerwürfniß aus. Wilde Kämpfe, deren Ursachen wir kennen lernen werden, zwangen die höchsten kaukasischen Völkerstämme allmählich gleichfalls zur Trennung und zu Wanderungen. Durch diese Kämpfe in der Entwicklung gehemmt, mußten nothwendig vorerst andere Völker an die Spitze der Culturbewegung treten, und zwar waren das, wie erwähnt, im Westen die Aegypter und im Osten die Chinesen. Nur erst nach viel längerer Zeit, und zwar in einer bereits nicht mehr urgeschichtlich zu nennenden Periode, sollte sich unter den hochbegabten kaukasischen Völkerstämmen (Hellenen u. s. w.) wiederum der alte Geist der Erfindung und Erkenntniß von neuem erheben, um neue Blüten zu treiben, welche sehr rasch die Leistungen der Aegypter und Chinesen wiederum in den Schatten stellten. Von nun an erhoben sich die indogermanischen Stämme in ihren Leistungen in der Geschichte mehr und mehr, um für immer an die Spitze der Kunst und der Erfindung unter den Völkern zu treten, und schließen wir psychologisch richtig von den hervorragenden spätern Erzeugnissen auf die Uranlagen der Begabung und Befähigung, so wird es nicht wundernehmen, daß wir schon in der aller-

frühesten Urgeschichte diesen Anlagen in ihrem ersten Aufblühen während der großen Rassenkämpfe begegnen.

Die am höchsten erfinderische und deshalb weit hervorragende Begabung der kaukasischen Stämme mußte nothwendig schon in den frühesten Abschnitten der Urzeit das Feld behaupten. Unter diesen ursprünglich am meisten befähigten und gewandten Völkerstämmen mußte sich daher auf dem Haupttheater der Rassenentwicklung das eigentliche Herz der ganzen vorwärts strebenden Bewegung ausbilden, und die von hier aus angeregten Strömungen mußten sich langsam wie in Kreisen ausdehnende Wellen über alle tiefern Völkerstämme verbreiten. Sehr früh wurde hier in der frühesten Entwicklungsperiode die rohe, wilde, aber zugleich träge Kraft der dunkeln Rassen durch die innere und äußere Gewandtheit der hellern Kaukasier bezwungen, und sollten sich in der Folge auch die sich hier im Herzen der menschlichen Entwicklungsgeschichte anhäufenden Druckkräfte, wie angedeutet, allmählich durch innere Kämpfe wieder zersplittern, um in ihrer cultivirenden Spannung nachzulassen, sodaß sich unter niedriger stehenden Völkerschaften, wie unter Chinesen, Aegyptern und Mexicanern, während einer folgenden Periode der Urzeit neue Entwicklungsherzen der Cultur ausbildeten, welche einen längern Abschnitt der Folgezeit beherrschten, so zogen sich die zersplitterten Kräfte unter den am höchsten begabten Kaukasierern dennoch in geschichtlicher Zeit, wie wir wissen, von neuem zusammen, um endlich für immer den höchsten dominirenden Herd der Cultur und Erfindung auf der Erde zu bilden. Fiel der erste Herd der Entwicklung jener frühesten Urperiode höchst wahrscheinlich in die subtropischen Länder oberhalb des persischen Meerbusens, so verlegte sich durch die hier später ausbrechenden Entwicklungskämpfe und durch die Wanderungen der Kaukasier der später wieder auftauchende höchste Culturherd der Erde in das inzwischen mehr und mehr zum trockenen Festlande gewordene Europa.

So, sehen wir, zeigen uns die Thatfachen der Entwicklungs-

geschichte der Rassen, daß im Grunde die Gesetze des organischen Lebens, d. h. dieselben Gesetze, welche die Rassenkämpfe der Thierwelt beherrschen, auch in der Menschheit zur Geltung gelangen.

Wir haben möglichst weitreichende Blicke in den allgemeinen äußern Entwicklungsgang der Rassen- und Völkergeschichte geworfen, und haben damit erkannt, wie innig die innere Begabung im Naturell mit der äußern Gabe motorischer Gewandtheit, und demgemäß mit der sich hieran anschließenden Handgeschicklichkeit verwachsen ist. Wir sahen, daß die wildesten, aber trügsten Rassen, die im Körperbau die überlegensten und hervorragendsten waren, der Geschicklichkeit und innern Begabung anderer Völker unterlagen.

Nur bei den höchsten kaukasischen Völkerstämmen war aber die äußere Geschicklichkeit zugleich harmonisch durchdrungen von jener innern Vorstellungs- und Gedankenbeweglichkeit, welche den Fond aller tiefern Begabung, den Grund aller klar anschaulichen künstlerischen Gestaltungskraft, und endlich zugleich die Quelle aller bedeutenden Erfindungs- und Combinationsgabe bildet. Außere und innere Gestaltungskraft mußten zusammenkommen, um die Macht zu bilden, welche der wilden, gewaltigen, wiewol trügen Körperkraft, durch welche sich die niedrigsten Rassen im höchsten Grade auszeichneten, den Rang abzulaufen vermochte, und so die Herrschaft zu entwickeln, welche sich an der Spitze der menschlichen Entwicklungsgeschichte der Rassen zu behaupten im Stande war.

Die innere Gestaltungskraft als sogenannte Combinationsgabe mußte aber zuvor in einer ähnlichen Weise ursprünglich durch die äußere Stütze der Handgeschicklichkeit und Fingerfertigkeit angeregt und geweckt werden, wie das in Bezug auf die Erinnerungsfähigkeit durch die Stütze des Lautes und der Sprache geschehen war. Die Aufnahme einer allgemeinverständlichen Bezeichnungsweise durch die sich dauernd erhaltenden und übereinstimmend anerkannten Laute konnte

die Erinnerungskraft und das Gedächtniß des Geistes heben, die motorische Geschicklichkeit und Gewandtheit, die sich vorzugsweise zugleich in der Hand- und Fingergeschicklichkeit spiegelt, bildete hingegen ursprünglich das Behiel der Erfindungsgabe; denn indem sie das Gegengewicht der Trägheit überwand, stärkte sie die bewegliche Phantasie als Combination und die innere künstlerische Gestaltungskraft des Geistes. Jener spielerische Sinn der Kinder<sup>21</sup> welcher nach allem greifen macht, die angeborene Trägheit überwindet und das Kind antreibt, die Gegenstände in der Hand zu drehen und zu wenden, um mit ihnen auf allerlei Gegenstände, wie Sand und Stein, zu pochen, ist ursprünglich vom psychologischen Gesichtspunkte von der höchsten Wichtigkeit. Ganz absichtslos und unwillkürlich treibt hier die motorische Lebendigkeit über sich hinaus, um sich zu erweitern. Schon bei dem Affen bemerken wir dem Aehnliches, auch in ihm ist der Spieltrieb hoch ausgebildet, er greift und tastet nach allem und weiß sich mit großer Gewandtheit zu helfen, wenn es gilt, eine harte Nußschale zu öffnen; reichen seine Zähne nicht aus, so klopft er sie mit den Händen geschickt gegen einen spitzen Stein. Auch der Hamster, der Fuchs und der Dachs wissen ihre Pfoten mit großer Geschicklichkeit zum Bau ihrer Höhlen zu verwenden.

Es liegt im Wesen dieser nach außen drängenden Triebe der gelenkigen Hand, welche antreiben nach allen Gegenständen zu greifen, um sie, wenn auch noch absichtslos, aufzunehmen, daß sie allmählich den Sinn auch innerlich zum Gebrauche derselben anleiten. Kommt doch der Affe, in Angst und Lebensgefahr getrieben, ganz instinctiv auf den Gedanken, sich durch Werfen von Zweigen und Steinen\* gegen den Gegner zu vertheidigen, und gelangt also dieses Thier bereits zu dem Schlusse, daß es in der Noth durch Mittel und Werkzeuge seine Kräfte

---

\* Mit Steinen vertheidigen sich hauptsächlich die Paviane in den Gebirgen Ostafrikas (vgl. Brehm, „Illustriertes Thierleben“).

erweitern kann. Diesen Schluß nun mußten die Urstämme der Menschen offenbar proportional ihrer Beweglichkeit und Geschicklichkeit gleichfalls mehr oder weniger früh vollziehen. Nahmen daher in dieser Art, wie anzunehmen, alle Urstämme unbewußt ihrer Vertheidigung halber zu Werkzeugen ihre Zuflucht, so machten indessen bei weitem noch nicht alle Völker von vornherein das Tragen und Beiführen eben dieser Werkzeuge zur dauernden Gewohnheit; denn hierzu bedurfte es nicht nur wiederum eines neuen Schlusses, sondern zugleich, was wichtiger ist, der Ueberwindung eines bestimmten angeborenen Trägheitsgrades. War es doch viel bequemer, Holz und Steine nur dann aufzunehmen, wenn man deren eben bedurfte. Da man nun Holz so ziemlich überall, passende Steine dagegen nicht überall antraf, so bedurfte es sogar schon, wie wir sehen, bestimmter umfangreicher Erfahrungen, um weiterhin den Schluß zu machen, daß Steine seltener zur Vertheidigung zu erhalten sind wie Holz. Da also Steine nicht überall passend zu finden sind, sah man ein, daß man solche Werkzeuge trotz aller hiermit verknüpften Unbequemlichkeiten mit sich führen müsse. Es unterliegt daher keinem Zweifel vom psychologischen Gesichtspunkte, daß nicht alle Urstämme sich ursprünglich gleichzeitig zu dieser unbequemen Sitte und Gewohnheit des Steinwaffentragens entschlossen. Im Gegentheil, erst hier sehen wir, wie sehr psychologisch das Trägheitsmoment ins Gewicht fällt, denn den natürlichen Gesetzen gemäß dürfen wir mit Sicherheit behaupten, daß nur die regsamern, beweglichsten und weniger trägen Völker zuerst zu diesem Gebrauche dauernd sich entschlossen. Nur hervorragende Völker überwandten zuerst und am meisten ursprünglich die Trägheit, und durch diese Ueberwindung erhielten sie zugleich Vortheile in die Hände gespielt, welche sie so gleich gegen die trägern, wenn auch körperlich viel stärkern Stämme und Rassen geltend zu machen verstanden.

Schon die Unterscheidung zwischen dem Gebrauche und der Wahl von Holz und Stein mußte die früheste Combinationsgabe mächtig

rege machen, denn hiermit war das Auge gezwungen, nach Orten in der Außenwelt zu suchen, an welchen sich brauchbare und zur Waffenbenutzung zweckmäßige Steine vorfanden. Mit dem Begriffe der Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit war ein neues unendlich großes Feld für die Combinationsgabe eröffnet. Das aufgenommene Werkzeug war ja nicht immer sogleich brauchbar, sondern es mußte unter Umständen erst hierzu umgestaltet werden. Diese Umgestaltung forderte von neuem dazu auf, die Trägheit zu überwinden, aber noch mehr, sie forderte zugleich die innere Combination heraus, um nachzudenken, wie eine Gestaltung der Objecte auch zweckentsprechend vorgenommen werden könne. Das Nachdenken hierüber erforderte eine Schluß- und Gedankenreihe, die nicht einseitig, sondern die vielmehr in der geschicktesten Weise ablaufen mußte, sollte der Zweck erreicht werden. Nehmen wir beispielsweise einen Stein, so zeigt sich allmählich, daß er durch fortgesetzten Gebrauch in seiner Gestalt einer Veränderung fähig ist. Nicht aber nur diese Erinnerung erfordernde Beobachtung, sondern auch die Gewißheit, die subjective Fähigkeit zu besitzen, diesen Stein zweckmäßig verändern zu können, und endlich auch die Festhaltung des Zwecks selbst, war nothwendig, sollte die Thatsache der Holz- und Steinbearbeitung zu Stande kommen.

Versetzen wir uns nun in das sich soeben geistig durch das Behilf der Sprache emporbildende Urmenschenthum, und bedenken wir, wie sich nur erst sehr allmählich das Gedächtniß so weit stärkte, daß Beobachtungen und Erfahrungen möglich wurden, welche psychologisch die Uebersicht über einen größern Zeitraum durch die Erinnerung nöthig machten, so wird es einleuchten, welche Reihe von Schwierigkeiten hier zu überwinden waren, um nur erst bis zu dem ersten Anfang einer Steinbearbeitung vorschreiten zu können. Und so begreifen wir, daß nicht alle Völker zu dieser Schlußreihe gleichzeitig rasch vorschreiten konnten, denn das liegt auf der Hand, daß jeder Stamm und jede Rasse, je nach Naturell, Trägheitswider-

stand und innerer Begabung sich zu diesen Beobachtungen und Combinationen nur erst mehr oder weniger rasch in der Folge erhob. So machten also schon in den allerfrühesten Zeiten die Völker ganz ungleich verschiedene Fortschritte der Cultur- anfangs, und hierin begründet sich das hervorgehobene Resultat der Entwicklung, nach welchem ursprünglich das begabteste Volk siegreich in das Centrum der Bewegung trat, um so dominirend einen gewissen Druck auf die andern auszuüben, durch welchen die übrigen Völker im Kampfe um die Erhaltung zur Nachahmung und zur Empfänglichkeit gezwungen wurden. Mit den Bedingungen ursprünglich ungleicher Begabung und ungleich großer Ueberwindungskraft innerer und äußerer Trägheit sind uns die ursprünglichen Factoren gegeben, welche die Erscheinung des Völkergebränges, den Auswanderungsdruck, und andererseits zugleich auch den Antrieb zum Austausch und zur Nachahmung derjenigen Urgebräuche und Erfindungen erklären, welche von den ursprünglich begabtesten Völkerstämmen als Güter aufgenommen wurden, und vermöge deren sie ein natürliches Uebergewicht ausübten, von dem sich die Gebrängten möglichst zu befreien strebten.

Hierin ferner haben wir den Grund zu suchen, weshalb die am wenigsten schwerfälligen und begabten Kaukasier im frühesten Steinzeitalter sich gegen die körperliche Ueberlegenheit anderer Rassen zu behaupten wußten und den Sieg in der Geschichte der frühesten Entwicklung davongetragen haben. Wir sehen, daß die Handgeschicklichkeit als Anregungsmittel und Stütze von höchster Bedeutung ist, werfen wir jedoch in psychologischer Beziehung einen genauern Blick auf die Vortheile, welche dieselbe der geistigen Entwicklung darbot, so ergibt sich, daß, sollte sie die Fähigkeit besitzen, als Vehikel für die innere Combinationsgabe zu wirken, bereits gleichzeitig in sehr hohem Grade das Erinnerungsvermögen gestärkt sein mußte; denn nur auf dem Boden einer schon ziemlich weitrageuden

Erinnerung ermöglicht sich das, was wir bewusste Erfahrung nennen, welche letztere mit der Combination Hand in Hand geht. Diese psychologische Thatsache lehrt somit, daß der sprachliche Proceß, welcher, wie hervorgehoben, andererseits als Stütze der Erinnerungsfähigkeit wirkte, schon bedeutend vorgeschritten gewesen sein mußte, bevor die früheste Combination thatsächlich zur Geltung kam. Da nun ferner innere und äußere Gestaltungskraft ganz ebenso reciproc aufeinander wirken und sich gegenseitig einander fördern, wie Erinnerungsfähigkeit und lautliche Befestigung, d. h. Sprache, so wurde im selben Grade die innere Combination später wiederum durch die wachsende Erinnerung angeregt, und umgekehrt auch die Erinnerung wiederum durch die Combination befestigt. So, sehen wir, konnten der Sprachtrieb und die Handgeschicklichkeit als zwei äußerliche Stützen wirken, um eine Reihe sich gegenseitig tragender psychologischer Processe hervorzurufen, durch welche sich allmählich der Aufschwung zur Ideenassociation vollzog, welche letztere bereits in hohem Grade ausgebildet sein mußte, bevor endlich auch der religiöse Proceß von der thierischen zur eigentlich menschlichen Stufe fortschreiten konnte. Es wird die Aufgabe des folgenden Abschnitts sein, den Aufschwung des religiösen Processes aus seinen natürlichen Wurzeln, wie wir sie bei den Thieren vorfinden, ebenso herzuleiten, wie wir das soeben bezüglich der sich stärkenden Erinnerungskraft in Rücksicht auf die Sprache, und bezüglich der Phantasie, als Combinations- und Erfindungskraft, in Rücksicht auf das Behiel der motorischen Gewandtheit, der Handgeschicklichkeit und der dem angemessenen inneren und äußern Trägheitsüberwindung gethan haben. Bevor wir jedoch hierzu übergehen, werfen wir einige Blicke in die alte Cultur der Steinzeit und der Pfahlbauten.

---

Während der Werth der Sprache hinsichtlich des Aufschwungs des Menschen in intellectueller Beziehung allmählich mehr und mehr ins Auge gefaßt und erkannt wurde, hat man dem gegenüber den Werth der Handgelenkig-

keit und der beweglichen innern und äußern Geschicklichkeit des Körpers in Bezug auf die Entwicklung der Einbildungskraft und der Combinationsgabe selten genug hervorgehoben. Ganz in der nämlichen Weise wie die Sprache das Apperceptionsvermögen und die Erinnerungstreue ausbildet, richtet sich die Phantasie und das Combinationsvermögen an der motorischen Fähigkeit des Körpers empor. Die motorische Anlage des Naturells und die innere feinere Structur des Gehirns, welche sich daran anknüpft, sind daher gleichfalls wesentliche Factoren zur Entwicklung der Intelligenz und der Sinne. Wie durch den Klang der Sprache rückwärts das Ohr gebildet und entwickelt wird, so wird durch die suchende und nach Beschäftigung drängende Hand das Auge im einzelnen geleitet und zu Unterscheidungen geübt, die der träge Mensch und das träge Thier nicht zu machen im Stande ist. Auf diese Weise wird das Auge des mechanischen Arbeiters vorerst berechnender, sodann phantasievoller und combinatorischer, und hiermit erhält neben dem Wachsthum der Erinnerungsfähigkeit die Intelligenz ihre bedeutendste Stütze. Werfen wir einen Blick zurück, so sehen wir stets von neuem, wie hoch wir den Werth der Gliedergelenkigkeit in der Hand für den Menschen bezüglich seiner geistigen Entwicklung anzuschlagen haben. Freilich ist die Gliederbeweglichkeit des Körpers, ebenso wie die Sprache, innig verwachsen mit dem Charakter und dem Naturell des Menschen, und im Grunde also ist der Charakter jenes großartige Instrument, an dem sich die Entwicklung emporrankt, aber wir wollen nicht verkennen, daß sich der Charakter und das Naturell des Menschen wiederum ohne den angeborenen Vorzug der Handgelenkigkeit gar nicht als menschlich denken lassen. Innere Charakterentwicklung und äußerliche Begabung treffen beim Menschen im allgemeinen auf das wunderbarste zusammen, um, angespornt durch den Kampf um die Lebensbedingungen, eine Entwicklung zu erzielen, die rasch und nothwendig über sich hinausstreben mußte. Was nun die Befähigung der verschiedenen Völkerrassen anlangt, so können wir der Anschauung von Waitz nicht beitreten. Waitz behauptet, daß die ursprünglichen Anlagen unter den verschiedenen Völkern in der Weise vertheilt waren, daß sie sich in ihren Fähigkeiten einander ergänzten, sodaß also eine jede Rasse eine bestimmte Eigenthümlichkeit besaß, welche sie vor allen andern auszeichnete, und an Begabung zugleich keine Rasse hinter der andern zurücktrat. Es wäre in Bezug auf die Entwicklung des Menschengeschlechts wünschenswerth, daß es sich so verhalten hätte, aber dem ist nicht so, denn es verhielt sich unter den Menschenrassen nicht anders wie unter den thierischen Arten. Das heißt, wie über alle Thiere eben nur der Mensch

den Sieg davontrug, so auch war es stets nur die siegreichste Eigenthümlichkeit einer einzigen Rasse, welche so zur Geltung kam, daß sie dominiren konnte. Die übrigen Eigenthümlichkeiten der Rassen, sofern sie auch jebensfalls bestanden, fielen den siegreichen Eigenschaften gegenüber nicht mehr in der Weise ins Gewicht, und es knüpften sich hieran nicht die gleichen dominirenden Wirkungen. Obwohl die Natur, wie aus unserer ganzen früheren Betrachtungsweise hervorgeht, allerdings durch das Wesen der Arbeitstheilung darauf hinzielte, die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten stets so zu vertheilen, daß sich die Glieder organisch einander ergänzen, und so dem einen zukommt, was dem andern fehlt, und umgekehrt, so ist es ja, wie wir nunmehr bereits erkannt haben, eben der Mangel und der Fluch der ganzen organischen Entwicklungsgeschichte, daß diese organische Ergänzung durch die Concurrnz und den Rangstreit bestimmter, einseitig entwickelter Verhältnisse stets gestört wird. Das ist nicht schwierig zu erkennen, denn wir haben nur nöthig, uns unserer modernen Staatsverhältnisse zu erinnern. Während unser sittlicher und ästhetischer Lakt stets in der Politik dahin drängt, eine Völkerverbrüderung anzustreben, in der die verbundenen Glieder einander unterstützen und Mißhelligkeiten durch das Auftreten einer regierenden Völkermajorität gegenüber der Minorität rasch unterdrückt werden, findet sich, daß die natürliche Entwicklungsgeschichte sich diesem sittlichen Ideale, wie wir wissen, stets nur zu gern entzieht, indem sie stets einem einzigen bestimmten Volke ein durch irgendwelche Vortheile errungenes Uebergewicht verleiht, das geltend zu machen und darauf zu pochen dasselbe alsbald für seine Pflicht hält. So strebt alles stets nach einseitiger Uebervortheilung, nicht aber nach brüderlicher Ausgleichung und gerechter Ergänzung. Halten wir es noch heute fast für unmöglich, diesem Fluche unserer Geschichte zu entgehen und den natürlichen Mangel durch die Mithülfe besserer sittlicher Einsicht abzustellen, so müssen wir aus dieser Thatsache erkennen, wie ursprünglich sich eben dieser Mangel bereits geltend machen mußte, und um wieviel erheblicher in der Urzeit die sich an ihn knüpfenden bösen Folgen waren. Von einer Ergänzung der Fähigkeiten und Begabung unter den verschiedenen Rassen kann daher wol als sittliche Forderung idealiter für einen Augenblick im Ursprunge die Rede sein, allein realiter hat sie nicht bestanden, ebenso wenig wie, wie wir sahen, in der organischen Entwicklungsgeschichte unter den Gliedern der großen Thierreiche sich eine derartige geforderte Ergänzung vollzog. Ganz so wie in der Thierwelt drängte sich auch unter den Menschen die rohe Gewalt und Kraft, anfänglich alles übervortheilend, in den Vordergrund, bis allmählich die Intelligenz und die intellectualen Fähig-

leiten, d. h. Geist und Erfindungsgabe im Rassenkampfe den Sieg davontragen. Liegen nun heute diese höchsten Güter über eine Reihe der höchsten Völker verschiedenartig vertheilt, sodaß sich diese wiederum als organische Glieder aufgefordert fühlen sollten, sich zu ergänzen, so trägt dennoch oft genug die einseitige Uebervortheilungsjucht auch hier, wie wir wissen, den Sieg davon, und nur der sittlichen Einsicht bleibt es überlassen, bessere und höhere gemeinsame Ziele anzuerkennen und anzustreben.

---

### Der Mensch auf der Stufe der Steinzeit.

Rückblick auf die Entwicklungsfactoren des Geistes und Hinweis auf die Dauer der Zeit, welche diese Entwicklung erforderte. — Das Holz-, Stein- und Metallzeitalter. — Die Pfahlbauten. — Hinweis auf den Aufschwung der tiefern geistigen Ideenassociation und Uebergang zum folgenden Abschnitt.

Wir haben in den vorhergehenden Kapiteln die Uranfänge der Gesittung und des menschlichen Cultur- und Geisteslebens beleuchtet und haben erkannt, daß es vorzugsweise drei Pfeiler waren, auf denen sich das Gebäude menschlicher Entwicklungsweise erhob. Unter diesen Grundpfeilern nimmt äußerlich die Handgeschicklichkeit neben der Sprache den ersten Rang ein. Beide Factoren wirkten als äußere Anregungs- und Förderungsmittel, denn es waren diese Factoren die äußern Stützen, welche den innern Charaktervorzug des Menschen in dem hohen Grade nur erst lebendig hervortreten ließen und so allmählich die Kluft befestigten, welche sich zwischen der thierischen und eigentlich menschlichen Wesensstufe mit der Zeit ausbildete. Welch eine lange Zeit mußte indessen wol verfließen sein, bevor sich Sprache und Handgeschicklichkeit so weit gebildet hatten, daß das thierische Wesen im Menschen mehr und mehr zurücktrat gegen die tiefern Fähigkeiten, die sich nun mehr und mehr zu entwickeln begannen. Welch eine unendliche Zeit mußte ferner verfließen sein, während der langen Wanderungsperiode, innerhalb welcher die Menschenstämme, durch innere und äußere Verhältnisse getrieben, sich über den ganzen Erdkreis verbreiteten. Wir sind gewöhnt, die früheste Urperiode der

Menschheit an der Steinbewaffnung zu charakterisiren, und nennen diese früheste Zeit des Menschenthums die sogenannte Steinzeit; aber wir vergessen, in welcher nur erst sehr späte Periode der ganzen menschlichen Urgeschichte das sogenannte Steinzeitalter hineinfällt, und wir bedenken ferner zu wenig, welcher Aufschwung des Geistes beziehungsweise der sprachlichen Fähigkeiten bereits unter den Menschen stattgefunden haben mußte, bevor die Combinationsgabe des Urmenschen bis zur Bearbeitung primitiver Holz- und Steinwerkzeuge vorschreiten konnte.

Werfen wir einen Blick in die Schätze, die wir heute aus der Erde graben, so müssen wir staunen über den hohen Grad von Kunstfertigkeit, den uns diese scheinbar so einfachen Waffen aus Stein bereits erkennen lassen. Kunstgerecht gespitzte Pfeile und Pfriemen, Lanzenspitzen und Steinhämmer beweisen uns, daß wir in der sogenannten Steinzeit keinen thierischen rohen Menschen mehr, sondern bereits ein schon cultivirtes Wesen vor uns haben, das eine große Reihe früherer Vorstufen durchlaufen haben mußte, um sich die Schlußfähigkeit im Nachdenken zu erwerben, die nothwendig war, um die ersten Geräthe sachgemäß zu verfertigen.\* Erst im

\* Die Frage, ob die sogenannten Feuersteintrollen, ferner die sogenannten paläolithischen Feuersteingeräthe, von leisartigem Aussehen, flach und mit geschärften Rändern, wirkliche Gebilde von Menschenhand sind, ist bis heute noch keineswegs entschieden. Die übergroße Häufigkeit solcher angeblichen Kunstzeugnisse an bestimmten Vertlichkeiten, wo, wie auf den Scilly-Inseln, gar kein Gebrauch von ihnen gemacht werden konnte, ferner die Thatsache, daß mit derartigen unpolirten Geräthen noch niemals in gleicher Lage menschliche Gebeine vorgefunden wurden, machen diese Annahme sehr zweifelhaft. Niemals hat man bis jetzt in Grabstätten ein unpolirtes Feuersteingeräth aufgefunden, und wenn sich auch an manchen Fundorten unpolirte Steinspitzen mit polirten mischen, so ist doch die Annahme hiermit nur bewiesen, daß man im neolithischen (polirten) Steinzeitalter sich auch zugleich roher Natursteinstücke bediente (und zwar gewöhnlich zu Messern oder Pfeilspitzen), nicht aber, daß es ein Steinzeitalter von unpolirten Geräthen überhaupt gegeben habe. Nachdem Whitley nachgewiesen, daß unweit Spiennes (Belgien) sich natürliche Feuersteinsplitter mit muschelartiger Bruchfläche streckenweis in der Nähe von Feuersteingeschieben und Kreidelagern vorfinden, von denen man unschwierig das Naturgebilde allmählich und stufen-

Hinblick auf diese Ueberlegungen gewinnen wir zugleich psychologisch einen Einblick in das hohe Alter des Menschen auf der Erde. Denn ermessen wir den langsamen Verlauf der psychischen Entwicklung, und bedenken wir, in welchen Bodenschichten bereits wirkliche Kunstproducte menschlicher Gestaltungskraft angetroffen werden, so begreift es sich, wie unendlich weit das früheste Auftreten des Menschen auf der Erde zurückreichen muß.

Es ist die Aufgabe der ethnologischen Systematik, die Funde der an den verschiedenen Orten angestellten Ausgrabungen so zu classificiren und zu ordnen, daß sie eine Uebersicht des Alters gewähren. Daß bei einer solchen Altersbestimmung nicht nur einseitig die Tiefe und Schichtung des Bodens in Betrachtung gezogen werden darf, sondern auch der Grad der Kunst und Ueberlegung, der zur Verfertigung des Werkzeugs nöthig war, in Anschlag zu bringen ist, ist vom psychologischen Gesichtspunkte selbstverständlich. Ob dem Steinzeitalter ein Holzzeitalter vorausgegangen ist, läßt sich zwar durch Thatfachen heute nicht mehr bestimmen, doch haben wir vom psychologischen Gesichtspunkte Gründe, diese Annahme zu machen. Die allgemeine Verbreitung der einfachen Keule aus Holz unter den Naturvölkern, und die noch heute an vielen Werkzeugen des Steinzeitalters erkennbaren Spuren einer Vorrichtung, die auf eine Verbindungsart mit Holzschäften hinweist, deuten zugleich mit Bestimmtheit darauf, daß man zur Zeit der Steinbearbeitung mindestens gleichzeitig die Bearbeitung von Holz und thierischen Knochen ver-

---

weise von den unvollkommensten und regellosesten bis zu den scheinbar vollkommensten alten Geräthen verfolgen kann, mußte nothwendig das ganze sogenannte paläolithische Steinzeitalter überhaupt angezweifelt werden, zumal sonderbarerweise Feuersteine stets nur in der Nähe von Kreidelagern gefunden werden, mit denen der Feuerstein eben geologisch im Zusammenhange steht. Mit Rücksicht auf die Ergebnisse des folgenden Abschnitts glauben wir daher Grund zu der Annahme zu haben, daß die Steinzeit erst mit der Kunst des Schleifens und Polirens begann, und daß sich der Mensch in früherer Zeit der Steine wol sporadisch, aber nicht systematisch zu seiner Vertheidigung bediente. (Vgl. zugleich „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 214.)

stand. In der That wurden, wie wir aus dem Folgenden ersehen werden, Holz und Stein die ersten Buchstaben, welche dem Menschen den Gedanken zur ersten bedeutenden Erfindung vorzeichneten. Holz und Stein sind ohne Zweifel beide sehr früh diejenigen Gegenstände gewesen, welcher sich der Urmensch bemächtigte. Es liegt auf der Hand, daß die Einführung und Verbreitung der Metalle, namentlich der Bronze und des Eisens, in eine verhältnißmäßig schon sehr späte Zeit fallen, eine Zeit, da man das Feuer und seine eigenthümlichen Wirkungen längst kennen, würdigen und anwenden gelernt hatte. Auch die Pfahlbauten fallen verhältnißmäßig schon in eine nicht mehr frühe Periode der Urzeit, und die Verfertiger dieser Kunsthäuser müssen gegen die frühesten Erdhöhlenbewohner schon sehr combinationsfähige und kunstfertige Menschen gewesen sein; dennoch haben wir Grund, die Erfindung des Pfahlhäuserbaues dem Metallzeitalter sehr weit voranzustellen. Die Schlüsse, welche nöthig waren, um Werkzeuge zu verfertigen, die zur Vertheidigung und zu Schutzwaffen dienten, mußten bereits auf einem schon tief geackerten Boden der Combination und der Erinnerung empormuchern. Der Mensch der frühen Steinzeit, wenn auch noch kein Feuerschmied und Metallarbeiter, war daher in seiner Art bereits ein immerhin schon sehr vorgeschrittener Künstler, und bei seinen Fähigkeiten dürfen wir daher recht gut in einer selbst noch frühen Steinperiode ihm auch die Fertigkeiten zutrauen, die erforderlich waren, um sich auf Seewohnungen mit seinen Familien anzusiedeln und hier einen dauernden Schutz gegen Thiere und Feinde zu suchen. Ob uns in den sogenannten Pfahlbauten eine wirkliche eigenthümliche Erfindung der Urzeit vorliegt, wie sie uns die Feuerreibung repräsentirt, eine Erfindung also, die sich nur erst durch Nachahmung allmählich weiter verbreitet hat, läßt sich vom psychologischen Gesichtspunkte nur schwierig ausmachen. Immerhin ist der Pfahlbau ein geschickter Brauch und eine eigene Verfahungsweise, die manche Völker nicht kennen lernten oder nicht nachahmten, während sie bei verhältnißmäßig sehr weit verdrängten Völkern

weise wiedergefunden wird. Wir müssen es vorerst der ethnographischen Systematik und der Detailforschung überlassen, in diesem Falle zu entscheiden; namentlich ist zu untersuchen, inwieweit jene noch heute in Australien und Amerika angetroffenen Pfahlbauten mit denen anderer Gegenden und denen aus der Urzeit wirkliche Aehnlichkeit besitzen, und ganz besonders wird es sich um die Feststellung des Alters der Pfahlbauten in jenen entfernten Ländern überhaupt handeln. Würde sich aber auch hierbei ergeben, daß die Pfahlbauten jener fernen Länder mit denen in Europa völlig übereinstimmen, so wäre hiermit nur ein neuer Beweis geliefert für den ehemaligen ursprünglichen Zusammenhang der Völker. Denn bei der so sehr verschiedenen Anlage der Europäer und Australier wird niemand zu behaupten wagen, daß beide ein so complicirtes Bauwerk aus freien Stücken völlig so erfanden, als sei es deutlich nachgeahmt. Es ist durchaus nicht undenkbar, nach dem früher Entwickelten anzunehmen, daß während der Periode der Steinbearbeitung, welche letztere Erfindung sich gleichfalls wahrscheinlich ja nur in verschiedenen Linien und zudem langsam über den Völkerkreis ausdehnte, sich gleichzeitig eine Reihe von andern Erfindungen, Sitten und Gebräuchen über die Völker verbreiteten, zu denen neben der Feuerreißung auch die Construction des Pfahlhäuserbaues gehört haben mag. Während indessen die über den ganzen Erdkreis verbreiteten ähnlichen Methoden der primitiven Feuerzündung, neben den in der Folge noch zu entwickelnden Gründen, uns darthun, daß hier ein allgemein nachgeahmtes Verfahren der frühesten und ersten großartigen, durchschlagenden, aber ursprünglich auch zugleich schwierigsten Erfindung vorliegt, die sich zugleich durch ihre merkwürdige und wohlthätige Erscheinung rasch über den Hauptvölkerkreis und von hier aus weiter ausbreiten konnte, treffen wir dagegen die Pfahlbauten verhältnißmäßig viel sporadischer, sodaß es den Anschein gewinnt, als sei dieser Gebrauch und dessen Nachahmung zugleich von der örtlichen Gegend und dem Volkscharakter abhängig geblieben.

Was die verschiedenen Funde der Steinzeit und der Pfahlbauten anlangt, so lassen dieselben erkennen, daß die Menschen dieses Zeitalters sich bereits trotz ihrer Wildheit seit langer Zeit auch in sittlicher Beziehung aus dem ersten Urzustande herausgearbeitet und erhoben hatten.

„Suchen wir aus den bisherigen Funden auf die Civilisation des langköpfigen und, nach dem Neanderschädel zu schließen, gewaltigen, großen und kräftigen Urmenschen, der mit dem Mammuth zusammen lebte, zu schließen, so sehen wir, daß derselbe schon seine Todten ehrte und sie, wahrscheinlich in sitzender Stellung, in mit einfachen Steinplatten verschlossenen Grotten begrub, wobei er ihnen muthmaßlich Fleischstücke als Nahrung auf die Reise nach dem Jenseits, vielleicht auch Waffen und Rerathen mitgab. Er kannte das Feuer und construirte sich Herde, an welchen er vermuthlich sein Fleisch briet. Er zerstückte die Röhrenknochen der großen Thiere nach einem bestimmten System, um das Mark, und den Schädel, um das Hirn herauszunehmen. Seine Geräthschaften oder Waffen bestehen aus rohen Steinärzten und Messern, die von einem Kieselblocke mittels eines andern Steines abgesprengt wurden und deren Schneide nur durch grobe Schläge, die größere Stücke aussprengten, hergestellt wurde, und aus bearbeiteten Knochen, die theils zu Handhaben, theils zu Kratzern, Pfeilen, Keilen und Ahlen zugespitzt wurden. Diejenigen Stücke, welche man für Lanzen oder Pfeilspitzen halten kann, zeigen niemals Widerhaken, sondern nur glatt zulaufende Seiten. Dieser wilde Urmensch, dessen Wildheit schon aus den schrecklichen Augenbrauenbogen spricht, suchte sich nichtsdestoweniger mit durchbohrten Korallenstückchen und Zähnen wilder Thiere zu schmücken. Wahrscheinlich kleidete er sich in Felle oder gewalkte Rinde von Bäumen; denn die gefundenen Ahlen und Nadeln können höchstens für die Zusammenfügung solcher Stoffe, nicht aber bei einem gewebten Zeuge gebraucht wer-

den.“\* Wir erkennen aus dieser Schilderung, daß wir es hier keineswegs mehr mit dem Urmenschen der frühesten Zeit zu thun haben. Im Gegentheil, eine Reihe von Anhaltspunkten liegen vor, aus denen wir ersehen, daß die Entwicklung des Urmenschen jener großen Periode der Steinzeit hier schon eine verhältnißmäßig sehr weit fortgeschrittene war. Jener Urmensch der Steinzeit, auf den wir durch fossile Funde zurückschließen, kannte bereits das Feuer und verbarg und beschützte seine Todten in steinernen Erdhöhlen. Dieser Gebrauch, sowie die Erzeugung des Feuers waren aber, wie aus dem Folgenden erhellen wird, Erscheinungen, in denen auch die intellectuelle Ausbildung der menschlichen Fähigkeiten sich bereits zu einer schon beträchtlichen Höhe erhoben hatte. Hand in Hand mit der Ausbildung der Erinnerungs- und Apperceptionsfähigkeit durch die Sprache, und Hand in Hand mit der Einbildungskraft und Combinationsfähigkeit, geweckt endlich durch die bewegliche Geschicklichkeit der Arme, der Hände und des Geistes, begann sich allmählich auch die Fähigkeit der Ideenassociation bedeutend zu steigern. Neue, nie gekannte und geahnte Vorstellungsweisen und Weltanschauungen begannen vor dem innern Auge des Urmenschen aufzutauchen, um den sich emporbildenden Geist zu beherrschen und ihn zu den eigenthümlichsten Sitten und Gebräuchen zu treiben. Todtencultus und Leichengebräuche saßen Wurzel, und das erste Nachdenken über die Todeserscheinung brachte im Geiste des Urmenschen eine völlige Umwälzung seiner Vorstellungsweisen und seiner Weltanschauung hervor, von der wir heute kaum mehr etwas ahnen. Die dem Menschen zukommenden, ursprünglich noch halb thierisch gearteten Gefühle nahmen allmählich einen zugespitztern und geschärfttern Charakter unter dem Wandel dieser Vorstellungsweisen an. Wir werden sehen, wie sich unter dem Einflusse dieser frühesten Vorstellungsweisen die angeborenen, freilich noch sehr thierischen Gefühlsregungen des Urmenschen, die

---

\* Eder und Lindenschmidt, „Zeitschrift für Anthropologie“, I, 31.

wir rechtmäßig im Ursprunge nicht um vieles höher wie die der nächstverwandten Deciduatentypen zu setzen haben, sich im Menschen allmählich die eigentlichen religiösen Gefühle entwickelten, durch welche er alsbald mehr und mehr zwischen sich und der Thierwelt auch nach dieser Seite hin jene so deutlich hervorspringende Kluft aufthürmen sollte. Wie der thierische Schrei als Grundlage der Sprache ein Besitzthum war, das der Mensch mit den übrigen Deciduatentypen theilte, wie ferner selbst das Wesen der angeborenen Handgeschicklichkeit nur eine anatomische Eigenthümlichkeit war, die der Mensch mit den ihm nahe verwandten Affenarten gemein hatte, so waren auch die frühesten Stufen und Grundlagen der tiefern Gefühle ursprünglich nur solche, welche auch die meisten Deciduatentypen mit ihm theilten. Je mehr indessen sich Sprache und Handgeschicklichkeit, und hiermit innerlich gleichzeitig die menschliche Intellectualität fortbewegte, je mehr Phantasie Ideenassociation und Erfindungsgabe wuchsen, je mehr mußten sich auch an der Hand dieser Prozesse die Gefühle vertiefen und steigern. Allein es wird sich aus der geschichtlichen Entwicklung des religiösen Processes ergeben, daß ganz in derselben Weise, wie sich, gestützt auf die sich entwickelnde Sprache, die ursprünglich thierisch-instinctive Verstandesfähigkeit des Urmenschen zur menschlichen Vernunft, und seine Handgeschicklichkeit sich zur Kunstfertigkeit fortbewegte, auch in ganz der nämlichen Weise die dem Urmenschen angeborene, noch thierisch geartete Gefühlsunterlage (und mit ihr das damit eng verknüpfte Wesen der Ideenassociation) nur dadurch in bestimmter Richtung zur Entwicklung kam, daß ihr thatsächliche Ereignisse und Erfahrungen zur Stütze dienten, um ihr einen Aufschwung zu verleihen, der von der größten Tragweite war. Wir werden im Folgenden diesen Aufschwung betrachten und die Ereignisse ins Auge fassen, welche der ursprünglichen Ideenwelt des Urmenschen nothwendig eine gewisse Entwicklungsrichtung gaben; denn nur wenn wir diese Ideen ihrem vollen Werthe nach ins Auge fassen, sind wir im Stande, einen Blick in das Dunkel zu werfen, welches

sich bisjezt über den ursprünglichen Entwicklungsgang und die Ausbildung des religiösen Gefühls unter den roh und wild gearteten Urmenschen gebreitet hat. Auch in diesem nun folgenden Abschnitte wird es aber hauptsächlich gelten das festzustellen, was auf natürliche Weise von der religiösen Grundlage dem Urmenschen als thierischen Deciduatn bereits angeboren war, um es von dem zu sondern, was wir als Zuwachs zu begreifen haben; denn nur so kann es in der klarsten Weise gelingen, den weitem Bildungsgang des menschlichen Geistes auch nach dieser Seite hin einzusehen.

---

## Drittes Buch.

### Die Ursprünge des religiösen Lebens.

„Die Entwicklung der moralischen Eigenschaften ist ein hoch interessantes und schwieriges Problem. Ihr Grund liegt in den socialen Instincten, wobei wir unter diesem Ausdruck die Familienbande mit einschließen. Diese Instincte sind von einer äußerst complicirten Natur und bei den niedern Thieren veranlassen sie besondere Reigungen zu gewissen bestimmten Handlungen; für uns sind aber die bedeutungsvollern Elemente die Liebe und die davon verschiedne Erregung der Sympathie. Mit socialen Instincten begabte Thiere empfinden Vergnügen an der Gesellschaft anderer, warnen einander vor Gefahr und vertheidigen und helfen einander in vielen Weisen.“

Darwin, „Die Abstammung des Menschen“, II, 345.



## 1.

### Einleitung über das Wesen und die Entstehung der Religion.

Der Stand der Frage und Hinweis auf die Lösung des Problems. — Die Spuren von Religion in der Thierwelt und Hinweis auf die ursprünglich thierische Stufe des religiösen Gefühlslebens im Menschen. — Die Wechselwirkung der Erziehung der Glieder in der Thierfamilie und der Einfluß von Erziehung beziehungsweise Dressur in Bezug auf Zucht, Sitte, Religion und die sittlichen Gefühle überhaupt. — Besitzt der Mensch ein ursprünglich angeborenes Abhängigkeitsgefühl bezüglich erhabenen scheinender Naturgewalten? — Einzig mögliche Beantwortung dieser Frage durch die vergleichende Psychologie. — Verneinung der Frage durch Hinweis auf die ursprünglich angeborene äußere „Auffassungse“ — Die falsche psychologische Auffassung des Urmenschen und die bisherige Kritiklosigkeit in Bezug auf die sogenannte Angeborenheit und die Entstehung des religiösen Gefühls für das Erhabene. — Die Unstatthaftigkeit der Annahme einer ursprünglichen Kluft zwischen Thier und Mensch mit Bezug auf ein dem letztern allein zugesprochenes Religionsgefühl. — Die beiden sich in dieser Frage gegenüberstehenden psychologischen Parteien und ihre Argumente. — Hinweis auf die ursprünglich angeborene Auffassungse und die sich daraus ergebenden Consequenzen, insbesondere die sich hieraus ergebende ursprüngliche Interesselosigkeit gegenüber den Naturerscheinungen, welche die Selbsterhaltung nicht direct betreffen. — Die Ursachen und Gründe, welche von seiten der Physiologie diese Thatsache erklären. — Völkerpsychologische Gründe, welche diese Thatsache gleichfalls stützen. — Uebergang auf die Frage nach dem Wesen und nach der Entstehung der Religion, und Hinweis auf diejenigen Objecte, welche sich am ursprünglichsten in das Licht des religiös Erhabenen stellen konnten. — Die im Familienleben und in der Nächstengemeinschaft sich bildenden und wachsenden Gefühle der religiösen Furcht in der Liebe gegenüber dem erhabenen scheinenden hohen Alter, dem sittlichen Vorgesetzten und dem Führer der Gemeinschaft. — Die Thiere in der ursprünglich naiven Anschauung der Menschen. — Nachweis an der ursprünglich religiösen Unterscheidungs- und am Begriffe des Erhabenen, daß die Thiere ursprünglich und selbstverständlich keine religiöse Anbetung auf sich ziehen konnten. — Nachweis am Begriffe des Erhabenen, daß auch andere Naturobjecte ursprünglich und selbstver-

nänlich kein religiöses Interesse erwerben konnten. — Das religiöse Erhabene und seine Voraussetzungen in Bezug auf Gefühl und Unterscheidungsgabe. — Alle außerhalb der Nächstengemeinschaft liegenden tiefern Objecte und die Naturerscheinungen erhalten das Licht religiöser Erhabenheit erst durch vermittelnde Zwischenglieder der Vorstellungsweise, d. h. durch bestimmt nachzuweisende Ideenassocationen und deren äußere Anregungen und Stützen. — Die sich hieraus ergebende Aufgabe für die Entwicklung des religiösen Processes. — Das Wesen der Religion im allgemeinen und Hinweis auf die Möglichkeit des Sinkens und Steigens derselben unter den Geschöpfen. — Specieller Hinweis auf die im Folgenden zu lösende Aufgabe.

Die Entstehung und das Wesen der Religion sind zu aller Zeit Gegenstände des tiefsten Nachdenkens der Philosophen gewesen. Und ohne Zweifel gibt es für die Geschichte der Menschheit keinen Gegenstand von höhern Interesse. Die Religion mit ihren Wurzeln bildet den tiefsten Mittelpunkt des Gemüthslebens, und das Gemüth mit seinen geheimnißvollen Einflüssen können wir psychologisch niemals ganz loslösen vom Willen, sowie von dem Wirken und Schaffen des intellectuellen Geistes und dem Wirken der Vernunftthätigkeit. — Gemüth und Verstand, Wille und Gefühl leben in einer innigen Gemeinschaft der Wechselwirkung, und tief miteinander verweben sich die Fäden dieser Seelenthätigkeiten, und zwar so eng, daß sie kaum voneinander zu lösen sind. Auf diese Weise können wir uns nicht wundern, daß viele Philosophen die Religion als den Quell und Born angesehen haben, der offen oder versteckt, bewußt oder unbewußt zugleich alle Gefühle und Handlungen des Geistes durchtränkt, und der so, alle Begierden leitend, dem einzelnen Charakter seine specifischen Eigenthümlichkeiten ausprägt. Unter diesen Umständen kann es daher noch weniger wundernehmen, daß sich das Nachdenken der Menschen ganz besonders in diese dunkle Kammer des Gemüths vertieft hat, um in ihr nach dem Schlüssel zum ganzen Menschenleben und nach den geheimen Triebkräften zu forschen, welche die Geschichte der Menschheit leiten. Wie der Berg-

mann in den dunkeln Schacht hinabsteigt, so steigt der nachdenkende Philosoph in den dunkeln Dom des Gemüths, in dem die charakteristischen Gefühle des Mitleids, der Nächstenliebe und der Verträglichkeit nebst andern tiefsittlichen Eigenschaften zunächst ihre Wurzeln treiben. Doch wie mannichfache Schätze hier die forschenden Philosophen bereits gegraben haben, und wie sehr sich die tiefern Geister aller Jahrhunderte bemüht haben, diesen wunderbaren und dunkeln Dom des Gemüths mit dem Lichte klarer Erkenntniß zu durchleuchten und seine Tiefen zu durchmessen, den ursprünglichen Aufbau dieses großartigen Gebäudes vom Grunde aus haben sie bisher geschichtlich nicht erkannt, und als Entwicklungsproceß nicht erfaßt. Im Gegentheil, fertig und als etwas Angeborenes und Vollendetes stand den meisten forschenden Meistern dieser Theil unserer tiefern Innenwelt gleichsam als ein wunderbarer großartiger Bau vor Augen, und selten genug tauchten in ihnen Gedanken darüber auf, ob nicht auch die Religion und mit ihr der ihr zugehörige Theil des Gefühlslebens in ganz derselben Weise wie die Entwicklung der Kunst und die allmähliche Entwicklung des Intellects und Verstandes im Menschen einen Proceß allmählicher Bildung und allmählichen Aufbaues und Anwuchses aus bestimmten Wurzeln aufzuweisen habe. Dieser Gedanke, so nahe er lag, wurde im Gegentheil meist bisher heftig abgewiesen; denn gerade hier, in der völligen und ursprünglichen Angeborenheit des religiösen Gefühls und Vorstellungskreises, glaubten die Forscher stets das letzte sichere und schärfste Kriterium der Unterscheidung zwischen Thier und Mensch finden und nachweisen zu können. Wir wissen, daß dieselben Behauptungen vor Jahren auch über den menschlichen Intellect, über die Sprache und andere sogenannte menschliche geistige Vorzüge aufgestellt wurden, und wir haben aus den frühern Abschnitten erkannt, inwieweit hierzu eine Berechtigung vorlag und inwieweit eben nicht. Wir haben gesehen, daß die moderne psychologische Forschung den genauern Nachweis liefern konnte darüber, was bezüglich sogenannter

menschlicher Vorzüge des Verstandes und der Kunstfähigkeit dem Menschen ursprünglich sammt den ihm ähnlichsten und nahestehenden Thieren angeboren war, und wodurch eine Weiterentwicklung dieser Fähigkeiten vor sich gehen konnte. Die gleiche Aufgabe liegt uns nunmehr für die Entwicklung des religiösen Gefühls-, Vorstellungs- und Handlungskreises vor. Auch hier wird es in der nämlichen Weise, wie bei der Entwicklung des Erinnerungs- und Combinationsvermögens, unsere Aufgabe sein, zuzusehen, was von natürlichen religiösen Gefühlen dem Menschen sammt den ihm nahestehenden Thieren ursprünglich angeboren und ursprünglich eigen war, und auf welche Weise und wodurch eine bestimmte Fortentwicklung dieser Reime nach einer bestimmten Richtung hin geschah. Ganz in der nämlichen Weise wie bei den übrigen Entwicklungsprocessen des Geistes, gilt es also hier, die Verbindungslinien mit der Thierwelt richtig zu ziehen, um durch diese zusammenhangsvolle Construction auch die eigentliche vorgeschriebene Basis zu gewinnen, auf der allein sich wahrheitsgemäß die ganze Entwicklung aufbaute, und von der aus allein sie klar zu begreifen ist. Denn das müssen wir ein für allemal festhalten, daß wir einen Gegenstand nur dann erst wahrhaft kennen und begreifen lernen, wenn wir ihn im Zusammenhange der ihm zunächststehenden verwandten Glieder herausnehmen und zu entwickeln im Stande sind, wenn es uns also, um es kurz zu sagen, gelingt, die Verbindungslinien zwischen Thier und Mensch auch in dieser Beziehung richtig zu erkennen. Wie uns das Wesen der Sprache und ihre Vortheile zur Entwicklung des Intellects nur erst klar wurden, sobald wir genau erkannten, was in dieser Beziehung die Menschen mit den Thieren gemein hatten, ferner, welche Factoren hinzukamen, um die Weiterentwicklung zu fördern, so in gleicher Weise bezüglich der Religion: auch hier wird uns das Wesen der Sache nur erst klar, sobald wir alle Momente im Zusammenhange mit denjenigen Grund-

factoren begreifen, welche auch in den dem Menschen zunächststehenden Thieren lebendig wirken. Stellen wir uns daher im Folgenden zugleich die Frage, was ist Religion, oder vielmehr, worin besteht das Wesen der Religion, so läßt sich diese Frage weder speculativ noch historisch tiefer beantworten, als daß wir uns nach den religiösen Wurzeln umsehen, die hier und da vielleicht schon in der Thierwelt keimen, um dann, nachdem wir im Menschen die gleichen Wurzeln aufgesucht haben, dieselben von hier aus in der Entwicklung zu verfolgen.

Allen denjenigen Forschern einer ältern Schule, welche allein im Menschen die Grundlagen zur Religion finden zu können meinen, und gerade in dieser Eigenschaft, wie bemerkt, das wichtigste Unterscheidungsmoment zwischen Thier und Mensch erblicken wollen, wird es freilich von vornherein sonderbar erscheinen, auch von Spuren und Keimen des religiösen Gefühls unter den Thieren reden zu hören. Dennoch, müssen wir schon hier entgegen, liegt in dieser psychologischen Auffassung nicht mehr Sonderbares als in dem Hinweis auf die thatsächlich hohe Intelligenz der Deciduatarten, und wiederum nicht mehr Sonderbares als in dem Hinweis auf eine thatsächliche thierische Sprache, die wir ja bis zum gewissen Grade täglich belauschen können. In ganz der nämlichen Weise, wie in Bezug auf die thierische Schlaueit, verhält es sich auch mit dem thierischen Gefühlsleben, beziehungsweise mit den thierischen religiösen Gefühlen. Wie sich unter den höchsten und dem Menschen zunächststehenden Deciduatarten (besonders selbstverständlich unter den Affen) schon ein merkwürdig ausgebildetes Gefühlsleben geltend macht, so bekundet sich thatsächlich umgekehrt in den kannibalischen Handlungen der niedrigsten Menschen, und mehr noch in denen der Urmenschen, ein ebenso merkwürdig niedriges und tiefstehendes Gemüthsleben. Ja wir haben historische Gründe genug, darzuthun, daß bezüglich des Urmenschen von einem eigentlichen Gemüthsleben eigentlich noch keine Rede war, man müßte denn in gleicher Weise auch schon

von einem Gemüthsleben der Raubthiere und Affen zu sprechen wagen. In ganz derselben Weise, wie es für das Gemüthsleben der Menschen, aus dem die Religion entspringt, ursprünglich eine Stufe gab, die thierisch in ihrer Art genannt zu werden verdiente, so gibt es für den scharfsinnigen Beobachter unter den am höchsten entwickelten Thieren auch eine Reihe von sonderbaren Handlungen, welche spurenweise die Regungen des Gemüths nicht verkennen lassen.

Wer die Deciduatarten zum Gegenstande einer tiefern psychologischen Betrachtung zu machen versucht, dem kann nicht entgehen, wie fast alle hierher gehörigen Gattungen und Ordnungen neben der ihnen gegenüber den übrigen Thieren zukommenden höhern Intelligenz auch deutlich die tiefern Gefühle „der Anhänglichkeit“, der Sorglichkeit, des Mitgefühls, des Beistandes, sowie der ängstlichen Theilnahme und Liebe für die Jungen entwickeln. Eine merkwürdig entwickelte, fast zärtliche Familienanhänglichkeit der jungen Glieder untereinander charakterisirt thatsächlich die Nagethierarten, und treten die im allgemeinen als sehr unsittlich geltenden Raubthiere hiergegen zurück (wir haben nur an den Löwen und Tiger zu denken, die ihren Weibchen die Jungen rauben, um sie zu fressen), so stellen sich indessen gerade deshalb um so mehr wieder die dem Menschen körperlich so nahe stehenden Affen in dieser Beziehung in den Vordergrund. Nicht ohne Grund ist die sorgsame Liebe des Affenweibchens zu den Jungen als „Affenliebe“ sprichwörtlich geworden. Die Jungenpflege ist aber offenbar nebst den ihr unterliegenden Gefühlen ein primitiver Act der Erziehung, sie setzt in ihrer Art daher vorzugsweise die mit Recht ewig als sittlich geltenden Gefühle des Wohlwollens, der innigen Verträglichkeit und des tiefsten Mitgefühls für den Nächsten voraus, und es entwickeln sich unter dem Einflusse dieser sittlich bildenden und erziehenden Mächte dem gegenüber in den wohlgepflegten und hingebungsvoll erzogenen Jungen die Gefühle der Anhänglichkeit und der mitfühlenden Dankbarkeit. Diese Anhänglichkeit und Dankbarkeit erkennen wir in dem hohen

Verträglichkeitsfinne, mit dem die Thiere in Gruppen und in größern Familien zusammenbleiben, um gemeinschaftlich Leid und Freud' des Lebens in größern Gemeinschaften zu theilen. In dieser Geselligkeit entwickeln sich alle edeln Mitgeföhle, welche sich durch Gebarden und Mienen verständlich machen, ohne der Sprache zu bedürfen. Auch hier bezüglich der sich entwickelnden Mitgeföhle: der dankbaren Mithilfe und liebeichen Beistandsleistung, treten ganz besonders die Nagethierarten und Affen hervor, von denen hierüber tausend Beispiele bekannt sind.\* Aber selbst die auf raubthierartige Thiere, wie etwa auf Hunde, Löwen u. s. w. ausgedehnte erziehende Dressur, d. h. die menschlich künstliche Beeinflussung, beweist uns in mannichfachen Beispielen, daß selbst die sehr schwierig zu erziehenden unsittlichen Raubthiere den Geföhlen der Dankbarkeit nicht ganz unzugänglich sind, die Beispiele hierüber sind jedem bekannt.\*\* Offenbar läutern Dressur und Erziehung die Geföhle in hohem Grade, und in der wechselseitigen Beeinflussung der Aeltern und Kinder und deren Verhalten zueinander sowie in der Sorge und Achtung der Aeltern auf die heranwachsenden Jungen liegen erziehende, geheimnißvoll wechselwirkende Kräfte, die für die Ausbildung jedes bessern und tiefern Geföhlslebens nicht hoch genug anzuschlagen sind.

Allein so viel Gemüthseigenschaften von tieferm Charakter sich

---

\* Vgl. hierüber die betreffenden Kapitel in Brehm's „Illustrirtes Thierleben“, von Schöbber.

\*\* Auch Darwin, der ausführlicher diesen Punkt in seinem Werke über die Abstammung des Menschen berührt, führt uns eine Reihe von Beispielen vor, die schlagend darthun, wie die moralischen Geföhle den Thieren nicht fremd sind (vgl. hierüber Kapitel III des angezogenen Werks). Es konnte Darwin indessen durch die bloße Zusammenstellung derartigen Angaben, so schlagend sie sind, nicht völlig gelingen, den Gegner zu überzeugen; denn das, was dieser vermißt, ist die Einsicht in den Uebergang zu jener hohen Stufe, auf welcher sich der Mensch bezüglich der moralischen Geföhle befindet. Der Nachweis nun des Ueberganges, der diese Kluft ausfüllt, ist die Aufgabe, die uns in dieser Hinsicht gestellt ist, eine Aufgabe, die Darwin (wie er auch selbst offen zugesteht) dem Psychologen zu überlassen hat.

auch unter dem Schutze sich lebendig beeinflussender Mächte entwickeln mögen, und wie viele Spuren sittlicher Gefühle daher unter den besser angelegten und gearteten Thieren hier und da aufkeimen, so werden die meisten Forscher, die sich an ältern Anschauungen gebildet haben, in allen diesen Beziehungen doch noch nichts wesentlich Religiöses finden zu können meinen. So hoch die Thiere unstreitig auf der Scala der Gefühle steigen mögen, und wie weit und wie sehr sie auch in dieser Beziehung anfänglich mit dem noch sehr thierisch gearteten Urmenschen concurriren mochten, es fehlt ihnen dennoch, wird man einwerfen, ein Etwas, das erst hinzukommen muß, um das wesentlichste Characteristicum der Religion zu begründen. Dieses Etwas und dieses Characteristicum meinte man nun nicht mit Unrecht in jenem dem Menschen scheinbar angeborenen „Abhängigkeitsgeföhle“ finden zu müssen, das sich im Gemüthe gegenüber der Uebermacht der äußern Naturgewalten entwickelt findet. Allein so hoch wir das Abhängigkeitsgefühl gegenüber den kosmischen Gewalten in der Folge bezüglich der Religion auch zu schätzen haben werden, so darf uns der Hinweis hierauf dennoch nicht abhalten, uns in psychologischer Beziehung die Frage vorzulegen: ob wir schwer genug wiegende Gründe haben, dem Menschen zum Unterschiede von den Thieren von vornherein ein eigenes ihm angeborenes Gefühl der Abhängigkeit gegenüber den übermächtigen äußern Naturgewalten überhaupt zuzusprechen.

Wie dargelegt, haben wir uns in unserer Entwicklung bisher sorgfältig vor jeder sogenannten Angeborenheit zu verwahren gesucht, und war eine solche zuzugestehen, so haben wir genau erwogen, inwieweit von einer solchen geredet werden konnte. Wir sahen in den vorigen Abschnitten, daß auch von Intelligenz, Sprache und Handgeschicklichkeit u. s. w. bis zum gewissen Grade vieles dem Urmenschen in gleicher Weise wie den Thieren angeboren war, wenngleich wir in dieser Beziehung zugeben mußten, daß in aller Hinsicht dem Menschen der Urzeit, d. h. dem Menschen

auf der ursprünglichsten Stufe, keinesfalls viel mehr zukam wie den ihm zunächststehenden Thieren, d. h. zunächst den Affen. Wir brauchen kaum vom psychologischen Gesichtspunkte zu bemerken, daß es sich mit den sogenannten Angeborenhelten in religiöser Hinsicht nicht anders verhalten kann. Wenn es sich also jetzt um die Frage handelt: kommt den Thieren, und dem in gewisser Weise noch sehr thierischen Urmenschen eine Art von Abhängigkeitsgefühl bezüglich der auf den entwickelten Menschen Eindruck machenden erhabenen scheinenden Ereignisse und Gegenstände der äußern Natur (wie Gestirne, Sturm, Blitz und Gewitter u. s. w.) zu, so kann diese wichtige Frage in strengster Weise daher psychologisch nur dann entschieden werden, wenn wir zusehen haben, ob auch bei den Deciduatn und den in der äußern Sinnesentwicklung und Nerdenanlage dem Menschen am meisten nahe tretenden Thieren, Spuren dem ähnlicher Empfindungen zu beobachten sind. Nur also durch die sorgfältigste psychologisch-comparative Methode, welche zugleich Rücksicht nimmt auf die Ergebnisse der Physiologie, lassen sich alle hierher gehörigen Fragen in einigermaßen genauerer Weise lösen. Alle übrigen Argumentationen, erscheinen sie noch so speculativ, müssen hiergegen zurücktreten.

Bei genauerer Beobachtung nun ergibt sich uns leicht in der zulänglichsten Weise das Resultat, daß die Deciduatnarten sich gegen das Leuchten der Gestirne, sowie gegen Donner, Blitz, Sturm und Gewitter, sowie gegen andere erhabenen scheinende Ereignisse und Objecte der äußern Natur völlig apathisch und gleichgültig verhalten. Die höhern Thiere unserer Zoologischen Gärten, die wir genau zu beobachten Gelegenheit haben, beweisen uns der Reihe nach, daß, obwohl sie im Freien gehalten werden, um hier möglichst der Wildniß conform zu leben, keins derselben an den eigentlichen Naturereignissen einen bestimmtern tiefern Antheil nimmt. Regen und Sturm, Gewitter und Sonnenschein ziehen über ihren Köpfen dahin, ohne daß sie, wie wir oft genug beobachten können, sonderlich viel hiervon Notiz nehmen. Deutlich zeigen vielmehr ihre gleichzeitigen

Handlungen und Bewegungen, daß sie mit ihrem innern Sinnen und Trachten nur einen merkwürdig eng begrenzten Gesichtskreis beachten, den sie freilich in ihrer Art auf das schärfste zu durchmustern verstehen. Richtet sich Auge, Ohr und Geruchssinn aufmerksam in die Ferne zu den Wolken und in die Lüfte, so gilt diese Aufmerksamkeit nicht den alltäglichen und häufig wiederkehrenden Erscheinungen der Natur, sondern stets einem bestimmten Gegenstande, dessen Beziehung zur Selbsterhaltung oder zu dem geselligen Leben des Thieres in der genauesten und engsten Beziehung steht, eine Beziehung, die sich jedesmal leicht erkennen läßt. In dieser Richtung nehmen besonders die Raubthiere auf das schärfste wahr, sie wissen genau das täglich Wiederkehrende oder öfter Beobachtete zu erkennen, ein selten Gesehener fremder, ungefährlicher Gegenstand aber, sei er äußerlich noch so sonderbar, wird ihnen dagegen merkwürdig rasch gleichgültig. Aehnlich auch verhält es sich mit den Affen, die, obwol schreckhafter und von großer Neugier getrieben, alle Objecte in ihrer Nähe rasch untersuchen. Das wirklich Gefährliche vom Seltsamen, aber Ungefährlichen, wissen sie gleichfalls sehr rasch zu unterscheiden. Gegen die ungefährlichen und nutzlosen Objecte, seien diese noch so seltsam und äußerlich wunderbar, bleiben sie völlig indifferent und gleichgültig, sobald sie sich eben nur, was rasch genug geschieht, hieran gewöhnt haben. In der freien Wildniß nun, wo der große Kampf ums Dasein von den Thieren, wie wir erkannt haben, gefochten wird, haben die Thiere noch viel weniger Zeit, sich mit den äußern gleichgültigen Objecten und Naturereignissen am Himmel zu beschäftigen, und die ganze Intelligenz der Thiere sehen die umsichtigen Beobachter daher gespannt auf die bestimmten Zwecke, welche der Selbsterhaltung dienen. Die Phantasie und das Schlußvermögen der Thiere, kindlich in ihrer Art, vermögen freilich unter den Objecten, die sich ringsumher verbreiten, das Lebendige vom Unlebendigen nicht immer scharf genug zu unterscheiden (was sich durch mancherlei Beispiele und Experimente deutlich beweisen läßt), das Ge-

fährliche vom Ungefährlichen darunter erkennen die Thiere dagegen mit wunderbarem Scharfsinn, das Gefährliche allein aber behalten sie hiervon fest im Auge, das Ungefährliche, und sei es in seiner Art das Seltsamste und Auffälligste, verlieren sie dagegen gleichgültig sehr rasch aus dem Gesicht, und gehen nun darüber hin, als sei es etwas Alltägliches.\* So begrenzt sich auf natürliche Weise die Auffassung und der Gesichtskreis jeder Thierart durch den Kreis des Interesses, und nur das hebt sich in der Auffassungseuge und dem Horizont der Thiere bemerklich hervor, was durch ihre Lebensweise sich ein solches bestimmtes vom Beobachter leicht zu errathendes „natürliches Interesse“ erzwingt.

Merkwürdigerweise hat sich die ältere Psychologie seit langem daran gewöhnt, den Menschen überhaupt, und also folglich auch den Menschen der Urzeit, den psychologischen Grundbedingungen, welche bei den am höchsten entwickelten, und ganz besonders bei den dem Menschen in jeder Hinsicht am innigsten verwandten Thieren gelten, in jeder Weise zu entheben. Ja, man hat sich, wie schon mehrfach bemerkt, sogar stets jede mögliche Mühe gegeben, für den Menschen eine gänzlich anders geartete psychologische Basis zu suchen, deren völlige Unstatthaftigkeit sich indessen leicht erkennen läßt.

Es klingt sonderbar, aber es ist nicht zu weit gegriffen, wenn wir bemerken, daß man sich nicht selten in dieser Beziehung noch

---

\* Es war mir stets auffällig und vom psychologischen Gesichtspunkte eine merkwürdige Erscheinung, wenn ich bei Affen und Raubthieren im Zoologischen Garten beobachtete, wie lebendig die Augen dieser Thiere funkelten, sobald man ihnen einen Gegenstand hinhielt, der ihnen zu ihrem Genuße zu dienen schien. Hielt man ihnen hingegen andere Objecte hin, zu denen sie keine Beziehung einsahen, so starrten die Augen merkwürdig „gläsern“ darüber hinweg, es schien mir oft, als sei ein solcher ihnen nahe gelegter Gegenstand ihrem Gesichtskreise völlig entrückt. Aehnlich gläsern starren die Thiere die Fremden an, die an ihrem Käfig vorübergehen, sie haben sich an diese Erscheinungen (die sie doch immerhin interessieren sollten) so gewöhnt, daß, wenn man ihnen zuruft, man oft meint, einen Ruf aus weiter Ferne an die Thiere zu richten.

immer den Urmenschen als einen im Paradiese lustwandelnden Adam vorstellte. Voll sinnigen, frommen Gemüths und befeelt von Dankbarkeit gegen übermächtige Naturwesen, sollte dieser Urmensch hinausblicken in den weiten Himmel, um nicht nur hier die entfernten Lichter der Gestirne, den Mond und die leuchtende Sonne freundlich und gerührt zu betrachten, sondern vornehmlich sollten zugleich Blitz, Donner, Sturm und Gewitter in ihm die Ahnung göttlicher Gewalten rege machen, und so die Gefühle einer erhabenen Uebermacht erwecken. Das Gefühl für „das Erhabene“ sollte mit Einem Worte im Menschen ursprünglich allein platzgreifen, es sollte ihm den Thieren gegenüber allein angeboren sein. Allein das tiefe Gefühl des Erhabenen, das wir in der That, wie sich in der Folge noch zeigen wird, so innig mit dem Wesen der Religion verschmolzen und verwebt finden, mußte, wie uns die psychologische Analyse lehren wird, seinem Umfange und seiner Tiefe nach erst begriffen, erst im Laufe der Zeit erfahren, und mit Einem Worte, ursprünglich erst erlernt und in seiner höhern Gestalt nach und nach erkannt und erfaßt werden. Was aber im Verlaufe der Zeit erst erfaßt und im Laufe einer bestimmten Entwicklung erst begriffen und erkannt werden will, das ist nicht von vornherein fertig angeboren, sondern das mußte sich erst aus einer bestimmten Wurzel und einem Keime nach und nach herausbilden und gestalten. Aber über diese bestimmtere Entwicklung aus einer natürlichen Wurzel sah man eben hinweg, da man dem Menschen von vornherein, den Thieren gegenüber, allein die Anlage eines bestimmten Abhängigkeitsgefühles, ihm allein eine bestimmte Beziehung zu den äußern Naturereignissen und Naturobjecten zusprach, ohne genauer zu untersuchen, ob sich diese Anlage als eine wirkliche und ursprüngliche Wurzel auch anerkennen ließ. Ferner aber, indem man nicht zusah, ob es sich nicht bei genauerm Hinblick zeigte, daß diese Anlage gar keine eigentliche Wurzel war, sondern schon ein Triebwerk und eine Verzweigung einer andern Wurzel darstellte,

die als natürlichere deshalb angesehen werden mußte, weil wir ihre Triebe theilweise schon in der höhern Thierwelt wuchern sehen, so konnte man diese Frage gar nicht wissenschaftlich beantworten. In- dem man diese psychologische Untersuchung aber unterließ, verzeichnete man selbstverständlicher Weise das psychologische Bild des Urmenschen in dieser Beziehung, und stellte ihn auf eine falsche psychologische Basis. Statt eines wirklichen Urmenschen mit noch unentwickelten und ungeläuterten Gefühlen und Vorstellungen, stellte man sich ein fertiges sentimentales Wesen vor, das halb träumerisch und auf das Erhabene sinnend in die wild aussehende Welt hinausblickte. Im völligen Gegensatz zu den Thieren sollte der Ur Mensch der ältern Psychologie ausgerüstet gewesen sein mit dem angeborenen religiösen Gefühle für die mächtige Ueberlegenheit der Naturereignisse und Naturmächte; und er, der wie die Thiere und Kinder das Lebendige vom Unlebendigen nicht scharf genug zu unterscheiden wußte, sollte zugleich den Schluß gemacht haben, daß alle diese lebendigen Wesen, die ihn umgaben, und ihn aus weitester Ferne meist gleichförmig betrachteten, sich trotzdem für ihn direct interessirten. Es ist leicht zu sehen, daß mit der Annahme eines solchen angeborenen Religions- gefühls in Bezug auf die Naturobjecte sogleich wieder ein voller Gegensatz und eine tiefe Kluft zwischen der Thier- und Menschen- welt uns entgegenethürmt wird, und es hat den Anschein, als wollte die veraltete Forschung hiermit in einem letzten Gebiete den Versuch machen, jene Kluft zu befestigen, die wir nach andern Seiten mensch- licher Fähigkeiten doch so glücklich zwischen Thier und Mensch zu beseitigen wußten. Wir sehen jedoch sogleich, daß dieses Festhalten an eine thatsächliche, tiefe, unausfüllbare Unterscheidungsgrenze zwi- schen Thier und Mensch dennoch auch in dieser Beziehung gar nicht haltbar ist, und bemerken ferner, daß für das wirkliche Verständniß und die natürliche Entwicklung auch der Gemüths- und Gefühls- seite des Menschen nur dann etwas gewonnen werden kann, wenn wir es, wie schon mehrfach bemerkt, verstehen, die Verbindungslinien

auch in dieser Beziehung zwischen Thier und Mensch richtig zu ziehen, und so also jene früher gesezte Kluft überbrücken.

Es stehen sich auch hier in diesem Gebiete also zwei Parteien gegenüber, die eine meint, um es genauer zu präcisiren, der Mensch besitze ein angeborenes „religiöses Gefühl“ für das Erhabene in der Natur, d. h. für die mächtigen Naturkräfte und kosmischen Objecte, und er kommt nicht nur zu dem Schlusse durch das Gesetz der Causalität, daß hinter diesen Kräften und Objecten lebendige, thätige Wesen stehen, sondern auch solche Wesen stehen, die er verehren und anbeten müsse. Die andere Partei dagegen gibt diese Schlußweise nur in Bezug auf die Belebung der Naturobjecte zu, bleibt aber hierbei bei der Behauptung stehen, daß der Urmensch ebenso wenig wie die Deciduatarten ursprünglich damit zur Religion für dieselben gekommen sei. Sie gibt daher in keiner Weise die Folgerung zu, daß diese als thätig vorgestellten Objecte und Wesen auch bereits als erhabene „gefährliche“, d. h. als interessirende Wesen überhaupt aufgefaßt und somit religiös verehrt und gefürchtet werden mußten. Und zwar rechtfertigt sie diese Behauptung durch die Thatfachen und Beobachtungen der vergleichenden Psychologie, nach denen nothwendig für den Urmenschen, ebenso wie für die Thiere, ein ursprünglich begrenzter Interessentkreis, und in Bezug auf seine Anschauung der Umgebung also eine natürliche „Auffassungseuge“ angenommen werden muß. Wie die Augen der Thiere nur dann thatsächlich erregt werden und „funkeln“ (siehe obige Anmerkung), wenn die Objecte in diesen Auffassungskreis des Interesses hineinragen, im übrigen aber gläsern und blöde bleiben, sobald dieses natürliche Interesse daran nicht nachzuweisen und nicht thatsächlich zu bezeichnen ist, so auch beim Urmenschen. Auch der Mensch stand ursprünglich innerhalb dieser natürlichen „Auffassungseuge“; denn wir haben keine Thatfachen, die uns Gründe an die Hand geben, ihn diesen psychologischen Grundverhältnissen zu entheben. Im Gegentheil, alle aus der Anthropologie und Völkerpsychologie aufzu-

bringenden Thatfachen lehren uns, daß der Urmensch ursprünglich ganz so wie das Thier einer ursprünglich angeborenen Apperceptionsenge verfallen war, und obwol er wie die Thiere, wie sich im Folgenden zeigen wird, noch keine klare Vorstellung des Todten gegenüber dem Lebendigen bilden konnte, sodaß ihm alles in der Anschauung belebt blieb, so konnte er doch um seiner Selbsterhaltung willen alles ihn dauernd Interessirende vom nur vorübergehend Interessirenden und Interesselosen auf das schärfste sondern. Das die Selbsterhaltung nicht direct, dauernd und enger, d. h. sozusagen handgreiflich Interessirende blieb dem Urmenschen innerhalb der Auffassungseuge (Apperceptionsenge) aber farblos und gleichgültig. \* Er beachtete alle derartigen nur aus der Ferne auf ihn wirkenden Erscheinungen nicht, da er sich im Laufe der Zeit hieran gewöhnte, und alles das als Alltägliches anstarrte. Da nun die sogenannten erhabenen Naturerscheinungen nicht ursprünglich in die natürliche Apperceptionsenge psychologisch hineinragen, so entwickelte der Urmensch ursprünglich hierfür kein thatsächliches Interesse, folglich keine Religion. Dieses die Argumente, auf welche sich die Psychologie bei dieser Ansicht stützt. Gehen wir nun im Folgenden näher hierauf ein, um diese Sätze genauer zu rechtfertigen.

Die Entwicklungsweise unserer ganzen bisherigen Darstellung läßt leicht erkennen, daß wir uns auf die Seite derjenigen begeben, welche an den zuletzt entwickelten Argumenten der Psychologie festhalten. Wenn wir nun auch im Folgenden nachweisen werden, wie und wodurch sich der Mensch nach der religiösen Seite, und besonders in dieser Beziehung nach seiten der Verehrung der Naturgewalten, entwickeln konnte, so dürfen wir eben, um diese Entwicklung Schritt für Schritt einzusehen, den Menschen nicht in einer einzigen Beziehung ursprünglich von den Thieren losreißen, sondern wir müssen ihn im Gegentheil, gestützt auf obige Gründe, wie es naturgemäß ist, nothwendig den Thieren anschließen. In der That, wer wollte in Rücksicht auf die Urgeschichte versuchen, den Urmenschen als einen müßigen Träumer und

Phantasten zu denken, der sich ursprünglich verschwommene und verwaschene Vorstellungen über Wind, Wolken, Blitz, Gestirne und Thiere vorgeankelt hätte. Hätte der wirkliche Urmensch in solcher Weise geträumt und phantasiert, so hätte er offenbar seine Aufmerksamkeit nur zu leicht getheilt, und so alle Gefahren übersehen, die ihn im Kampfe mit den Raubthieren und Feinden täglich umlauerten. Wir vergessen eben, sobald wir uns solche Vorstellungen über die innere Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit des Urmenschen bilden, daß sich die äußern Lebensbedingungen dem ersten Menschen in ganz gleicher Weise wie den Thieren gegenüber geltend machten. Ganz in derselben Weise wie die Thiere mußte der Urmensch die vollste Aufmerksamkeit innerhalb seiner Auffassung streng auf die nähere und nächste Umgebung richten, und deshalb eben mußte er nothwendig in den näher beschreibenden Farben das für die Vorstellung außer Acht lassen, was ihm in engern und weitem Kreisen nicht wahrhaft gefährlich werden und ihn im übrigen nicht dauernd fesseln konnte. Wie verhältnißmäßig wenig aber waren dem frühesten Urmenschen, der ja, wie wir wissen, noch kein Ackerbauer war, Sonne, Mond, Gestirne, Wetter und Regen gefährlich, und wie sehr entlegen mußten ihm und seinem wirklichen Interesse alle diese Objecte deshalb stehen. Alle diese Gegenstände und Vorkommnisse in der äußern Natur greifen ja nicht direct den Menschen an, und selbst der Blitz tödtet verhältnißmäßig nur so selten, daß wir uns nicht wundern dürfen, wie selbst die Affen, welche in den Wipfeln der Bäume lebend seinen Schlägen am meisten ausgesetzt sind, gar keine Notiz von diesem so thätigen Feinde nehmen. Wenn in mehreren Jahren hier und da ein Thier oder Mensch von diesem Feinde zufällig erschlagen wird, ohne daß die Thiere durch die Erfahrung hierauf merken, so zeugt das freilich von sehr kurzen Gedanken und vielen anderweitigen ihnen wichtiger erscheinenden Beschäftigungen mit schlimmern Feinden, aber wir dürfen nicht vergessen, daß auch der Urmensch diesen andern nähern

und bestimmtern Interessen feindlicher und freundlicher Art unterlag, und so also in ganz gleicher Weise wie die Thiere von solchen zufälligen und seltenen Feinden ursprünglich keine tiefer interessirende Vorstellung zu bilden wußte. Wenn sich bei späterer Fortentwicklung diese Vorstellungen dennoch bestimmter in der Menschenerfahrung zu entwickeln vermochten, so müssen wir in der Folge eben zusehen, wie das genauer geschah und welche „Hülfsen“ sich herausbildeten, um der Vorstellung über den persönlichen Feind hinter dem donnernden Blitze, Sturm und Winde u. s. w. eine religiös-interessirende Gestalt zu geben. Es wird sich zeigen, daß hier erst eine Reihe von bestimmten Ideenassociationen entstehen mußten, die später (wie auch in Bezug auf die übrigen Naturobjecte) diese Vorstellungen im kindlichen Menschengenisse, gestützt auf eine Reihe bestimmter Ereignisse, ins Leben riefen. Hier in der Einleitung müssen wir aber streng daran festhalten, daß vorerst und ursprünglich vom ersten Menschen bestimmtere Vorstellungsweisen über Naturwesen, denen religiöse Verehrung oder religiöse Beachtung geschenkt werden müsse, nicht gebildet zu werden vermochten. Thier und Mensch standen hier auf gleicher Stufe, beide ließen ursprünglich die ferner liegenden Naturobjecte im Drange der Verhältnisse außerhalb desjenigen Kreises und Bereiches der Erkenntniß und Betrachtung, innerhalb dessen sich die Dinge mit einem hervortretenden stark gefärbten Interesse überhaupt bekleiden. Befäße aber der Mensch jenes oben von der ältern Psychologie behauptete angeborene tiefere und feinere Gefühl für die äußern erhabenen tönenden und leuchtenden Naturereignisse, so müßte er demgemäß auch eine feinere Ausbildung gerade derjenigen Sinnesorgane ursprünglich besitzen, welche zu den hier in Frage kommenden Naturerscheinungen in enger physiologischer Beziehung stehen. Wie leicht zu erkennen, hätten es also hauptsächlich Auge und Ohr sein müssen, deren ursprüngliche Anlage ganz besonders in dieser Beziehung über die der andern Thiere hervortragen mußte. Allein gerade in der Entwicklung dieser beiden

Sinnesorgane trat der Mensch, wie schon früher dargethan, ursprünglich hinter andere Deciduatentypen zurück. Wir wissen, daß die Feinheit des Gehörs bei den Nagethieren bei weitem die des Menschen noch heute übertrifft, obwohl das Ohr des Menschen später durch die Ausbildung der Tonwerkzeuge und der Sprache einen so eigenartigen hohen Aufschwung der Entwicklung in anderer Beziehung nehmen konnte. Ähnlich wie mit dem Ohr verhält es sich mit dem Auge, auch in der Schärfe des Gesichts wurde der ursprüngliche Mensch in Rücksicht auf seine Selbsterhaltung und alle hierauf bezüglichen Betrachtungen durch die Raubthiere bei weitem übertroffen, und noch heute vermag es das menschliche Auge in dieser Beziehung nicht mit der Augenschärfe einiger Raubthierarten aufzunehmen. Wenn sich später im Verlaufe der geistigen Entwicklung auch das Auge des Menschen eigenartig und reich ausgebildet hat, und zwar in einer so umfassenden Art und Weise, wie es trotz aller besserer Uranlage die Raubthiere nicht vermochten, so liegt das an andern Ursachen, die wir in der Folge noch genauer übersehen werden. Hier aber, wo wir es mit der ursprünglichen Anlage und mit dem Urzustande dieser menschlichen Organe zu thun haben, müssen wir festhalten, daß die angeborene Sinnesstärke des Urmenschen in dieser Hinsicht nicht hervorragte, sondern im Gegentheil sogar gegen die vieler Deciduatentypen sehr zurücktrat. Wie wir dargethan haben, lag der wirklich angeborene ursprüngliche Vorzug des Menschen gleich den Affen in physiologischer Beziehung in der feineren Ausbildung der Handorgane und des Tastvermögens an Händen und Füßen, woran sich eine feinere Fingerbeweglichkeit und eine gelenkigere Muskelausbildung des Körpers überhaupt angeschlossen. Durch die Angewohnheit des Aufrechtgehens konnte sich beim Menschen später die Ausbildung von Armen und Händen außerordentlich steigern, während dem gegenüber die Entwicklung der Fußgelenkigkeit gegen die der Affen nachließ und zurückging. Wir haben in den vorigen Abschnitten verfolgt, wie von dem ursprünglich angeborenen Vorzug eines feineren Tastgefühls die physiologische

Entwicklung sich fortsetzte und Rückwirkungen auf die andern Organe ausübte. Uebersehen wir aber hier nochmals alle Factoren dieser Entwicklungsreihe, so leuchtet um so deutlicher hervor, wie wenig gerade die Sinnesschärfe und Feinheit von Auge und Ohr ursprünglich hervortraten, und wie sehr es der Rückwirkungen und der Entwicklungsweise ganz anderer Organe und Verhältnisse bedurfte, um diese Sinne eigenartig in ihrer Auffassungsweise hinterher zu bilden.

Somit leuchtet ein, daß sich vom physiologischen Gesichtspunkte ergibt, daß Auge und Ohr sich ganz so wie das religiöse Gefühl für die äußern Naturobjecte erst zu bilden und zu entwickeln hatten, und daß in keinem Falle bezüglich einer angeborenen Begabung des Auges und Ohres sowie ihres feiner gebildeten Nervensystems auf eine nähere Beziehung des Urmenschen zu den erhabenen, bligenden und tönenden Naturereignissen (wie etwa Sturm, Gewitter u. s. w.) geschlossen werden darf. Hätte es überhaupt eine solche Beziehung von vornherein gegeben, oder ließe sich solche ursprünglich überhaupt in religiöser Hinsicht psychologisch von den Sinnesorganen aus rechtfertigen, so hätten wir also in jedem Falle auch hier wiederum zuerst an die Raub- und Nagethiere denken müssen. Da wir jedoch deutlich erkennen, daß selbst die in diesen Sinnesorganen ursprünglich so bevorzugten Thierarten nichts hiervon wahrnehmen lassen, so dürfen wir aus diesen Gründen noch viel weniger auf den Urmenschen im Hinblick hierauf folgern. So ergibt sich, daß die Gründe, welche wir von physiologischer Seite aus geltend zu machen haben, zugleich diejenigen von psychologischer Seite unterstützen. Wir müssen daher bezüglich der Thatfachen dabei bleiben, daß der Urmensch ursprünglich den Thieren gegenüber keine ihm eigenthümlichen angeborenen tiefern Beziehungen zu den Naturereignissen und Objecten besaß.

Allein wären es auch nicht so viele gewichtige Gründe, die sich aus psychologischen Beobachtungen und physiologischen Ergebnissen herleiten, welche dazu zwingen, dem Urmenschen den Thieren gegen-

über eigene angeborene Beziehungen zu den erhabenen Naturobjecten abzusprechen, so müßten uns andererseits die mannichfaltigen Beobachtungen an unsern noch heute lebenden Naturvölkern darauf hinführen, daß jene Behauptung der ältern Psychologie über ein angeborenes und somit nothwendiges Interesse des Menschen zu den entferntern Naturobjecten überhaupt nicht mit den Thatfachen zu vereinigen ist. Nicht alle auf der Erde angetroffenen niedern Völkerschaften, das wissen wir seit langer Zeit, verehren die erhabenen Gestirne, und gegen Donner und Blitz verhalten sich viele Brasilianer- und Afsurustämme der Westküste Neuholands in religiöser Hinsicht gleich den Thieren sehr gleichgültig. Die Religion mannichfacher Stämme, die wir in der Folge zu erwähnen haben werden, ist in der That nur wenig über Gräber- und Todtencultus und die sich eng hieran anschließenden Ideenassociationen hinausgewachsen, und wenn uns auch die geschichtliche Geistesentwicklung des Menschengeschlechts lehren wird, inwieweit sich bei jedem Volke allmählich, aber nothwendig, ein bestimmteres Interesse zu vielen erhabenen scheinenden Naturobjecten herausbilden mußte, so wird sich uns doch gerade im Laufe dieser Entwicklung zeigen, wie wenig angeboren und ursprünglich ein solches Interesse am Erhabenen war, und welcher gewaltigen Ideenassociationen und Vorstellungshülfen es bedurfte, um das Interesse für entfernter liegende Naturobjecte überhaupt, namentlich auch für die Gestirne in religiöser Hinsicht zu erregen.

Bevor wir nun auch von einer andern tiefern Seite zu zeigen versuchen werden, daß Naturobjecte irgendwelcher Art ursprünglich überhaupt nicht dazu Veranlassung geben konnten, Religion und Verehrung auf sich zu lenken, wollen wir zugleich den Einwurf erledigen, den der psychologische Beobachter gewiß längst auf der Zunge hatte. Wie kommt es, wird man uns entgegenhalten, daß fast die meisten Völkerschaften eine Reihe verschiedener Thiere anbeten, und diese also gewissermaßen doch als Naturobjecte in das Bereich des religiösen

Interesses gezogen haben? Mag man es von psychologischer Seite zu rechtfertigen versuchen, und möge zugegeben werden, daß alle diejenigen entferntern Naturobjecte, wie Gestirne und andere todte Gegenstände, die bezüglich der Selbsterhaltung kein näheres und directes Interesse beanspruchen, in Folge dieses Interessemangels überhaupt auch kein religiöses Interesse im Urmenschen erregen konnten, so wird es sich doch in Bezug auf die Thiere hierin anders verhalten. Denn die Thiere, und unter ihnen besonders die Feinde des Menschen, verlangen in jedem Falle die größte Aufmerksamkeit, und somit, meint man, mußten diese ein nothwendiges Interesse von seiten des Urmenschen beanspruchen.

Wir müssen nun von vornherein zugeben, daß die Thiere und die lebendigen Wesen, die den Menschen alltäglich umgeben, um ihm als Feinde entgegenzutreten oder scheu zu fliehen und sich fortzuschleichen, schon in ein ganz anderes, viel näheres Bereich des Interesses ursprünglich überhaupt fallen, wie entlegene todte Naturobjecte und die stets in gleicher Weise wiederkehrenden Natur- und Himmelserscheinungen. Wenn wir aber unsere Behauptung, daß der Mensch angeborenerweise und ursprünglich kein spezifisches religiöses Interesse für irgendwelche Naturobjecte besaß, sogar so weit auszudehnen gesonnen sind, daß wir hierin auch die Thiere und andere äußere Objecte mit einschließen, und somit in der Folge durchzuführen haben werden, daß auch das religiöse Interesse für die Thiere sich erst aus einer dem menschlichen Herzen viel tiefer innemohnenden nähern Wurzel entwickelt habe, so liegt uns ob zuzusehen, in welcher Färbung des Gefühls wir denn eigentlich überhaupt auf einen ursprünglich religiösen Inhalt zu schließen haben. Wiesen wir vorher nach, daß von vornherein alle diejenigen Naturobjecte außerhalb jedes religiösen Interesses des Erhabenen fielen, deren ursprüngliche Beziehungen zum Menschen rein ungefährlicher Natur überhaupt waren, so werden wir im Folgenden sehen, daß weder das Interesse des Gefährlichen noch das des Nützlichen einem Gegenstande die Eigen-

schaft erwarben, sich in erhabene religiöse Achtung zu setzen; verleihe aber der bloße Charakter des Gefährlichen oder Nützlichen das Interesse für Religion, so wäre trotzdem die thatsächlich bei den Völkern vorgefundene Thieranbetung keineswegs hiermit erklärt; denn diese erstreckt sich merkwürdigerweise auch auf nicht direct nützliche und gleichgültige völlig ungefährliche Thiere, die im Grunde ein Interesse für den Urmenschen überhaupt niemals besaßen. Die psychologische Grundfrage bleibt also in jeder Hinsicht die, wie Naturerscheinungen, Thiere, gleichgültige und nützliche Objecte in das Gebiet des Erhabenen und der religiösen Anbetung gezogen werden konnten, ohne daß dieselben einestheils bezüglich der ursprünglichen Auffassungseuge des Menschen ein nothwendiges und directes Interesse für sich geltend machen konnten oder doch durch Ungefährlichkeit den Menschen furchtlos ließen. Indem wir nun diese Frage zu beantworten versuchen, haben wir nachzuweisen, was Religion und religiöses Interesse überhaupt ist, aus welcher Wurzel sich die Religion im Menschen entwickelte, und welche Erscheinungen und Objecte die frühesten waren, die sich dem entsprechend in das Licht des Religiösen und Erhabenen setzen konnten. Es wird sich damit zeigen, weshalb ursprünglich Thiere und Naturobjecte dem Menschen nichts selbstverständlich Religiöses und Erhabenes sein konnten.

Wenn wir uns den Urmenschen nicht etwa als einen sentimentalen Träumer vorstellen wollen, der die Dinge und Objecte in der äußern Natur um sich her nicht recht ihrem Charakter gemäß in das richtige Licht bezüglich seines individuellen Interesses zu stellen wußte, sondern wenn wir uns den wirklichen Urmenschen vor Augen führen, und hier darauf achten, wie demselben die entlegenen Objecte des Himmels gar kein eingehenderes Interesse abnöthigten, so erkennen wir leicht, daß der Kreis von Gegenständen, an welchen überhaupt die ersten und frühesten Gefühle der Religion zum Ausdruck gelangen konnten, ursprünglich nur sehr eng gezogen werden darf. Dieser Hinweis, welchen uns die Thatsache der ursprünglichen Auffassungseuge ohnehin an die Hand gibt, wird zugleich bezüglich der Religion weniger

befremdlich sein, sobald wir uns erinnern, daß auch bei den am höchsten entwickelten Thieren, welche ja, wie wir wissen, gleichfalls nur einen ganz eng begrenzten Gesichtskreis für ihre Auffassungsweise besitzen, trotzdem deutlich ausgeprägte Spuren von innigern, tiefern Gefühlen und von religiösen Gemüthseigenschaften zur Erscheinung kommen.

Wir haben schon oben bemerkt, daß besonders durch die Zungenpflege; und in Anbetracht der thierischen Mutterliebe durch die Pflege als Act der Erziehung überhaupt, eine Reihe von tiefern Gefühlen in den Thieren und der thierischen Familie aufkeimen, Gefühle, die wir in einem noch entwickeltern Grade beim Urmenschen wiederfinden müssen. Und was wir hier finden, das ist in der That, wie wir sahen, eine tiefere und naturgemäße Anhänglichkeit der Familienglieder untereinander. Alles, was uns die Urgeschichte in ihrem Entwicklungsgange bisher lehrte, lieferte ja gleichzeitig den Beweis, daß der engere Anschluß der Familienglieder untereinander für den Menschen allein die Grundlage bildete zu dem staatlichen Gemeindeverbände, in welchen wir ihn den Thieren gegenüber übertreten sahen. Es zeigte sich ferner, daß durch das im Menschen im Durchschnitt besser angelegte Gleichgewicht von Selbstgefühl (Ehrgefühl) und Mitgefühl im Charakter, gleichzeitig die innere Anhänglichkeit und Verträglichkeit der Glieder sowie das zugleich hiermit verknüpfte ehrerbietige sittliche Auftreten und Handeln allein gedeihen konnten. Entwickelten aber die Thiere durch Pflege und erziehende familiäre Wechselwirkung untereinander bereits einen Kreis von tiefern Gefühlen guter oder böser Natur, so hier in einem noch viel höhern Grade der Mensch, auch in ihm erzeugte sich durch Wechselwirkung der Familienglieder ein Kreis von innigern, tiefern Gefühlen, welcher neben manchen sehr böswilligen, doch zugleich die tiefsten Regungen des menschlichen Herzens in sich schloß. Hier im Kreise des engern Familienlebens bildet sich unter dem Einfluß von Pflege und Liebe zu den Kindern jene religiöse Anhänglichkeit und jene Nächstenliebe der Einzelglieder, aus der tausend sittliche Gefühle und wohlwollende

Handlungen sprießen; hier wird der erste Grund zu jener tiefen religiösen Pietät gelegt und das erste kindliche Verständniß erweckt zu jener erhabenen Furcht in der Liebe und zu jener furchtvollen religiösen Achtung und Abhängigkeit, die wir in so natürlicher Weise gegen den verständigen Greis, gegen den Vater und gegen den allgemeinen hervorragenden erhabenen Beschützer desjenigen Gesamtkreises empfinden, in dem wir uns staatlich eingeordnet finden. So erwecken diejenigen Gefühle, die wir im allereinsten Kreise fast unbewußt und sozusagen mit der Muttermilch einsaugen, zugleich ein tieferes Verständniß für die Achtung, welche wir endlich als Menschen auch dem Patriarchen, dem Stammvater, dem Heros und auch dem Fürsten und Herrscher entgegenzutragen gewohnt sind. Mit Einem Worte, das engere Familienleben mit seinen tief sittlichen Beziehungen und erziehenden Wechselwirkungen ist der ursprüngliche Born und die unerschöpfliche Quelle der tiefsten Empfindungen, auf deren Grundlage allein das Verständniß und die Macht aller wahren Religion emporwächst. Man nehme einem Kinde den Begriff der älteren Liebe, man vernichte in ihm alle angeborene Nächstenliebe, man ertödtete in ihm alle die Gefühle, die es an die engern und weitern Nächstenkreise der menschlichen Lebensgemeinschaft überhaupt fetten, und wir werden rasch nicht nur alle wirkliche Pietät, sondern auch die Unterlage aller tiefen Empfindungen schwinden sehen, aus denen alle Religion ihre Nahrung saugt. Hier im Schoße der innigsten Nächstengemeinschaft wird allein die wahre Nächstenliebe, hier allein jene Furcht in der Liebe vor der Autorität und Erhabenheit der Aeltern geboren, die wir als Vaterliebe und Aelternliebe auf das Höchste zu übertragen uns gewöhnt haben. Was wäre das Leben ohne die Liebe, und was wäre die Liebe ohne den Nächsten? Welche natürliche Nächstengemeinschaft aber wäre denkbar ohne die zeitlichen Unterschiede des abgestuften Alters, das sich durch eine reichere Erfahrung nothwendig eine erziehende Autorität und damit

den Jüngern gegenüber die erste natürliche Stufe der Erhabenheit erzwingt, eine sittliche Erhabenheit, die uns eine gerechte Abhängigkeit, Furcht, Achtung und Ehrfurcht einflößt. So, sehen wir, sind uns in der Nächstengemeinschaft und in der Familie bereits alle Wurzeln gegeben, aus denen die religiöse Furcht in der Liebe und damit das Gefühl fürs Erhabene emporwächst. Wie in den Ansätzen zum innigen Familien- und verträglichen Heerdenleben die Thiere nach allen Seiten hin bereits Spuren und Anfänge zu tiefern Empfindungen und Regungen des Gemüths verrathen, so sehen wir von dieser thierischen, freilich hier noch sehr unentwickelten Basis aus, das Gemüth des Menschen wachsen und sich vertiefen.

Wir haben im Verlaufe der Urgeschichte die Gründe kennen gelernt, welche den Menschen zwangen, die Bande der Nächstengemeinschaft enger zusammenzuziehen, und wir erkennen nun sogleich, inwieweit hiermit der Boden zu einer tiefern Religiosität geebnet und bereitet wurde. Mit nur wenig Intelligenz und mit einem noch sehr engen thierischen Erkenntnißkreise wurde der Mensch geboren, allein innerhalb dieses engsten Kreises, den er sogleich übersah, stand bereits das erste Bild seines Nächsten, er lag als Neugeborener an der Brust der Mutter, Nächstenliebe hält Mutter und Kind umfassen, die Bande beginnen sich mehr und mehr zu lockern, aber während sie bei den Thieren unter den meisten Verhältnissen nur zu rasch gänzlich zerreißen, erblühen in der menschlichen Gemeinschaft hiermit eine Reihe anderer verwandter Gefühle, die sich fortbilden und verzweigen, und so das erste Triebwerk religiöser Grundgefühle emporwuchern lassen. Wohlwollen, Dankbarkeit und Verehrung, Achtung und ehrfurchtsvolle Hingabe beginnen sich an den Gliedern der Gemeinschaft auf natürliche Weise zu entwickeln. Wurde so das Wesen der Religion in seiner vollsten Tiefe, wie wir sahen, in dem engern Lebenskreise geboren, den wir ausdrücklich „den Nächstenkreis“ nennen, so liegt es uns nunmehr ob zu zeigen, daß wir psychologisch keine Gründe haben anzunehmen, daß der Urmench auch die Thiere

oder andere Objecte ursprünglich in denselben hineinzog, um sie eo ipso mit einem religiösen Inhalt auszustatten und sie mit erhabener religiöser Achtung zu begrüßen. Im Gegentheil werden wir nachweisen, daß alle tiefern Gefühle, namentlich das der sittlichen Erhabenheit, ursprünglich nur ihr natürliches Gedeihen gegenüber den Gliedern und Genossen der Nächstengemeinschaft fanden, an andern todten Dingen und Wesen aber, welche der Mensch mit natürlichem Instincte sorgfältig von seinesgleichen und vom Nächsten unterschied, nicht zur Geltung kommen konnten. Die Gefahren, welche den ersten Menschen umgaben, verlangten es nothwendig, daß er deutlich das Thier sowie andere Objecte überhaupt von Seinesgleichen und von seinem Nächsten trennte, und dem entsprechend unterschied der früheste Mensch in dieser Hinsicht auch deutlich die Gefühle, welche sich mit andern Vorstellungen verschmolzen, er mußte die hierauf bezüglichen Gefühle daher nothwendig auseinander halten, und es war nicht möglich, beide zu verwechseln. Hoben sich die Thiere, mit denen der Mensch Umgang hatte, allerdings im Unterschiede von entferntern Naturobjecten und Himmelserscheinungen in das Bereich eines ursprünglich tiefern Interesses, so traten sie, wie wir sahen, in psychologischer Hinsicht dennoch nicht in den Kreis jener Vorstellungen, an denen sich die Gefühle wahrer religiöser erhabener Achtung und Liebe emporrankten. Denn, um es vorweg zu sagen: waren dem Urmenschen die gefälligen oder nützlichen Thiere keine Objecte, an welchen religiöse Furchtgefühle haften blieben (die im Erhabenen liegen), so waren wieder die ihm furchtbaren Thiergestalten keine solchen, an welche sich die gleichzeitige religiöse Achtung und Liebe knüpfen konnte (die gleichfalls das Erhabene einschließt). Einseitig, wie sich die Thiere ihrer angeborenen Natur nach gegen den Menschen verhalten, bleiben daher auch die Gefühle und Vorstellungen, welche der Mensch für sie entwickelte, sie gewannen daher nicht den Charakter der religiösen Erhabenheit, mit dem sich die Gefühle ausstatten, die wir dem über uns stehenden Nächsten entgegenbringen und mit denen wir in dieser Art unmittelbar keinem andern

Wesen wieder zunächst begegnen, es sei denn, daß besondere Ideen-associationen hierbei ins Spiel kommen, welche wir unter diesen Umständen näher zu untersuchen hätten. Alle Ideenassociationen als vermittelnde Zwischenglieder zu der in späterer Zeit der menschlichen Religionsentwicklung angetroffenen Verehrung von Thieren und Naturerscheinungen sind eben genauer festzustellen und nicht zu übersehen, und in dem Nachweis derselben liegt eben die psychologische Aufgabe, die uns in dieser Hinsicht vorgezeichnet ist. Wir übersehen aber diese wichtigen Vermittlungsglieder, sobald wir es, wie mehrfach hervorgehoben, an sich selbstverständlich, einleuchtend und ursprünglich natürlich finden, daß der Urmench allerlei Thiere von vornherein verehrte. Allein diese Ansicht zerfällt in sich selbst; denn sie besitzt in keiner Hinsicht psychologische Stützen.

Ebenso wenig wie wir den uns furchtbaren Feind lieben und verehren, es sei denn, er wechselte seine Absichten, um durch Großmuth alle Rachegefühle in uns zu ersticken, sowenig liegt es in der Natur der Sache, daß die ersten Menschen den ihnen feindlichen Thieren jene charakteristisch religiöse Furcht in der Liebe, als wahren Ausdruck des Erhabenen, entgegentrugen, wodurch sie bekannt hätten, daß das sie verfolgende Raubthier ein menschliches Herz hat, mit dem es ihnen ebenso sittlich nahe zu treten und sich religiös bewegen zu lassen im Stande ist, wie das Herz des Nächsten. Gerade im Gegentheil, der früheste Mensch, der noch durch keine Reflexionen geleitet und beirrt war, mußte instinctiv im Hinblick auf alle seine Erfahrungen nur um so deutlicher herausfühlen und unterscheiden, daß das feindliche Herz des Thieres eben jenes menschliche Mitgefühl in seinem Herzen gar nicht besaß, und daß es nicht im Stande war, seinen feindlichen Sinn zu wechseln und seine Natur zu verleugnen. Deutlicher wie die vom Aberglauben umstrickten Menschen der spätern Zeit, mußte der ursprüngliche Instinct des Urmenschen, der sich ohne Nachdenken auf die Glaubwürdigkeit der sinnlichen Eindrücke noch ebenso verließ wie das Thier, durchfühlen, daß die ihm gefährlichen Thiere aller

Bewegungen der Nächstenliebe völlig bar waren. Denn in diesen Voraussetzungen der Unterscheidung liegt es ja allein, daß er die Wesen, welche seinesgleichen waren, so unumstößlich klar von allen Thierwesen zu trennen wußte und ihnen instinctiv auswich. Von einer ohne weiteres angeborenen Pietät des Menschen für die gefährlichen Thiere kann daher gar nicht geredet werden.

Steht es so mit der ursprünglichen Religion um die gefährlichen furchterregenden Thiere, so sehen wir ein, daß es sich in Bezug auf die religiöse Anbetung noch schlimmer gestalten wird für alle diejenigen Geschöpfe, die sich nur durch den Charakter des Gefälligen oder Nützlichen Interesse erzwingen. Allen hierher gehörigen Thieren mangelt, wie schon angedeutet, wieder umgekehrt jeder für die Erzielung von Pietät nothwendige Grad von Furchterregung.

Wir haben es bei der Untersuchung über das Wesen der Religion vorzugsweise mit dem Begriffe des Erhabenen zu thun, und während wir durch die Zergliederung dahin geführt werden, einzusehen, daß sich dem Urmenschen, da er noch in der thierischen Auffassungseuge befangen war, das Naturerhabene noch verbarg und verschleierte, liegt es hier ob, einleuchtend zu machen, daß eben das sittlich Erhabene nur im Menschenkreise, und nur unter den Wesen ursprünglich zum Ausdruck kommen konnte, die in den menschlichen Nächstenkreis hineingehören. Nehmen wir den Begriff des Erhabenen, so liegen in ihm zwei charakteristische Elemente, die nicht voneinander zu trennen sind und die, einseitig herausgehoben, den Charakter des Erhabenen und Ehrfurcht Einflößenden zerstören. Diese beiden Characteristica sind die Elemente von Furcht und Liebe. Wie könnte eine Ehrfurcht vor einem Gegenstande gedacht werden, und wie könnte ein Object in den Rang des Erhabenen gestellt werden, sobald ihm das Moment der Furchterregung mangelt, das im Worte Ehrfurcht selbst seinen Ausdruck findet, und wie hinwiederum könnte eine wahre sittliche Furchteinflößung gedacht werden, ohne daß die Liebe und Güte hinzukämen, die es dem Menschen lohnend machen, daß

er sie durch Anbetung und Hingabe religiös erstrebe. Der Charakter des bloß schlechtthin Nützlichen und Gefälligen erwirbt sich nun wol Neigung, aber keine Furcht und Achtung, und hinwiederum der Charakter des schlechtthin nur Furchteinflößenden und Gefährlichen läßt wiederum die Liebe und Neigung vermissen, die das religiös Erhabene in sich schließt.

Nachdem wir so den vollen Begriff des Erhabenen ins Auge gefaßt haben, läßt sich ein Urtheil gewinnen über diejenigen Objecte, an welche der früheste Mensch zuerst und in unmittelbarster Weise Religion und natürliche Pietät im Gefühle des Erhabenen zu knüpfen mußte. Nunmehr wird es einleuchten, daß den Charakter des sittlich und religiös Erhabenen anfänglich ebenso wenig die einseitigen Naturobjecte wie die Thiere annehmen konnten. Denn mangelte schon den Thieren jene Beweglichkeit des Herzens, die im Stande ist, von der Furchterweckung großmüthig zur Liebe, und umgekehrt von der liebevollen Hingabe rechtzeitig zu jener tiefeingreifenden Furcht überzugehen, die so merkwürdig das Erhabene charakterisirt, und mußte daher schon in Bezug auf sie der erste Mensch nur zu deutlich fühlen, daß alle diese Geschöpfe ihre einseitige Natur niemals verleugnen können, so leuchtet von vornherein ein, wie alle übrigen noch tiefer oder entfernter stehenden Objecte und Erscheinungen dieses lebendige Gefühlsinteresse noch viel weniger beanspruchen konnten. Verleugneten die Thiere, wie es in ihrer Natur lag, in Bezug auf den Menschen nicht ihren einseitigen Charakter, und zeigte sich, daß sich derselbe keineswegs so tief wie der Charakter des Nächsten bewegen ließ zu jenen rechtzeitigen sittlich erhabenen Wandlungen des Herzens, die uns im Gemüth stets so tief erschüttern, so mußten die in ihren einförmig gesetzlichen Wirkungen noch viel einseitiger sich verhaltenden Naturgewalten auch noch viel deutlicher dem unmittelbaren Gefühle erkennen lassen, daß in diesen Gewalten jene Beweglichkeit des menschlichen Herzens noch viel weniger gesucht werden konnte. Hier im Herzen des Nächsten hingegen, mochte dieser als Feind oder Freund auf-

treten, fühlte der Urmensch instinctiv jene unmittelbar und deutlich erkennbare Fähigkeit, sich rühren und bewegen zu lassen durch die unmittelbare Sprache des Gemüths und Gefühls, dort hingegen sah er die nur zu einseitigen Thiere und die seinem directen Interesse überhaupt fern liegenden Naturgewalten mit ihren ewig gesetzlichen einförmigen Wirkungen. Hier stand ihm der in seinem Herzen oft unberechenbare, aber gefühlvolle Mensch unmittelbar nahe, dort hingegen sah er die stets in gewohnter berechenbarer Ähnlichkeit wiederkehrenden Erscheinungen der Natur. Wie hehr und erhaben trat gegenüber diesem Hintergrunde der Vater dem Sohne, der Führer der Gemeinde und der ehrbare Greis den jüngern Genossen entgegen. Dort die dem Menschen im religiösen Sinne noch fremde, noch unaufgeschlossene Natur, hier dagegen das ihm unmittelbar verständliche Menschenherz. Hier dem natürlichen Vorgesetzten, dem Stärkern und Aeltern gegenüber das stete Hoffen und Fürchten mit Bezug auf den Austausch von Nehmen und Gewähren, im weitern Hintergrunde hingegen die sich einseitig verhaltenden Thiere und die noch viel einseitiger wirkenden Naturerscheinungen. Kein Wunder, daß sein religiöses Interesse ursprünglich nur im Menschenkreise gedieh und wuchs, während nach außen die Macht der Gewohnheit die bangen Zweifel religiöser Furcht völlig zerstörte, das rege Interesse des Menschen für sie überhaupt von vornherein herabstimmte und ermatten und erlöschten machte.

Das also ist in psychologischer Hinsicht das Charakteristische der Naturobjecte mit Einschluß selbst der lebendig sich regenden Thiere, daß sie sich dem im Herzen so tief beweglichen Menschen bei ihrem einseitigen Verhalten ursprünglich nicht gleichzustellen wissen. Während der Mensch dem Nächsten gegenüber deutlich wahrnehmen und unmittelbar erkennen läßt, daß er einem lebendigen, großmüthigen und edeln Sinnes- und Handlungswechsel zugänglich ist, je nachdem ihn die Umstände und die Einwirkungen rechtzeitig dazu bestimmen, zeigen ursprünglich und von vornherein alle Naturobjecte überhaupt dem Men-

schen stündlich und täglich, daß sie einem zu Herzen gehenden tiefein- greifenden Wechsel ihres Charakters niemals unterliegen können. So lehren die Naturerscheinungen den einseitigsten Charakter gegen den Menschen hervor, in welcher Einseitigkeit alle die Gefühle zerstört werden, welche einflussreiche erziehende und erhaben wirkende Ge- walten auszuüben vermögen, und zu denen wir uns wenden, um das Herz derselben unmittelbar zu bewegen und zu erweichen. Den furchtbaren und gewaltigen Naturerscheinungen (wie Sturm, Erd- beben, Orkan und Gewitter) fehlt die sanfte ästhetisch berührende Güte und Liebe des Erhabenen, und den freundlichen und nützlichen Erscheinungen der Gestirne, wie die der Sonne, der Sterne und dem sanften Lichte des Mondes mangelt deutlich das Moment der mit dem religiös Erhabenen so tief verflochtenen Furcht. Stets freundlich treten diese gefälligen Erscheinungen am Himmel auf, ohne dem Menschen selbst zu schaden und ohne ihm im Grunde Furcht und von dieser Seite religiöses Interesse einzulösen. Angenommen also, der Urmensch wäre ursprünglich nicht, wie außerdem dargethan, in den engern Kreis der Auffassung äußerer Verhältnisse gebannt gewesen, und wäre mit einem Horizont der Anschauung geboren worden, der, alle später erst aufgenommenen Interessen für die Erscheinungen am Himmel bereits mit eingeschlossen habe, so wäre es hiernach dennoch unzutreffend, ihm eine angeborene Pietät für die gesetzlich, aber eben deshalb sittlich gesehen, stets einseitig auftretenden Naturgewalten zuzusprechen.

Das Wesen der Religion, oder, wie wir jetzt genauer sagen dürfen, der Charakter von „Furcht in der Liebe“, ist innig verwandt mit dem wirkenden Elemente in der sittlichen Erziehung.

Und in der That, wie wäre es möglich, uns eine wahre sitt- liche Erziehung vorzustellen, ohne zugleich an die Beziehungen von Lohn und Strafe zu denken, die beide nur erst der erziehenden, sitt- lich wirkenden Macht ihr wahres Ansehen und ihre wahre Erhaben- heit verleihen, da sie, rechtzeitig gehandhabt, den Charakter der Gerechtigt-

keit ausdrücken, die in sittlicher Hinsicht den höchsten Grad der Ehrfurcht und Erhabenheit auf sich zieht. Wo wir Religion suchen, müssen wir auch eine rechtzeitige Wahl der Mittel zu gerechter Erziehung und Leitung voraussetzen. Nie wird uns das instinctive Gefühl antreiben, dort Religion zu suchen, wo wir diese Wahl der Mittel nicht voraussetzen können, oder wo uns stets das Gegentheil hiervon durch Erfahrung dargethan wird. Nur dort, wo das Thier weiß, daß sein Erzieher ihm rechtzeitig Lohn und Strafe erteilt, die vereinigt frei in seiner Hand leben, wird es, wie der Hund, jenen vielsagenden, ehrfurchtsvoll ängstlichen Blick annehmen, der uns erkennen läßt, daß die sittlichen Vorstellungen im Thiere allmählich lebendig geworden sind, und ebendaher bleiben wir gleichgültig oder auch widerstrebend, wo wir ahnen, daß Lohn und Strafe, sowie Lob und Tadel unrichtig und ungerecht vertheilt werden, oder aber noch mehr, wo wir überhaupt aus dem Verhalten des Objects erschließen, daß eben dieser Gegenstand nicht der Wahl der Umstände gemäß zu handeln und sich ihnen sittlich rechtzeitig nicht anzupassen weiß. Freilich aber nach den gegebenen Umständen zu handeln und je nach Ermessen derselben durch eine gerechte Gesinnung und mit wahrhaft religiöser Einsicht rechtzeitig zu lohnen und zu strafen, vermochte als Werkzeug der höchsten Gerechtigkeit zunächst und ursprünglich nur das bewegliche und uns ganz in unsern Gefühlen tief verstehende und folgende Herz des Nächsten. Kein Naturobject, sei es dieses oder jenes, vermag sich daher religiös verständnißvoll der Wahl der Umstände anzupassen, um jedesmal rechtzeitig gerecht zu handeln. Kein Thier hat dieses so gewaltig wirkende sittliche Ermessen, und kein Naturobject entgeht daher der Einseitigkeit und Ungerechtigkeit bezüglich seines Wirkens und Verhaltens, durch welche Einseitigkeit eben alle Religion von Grund aus zerstört wird. Jene charakteristische Herzensbeweglichkeit aber, die es in einer Hand hat, bald rechtzeitig Furcht, bald Liebe zu erwecken, je nachdem es dem Sinne und der gerechten Gesinnung gemäß ist, besitzt eben nur ein solches Wesen, das uns wie unser Nächster

in unsern tiefsten und geheimsten Empfindungen vollkommen begreift und mit uns fühlt, um durch diese Herzenskenntniß die Richtung unserer Gefühle zu beherrschen, ihr zu folgen und uns so zu erziehen im Stande ist.

Nun aber wird uns die Folge der religiösen Entwicklungsgeschichte lehren, daß der Mensch im Laufe der Ereignisse die Naturobjecte dennoch der natürlichen und ursprünglichen Einseitigkeit ihrer Wirkungen entkleidet und ihnen allmählich sogar sonderbarerweise jene Herrschaft angedichtet hat, welche, wie dargethan, allein ursprünglich und „natürlich“ die erziehende und religiöse Gewalt des Nebenmenschen den Naturobjecten gegenüber beanspruchen konnte. Es ist daher in psychologischer Hinsicht deutlich, daß eine Uebertragung solcher Eigenschaften, welche allein und unmittelbar zunächst nur unserm Nächsten, also dem Menschen zukommen konnten, nur durch eine Reihe von bestimmten, psychologisch genauer festzustellenden Combinationen und Ideenassociationen vorgenommen werden konnte.

Die Naturobjecte erhielten somit erst durch mittelbare (gewissermaßen unnatürliche) Uebertragung und Vermittlung, was an religiösen erhabenen Gefühlen ursprünglich innerhalb jenes engern Kreises zum Ausdruck und zum Verständniß gekommen war, der dem Menschen in der That unmittelbar nahe stand. Dieser engere Kreis ist als die wahre Geburtsstätte der Religion anzusehen, er schließt die innigste „Nächstengemeinschaft“ in sich, und mit Recht betrachten wir als solche den Kreis der Familie und in weiterer Beziehung die staatliche Gemeinde.

An diesem Punkte finden wir zugleich die Verbindungen mit den religiösen Spuren in der Thierwelt, die wir der Aufgabe gemäß zu suchen und nachzuweisen hatten.

Wie in dem Familienleben der Thiere bereits die Spuren religiöser Entwicklungskeime aufwachsen konnten, so sprießt auch beim

Menschen von hier aus die Fülle aller Religion. Erst von dieser engern Lebensgemeinschaft mit all den tiefem Herzenserfahrungen, welche sie mit sich bringt, konnte sich später eine Uebertragung auf andere weitere und entlegenere Objecte ermöglichen, und erst von diesem engern Kreise aus konnte es die kindliche Phantasie (gestützt auf bestimmte geschichtliche Ereignisse, welche, wie wir in der Folge sehen werden, dem Verlaufe der Ideenassociationen zu Hülfe kamen) unternehmen, auch dort menschliche Herzen und strafende erhabene Herrscher erblicken zu wollen, wo nichts wie todte, ungerechte und einseitige Wirkungen für das Menschenauge im Grunde zu erblicken waren.

Wir haben im Bisherigen keineswegs versuchen wollen, die Frage, worin sich das Wesen der Religion geltend macht, völlig erschöpfend zu beantworten, das aber wird man leicht aus dem Gange der gegebenen Entwicklung erkennen, daß Religion überhaupt nur dort gedeiht, wo, ähnlich wie in der engern Familie, ein inniger harmonischer Accord unter gemeinschaftlichen Gliedern hergestellt ist, welche sich durch ihre tiefere Wechselwirkung im bessern Sinne gegenseitig fördern und durch die Arten der Nächstenliebe, die sich in der Gattenliebe, Aelternliebe und Geschwisterliebe zunächst aussprechen, einander tragen. Wo dagegen jener tiefe und innige Accord in einer Gemeinschaft aufgehört hat, und wo er im Gegentheil in Unverträglichkeiten und Dissonanzen übergegangen ist, da beginnen die finstern Mächte des Zwiespalts und der böswilligen Vernichtung ihr Wesen zu treiben, und mit ihnen beginnt auch das eigentliche Wesen der Religion zu sinken und zu verschwinden.

Der Verlauf unserer bisherigen Entwicklung hat erkennen lassen, wie sehr der Mensch durch das innige Band der Gemeinschaft, durch seine innige Familienpflege und durch die engere staatliche Organisation überhaupt sich über das thierische Niveau herausgehoben hatte. In diesem engern und innigern menschlichen Socialleben mußten daher auch tiefere Gefühle zum Ausdruck kommen, eine tiefere Erziehung

und eine tiefere Wechselwirkung begannen sich unter den Menschen geltend zu machen, und in dem Anklingen dieser tiefern erhabenen Accorde sehen wir die ursprünglich geringen thierischen Spuren der Religion allmählich wachsen. Innerhalb des engeren menschlichen Familienkreises und der socialen Gemeinschaft konnte sich die Religion aus der thierischen Stufe emporheben, sich läutern und höher entwickeln. Wir sehen, es verhält sich mit der Religion also nicht anders wie mit der Intelligenz und der Kunst. Wie Handgeschick, Sprache, Intelligenz und Kunst von der niedrigsten thierischen Stufe aus wachsen mußten, so auch mußte die Religion ihren Proceß der Entfaltung von dieser Stufe aus durchlaufen. Wie der früheste Mensch noch kein geborener Künstler war, der mit den Augen eines berühmten Landschaftsmalers in die Gefilde sah, um hier Stimmungen zu erblicken, die wiederzugeben vielleicht einem modernen Meister wie Hildebrand Ehre gemacht hätten, ebenso wenig verklärten sich ursprünglich schon dem ersten Menschen die Naturobjecte in einem wirklich religiösen erhabenen Lichte. Erst mit dem Wachsthum der Intelligenz, mit der sich stärkenden Unterscheidungsschärfe und mit dem Erwachen der Kunst begann sich allmählich im Laufe der Jahrhunderte auch die äußere Natur vor den Augen des Urmenschen religiös erhaben zu beleben. In immer größerem Maßstabe übertrug er die im engeren Familienkreise und in der Staatsgemeinschaft erworbenen Erhabenheitsgefühle auch auf die sich so starr und einseitig verhaltenden Naturobjecte und auf die so ungerecht handelnden gefährlichen Thiere, und so gestaltete sich dem Menschen die Natur in ihrem oft einseitig wirkenden Inhalte zu einem Bilde voller erhabener Harmonie. Umgekehrt aber kann mit dem Schwanken der innern Reinheit und Erhabenheit der Gesinnung auch diese äußere Harmonie wiederum zu sinken anfangen, und je finsterner es im sittlichen Herzen auszufehen beginnt, je mehr sich der Mensch wieder entsittlicht, um so kälter und dunkler müssen einer religiösen, resp. philosophischen Betrachtungsweise auch die Mächte in der Natur

wiederum erscheinen. So, sehen wir, werden wir geheimnißvoll hingewiesen auf eine wunderbare Wechselwirkung der Innenwelt mit der Außenwelt, eine Wechselwirkung, die uns deutlich erkennen läßt, wie innig im kosmischen Wirken die Mächte verständlich verflochten erscheinen. In der That ist überall die Religion ihrem Gedeihen gemäß, wie vorher bemerkt, an einen Accord, und sozusagen an einen sittlichen Einklang gebunden, an eine Harmonie, welche die Glieder miteinander durchklingen zu lassen haben. In diesem tiefsten und erhabensten Sinne ist die Religion viel mehr als nur ein Besizthum der Menschengemeinschaft auf Erden. Im wahren Sinne genommen, ist Religion das sittliche Product jeder eigentlich wahren Gemeinschaft im Weltall überhaupt, die mit sich und allem übrigen in Harmonie lebt. Da in der Thierwelt die Religion nur spurweise oder fast gar nicht existirt, so haben wir hiermit einen schlagenden Beweis, daß diese geforderte Harmonie auch unter Umständen im lebendigen Weltall gestört werden kann und somit nicht allen Gemeinschaften eignet. Wie sich eben leicht in eine Melodie Mistöne einschleichen können, so auch kann sich beispielsweise das Leben einer Gemeinschaft unter Umständen unsittlich gestalten, und damit muß die Religion unter den Gliedern nothwendig wiederum sinken und schwinden. Deshalb eben kann innerhalb der rohen thierischen Gemeinschaft keine Religion zum vollen Wachsthum gelangen, und nur erst der menschlichen Gemeinschaft war es vorbehalten, auf der Erde eine solche Gemeinschaft zu begründen, in der die wahrhaftige Nächstenliebe, und hiermit die Religion, unter den Gliedern tiefere Wurzeln treiben konnte. Aus diesem Grunde, sahen wir, bildete ursprünglich die innige und natürliche Nächstengemeinschaft die wahre Stätte der Religion, von hier mußte sie in ihren Wirkungen ausgehen, um dem Menschen die Außenwelt, zuerst gestützt auf die oft wunderlichsten Idenzusammenhänge, wie wir sie in der Folge kennen lernen werden, in der kindlichsten Weise phantastisch, später aber wissenschaftlich zu verklären. Daß sich diese Idenzusammenhänge bezüglich einer

religiösen und erhabenen Verklärung der Umgebung und der entfernten Außenwelt im Bewußtsein nur gestützt auf bestimmte „Vorstellungshülfen“ vollzogen, und die früheste religiöse Naturanschauung nicht ohne eine Reihe von bestimmten Naturerfahrungen zu Stande kommen konnte, wird sich dem geschichtlichen Zusammenhange gemäß im Hinblick auf die Thatfachen erweisen lassen. Es wird daher im Folgenden unsere Aufgabe sein, im Unterschiede von der ältern Psychologie (welche dem Menschen die Anschauung bezüglich der religiösen Erhabenheit der Naturobjecte und Erscheinungen ursprünglich zusprach und dem Urmenschen angeboren sein ließ, sodasß dieser Auffassung gemäß der Trieb zur Anbetung dieser Objecte als ein ursprünglich selbstverständlicher vorausgesetzt wurde) genauer nachzuweisen, daß und wie sich diese religiöse Naturanschauung nur erst ganz allmählich entwickelte. Damit wird uns vorgeschrieben, uns (wie es in Bezug auf jeden Entwicklungsproceß zu geschehen hat) nach den äußern Stützen und Hülfen umzuthun, welche eben diesen Proceß stets einleiteten und förderten. — Die Religion, deren Wesen und deren Bildungs- und Geburtsstätte wir in Bezug auf den Menschen betrachtet haben, ist daher, ähnlich der Kunst und andern Entwicklungsprocessen des Geistes, gleichfalls ein Proceß, dessen ursprüngliche Phasen wir im Folgenden somit empirisch genauer zu verfolgen und zu beleuchten haben.

---

Wie wir im Texte ausführten, hat man die natürliche und ursprüngliche Auffassungsgabe des Urmenschen meist verkannt, und man versuchte sich dieselbe künstlich so zurechtzulegen, daß es möglichst leicht schien, die frühesten Erscheinungen des Religionslebens daraus herzuleiten und zu erklären. Unterlassen aber hat man es gänzlich, diese Auffassungsgabe ihrer Naturgemäßheit zuerst rein nach psychologisch kritischem Maßstabe zugleich durch Vergleichung mit den Thieren zu untersuchen. Hierdurch geschah es, daß man sich von vornherein in große Widersprüche verwickelte und zu der eigenthümlichen Annahme kam, daß der Urmensch nicht nur mit der Phantasie alle Gegenstände belebte (was immerhin richtig ist),

fondern auch unter allen diesen lebendig vorgestellten Gegenständen nicht mehr die direct gefährlichen von den gleichgültigen und ungefährlichen zu unterscheiden wußte, sodaß man meinte, er habe allen Naturmächten von vornherein und angeborenerweise wirkliches Interesse und so auch Religion entgegengetragen. Verstand aber der Urmensch, wie anzunehmen, bereits in primitivster Weise nach dem Causalitätsgeetze zu schließen, so wußte er ebenso gut und noch besser auch Unterschiede im Interesse zu machen, vor allem aber mußte er den Unterschied von seinesgleichen und allem übrigen deutlich, auch bezüglich seiner Gefühle festzuhalten wissen. So verwaschen konnte daher der Urmensch nicht auffassen, daß man meinte, er habe alle Thiere und Erscheinungen in eine einzige Klasse geworfen und nun gesehen, daß ihm diese nützten, jene schaden. Ganz im Gegentheil mußte er die einzelnen Objecte und Erscheinungen genau nach dem abgestuften Interesse charakterisiren, und während er sich an alles Alltägliche nach Art der Thiere gewöhnte, mußte er bei allem ihm direct Schädlichen leicht erkennen, daß es in seinem Widerstande unerbittlich war. Es ist wichtig, daß wir in psychologischer Hinsicht uns zugleich auf eine richtige Basis stellen und dem Menschen, der Erklärung wunderlicher Phänomene zu Liebe, ursprünglich nicht das absprechen, was erfahrungsmäßig jedem Thiere zukommt. Es gilt, den Uebergang auch in dieser Beziehung vom Thiere zum Menschen ohne Sprung zu finden. Die Urgeschichte des religiösen Entwicklungslebens, die wir im Folgenden nun auf einer psychologischen Basis, wie wir sehen, durchzuführen haben, auf welche die bisherigen Bearbeiter sich nicht zu stellen bestrbt waren, ist ein bisher schon mannichfach behandelter Stoff. Untenstehende Arbeiten sind in dieser Beziehung, obwol eben zumeist von ältern Gesichtspunkten aufgefaßt, zu nennen.\*

---

\* Alexander Kossäus, „Der ganzen Welt Religionen. Aus dem Englischen übersezt von Alb. Reimarus“; B. Hausknecht, „Beschreibung aller Religionen der Welt“; Schlegel, „Ueber den Geist der Religiosität aller Zeiten und Völker“; Fr. Ehrenschwäbter, „Entwicklungsgeschichte der Menschheit, besonders in ethischer Beziehung“ (Heidelberg 1845); Dr. F. S. Hirschfeld, „Ueber das Wesen und den Ursprung der Religion“ (Breslau 1856); Dr. Adolf Wuttke, „Geschichte des Heidenthums in Bezug auf Religion, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben“ (Breslau 1852); Philipp Christian Reinhard, „Abriss einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung der religiösen Ideen“ (Sena 1794); C. Meiners, „Grundriß der Geschichte aller Religionen“ (2. Aufl., Lemgo 1787); Kaiser, „Die biblische Theologie, oder Judenthum und Christenthum nach der grammatisch-

Die oben gegebene Einleitung zur Urgeschichte des Religionslebens liefert nur Andeutungen über die Frage nach dem tiefsten Wesen der Religion überhaupt. Es ist hier nicht der Ort, diese Frage erschöpfend zu behandeln, sondern es liegt uns nur ob, den richtigen Gesichtspunkt zu begründen, von dem aus allein diese Frage genügend zu lösen ist. Die Frage nach dem Ursprung, nach der Natur und dem Wesen der Religion hat man bisher von zwei verschiedenen Gesichtspunkten zu beantworten versucht. Einmal, indem man sich auf einen rein speculativen Standpunkt stellte, und ohne genauere Rücksicht auf das vorliegende Beobachtungsmaterial und auf hieran anzuknüpfende psychologische Begründungen, völlig aprioristisch über das Wesen und die Natur der Religion zu entscheiden suchte. Eine Reihe von Forschern und Philosophen, unter ihnen bekanntlich in neuester Zeit Schelling und Hegel, haben diesen rein aprioristischen Weg zur Erklärung gewählt. Haben letztere beiden Philosophen auch gern einiges Beobachtungsmaterial, das ihren Entwicklungen paßte, in den Verlauf ihrer Darstellung hineingestreut, so haben sie doch im ganzen genommen einen Weg eingeschlagen, durch welchen sie gezwungen waren, den Stoff ihren Theorien anzupassen. Erhielten hiermit die entwickelten Anschauungen schon etwas Gezwungenes, so mußten in manchen Partien, wie es in der Natur der Sache lag, zugleich große Lücken bleiben, die sich sogleich herausstellten, sobald man von psychologisch-empirischer Seite daran ging, das Material zu sichten und zu untersuchen.\* Der rein speculative Weg vermag eben dieser leicht entstehenden Lückenhaftigkeit halber daher nicht

---

historischen Interpretationsmethode u. s. w. (Erlangen 1813); „Ueber den Dienst der Fetischgötter nebst Einleitungsversuch über Aberglauben und Abgötterei“ (Berlin und Stralsund 1785); C. Radenhausen, „Der Mensch und die Welt“ („Fis“, Bd. 1, 2. Aufl.). Vgl. ferner die im Texte der Anmerkungen dieses Kapitels kritisirten Arbeiten.

\* „Was die Hegel'sche Erklärung ohne Zweifel auszeichnet, ist der Versuch einer genetischen Entwicklung von niedern Stufen zu höhern hinauf, obgleich die von Hegel gegebene Reihenfolge den Stufen der Wirklichkeit und ihren Erscheinungen nicht entspricht. Es ist eben der Mangel von empirischer Beobachtung, der diesen transscendenten Erklärungsversuchen insgesamt zum Vorwurf gemacht werden muß. Sie setzen an den Anfang ihrer Entwicklung einen Begriff, den Begriff des Menschen, den Begriff Gottes — ohne doch zu wissen, ob dieser Begriff der wirklichen Erscheinungswelt auch entspricht. Erst aus der Beobachtung der Menschheit selbst in allen ihren Daseinsformen wird sich der wahre Begriff des Menschen bilden.“ (Vgl. Fritz Schulze, Der „Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte“.)

zum Ziele zu führen. Das ist denn auch von philosophischer Seite früh genug erkannt worden, und es war neben andern bekanntlich vorzugsweise Hume, der sich schon vor längerer Zeit gegen derartige rein speculative Erklärungsversuche des Wesens der Religion erhob und auf einen andern Weg, nämlich auf den psychologisch-empirischen hinwies. Hume war daher in seiner „Natural History of Religion“ („Hume Works“, Vol. IV, Sect. II) zugleich bestrebt, eine gewisse Psychologie des Urmenschen festzustellen, vermöge welcher er in stetem Hinblick auf das empirische Material alle Erscheinungen, welche in so reicher Anzahl das niedere Religionsleben der Naturvölker bietet, zu erklären suchte. Das Bild, das Hume von der ursprünglichen Auffassungsgabe des Urmenschen entwarf, entspricht so ziemlich noch den heute hierüber gegebenen Anschauungen. Hume erkennt dem Urmenschen einen bereits so ausgedehnten Interessentkreis zu, daß er Gefühle von Furcht und Hoffnung an alle, selbst an die entlegensten und gleichgültigsten Objecte knüpft.\* Der dem Urmenschen innewohnende Trieb, alles zu beleben und alle Ursachen zu personificiren, motivirt ihm bereits den Drang, diesen belebten Objecten auch von vornherein Religion entgegenzubringen. Wir können daher mit Recht sagen, daß Hume, trotz mannichfacher seiner Einwürfe, die er sich nicht ersparte, mindestens ein allgemeines angeborenes Religionsinteresse im Urmenschen für die personificirten Naturobjecte gelten ließ. Und so darf es uns nicht wundern, wenn andere Forscher über Religion und Religionsgeschichte, wie Benjamin Constant\*\*, gerade von diesen Hume'schen Anschauungen beeinflusst, sehr bald dazu vorschritten, ein eigenes religiöses angeborenes Seelenvermögen im Menschen psychologisch anzunehmen und festzustellen. So wurde denn ein angeborenes „religiöses Gefühl“ eingeführt. Constant versteht hierunter „das von dem Menschen empfundene Bedürfniß, sich mit der ihn umgebenden Natur und den unbekanntten Kräften, die ihm diese Natur zu beleben scheinen, in Verbindung zu setzen“.\*\*+ Dieses religiöse Gefühl ist „ein unter allen Wesen dem Menschen allein eigenthümlicher Trieb, der ihm den Wink zu geben scheint, daß die Macht, welche jene unbekanntten Kräfte belebt, nicht ohne irgendeine Beziehung zu ihm ist“.+ „Der Wilde verehrt verschiedene Gegenstände, weil er etwas verehren muß, und

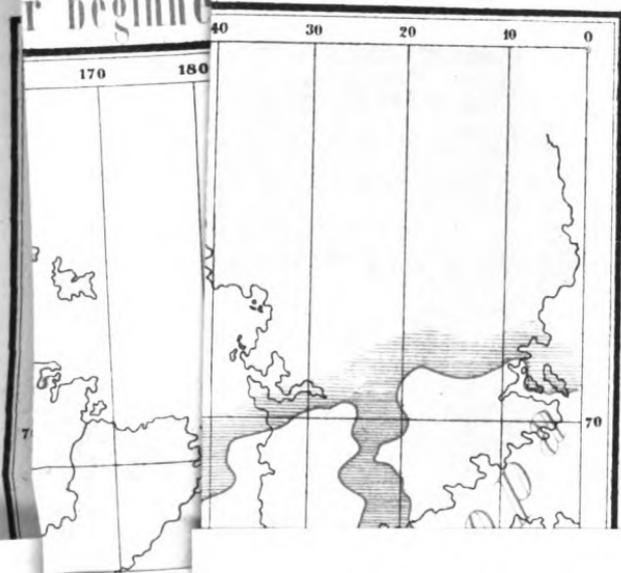
\* Hume, „Natural History of Religion“, Sect. III.

\*\* B. Constant, „Die Religion nach ihrer Quelle, ihren Gestalten und Entwicklungen. Deutsch von Dr. August Petri“ (Berlin 1824).

\*\*\* Ebend., I, 247.

+ Ebend., I, 252.

r beginne





weil der Mensch seine religiösen Vorstellungen stets in das Unbekannte setzt; nun aber ist dem Wilden alles unbekannt, und so wendet sich sein religiöses Gefühl an alles, was er antrifft, zumal da ihm jeder Gegenstand belebt erscheint.“\* „Auf solche Weise von mächtigen und thätigen Gegenständen umgeben, die einen beständigen Einfluß auf sein Schicksal haben, bringt er unter diesen Gegenständen demjenigen seine Verehrung dar, der auf seine Einbildungskraft am stärksten wirkt. Der Zufall entscheidet darüber. Bald ist es der Felsen, bald der Berg, zuweilen ein Stein, oft ein Thier“ (S. 254 fg.). Wir haben in den Ansichten von Constant in der That das Prototyp der Ansichten der bisherigen psychologisch-empirischen Richtung vor uns. Ohne genauere psychologische Detailuntersuchung wird ein angeborenes Religionsgefühl im Menschen constatirt, und da es unter den neuern Philosophen besonders Schleiermacher war, der ein angeborenes sogenanntes schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl zu begründen suchte, so wurde von speculativer Seite diese Annahme der sogenannten empirischen Psychologie genügend sanctionirt, und nun bedurfte es keiner weitem Beweise mehr. Allein es ist leicht zu sehen (wie auch Schulze in seiner Abhandlung über Fetischismus anerkennt)\*\*, daß mit dieser Annahme das zu lösende Problem nur erst gestellt ist. „Es muß eben dieses «religiöse Gefühl» in seine Elemente, in die uns bekannten empirischen Seelenthätigkeiten zerlegt und der Antheil aufgezeigt werden, den ein jedes an der Erzeugung der Religion hat.“\*\*\* Eine solche feinere Analyse der Seelenthätigkeiten in Bezug auf den Antheil zur Erzeugung und zum Wachsthum des Religionsgefühls läßt sich aber nur dann in klarer Weise vornehmen, wenn wir von der sogenannten Angeborenheit eines bestimmten religiösen Gefühls beim Urmenschen von vornherein absehen und in unbefangener Weise die Fähigkeiten und Anlagen des ersten Menschen psychologisch untersuchen, indem wir der Vervollständigung und Sicherung der inductiven Methode halber zugleich auch die Begabung der dem Urmenschen am nächsten stehenden Thiere in dieser Beziehung mit in das Bereich der genauern Untersuchung ziehen. Das ist nun bisher fast niemals geschehen, und es darf uns deshalb nicht überraschen, wenn wir im Hinblick auf dieses Kapitel der Psychologie selbst

\* B. Constant, „Die Religion nach ihrer Quelle, ihren Gestalten und Entwicklungen“, I, 253 fg.

\*\* Fritz Schulze, „Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte“.

\*\*\* Ebend., S. 16.

die fortgeschrittenern Forscher der empirisch-psychologischen Richtung noch immer im Grunde genommen das Wesentliche der Anschauungen Constant's vertheidigen und festhalten sehen. Fast alle Forscher bemühen sich, an das angeborene religiöse Gefühl und „Abhängigkeitsgefühl“ anzuknüpfen, ohne zu bedenken, daß sich ein solches Abhängigkeitsgefühl nur erst im Laufe einer spätern Entwicklung gebildet haben könne, zumal es bei den sich so rasch an alles gewöhnenden höchsten Thieren keineswegs psychologisch gefunden wird. Die genauere Analyse der Anlagen und Fähigkeiten des Menschen im Vergleich mit den Thieren zeigt uns mehr und mehr, daß sich sein Interessentkreis ursprünglich sehr eingengt fand, sodas er die indirecten Beziehungen zu entfernten, entlegenen Erscheinungen, wie die der Witterung, der Gestirne u. s. w., im Hinblick auf sein Schicksal keiner Aufmerksamkeit ursprünglichst würdigte.\* Wie sich dieser ursprüngliche Interessentkreis allmählich dehnen und wie er wachsen konnte, sodas auch die Religion auf diese entfernten Gebiete zusammenhangsvoll hinübergespielt wurde, das eben ist zugleich die eigentliche Aufgabe. Allein hiervon sind die meisten Forscher weit entfernt. C. Meiners in seiner „Kritischen Geschichte der Religion“\*\* wiederholt einfach die Hume'sche Theorie, und obwol er ein höchst reiches historisches Material beibringt, so vermissen wir doch die genauere Psychologie und die klare Durchführung. Kaiser in seiner „Biblischen Theologie“\*\*\* findet die Quellen der Religion „subjectiv im allgemeinen Menschencharakter, objectiv in der Natur, in den Dingen, zu welchen das Menschengeschlecht ein Verhältniß hat“. Hier findet sich das Richtige bereits angedeutet, nur hätte Kaiser eben nachzuweisen gehabt, daß, weil dieses Verhältniß ursprünglich nur sehr beengt war, es auch nur langsam und auf eigenthümliche Weise wachsen konnte. Hierüber aber sind seine Anschauungen äußerst verschwommen und unklar.† Kaiser hält nebst Meiners den Fetischismus für die früheste Religionsstufe, während die Gottheitsanschauungen und der Polytheismus erst später entstanden sind. Wir werden im Folgenden sehen, daß uns die Urgeschichte in ihren Erscheinungen lehrt, daß dem mit der Zauberei verknüpften Fetischismus im engern Sinne bereits eine noch niedrigere religiöse Weltanschauung vorausging, während es allerdings begründet erscheint, daß der Gottesbe-

\* Vgl. oben S. 278.

\*\* C. Meiners, „Allgemeine kritische Geschichte der Religionen“ (Hannover 1806).

\*\*\* Vgl. Thl. I, S. 2.

† Vgl. hierüber Schultze, S. 18 fg.

griff und die Gottheitsvorstellungen überhaupt erst in einer spätern Periode Wurzel schlagen konnten. Waitz\* verteidigt vorzugsweise die Ansicht Hume's, „daß ein vorher systemloser Polytheismus“ die ursprüngliche Gestalt der Religion war. Aus diesem ursprünglichen Polytheismus versucht er den Fetischismus abzuleiten. Er geht bei dieser Begründung gleichfalls von der Ansicht Hume's aus, daß der directe Interessentkreis des Urmenschen alle Objecte des für ihn sichtbaren Theiles des Weltalls ursprünglich berührte und umfaßte. Waitz stuft ebenso wenig wie Hume die Farben des frühesten Interessentkreises ab, und macht den psychologisch nothwendigen Unterschied nicht von directen (nahe gelegenen) und indirecten (völlig entfernt gelegenen) Beziehungen und Verhältnissen, die eben in dieser Art keine wahrhaften und eigentlichen Interessen (für Thier, Kind, Urnensch und Naturmensch) mehr einschließen. Daher geschieht es, daß Waitz von vornherein dazu kommt, den Urnenschen mit den kosmischen Erscheinungen in directe Beziehung zu setzen, ohne daß er im Stande ist, das genauer psychologisch zu motiviren. Die Gottheitsvorstellungen hält er infolge dessen für ein quasi angeborenes Eigenthum aller, selbst der niedrigsten Menschen, wenngleich er in Rücksicht auf die Thatfachen zugibt, daß bei vielen Völkern diese Vorstellungen nicht zum Bewußtsein erhoben wurden, sondern gleichsam latent liegen blieben. Der Fetischismus ist ihm nichts wie eine gesunkene Entartung der ursprünglichen Gottheitsvorstellungen, er bildet ihm gleichsam die Verirrung aus dem Kreise des Erhabenen und Allgemeinen in das Kleinliche und Einzelne. Man könnte nach dieser Anschauung den Fetischismus den Polytheismus des Polytheismus nennen. Die ursprünglich gebildeten Gottheitsvorstellungen erscheinen hier gleichsam stark zerstückelt und zerkleinert. Ähnliches lehrt Schelling in speculativer Hinsicht über den Bildungsgang der Religion, und ihm schließt sich in dieser Beziehung mit Rücksicht auf Waitz neuerdings auch Pfleiderer\* an. Auch Pfleiderer versucht, den Fetischismus als eine Entartung und Zerstückelung erhabener Allgemeinvorstellungen zu betrachten, und ist bestrebt, denselben aus dem ursprünglichen Polytheismus zu erklären und abzuleiten. Wir werden aus dem Folgenden ersehen, daß der Fetischismus auf das innigste mit dem Wesen der Zauberei verknüpft ist, und daß ohne das Zauberelement derselbe unerklärlich erscheint. Wenn Waitz die Bildung der Gottheitsbegriffe aus dem dem Urnenschen ange-

\* Th. Waitz, „Ueber die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand des Menschen“ („Anthropologie der Naturvölker“), I, 324 fg., 457.

\*\* D. Pfleiderer, „Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte“.

borenen Gefühle des Naturerhabenen herleitet (welches mit seinen Vorstellungen freilich sofort über den „directen Interessentkreis“ hinausführt, somit der ursprünglichen angeborenen „Auffassungseuge“ des Urmenschen widerspricht), so wird zwar der Polytheismus der niedern Völker erklärt, aber keineswegs der sogenannte Fetischismus. Dieser in seiner kleinlichen Betrachtungsweise widerspricht vielmehr jenem ursprünglich vorhanden sein sollenden Erhabenheitsgefühl. Auch Schulze bemerkt richtig (S. 20) gegen Waiz, daß er den Fetischismus unerklärt läßt. „Das Warum der eigenthümlichen Erscheinung, daß der Wilde in einem Dinge ein belebtes (setzen wir hinzu, ehrfurchtsvolles) Ding sieht, welches also mehr ist als eine todtte Sache; denn es ist belebt (und wird geheiligt und verehrt) und doch weniger ist als ein (erhabener) Geist, denn es bleibt ein (kleinliches) greifbar körperliches Ding — das Warum dieser Erscheinung bleibt bei Waiz doch unerklärt.“ Sehen eine Reihe von Psychologen, wie wir erkennen, den Fetischismus als eine Entartung und Gesunkenheit höherer, besserer und umfassenderer angeborener Religionsvorstellungen an, so erklären andererseits viele Forscher den Fetischismus als die unterste und niedrigste Stufe der Religion. Nun aber ist der Fetischismus in diesem Sinne ein höchst umfassender Begriff; denn er schließt in der That die Anbetung sehr vieler nutzloser Objecte ein, und ganz besonders versuchen es viele, auch den Thiercultus, wo nicht gar auch den Todten- und Leichencultus unter ihm zu befassen. Die natürliche Entwicklungsgeschichte der Religion wird uns lehren, daß diese Art der Auffassung viel zu weit gegriffen ist. Wir werden sehen, daß der Fetischismus sich anlehnt an die Zauberei. Wäre aber diese Erscheinung die unterste und ursprünglichste Stufe der Religion gewesen, so müßten die Urmenschen als geborene Zauberer auf die Welt kommen, und das versuchen in der That viele Psychologen zu behaupten und durchzuführen. Sie gehen hierbei (freilich ohne weitere Rücksicht auf die Psychologie der am höchsten entwickelten Thiere zu nehmen) von dem Gesichtspunkte aus, daß dem Urmenschen alle Objecte seines Horizonts gleichsam verzaubert erschienen. Alle erregten unter der Form dieser beständigen Verzauberung entweder permanent Erstaunen, Wohlgefallen, oder Furcht und Schrecken. „Dasjenige, was Schrecken und Erstaunen erregt, wird als etwas Außerordentliches betrachtet und ausgezeichnet; derjenige Gegenstand, der Furcht und Schmerzen erregt, wird entfernt; aber beide werden als Dinge mächtiger Art gefürchtet. Derjenige Gegenstand, welcher Lust erregt, wird, durch Uebertragung der Wirkung auf ihre Ursache, Gegenstand des Wohlgefallens und der Dankbarkeit, oder als Mittel, die Lust zu erneuern oder die Erinnerung daran festzuhalten, Gegenstand der Zuneigung“

(Reinhard, S. 13 fg.). Allein wir sehen, namentlich im Hinblick auf die Thierpsychologie, daß diese Anschauung eine widerspruchsvolle Uebertreibung ist; denn es ist innerhalb dieser Betrachtungsweise der bei allen niedern Geschöpfen so außerordentlich ins Gewicht fallenden Gewohnheit gar keine Wirkung eingeräumt. Die Gewohnheit aber, welche das Erstaunen abstumpft, das Wohlgefallen mindert und dem Schrecken völlig seinen Stachel nimmt, wirkt allem Zauber ursprünglich entgegen, und hebt ihn auf, es sei denn, die „verzauberten“ oder zauberhaft erscheinenden Gegenstände wüßten sich durch völlige Unberechenbarkeit der Einseitigkeit und Gleichmäßigkeit ihres Auftretens zu entziehen.\* Nun aber wirken alle Naturobjecte, seien es welche es wollen, wie im Texte dargestellt, nur gleichmäßig und gesetzlich, d. h. nur ihrer einseitigen Natur gemäß, folglich fördern sie die Gewohnheit und beschwichtigen die Gefühle. Und in der That müßten die Thiere ebensowol wie der Urmensch als die unglücklichsten Geschöpfe von der Welt angesehen werden, wenn sie beständig auf einem gleichsam vom Zauber unterminirten Boden hätten schwanken und wanken müssen. Auch müßten wir uns hiernach wundern,

\* Man hat diese Gewohnheit häufig bestreiten wollen, ohne zu bedenken, daß man über dieselbe mit Thieren und niedern Geschöpfen und Menschen experimentiren kann. Wie rasch gewöhnen sich die Artilleriepferde an den starken Blitz und furchtbaren Schlag der Kanonen, wie verhältnißmäßig schnell lernt ein gut abgerichtetes Pferd ein Pistol loschießen. Hier haben wir es mit Geschöpfen zu thun, deren angeborene Scheuheit jedem Reiter bekannt ist, die Accommodationsweise des Menschen und Urmenschen stand aber psychologisch ebenfalls viel höher. Die Wirkungen des Blitzes und Gewitters, vielleicht die einzigen, die mit den Einwirkungen derartiger Erscheinungen der Explosion vergleichlich sind, traten bei weitem nicht dem Menschen so unmittelbar dicht vor Augen wie diese Explosionen; das Leuchten des Blitzes und das Grollen des Donners waren zumeist und häufig nur hiergegen entfernte Erscheinungen, die hier und da zufällig auftretenden Ausnahmen der Einschläge konnten hiergegen nicht in Betracht kommen; denn das innerhalb einer Quadratmeile in mehreren Jahren nur zufällig Auftretende dieser Erscheinungen konnte in so früher Zeit psychologisch gegen die Summe der übrigen Fälle beim Urmenschen nicht ins Gewicht fallen. Wenn sich in heutiger Zeit die Einwohner Perus (so häufig auch die Erdbeben in Peru sind) doch nicht an diese Erscheinung wie die Thiere daselbst gewöhnen, so hat das seinen Grund darin, daß der dort jetzt lebende Menschenschlag sich weder seinen Interessen noch seiner Auffassungsweise gemäß mit dem noch halb thierischen Urmenschen und seiner Interesselosigkeit und Auffassungenge vergleichen läßt. Trotzdem gewöhnen sich thatsächlich fast alle Stämme selbst an die heimtückischen Erderschütterungen, so daß sie meist nur zu sorglos werden.

wie verhältnismäßig oft nur so wenige und häufig gerade die unscheinbarsten Objecte bei vielen Naturvölkern in ein zauberhaftes Licht getreten sind. Bei weitem nicht alle Thiere und Gewächse, welche sich durch seltene Eigenschaften und Farbenpracht geltend machen und auszeichnen, haben Fetischismus bei so vielen Naturvölkern auf sich gezogen. Allein der Fetischismus ist, wie wir sehen werden, eine religiöse Anschauung der Dinge, mit dem Fetisch spielt der Naturmensch nicht, sondern er betrachtet ihn als etwas Verehrungsvolles, Heiliges, er bewahrt ihn sorgsam und betet ihn unter Umständen an. Wie ist nun diese religiöse Erhabenheit möglich für so viele indifferente Objecte, die in ihrer Art weder ein Staunen noch Wohlgefallen, noch aber viel weniger Schrecken erregen bei Thier und Mensch. Aber, wirft man ein, hat nicht ursprünglich alles im Gesichtskreise des Menschen ein ursprüngliches „Staunen“ auf sich gezogen, hat er als Kind im engsten Kreise nicht alles einmal mit Interesse betrachtet und sozusagen in die Hand genommen, um es kennen zu lernen. Doch, setzen wir hinzu, so richtig das ist, so wissen wir doch, daß nur zu schnell auch das Kind wieder, nachdem es die erste kindliche Notiz von dem Gegenstande genommen und seine Eigenschaften apperzipirt und der ersten Erfahrung einverleibt hat, alles das beiseitewirft, um der anbrechenden Macht der Gewohnheit das Feld zu überlassen. Wir begehen daher einen psychologischen Fehler, wenn wir die frühesten Erfahrungen der Kinder mit der Auffassungsgabe des gereiften Urmenschen, der Naturmenschen und der Thiere ernstlich vergleichen wollen. Die frühesten und ersten Einsammlungen der Erfahrungen sind eben bei allen Geschöpfen und höher entwickelten Wesen nur erst die Grundlegung zu ihrer gereiften Auffassungsweise. Würden das Thier, der Urmensch und der Naturmensch nicht hinsichtlich ihrer Auffassungsweise und Unterscheidungsschärfe über das Niveau des Kindes hinauskommen, so wäre es ihnen nicht möglich, den Kampf ums Dasein mit ihren Feinden zu bestehen; denn die List und Schlaubeit, die noch kein Kind entwickeln kann, dürfen keinem Geschöpfe bis zum gewissen Grade mangeln. Das Kind sammelt erst Erfahrungen, das gereifte Geschöpf verwerthet dieselben bereits. Wenn wir dennoch von einer „kindlichen“ Betrachtungsweise des Urmenschen und Naturmenschen mit Recht reden, so bezieht sich das nur auf den engen Gesichtskreis, den beide mit dem Kinde bis zum gewissen Grade gemein haben. Wenn nun Schulze, der sich im allgemeinen an die Anschauungen Reinhard's anlehnt, betont (S. 58) und hervorhebt, daß die auf den engern Gesichtskreis angewiesenen Geschöpfe alle Objecte innerhalb desselben überschätzen, während sie alles darüber Hinausliegende unterschätzen, so hat er nicht

in jeder Beziehung recht. Denn wohin würden das Thier, der Urmensch und der Naturmensch wol gerathen, wenn sie alle indifferenten und todten Objecte ihres Kreises in der Weise überschätzten, wie Schulze im Hinblick auf den sogenannten Spieltrieb der Kinder, der sich eben noch im Stadium der frühesten Ungereiztheit mit allem beschäftigt, anzunehmen geneigt ist.\* In der Psychologie müssen wir alles haarföhrig auseinanderhalten, und in der That kann nichts so geföhrlich für den hier behandelten Gegenstand werden, als ein nach falschen Gesichtspunkten vorgenommener psychologischer Vergleich zwischen Kind, Thier, Urmensch und Naturmensch u. s. w. Was alle diese gemein haben, ist die sogenannte Auffassungseuge (nicht zu verwechseln mit der Bewußtseinsenge) und der engere Interessentkreis, was das Kind von allen unterscheidet, ist eben die unreife Schözungart der Gegenstände in Bezug auf die gesunde Selbsterhaltung, die sich eben bei allen gereizten Wesen auf Lebenserföhrungen gründet, die das Kind noch nicht gemacht hat, alle gereizten Wesen aber in ihrer Art verwerthen. Es ist selbstverständlich, daß es gerade die Gewohnheit eben ist, die ihnen bei dieser Schözung resp. Verwerthung der eingesammelten Erföhrungen so außerordentlich zu Hülfö kommt, und eben diese Gewohnheit, sehen wir, war es, die mit ihrer anwachsenden Macht die Geföhle beschwichtigt, die belebt vorgestellten Objecte allmöhlich mit Gleichgöltigkeit betrachten lehrt und den Zauber an den Objecten zerstört. Der Zauber soll aber eben bei dem Urmenschen und Naturmenschen erklört werden, und so erkennen wir rasch, daß alle derartige Annahmen, wie sie Reinhard, Schulze und andere zugleich mit Herbeiziehung eines nicht richtig benutzten Vergleichs in Bezug auf das Kind machen, nicht hinreichen, das Problem zu lösen. Denn was erklört werden muß, ist eben das bewußte religiöse Interesse an unscheinbaren, indifferenten Objecten, das sich geltend zu machen und zu behaupten sucht, trotzdem die ursprüngliche Gewalt der Gewohnheit ihm lange

---

\* „Dasselbe, was vom Kinde, gölt auch von dem Wilden, dessen Bewußtsein ja auf der embryonischen Stufe des Kindes steht, weil es so gut wie keine Objecte hat. (?) Deshalb muß er die für uns armseligsten Kleinigkeiten, welche er allein besitzt, nothwendig so hoch schätzen, wie wir ein großes Gut.“ (S. 61.) Hiernach dürfte es gewiß sehr wunderbar erscheinen, weshalb die Naturmenschen, obwohl sie so viel Indifferentes als Fetisch verehren, ihre Waffen, Trinkgeröthe und Kleider, welche sie doch am höchsten schätzen sollten, niemals anbeten oder fetischistisch verehren. Was diese fetischistische Betrachtung aber hindert ist eben die Gewohnheit, die zu innig mit den Objecten verwächst, ähnlich wie der Mensch mit seinen Gliedern, die er gewiß am höchsten schätzen sollte.

jede irgendwie interessante erhabene Farbe geraubt hatte. Es ist psychologisch einleuchtend, daß ein solches gegen alle Gewohnheit einer gleichgültigen Beziehung ankämpfendes religiöses Interesse sich nur auf Grund von bestimmten „bewußten“ Ideenverbindungen erhalten konnte, die gar nichts mehr mit den frühesten unbewußten Kindenserfahrungen gemein haben können. Nur die genauere psychologische Entwicklungsgeschichte, welche von Stufe zu Stufe von der Basis der gereiften Thierauffassung bis zu höhern Anschauungen diese Ideenverbindungen im Zusammenhange aufsucht und nachweist, ist im Stande, das gestellte psychologische Problem zu lösen. Alle übrigen psychologischen Erörterungen schweben hiergegen nur künstlich in der Luft, und man merkt ihren Ausführungen, wie schon im Eingange der Anmerkungen hervorgehoben, deutlich an, daß sie den Erscheinungen möglichst angepaßt sind und das Bewußtsein des Urmenschen so lange zurechtzurücken suchen, bis sich ein Scheingrund zur Erklärung der mannichfachen seltsamen Erscheinungen der ursprünglichen Religionsentwicklung gefunden hat. Wie die von Hume und Constant ausgehende Richtung der empirischen Psychologie die natürliche „Auffassungseuge“ außer Acht ließ und den directen Interessentkreis, innerhalb dessen sich allein Religion entwickelt, ursprünglich zu weit annahm, da sie seine Grenze gar nicht kannte, so mißkennt die von Reinhard ausgehende Richtung die gereifte und natürliche Schätzungskraft in Bezug auf das den Dingen zugewandte Interesse bei allen niedern Geschöpfen im Bereiche der von ihnen allerdings beachteten „Auffassungseuge“. Da der Fetischismus auf keiner natürlichen und gewöhnlichen Schätzungskraft der Objecte beruht, wird von vornherein eine unnatürliche verschwommene Schätzungsweise bei dem Urmenschen angenommen und seine Auffassungsgabe hiernach construiert. In den gleichen Fehler fällt Feuerbach.\* Auch er schließt sich in seinen Ausführungen, obwohl er es nicht ausdrücklich bemerkt, im ganzen genommen an das von Reinhard Festgestellte an, wenngleich er auch das sogenannte Abhängigkeitsgefühl von seiten der andern Richtung zu Hülfe nimmt. Der ursprüngliche Gegenstand dieses Abhängigkeitsgefühls ist aber die Natur, folglich ist ihm die Natur der erste Gegenstand der Religion.\*\* Die Art der Schätzungsweise der niedern Völker und Geschöpfe sowie des Urmenschen zeichnet auch er so, daß sie sich scheinbar bei der Beziehungsweise der Dinge vor Staunen

---

\* Ludwig Feuerbach, „Vorlesungen über das Wesen der Religion. Nebst Zusätzen und Anmerkungen“ (Leipzig 1851).

\*\* Ebend., Vorlesung 3, 4 und 5.

nicht erholen können. Auch Bastian\* dürfen wir mit Recht der sich mehr an Reinhard anlehnenen Richtung zurechnen. Auch ihm ist die fetischistische Betrachtungsweise eine den niedern Geschöpfen angeborene. „Solange die Begriffsentwicklung fehlt, fehlt die Erklärung und bleibt nur das Staunen.“\*\* Allein Bastian übersieht, daß es auch eine unbewußte natürliche und thierische Erklärungsweise der Dinge gibt, in der sich das Staunen völlig gelegt hat, obwol die Art der Beziehungsweise nicht immer richtig und correct ist. Wie viele furchtsamen Thiere mögen in ihrer niedern Anschauungsweise Bäume für mächtige, lebendige Wesen ansehen, und wie wenig staunen sie wol vor ihnen, selbst wenn der Wind ihre mächtigen Häupter schüttelt. Es wäre unglücklich um das Innere der Wesen bestellt, wenn sich die allmähliche Gewöhnung in den Lebenserfahrungen der gereiften herangewachsenen Thiere und niedern Geschöpfe nicht irgendwie geltend zu machen wüßte, um sie aus dem ersten Kindeszustande mit seiner anfänglich staunenden Betrachtungsweise (die im ersten Stadium alle Geschöpfe erlebten) herauszuhelfen. Der noch unbewußte Fetischismus (wenn wir die staunende Betrachtungsweise schon so nennen dürfen) der Kinder und des Thierkinds wird eben durch die auf der Basis der Gewohnheit sich aufbauenden Lebenserfahrungen glücklicherweise rasch überwunden. Und es ist in der That psychologisch merkwürdig genug, wie rasch Thiere und Naturkinder dieses Stadium erster Kindheit beseitigen. Und die Natur hat damit weise gehandelt; denn wie sollten die Geschöpfe sich behaupten können in ihrem Dasein, wenn sie wie die Kinder aus der ersten Lehrzeit nicht sehr rasch herauskämen. Der Fetischismus, den wir in der Folge in der Religionsgeschichte der Menschen betrachten werden, ist ein ganz anderer und zwar ein bereits bewußter Fetischismus, jener ähnliche Zustand im ersten Kindesalter ist ein noch halb unbewußter. Das Räthsel, das der Psychologie gestellt ist, ist nun das, wie die staunende fetischistische Anschauungsart noch einmal in erhöhter Weise unter dem Lichte des Bewußtseins durch neue Lebenserfahrungen aufleben konnte, während die große Summe der durch die Gewohnheit getragenen Erfahrungen des noch halb thierischen, aber gereiften Menschen und frühesten Naturmenschen jenes erste kindliche Stadium der unsichern und für sie unreifen Schöpfungsweise längst beseitigt hatte. Es müssen folglich einzeln alle Ideenverbindungen und hierauf bezüglichen eigenthümlichen

\* Bastian, „Der Mensch in der Geschichte. Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung“ (Leipzig 1860).

\*\* Bastian, a. a. O., II, 15.

Lebenserfahrungen des Urmenfchen aufgefucht werden, um diefe Erfcheinung im Bewußtfein zu erklären. So ift leicht zu fehen, daß die Auflöfung diefes Problems nur gelingen kann, wenn wir im Folgenden die Entwicklungsgefchichte und die Erfahrungen des Menfchen in der Urzeit von Stufe zu Stufe verfolgen. Die trefflichen Arbeiten Baftian's bieten ein reiches und fchäzenswerthes Material, find jedoch keine eigentliche folgerichtige psychologische Entwicklungsgefchichte. Was nun fchließlich noch die ausländifche hierauf bezügliche Literatur anlangt, fo will ich nur im allgemeinen bemerken, daß fich die meiften und hervorragenden Forscher gern an Hume angelehnt haben. Unter ihnen dürften wir als beachtenswerth hauptfächlich Buckle, Lubbock und Tylor zu erwähnen haben. Was Buckle anlangt, fo find feine psychologischen Anfchauungen meift ungenau, und bieten in Bezug auf die Anfichten über die Einwirkungen der Naturerfcheinungen auf die Phantafie nichts Verlaßliches. Unter den Engländern ragen L. Tylor, Spencer und Lubbock am meiften hervor. Ihre Arbeiten find voll Geift, doch mangelt ihnen bei großer fystematifcher Umficht die tiefere Einficht in die Gefetze der Psychologie, es ergeht ihnen hier wie faft allen Engländern, Darwin nicht ausgenommen, fie alle find zu fehr beftrebt an das feftzuhalten, was vor einem Jahrhundert ihr großer Landemann Hume in Bezug auf die Religion feftftellte. Wenn Darwin (S. 55 feines Wertes „Ueber die Abftammung des Menfchen“) die Worte M'Lennan's anführt: „Jegendeine Erklärung der Lebenserfcheinungen muß der Menfch fich ausdenken, und nach ihrer Allgemeinheit zu fchließen, fcheint die einfachfte und dem Menfchen fich zuerft darbietende Hypothefe die gewefen zu fein, daß die Erfcheinungen der Natur der Anwejenheit folcher Geifter in Thieren, Pflanzen und Gegenftänden, ebenfo wie in den Naturkräften zuzufchreiben feien, welche jene in derfelben Weife zur Thätigkeit veranlafien, wie der Menfch fich bewußt ift ähnliche felbft zu befigen“, fo beweift das, daß Darwin nicht genau genug wußte, worauf es bezüglich der Religion und der Entftehung des Erhabenheitsbegriffes ankommt. Denn jener angeführte Satz zielt nur darauf hin, darzutun, daß fich der Urmenfch alle Objecte belebt und thätig vorzuftellen genöthigt war. Ob und wodurch jedoch der Menfch diefe thätigen und lebendig vorgeftellten Objecte urfprünglich in das Gebiet des Erhabenen und des religiösen Interesses zog, darüber führt Darwin keinen Gewährsmann an. Auch Tylor darf uns in diefer Beziehung ebenfo wenig wie der fonft fo treffliche Lubbock als ein folcher Gewährsmann vorgeführt werden. Denn beide Forscher unterfuchen in psychologifcher Hinficht zu wenig die urfprüngliche Auffaffungseuge. Spencer und Tylor glauben

„die Träume“ und die alles verklärende Erinnerung als Grund der Entstehung des Geistes- und Erhabenheitsbegriffs anführen zu können. (Vgl. Tylor, „Early History of Mankind“, 1865, S. 6.) Allein so wichtig, wie sich uns zeigen wird, auch das Moment der verklärenden Erinnerung bezüglich der auftauchenden Erhabenheit ist, so wenig ist hiermit das sittliche Element in dem Begriffe der religiösen Erhabenheit erklärt, das allein zur Verehrung und Anbetung treibt; denn die Erinnerung verklärt nach seiten des Erhabenen nur dann, wenn sie an einen sittlichen Kern mit edeln Gefühlen anknüpfen kann. Ferner glaubt Tylor den Begriff des Geistes aus den Traumbildern der Objecte und Personen erklären zu können. Auch darin liegt etwas Wahres, doch vergißt er, daß die Träume stets nur undeutliche Erinnerungsbilder der Wirklichkeit sind, Bilder, die auf diese letztere also auch stets zurückbezogen werden. Der Begriff des Geistes setzt aber gerade eben die vollständige Loslösung der Erscheinung von aller und jeder Wirklichkeit voraus, und diese absolute Loslösung konnte nicht eher vorgenommen werden, das heißt die Zurückbeziehung der Träume in diesem Sinne nicht früher unterdrückt werden, bevor die Erfahrung den Menschen auf Erscheinungen aufmerksam gemacht hatte, die jene Loslösung der Seele vom Körper dargethan. Diese Erfahrungen kannte aber nachweislich der früheste Urmensch ebenso wenig wie die Thiere. (Vgl. die Einleitung des zweiten Bandes.)

---

## **Die Familien- und Staatsgemeinschaft als ursprünglichste Grundlage zur Ausübung von Sitte und Religion.**

Hinweis auf den gemeinsamen Ausgangspunkt der religiösen Gefühle bei Thieren und Menschen. — Die sittlich erscheinenden Gefühle bei Nagethieren, Affen und andern Arten gegenüber dem unsittlichen Betragen der Raubthiere. — Die Bedingungen für den hohen Aufschwung der religiösen Gefühle beim Menschen gegenüber den Thieren. — Hinweis auf die Religion des engsten Nächstenkreises der Familie und die natürliche sittliche Erhabenheit des Alters gegenüber der Unerfahrenheit der Jüngern. — Die natürliche Erhabenheit des Stammältesten und der erhabene Nimbus des Oberhauptes, das die Gemeinschaft leitet. — Der Grad von Erhabenheit, in dessen Licht sich das Stammoberhaupt stellte, war ursprünglich verhältnißmäßig bedeutend. — Hinweis auf den sich hieran anschließenden allgemein verbreiteten uralten religiösen Cultus der Herrscher und Stammältesten.

---

Wir haben in der Einleitung nachgewiesen, daß die sittlichen Beziehungen des Nächstenkreises und die hier zur Erscheinung kommenden Thatfachen nothwendig die psychologische Basis zur Construction der religiösen Entwicklungsgeschichte an die Hand geben müssen.

Daß auch die Thiere so gut wie die Menschen in ihrer Weise ihren Nächstenkreis besitzen, das bedarf nur des Hinblicks, und dem aufmerksamen Beobachter wird nicht entgangen sein, wie tief und fein das psychologische Netz von Beziehungen oft gesponnen ist, welche unter den Gliedern einer Thierfamilie dieser oder jener Art sich entwickeln. Wie so ganz anders sind die Beziehungen von jung und alt in einer Raubthierfamilie gegenüber den Familien-

beziehungen so vieler unserer Nagethierarten. Hier, welche Sorge, Kengstlichkeit und Pflege um die Jungen, dort, eine Unbekümmertheit des Familienvaters, die an Herzlosigkeit grenzt. Hier die aufmerksamste Erziehung durch Pflege und liebevollen Beistand, dort häufig und zumeist die vollste Vernichtung aller Nächstenliebe durch Ausbrüche von Habgier und Blutdurst selbst gegen das selbstgezeugte Blut. Wie weit stellen sich bezüglich besserer und edlerer Eigenschaften die Affen mit ihrer sprichwörtlich gewordenen Zungenliebe den Raubthieren gegenüber, und wie nahe streifen einzelne Züge ihres sonderbaren Mitgefühls bereits den sittlichen Nächstenfenn des Menschen. Fürwahr, durchmustern wir die höhere Thierwelt, so sehen wir deutlich, wie stark sich bezüglich der frühesten Erziehung der Nachkommenschaft überall die für den religiösen Sinn so wesentlichen Mitgefühle unter den verschiedenen Arten äußern. Wir erkennen deutlich, wie Pflege und Erziehung wunderbar wirksam sind, um dem Neugeborenen schon bei der Muttermilch eine Reihe von Sitten und Verhaltensmaßregeln einzupfropfen, und mögen es gute oder schlechte Lehren sein, die ihm hier beigebracht werden, immerhin müssen wir bekennen, daß die thierische Erziehung nicht einflußlos auf die Entwicklung des nachahmenden Instincts überhaupt sein kann. Sehen wir die geheimnißvolle Macht der erziehenden Wechselwirkung schon unter den Thieren so mannichfache Wirkungen äußern, so kann es uns nicht wundern, wenn wir die Macht dieser Wirkungen bei weitem heller schon in den Beziehungen zwischen bestimmten Thieren und dem Menschen zu Tage treten sehen. Wir alle wissen es, daß einige Thiere, die (wie die Hunde) als gefährliche Raubthiere lebten, sich durch den Charakter des Menschen mit der Zeit zähmen und sich bändigen ließen, sowie, daß die zugleich sich an den Menschen rasch anschließenden sanftern Hausthierarten uns zugleich die häufigsten Beispiele zu denjenigen merkwürdigen Handlungsweisen von Mitgefühl und Dankbarkeit liefern, in denen wir mit Recht schon einen tiefem religiösen Keim entdecken.

Die große Reihe hierher gehöriger Beispiele liefern dem Psychologen den Beweis, daß also auch das oft harte und thierisch spröde Herz tiefer stehender Wesen gewisser religiöser und sittlicher Bildung durch Schulung und Erziehung nicht ganz unzugänglich ist. Wenn es wahr ist, daß es der tiefere Einfluß bestimmter sittlicher Wechselwirkung ist, der im geselligen Zusammenleben die Gefühle nach dieser Seite hin bildet, so muß sich auch im Verkehr zwischen Thier und Mensch unter diesen Umständen diese Wirkungsweise deutlich äußern, und wir sehen hieraus überhaupt, wie eben die Art und Weise des geselligen Zusammenlebens für die Religion in ihrem Grundwesen von der höchsten Bedeutung ist.

Allein die Art der Wechselwirkung und des Zusammenlebens der Thiere und das meist feindliche, ungesellige Verhalten der thierischen Arten zueinander zeigt uns im allgemeinen freilich, daß in der Thierwelt eben nur Spuren einer so tiefen und warmen Wechselwirkung des Nächsten zum Nächsten zu Tage treten, sodaß wir mit Recht nicht auf bessere sittliche und religiöse Empfindungen unter den Thieren zurückzuschließen im Stande sind.

Im großen und ganzen zeigt es sich, daß der wie wir sahen, unsittliche und in seinen Folgen furchtbare Kampf ums Dasein die Thierwelt mit eisernen Banden fern von jener tieffühlenden Handlungsweise hält, aus der die Religion empormwächst. Nun ist leicht zu übersehen, warum gerade beim Menschen sich die gesellige Handlungsweise im Umgang hob; denn die frühern Abschnitte haben uns gelehrt, welche Stellung die natürlichen Charakteranlagen und das Naturell dem Menschen in dem großen Kampfe ums Dasein gaben. Umgeben von tausend Gefahren und den blutigierigsten ihm an Kräften weit überlegenen Feinden, stand er ursprünglich da als ein Schwacher unter den Starken und Furchtbaren. Wie wäre es dem Menschen möglich gewesen, seine Art dauernd zu erhalten, hätten seine verträglichen Charakteranlagen, und ganz besonders dem Affen gegenüber sein selbstbewußter Muth und sein Ehrgefühl nicht dahin

gebrängt, die Feinde trotz ihrer äußern Uebermacht durch ein inneres System zu besiegen. Nicht scheu und furchtsam auf die Bäume kletternd suchte er seinen Feinden zu entgehen, sondern mit offener Stirn scharte er sich zusammen, um dem Sturme Trotz zu bieten. Allein lag schon in diesem siegesgewissen Selbstbewußtsein dem unfittlichen Raubthiergefindel und auch den furchtsamen Affen gegenüber ein Stück sittlicher Ausdauer und gewissermaßen religiöser, ehrenvoller Handlungsweise, so wurde zugleich eben dieses muthige Selbstbewußtsein, wie wir sahen, getragen von jener tiefen und wärmern Nächstenliebe, welche die dauernde Verträglichkeit voraussetzt. Auf der Basis dieser innigern Verträglichkeit und auf dem Grunde jenes selbstbewußten ehrenvollen Vertheidigungsmuthes gegen die stärkern, böswilligen und blutdürstigen Raubthiere baut sich allein aber jenes obenerwähnte System auf, das sittlich obfiegte. Dieses System ist die sociale Gemeinschaft in Form gegliederter Organisation, jenes System ist der engere Zusammenschluß der menschlichen Glieder mit dem Hinblick auf einen sittlichen, edeln Zweck. So ist die erste engere Lebensgemeinschaft menschlicher Wesen, wie sie uns in der Urgeschichte als die sogenannte staatliche Gemeinde entgegentritt, vom sittlichen Gesichtspunkte gesehen bereits ein Product wirklich sittlicher Anlage und Religion. Es war die natürliche und ursprünglichste Religion der Nächstenliebe, die sich in diesem engern Zusammenleben spiegelte, das dem Staatsleben den ersten Ausdruck verlieh. Man darf sagen, daß in der ersten Organisation der menschlichen Glieder und in dem Zusammentritt zu systematischem Schutz und Trutz innerhalb eines gemeinsamen Verbandes bereits der erste sprechende und verkörperte Ausdruck natürlicher und wirklicher Religion lag.

Hatte schon das thierische Familienleben in der Herde einige Spuren tieferer Entwicklung aufzuweisen, und gewährt in jedem Falle das Familienleben sehr vieler Thiere (namentlich in der Zeit, da die Jungen gesäugt werden) ein Bild stillen, innigen Friedens; so zeigt

sich indeffen, daß diese Innigkeit und Anhänglichkeit der jüngern Glieder an die Aeltern hier nur von verhältnißmäßig sehr kurzer Dauer ist. Nur zu rasch scheinen die jungen Thiere sich mächtig genug zu fühlen, um auf eigenen Beinen vorwärts zu kommen, und das im ganzen nur unsichere Heerdenleben scheint diese frühe Selbständigkeit allerdings nothwendig zu machen. Die Unsicherheit und Scheu, welche die meisten der kleinern Thiere im Kampfe um ihr Leben vor den stärkern empfinden, und die rohe unsittliche Natur, welche namentlich die meisten Raubthiere zur Schau tragen, jagt die junge anhängliche Familie stets rasch auseinander, und eine dauernde Anhänglichkeit der einzelnen Glieder in der Gemeinschaft wird unter diesen Umständen unmöglich.

Ganz anders gestaltet sich dieses Familienverhältniß für den Menschen, hier ist durch den Zusammenschluß vieler Familien zur primitiven staatlichen Gliederung in der Gemeinde für die Dauer engern Zusammenlebens gesorgt. Hier bleiben sich die Familienglieder einander nahe stehen, und die Empfindungen der Anhänglichkeit der zusammengehörigen Individuen dauern bis zu einem höhern Lebensalter und bis über den Tod hinaus. So kommt in diesem gemeinschaftlichen Zusammenhange eine Innigkeit in die Beziehungen der Glieder, von welchen die Thiere nichts mehr empfinden. Wir sahen, daß das Wachsthum der Sprache und das Vorschreiten der Intelligenz sowol wie der Kunst eng an dieses innige Gemeindeleben gebunden waren, hier aber, wo wir von der Religion und der Sittlichkeit zu handeln haben, müssen wir noch einmal nachdrücklichst betonen, daß die innige Menschengemeinschaft innerhalb der frühesten primitiven Staatsgemeinde der Ausdruck einer bessern und höhern Charakterbegabung ist, diese also war in letzter Beziehung der Grund, daß sich im Menschen alle Anlagen entwickelten und der Mensch, trotzdem er als Schwächling den furchtbaren Raubthieren gegenüberstand, den Sieg im Kampfe ums Dasein davontrug. Waren aber die Charakteranlagen die Grundvehikel aller höhern Entwicklung, so

waren sie auch zugleich die Stütze und die eigentliche Grundlage zu dem Aufschwunge von Religion und Pietät, den wir im Verlaufe der Urgeschichte beobachten werden. Pflege, Beistand und Nächstenliebe gelaggen unter dem Einfluß dieser Charakteranlagen zu einem so tiefen Ausdruck, daß wir in der Thierwelt für einen solchen keine berechtigten Analogia mehr aufweisen können. Zu der im frühesten Kindesalter auch bei den Thieren noch vorhandenen Aelternanhänglichkeit gesellt sich beim Menschen die Geschwisteranhänglichkeit, und die Familienliebe sehen wir nun in hohem Grade überhaupt platzgreifen. Allein dabei bleibt die Entwicklung der menschlichen Gefühle ursprünglich nicht stehen, denn rasch bildet sich neben der Familienliebe und der Achtung vor dem erfahrenen Alter auch die Liebe zu dem ganzen Gemeindefreie aus, mit dem die Glieder dauernd verbunden sind, und so tritt also unter den Menschen auch die Liebe zur Genossenschaft, endlich die zur Gesamtheit und zur Gemeinschaft überhaupt zu Tage. Diese Liebe zum Gemeindefreie kommt aber im Urmenschen thume zu keinem tiefern und concretern Ausdruck als in der Anhänglichkeit an den Führer der Gemeinschaft, in Bezug auf den zugleich alle Theile fühlen, daß er der starke Beschützer und der berufene Lenker der Gemeinschaft ist. Wie im engsten Familienfreie dem Vater als dem stärksten, erfahrensten und ältesten Oberhaupte gegenüber den jüngern Familiengenossen auf natürliche Weise die Macht der Leitung und die erziehende Herrschaft der übrigen Glieder zufällt, so fällt in gleicher Weise dem Führer des Stammes in der durch Arbeitstheilung sich gliedernden Gemeinschaft die Herrschaft und die leitende und erziehende Gewalt zu, und es wird das Gefühl der Achtung und Ehrfurcht, das sich der edle Familienvater auf natürliche Weise erwirbt, in noch höhern Grade auf diesen über allen Familienhäuptern stehenden Stammhäuptling übertragen. Der Häuptling als Stammvater oder Stammältester steht über der Gemeinschaft, er der nicht allen gleich stets nahe ist, umkleidet sich daher zugleich mit einem erhabenen Nimbus dort, wo

er eingreifend und handelnd auftritt. Unter den Genossen seiner nächsten Umgebung und unter seiner engern Anhängerschaft ist der Häuptling daher ganz besonders der Gegenstand stetiger Aufmerksamkeit, Nachahmung und Beachtung. Wir sahen schon bei Gelegenheit der Entwicklung des Sprachprocesses näher, wie nothwendig sich der persönliche Mittelpunkt einer gewissen zusammengehörigen Gemeinschaft in Bezug auf die Nachahmung in den Vordergrund stellte, und wie nothwendig derselbe der Tonangeber aller noch halb unbewußt aufgenommenen Sitten und Gewohnheiten wurde, und so nimmt es uns hier nicht wunder, wenn wir zu betonen haben, daß eben dieser persönliche Mittelpunkt der Urgemeinde in Rücksicht auf seine ausgebreitete Macht und seine erziehende, leitende Herrschaft, zugleich nicht nur ein Gegenstand der Beachtung, sondern auch der ehrfurchtsvoll religiösen, erhabenen Verehrung werden mußte. So, sehen wir, konnten aus der natürlichen Grundlage der Nächstenliebe, welche sich zunächst auf dem Boden der Familie entwickelte, die weitem Triebe sprießen, welche auch den Beschützer und Beherrscher der staatlichen Gemeinschaft in das Bereich einer ganz besondern Nächstenliebe zogen, an welche sich neben dem Gefühle der Dankbarkeit die Gefühle der Achtung und erhabenen Ehrfurcht anknüpften. Damit wurde zugleich ursprünglich, wie uns die Erscheinungen lehren werden, im Menschenthume Boden gewonnen für den Cultus und die Anhänglichkeit an den Führer der Gemeinschaft, einem Cultus, dem wir nur in Spuren (und zwar vielleicht nur bei den staatlich lebenden Bienen) in einer ähnlichen Weise wieder begegnen. Auch in dieser Beziehung mußte sich also der sittliche Fortschritt gegenüber dem Heerdenleben und dem wilden, zerstreuten, unstillen Leben der Thiere geltend machen. Wo ein fester, geschlossener Zusammenhang sich dauernd begründen soll, da muß dieser zugleich durch einen bestimmten Knotenpunkt gleichsam getragen werden. Dieser Kern- und Knotenpunkt war aber, wie wir sahen, ursprünglich allein der hervorragende Führer der Gemeinde, der Beherrscher des Stam-

mes. Fand doch schon im losen Heerdenleben das sogenannte Leitthier aus den natürlichsten Gründen allgemein eine aufmerksamere Beachtung und Nachahmung. Das wilde, unsichere Heerdenleben, sahen wir, war nicht geeignet, dem hervorragenden Leitthier eine höhere Geltung zu verschaffen. Die zwischen Gebundenheit und Ungebundenheit schwankende Heerde läßt den vorhandenen Mittelpunkt nicht jene Dauer und Stetigkeit erreichen, und da er unter diesen Schwankungen zu vielfach wechselt, verliert er bezüglich seiner leitenden Einwirkungen an hinreichendem Einfluß, an Macht und Bedeutung. Wäre die Menschengemeinschaft ursprünglich nicht über die Ungebundenheit der Heerde, wie sie sich etwa in der Affenwelt repräsentirt, hinausgekommen, so hätte sich, wie leicht einzusehen, weder das Familienleben, noch aber jener sittliche, die Nachahmung dauernd beherrschende und leitende Mittelpunkt in der Gemeinde und Horde entwickelt, und es wäre, wie bereits früher dargestellt, nicht zu jener feinern Arbeitstheilung gekommen, die, zu gegenseitigem Schutz entwickelt, das gemeinsame Pflichtbewußtsein der Glieder und den Staat begründete, womit die Dauer eines gesicherten und festen leitenden Mittelpunktes unentbehrlich wurde. Nun aber waren es, wie gezeigt, bessere und tiefere Charakteranlagen und sittlich glücklichere Anlagen im Naturell, welche den Menschen zum Uebertritt in die geschlossene Gemeinde und zur staatlichen Arbeitstheilung überhaupt geführt hatten, es war daher kein Wunder, daß sich auf Grundlage dieser tiefern sittlichen Charaktereigenschaften auch das Streben erhob, dem Führer und Leiter der Gemeinschaft Dank und Ehrfurcht darzubringen. So trat unwillkürlich der sich Achtung verschaffende Führer, ähnlich wie der an Alter erhabene Greis und der sittlich geachtete erfahrene Vater allen Jüngern gegenüber, gleichfalls, nur in noch höherm Grade, in das Licht des sittlich Erhabenen. Denn es erscheinen die Kräfte und Eigenschaften desselben in der That umfangreicher und intensiver. Wie natürlich erschien es daher, daß in Anbetracht der sich an die hervorragenden Eigenschaften anknüpfenden

umfangreichern Wirksamkeit des Stamm- und Gemeindeführers derselbe sich allen übrigen gegenüber in der Vorstellung erhob und seinem Wesen nach vergrößerte, und zwar ganz besonders für die Fernstehenden, welche das Reich seiner Wirkungen kannten, ohne die Schwächen seiner Person beurtheilen zu können. So tauchte im Leben der Familien- und Stammgemeinschaft in der Seele das Gefühl des sittlich und persönlich Erhabenen auf, das den tiefern Kern späterhin auch für die als erhaben und persönlich vorgestellten blinden Naturgewalten bilden sollte. Das Gefühl für das sittlich und persönlich Erhabene erklärt uns psychologisch jene merkwürdig tiefe Verehrung und Anhänglichkeit der einzelnen sich sittlich heranbildenden Stämme für ihren Führer und Stammältesten, eine Verehrung, die sich wie wir wissen in frühester Zeit, wo der Instinct noch den Geist beherrschte und die Reflexion abschwächte, zu einem wirklichen Cultus entwickelte, durch welchen sich eine große Reihe von Erscheinungen erklären, welche uns in der Entwicklung der Urgeschichte entgegentreten. Dieser Cultus und die Art der feierlichen Verehrung und der gewissermaßen slavischen Hingebung an das Stammoberhaupt war zwar nicht, wie viele Schriftsteller lehren, eine thatsächliche „Vergötterung“ des Herrschers und des Heros der Gemeinschaft, denn der Begriff Gottes und einer sich davon ableitenden Vergötterung war noch gar nicht gebildet, aber dem Grade nach war die Verehrung der Stammoberhäupter fast mehr als eine solche; denn willenlos opferte sich in jener frühesten Zeit der Untergebene dem Oberhaupte. Von einer Vergötterung indessen konnte nicht geredet werden, denn der eigenthümliche Grad der Erhabenheit Gottes war der Vorstellung noch unbekannt. Diejenigen aber, welche die Angeborenheit dieser Vorstellungsweise behaupten, werden sich durch den psychologischen Entwicklungsgang der religiösen Urgeschichte widerlegt sehen. War der Cultus, den die Stammhäupter auf natürliche Weise ursprünglich auf sich zogen, in religiöser Hinsicht keine „Vergötterung“ im eigentlichen Sinne des Wortes, so dürfen wir auch nicht sagen,

wie man wol gemeint hat, daß er eine „Selbstvergötterung“ des Menschen repräsentirte. Der Begriff jeglicher Vergötterung findet eben für diese religiöse Epoche der frühesten Menschheit psychologisch noch gar keine Anwendung; denn der Grad der Erhabenheit, der sich an den Inhalt des Gottesbegriffs anlehnt und den Begriff der Götter und der Vergötterung überhaupt zum Ausdruck bringt, mußte sich erst allmählich, wie sich zeigen wird, heranbilden. Soll das Wort Vergötterung aber keine charakteristische Eigenthümlichkeit von Erhabenheitsvorstellung einschließen, sondern nur eine sehr tiefe hingebende Verehrung dem Grade nach bedeuten, so werden wir zugeben können, daß die Stammhäupter, in denen sich als an Krystallisationspunkten, wie wir sahen, Institutionen verkörperten, welche sich weit und erhaben über die der unsittlicher erscheinenden Thierwelt erhoben, eine solche ohne Zweifel in hohem Grade auf sich zogen. \* Erst aus dieser natürlich entstehenden Verehrung eines Erhabenen und Höchsten im wirklichen Gemeindeleben konnten sich verständnißvoll jene Keime, wie wir erkennen werden, entwickeln für die spätere Verehrung eines unsichtbaren oder überirdischen Erhabenen und Höchsten im Gesamtstaate des Weltalls. Wie das erste Verständniß für die Verehrung des Höchsten im Staate sich naturgemäß gleichzeitig vorbereitet hatte in der sittlichen Achtung vor Vater, Großvater und Aeltern überhaupt, welche im engern Familienleben der Thiere bereits bis zum gewissen Grade zum Ausdruck kam, so bereitete sich abermals der Begriff der Gottheit, oder vielmehr der Begriff der Götter als der unsichtbaren Machthaber, durch eben den Cultus vor, der sich in der Urzeit an die Stammhäupter angeschlossen.

Alle religiösen Begriffe der Erhabenheit weisen somit ursprüng-

---

\* Wir werden aus dem Folgenden ersehen, daß der Grad dieser Verehrung allerdings ein sehr hoher war und bei vielen Völkerschaften es noch heute ist, sodaß wir uns nicht wundern dürfen über die innige Verschmelzung, die sich bei vielen Völkern zwischen dem Begriffe des irdischen Herrschers und der überirdischen Gottheit später vollzogen hat.

lich auf das sittlich erhabene Nächstenverhältniß eines liebevoll erziehenden Vaters zum Kinde hin, aus diesem Keime ist ihr ursprünglich natürliches Verständniß entsprungen, und erst von hier aus haben sich diese Begriffe erweitert und an Inhalt bereichert. Nur in diesem Sinne findet sich folglich zur spätern Ausbildung der Herrscheridee Gottes eine angeborene Wurzel in der Seele vor, die wachsen konnte, alle übrigen sogenannten Wurzeln aber, welche über das angeborene ursprüngliche Nächstenverhältniß hinaus noch auf die ursprüngliche Angeborenheit von Erhabenheitsgefühlen für sogenannte kosmische Naturgötter zurückweisen, sind psychologisch erschlichen, denn der Gottheitsbegriff existirte noch nicht und mußte dem Grade und Charakter seiner Erhabenheit gemäß erst gebildet werden, an Naturgottheiten war daher in Rücksicht auf die ursprüngliche Auffassungseuge und die ursprüngliche Interesselosigkeit gegenüber den Erscheinungen, welche den Menschen nicht direct berührten, nicht zu denken.

Mit dieser Ansicht stimmen zugleich die englischen Völkerpsychologen, denen wir sicherlich nicht den Vorwurf der Irreligiosität zu machen haben, überein. (Vgl. hierüber F. Farrar, „Anthropological Review“, August 1864 S. 217; Lubbock, „Prehistoric Times“, 2. Aufl., Heft 1, S. 564.) Darwin faßt in den allgemeinen Schlußbemerkungen zu seinem Werke „Ueber die Abstammung des Menschen“ seine Ansicht über den Glauben an Gott in folgende Worte zusammen (vgl. II, 347): „Der Glaube an Gott ist häufig nicht bloß als der größte, sondern als der vollständigste aller Unterschiede zwischen dem Menschen und den niedern Thieren vorgebracht worden. Wie wir indessen gesehen haben, ist es unmöglich zu behaupten, daß dieser Glaube beim Menschen angeboren oder instinctiv sei.“ Nachdem wir schon in dem Abschnitt über den Entwicklungsproceß der Sprache im einzelnen gesehen haben, von welcher Wichtigkeit das sociale Gemeinleben und die Wechselwirkung der Nächstengemeinschaft für die intellectuelle Fortbildung des menschlichen Geistes überhaupt ist, tritt uns der Werth derselben bezüglich des sittlichen Fortschritts und bezüglich der vorschreitenden Gefühls- und Gemüthsläuterung in noch

viel höherem Maße entgegen. Hier erst in Bezug auf die Gefühlsverweigerung, die innig mit der intellectuellen Vorstellungsverweigerung rückwirkend wieder verbunden ist, zeigt sich in vollem Maße, welche Keime die in der Arbeitstheilung sich entfaltende Menschenwürde in sich barg, und wie rasch und wie vielfältig diese Keime wachsen mußten. Daß von den Meistern der Völkerpsychologie der Werth der staatlichen und familiären Gemeinschaft auch in sittlicher Hinsicht ganz besonders erkannt wurde, beweist uns der schon früher erwähnte Aufsatz über den Ursprung der Sitten („Zeitschrift für Völkerpsychologie“, I, 472), woselbst es heißt: „Die zusammenbleibende Familie ist der Ort, an welchem die reichsten und reinsten Quellen des Sittlichen entspringen, um sich als wechselnde Ströme durch Familie, Stamm und Staat gleichsam in den Ocean der Menschheit zu ergießen. Von wunderbarer Schönheit ist bei vielen, selbst bei niedriger stehenden Völkern das Verhältniß zwischen Bruder und Schwester; die Brüder stehen zusammen, aber auch gegeneinander im Wettkampf und Streit; die schutzbedürftige Schwester aber ist der Gegenstand und oft die Ursache der edeln Mannestugend des Bruders. Ueber alles aber geht die Sorge und die Würde des Vaters; sie ist der Keim alles ethischen Gehorsams, aller mit Liebe gepaarten Hingebung gegen jeden, welcher wie ein Vater zugleich stark und gut, zugleich ernst, weise und vorforgend ist.“ Daß hier, wo in der Familienliebe alle Sittenwurzeln zusammenlaufen, zugleich neben der Religion und ihrem Gefühls- und Vorstellungskreise auch die tiefsten Wurzeln des wachsenden Rechtsgefühls gesucht werden müssen, ist leicht zu übersehen. Lazarus sagt (vgl. ebend., S. 472) auch hierüber treffend: „Man hat viel von dem Ursprunge der Rechtsbegriffe gesprochen und an einen Krieg aller gegen alle gedacht, welcher ihnen vorangehen soll; aber gewiß, schon im Kreise der Familie hat das Rechtsgefühl, zugleich mit sanftern Zügen gemildert, den Anlaß zu seiner Offenbarung gefunden. Die Phantasie braucht nur anzurühren, um hier überall Quellen von Rechtsanschauungen, gegründet auf ursprüngliche Gefühle, zu entdecken. Was die Brüder auf der Jagd oder beim Fischfang erbeutet haben, dient der ganzen Familie zum gemeinsamen Unterhalt. Was mehrere Familienväter gemeinsam erobert, wird getheilt, nach einem Maße, welches der zutreffende Ausdruck eines Rechtsgefühls ist; der Unzufriedene begeht oder erleidet ein Unrecht.“ Frühere Betrachtungen haben uns gelehrt, wie innig Nahrungs- und Arbeitstheilung verflochten sind, und wir erkennen leicht, wie bei fortschreitender Arbeitstheilung auch die Nahrungsgewinnvertheilung complicirter wurde und somit eine Reihe neuer Verhältnisse entstehen mußten, in denen bestimmtere Sitten, Gebräuche und Rechtsanschauungen.

zum Ausdruck kamen. Daß unter diesen Sitten und Gebräuchen die tief-eingreifendsten die religiösen Sitten waren, lehrt uns ein Blick auf die Gewohnheiten der Naturvölker. Auch in dieser Beziehung können wir mit Lazarus sagen: „Die meisten religiösen Sitten knüpfen sich an die einfachen, immer gleichen Schicksale des Familienlebens; nicht bloß das äußere Bedürfnis, worauf von jeher so viel Gewicht gelegt ist, sondern auch inneres verbindet Aeltern und Kinder. Geburt, Ehe und Tod (Phallusdienst wird fast überall angetroffen) bilden allenthalben den Gegenstand religiöser Formen und Mysterien; die Mutter der Dinge oder den Vater der Schicksale zu erkennen, ist überall die Sehnsucht der religiös-schöpferischen Menschheit.“ Bei fast allen Naturvölkern nehmen die Festlichkeiten, die sich an sittliche Gebräuche des Familienlebens und der Nächstengemeinschaft knüpfen, einen in der That sehr hohen Rang ein. Keiner von diesen Gebräuchen aber ist im Stande, uns hierüber einen tiefern Einblick zu gewähren, als die Ceremonien, die bei der Wehrhaftmachung der Jünglinge vorgenommen wurden. Hieran schließen sich die Festlichkeiten, die bei der Mannbarkeitserklärung der Mädchen gleichfalls in ähnlicher Weise gefeiert werden. (Vgl. die genauern Einzelheiten in der „Zeitschrift für Ethnologie“ von Bastian und Hartmann, Jahrg. 1871, Heft 1.) Was nun die erste Entstehung des Erhabenheitsbegriffes bezüglich seiner sittlich-ästhetischen Natur anlangt, so ist es wichtig, daß wir zugleich in unsere individuelle Vergangenheit zurückgehen, um zuzusehen, wie und wodurch wir ursprünglich zu den ersten religiösen Begriffen von Erhabenheit und ihrem Verständniß gekommen sind. Hier nun zeigt es sich, daß sich diese von den Pietätzgefühlen, die uns gegen die Nächsten und Mitmenschen überhaupt beigebracht wurden, nicht loslösen lassen, und daß sie sich von hier aus nur erst völlig erklären. Charakteristisch in psychologischer Hinsicht ist es hierbei, daß noch heute Kinder die Brücke zu dem Verständniß für den Erhabenheitsbegriff Gottes durch die reale Vorstellung des Königs oder irgendeines erhabenen Landesfürsten zu schlagen suchen. Als man in meiner Gegenwart einem kleinen fünfjährigen Mädchen russischer Nationalität und Abkunft (das in Deutschland erzogen wurde, ohne daß hierbei von seiten der Aeltern ein besonderer Werth auf religiöse Bildung und Erziehung gelegt wurde) ernstlich die Frage vorlegte: Wer und wo denn der liebe Gott sei, antwortete es mit Nachdruck: „Der König von Preußen.“ Man erzählte mir bei Gelegenheit dieser komischen Thatsache, daß es in Rußland bei Bauerkindern gar nicht selten sei, daß sie ursprünglich den Unterschied zwischen Gott und dem Kaiser in der Vorstellung gar nicht zur vollen Klarheit brächten. Was den eigenthümlichen Grad und Charakter

von Erhabenheit anlangt, den wir zu bilden haben, um zu einer sichern Vorstellung einer „rein unsichtbaren Gottheit“ vorzudringen (eine Vorstellung, bis zu der viele der Naturvölker gar nicht gelangen), so ist es selbstverständlich, daß es nur erst in späterer Zeit hochbegabten Völkern gelang, den Gottheitsbegriff in dieser Form zu bilden. Noch heute wird es den Kindern schwierig, die Vorstellung eines rein unsichtbaren, erhabenen Wesens zu bilden. Auch ich selbst besinne mich aus meiner frühesten Jugend, nur erst dann zur eigentlichen Apperception eines erhabenen unsichtbaren göttlichen Wesens vorgeritten zu sein, als man mir auf meine kindlichen Fragen hierüber bedeutete: daß der liebe Gott weder auf der Erde, noch in der Erde, noch unter der Erde wohne, sondern daß er seinen Sitz auf einem jener unendlich weit entfernten Sterne habe. Erst mit dem Begriffe „unermessliche Ferne“ gelang es mir, mich bezüglich der vorzustellenden erhabenen „Un sichtbarkeit“ des Wie und Wo und aller sichtbaren Attribute der göttlichen Persönlichkeit überhaupt möglichst zu entschlagen. Der Ur mensch, der von der Ferne in dieser Unermesslichkeit nichts ahnte, sondern im Gegentheil über den nächsten Kreis der Verhältnisse nicht hinausdachte und sogar anfänglich bemüht war, selbst das Entfernte in diesen engeren Kreis seines bessern Verständnisses wegen hineinzuziehen, konnte daher auch derartige Apperceptionsbrücken nicht schlagen und kam daher zu dem eigentlichen Begriffe eines erhabenen unsichtbaren Gottes in unserm Sinne im Grunde gar nicht.\* Nächst der sittlichen Erfahrung aus dem engeren Familienleben ging daher zugleich der Bildung des Gottesbegriffs geschichtlich die Abhängigkeit und Hingebung an den erhabenen Stamm- und Landesbeherrscher voraus. An diesen Begriff knüpfte die allmählich sich steigende Ideenassociation, wie wir im Folgenden sehen werden, an, um die ersten Netze von Vorstellungen zu weben, welche einen Nimbus für die Entferntern bildeten, der vorerst die Grundlage zu einem sittlichen Cultus einer erhaben gestellten Persönlichkeit wurde.

---

\* Ueber die weitere Entwicklung dieser Erhabenheitsvorstellungen vergleiche das Kapitel über die Weltanschauung der Feuerperiode.



### Die thierisch-naive Weltanschauung und deren Erscheinungen unter den Urvölkern.

Der Ausschlag der Ideenassociation durch Stärkung von Phantasie und Erinnerung. — Der Hänglingscultus und die ursprünglich natürlichen und sittlichen Grundlagen für die Entstehung des Opfers. — Der Stammälteste und seine sittlichen Functionen in der Urgemeinde. — Der Mangel der Begriffe von Körperlosigkeit sowie des Geistes und der Seele innerhalb der frühesten Weltanschauung. — Der ursprüngliche Mangel einer klaren Todesvorstellung. — Die Verstorbenen in der Anschauung des Urmenschen als Ruhende und Schlafende. — Hinweis auf dem ähnliche Anschauungen bei den Thieren. — Der Leichencultus der „Entschlafenen“. — Die Entstehung des Thiercultus und der psychologische Zusammenhang desselben mit dem Leichencultus. — Die Doppelwesen von Thier und Mensch (Sphinx). — Die Thiere als verwandelte Menschen. — Der Kannibalismus, seine Verbreitung in der Urzeit und der Zusammenhang dieser Erscheinung mit dem bestehenden Leichen- und Thiercultus auf Grund der ursprünglichen Weltanschauung. — Hinweis auf die vorgestellte Leibeswandlung von Mensch in Thier als Vorstufe zur spätern Seelenwanderungslehre. — Uebergang zum folgenden Kapitel.

---

In frühern Kapiteln haben wir die Entwicklung des Menschengeistes bis zu einer gewissen Stufe der Ausbildung verfolgt. Wir sahen, wie sich an der Stütze der Sprache vorzugsweise das Gedächtniß und die Erinnerung erweckern konnten und am Behälter der angeborenen Hand- und Fingerbeweglichkeit der künstlerische Trieb mehr und mehr erwachte, sodaß allmählich die Schwingungen des Phantasievermögens eine tiefere und bedeutendere Tragweite im Geiste annahmen. Hier in diesem Kapitel, in dem wir nun von

dem Aufschwung des innern Gefühlslebens überhaupt handeln wollen, müssen wir alle jene Factoren zusammennehmen, um zu erkennen, wie allmählich alle menschlichen Anlagen zu einer größern Blüte und Entfaltung kommen konnten. Durch den Aufschwung, den Phantasie und Gedächtniß nahmen, erweiterte sich der innere Vorstellungshorizont des Urmenschen, und unter dem Wachsthum und dem Aufbau neuer Gedankenspinste bildeten sich zugleich neue Gedankenfolgen und Verknüpfungen aus, welche wir psychologisch mit dem Namen der Ideenassociationen zu benennen uns gewöhnt haben.

Nach Art der Thiere hatte sich der menschliche Geist gewöhnt, seine Aufmerksamkeit nur dem engeren und nächsten Kreise seiner Umgebung zuzuwenden, und innerhalb desselben wiederum nur die Ereignisse der Gegenwart zu betrachten und durch Gefühle zu begleiten, jetzt erst unter dem Einflusse einer mächtig wachsenden Gedankenübersicht und Erinnerungszunahme begann er auch über Zukunft und Vergangenheit klarere Vorstellungen zu fassen. Die erlebten Ereignisse blieben jetzt im Hintergrunde der Seele in einem Dämmerlichte der Erinnerung stehen, in welchem sie einen verklärten Schimmer annahmen, der sie zuweilen in einen erhabenen Nimbus tauchte, durch welchen die geschäftige Phantasie in Fluß und Thätigkeit gerieth. Hiermit wurde vorzugsweise Phantasie und Vorstellungsvermögen rege, und auch die Gefühlskreise wurden in den Fluß einer sich neu aufbauenden tiefern Gedankenwelt hineingezogen. Wie die Vorstellungen, so waren auch die Gefühle und Empfindungen des Urmenschen ursprünglich auf dem niedern Niveau seiner ersten Vorstellungswelt ähnlich den Thieren nur der Gegenwart anheimgegeben. Noch machte sich der Mensch keine weittragenden Zukunftshoffnungen, und noch vergaß er oft nur zu rasch eine trübere Vergangenheit, sobald es ihm wieder besser erging. Nachdem er indessen durch das Behülfel der Sprache und durch den hiermit verknüpften Gedankenaufschwung hinausgeführt wurde über den engen Gedankenkreis der unmittelbaren Gegenwart, ändert der bisher noch halb

thierisch fühlende und empfindende Mensch allmählich den Charakter seiner Gefühlswelt, und es wandelt sich mehr und mehr zugleich hiermit sein Naturell überhaupt. Immer größer und größer wird nunmehr auch in der Welt der Gefühle und Vorstellungen der Abstand zwischen ihm und dem in der Gegenwart hängen bleibenden Thiere. In eine neue Welt von Hoffnungen und Befürchtungen tritt der Mensch, welche das Thier nicht mehr in dieser Art kennen lernt. Ein neues inneres Gedankenleben erblüht, und dem innern Auge eröffnet sich eine bereicherte Vorstellungswelt, die den Geist in neuer Art belebte und beseligte, in anderer Hinsicht freilich auch wieder um so furchtbarer niederdrückte. Nach seiten der Vergangenheit breitete sich jetzt das sanfte Licht der Erinnerung aus über die mannichfachen Erlebnisse, zugleich aber war der Sinn auf das Dunkel der unsichern Zukunft gerichtet, über welche sich die Phantasie eine Reihe bunter Vorstellungen bildete, die aus dem Bereiche der bisherigen Erfahrungen geschöpft waren. Werden sich diese Gedanken über die Zukunft erfüllen, das ist die neue belangreiche Frage, welche der Mensch gegenüber den Thieren nunmehr aufwirft, ihn allein den Thieren gegenüber durchzucken jetzt die unheimlichen Angstgefühle vor den unbestimmten Erlebnissen der Zukunft. So sehen wir die Gefühle von Furcht und Hoffnung in einer ihm früher nie bekannten Weise in des Menschen Herz einziehen. Kein Wunder, daß unter dem Einflusse dieser neuen Erfahrungen des Gefühlslebens sich auch in rascher Weise eine Reihe von neuen Gebräuchen und Sitten entwickeln, die dem Gemüthe entsprungen, äußerlich uns darthun, daß sich das Wesen der Religion schon sehr früh den merkwürdigsten Ausdruck gegeben hat. Es ist eigenthümlich, aber nach dem Vorausgeschickten erklärlich, daß es hauptsächlich der Stammälteste, d. h. der Häuptling der Gemeinde war, an dessen Persönlichkeit sehr früh dieser Ausdruck in merkwürdig hervorragender Weise zu Tage trat. Der Beherrscher und Beschützer der Gemeinde bildete, wie im vorigen Kapitel dargestellt, den ersten Anfsatzpunkt zur Grundlage einer Reihe

von seltsam religiösen Handlungen, welche wir in Nachklängen bei heutigen Naturvölkern noch wiederfinden.

Nicht nur die Urgeschichte unserer hervorragenden Culturvölker, nicht nur der reiche Inhalt von Mythen und Traditionen, sondern in der That auch mannichfache Gebräuche bei den in der Entwicklung am niedrigsten stehenden gebliebenen Naturvölkern der heutigen Zeit, weisen deutlich hin auf die große Rolle, welche in frühester Zeit der Häuptling und Stammälteste als der Beschützer und Beherrscher der Gemeinde gespielt hat. Um ihn drängte sich die Schar seiner Verehrer und Anhänger, welche ihm aus Treue und Hingebung ihr Leben opferten, zu ihm drängten sich die Unglücklichen, welche ihn um Schutz zur Abwehr ihrer Unterdrücker anflehten, und somit war also der Beherrscher der Urgemeinde nicht sowol nach innen Friedensstifter, wie nach außen hin ein Beschützer der Gemeinde überhaupt. So richtete sich die Furcht und Hoffnung der Stammgemeinschaft auf den natürlich hervorragenden Mittelpunkt, und hiermit sehen wir an der erhaben vorgestellten Persönlichkeit des Stammältesten einen sittlichen Cultus von thatsächlicher Opferwilligkeit, Hingebung und Dankbarkeit zum Ausdruck gelangen. Es war der erste tiefere religiöse Trieb der in der Thierwelt nicht mehr zur Geltung kam, der Trieb der das Herz des Menschen zwang, sich seinem Beschützer gegenüber dankbar zu erweisen, und ihm zu lohnen, und zwar nicht etwa in thierischer Art in Blicken und unterwürfigen stummen Geberden, oder durch bloße willige Folgsamkeit und Nachahmung seiner Manieren, sondern vielmehr jetzt durch eine eigene entgegenkommende Handlung als selbständige That, die hinweisen sollte auf die schuldige Dankbarkeit. Diese sittliche Handlung, zu der die Thiere sich nicht mehr erheben, ist die opferwillige Mittheilung von Nahrung und Gewinn an das Oberhaupt. Was im engeren Familienkreise unter den einzelnen Gliedern die Liebesgabe als Schenkung war, in welcher Handlung sich das sittliche Herz bekundete, das wird im Gemeindefreie gegenüber dem Allgemeinbeschützer zu

thierisch fühlende und empfindende Mensch allmählich den Charakter seiner Gefühlswelt, und es wandelt sich mehr und mehr zugleich hiermit sein Naturell überhaupt. Immer größer und größer nunmehr auch in der Welt der Gefühle und Vorstellungen der Thiere. In eine neue Welt von Hoffnungen und Befürchtungen tritt der Mensch, welche das Thier nicht mehr in dieser Weise lernt. Ein neues inneres Gedankenleben erblüht, und das Auge eröffnet sich eine bereicherte Vorstellungswelt, die in neuer Art belebte und befestigte, in anderer Hinsicht aber um so furchtbarer niederdrückte. Nach dieser Seite hin breitete sich jetzt das sanfte Licht der Erinnerung über die mannichfachsten Erlebnisse, zugleich aber war das Dunkel der unsichern Zukunft gerichtet, in der sich eine Reihe bunter Vorstellungen bildete, die aus den bisherigen Erfahrungen geschöpft wurden, um danken über die Zukunft erfüllen, das was die Thiere, welche der Mensch gegenüber den Thieren gegenüber durch die Gefühle vor den unbestimmten Zukunftswelt, die wir die Gefühle von Furcht und Hoffnung in der bekannten Weise in des Menschen

im Einflusse dieser

er Weise

dem

Wesen

leben

erleben

offen

Die erst geschichtliche  
 chen müssen. Hier  
 der Schritt aus den  
 en hatten, war von  
 Nichts weiteres hatte  
 , als eben die erziehen-  
 es als erhabene Führer  
 als Erzieher der Völker  
 durch Arbeitstheilung bei  
 den, auf die Zauberer und  
 hier noch gebunden als ein  
 lichen Religionstriebe, allein  
 chen Mittelpunkt der Gemeinde  
 Weltung kam. Denn der Stamm-  
 iche religiöse Führer, der noch alle  
 en in emphyonaler Weise ausübte,  
 e des natürlichen Entwicklungspro-  
 dende religiöse Führer vertheilte. So  
 der Kaffern noch heute beispielsweise den-  
 der Vater des Volks, er gilt ihnen als  
 ten, alle Wohlthaten kommen von ihm,  
 esundheit seines Stammes hat er zu sorgen:  
 der das Land trinkt und sich nährt“. Wer  
 it man darum bittet, wird daher mit dem Bei-  
 rebet. (Döhne und Bastian, II, 405.)

s brachte der Gang der sittlichen Entwicklung mit  
 erfcher und Führer des Stammes und der Gemeinde  
 früher dargestellt, natürliche Concentrationspunkte für  
 g übereinstimmender Sitte und Sprachschöpfung waren,  
 e sehen, daß sie neben ihrer Führerschaft des Stammes  
 innen ein primitives Richterthum und Priesterthum zu  
 hatten. Sie waren als Herrscher in der That zugleich sitt-

einer Art von anfänglich freier sittlicher, später pflichtgemäßer Abgabe, welche Handlung bereits den Keim zu den später den Priestern und den Göttern gespendeten „Opfern“ enthält. Was die Thiere nur in der Zeit gewissermaßen bemerken lassen, in der sie ihre Jungen säugen, füttern und pflegen, was sie indessen niemals ihren Altersgenossen gegenüber offenbaren, nämlich freie Opferwilligkeit, beziehungsweise Theilung und Abgabe eigen erbeuteter und gesuchter Nahrung, das beginnt im menschlichen Kreise nunmehr Sitte zu werden.

Erst durch den Ausdruck dieser freien sittlichen Handlung, in der in hohem Grade die „Nächstenliebe“ zur Erscheinung kommt, sehen wir geschichtlich einen Cultus auftreten, von dem wir auf der thierischen Religionsstufe noch nicht reden konnten. Opfer und Abgaben an den Häuptling und Herrscher des Stammes waren es, durch welche in diesem frühesten Cultus die Pflicht der Untergebenen und das Wohlwollen und die Dankbarkeit der durch ihn Beschützten zum Ausdruck kam. Indem aber Furcht und Hoffnung in Bezug auf die Ereignisse einer stets dunkeln Zukunft die Gemüther in religiöser Hinsicht beängstigten, trieb sie zugleich ein unsagbarer Drang zu erfahren, was ihre Handlungen ihnen in Zukunft eintragen werden, und so waren die Herrscher und Beschützer zugleich auch die frühesten Tröster, Berather und Wahrsager. Noch gab es ja in jener ersten Zeit der Entwicklung, von der wir hier sprechen, kein bestimmtes wahr sagendes Priesterthum und noch keinen Seher und Propheten, und hätte auch der Drang sich in dieser Beziehung mancher niedern Persönlichkeiten bemächtigt, so hätten sie unter der Menge keinen Glauben gefunden, da ihnen, wie erst später erhellen wird, ein äußeres Mittel noch mangelte, ihre Autorität und ihren Beruf wirklich zu beglaubigen und zu befestigen. Erst in einer späteren Periode der religiösen Entwicklungsgeschichte sollte sich durch die äußere Zauberei diesem Drange das Mittel bieten, diese Autorität den Oberrn gegenüber zu stützen und zu erkämpfen. Die Zauberei aber bestand nicht als etwas dem Men-

sehen Angeborenes, sondern diese Erscheinung mußte erst geschichtliche Anknüpfungen haben, die wir in der Folge auffuchen müssen. Hier wo sich die ersten Menschen nur erst Schritt für Schritt aus den noch halb thierischen Gesichtskreisen emporzuheben hatten, war von allen diesen Erscheinungen noch keine Rede. Nichts weiteres hatte sich bis dahin in sittlicher Hinsicht krystallisirt, als eben die erziehenden und sittlich wirkenden Gewalten, die uns als erhabene Führer der Gemeinde, und in religiöser Hinsicht als Erzieher der Völker und Stämme entgegentraten. Was später durch Arbeitstheilung bei weiterer Entwicklung, wie wir sehen werden, auf die Zauberer und Priester überging, das lag im Keime hier noch gebunden als ein Trieb, der wie fast alle übrigen ursprünglichen Religionstriebe, allein anfänglich durch den erhabenen sittlichen Mittelpunkt der Gemeinde und Häuptling des Stammes zur Geltung kam. Denn der Stammälteste war eben auch der ursprüngliche religiöse Führer, der noch alle diejenigen priesterlichen Functionen in embrionaler Weise ausübte, die sich späterhin in der Folge des natürlichen Entwicklungsprocesses auf andere sich heranbildende religiöse Führer vertheilte. So ist der Inkosi (Häuptling) der Kaffern noch heute beispielsweise denselben im wahren Sinne der Vater des Volks, er gilt ihnen als die Quelle alles Guten, alle Wohlthaten kommen von ihm, selbst für Leben und Gesundheit seines Stammes hat er zu sorgen: „er ist die Brust an der das Land trinkt und sich nährt“. Wer Gutes thut oder wen man darum bittet, wird daher mit dem Beinamen Inkosi angeredet. (Döhne und Bastian, II, 405.)

Wir sehen es brachte der Gang der sittlichen Entwicklung mit sich, daß die Herrscher und Führer des Stammes und der Gemeinde nicht nur, wie früher dargestellt, natürliche Concentrationspunkte für den Fortgang übereinstimmender Sitte und Sprachschöpfung waren, sondern wir sehen, daß sie neben ihrer Führerschaft des Stammes auch nach innen ein primitives Richterthum und Priesterthum zu vertreten hatten. Sie waren als Herrscher in der That zugleich sitt-

liche Ordner, und den hilflosen, schwächern Untergebenen nicht minder Beschützer und Berather, wie den Zweifelnden in ihrer Art thatsächlich Wahrsager. Freilich sind es nur erst die keimartigen Ansätze zu allen diesen verschiedenen sittlichen Thätigkeiten, die hier zum Vorschein kommen, aber dennoch beginnen sie bereits zu sprießen und zu wachsen. Es kann uns alles das nicht auffallen; denn alle jene soeben hervorgehobenen sittlichen Functionen, wissen wir, beginnen sich in einer noch keimartigern geringern Weise schon bei dem Vater als dem Oberhaupte einer engen Familie zu zeigen. Auch das Familienoberhaupt ist den Seinigen bekanntlich ein Beschützer nach außen und ein Richter nach innen; auch er ist zugleich den Seinen ein Helfer und Berather in kritischen und zweifelhaften Fällen, und seiner Stimme mußte oft genug die patriarchalische Familie der Urzeit instinctiv folgen, wie der Stimme eines Propheten und Sehers.

Wir sind in psychologischer Beziehung heute nicht mehr im Stande, uns eine vollkommen klare Vorstellung von jenen in ihrer Art noch tief kindlichen und instinctartigen Verhältnissen der Anhänglichkeit zu machen, die sich ursprünglich in den ersten Menschenfamilien und in den zusammengehörigen Gliedern der Gemeinde geltend machten, wie wir uns gleichfalls heute nicht mehr in voller Klarheit den Grad von thierischer Schroffheit zu veranschaulichen vermögen, welchen diejenigen Gemeinden und Stämme der Urzeit hervorkehrten, die sich einander feindlich gegenübertraten. Nur wenige thatsächliche Anhaltspunkte besitzen wir, um kraft der psychologischen Gesetze auf die Sitten und die innern Beziehungen zurückzuschließen, welche sich in einer so frühen Zeit unter den Völkern und Stämmen ausprägen mußten. Diese Gesetze lehren uns aber, wie früh und nothwendig bereits die sittlichen Functionen des Richters und Priesters zur Geltung kamen, und wie sehr dieselben im Reime bereits vorhanden waren, um von hier aus zu wachsen.

Es mag freilich eine immerhin sehr lange und fast unüberseh-

bare Periode der menschlichen Entwicklung gewesen sein, in der das Patriarchenthum, das im kleinen durch den Familienvater und hinsichtlich eines größern Kreises durch den Stammhüptling repräsentirt wurde, keimartig alle richterlichen und priesterlichen Hauptfunktionen zur Geltung brachte; aber eben deswegen, weil wir aus psychologischen Gründen annehmen dürfen, daß dieser Zeitraum größer war als wir meinen, ist es auch um so wichtiger, die Sitten und Gebräuche eben dieser Zeit zu studiren und das Vorstellungsleben, d. h. die Weltanschauung jener Entwicklungsperiode genauer kennen zu lernen.

Auffällig lehren uns nun eine Reihe der wichtigsten Erscheinungen der frühesten Urzeit, daß der Begriff des körperlos Unsichtbaren und aller sich hieran anknüpfenden Ideenassocationen noch nicht gebildet werden konnte.

Wir wissen, daß der Vorstellungsübergang vom Sichtbaren auf Wirkungen eines rein Unsichtbaren, sobald hierzu die bestimmtere Handhabe und Vorstellungshülfe noch mangelt, zu den schwierigsten in psychologischer Hinsicht gehört, und es erscheint uns daher, um ein Beispiel zu erwähnen, in keiner Weise wunderbar, wenn wir erfahren, daß brasilianische Völkertämme den Begriff „der ruhigen unsichtbaren Luft“ gar nicht gebildet haben, obwol sie den Begriff „des fühlbaren wehenden Windes“ genau kennen.\* Während ihnen die fühlbare Thätigkeit des Windes eine sichtbare Handhabe zur Begriffsbildung bietet, fehlt ihnen bezüglich der ruhigen unsichtbaren Luft in jeglicher Weise die Vorstellungshülfe zur Begriffsfeststellung. In ähnlicher Weise erging es dem Urmenschen, er konnte ähnlich den Thieren noch nicht den Begriff eines unsichtbaren Geistes und körperlosen Wesens überhaupt ausbilden; denn zu einer völligen Trennung des Wesens von seiner körperlichen Erscheinung mangelte die erfahrungsmäßig gewonnene Hülfe. Zwar haben einige Psychologen,

\* Vgl. Martius, „Die Brasilianer“.

unter andern Tylor (vgl. Kapitel 1 dieses Buches, Anmerkungen), auf den Traum hingewiesen, in dem uns die Objecte, losgelöst von ihrem thatsächlichen Boden der Wirklichkeit, erscheinen. Aber so zusammenhangslos der Traum auch ist, seine Bilder sind doch stets nur Spiegelungen der Wirklichkeit, es sind nur Abbilder, in deren Beziehung zum Urbilde nicht jener Vorstellungssprung von körperlicher Form zum körperlosen unsichtbaren Wesen liegt. Der Träumende bezieht daher sorgfältig seine Bilder bei späterer Deutung auf die Wirklichkeit zurück, hier aber in der Trennung von Körper und körperlosem Geiste liegt eine Begriffstrennung vor, zu der ein Grund in der Erfahrung erst gesucht werden muß; denn nur die Erfahrung ist erst im Stande, die Vorstellungshülfe zu dieser weitern Trennung von Körper und körperlosem Geiste auszubilden. Man kann daher von keinem körperlosen Geiste eher träumen, bevor man gestützt auf ein neues Substrat der Erfahrung diesen Begriff seinem Vorstellungsschätze einverleibt hat. Allein gehen wir mit psychologischer Folgerichtigkeit auf das Vorstellungsleben jener frühesten Kindheitsperiode der Menschheit zurück, und orientiren wir uns zu näherem Aufschluß über dasselbe an den Erfahrungen mit den Thieren, so ergibt sich sonderbarerweise, daß es nicht nur der Begriff des rein körperlosen Wesens ist, der sich in diesem Vorstellungskreise noch keine Geltung erringen kann, sondern es zeigt sich ferner, daß auch die Begriffe und Unterscheidungen des Lebendigen vom Unlebendigen noch keineswegs deutlich gebildet waren. Im Gegentheil, alle Erscheinungen führen uns darauf hin, daß ähnlich den Thieren die Menschen der frühesten Zeit ihre Umgebung in eine große Reihe von thätigen und lebendigen Wesen auflösten, Wesen freilich, mit denen die Menschen wie die Thiere umgehen lernten, und an deren Ruhe und Sanfttheit sie sich gewöhnten, sobald sie sich wie Bäume und Steine nur eben ruhig verhielten oder ihnen doch bei ihren Bewegungen nicht direct schaden. Diese Gewohnheit war es, durch welche wir das ursprünglich religiöse Interesse für sie in Bezug auf den Urmenschen zurückweisen

mußten. Thier und Mensch stehen hier eben auf der Stufe gleicher Erlebnisse und Erfahrungen, und Thiere und Menschen zeigen auf dieser Stufe keine Religion und keine Verehrung, ja was mehr sagen will, in dieser Hinsicht nicht einmal eine bestimmte Aufmerksamkeit. Sonderbar, auch in Bezug auf die Todeserscheinung und deren früheste Betrachtung unter den Urmenschen werden wir lebhaft an die Thiere erinnert. Todtes und Lebendiges verschwamm in diesem Vorstellungskreise unklar miteinander, und der Entschlafene konnte in dieser Anschauung kein Todter sein; denn der Begriff des Unlebendigen und Todten lag noch völlig ungeschieden im Bewußtsein. Wie nothwendig drängt uns daher die psychologische Folgerichtigkeit anzunehmen, daß der Entschlafene, wie es eben im Worte selbst liegt, dieser Anschauung zunächst nur ein Schlafender war. Der Schlafende lebt noch, Thiere und Genossen sah der Urmensch häufig genug in diesem Zustand sinken, er selbst kannte ihn aus eigener Erfahrung, kein Wunder daher, daß er sich angesichts der Todeserscheinung zunächst des Bildes eines Schlafenden erinnerte. Während dem Urmenschen in täglicher Erfahrung das Wachen mit dem Schlafen abwechselte, und während er gewohnt war, diese beide Zustände immer wieder aufeinander folgen zu sehen, war er anfänglich noch nicht im Stande, sich von dieser Folge bei einer ähnlichen Erscheinung loszumachen, und so blieb nothwendig seine Vorstellungsweise angesichts des Todten an dem Bilde des Schlafenden haften, und er verstand es nicht, sich aus dieser Befangenheit völlig zu befreien. Eine Reihe von höchst seltsamen Sitten und Gebräuchen der allerfrühesten Zeit erhellen sich mit Rückblick auf den Mangel dieser Begriffsbildung unter dem Lichte der frühesten Weltanschauung. Noch heute liefern uns die Thiere die zahlreichsten Beweise, daß auch sie sich über die Trennung von Leben und Tod völlig unklar sind. Eine Reihe von Thatfachen lehren uns, daß sich die Thiere eine wirkliche Todesvorstellung in ihrem noch wenig umfangreichen Gedankentreise nicht bilden. Zwar lehrt sie ihr starker Selbsterhaltungstrieb allen Fein-

den entgehen, alle Schmerzen fliehen und sich gesund erhalten, aber daß der Tod es ist, der sie bedroht, das kommt ihnen deutlich nicht vor dem Bewußtsein, und das was ihnen vorschwebt, ist nur ein Zustand voller Pein und Schmerz, dem sie bei Angriffen entinnen zu müssen glauben. Jene menschliche Vorstellung aber, die den Tod als das Aufhören aller Qualen betrachtet, sodaß starke Schmerzen zum Selbstmorde treiben, zu diesem Schlusse bringt es nicht mehr das scharfsinnigste Thier. Nur der Mensch konnte, aufmerksam gemacht durch eine Reihe von Erfahrungen, zu einer solchen Schlussweise sich emporschwingen. Was der Tod sei, und ob es einen Tod im Unterschiede vom Leben und vom Schläfe überhaupt gibt, das ist eine Frage, die über die naive Anschauung der Thiere noch weit hinausliegt. Daher kommt keine Klage dem Thiere über die Lippen, sobald es seinen Nächsten umfallen und sterben sieht. Daß aber selbst den höchsten Thieren beim Anblicke des todten Gefährten der Gedanke auftaucht, daß derselbe nur tief schlafe, beweisen uns interessante Beobachtungen und Experimente, die man zu diesem Behufe mit Affinnen vorzunehmen Gelegenheit hatte. Hier ergab sich, daß, sobald man versuchte, den Affinnen ein gestorbenes Junges zu entreißen, sie hierüber in große Trauer verfielen und die größten Anstrengungen machten, dasselbe wieder in ihren Besitz zu bringen, um es dauernd wie einen kranken Genossen zu pflegen. Erst ganz allmählich gewöhnten sich die Thiere an die Regungslosigkeit des Pfleglings und ließen ihn alsdann später unbeachtet und unbekümmert liegen. Die große Anhänglichkeit und Neigung der Affen zueinander, namentlich aber die fast übergroße Neigung der Affenmutter zu ihrem Kinde, läßt die Thiere die anhaltende Todesruhe des Genossen, an dessen Lebendigkeit die Mutter und der Spielkamerad gewöhnt waren, tief empfinden, und unter Umständen verfallen Affinnen über den plötzlichen Verlust ihres Kindes in so tiefen Gram, daß sie sterben. Dennoch aber sind diese Fälle nur selten, fast stets hat der psychologische Beobachter Gelegenheit, an Handlungen wahrzunehmen, wie

die Herrschaft sonderbarer Vorstellungen dem Gedanken an einen ewigen Verlust des Genossen keinen Raum gibt, sondern nur die Anschauung hervorrufen macht, daß der Gestorbene schlafend, erkrankt oder hilflos sei, sodaß er der doppelten Pflege bedürfe. So erklärt sich die Erscheinung, daß sich Aeffinnen oft noch tagelang mit ihren todtten Säuglingen schleppen und ihnen die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen, und der Spielgenosse des Verstorbenen die ihm entriessene Leiche immer von neuem herbeiholt, um sein Spiel mit ihm fortzutreiben. Die früheste Anschauungsweise der Menschen stand dieser thierischen Auffassung ursprünglich aber bei weitem noch näher, als wir heute zu glauben geneigt sind. Ja wir haben Gründe anzunehmen, daß die Menschen sogar noch lange Zeit in dieser Anschauung haften blieben.

Die thierisch-naive Weltanschauung, wie wir mit Recht dieselbe nennen, und von der umfangen der Urnensch heranwuchs, charakterisirt sich also, wie wir sehen, durch den Mangel bestimmter Begriffsbildungen, und zugleich durch die Enge des Interessentkreises, den die Auffassung beherrscht. Die thierisch-naive Weltanschauung bindet sich wesentlich an den Sinnenchein und erfafst die Objecte so, wie sie in ihrer materialen Form erscheinen. Offenbar ist demgemäß diese Anschauung eine tief materialistische; denn der Begriff des Lebens und der lebendigen Kraft erscheint noch als identisch mit dem Begriffe des Körpers, ja mehr noch, die früheste Weltanschauung, unter deren Licht der Mensch heranwuchs, war im Grunde noch bei weitem naiver wie die früheste materialistische Weltanschauung, der wir in der Geschichte begegnen. Denn die frühesten Materialisten kannten trotz ihrer Auffassung den Begriff des Geistes und der Seele, wenngleich sie dieselben nur nicht körperlos auffassen zu können meinten. Zu jener frühen Zeit indessen waren die Begriffe von körperlosem Geist und Seele überhaupt der Vorstellung noch gar nicht zugänglich. Wir sehen, diese naive Weltanschauungsweise charakterisirt sich zunächst durch den Mangel des Begriffs der Körperlosigkeit sowie durch

den Mangel einer klaren Todesvorstellung. Die Bildung einer klaren Todesvorstellung hängt mit der Auffassung des Seelenbegriffs innig zusammen, und beide wurden daher auch, wie wir sehen werden, nur erst in einer spätern Epoche gemeinsam ausgebildet.

Gehen wir nun genauer noch in die Zergliederung jener Weltanschauung ein. Das tiefere Bewußtsein des Menschen begann sich auf der untersten Stufe nur eben zu dehnen, es kommt daher über eine an den Sinnesschein gebundene Schlußweise psychologisch folgerichtig noch nicht hinaus, es beginnt wol Tieferes zu ahnen, aber es bleibt dennoch hierüber im Unklaren. Solange das Auge dieser Zeit einen Körper betrachtete und ihn in seinen Umrißen vollständig erblickte, glaubte es auch dieser Anschauung gemäß in ihm alle Kräfte suchen zu müssen, die sich während seiner Thätigkeit dahinter verbargen. War aber der Umriss des Körpers nicht mehr ein vollständiger, fehlte einem Leichnam ein Arm oder ein Bein, so mußten nun dem erstarrten Körper in den Augen des Armeschen Kräfte abhanden gekommen sein. Allein irgendwohin mußten in seinen Augen die abgerissenen Glieder nebst ihren Kräften gerathen sein; denn darin eben liegt das Charakteristische der ursprünglichsten und kindlichsten Anschauung der Dinge, daß sie die Kräfte innig mit dem Körper verschmolzen betrachtet und als congruent auffassend noch nicht voneinander zu trennen weiß. Gesah es daher, daß sich der Armesch umsä, wohin denn etwaige losgerissene Glieder des Leibes gelangten, und erblickte er demgemäß, wie nur zu häufig, daß sich eines der vielen ihn umgebenden Raubthiere eines Menschenleibes oder einer Leiche bemächtigte, so schien sich hiermit jenes Thier in seinen Augen auch die Kräfte des Geraubten anzueignen.

Durchdenken wir diese in ihrer Vorstellungsweise noch sehr kindliche Art von Weltanschauung in Rücksicht auf die Mangelhaftigkeit ihrer ganzen Begriffsbildung, so werden sich uns hiermit im Zusammenhange eine Anzahl von merkwürdigen Gebräuchen und Erscheinungen erklä-

ren, welche in der Urgeschichte der Völker eine hervorragende Stelle einnehmen. Diese Erscheinungen, auf welche uns direct gewisse fossile Ueberreste aus der Urzeit zurückschließen lassen, standen offenbar in nächster Beziehung zu dem religiösen Leben der Urzeit, von dessen Entwicklung wir hier zu handeln haben.

Die ersten Erscheinungen aber, deren Zusammenhang sich uns unter dem Lichte der obenerwähnten Anschauungsweise enthüllen wird, sind die Leichenverehrung und der Thiercultus.

Wir haben im vorigen Kapitel bereits auf einen frühesten Cultus hingewiesen, d. h. auf einen religiösen Brauch, der auf die Unterlage bestimmter sich zum Ausdruck drängender sittlicher Gefühle hinwies. Bis zu einem Cultus brachten es die Thiere nicht; denn ihre Gefühle erhoben sich nicht zu einem gemeinsamen äußern Ausdruck, der zurückdeutete auf tiefere religiöse und sittliche Empfindungen. Der früheste Gemeindkreis des Urmenschen indessen schien gar nicht denkbar, ohne daß ein solcher Cultus sich folgerrecht sogleich entwickelte. Und in der That, wie wäre das sittliche Fortleben der frühesten staatlichen Menschengemeinde denkbar gewesen, hätten sich nicht den Thieren gegenüber gewisse Culten ausgeprägt, die sich zunächst den sittlichen Erhabenheitserscheinungen des Nächstenkreises, wie wir gezeigt haben, zuwandten. In Bezug auf den Cultus des Oberhauptes hätte sich vielleicht an die Bienen erinnern lassen, die in der Ernährung der Königineier Spuren dem ähnlicher gemeinsamer Opferwilligkeit wahrnehmen lassen. Allein in Bezug auf den Leichen-cultus lassen sich keine Spuren ähnlicher Handlungsweise mehr unter den Thieren auffinden; denn die Behauptung, daß der Gorilla seine Todten begrabe, hat sich als Fabel erwiesen, und so sittliche Gefühle auch die Affen in Bezug auf gestorbene Genossen zu erkennen geben, bis zu einem gemeinsamen Cultus erheben sich dieselben nicht.

In der Zeit, in welcher die Leichenverehrung auftauchte, hatte sich der Mensch geistig und körperlich so weit gehoben, daß sein künstlerischer Sinn bereits die Bearbeitung von Steinen anfang zu be-

treiben und von ihm sowohl Waffen gearbeitet als auch Höhlen erbaut wurden. In ebenjenem Abschnitte der Urgeschichte, da die spätere Periode des Steinzeitalters heraufdämmerte, hatte indessen die Religion des Urmenschen noch immer keine andern Grundlagen als das Erhabene des Nächstenkreises.

Im Familienkreise und in der Gemeinschaft des engeren und noch kleinern Urstaates hatten jene ersten sittlichen Erscheinungen Wurzel geschlagen, welche wir geschildert haben und welche sich nur auf einer Basis, wie wir sahen, erhoben hatten, von der aus die natürlichen Verbindungslinien zu den primitiven sittlichen Beziehungen unter den Thieren hinüberwiesen. Allein schon die frühesten tiefern Sitten des Nächstenkreises, welche sich gemeinsam entwickelten, begannen den Menschen mit Einem Schlage in der sittlichen Gefühlswelt über die Thierwelt hinauszuhoben. Obwol noch für sehr lange Zeit hinaus der Gottheitsbegriff und auch die Anbetung von Gestirnen und sonstigen todten Naturgegenständen keine Anlehnung und Stütze für die Auffassung im frühesten menschlichen Bewußtsein fanden, stehen wir doch mit dem Hinweis auf die bereits erwähnte Leichenverehrung vor einem Zeitabschnitte der Geschichte der religiösen Entwicklungslehre, da der Urmensch sonderbarerweise im Begriff ist eine große Reihe von Thieren mit in den Kreis seiner interessvollen Betrachtung und religiösen Anschauung hereinzuziehen. So natürlich es der ursprünglichen Vorstellung des Urmenschen war, in den Raubthieren nur die unverbesserlichen und einseitigen Feinde zu sehen, die er verabscheute und verachtete, so wollte es dennoch wunderbarerweise der weitere Entwicklungsgang des religiösen Bewußtseins, daß das erwachende Vorstellungsleben mit Hülfe sonderbarer, kindlicher Ideenassociationen auch ebendiese Thiere mit in den Kreis einer specifisch religiösen Anschauungsweise hineinziehen sollte. Diesen Ideenzusammenhang gilt es nun zugleich im Zusammenhange mit den andern Erscheinungen der frühesten Zeit genauer nachzuweisen. Werfen wir zunächst unsere Blicke auf die Sitte der Leichenverehrung.

Die früheste Geschichte der Religion ist reich an kindlichen Ideenassocationen, und wir dürfen uns über den losen Faden der Gedanken, der oft nur mit kindlichen Vorstellungen gewebt erscheint, in psychologischer Hinsicht nicht wundern. Es war zugleich der Weg, den die menschliche Geistesentwicklung nahm, ursprünglich ein in seiner Art steiniger, indem nur zu häufig der kindliche naive Verstand durch die überschwengliche Phantasie zu kurz kam. Allein sofern auch die Phantasie bei allen ursprünglich religiösen Ideenassocationen in den Vordergrund tritt, so liegt doch dem Gespinste derselben stets ein achtbares und in religiöser Hinsicht sehr anerkannteswerthes Motiv zu Grunde, das selbst dem sonderbarsten Gedankengange einen gewissen Werth verleiht und uns mit den Fehlritten, welche das Bewußtsein hiermit that, ausföhnt.

Wenn wir uns die innige Anhänglichkeit der Familienmitglieder der frühesten Zeit und die Untermüßigkeit und Hingebung der Gemeindeglieder gegen das erhabene Oberhaupt vor Augen führen, so muß es verständlich erscheinen, daß sich der sittliche Geist dieser patriarchalischen Gemeinde mehr und mehr auch den Entschlafenen als den gleichsam Hülflosesten des Gemeindekreises zuwandte. Und in der That, auf die Verstorbenen übertrug sich sehr früh die innige sittliche Anhänglichkeit, die das ganze Familienleben des staatlichen Verbandes so charakteristisch beherrschte, gegenüber dem lockern Heerdenleben, dessen Mitglieder die Todten nicht beachteten. An dem Verstorbenen wollte das kindlich naive Bewußtsein des staatlich lebenden Menschen darthun, daß die durch die lange Gewohnheit des Umgangs und der Gemeinschaft geknüpften Bande nicht insoweit zerreißen können, daß man die Entschlafenen den Raubthieren preisgab oder den Feinden überlieferte.

In jener Zeit aber, da sich die Sitte ausbildete, die Entschlafenen zu schützen, begann sich die Fähigkeit des Bantriebes mehr und mehr zu entwickeln, und so nimmt es nicht wunder, wenn wir bemerken, daß schon in eisgrauer vorhistorischer Zeit, da der Vorstellungskreis

des Menschen nur erst einen geringen Horizont umfaßte, und der Blick des Menschen noch nicht verständnißvoll auf die Gestirne sah, und sein Geist noch nichts Göttliches oder Vergöttertes in der todten Natur erkannte, er dennoch schon aus religiöser Nächstenliebe seinen Todten Erdhöhlen und Steingräber bereitete, in welchen er sie vor feindlichen Thieren schützte, auf daß sie (wie uns Sagenreste, welche noch auf diese Zeiten anspielen, darthun) geschützt und erhalten nach ihrem langen Schlafe wieder zum Leben erwachen konnten. Speise und Trank, die man sich in sittlicher Hinsicht früh gewöhnt hatte mit dem Schwachen und Hülfbedürftigen zu theilen, dem Höhern aber als Opfer verehrte, wurden den sich in der Erinnerung erhabenen verklärten Verstorbenen zur Nahrung mitgegeben, damit sie nicht hülfbedürftig blieben, sobald sie die Augen wieder öffneten. Selbst Waffen zur Vertheidigung und andere Gegenstände glaubte der Urmensch dem Entschlafenen mit in die Ruhestätte geben zu müssen. Im Eizen wurden die Verstorbenen in der mit Steinen zugebedeckten Erdhöhle begraben, gewissermaßen darauf hindeutend, daß sie ausruhen wollen, ohne dem Leben völlig zu entsagen. Erst in einer viel spätern Zeit, da sich Erinnerung und Beobachtung gehoben hatten, begann man auf den Verlust des Leichnams aufmerksam zu werden, welchen dieser an Masse durch das Zerstörungswerk der Fäulniß erleidet. Allein um so mehr schien es dem naiven Urmenschen jetzt, da er Acht darauf hatte, nöthig, daß der Leib völlig dem Umfange nach erhalten wurde, damit die dem Körper innewohnenden Kräfte zusammenblieben. So begann denn später jener sonderbare Brauch der Leichenconservirung durch Einbalsamiren des Körpers und durch möglichst festen Abschluß derselben in steinernen Särgen gegen Luft und Bitterung. Die Zerstörung des Körpers sollte das Leben nicht zerstören, und war der Mensch als Mumie dem Aegypten der Urzeit nur ein Wesen, das einer Pflanze ähnlich gepflegt und bewahrt werden mußte, so war die Pflanze ebenso wenig wie die Mumie dem Beobachter jener Zeit ein völlig lebloses Ding. Nur erst der spätere

Aegypter, der den Brauch des Einbalsamirens aus uralter Zeit vor- fand, gestaltete seine Vorstellungen hierüber völlig um, und zwar nur erst dann, als er den Seelenbegriff kennen gelernt hatte, der ihm die Handhabe bot, den Körper von den entweichenden körperlosen Kräften zu trennen. Die tiefreligiösen Aegypter waren es ferner,



Celtengruft bei Parcally Hay.

wie wir wissen, welche ihre Entschlafenen, und zwar besonders die entschlafenen Herrscher, durch die größten und zugleich sichersten und unzerstörlichsten steinernen Gräberbauten zu bewahren wußten, und hat sich der sogenannte Pyramidenbau als Brauch und Sitte auch viel weiter über die Welt in der Urzeit verbreitet, als wir noch heute zu glauben geneigt sind, so haben es die Aegypter im Gräberbau und im Leichencultus offenbar am weitesten gebracht. Speise

und Trauk trugen auch die Aegypter nach allgemeiner Sitte jener Zeit ihren Todten zu, und es wird sich in der Folge zeigen, wie sich der später entstehende priesterliche Opfercultus folgerichtig dem Grab- und Leichencultus anschloß. Daß es überall vorzugsweise die Herrscher und Häupter des Staates waren, deren Gebeine man zu bewahren trachtete, nimmt uns mit Rücksicht auf die frühesten Objecte des Erhabenen nicht wunder. Hoch und erhaben ragen in der That die großen ägyptischen Gräberbauten in den Himmel, deutlich zeigen sie wie sehr schon in frühester Zeit der Mensch dem Erhabenen Ausdruck verlieh, im Hinblick auf eine Unterlage, die mit den Mächten der Außenwelt und der Natur noch nichts gemein hatte. Keine hehre Naturmacht verkörpert sich in den erhabenen Pyramiden, keine Naturgottheit hatte hier einen Tempel, sondern mit mächtigem Finger weisen diese uns erhaben entgegretretenden Denkmale auf den Menschen selbst, der im frühesten Laufe der Entwicklung sich selbst eine geachtete und sittlich erhabene Stellung zu geben wußte, die der kindlich naive Sinn jener Zeit gleichsam stützte und mit Denkmalen unterbaute. Daß die großen Baudenkmale und Grabwohnungen jener Zeit für die Nachbleibenden auch Gedächtnismale und Denkmale waren, ist leicht zu ersehen; wir werden auch über diese Seite des Grabcultus in einem spätern Abschnitte zu reden haben. Für jetzt haben wir bezüglich der Entwicklungsgeschichte des Geistes festzuhalten, daß die Grabmale (seien es die der Höhern oder der Niedern) überhaupt in den Augen jener Zeitgenossen zugleich die Schutz- und Wohnstätten für die Hülflosen und Ruhenden des Stammes waren. Bewahren und beschützen wollte man die „zur Ruhe Gegangenen“ vor Raubthieren und Feinden, welche die Leichen schändeten, um dieselben zugleich der Anschauung jener Zeit gemäß ihrer Kräfte zu berauben.

Wenn es die Absicht des Urmenschen war, seine Todten nicht sowol vor Feinden wie vor Thieren zu schützen, so erschen wir nun, in einen wie nahen Zusammenhang vor dem religiösen kindlichen

Bewußtsein des Urmenschen die Thiere mit dem früh entstandenen Leichencultus treten. Hingewiesen auf die Thiere, begreifen wir bei dem hohem Grade von sittlicher Anhänglichkeit und Nächstenliebe, welche man den Entschlafenen bewies, von welcher Seite dieselben das erste religiöse Interesse des Urmenschen rege zu machen im Stande waren und auf welcher Grundlage sich diejenigen Ideenassociationen erhoben, nach welchen auch den Thieren allmählich folgerichtig Erhabenheit angedichtet werden konnte. Es scheint uns freilich heute unbegreiflich, daß sich die unter den Einwirkungen der thierisch-naiven Weltanschauung stehenden Menschen jener Zeit einbilden konnten, daß die Raubthiere, welche sie nicht sowol den Menschen wie den Leichen der Gefallenen nachstellen sahen, nur darauf ausgingen, sich die Kräfte derselben anzueignen, aber wir haben Beweise genug in Händen, die uns folgerichtig darauf hinführen, daß die Urmenschen dieser frühen Periode so gedacht haben. Sowenig das Wanderleben der Völker jener Zeit dazu geeignet war, die Leichname aller verstorbenen Genossen hinreichend in Grabstätten zu sichern, und sowenig sich die Menschen selbst bei hinreichender Vorsicht vor den Anfällen vieler Raubthiere zu schützen im Stande waren, so sehr war die kindlich-naive Anschauung genöthigt, an diese Erfahrungen zunächst anzuknüpfen, um den weitem Vorspiegelungen Raum zu geben, daß die Kräfte und Thätigkeiten aller von Thieren gefressenen Menschen in den Leib desjenigen Thieres übergewandert waren, das sich derselben bemächtigt hatte.

Auf Grund dieser kindlichen Anschauung traten zunächst die mit dem Menschen kämpfenden Thiere in ein ganz neues Licht. Blieben doch nun vor den Augen des kindlich erwachenden religiösen Bewußtseins diese Thiere nicht mehr nur ungerechte verabscheuungswürdige Feinde, im Gegentheil dieselben gestalteten sich vor der Phantasie nunmehr zu zusammengesetzten Wesen, welche halb Thier, halb Mensch waren, da sie durch Raub innerlich menschliche Kräfte und somit beiderlei Naturen in sich aufgenommen hatten.

Diese Doppelwesen von Thier und Mensch, an die uns Mythen und Denkmale jener merkwürdigen Zeit noch heute erinnern, drängten sich zunächst in dieser sonderbaren Gestalt ein in den religiösen Kreis der menschlichen Vorstellungen. Kein Wunder, daß die Geschöpfe, nachdem sie so in dem religiösen Interessentkreise sich Geltung zu verschaffen gewußt hatten, nun auch das Moment des sittlich Erhabenen folgerichtig in sich aufzunehmen vermochten. So geschah es, daß sich in der Vorstellung des Menschen die natürliche angeborene Furcht vor den wilden Thieren sonderbarerweise in eine erhabene Ehrfurcht umwandelte. Denn das was den Thieren in jeder Weise vorher mangelte, nämlich das menschenähnliche Wesen und hiermit die den Menschen allein zu religiösem Verständniß zwingenden Eigenschaften eines frei nach Umständen handelnden sittlichen Herzens, das hatte sich das Thier nunmehr in seltsamer Weise anzueignen und einzuverleiben verstanden.

Der religiöse Horizont des Menschen begann sich hiermit in eigenthümlicher Weise zu erweitern. Waren die Entschlafenen noch am Leben? Diese Idee war fragend an den Menschen herantreten. Aber weit entfernt, diese Frage sich klar und richtig beantworten zu können, hatte sich die kindliche Anschauung zunächst mit Aufmerksamkeit dem Schicksale des verstorbenen Körpers zugewandt, das ihm begegnete, sobald menschlicher Schutz nicht im Stande war, sich ihm zuzuwenden. Hier nun treten die Thiere in einem neuen Lichte hervor; denn sie waren es, die zu dem getödteten oder gestorbenen Körper in einer eigenthümlichen und engen Beziehung standen. So erklärlich es aber war, daß die von den wildesten Raubthieren umgebenen Menschen jener Zeit sich vor diesen Feinden zu bewahren suchten, so natürlich mußte das Thier, das der Mensch ursprünglich haßte, sich allmählich in seinen Augen verändern, sobald ihm die kindliche Idee nahe trat, daß jene Raubthiere das Gebein und die Kräfte seiner Gefährten und Nächsten in sich trüge. So fand die naive Frage, was aus dem Körper des Verstorbenen wurde, ihre

früheste kindliche Beantwortung in dem Hinweis auf jene seltsame „Ueberwanderung“ menschlich hingeshiedener Lebensthätigkeit in das thierische Dasein. So wuchsen also die Thiere und umgaben sich mit neuen unnatürlichen Kräften; denn was sich in den Thierleibern nunmehr geheimnißvoll bewegte, das waren die ihm innewohnenden Menschen, welche sich, wie es dem gängstigen Sinne schien, durch Kampflust und Blutgier rächen wollten für die Schutz- und Hülflosigkeit, in der sie die Kampfgenossen hatten untergehen lassen. So, sehen wir, führte eine sonderbare Ausbeutung nahe- liegender und unendlich oft gemachter Erfahrungen den religiösen abergläubischen Blick des Menschen in das Thierreich hinüber, und eine Reihe von Geschöpfen umkleideten sich mit Hülf dieser Ideenverbindungen mit einem eigenthümlichen Mantel der Menschlichkeit, der Mythos, Fabel und Religion so viele seltsame und bisher noch gänzlich unerklärt gebliebene Figuren verdankt, ich erinnere nur im Vorübergehen an die Sphinx und ähnliche Zwitterbilder von Thier und Mensch aus der Mythologie der alten Völker. Nicht alle Thiere waren es freilich zugleich, welche auf diese Weise in den religiösen Bewußtseinskreis des Urmenschen verflochten wurden, wie überhaupt selbst in spätester Zeit nicht die ganze lebende Thierwelt in diesen Kreis übertrat, sondern auf dem Wege der Ideenassociation fanden stets nur eine große Reihe von bestimmten Arten die gehörige Beachtung. So waren es anfänglich und ursprünglich zunächst nur eben die menschenfressenden und die mit dem Menschen jener Länder überhaupt am häufigsten in feindliche Berührung tretenden Raubthiere, welche sich den Weg zu diesen Anschauungen bahnen konnten. Die Arten, welche uns in dieser Beziehung in die Augen fallen, sind zunächst der Löwe, die Hyäne, das Krokodil u. s. w., sie erinnern uns durch ihre Heimat zugleich an das alte Aegypten, in welchem nebeneinander der hohe Reichencultus und der, wie wir sehen, mit ihm durch das Band zusammenhangsvoller Weltanschauung in Verbindung stehende Thiercultus seine höchsten Blüten trieb. Diese

Einsicht eröffnet sich uns hier zum ersten male, es zeigt sich, daß der Leichencultus ohne irgendeinen Thiercultus, sei der eine oder der andere unter den Völkern auf der Erde auch weniger deutlich ausgebildet, nicht gedacht werden kann, und in der That hat uns die ethnologische Systematik längst gelehrt, daß ein gewisser Thiercultus neben hervortretendem Leichencultus bei den meisten niedern Völkern thatsächlich gefunden wird. Wo sich bössartige Raubthiere als Verfolger der Menschen bekunden, da werden sie auch überall in eigenthümlich menschlicher Weise verehrt, nicht nur auf natürliche Weise gefürchtet und verabscheut. Wie aber später noch sehr viele andere Thierarten, besonders die Schlange und die Hausthiere, sowie sehr viele Vögel, vorzugsweise aber, wie wir sehen werden, in der ganzen Thierwelt die auffallend roth, weiß oder schwarz gefärbten Thiere in diesen Kreis übertreten konnten, das zu erweisen bleibt den folgenden Kapiteln überlassen, welche sich mit der eigentlichen Entstehung der Religion und Anbetung auch der übrigen durch Ideenassociation hineingezogenen Naturgegenstände zu beschäftigen haben werden. Für jetzt lag es uns nur ob, in psychologischer Hinsicht den durch die kindliche und religiös abergläubische Phantasie geleiteten Weg der Ideenassociation nachzuweisen, der die Gedankenfolge und die tiefern sittlichen Gefühle des Urmenschen allein dazu zwingen konnte, ihre natürliche Abneigung und den angeborenen eingewurzelten Haß gegen die feindlichen Raubthiere so zu besiegen, daß sie in Dankbarkeit, Wohlwollen und in erhabene anbetungsvolle Ehrfurcht übergehen konnten, welche der Mensch ursprünglich bisher nur gegen den sittlich erhabenen Vorgesetzten seiner Nächstengemeinschaft naturgemäß zu äußern wußte.

Allein wir verständen die volle Bedeutung und die tiefeingreifende Tragweite der naiven Ideenassociation der frühesten Weltanschauung unter den Menschen doch noch nicht ganz, wenn wir uns nur darauf beschränken wollten, den entstehenden Leichen- und Grabcultus im psychologischen Zusammenhange mit dem entstehenden Thiercultus

folgerichtig nachzuweisen. Die Tragweite jener ursprünglichen naiven Ideenassociationen reicht vielmehr noch viel weiter, denn die früheste Weltanschauung führte die Religion nicht nur auf den Cultus, den die sittliche Handlungsweise mit den Entschlafenen trieb, und nicht nur auf den sich eng daran anlehenden Thiercultus, sondern sie griff so tief ein, daß sie auch unter den Menschen selbst zu merkwürdigen thierisch erscheinenden abergläubischen Handlungen führte.

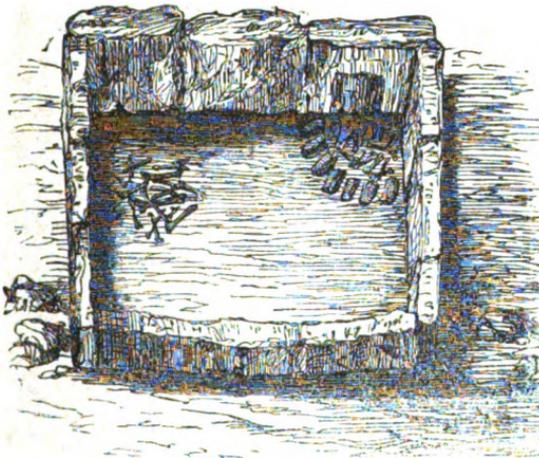
Nicht nur bei dem Gedanken konnte der Urmensch stehen bleiben, daß sich die Thiere Leben und Kräfte der gefallenen Menschen anzueignen wußten, um sich zugleich menschlich furchtvoll und erhaben zu verklären, sondern auch der Mensch selbst glaubte unter dem Einflusse jener frühesten naiven Anschauungsweise, die Leben und Körper noch auf das innigste verwebte, seine individuellen Kräfte verbessern und sein Leben gleichsam verdoppeln zu können, sobald er es den Thieren nachmachte und das Fleisch getödteter Genossen oder gefallener Feinde nebst deren Kräften nicht verschmähte, sondern es als Speise und Nahrung in sich aufnahm. Nur auf diese Weise glaubte er sich selbst in seiner naiven Anschauungsweise der Dinge gerecht werden zu können. Es waren daher nicht thierische Rachegefühle, die zu jener seltsam furchtbaren Unsitte führten, als welche uns der so weit verbreitete Kannibalismus und das Anthropophagenthum der Urzeit entgegentritt, sondern es war vielmehr diese Erscheinung einzig und allein ein Ergebnis derselben Ideenverbindung jener naiven Weltanschauung, welche Leichen- und Thiercultus entstehen ließen.

So anhänglich einerseits die verwandten Stammglieder der einzelnen Urgemeinden waren, so feindlich furchtbar und zugleich sozusagen abergläubisch traten sich die feindlichen Stämme einander gegenüber. Hier in der Gemeinde zeigte sich eine sklavische Furcht und Hingebung dem Oberhaupte und Gewalthaber gegenüber, dort aber machte sich der Gewalt des Feindes gegenüber eine ebenso übertriebene Grausamkeit geltend. Uebertrieben müssen wir sagen, denn diese Grausamkeit wurde eben in der That verstärkt durch den Aber-

glauben. Dieser Aberglaube aber wurde zunächst genährt durch die Furcht vor den erschlagenen Feinden. Schien dem Kannibalen der in allen seinen Gliedern und Theilen wohlerhaltene Leichnam nur ein „Entschlafener“ im eigentlichen Sinne des Wortes zu sein, der nach längerer Ruhe zu neuen Kräften kommen konnte, so galt es also, den bezwungenen Feind nicht nur zur Ruhe zu bringen, sondern es schien nothwendig, daß er seiner besten und wichtigsten Glieder und Theile und damit seiner besten Kräfte beraubt werde. Und diese Aneignung der Feindeskräfte schien zugleich deshalb geboten, weil sich im andern Falle nur zu schnell die Raubthiere dieser Gefallenen bemächtigen konnten, sodaß dieselben unter diesen Umständen zu thierischen Feinden wurden, die mit doppelter Wuth nach Rache und Blut dursteten. Wir überlassen es dem Leser, sich die naiven und abergläubischen Phantasien, welche den Urmenschen zu einem grausamen Thiere herabwürdigten, im weitern folgerichtig auszumalen, und wollen nur noch hinzufügen, daß wir eine Reihe dieser abergläubischen Ideenverbindungen noch heute unter unsern heutigen niedern Naturvölkern, welche dem Leichen- und Menschenfresserthum ergeben sind, wiederfinden.

Seit langer Zeit ist den Anthropologen in Rücksicht auf die vielfachen Knochenreste, welche sich an Grabstätten und zusammengehäuft in vielen Höhlungen, namentlich des südlichen Afrikas, vorfinden, aufgefallen, daß der Menschenfraß in jener sehr frühen Zeit sehr verbreitet war, und so schloß man nicht mit Unrecht, daß derselbe eine allgemeine Zeiterscheinung gewesen sein muß. Diese Vermuthung bestätigt sich in der That dem psychologischen Historiker, der an der Hand der Erscheinungen dem Faden der Ideenverbindungen zu folgen sucht und die Gedankenspinne der Urzeit richtig zu analysiren im Stande ist. Das Anthropophagenthum, an welches sich in einer spätern Zeit die Sitte der Menschenopfer knüpfen sollte, war ohne Zweifel eine allgemeine Erscheinung der Urzeit und bezeichnet als solche eine bestimmte Phase der frühesten Entwicklung

der menschlichen Weltanschauungen. Was sich heute noch von Handlungen bei vielen Völkern der Südsee-Inseln, und bei einigen brasilianischen Völkern in Bezug auf den Menschen- und Leichenfraß erhalten hat, sind freilich nur noch Reste und Bruchstücke jenes allgemeinen abergläubischen Brauchs der Urzeit, den wir kaum noch aus bestimmtern Traditionen und Sagen kennen, wohl aber nachweisen können durch die fossilen Reste der Grabstätten. Es lag im Geiste jener frühen Zeit, daß neben dem emporblühenden Leichen-



Celtisches Eistengrab.

cultus auch der Auswuchs des Kannibalismus zur Erscheinung kommen mußte, sodaß demselben zugleich ein religiöser Beigeschmack verliehen wurde, der in der spätern religiösen Unsitte der Menschenopfer noch viel greller zu Tage treten sollte. So lehrt uns ein historischer Rückblick in die fernste Urzeit, sobald wir zugleich das psychologische Mikroskop zu Hülfe nehmen, in einem wie nahen Zusammenhange nicht sowol Leichen- und Thiercultus, sondern zugleich auch jener befremdliche Kannibalismus stehen, den folgerichtig zu erklären schon die verschiedensten Mißversuche von seiten so vieler Ethnologen und Anthropologen gemacht wurden. Alle derartigen Erklärungs-

versuche können indessen nur dann gelingen, wenn wir die nebeneinanderstehenden vielfachen Erscheinungen in ihrem psychologischen Zusammenhange mit der herrschenden Weltanschauung und unter den Bedingungen ihrer gegenseitigen Entwicklung übersehen. Hierzu genügt es aber nicht, bloße Summen von Thatfachen anzuführen, sondern dieselben sind auch mit historischem Blick dem psychologischen Faden gemäß aneinanderzureihen.

Noch, sehen wir, war von keinem Götzencultus und von keiner Anbetung der Gestirne die Rede, denn noch hatte sich der religiöse und abergläubische Sinn außer den Thieren keiner andern Naturerscheinung bemächtigt. Nur die Thiere, und unter ihnen anfänglich nur erst einige Arten waren in den Gesichtskreis eines bestimmtern religiösen Interesses getreten und damit zusammenhangsvoll in die früheste Weltanschauung bestimmter aufgenommen worden. Noch hatten im Lichte dieser frühesten Weltanschauung die Menschen jener Zeit keine klare Todesvorstellung gebildet, und noch viel weniger hatten sie den Begriff der Seele appercipirt, der erst gebildet werden mußte, bevor sich aus dem sogenannten Leichencultus auch ein Seelen-, Ahnen- und Geistercultus entwickeln konnte. In der bis jetzt entwickelten Anschauung der Leibeswandlung aber, nach welcher angenommen wurde, daß nach dem Genuße von thierischen oder menschlichen Gliedern und Theilen auch deren Kräfte in diejenigen überwandeln, die sie verzehrt hatten, lagen die vorgebildeten Keime, die nach der Ausbildung des Seelenbegriffs endlich auch zur Seelenwanderungslehre hinüberführten. Wir werden im Folgenden sehen, daß der Begriff der Seele ein verhältnißmäßig sehr spät entstandener Begriff ist, dessen Bildung erst zu Tage trat, als die Urmenschheit in ihren Naturerfahrungen bei weitem mehr vorgeschritten, außerdem aber von den frühesten Menschen zugleich eine der wichtigsten Entdeckungen überhaupt gemacht worden war. Diese Entdeckung war, wie wir im folgenden Bande sehen werden, die Feuerzündung. Es wird sich uns zeigen, wie bestimmte hervorragende Entdeckungen der Urzeit überhaupt in

der ursprünglichen Ideenausbildung und in der frühesten religiösen Weltanschauungsweise der Urmenschen nicht nur eine hochwichtige Rolle spielten, sondern zugleich vorzugsweise dazu beitrugen, eine feste Stütze zu werden für den Aufschwung des ursprünglichen Geisteslebens der Menschheit überhaupt.

Die psychologische Analyse lehrt uns, daß die frühesten Gebräuche und die religiösen Erscheinungen der Urzeit von einer bestimmten Weltanschauung getragen in einem nachweisbaren Zusammenhange stehen, und daß wir uns also keinen Thiercultus ohne Leichencultus, und beide Erscheinungen hinwiederum nicht ohne den Kannibalismus zu denken vermögen. Was hier folgerichtig die psychologische Analyse lehrt, welche in Rücksicht auf den Hintergrund der Weltanschauung den Lauf der Ideenassociationen untersucht, das versucht die ethnologische Systematik durch die Summe thatsächlicher Beispiele zu stützen. Leider ist die Ansammlung von Thatfachen so übergroß, daß wir es besondern Monographien vorbehalten müssen, dieselben folgerichtig zusammenzustellen, wir verweisen für jetzt auf die Arbeiten von Bastian, Tylor und Lubbock, aus denen es leicht ist, die im Folgenden gegebenen Anhaltspunkte zu vermehren. Was zuerst den bereits im vorigen Kapitel besprochenen Häuptlingcultus, resp. Herrschercultus anlangt, so ist es unschwer, die schwächern Nachklänge hiervon bei allen heutigen civilisirten Völkern nachzuweisen; denn wir alle kennen aus eigener Erfahrung die sittlichen Gefühle der Ehrerbietung, die wir empfinden gegen den sittlichen Vorgesetzten und gegen Familienhaupt und Oberhaupt des Staates. Bis zur tiefsten Stufe abgeschwächt erscheinen diese Gefühle in der Republik, wo der oftmalige Wechsel die natürliche Anhänglichkeit der Unterthanen an diesen Staatsfactor leicht untergräbt, am meisten ausgebildet finden wir dieselben dagegen noch heute in allen jenen Ländern, die mit ihren Formen und Volksanschauungen den primitivern Entwicklungsstufen überhaupt näher geblieben sind. Schon bei den Russen finden wir in Europa bezüglich ihres Kaisers im niedern Volk mancherlei Ceremonien und Handlungsweisen vor, die nach Art ihrer Ausdrucksweise uns slavisch und einer vorgeführten Anschauung sogar abgöttisch und unverständlich vorkommen. Wenden wir uns in das Innere von Asien, so sehen wir, wie sich diese Abgötterei in Bezug auf das Landesoberhaupt bedeutend vermehrt und in China bereits einen tiefreligiösen Charakter annimmt. Der weltliche Kaiser Taiko, der zuerst die getheilten Fürstenthümer Japans

unter Einer Gewalt vereinigte, wurde (der Landeszugehörigkeit zufolge) unter die Götter gerechnet, und wie der Dairi mit dem göttlichen Titel Tajo-kuni Daimiosin beehrt (im 16. Jahrhundert). (Vgl. Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 412.) Gehen wir von China aus südlicher in den Indischen Archipel und zu den Völkern der Südsee, so finden wir, daß sich die Klarheit des Gottheitsbegriffs in einem bestimmten Verhältnisse verdunkelt, während dem gegenüber die Vorstellungen und Handlungen in Bezug auf den religiösen Herrschercultus sonderbarer und übertriebener werden. In Mikronesien und Polynesien findet sich bereits die auffällige Erscheinung, daß sich Häuptlinge wahrhaft vergöttern lassen, insofern sie die (freilich erst später unter ihnen entstandene) Vorstellung eines höchsten Wesens dazu benutzen, sich als Götter dem Volke vorzustellen. Auf der Insel Baitupu (berichtet Gerland, „Anthropologie der Naturvölker“, V, 182) lebt ein alter Häuptling, der sich als Gott der Insel vorstellte (Hale 167) und sowol auf Nukufetan wie Nuitao heißt der erste Häuptling Tui (d. h. Herr über alles, und den Begriffen gemäß somit der Höchste). Daß dem entsprechend denn auch die Ceremonien wahrhaft abgöttisch sind, versteht sich von selbst; um nur Eins von vielem Ähnlichen zu erwähnen, durfte (wie Gaimard berichtet) auf Tutochia niemand einen der Fürsten um eine Bitte angehen, ohne die Erde zu küssen. An den meisten Orten jener Gegenden sind die Fürsten und Häuptlinge thatsächlich tabu, d. h. geweiht, heilig und unverletzlich, überall (und das kann uns gleichfalls hiernach nicht wundern) werden sie (freilich erst nach Entstehung des Seelenbegriffs, mit dem, wie wir sehen werden, der Begriff der abgesehenen und überirdischen Herrscher gebildet wurde) auch als mit den überirdischen Göttern in wirklicher Verbindung stehend betrachtet, und die Fürsten standen mit den Göttern in stetem Verkehr. („Anthropologie der Naturvölker“, V, 194.) Ueberhaupt ergeben die sehr zahlreichen und vielfältigen Thatfachen, welche auf den Südsee-Inseln gesammelt werden konnten, daß die Abzweigung des überirdischen Götterbegriffs vom Begriffe des erhabenen Oberhauptes hier nur sehr unvollkommen vollzogen wurde. Auf Tutochia hatte jeder District ein besonderes Haus, in welchem die Gottheit thatsächlich wohnen sollte, jede der dort wohnenden Gottheiten war mit den Fürsten dieser Bezirke der Insel so eng verbunden, daß sogar der Name eines dieser Fürsten, Arikitabu, sich als wirklicher Göttername auf den Silberinseln und den westlichen Karolinen wiederfindet. Die Mattacas (in La-Plata) haben einen Menschen zum Gott und wählen dazu stets den ältesten Greis des Stammes, der zurückgezogen lebt und nur zu Zeiten den ihn mit Festlichkeiten empfangenden Stamm besucht.

Kommt er bei einer der periodischen Erscheinungen nicht wieder, so wird er als todt betrachtet und der Älteste nach ihm nimmt seinen Platz ein. (Ring, und bei Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 412.) Ein Usambaraner sagte zu Krappf: „Wir sind alle Sklaven des Zumbo (des Königs), der unser Mulungu (Gott) ist.“ Die macedonischen Könige in Syrien und Aegypten führten bekanntlich den Beinamen „Gott“. Kaiser Domitian begann seine Edicte: „Wir als Herr und Gott verordnen.“ In Guatemala wurde die berühmte Königin Atit in dem Vulkan von Atitlan verehrt (ebend., S. 413). Mit der ursprünglichen Häuptlings- und Herrscherverehrung hängt zugleich die so vielfach vorkommende Verehrung des „Ersten“ (d. h. eigentlich des zugleich im Staate am erhabensten stehenden Menschen) zusammen. Dieser sogenannte „erste“ Mensch war durch die Tradition zu einer völlig göttlich verehrten Person geworden, welche später in der Periode der beginnenden Mythenbildung zu den verschiedensten Sagen über die erste Menschengeburt durch die Hand der Götter Veranlassung gab (sogenannte Adamsmythen). So nahe traten im ursprünglichen Bewußtsein die Begriffe des Ersten, des Ältesten, des Herrschenden und der erhabenen Gottesmacht zusammen. Umkulunkulu (der Welterschöpfer der Kaffern) bedeutet den ersten Menschen als Umvelingane (der zuerst Herausgekommene). Mehrere Stämme der Rothhäute verehren als Schöpfer den ersten Menschen (Numank-Nachana), der in den Himmel gehoben wurde. Der König von Benin ist nicht nur Stellvertreter Gottes auf Erden, sondern Gott selbst, und wird in beiden Naturen von seinen Untertanen verehrt, sagt Adams. (Vgl. Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 413.) Gleichwie diejenigen (sagt Caligula), welche Schafe und Ochsen zu hüten haben, weder Schafe noch Ochsen sind, sondern eine weit höhere Natur haben, so sind auch die als Hirten über die Menschen gesetzten Herrscher nicht Menschen, wie die andern, sondern Götter. In Rutahiva sind die Taouas eine Klasse, die nach ihrem Tode Gottheiten werden, zuweilen aber erreichen sie den Rang der Gottheit schon während des Lebens als Atuas, von denen als lebende Gottheiten auf jeder Insel zwei oder drei lebten, die durch Menschenopfer verehrt wurden. Es versteht sich von selbst, daß ihnen zugleich übermenschliche und götterartige Kräfte beigelegt wurden, und so glaubte man, die Atuas könnten reiche Ernten oder Unfruchtbarkeit verursachen, oder nach ihrem Belieben tödtliche Krankheiten senden. (Bastian, S. 417.) Ebenso ist es in Afrika bei den Malgaschen: „Die Stellung des Königs ist hier eine außerordentlich hohe, fast übermenschliche; bei den Antaymours, wo sich dies am stärksten geltend zu machen scheint, wird er fast göttlich verehrt, ist aber auch für das Ge-

weisen der Früchte und für alles Unglück verantwortlich, von dem das Volk betroffen wird.“ (Laguével, I, 320; d'Unienville III, 285; Waig, „Anthropologie der Naturvölker“, II, 439.) Diese Beispiele bezüglich des Herrschercultus in seiner tiefsten abgöttischen Form ließen sich noch vermehren, es ergibt sich aus ihnen, in einem wie nahen Zusammenhange noch heute bei vielen niedern Völkern (gleich vielen unserer Kinder, vgl. die Anmerkung des vorhergehenden Kapitels) die Vorstellungen von einflussreichen, hochgestellten und erhabenen scheinenden Herrschern, mit denen höherer übermenschlicher Gewalten (als Götter) stehen. Die Vorstellungen über die Macht und Gewalt der Herrscher und Heroen und der sich in der frühesten Urzeit außerordentlich umfangreich und bedeutend gestaltende Cultus derselben lieferte zugleich den natürlichen Stamm, von dem sich die spätern Vorstellungen kosmischer und überirdischer Macht abzweigen konnten.

Wie bei einer fast abgöttischen Anhänglichkeit und Verehrung der Oberhäupter auch der Opfercultus und der Leichencultus einen ähnlich übertriebenen Charakter annehmen konnten, ist hiernach erklärlich. Die sittlichen Grundlagen für den entstehenden Opfercultus haben wir im Texte dargelegt, sie wurden gebildet von den Gefühlsregungen, welche das Herz des Menschen antrieben, der von ihm verehrten Person auch durch Handlungen seine Dankbarkeit und seine Hingabe zu beweisen. So brachte man den verehrten erhabenen Oberhäuptern Speise und Trank in einer ähnlichen Weise dar, wie wir das noch heute bei den auf niedrigen Stufen stehenden Naturvölkern antreffen. Zu einem ganz eigenen Cultus bildete sich dieses natürliche Opferwesen durch die Leichendevotion aus. Wollte man dem Verstorbenen Verehrung und Anhänglichkeit beweisen, so hatte man doppelten Grund, ihm Speise und Trank an der steinernen Leichenstätte niederzulegen; denn einerseits verstand sich das naive Bewußtsein noch nicht von dem Gedanken loszumachen, daß die Leichen der Speise nicht mehr bedürften, und andererseits rief die Trauer um den Entschlafenen die Gefühle des Mitleids und des Wohlwollens doppelt wach, und so dürfen wir uns nicht wundern über die reichlichen Gaben, welche an den Grabstätten niedergelegt wurden. In den ägyptischen Pyramiden finden sich zugleich die Opferkammern angebracht, in denen dem Cultus gemäß die Opfersitte vollzogen wurde. Freilich wurde der ursprüngliche Opfercultus durch den an die Entstehung des Seelenbegriffs sich anlehnenden Geister- und Dämonencultus später modificirt, er verlor an den Grabstätten allmählich an Bedeutung und ging nach Entstehung des Priestertums, wie wir sehen werden, auf dieses über, um endlich nur noch als symbolische Handlung bei dem entstandenen Götter- und Götzendienst bestehen zu blei-

ben; allein trotz dieser völligen Wandlung des Opfercultus haben sich mannichfache Bruchstücke des am Grabe vollzogenen Opferrdienstes unter unsern niedrig stehenden Naturvölkern noch erhalten.\* Durch die nahe Verwandtschaft und den natürlichen Uebergang des Herren- und Häuptlingscultus in den spätern Opferrcultus kann es uns nicht wundern, wenn wir noch so vielfach den Traditionen begegnen, nach denen hier oder da eine Gottheit als solche thatsächlich begraben liegen solle. Und wenn nun in der That solch ein Grab aufgewiesen wird, so kann es uns noch viel weniger wundern, daß an demselben auch noch heute geopfert wird. Omaturu, die höchste Gottheit der Damaras der Ebenen (Owaherero), soll unter kegelförmigen Steinhügeln an verschiedenen Orten begraben sein (Galton), und ebensolche Gräber, auf die jeder Vorübergehende einen Stein oder Zweig als Opfer wirft, finden sich im Damaralande sowie auch bei den Matebele im Osten des Ngami. (Vastian, ebend., S. 332.) Diese Gräber und die sich daran knüpfenden Sitten erstrecken sich vom Camtus und Großen Fischfluß durch das ganze Kaffernland. (Vgl. Waiz.) Nach Ben Schohrach verehren die Esabder oder Syrier die Pyramiden, wo Sabi begraben liege. Die Bewohner der Marianen verehrten die Gebeine ihrer Vorfahren in ihren Häusern, indem sie dieselben mit Cocosnußöl salbten. Die Skelete der Häuptlinge und vorzüglichsten Könige sind in Holzlasten (die mit Fellen bedeckt werden) eingeschlossen und in Höhlen niedergelegt, wo ihnen die Jagas eine Art Gottesdienst bezeugten, indem sie vor Beginn des Krieges dort opferten. (Vastian, ebend., S. 396.) Clemens Alexandrinus erwähnt, daß im Nillande die Gebeine eines Gottes in einer Pyramide verschlossen wurden, woselbst sie verehrt werden. Die Frauen der Mandanen setzen sich täglich auf die Schädelstätten vor die auf Salbei gelegten Schädel ihrer verstorbenen Kinder, und unterhalten sich zärtlich mit ihnen wie im Leben, indem sie dieselben in die Arme nehmen. (Vastian, S. 396.) Der Leichencultus steht in Verbindung mit dem

\* Auch bei den christlich civilisirten Völkern findet sich noch ein Bruchstück dieser symbolischen Handlungsweise am Grabe, wir haben nur nöthig an die drei Hände voll Sand zu denken, welche wir in die Grube werfen, um hiermit dem Todten unsere letzte Liebesgabe zu spenden. Nichts anderes ist es, wenn die Südafrikaner aus Achtung beim Vorübergehen jedesmal einen Stein auf das Grab eines Häuptlings werfen. So entstanden in Afrika mit der Zeit förmliche Steinhäufen, die sich gleichsam zu Götzenbildern aufstürmten, und noch Mohammed fand derartige Steinhäufen vor, und es war ihm schwierig, das Volk von dem gewohnten Opfergebrauche, hier einen Stein niederzulegen, abzubringen.

Thiercultus. Die menschenfressenden Thiere waren es, die zuerst in den religiösen interessvollen Gesichtskreis traten. Thiere waren verwandelte Menschen oder doch Halbmenschen, welche unzufrieden mit ihrem Schicksale die Menschen verfolgten. So sonderbar dieser Ideenzusammenhang uns heute erscheint, und so wenig wir noch heute begreifen können, daß es Völkerstämme gibt, welche, vom sittlichen Mitleid getrieben, ihre Kranken lieber selbst auffressen, als daß sie dieselben in ihrer Hülfslosigkeit den Raubthieren überlassen, und so wenig wir den Menschenfraß als eine ursprünglich religiöse abergläubische Sitte überhaupt noch begreifen können, so ist der Gedankenzusammenhang dennoch zu bestimmt ausgesprochen, als daß wir ihn zu leugnen vermöchten. Es ruht dieser Gedankenzusammenhang, wie wir sehen, auf einer naiven materialistischen Weltbetrachtungsweise. Man konnte sich unter dieser Anschauungsform die Kräfte und das Leben gar nicht gesondert von den materiellen Theilen vorstellen, und an den Begriff einer vom Körper sich unsichtbar, das heißt körperlos abscheidenden Seele war daher ursprünglich noch in keiner Weise zu denken. Alle hierher gehörigen Auffassungen und Anschauungen sind eben in ihrer Art, wenn wir wollen, die vollständigste Widerlegung einer wirklich ausgebildeten Seelenanschauung. Wenn sich später nach der Erfindung des Feuerzündens, wie wir sehen werden, der Seelenbegriff bilden und verbreiten konnte und in den meisten Anschauungen selbst der niedrigsten Völker Eingang fand, so ist es dem Historiker dennoch begreiflich, wie sich die Gebräuche jener Zeit, die den Seelenbegriff noch nicht kannte, dennoch erhalten konnten, trotzdem dieselben in mannichfachen Widerspruch mit der später gebildeten Seelenanschauung traten. So ließen denn bei vielen Völkern in späterer Zeit beide Anschauungen nebenher und gingen die widerspruchsvollsten Verschmelzungen ein, die wir aufzulösen haben, wollen wir sie verstehen. Nach Cook werfen die Neucelebonier Hügel über ihren begrabenen Todten auf, gleich den australischen Wilden, und die Tumuli wurden vielfach in den verschiedenen Welttheilen mit Steinen belastet, damit die Seele Schwierigkeiten fände, sie fortzuwälzen. Wir sehen, daß hier die Seelenanschauung bereits klar besteht, aber dennoch erkennen wir aus den Fähigkeiten, die ihr zugeschrieben werden, daß sie noch mit jenem materialistischen körperlichen Beigeschmack gedacht wurde, welcher das Zeitalter vor der Seelenlehre beherrschte. Nach Tacitus pflegte man das Grab vornehmer Germanen, die mit einer besondern Art von Holz verbrannt wurden, nur mit Rasen zu bedecken, um den Leichnam nicht zu beschweren: *Sit tibi levis terra*. Auch diese uralte Anschauung läßt noch durchblicken, daß man den eigentlichen Leichnam bezüglich tieferer Kräfte

und Empfindungen noch für mehr ansah, als er doch im Grunde war, so schwer, sehen wir, wurde es selbst den Völkern, welche am klarsten ihre Seelenlehre ausbildeten, sich von den eingewurzelten und ursprünglich übertrieben naiven materialistischen Vorstellungen loszumachen. Der Leichnam blieb dem frühesten Urmenschen eben, seiner naiven materialistischen Anschauungsweise gemäß, mit allen seinen frühern Kräften behaftet. Diese Kräfte waren ihm nur gleichsam wie beim Schlafenden zurückgebrängt, und also nicht völlig getrennt, abgeschoben und verloren. So glaubte man den Leichnam conserviren und bei sich behalten zu müssen, und die später sich entwickelnde merkwürdige Sitte der Leichenconservation durch das Einbalsamiren wird erst hiermit begreiflich. Ebenso wenig können uns die so vielfach sich noch heute bei Naturvölkern vorfindlichen Gebräuche wundern, nach denen dem Leichnam ein schützendes und für Angreifer unzerstörbares Gebäude gebaut wurde. So konnten die Pyramiden mit ihren festen steinernen Umwallungsmauern entstehen als feste Todtenburgen, die einer langen Zerstörung Trotz boten.\* Viele Völker behielten aus Aberglauben ihre Leichen in ihren Hütten. So behielten die Fürsten der Bantam ihre Leichen in verpichtten Särgen lange zu Hause. Die Karaiiben von Caraimairi beerdigten die Häuptlinge in wohlverwahrten Hütten. (Bastian, II, 378). Während die Lares publici vergötterte Helden der mythischen Periode des römischen Volkes waren, deren Gräber man noch nachweisen konnte, bei denen man sich ihren Sitz dachte und von welchen ihre schützende Wirkksamkeit ausging, waren dagegen die Lares privati berühmte ausgezeichnete Vorfahren einer Familie, die diese als Lares familiares verehrten. Deshalb wurden in ältern Zeiten die Verstorbenen im Hause ihrer Familie beerdigt, wie auch später die Kinder, die vor dem vierzehnten Jahre starben und deren Begräbniß (suggrundarium) das überstehende Dach des Hauses war. Davon hießen die Lares grundules

---

\* Der eigentliche Pyramidenbau findet sich sehr weit verbreitet und liefert uns den Beweis, wie weit sich eigenthümliche Gebräuche und Formen in der Urzeit ausbreiten konnten. Es bauten nicht bloß Aegypten, Griechen und Römer (Lucian, II, 931, de Luct.), sondern auch die Otaheiten und alle südlichen asiatischen Völker derartige Grabstätten, und auch in Amerika, sowie neuerdings in Neuhollland hat man Spuren dieser Grabanlagen gefunden. (Vgl. zugleich Meiners, „Grundriß der Geschichte aller Religionen“, S. 44.) Daß die Pyramiden nicht, wie Meiners angibt, bloße Ehrenbezeichnungen sind, sondern gleich allen Steingräberbauten den Zweck des Leichenschutzes verfolgten und äußerlich gleichzeitig die Erhabenheit des verklärten Todten zum Ausdruck brachten, wird nach dem im Texte Erörterten erhellen.

(die unter dem Vorsprunge des Daches ihren Platz hatten), denen schon Romulus unter den dreißig Curien einen Cultus anordnete. (Vgl. auch Bastian, II, 405.)

Eng mit dem Zeichencultus in Verbindung stand einerseits, wie wir sahen, der Thiercultus und andererseits das Anthropophagenthum. Den Zusammenhang für alle drei so merkwürdigen und hochwichtigen Erscheinungen der frühesten Urzeit hat man bis jetzt nicht klar eingesehen, weil man den umfassenden Rahmen der Weltanschauung, der sie angehören, nicht feststellte. Besonders der Thiercultus hat bisher die naivsten und phantastischsten Erklärungsweisen hervorgerufen. Es würde uns zu weit führen, die große Reihe völlig unbrauchbarer Interpretationen hierüber anzuführen.

Hören wir beispielsweise was Moriz Busch, der sich in seiner „Urgeschichte des Orients, an Lenormand anlehnt, Thl. I, S. 153 hierüber berichtet: „Dankebar blickten die Aegypter zu den freundlichen Naturmächten auf, die sie inmitten der Emdde glücklich sein ließen. Sie stellten sich diese gnädigen Mächte in Menschengestalt vor, aber aus der Urzeit ragte bis in die letzten Jahre ihrer Geschichte hinein zugleich der Glaube, daß sie in gewissen Thiergattungen verkörpert seien. Vielleicht, daß ihnen in jener Periode das sich stets gleichbleibende Leben der Thiere imponirte, da ihnen ein festes, unveränderliches Wesen das Höchste war, und daß die Verbindung dieser Stabilität mit Bewegung und einer gewissen Freiheit, die sie an den Thieren doch auch beobachteten, ihnen als der Typus des Göttlichen erschien.“ Offenbar ist mit solchen Anschauungen in psychologischer Beziehung nichts anzufangen. Hören wir einen andern Historiker, der über die Geschichte aller Religionen schrieb, wir meinen Meiners, bei ihm heißt es S. 28: „Der Thierdienst war ebenso allgemein als der Fetischismus, und ist einer der wichtigsten Zweige desselben. Thiere beteten in Afrika nicht nur die Aegypter, sondern auch alle Negervölker an. In Amerika sind alle Wilde, und auch in Asien sind noch jetzt, oder waren wenigstens alle großen Völker, besonders die Syrer und Araber, die Scythen und Perser, die Hindus und Libetaner, die Bewohner des Kautafus, die Chinesen, Lunlinesen und sibirischen Barbaren ebendiesem Dienste ergeben. Auch in Europa verehrten die alten Deutschen oder celtischen Völker, nicht weniger die Griechen und Römer gewisse Arten von Thieren. Man betete Thiere sowol wegen ihrer Schädlichkeit als wegen ihrer Nützlichkeit und überdem noch aus andern nicht so natürlichen und leicht zu findenden Ursachen an.“ Daß Thiere ihrer Schädlichkeit halber, andere des völlig umgekehrten Grundes halber in das Bereich des Erhabenen traten, schien den

ältern Psychologen gar nicht wunderbar, und das kann nicht auffallen, da sie den Begriff des Erhabenen und seine Forderungen in Bezug auf den Inhalt nicht kannten, sodaß die „entgegengesetztesten Gründe und Ursachen ohne Anstand als natürliche Widersprüche in den gemachten Religionsbegriff aufgenommen wurden“. Verhält es sich so mit den Schriftstellern einer frühern Periode, so scheint es in psychologischer Hinsicht kaum in neuester Zeit viel besser geworden zu sein. So findet sich in einem sonst trefflichen Werke von Fritz Schulze über Fetischismus\* folgende bemerkenswerthe Stelle: „Sowol dem Bewußtseinszustande als auch den Willensbestrebungen nach unterscheidet sich der Naturmensch wie im Bescheräh fast gar nicht, auf etwas entwickeltern Stufen sehr wenig von den Thieren. Die Welt der Thiere ist auch die seinige. Beider Interessen sind auch dieselben. Es ist also fast noch gar kein Unterschied zwischen dem Naturmenschen und dem höher organisirten Thiere. Wenn aber der Mensch noch nicht von diesen Thieren verschieden ist, so kann er sich auch noch nicht als ein von den Thieren gänzlich Verschiedenes wahrnehmen; sein eigenes Thun und Treiben und das der Thiere stimmen überein; es sind dieselben Bestrebungen (?), dieselben Motive bei beiden; der Naturmensch findet im Thiere sich selbst wieder, deshalb betrachtet er es nothwendig als seinesgleichen, als ihm in jeder Hinsicht ebenbürtig. So muß schon aus dem einfachen Grunde, weil Naturmensch und Thier de facto noch kaum verschieden sind, die Auffassung des Thieres als eines auf gleicher Höhe stehenden Wesens sich ergeben.“ So zersahen und verwaschen kann man sich den psychologischen Thatbestand, der täglich durch Experimente in jedem zoologischen Garten näher zu constatiren ist, zurechtmachen, um eine der merkwürdigsten psychologischen Erscheinungen zu erklären. Dazu kommt, daß auch Schulze den Begriffsinhalt des Erhabenen nicht erfaßt, denn hiernach kann es kein Motiv sein, Thiere, die „auf gleicher Höhe mit dem Menschen stehen“, als erhabene, anbetungsvolle Wesen aufzufassen. Die Psychologie des Urmenschen macht sich Schulze ohne jeden genauern Vergleich mit den Thieren zurecht. Es wäre, wie wir schon in der Einleitung schilderten, traurig um die Existenz des sogenannten Urmenschen bestellt gewesen, hätte er sich und seinesgleichen nicht von einem Tiger oder einer Hyäne genau zu unterscheiden, und zwar streng zu unterscheiden gewußt, und diese Thiere so zärtlich behandelt und angeredet wie seinesgleichen und seinen Nächsten. Diese

\* Fritz Schulze, „Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte“ (Leipzig 1871), S. 196.

crasse Unnatürlichkeit als etwas sich von selbst Verstehendes hinstellen, heißt eben nichts anderes, als sich von vornherein auf die Basis des Unnatürlichen begeben. Es ist gewiß psychologisch aufs höchste merkwürdig, daß es gerade die unliebenswürdigsten Thiere und die gefährlichen waren, welche der Urnensch in das Bereich der sittlichen erhabenen Nächstenliebe zog; aber eben der hierin liegende psychologische Widerspruch muß erst durch die Erkenntniß der Ursachen aufgelöst werden, bevor man solche Thatfachen einfach mit gänzlich unpsychologischen Anschauungen zu rechtfertigen sucht. Welches höhere Thier erkennt wol seine Jungen nicht wieder, und weiß sie nicht genau von andern Arten zu unterscheiden, welches Thier unterscheidet überhaupt nicht genau und scharf, und sozusagen schon durch Geruch und Witterung Freund von Feind. Gerade umgekehrt, bezüglich dieser Unterscheidungsschärfe bringen es die Thiere in ihren Erfahrungen auf das allerweiteste. Niemals aber können sich die für Feind und Freund erzeugten heterogenen Gefühle so mischen, daß sie verwechselt werden, es sei denn, die Thiere befänden sich gewissermaßen im Delirium, wovon sie indessen nichts wahrnehmen lassen. Die Unterscheidungsschärfe des Urmenschen aber kann nicht im Hinblick auf die so schwierig zu erklärende Thieranbetung unter die Unterscheidung aller Thiere herabgerückt werden. Wenn uns Beobachter aus der Thierwelt berichten, daß selbst die Bienen ihre Königin noch nach dem Tode gewissermaßen mit Liebfungen überhäufen und verehren\*, so liegt für uns darin kein psychologischer Widerspruch, selbst wenn das Factum vielleicht auf ungenauer Beobachtung beruhen sollte; wollte man hingegen uns berichten, daß die Maikäfer den Sperling verehren, so würden wir einfach den Kopf schütteln. Vom Urmenschen aber wird uns nur ein in die gleiche Kategorie fallendes Factum berichtet, und da gilt es nun nicht die Gesetze umzukehren, sondern die neuen Verbindungen nachzuweisen, welche eine solche scheinbare Umkehr bewirken konnten. Wir haben im Texte diese Verbindungen und ursprünglichen Ideenassocationen dargelegt und erkannt, daß sie ihren Grund in einer kindlichen und übertriebenen materialistischen Anschauung über das Verhältniß der Kräfte zum Körper hatten. Hieraus gingen eigenthümliche Anschauungen über die Natur des Leichnams und den Verbleib der Kräfte, welche sich andere aneigneten, hervor. Alle Menschenfleisch und Aas fressenden Thiere traten hierdurch in einen nähern Beziehungskreis zum Leichnam und zum Todten, und da man aus sittlichen Gründen den Leichnam des Verstorbenen ehrte, so traten mit der Zeit auch jene Thiere allmählich in den Kreis der sittlichen Verehrung.

\* Vgl. Bastian, II, 380.

Es ist charakteristisch für die psychologische Auffassungsweise aller dieser Thatbestände, daß man neben vielen unhaltbaren Erklärungen des Thiercultus auch zuweilen den richtigen Grund berührte, ohne hierauf besondern Werth zu legen, und so nur von fern den wirklichen Zusammenhang ahnte. So sagt Waitz\* in seinem berühmten Werke: „Die Anthropologie der Naturvölker“, II, 177: „Außer jenem allgemeinen Grunde der Verehrung mancher Thiere (vgl. Anmerkung) kommen oft noch besondere hinzu: man trägt eine religiöse Scheu vor ihnen, weil sich höhere Geister und mächtige Zauberer in sie verwandeln können, weil die Seelen der Todten bisweilen Thiergestalten annehmen, auch wol weil manche von ihnen Menschen fressen, Leichen ausgraben und auf diese Weise menschliche Seelen verschlingen und sich aneignen. Letzteres scheint z. B. bei den Kaffern, die ihre Todten den Wölfen preisgeben, der Hauptgrund ihrer religiösen Scheu vor diesen Thieren zu sein.“ Aus dieser Angabe blickt der ursprüngliche und eigentlich psychologische Zusammenhang deutlich durch; denn wir dürfen nicht vergessen, daß dieser von Waitz an-

---

\* Die Gründe, welche Waitz zur Erklärung des Thiercultus angibt („Anthropologie der Naturvölker“, II, 177), sind ähnlich denen, welche wir soeben bei Schultze kennen lernten. Er meint, das Treiben der Thiere erscheine dem Menschen dunkel und geheimnißvoll. (?) Als wenn das einseitige und gleichartige Auftreten der Raubthiere dem Menschen gegenüber noch Geheimnisse in sich schloße. Diese Art von Geheimnissen von vornherein zu errathen, war eben dem Menschen angeboren. Sodann schließt Waitz weiter, indem er sagt: „Dies wird verständlich, wenn man weiß, daß ihm alles für ein Thier gilt, was sich selbständig zu bewegen scheint, Töne von sich gibt und dergleichen. Der erste Dubelsack den sie (die Neger) sahen, war ein Thier u. s. w.“ Diese Art von ganz natürlich kindlicher Betrachtungsweise macht eben nichts Weiteres wie die Neugier verständlich, um herauszubekommen, ob das Ding wol ein gefährliches oder ungefährliches Wesen ist. Ist der Dubelsack nicht gefährlich, so wird er vom Wilden allmählich betrachtet und endlich gleichgültig beiseitegelegt, ist er aber eine gefährliche Maschine, so wirft er ihn von sich, um ihn niemals wiederzusehen; denn seine religiöse Nächstenliebe kann er nicht erwecken. Man wolle nur immer beachten, daß das pure Feindliche und Schadenbringende ebenso einseitig gehaßt und gemieden wird, wie das Ungefährliche vergessen. Erhabene Verehrung ziehen Objecte daher, wie wir sehen, nur dann auf sich, wenn wir durchfühlen, daß sie sich durch jene erziehende und Einflußübende eigenthümliche Doppelkraft Achtung und Interesse zu erwerben wissen, welche wir zusammengesetzt finden gleichzeitig aus Furcht und gerechter Liebe. Beide Gegensätze verschmelzen im sittlich Erhabenen.

geführte Thatbestand bei den Rassen sich auf eine Zeit bezieht, in der durch die längst eingedrungene Seelenlehre sich die ursprünglichen Anschauungen bereits längst geändert oder doch modificirt und durch weitere Abzweigungen und Zusätze zu den ersten Grundgedanken erweitert hatten. Allein sehen wir uns selbst diesen bereits modificirten Thatbestand an, den uns Waiz hier citirt, so kommen wir doch zu keiner folgerichtigen Erklärung desselben, wenn wir nicht auf die allgemeinere und ursprüngliche Weltanschauung recurriren; denn ein jedes Phantasma muß sich doch auf irgendeine bestimmtere Ideenassociation beziehen, und wenn Zauberer sich in Thiere verwandeln können, und die Todten bisweilen Thiergestalt annehmen sollten, so muß die Phantasie hinsichtlich solcher Vorpiegelungen doch bestimmte Beziehungen der Todten zu den Thieren vorgaukeln; denn ohne Verbindungen existirt im Geiste des Menschen eben kein Gedanke, sei er auch noch so phantastisch. Die Aufgabe, welche uns nun in psychologischer Hinsicht in Bezug auf den Thiercultus im einzelnen gestellt wird, ist die, für jede einzelne Thierart, welche sich in einen Cultus und innerhalb des religiösen Ideentreibes verflochten findet, genau die Ideenassociationen nachzuweisen, durch welche das geschehen ist. Diese Aufgabe, das ist leicht zu sehen, fällt im Grunde dem Detailforscher und Systematiker zu. Wir indessen haben uns hier nur im allgemeinen auf die leitenden Grundgedanken in psychologischer Hinsicht und in Hinsicht auf die historische Entwicklungslehre des Geistes zu beschränken.

Vorläufig nun haben wir es hier mit den feindlichen, gefährlichen und bössartigen Thieren zu thun. Wir haben durch den Verlauf der Ideenassociation in Bezug auf diese eine Vermenschlichung und Verwandlung nachweisen können, wir sahen ein, wie sie auf Grund abergläubischer Beziehungen und bestimmter Erfahrungen in das religiöse Interesse traten, und damit erklärt sich, wie sie auch mancherlei menschliche Verehrung und Nächstenachtung erfahren konnten. In Bezug auf die übrigen Thiere wird uns der weitere Verlauf der Urgeschichte das Nähere lehren. Es wird sich zeigen, daß die indifferenten, gutmüthigen und ungefährlichen Kleinern Thiere, die in den religiösen Ideentreibes eingetreten sind, denen daher das Furchtmoment bezüglich der Achtung mangelte, dasselbe erst nach der Erfindung des Feuerzündens und den sich hiermit allmählich wandelnden Opfercultus und Gestirbdienst erlangen konnten.\* Es sind also zunächst hier nur die

---

\* Bgl. zugleich Anmerkung hierüber im Texte oben bezüglich der Beziehungen der Thierarten zu Licht und Finsterniß durch ihre Farben, äußeres Aussehen und bestimmte Merkmale.

Raubthiere und Raubvögel, und die mit jenen wieder in einer häufigen Verbindung stehenden Thiere, welche in das Netz der ersten Ideenassociation in dieser Beziehung hineingezogen werden konnten. Es war in der That eine Art von „Leibeswanderungslehre“ (da von einer Seelenwanderung vor der Bildung eines Seelenbegriffs noch nicht geredet werden konnte), welche sich auf Grund dieser ersten Ideenassociationen ausspann. Da der Thiercultus mit dem Leichencultus in Verbindung stand, so erfuhr er in Aegypten denn auch eine sehr weit reichende Ausbildung. Wie sehr es in Aegypten zugleich vorzugsweise auch die menschenfressenden Raubthiere waren, welche hervortraten und die religiöse Phantasie belebten, beweist uns der Inhalt des altägyptischen Todtenbuchs, von dem wir nach den trefflichen Entzifferungen eines Champollion, Lepsius, Hinds, Lenormand und andern allmählich genauere Einsicht nehmen konnten. In der That finden wir in dieser merkwürdigen schriftlichen Todtenmitgift, welche man den einbalsamirten Leichen auf die Brust legte, daß sich Kapitel 27 — 42 auf die menschenfressenden Thiere beziehen. Der Todte bittet hier, daß er nicht von den Thieren verschlungen werden möge, und das Kapitel 42 enthält in mythischen Hinweisungen auf die Götter alles das, was er thun muß, um diesem Uebel zu entgehen, und im Falle er verschlungen wird, wieder lebendig herauszukommen aus dem Thierleibe.\* Da wir von Aegypten sprechen, so denke man ferner zugleich an den berühmten Dämon, welcher „der Verschlinger der Todten“ genannt wurde. Dieser Dämon wurde dargestellt als ein Thier mit dem Kopfe eines Krokodils, dem Vordertheile eines Löwen und dem Hintertheile des Flußpferdes.\*\*

Es liegt nicht in unserer Absicht, hier im einzelnen alle diejenigen Thiere aufzuzählen und deren Verehrung in den verschiedenen Ländern nachzuweisen, welche in den hier besprochenen Kreis, dessen Mittelpunkt stets das Verzehren von Menschenfleisch ist, hineingehören. Nur die in die Augen springendsten Arten wollen wir in dieser Beziehung kurz anführen. Eine große Verehrung fand der Löwe sowol in Aegypten wie im übrigen Afrika, und dort wo er zu Hause ist, ferner der Tiger in Asien und auf den Sunda-Inseln. Der Panther in seiner Heimat (auch im Dienste des Dionysos spielt derselbe eine Rolle und galt in etruskischen

\* Bgl. H. Lepsius, Das „Todtenbuch der Aegypter, nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin, mit einem Vorwort zum ersten mal herausgegeben“ (Leipzig 1842).

\*\* Bgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 540.

Gräbern als das Symbol der Unterwelt). Auch der (früher vor der Zähmung als freischneißendes Raubthier auftretende) Hund\* war als Symbol der Unterwelt im Gebrauch, und derselbe genoß mannichfache Verehrung, desgleichen der Schakal und der Wolf, im Norden der Bär, und ganz besonders in Nord- und Südafrika die Leichenräuberische Hyäne und der Luchs (der namentlich aber erst in der Zeit des Licht- und Feuertienstes, wie auch der Name andeutet, eine größere Rolle spielt; Lynx verwandelte Demeter in einen Luchs). Nach den Säugethieren kommen wir zu den Fleisch und Aas fressenden Vögeln. Hier ist zu nennen der Adler, der Geier, ferner der Kabe und die Krähe, alle diese Vögel stehen zu dem Thierkultus und der später sich hieran knüpfenden Thiersymbolik in engster Beziehung. Endlich aber sind noch von den übrigen in diesen Verbindungskreis der Ideenassociation gehörenden Thieren ganz besonders das Krokodil, der Kaiman und die schleichenden, gefürchteten und lebendige Thiere verschlingenden Schlangen zu erwähnen (wenngleich uns die hervorragende Bedeutung des Schlangenkultus erst in der spätern Periode, in der das Feuerzünden entdeckt wurde, vollends erklärlich werden wird.)\*\* Von den Fischen wollen wir den Hai nicht vergessen, der als großer Menschenfresser auf den Sunda-Inseln und in der Südsee große Verehrung findet. Besonders sind es auch die Malaien auf Malakka, welche den Hai als ihren Freund und Bruder an-

---

\* Die Zähmung und Abrihtung des Hundes ist in Asien und Europa kaum so alt, als gewöhnlich geglaubt wird. Layard hat auf den Jagdszenen gerade der ältesten assyrischen Denkmäler keinen Hund dargestellt gefunden. In der Bibel findet sich keine Spur von der Verwendung des Hundes zur Jagd, so sehr auch in der Geschichte Esau's sich Gelegenheit geboten hätte. Der Hirtenhund ist nur bei Hiob 30, 1 und Jes. 66, 10 fg. erwähnt. An allen Stellen erscheint der Hund stets als ein verächtliches und höchst gefährliches Thier, neben Löwen, Stiefeln u. s. w., ein Thier, das Leichen frisst und das Blut der Getödteten leckt. Jes. 15, 3 wird mit der Sendung von vier Plagen gedroht: des Schwertes zum Norden, der Hunde zum Schleifen der Leichen, der Vögel des Himmels und des Wildes der Erde zum Fressen und Verderben. Bei den Indern ist der Hund ein „unreines“ Thier, läuft er über die Opferstätte, so ist das Opfer gestört. Die wüthenden Hunde des Aitöon sind ein Nachklang der frühern Vorstellungen. Geiger hält nach seinen Untersuchungen dafür, daß das Urwort der Indogermanen den Hund nur anfänglich in ungezähmtem Zustande gekannt habe. (Vgl. das Genauere hierüber bei Geiger, „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft“, S. 466 fg.)

\*\* Vgl. die ersten Abschnitte des folgenden Bandes.

sehen, eine Anschauung, die hier auch vom Tiger und vom Krokodil gilt und über viele ostindische, philippinische und Südsee-Inseln verbreitet ist.\* Sehen wir, wie auf solche Art und Weise zwischen diesen gefürchteten Thieren dennoch von seiten des Menschen eine Art von religiöser Freundschaft geschlossen wurde, sodas er seine innigste Bruder- und Nächstenliebe auf sie ausdehnte, so werden uns namentlich im Hinblick auf die Leibeszwanderungsanschauung auch die in späterer Zeit der Mythenbildung hieran anknüpfenden Ueberlieferungen einer Verwandlung von Menschen in Thiere und umgekehrt leicht erklärlich. Und wenn uns altdeutsche Lieder von Siegfried's Vater und dessen Schwester Signe erzählen, das sie zu Wölfen umgewandelt wurden, so wird uns die große Reihe hierher gehöriger ähnlicher Sagen nicht mehr in Verwunderung setzen, da wir sehen, aus welcher Zeit der Uranschauung der Dinge sie herkommen, und woran sie erinnern. Besonders war es das später entstehende Zaubertum, das von den frühesten Schamanen und Priestern aufgenommen wurde, welches sich dieser Verwandlungslehre bemächtigte, und von vielen Zauberern Südafrikas findet noch heute der Glaube statt, das sie sich zu Thieren verwandeln können. In Senegambien sind es besonders die mit dem Feuer umgehenden Schmiede (die überhaupt durch das Feuerwesen, wie wir sehen werden, mit dem frühesten Zauber- und Schamanenthum noch in engerer Verbindung stehen), welche in dieser Beziehung gefürchtet werden. So hat sich denn der Glaube der Lylanthropie bis in die östlichen Niländer verbreitet. Richardson hat ihn in Bornu gefunden, in Bambarra, Monteiro bei den Marabis am Zambeze. Auch nach Westindien haben ihn die Neger mitgenommen\*\*, so tief konnte sich diese Vorstellungsweise einwurzeln und unausrottbar vererben.\*\*\* Das endlich auch die Thierfabel dieser gleichen hier besprochenen Wurzel ihre erste Entstehung verdankt ist selbstverständlich.

\* Bgl. J. Hawkesworth's „Account of the voyages undertaken for making in the Southern hemisphere by Capt. Byron, Wallis, Carteret and Cook“.

\*\* Bgl. Baiß, II, 180.

\*\*\* Die Thierverwandlungslehre ist von der umfassendsten Bedeutung, und unter allen Bölkern lassen sich deutliche Spuren hiervon nachweisen. Nicht nur bei den südlichen Bölkern, sondern auch bei Stämmen im hohen Norden findet sich die Thierverwandlungslehre mit den religiösen Gebräuchen (wie sie das dortige Schamanenthum ausübt) auf das innigste verflochten. Bgl. Ermann, „Die Stämme am Beringmeer, besonders die Koljuschen“ („Zeitschrift für Ethnologie“, von Bastian und Hartmann, Jahrg. II, Heft 4, S. 324). Das man in einer spätern Zeit, als die Verwandlungslehre zur herrschenden Anschauung geworden war, an vielen Orten den menschenähnlichen Affen als Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit. I.

Mit dem Thiercultus, dessen Ausgangspunkt für die Auffassung ursprünglich, wie dargelegt, der Leichenfraß und das Menschenfresserthum der Thiere war, tritt zugleich in sehr nahe Beziehung der verbreitete menschliche Kannibalismus der Urzeit.

Daß das Menschenfresserthum auch der heutigen Naturvölker mit religiösen Vorstellungen in Verbindung steht, ist eine nicht mehr neue Anschauung. Die meisten aufmerksamen Beobachter dieser Erscheinung haben uns hierüber Andeutungen geliefert, die sämmtlich zu verzeichnen hier nicht der Ort ist. Vgl. hierüber Gerland, „Die Bevölkerung der australischen Inselwelt“ („Zeitschrift für Völkerpsychologie“, V, 254), wo es heißt: „Die Leichen der Feinde wurden und werden zum Theil auch jetzt noch gefressen, so auf den Baunotu-Markasas, den Hervey-Inseln und Neuseeland, in früherer Zeit auch in der Tahiti- und Hawaigruppe, sowie im Tonga-Archipel. Es fragt sich, wie diese schauerhafte Sitte entstanden ist, die so fest eingewurzelt ist, daß man glaubt, auch die Götter fräßen die Seelen auf, und daß Krankheit geradezu als dies Aufgefressenwerden gilt, und man durch Geiserei, durch Mißhandlungen des Kranken den Gott, der ihn frist, zu verschrecken sucht. Man hat gemeint, der Mangel an Fleischnahrung habe die Menschen dazu getrieben, dieser Grund genügt nicht; denn es kann ebenso wenig dem Urmenschen in seinen Jagdgründen, wie dem Inselaner an Nahrung aller Art gebrechen. Waren vielleicht Haß, Rache und Kampfwuth die ersten Triebfedern? Was Achill in der Raserei des Schmerzes wünschte, den Hector roh aufzufressen, das führen in der That die Polynesier aus.“ Allein auch die Rache genügt nicht, und erklärt den Todtenfraß nicht seinem vollen Umfange nach; denn eine Reihe von Stämmen (besonders die Jan-Neger) verzehren nicht die Feinde, sondern vielmehr stets die Leichen ihrer AVerwandten und Kinder. Als man später nach Bildung des Seelenbegriffs auf Neuseeland das linke Auge als den Sitz der Seele ansah, so verzehrte man vornehmlich dort nur das linke Auge, das auf Tahiti zugleich jedesmal dem Könige angeboten wurde. Ferner vergleiche man das was Bowler, Bleek und Beddwe schreiben\* über die höhlenbewohnenden Menschenfresser von Südafrika, deren heutige Gewohnheiten noch deutlich an die der Urzeit zu erinnern scheinen. Auch hier in Südafrika fand sich, daß man nicht alle Theile des Körpers verzehrte, sondern hauptsächlich begnügte man sich mit

---

einen verwandelten Menschen ansah und verzehrte, kann aus dem consequenten Entwickelungs gange dieser Ideen gewiß nicht mehr wunderbar erscheinen.

\* „Anthropological Review“ (April 1869).

Herz, Leber und Hirn. Theile, welche abermals an die Seelenfuge (Plato) erinnern. Allgemein ließen die Gebräuche darauf schließen, daß weder Hunger noch Rache die Triebfedern dieser herabwürdigenden Gewohnheit waren, sondern es war allgemein die Anschauung durchblickend, daß man darauf ausging, sich Leben und Kräfte der Leichen anzueignen. Daß man überhaupt in der Urzeit auch bereits unter den Todten, die gefressen wurden, schon eine bestimmte Auswahl traf, bezeugen die Untersuchungen, welche Professor Spring in einer Höhle zu Chauvaux anstellte.\* Nach Spring ergibt sich zugleich, daß alle primitiven Völkerschaften, und besonders im nordwestlichen Europa Anthropophagen gewesen seien, und in manchen Gegenden bis zur Einführung des Christenthums diese scheußliche Unsitte beibehalten haben. Strabo sagt von den alten Irländern, welche man von dem Wandervolke der Kelten, den Bewohnern des heutigen Belgiens ableitet, daß sie zu seiner Zeit noch gierige Kannibalen gewesen wären, sodaß sie es als einen löblichen Gebrauch betrachteten, die Körper ihrer Verwandten zu verpeisen. Und der heilige Hieronymus erzählt in seinen Schriften, daß das Volk, Scoti oder Attacoli genannt, sich von Menschenfleisch ernähre, obgleich, setzt er hinzu, in ihren Wäldern reiche Heerden von Schweinen und anderm Vieh herumliefen und zu ihrer Verfügung ständen.\*\* Nehmen wir alle Thatfachen, die in dieser Beziehung sich reichhaltig sammeln lassen, zusammen\*\*\*, so werden wir mehr und mehr einsehen lernen, wie innig verflochten die Anschauungen und Vorstellungen hierüber mit denjenigen sind, von denen der früheste Leichencultus und Thiercultus ausging. Alle diese Erscheinungen stehen nicht vereinzelt da und beweisen aufs deutlichste, daß sie ihre Wurzeln in einer noch sehr naiven und halb thierischen materialistischen Weltanschauungsweise haben, welche sich nicht von dem Gedanken losmachen konnte, daß die getödteten Theile des Körpers zugleich in sich noch dessen Leben und dessen Kraftwirkungen trügen. Daher kam es, daß auf dieser ersten Weltan-

\* Vgl. hierüber „Ausland“, Jahrg. 1870, S. 504.

\*\* Ebend., S. 504.

\*\*\* Um nur noch Eins zu erwähnen, so wird uns von den Berichterstattern versichert, daß die Weiber der Botocuben ihre verstorbenen Kinder mit einer gewissen Zärtlichkeit verzehren. (Vgl. Waig, III, 446.) Dieser Fall, der uns auch von vielen andern Völkern berichtet wird, zeugt auf das Beste, daß sich in den Kannibalismus nicht nur schlechte, unästhetische Leidenschaften gemischt haben, wie man so vielfach früher des Glaubens war. Liegt im Kannibalismus eine gewisse Roheit, so liegt dieselbe nur in der niedrigen Stufe der Anschauung des Zusammenhangs der Dinge, nicht also in dem Gebrauche selbst.

Anschauungsstufe weder eine deutliche Seelenvorstellung, und (was innig damit zusammenhängt) auch noch keine klare, einsichtsvolle Todesvorstellung gebildet werden konnte. Der klarere Ueberblick, der noch mangelte, rief, wie wir hiermit sahen, eine in sich zusammenhängende Kette von Erscheinungen hervor, die innig verschlungen, uns in den Resten und fossilen Ueberbleibseln heute fast zauberisch entgegenstarren und in Bruchstücken noch in mancherlei Gebräuchen bei den alles so starr festhaltenden niedrigsten Naturvölkern unserer Zeit hängen geblieben sind. Es mag eine immerhin lange Periode der Urzeit gewesen sein, in welcher diese Anschauungen herrschend wurden und die große Reihe so merkwürdiger Sitten zum allgemeinen Ausdruck kamen, um sich zugleich über alle Stämme zu verbreiten. Es ist eben die erste und früheste und zugleich kindlichste Weltanschauungsstufe, die sich in diesen Gebräuchen spiegelt, eine Stufe, auf welcher mit psychologisch-er Nothwendigkeit jedes Volk und jeder Stamm einst in geistiger Beziehung gestanden haben muß, bevor er weiter vorwärts schritt. Allein so lange auch diese Anschauungsweise der Dinge ursprünglich geherrscht haben mag, der rastlose Geist drang dennoch vorwärts und schuf sich neue Erfahrungen und Stützen, von deren Schwungkraft getragen er zu höhern und weiter blickenden Anschauungen vordringen konnte. Eine solche Stütze wurde ihm in der Folge, wie wir sehen werden, ein tiefeingreifendes Ereigniß, das so epochemachend wurde, daß wir sagen können, daß durch seine Nachwirkungen ein in der That ganz neues geistiges Zeitalter anbrach, mit dem neue Begriffe und neue Vorstellungen auftauchten, die vorher noch schlummerten. Dieses große Ereigniß war die Erfindung des Feuerzündens.

# Die Urgeschichte der Menschheit.

---

Zweiter Band.



Die  
**Urgeschichte der Menschheit**

mit Rücksicht

auf die

natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens.

Von

**Otto Caspari,**

Docent an der Universität zu Heidelberg.

Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten  
Tafeln.

**Zweiter Band.**



Leipzig:

F. A. Brodhans.

1873.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

## Vorbemerkungen zum zweiten Bande.

---

Im ersten Bande dieses Werks wurde die früheste Entwicklungsgeschichte der Menschheit einer Betrachtung unterzogen. Der Mensch trat uns dort zunächst auf der rohen Stufe der Thierheit entgegen. Wir sahen, wie er von dieser niedern Stufe aus sich weiter entwickelte und sich bald im staatlichen Verbande in geistiger Hinsicht über die ihm nahe stehenden Thierarten erhob. Die Aufgabe des zweiten Bandes ist es nun, nachzuweisen, wie auf Grundlage der vollzogenen Culturanfänge der Mensch zu jener Höhe des Geistes gelangen konnte, die wir an den hervorragenden Völkern des Alterthums mit Recht bewundern.

Es wird sich uns im Verlaufe dieser psychologisch-historischen Entwicklung Gelegenheit bieten, die empirische Grundlage nachzuweisen, auf welcher das eigentliche Priestertum im Staate entstand und allmählich zu einer bedeutenden Macht neben dem weltlichen Herrschertum emporstieg. Unverkennbar verdankt die Menschheit ihre edelsten geistigen Güter, und namentlich auch die Anleitung zu den frühesten tiefem Culturbestrebungen im Staate, den Bemühungen des urgeschichtlichen

Priesterthums. Aber so viel auch das innere und äußere Culturleben der Menschheit dem naturkundigen Priesterthume der Urzeit verdankt, und so sehr in frühester Zeit das Gedeihen des Staates selbst durch dasselbe gefördert wurde, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß die Anfänge zu einem Culturleben bereits mit der ersten staatlichen Gestaltung sich im Menschenthume begründet hatten, die ersten Führer des Staates daher keineswegs als verdienstlos um die Cultur-entwicklung angesehen werden dürfen. Im Gegentheil, die Daten lassen mit Rücksicht auf die historisch-psychologischen Untersuchungen keinen Zweifel darüber, daß sich bereits vor dem ersten geschichtlichen Auftreten des Priesterthums im engerm Sinne ein primitives Religionsleben im Staate entwickelt hatte, welches vorerst in den weltlichen Herrschern und Fürsten und in der Gemeinde selbst seine Anlehnungspunkte fand. (Vgl. Bd. 1, Buch 3, Kap. 2 und 3.) Ich weiß recht wohl, wie vielen gegenwärtig noch herrschenden Meinungen und Anschauungen ich hiermit entgegenrete, aber ich bin mir bewußt, die empirischen Bedingungen historisch und psychologisch aufs genaueste geprüft zu haben, und fand, daß die Resultate in ihrer Folgerichtigkeit meine Voraussetzungen durchweg bestätigten. Will man mit Rücksicht auf das früheste urgeschichtliche Auftreten des Priesterthums und auf die sich später hiermit entwickelnde Kirche die letztere nicht schlechtthin die Tochter des Staates, sondern aus Pietät gegen die großen Verdienste des Priesterthums um die spätere Entwicklung des Staatslebens die Kirche die Schwester des Staates nennen, so lehrt uns doch die Geschichte, daß diese Geschwisterschaft leider sehr früh mit dem Fluche beladen wurde, mit dem so vieles Irdische behaftet ist. Dieser Fluch ist die Unverträglichkeit. Nicht wie edle Geschwister haben sich

diese beiden gleichberechtigten und durch den Rathschluß der Vorsehung berufenen Erziehungsfactoren der Menschheit (deren einer auf Geist, Gesinnung und Gemüth einwirken, der andere aber die äußern Handlungen der Menschen richterlich beaufsichtigen und leiten soll) miteinander vertragen, sondern sie haben sich im Gegentheil zumeist einander angefeindet, und nicht selten war es priesterlicher Hochmuth, der, sich weiser dünkend als die weltliche Regierung, auf Kosten der Letztern die Schicksale der Völker allein zu leiten sich anmaßte. Nicht alle Völker wußten sich vor den Folgen zu bewahren, welche eine solche ungerechte und einseitige Ueberhebung herbeiführte. Wie eine im Rapidarstil geschriebene Warnung tritt in dieser Beziehung dem Geschichtsforscher die verhältnißmäßig so bald erfolgende geistige Erstarrung und Versteinerung jener orientalischen Culturländer entgegen, in denen so früh und so hoffnungsvoll die geistigen Bestrebungen der Menschheit begommen hatten. So viel im allgemeinen.

Was nun die in diesem Bande behandelten Einzelheiten anlangt, so wolle man nicht vergessen, daß es hier nur darauf ankam, zum ersten male die Grundzüge zu einer allgemeinen geistigen Urgeschichte der Menschheit zu entwerfen; eine große Reihe von untergeordneten Punkten mußte daher unberücksichtigt bleiben. Sollte das Buch eine handliche und übersichtliche Form behalten, so war es ferner geboten, den Leser nicht durch Mittheilung des massenhaft vorliegenden Belagsmaterials zu ermüden; nur das Wichtigste und Werthvollste davon war ich daher herauszugreifen bemüht. Ueber viele der behandelten Stoffe fehlte es bisher gänzlich an Vorarbeiten, ich habe keine Mühe geschenkt, um dieselben durchzuführen, und hoffe dadurch mannichfache Anregung zu weiteren Untersuchungen

gegeben zu haben. Leider erst nach dem Druck dieses Bandes kam mir das vortreffliche und umfangreiche Werk von Heinrich Wuttke: „Geschichte der Schrift und des Schriftthums“ (Bd. 1, Leipzig 1872), zu Händen; doch war es mir angenehm, zu bemerken, daß sich unsere Anschauungen über die Entstehung und Aufnahme des Schriftwesens im wesentlichen berühren.

Zum Schlusse meiner Arbeit lag es mir nahe, zugleich eine Reihe von wichtigen philosophischen Problemen, welche auf die folgerichtige Entwicklung des Geistes und auf die Lehren der Geschichte Bezug nehmen, der Betrachtung zu unterziehen. Diesen Untersuchungen durfte ich mich mit um so größerer Vorliebe hingeben, als es mir der behandelte Stoff nahe legte, den Versuch zu wagen, die Probleme der Philosophie nicht blos durch rein theoretische, der Denkweise einer bestimmten Schule entlehnte Speculationen zu lösen, sondern eine unbefangene Prüfung derselben an den Gesetzen und Lehren der psychologischen Entwicklung des Geistes und vorzugsweise an den Thatfachen der Geschichte überhaupt anzubahnen.

Heidelberg, im October 1872.

**Der Verfasser.**

## Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

Vorbemerkungen zum zweiten Bande .....	Seite V
--	------------

### Viertes Buch.

## Die Feuererfindung und ihr Einfluß auf die Entwicklung der Religion.

### 1. Einleitung.

Hinweis auf den Werth der Feuererfindung in innerer und äußerer Beziehung rücksichtlich der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. — Der Begriff des Ueber Sinnlichen und Unsichtbaren und Hinweis auf die sich auf diesen Grundbegriff aufbauende neue Weltanschauung mit Rücksicht auf den empirischen Anstoß durch die Feuererfindung .....

3

### 2. Die Feuererfindung.

Hinweis auf das Wachsthum der Kunsttriebe während der Steinzeit. — In welcher Art und wodurch angeregt konnte der Urmench der Steinzeit zur Feuererfindung vorschreiten? — Vorläufige Hindeutung auf die Folgen der Feuererfindung für die tiefere Entwicklung des religiösen Ideenlebens. — Die bisher geltenden Hypothesen in Bezug auf die Feuererfindung. — Zurückweisung der Ansicht, daß die Erdbebenquellen und Vulkane Veranlassung zur Entdeckung des Feuerzünbens gegeben haben. — Abweisung der Ansicht, daß die Beobachtung der Entstehung von Waldbränden dem Urmenchen den Vorgang zur Feuerzünbung ursprünglich in die Hände spielte. — Nothwendigkeit sehr häufig gemachter Beobachtungen nach einer Richtung hin in Rücksicht auf alle ursprünglichen Entdeckungen. — Aneignung bestimmter

Manipulationen und durch Gewohnheit erworbener Geschicklichkeit im Schleifen und Reiben von Holz- und Steinblöden als äußere Vorbedingungen zur Erfindung des Feuerzündens. — Weshalb konnten nicht alle Stämme und Rassen ursprünglich zugleich zur Feuererfindung vorschreiten? — Hinweis auf diejenigen Glieder der in Arbeitstheilung lebenden Urgemeinden, welche zuerst dasjenige Maß von Geschicklichkeit und Combination erwarben, das zur Erfindung nothwendig war. — Das Arbeiterthum der Urzeit. — Die Lahmen und Krüppel als arbeitende Sklaven der Urgemeinden und ihre Beziehung zur Feuererfindung nach den Traditionen der Völker. — Die höchsten kaukasischen Stämme in Rücksicht auf ihre Begabung und in Hinsicht auf ihre Traditionen als die Erfinder der Feuerzündung. — Hinweis auf die Stufe der Achtung und des Erhabenen, auf die sich die ersten Feuererfinder ursprünglich stellten. . . . . 9

### 3. Die Entstehung des Schamanenwesens und des Priesterthums der Urzeit in Rücksicht auf die Feuererfindung.

Die Religionsentwicklung ursprünglich Hand in Hand gehend mit den Kulturfortschritten. — Die erste hervorragende Erfindung und deren psychologische Rückwirkungen. — Kunstbegabung, Erkenntnistrieb und sittlich religiöse Begeisterung, deren ursprüngliche embryonale Individualität und Verschmolzenheit in der Erscheinung des ursprünglichen Zauberkthums. — Hindeutung auf den Uebergang von der naiven, rein sinnlichen Beziehungsweise von Ursache und Wirkung auf eine überfluthete, geheimnißvolle Betrachtung der Zusammenhänge der Naturkräfte durch den Anstoß der Feuererfindung. — Die Zauberer der heutigen Naturvölker und die Feuerschamanen der Urzeit. — Die magisch hervorgerufene Flamme in der naiven Phantasie des Urmenschen als Schlange und der hieran anknüpfende weitverbreitete Schlangencultus. — Die ursprüngliche Stellung der Feuerzauberer in Bezug auf das Wesen der Erhabenheit. — Die sich entwickelnde fetischistische Erhabenheit von Feuer, Wasser, Rauch, Luft und den geweihten Zaubermaterialien von Holz und Stein. — Hinweis auf die Erhabenheit, in die sich nunmehr folgerichtig und im Zusammenhang die leuchtenden Gestirne zu kleiden beginnen, und die hiermit auftauchende, auf den Makrokosmos gerichtete Weltanschauung . . . . 42

### 4. Die Weltanschauung der Feuerzeit und deren religiöse Gebräuche und Erscheinungen.

Der Aufschwung der Phantasie. — Die Objecte des Makrokosmos lagen ursprünglich nicht im Bereiche der dauernd interessirenden Auffassung.

— Rückblick auf die ursprüngliche Entwicklung des Erhabenheitsbegriffs im Nächstenkreise. — Die Feuererfindung und die sich daran anknüpfenden religiösen Gebräuche als empirische Anstöße zur Entwicklung tiefern und dauernden Interesses an den leuchtenden Erscheinungen am Himmel. — Die sich über die leuchtenden Erscheinungen des Himmels und über bestimmte Naturobjecte, wie Stein, Holz, Feuer, Wasser, Rauch, Sturm, Wolke und Gewitter nunmehr folgerichtig ausbreitende fetischistische Anschauung. — Die Zunahme des Farbensinnes der Völker während der ersten Feuerzeit und der sich durch den Fetischismus des Lichts und der hiermit associirten Zauberfarben erweiternde Thiercultus. — Erklärung des vorzugsweis religiösen Interesses für die Vögel. — Rückwirkungen der sich jetzt auf den Makrokosmos richtenden Weltanschauung auf den Kultursinn der Völker, insbesondere auf die Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht. — Hinweis auf die neue Begriffsbildung während der Feuerzeit.....

80

**5. Die Ausbildung des Seelen- und Geistesbegriffs während der Epoche der Feuerzeit und des emporstauenden Fetischismus.**

Die in Rücksicht auf die Weltanschauung der frühesten Feuerzeit sich im Zusammenhange eigenthümlich auflärenden Erscheinungen von Zeugung, Geburt, Mannbarkeit, Krankheit und Tod. — Die Seele als glimmendes Feuer und rauchender Athembampf. — Die Zeugung als Feuerreibung und der sich entwickelnde und verbreitende Phallosdienst. — Die Leichenverbrennung. — Der blutige Opfercultus und die Menschenopfer. — Die Auffassung der Krankheit als Befledung, Verdunkelung und Verunreinigung des lichten Seelenfeuers im Körper und der hieran sich anknüpfende medicinische Zauber der Urzeit. — Die Heilung als Reinigung.....

96

**6. Die früheste fetischistische Betrachtung der leuchtenden Himmelserscheinungen.**

Die Gestirne in der ursprünglichen Anschauung als magische Feuer, entzündet von Zauberpriestern und zauberischen Lichtherren. — Die sich allmählich ausbildenden tiefen Abhängigkeitsgefühle gegenüber den zauberhaft erscheinenden Naturgewalten. — Das Auftauchen des ästhetischen Erhabenheits- und Unendlichkeitsbegriffs in Bezug auf den Makrokosmos. — Die hiermit vor sich gehende genauere Trennung von Göttern und Priestern bei den Culturvölkern. — Die Idolatrie und deren Beeinträchtigung des Erhabenheitsbegriffs. — Die Unterdrückung der Idolatrie bei den Hebräern in Rücksicht auf die höhere Ausbildung des Erhabenheitsbegriffs der Gottheit. — Nicht alle Völker

der Erde sind gleichmäßig und gleichweit in die Weltanschauung der Feuerzeit mit ihrer Begriffsbildung eingetreten. . . . . 114

### 7. Die Religionsanschauungen der niedrigsten Völkerstämme mit Rücksicht auf die religiösen Anschauungen der Urzeit.

Der Seelen- und Gespensterbegriff bei den Australiern. — Die Leichenverbrennung der Australier. — Die sogenannten Gottheiten der Australier sind Traditionen, die sich an die Geschichte mächtiger Zauberpriester anlehnen. — Mangel des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs bei den Australiern. — Die Religionsanschauungen der niedrigsten Brasilianer. — Die an die thierisch-naive Weltanschauung erinnernden Religionsstitten der Brasilianer, insbesondere in Bezug auf Leichencultus und Menschenfresserthum. — Unklare Seelenbegriffe bei den Brasilianern und Mangel jeglichen makrokosmischen Erhabenheits- und Gottheitsbegriffs bei allen diesen Völkern. — Untersuchung des Wortes Tupan. — Die Südafrikaner und deren Religionsanschauungen. — Mangel aller makrokosmischen Erhabenheitsvorstellungen und Gottheitsvorstellungen bei diesen Völkern. — Niedrige und thierische Sitten dieser Stämme überhaupt. — Thierische Behandlung ihrer Leichname. — Hinweis auf die höhere Durchbildung des Seelenbegriffs, des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs und der dem entsprechenden Gottheitsbegriffe bei den höher entwickelten Culturvölkern. . 137

### 8. Die Priesterkämpfe der Urzeit unter den begabtesten Culturvölkern.

Rückblick auf die Geistesentwicklung während der Feuerzeit. — Die Lehren des entstandenen Zauber- und Priesterthums als neue Offenbarung im Kampfe mit den herkömmlichen religiösen Sitten und Gebräuchen der frühesten Zeit. — Rückblick auf die ältesten Religionsstitten. — Hinweis auf die Kämpfe der Flamines mit den weltlichen Fürsten und Oberhäuptern. — Die hierdurch entstehenden socialen Kämpfe der beteiligten Völker und die durch diese Kämpfe hervorgerufenen Spaltungen und Auswanderungen. — Die Ueberlieferungen und Sagenanklänge an die Priesterkämpfe bei den begabtesten Völkern. — Hinweis auf die anfängliche Berechtigung der Priester im Kampfe gegen ihre Widersacher bezüglich der Verbreitung ihrer neuen Lehren, Künste und Anschauungen. — Die spätern frevelhaften Uebergriffe der Priester gegen die weltlichen Machthaber und das übermüthige Streben der Priester nach größerem weltlichen Besitz und weltlicher Macht. — Die weltliche Herrschaft bildet keine Präponderanz der geistlichen Macht, sondern sie fordert durch rechtmäßige Arbeitstheilung deren Ergänzung und Mithilfe zur gemeinsamen Erziehung und Fortbildung des Volkes. —

Das Uebersehen dieser Wahrheit und der daraus entspringende Despotismus in Bezug auf die geistige Fortentwicklung der Menschheit von seiten der Priesterkaste. — Das Streben nach Alleinherrschaft des urgeschichtlichen und geschichtlichen Priesterthums ..... 157

9. Der Mythos in Rücksicht auf die religiöse Entwicklungsgeschichte der Urzeit.

Der Aufschwung der Phantasie zur poetischen Begeisterung. — Der mythische Proceß als Bruchstück der ursprünglichen religiösen Entwicklungsgeschichte. — Die sittlich-poetische Begeisterung im Dienste der ursprünglich religiösen Weltanschauung. — Durch welche Stütze getragen geschah die allgemeinere Verbreitung der Mythen über verschiedene Völker hinaus mit verschiedenen Culten und Gottheitsanschauungen? — Die Traditionen und die tiefeingreifenden geschichtlichen Erlebnisse und ihr Werth in Bezug auf den mythischen Proceß. — Die Traditionen als ursprünglich objective Wurzeln des Mythenaufbaues. — Der mythische Proceß verglichen mit dem Sprachproceß. — Das verständliche Wort als Schmelzproduct von innerer Sprachform und Laut, die ursprüngliche Mythe als Schmelzproduct von Elementen der kosmogonischen Anschauung und geschichtlicher Tradition. — Die Feststellung von Wurzelmythen oder Stammsagen gegenüber den Fortbildungen und Verzweigungen derselben zu ausgedehnten Sagentreisen. — Hinweisungen auf die Anfänge einer wissenschaftlichen Behandlung der heutigen Mythologie mit Rücksicht auf die Arbeiten von Steinthal, Müller und Kuhn. — Die Complicirtheit der im mythischen Proceß wirkenden Gesetze. — Der Begriff des Mythos und Hinweis auf die verschiedenen Entwicklungsphasen des mythischen Processes. — Das ursprüngliche Hervortreten des traditionellen Elements während der ersten Phase des mythischen Processes. — Die kosmisch-religiöse Symbolik und der vorherrschend physikalisch-religiöse Charakter der zweiten Phase. — Die Ausartung des Mythos nach seiten einer freien und willkürlichen poetischen Gestaltungsgabe und der Uebergang des mythischen Processes in die kosmogonische Speculation während der letzten Phase. — Die im urwüchsigsten Mythos gemeinsam verschmolzenen ethisch-didaktischen (historischen) und physikalischen Elemente. — Hinweis auf die gemeinsamen Ausgangspunkte des Priester- und Naturforschertums von der Basis der im Mythos verschmolzenen religiösen und physikalischen Elemente. — Uebergang zum folgenden Abschnitt ..... 181

## Fünftes Buch.

## Der ursprüngliche Aufschwung des intellectuellen Lebens.

## 1. Die Rückwirkungen der makrokosmischen Anschauung auf den Vorstellungsproceß.

Seite

Die Entwicklungsgeschichte und die Erscheinung der Katastrophe. — Rückblick auf den bisherigen Entwicklungsgang des Geistes. — Die hohe Entwicklung der ackerbautreibenden Culturvölker nach seiten ihrer Naturanschauung und Auffassung des Erhabenen und Unendlichen. — Die sich an der Hand der Regelmäßigkeit und Stetigkeit der makrokosmischen Erscheinungen aufschwingende Geistesentwicklung. — Die ruheloße abschweifende Phantasie gegenüber der Stetigkeit des tiefern Nachdenkens. — Die Einschränkung der Phantasie, die Zunahme der geistigen Sammlung und die tiefere Ausdehnung des Nachdenkens. — Das sich in Rücksicht auf die Erscheinungen des Makrokosmos stärkende Zeit- und Raumbewußtsein, und die sich hieran von neuem aufschwingende Geistesentwicklung. . . . . 211

## 2. Die ursprüngliche Entwicklung des Schriftwesens.

Rückblick auf die äußern Stützen und Behelfe zur Ausbildung der tiefern Seelenthätigkeiten. — Die Schrift als neue Stütze der durch die Sprache bereits gehobenen Gedächtniskraft. — Die Schrift ist ebenso wenig wie die Sprache in ihren Anfängen eine Erfindung. — Die natürlichen und primitiven Anfänge des Schriftwesens. — Der Bildungsproceß der Schrift verglichen mit dem Sprachbildungsproceß. — Unterschiede zwischen beiden Vorgängen. — Das primitive Schriftwesen der Urzeit und der niedern Völker. — Die Tätowirung. — Die Schrift unter den Culturvölkern. — Die amerikanischen Culturvölker sowie die Aegypter und die Völker der Keilschriften als die vorzugsweise schriftschöpferischen Völker der Erde. — Die phonetische Schriftstufe und die Mexicaner. — Die Fortbildung der Schrift auf der phonetischen Stufe verglichen mit der Fortbildung der Sprache auf der dem entsprechenden charakterisirenden Stufe. — Die alphabetische Schriftstufe und die Aegypter. — Die Hieroglyphen und das hiermit verbundene Gemisch der Schriftweisen. — Die Hebung der intellectuellen Kräfte durch die Schrift. . . . . 230

### 3. Die Entstehung der Zahlzeichen.

Die Steinkreise als selbstverständliche niedergezeichnete Zahlzeichen. — Das Zählen als schärfstes und bestimmtestes Merken und Erinnern. — Die Unterstützung des Zählens als schärfste künftende und sondernde Verstandesoperation vermöge der Zahlzeichen als dauernde Erinnerungsmerkmale. — Hinweis auf die schwächere und undeutlichere Zahlunterscheidung der Thiere. — Die Feststellung der Zahl als vergleichbare Größe in Rücksicht auf einen constanten objectiven Grundmaßstab. — Das Zählen der niedern Völker durch Körpermaße, wie Finger und Handbreiten. — Das Zahlenmerken durch den Quipu und die Verbreitung dieser Zahlenmerkmale. — Hinweis auf die Hervorbildung der Zahlzeichen aus den Bildschriften. . . . . 253

### 4. Der Einfluß der Schrift auf Mythos und Religion.

Rückblick auf die drei großen Entwicklungsauslöse des Geisteslebens. — Der Anstoß und die Einwirkung der Schrift auf die zur Zeit noch phantastische und mythische Denkweise. — Die frühesten Aufzeichnungen noch völlig vom mythischen Proceß beeinflusst. — Die Aufzeichnung der Sagenkreise durch die Priesterwelt und die schärfere Charakterisierung der Sagen unter dem Einflusse der Schrift. — Die ursprünglich nur dem Eingeweihten zugänglichen Priesterschriften und die sich an den Schriftsakungen ausbildende Priesterlehre. — Der Aufschwung des Priestertums durch die Schrift, der sich neu begründende Wechselverkehr der Priester in Rücksicht auf Sagen und Lehren, und die Zusammenfassung der Localculten innerhalb eines Volkstheiles zu bestimmten herrschenden Göttersystemen. — Der im polytheistischen Göttersystem anerkannte und hervorgehobene Mittelpunkt eines Götterkönigs als Entwicklungskeim des Monotheismus. — Die Licht- und Schattenseiten des Schriftwesens und die Möglichkeit dauernder Festlegung des Irrthums durch den Buchstaben . . . . . 266

### 5. Die beginnende Himmelspeculation in Form der Astrologie und die auf Maß, Eintheilung und Berechnung sich gründende klare Erkenntniß.

Rückblick auf das bisherige Wachstum der Anschauungen. — Die sich durch die Sternentzung unwillkürlich einführende Berechnung und Wissenschaft der Gestirne und des Makrokosmos. — Die Astrologie als Appendix des mythischen Proceßes. — Das Bestreben zur Aufsuchung eines festen objectiv hervorragenden Stützpunktes zur Maßnahme der Beobachtung und zur Grundlage klarer und übereinstimmender Erkenntniß. — Die Anknüpfung aller Entwicklung an

einen hervorragenden Mittelpunkt zur übereinstimmenden Sammlung der Bewegungen. — Nachweis der Gültigkeit dieses Gesetzes in Bezug auf die Entwicklung der Außenwelt und Innenwelt. — Das Siebengefüß als Mittelpunkt und Orientierungspunkt der Gefüßbewegung in den Anschauungen der alten Völker. — Die Vorstellung des ewigen Wechsels und die Apperception des Begriffs der Ewigkeit. — Das in der Vorstellung Endlose und Unerfaßbare gegenüber dem Begriff der wahren Unendlichkeit und Unvergänglichkeit. — Der klare Erkenntnißanfang und die Erkenntnißgrenzen der Vorstellung. — Die Grenzvorfstellungen der Raumleere oder des Chaos und der Zeitleere. — Die höchste und niedrigste Erkenntnißgrenze und die Vorstellung vom Weltanfang im Chaos. . . . . 281

#### 6. Der Uebergang des mythischen Processes in die kosmogonische Speculation.

Die letzte Phase des mythischen Processes. — Rückblick auf die Anschauungen der Priesterwelt in Bezug auf das heilende Licht und das unheilvolle Dunkel, sowie auf die sich daran knüpfenden Vorstellungen von Zeugung, Seele, Krankheit, Tod u. s. w. während der Feuerzeit. — Die neuen Anstöße der Himmelskunde in Bezug auf das Erkenntnißleben. — Unterschied der kosmogonischen Lehren von der bisherigen Vorstellungsweise der Dinge und von der später entstehenden philosophischen Denkweise. — Das Sammelwesen heiliger und mythischer Priesterchriften. — Die Entwicklung des Priesterthums in Aegypten und die ägyptisch-kosmogonische Götteranschauung. — Die Hierarchie und Dogmatik als Hemmschuh der weitem Entwicklung des Geisteslebens im Orient. — Griechenland als einzige Stätte der weitem Entwicklung des Erkenntnißlebens. . . . . 303

#### 7. Fehler, Mängel und Unklarheiten der frühesten kosmogonischen Priesterspeculationen.

Hinweis auf den Werth der Untersuchung der ursprünglichen und frühesten Verirrungen des Erkenntnißtriebes. — Die Idee der Unvergänglichkeit und Ewigkeit und die gleichzeitige Apperception der dieser Idee widersprechenden Erscheinungen. — Die Vorstellung von der Schöpfung des Weltganzen aus dem Chaos durch die formende Hand der Götter und Hinweis auf die Gleichnisse, deren sich der kindliche Geist bediente, um diese Anschauung vorstellbar zu machen. — Der philosophische Erkenntnißtrieb verglichen mit dem Kunst- und Gefaltungstriebe. — Der Zerstörungstrieb der Kinder und das erste Gebaren des Erkenntnißtriebes. — Werth und Unwerth dieser Thätigkeit bezüglich der Einsicht in den wahren Sachverhalt. — Die

Vorstellung des Chaos als Weltleere und formlose Zerföhrtheit des Weltalls. — Weshalb diese Anschauung nicht als Anfang und Fundament der Entwicklung gedacht werden kann. — Worthlosigkeit der Frage nach dem Beginn und Ende des Weltalls überhaupt. — Die formlose Leere und das Chaos gegenüber dem Begriffswerthe der Substanz als unvergänglich in sich klare Weltordnung. — Die Grundregeln der Kunst und Erkenntniß in ihren gleichartigen Forderungen. — Die Construction des Weltalls als Weltordnung und die chaotischen Zustände als accidentelle Zwischenzustände. — Der Proceß der Kunst und der Erkenntnißproceß in ihrer Aehnlichkeit der Thätigkeit, und ihre Verschiedenheit der Aufgabe. — Licht und Finsterniß als Gegensatz der äußern Grundanschauung, und die Beziehungen derselben zu dem innern Gegensatz der geistigen Vorstellungsverhältnisse. — Das Licht kann nicht aus der Finsterniß stammen, ebenso wenig wie die Weltordnung aus dem Chaos. — Rückblick und nochmaliger Gesamthinweis auf die Entstehung der mangelhaften Vorstellungen und ursprünglichen Verirrungen des priesterlichen Erkenntnißlebens . . . . . 322

### 8. Die ursprüngliche Entwicklung der Künste und die sich ergebenden Sätze einer mit den Gesetzen der Aesthetik und den Thatfachen der Geschichte übereinstimmenden Philosophie.

Völliger Mangel alles eigentlichen Schönheitsinnes innerhalb der ursprünglichen Auffassungsweise des Urmenschen. — Die Kunstentwicklung ursprünglich in völliger Abhängigkeit von der aufstrebenden Religion. — Das ursprüngliche Vorherrschen des Maßlosen, Unförmlichen und Häßlichen in der frühesten Naturgeschichte sowol wie in der Urgeschichte der Kunstentwicklung. — Der in der irdischen Naturgeschichte und in der Urgeschichte des Geisteslebens unverkennbare Entwicklungsproceß zum Vollkommenen. — Ist die Idee der Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen an sich als völlig umfassend und nothwendig anzunehmen und somit auf die Bewegung des Weltganzen übertragbar? — Gründe, die sich hiergegen geltend machen. — Das Weltganze als das unvergänglich Vollkommene und der Abfall vom Vollkommenen ins Unvollkommene als partielle und accidentelle Phase innerhalb des Weltganzen. — Das planetarische Leben der Erde innerhalb einer solchen Phase der Unvollkommenheit und das sich hiermit ergebende Streben zum Progreß auf allen Gebieten des Lebens und der Umgebung. — Die Kunst in ihrer geschichtlich raschern Entwicklung in Bezug auf das Ideal gegenüber der Entwicklung der Erkenntniß und des sittlichen Willens . . . . . 352

### 9. Die Entstehung der Kunstidee und die geschichtliche Thatsache der Aberration.

Rückblick auf die erste Ausbildung und Entwicklung der ursprünglichen Kunstfertigkeit. — Das Unförmliche in der urgeschichtlichen Kunst. — Die Leitung der Kunst durch die Religion, und die erste Ausbildung der Künste durch die Priester. — Die Kunstidee, ihre Verwandtschaft zum philosophischen Princip und ihre Entstehung und Abklärung durch die Betrachtung des Makrokosmos. — Gefühl, Erkenntniß und Handlungsweise, verglichen in ihrer verschieden raschen Entwicklung in Bezug auf das Ziel ihrer Bildung. — Die ästhetischen Proportionen und Bewegungen innerhalb der Breite des Schönen und die positiven und negativen Werthe der Dissonanzen und unästhetischen Aberrationen. — Die Harmonie und die sie bekämpfenden Störungen in Bezug auf die Aufgabe des Künstlers. — Die sittlich-ästhetischen Anforderungen an die Bewegungen der Atome im Weltall des Schönen und Hinweis auf die Entstehung der Aberration und des Nebels. — Das Kunstwerk als Sieg der Harmonie über die störenden Conflict. — Die Gewißheit und Nothwendigkeit in der Wahrnehmung, entstehend durch den begrenzenden Gesamtblick auf die sich empirisch ausschließenden Unwahrscheinlichkeiten. — Hinweis auf den Werth und Unwerth der kleinen und zu großen Dissonanzen in Bezug auf die sittliche Aufgabe im ästhetisch geordneten Weltall. — Spiegelung dieser sittlichen Aufgabe in dem harmonischen Verhalten der Theile und Theilchen zueinander im vollendeten Kunstwerke. . . . . 362

### 10. Das Wesen der religiösen Idee und die Religionsstifter.

Religion, Kunstsinne und primitives Erkenntnißleben in ihrer Verwandtschaft und Wechselwirkung untereinander. — Recapitulation der urgeschichtlichen Religionsentwicklung. — Das Streben nach sittlicher Vollkommenheit und die psychologische Entstehung der Erlösungsidee. — Das Auftreten der Religionsstifter in den subtropischen Ländern als dem Haupttheater der religiösen Entwicklungsgeschichte. — Die Lehre Zoroaster's als ursprünglicher Brennpunkt der Entwicklung der moralischen Idee im Religionsleben der Urbölker. — Confucius, der Verkünder der Erlösungsidee in China. — Die Erlösungsidee in Indien. — Die religiösen Eigenschaften der alten Hebräer und die historischen Schicksale dieses Volkes. — Die Hebräer werden der Knotenpunkt der höhern religiösen Entwicklungsgeschichte des Orients. — Das Auftreten Christi. — Das Beispiel seines Lebens als Zielpunkt sittlicher Handlungsweise. — Die Unfähigkeit der Willenskräfte, sich zur Höhe eines reinen Handelns zu erheben, und das Zurückbleiben der sittlichen Entwicklung gegenüber der Entwicklung der Kunstanlagen. — Die

Bermittelung der Erkenntniß und die Wechselwirkung aller geistigen  
Entwickelungsfactoren. — Das zukünftige Geistesleben . . . . . 400

### 11. Die Pythagoreer.

Die Förderung der urgeschichtlichen Priesterbeschäftigungen, insbesondere die hervorragende Förderung von Musik, Himmelskunde und Mathematik durch die Pythagoreer. — Die Verschmelzung der Grundideen von Kunst und Wissenschaft und Religion in der pythagoreischen Weltanschauung und der Hinweis auf die Idee des Kosmos . . . . . 424

### 12. Rückblicke und philosophische Ergebnisse.

Kant's Ansicht über die Natur der „Dinge an sich“. — Die Veränderung der Anschauung durch den fortschreitenden Wechsel des innern Gesichtspunktes. — Rückblick auf die Thatfachen, welche diesen Wechsel in der Geschichte des Menschengestes zu Stande gebracht haben. — Der Verlauf der äußern historischen Ereignisse zwingt die Seele zur Anknüpfung an hervorragende Stützen, welche die Körperwelt bietet, und diese werden zu Behelfen der geistigen Entwicklung. Die äußern Stützen spielen gleichsam die Rolle einer Stufenleiter. — Der geschichtliche psychologische Entwicklungsproceß lehrt eine tiefere Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwelt, und Mikrokosmos und Makrokosmos. — Ist diese Wechselwirkung Zufall? — Leibniz und der Gedanke der Harmonie. — Die Thatfachen unserer nähern Umgebung widersprechen der Harmonie. — Auch Herder erblickt überall Harmonie, ohne indessen den Umfang der Uebel im naturgeschichtlichen Entwicklungsproceß genügend zu übersehen. — Die Harmonie offenbart sich nur im Hinblick auf die Gesammtercheinung des Makrokosmos, spricht sich im reinen Gefühl und in der Kunst aus, steht indessen in zu hohem Contrast gegenüber den Unvollkommenheiten des äußern Lebens und den Uebeln der nähern Umgebung, in welche Handlung und Erkenntniß eingreifen. — Der geschichtliche Zug zur Erlösung und die sittliche Aufgabe. — Die Wechselwirkung des Zufalls herrscht nur im Chaos, die der geforderten völligen Conformität dagegen nur in der vollkommenen Harmonie der Weltordnung. — Wir stehen auf der Umgebung unsers Planeten in einem Proceß, in welchem die Causalität noch nicht frei ist vom Drucke widerspruchsvoller, hemmender Mängel, die disharmonischen, unvollkommenen und gesunkenen Zuständen angehören. — Das Problem des Criticismus und das geschichtliche Entwicklungsleben des Geistes. — Die Entstehung des Widerspruchs ist der Aufgabe des heutigen Criticismus gemäß geschichtlich zu erklären. — Der Widerspruch ist im Rückblick auf die geschichtlichen Thatfachen weder objectiv nothwendig

(Hegel und die Idealisten), noch subjectiv illusorisch (Herbart und die Realisten). — Nur erst der geschichtliche Entwicklungsproceß des Geisteslebens gewährt eine klare Einsicht in die geheime Wechselwirkung zwischen Seele und Körperwelt, sowie zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos. — Hinweis auf den hohen Aufschwung des Geisteslebens durch die Erkenntniß des Makrokosmos. — Schlußbetrachtung.....	428
---	-----

---

### Verzeichniß der Illustrationen im zweiten Bande.

Idol des heiligen Feuers zu Widdah.....	47
Mexicanischer Zauberer der Vorzeit.....	52
Mexicanischer Feuerpriester.....	55
Ein Menschenopfer in Otaheiti.....	106
Idol auf den Sandwichinseln.....	364
Das organisch-ästhetische Grundgesetz des Weltalls und seine Aberrationen.....	384

---

## Viertes Buch.

Die Feuererfindung und ihr Einfluß auf die Entwicklung  
der Religion.



## 1.

### Einleitung.

Hinweis auf den Werth der Feuererfindung in innerer und äußerer Beziehung rücksichtlich der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. — Der Begriff des Uebersinnlichen und Unsichtbaren und Hinweis auf die sich auf diesen Grundbegriff aufbauende neue Weltanschauung mit Rücksicht auf den empirischen Anstoß durch die Feuererfindung.

---

Die Betrachtungen im ersten Bande hatten uns gezeigt, daß das noch wild geartete Naturell des Urmenschen ursprünglich keine so hohe Stufe einnahm, daß wir es nicht mit dem der ihm nahe stehenden thierischen Verwandten hätten vergleichen können. Im Gegentheil, die vergleichende Methode unserer Untersuchung zwang uns, nicht nur die Wurzeln der ganzen geistigen Bildung des Menschen, sondern auch die frühesten Keime der Religion bis zu den Däfern zu verfolgen, welche sich mit denen der Thierwelt verschlingen; denn nur dann sind wir im Stande, den innern Bau des Menschengeistes von Grund aus zu begreifen, wenn wir das Fundament so weit zerlegen, daß wir genau diejenigen Ecksteine zu bezeichnen im Stande sind, die als elementare Bausteine auch in der Entwicklung der höchsten Thierwelt von der Schöpfung verwandt wurden. — Wie auf diesem noch thierisch gearteten Boden der früheste Aufschwung des Geistes vor sich gehen konnte, haben wir im einzelnen betrachtet. Blicken wir zurück auf die im Zusammenhange stehenden

Erscheinungen des Leichen- und Thiercultus und des von bestimmten Ideen geleiteten Anthropophagenthums, so gewahren wir, daß sich das Bewußtsein des Menschen unter dem noch trüben Lichte dieser Weltanschauung noch im Bereiche der rohesten sinnlichen Auffassung bewegte. Alle Erscheinungen in ihrem Zusammenhange betrachtet lehrten uns, daß hier gleich den Thieren dem Bewußtsein noch jede Ahnung mangelte, daß in und hinter den Dingen und außer ihren sinnlichen Bethätigungen noch geheime fernwirkende Kräfte verborgen lagen, die nur zum Vorschein kamen, wenn der Mensch selbst die geheime Macht besaß, dieses Verborgene und Uebersinnliche ans Licht zu ziehen. In welchem langen Zeitraume mochte diese nur auf den Sinnenchein gerichtete thierisch-naive Betrachtungsweise der Dinge unter den Urvölkern geherrscht haben, bevor ein empirischer Anstoß kam, der den Geist anleitete, tiefer in das Naturleben einzudringen, um jene verborgenen Kräfte, die sich ihm bisher wie den Thieren völlig übersinnlich versteckten, hervorzurufen. Und andererseits von welcher Tragweite mußte die erste Entdeckung sein, welche mit ihren einzelnen Erfahrungen dazu beitrug, die bisherige thierisch-naive Betrachtungsweise der Dinge in Trümmer zu legen, um einer neuen Auffassung zur Geburt zu verhelfen, die bisher noch geschlummert hatte, da sie des empirischen Anstoßes harren mußte, um hervorbrechen zu können. — Es ist die Aufgabe des ersten Theils dieses zweiten Bandes, zu zeigen, daß die merkwürdigste, früheste und großartigste Entdeckung, welche die Menschheit je gemacht, auch die geistig tiefgreifendste insofern war, als sie den Anstoß dazu lieferte, den Schleier, der sich über das Walten scheinbar verborgener, unerkannter Naturkräfte lagerte, obwol er sich bereits früher ahnungsvoll gelüftet haben mochte, nunmehr vollends zu zerreißen. Wir werden sehen, daß der Urmensch durch diesen Anstoß in ein ganz neues Bereich übersinnlich versteckter Kräfte blicken lernte, da für ihn die Erscheinungen, wie etwa Holz, Wasser, Stein u. s. w. bisher nur Dinge waren, denen er von solchen unnatürlichen geheimen

Kräften bisher sinnlich nichts angemerkt hatte, obwol er sie täglich in Händen bewegte. Diese hervorragendste aller menschlichen Erfindungen war die Feuererfindung, sie wurde der Grundstein, wie sich zeigen wird, nicht nur aller äußern Cultur der ganzen Menschheit überhaupt, sondern sie hat, was damit im Zusammenhange steht, zugleich den Impuls geliefert, den Aufbau einer höhern und weitgreifendern Weltanschauung anzustreben, welche neben den sinnlichen sichtbaren Erscheinungen auch die mehr unsichtbaren übersinnlichen Kräfte in Betracht zu ziehen begann. Innerhalb dieser Betrachtungsweise lernte der Mensch, wie wir zeigen werden, einsehen, daß Feuer und Wärme übersinnlich verborgen im Steine und im Holze lebten, und hieran anschließend lernte er allmählich jetzt im Körper die verborgene Wärme als Seele suchen, und erst mit dieser tiefern Unterscheidung, die sich sehr bald auch auf den Umfang einer ganzen Reihe von andern Erscheinungen ausdehnte, traten im richtigen Lichte die Begriffe vom Sinnlichen und Uebersinnlichen und vom Geist und Körper folgerichtig ins Bewußtsein.

Eine Reihe von Autoren haben (wie bereits im ersten Bande erwähnt wurde, vgl. S. 313) den Begriff des Uebersinnlichen und Geistigen an die Erscheinungen der Traumbilder und der Hallucinationen anzuknüpfen versucht, indem sie folgerten, daß die Bilder des Traumes, die uns von einem Wesen im Schlafe erscheinen, bereits die Vorstellung von einer Trennung der Seele vom Körper zum Bewußtsein führen. Sobald man einen Todten ins Grab gelegt hatte und später dessen Bild im Traume seinen frühern Gefährten und Freunden erschien, so meint man war damit schon eine Trennung des Sinnlichen vom Uebersinnlichen ausgesprochen und die Unterscheidung von Körper und geistiger körperloser Erscheinung gegeben. Diese Erklärung des Uebersinnlichen aber übersieht, daß die Traumbilder selbst nur eine Reproduction des Sinnlichen und Körperlichen selbst sind, daher auch stets nur auf das Körperliche und Sinnliche zurückgedeutet werden können, ohne daß es möglich ist, die Erscheinung

der seelischen Körperlosigkeit daraus folgerichtig abzuleiten. Sobald das Traumbild eines Verstorbenen dem noch sehr sinnlich gearteten Urmenschen erschien, konnte in ihm dasselbe daher kein anderes Bewußtsein hervorrufen als das der Erinnerung an das frühere körperliche Dasein des geschiedenen Genossen, und da ihn die lebhafteste Sinnlichkeit noch außerordentlich tief beherrschte, so mochte er sich einbilden, daß der Verstorbene eben nur ein Schlafender sei, dem es vergönnt war, heimlich aufzustehen, um wie in früherer Weise seinen Beschäftigungen nachzugehen und durch Handlungen den Bedürfnissen des Lebens zu genügen. So erklärten sich uns aus dem Mangel einer klaren Todesanschauung eine Reihe der verschiedensten Gebräuche, die sich nur begreifen ließen im Hinblick darauf, daß man den Todten noch nicht für völlig abgeschlossen, seine Seele noch nicht in ein unerreichliches Jenseits entrückt glaubte, wie das später von vielen Völkern durch die Aufnahme eines tiefern Seelenbegriffs geschah, durch welchen sich zugleich auch die Anschauung der Todeserscheinung und der Begriff der Abscheidung tiefer abklärte. Daher in alter Zeit und unter den tiefstehenden Völkern noch heute die Sitte der Todtenspeisung, der Einbalsamirung und Aufbewahrung ihrer Leiber, ohne welche man sich den Verstorbenen eben noch nicht denken konnte. Wir müssen daher durchaus daran festhalten, daß der eigentliche Seelenbegriff im Bewußtsein der Völker nur erst da folgerichtig auftritt, wo die Möglichkeit einer völligen Nichtbezüglichkeit der Seele zum Leibe, d. h. die volle Befreiung und Abscheidung derselben vom Körper eingesehen wurde. Diese Einsicht in die völlige Befreiung der Seele vom Leibe findet sich bei den Völkern der frühesten Zeit ebenso wenig wie bei vielen sehr tief stehenden Naturvölkern. Diese Thatsache wird sich uns in der Folge erklären. Wir werden zeigen, daß die Einsicht in die völlige Loslösung der Seele vom Leibe eine Reihe von bestimmten empirischen Erfahrungen und deren Deutungen voraussetzt, welche nur erst später von den Völkern ge-

macht wurden. Viele der heutigen Naturvölker können aber noch heute den Seelenbegriff, wie wir sehen werden, nicht in voller Klarheit denken, weil die Erfahrungen, welche dieser Begriffsbildung zur Stütze dienten, von ihnen entweder nicht nach dieser Seite hin genügend beachtet wurden, oder aber weil sie geistig zu ungelent waren, die Erfahrungen in richtiger Weise zu erklären. So begreift es sich endlich, daß Völker angetroffen werden, welche in ihren Vorstellungen über die Seele wirklich schwanken, obwol andere sich zu einer völlig abgeklärten Anschauung nach dieser Seite hin erhoben haben. Unsere Naturvölker werden noch heute von einer Glut sinnlicher Anschauungen beherrscht, daß es nicht auffallen kann, daß sich die Traumvorstellungen bei ihnen greller gestalten, und dieselben somit leichter Verschmelzungen mit den Erfahrungen des wirklichen Lebens eingehen; aber eben diese Verbindungen und Uebergänge beweisen, daß der Traum nur das Widerspiel des Lebens ist, um sich in allen seinen Formen der Sinnlichkeit völlig anzuschließen. Was wir nicht sinnlich erfahren haben, sind wir daher nicht im Stande zu träumen, wohl aber geschieht es umgekehrt, daß der von Hallucinationen Heimgesuchte sich einbildet, seine Träume sinnlich zu erfahren. Daß der todte Freund ihn besucht habe, bildet sich daher der Naturmensch in ähnlicher Weise ein, wirklich erfahren zu haben, obwol ihm diese Erfahrung doch nur als Traumbild erschien. Ähnlich verhielt es sich mit den alten Völkern, solange sie kein bestimmteres Kriterium des Uebersinnlichen und Ueberirdischen erkannt und erfahren hatten; als sich ihnen indessen später Erfahrungen an die Hand gaben, welche zeigten, daß sich das Sichtbare vor ihren Augen ähnlich wie Dampf und Rauch in der Luft völlig unsichtbar verflüchtigen könne, um unsichtbar und übersinnlich gen Himmel zu steigen, da bildete sich unter der Hand ein wirklicher Begriff des Uebersinnlichen, Ueberirdischen und körperlos Seelenhaften, ein Begriff, der völlig von allen frühern Vorstellungen und Anschauungen hierüber verschieden war. Nur andeutungsweise sei auf diese Wandlung der Vorstellungsweisen

hier in der Einleitung hingewiesen, um darauf hinzudeuten, wie sehr neue Erfahrungen unter Umständen geeignet sind, die Anschauungen der Dinge in tiefeingreifender Weise umzugestalten. Die Feuererfindung war aber, wie wir in der Folge sehen werden, ein solches geschichtliches Ereigniß von unabsehbarer Tragweite, nicht sowol für die äußere Cultur als für den geistigen Idenauffschwung. Wir werden in der Folge sehen, wie sich mit Rücksicht auf dieses wichtige geschichtliche Ereigniß eine Reihe der verschiedensten Erscheinungen auf geistigem und religiösem Gebiet ebenso folgerichtig und im Zusammenhang erklären, wie das unter dem Lichte der frühern Weltanschauung der Fall war, welche sich, wie wir sahen, dadurch charakterisirte, daß ihr die Begriffsbildung des Uebersinnlichen, Ueberirdischen und Geistigen bezüglich der erwähnten Merkmale mangelte.

---

## 2.

### Die Feuererfindung.

Hinweis auf das Wachsthum der Kunsttriebe während der Steinzeit. — In welcher Art und wodurch angeregt konnte der Urmensch der Steinzeit zur Feuererfindung vorschreiten? — Vorläufige Hindentung auf die Folgen der Feuererfindung für die tiefere Entwicklung des religiösen Ideenlebens. — Die bisher geltenden Hypothesen in Bezug auf die Feuererfindung. — Zurückweisung der Ansicht, daß die Erdölquellen und Vulkane Veranlassung zur Entdeckung des Feuerzündens gegeben haben. — Abweisung der Ansicht, daß die Beobachtung der Entstehung von Waldbränden dem Urmenschen den Vorgang zur Feuerzündung ursprünglich in die Hände spielte. — Nothwendigkeit sehr häufig gemachter Beobachtungen nach einer Richtung hin in Rücksicht auf alle ursprünglichen Entdeckungen. — Aneignung bestimmter Manipulationen und durch Gewohnheit erworbener Geschicklichkeit im Schleifen und Reiben von Holz und Steinsücken als äußere Vorbedingungen zur Erfindung des Feuerzündens. — Deshalb konnten nicht alle Stämme und Klassen ursprünglich zugleich zur Feuererfindung vorschreiten? — Hinweis auf diejenigen Glieder der in Arbeitstheilung lebenden Urgemeinden, welche zuerst dasjenige Maß von Geschicklichkeit und Combination erwarben, das zur Erfindung nothwendig war. — Das Arbeiterthum der Urzeit. — Die Lahmen und Krüppel als arbeitende Sklaven der Urgemeinden und ihre Beziehung zur Feuererfindung nach den Traditionen der Völker. — Die höchsten tauffischen Stämme in Rücksicht auf ihre Begabung und in Hinsicht auf ihre Traditionen als die Erfinder der Feuerzündung. — Hinweis auf die Stufe der Achtung und des Erhabenen, auf die sich die ersten Feuererfinder ursprünglich stellten.

---

Der Geist des Menschen hatte sich, wie wir im ersten Bande sahen, zu einer allgemeineren Anschauungsweise emporgehoben. Getragen von einer Reihe von Entwicklungsfactoren, gestützt vorzüglich

durch das Medium der Sprache, war es ihm gelungen, die ihm ursprünglich angeborene Apperceptionsenge zu erweitern. Vergangenheit und Zukunft, für welche die Thiere nur eine sehr eng begrenzte Uebersicht, wenn überhaupt eine solche, besitzen, begannen jetzt in seiner Vorstellung einen größern Gedankenkreis zu umfassen, welcher die innere Aufmerksamkeit eingehender wie bisher zu fesseln im Stande war. Freilich hatte sich innerhalb dieser frühesten Gedankenkreise noch kein Gottheitsbegriff entwickelt; ja es war dem Urmenschen noch nicht einmal eine klare und bestimmte Todesvorstellung vors Bewußtsein getreten, und von einem Seelenbegriffe war noch viel weniger ursprünglich die Rede. In einer verhältnißmäßig sehr engen Schweite hatte sich der religiöse Horizont des Urmenschen bisher ausgedehnt, denn nur wenige bestimmt hervorragende Thiere hatten sich auf dem Wege der Ideenassociation mit einem religiösen Interesse umkleidet und waren hiermit zusammenhangsvoll in den frühesten religiösen Betrachtungskreis gezogen worden, der anfänglich nur wenig über den engern „Nächstenkreis“ hinausragte. Mit diesem ersten kurzen Schritte der Religion aus dem Bereiche des Nächstenkreises heraus war indessen zugleich, wie sich ergeben wird, der erste Impuls gegeben zu einer religiösen Auffassung auch anderer entfernter liegender Naturobjecte. Immer mehr und mehr begann die anfänglich im Bewußtsein herrschende thierisch-naive Betrachtungsweise der Objecte zu schwinden, um nun einer liefern, wenn auch anfänglich noch abergläubischen Anschauungsart Platz zu machen. Eine völlig neue religiöse Naturbetrachtungsweise sollte nunmehr die bisher herrschende thierische Anschauungsart verdrängen. Allein wir irren, wenn wir meinen, daß diese Erweiterung der natürlichen und angeborenen Apperceptionsenge des Geistes ganz ohne äußere Anstöße, d. h. ohne von außen hinzukommenden Zwang, oder richtiger ausgedrückt, sich ganz ohne psychologische Hülfen hätte vollziehen können. Alle psychologischen Thatsachen und Erfahrungen würden dem widersprechen; denn die innere Entwicklung des Geistes bleibt stets an

die äußere Erfahrung gebunden und kann sich ohne Wechselwirkung mit derselben nicht erheben. Es wird im Folgenden daher unsere Aufgabe sein, mit Rücksicht auf den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse der Urzeit diese äußern Hülfsen, welche die Entdeckung der religiösen Ideenassociation im weitern unterstützen, nachzuweisen.

Zu jener Zeit, da sich durch die Entwicklung des religiösen Geisteslebens neben dem Hütplingscultus ein Leichencultus, und damit im psychologisch folgerichtigen Zusammenhange stehend, wie wir sahen, auch ein gewisser Thiercultus in der Urgeschichte entfaltet hatte, war auch der Bautrieb und die kunstfertige Geschicklichkeit der Hand bereits zu einer beträchtlich höhern Stufe gestiegen. Wir erkennen das heute noch deutlich aus der Bauart aller jener Grabstätten und Dolmen, aus denen wir die Mumien oder Skelete jener Zeit an das Tageslicht fördern. Die Waffen und Geräthe, die wir in diesen uralten Gräbern auffinden, beweisen uns, daß die Fortentwicklung nach dieser Seite im Menschen ihre ersten und frühesten Phasen bereits durchlaufen hatte. War die Bearbeitung der Steine, wie uns die Grabbauten darthun, zur Zeit des Leichencultus zu einem gewissen Aufschwunge gebiehn, so hatte es offenbar zu jener Zeit der Mensch in der Geschicklichkeit der Bearbeitung von Holz und Knochen schon viel weiter gebracht.

Angeregt durch die sich immer stärker regenden Kunsttriebe, aufgemuntert ferner durch die wachsende Spannkraft aller intellectuellen Kräfte, betritt nunmehr das menschliche Geistesleben die Stufe, auf der sich durch bestimmte Beobachtungen der Zunder der Erfahrungen so vielfach und so umfangreich ansammelt, daß wir aus ihm plötzlich die Flamme der eigentlichen Erfindung emporschlagen sehen. Nicht ohne jeden Erfindungsgeist freilich war schon jene Periode der Urgeschichte gewesen, aus welcher die Denkmale der alten Gräberwelt so vernehmlich zu uns sprechen; denn wie erfinderisch in seiner Art tritt uns bereits jener Urmensch entgegen, der, wie wir sahen, seine Todten bestattete, kunstfertig Steine zu spalten und zu sprengen ver-

stand und sich Waffen zu verschaffen wußte, mit denen er sich schützen lernte, um sein Leben im Kampf ums Dasein erhalten zu können. Aber so erfinderisch uns der Urmensch der frühesten Zeit entgegentritt, eine eigentliche Erfindung, d. h. eine auf bestimmten Gedankencombinationen beruhende großartige Neuerung von einer solchen Tragweite, daß mit ihr gleichsam wie mit Einem Schläge das Erkenntnißvermögen des Menschen sich bedeutend erweiterte, sodaß er plötzlich im Stande war, in einen bisher ihm unbekanntem geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte einzubringen, eine solche Art von Entdeckung hatte er bisher noch nicht gemacht. Und dennoch, wie früh sehen wir jetzt den Menschen der Urzeit auch diesen Fund thun, und wie rasch schreitet er nun zu einer wenn auch immerhin noch primitiven Weltanschauung vor, auf welcher, wie wir im Folgenden sehen werden, noch heute viele unserer Naturvölker thatsächlich stehen geblieben sind.

Es ist wunderbar, wie in der Urgeschichte alles ineinandergreift, und von hoher Bedeutung, wie eine ursprüngliche, aber freilich großartige Erfindung, welche zugleich die Cultur anbahnen sollte, auch zum Hebel einer neuen umfassenden Natur- und Weltanschauung unter den Urvölkern werden konnte. Allein wir werden das begreifen, sobald wir darauf achten, in welcher enge und innige Beziehung ursprünglich alle menschlichen Erfahrungen und Thätigkeiten zur Entwicklung der Geistesanlagen traten. Ohne Zweifel ist jeder Aufschwung der künstlerischen Geschicklichkeit und das Eindringen des Geistes in das Gebiet der Erfahrung aufs innigste verflochten mit der Ausbildung der innern intellectuellen Fähigkeiten, und ebenso ging die Erweiterung der Intelligenz zugleich auf das innigste Hand in Hand mit dem Wachstum der frühesten sittlichen und religiösen Natur- und Weltanschauung. Bei dieser ursprünglichen Verschmolzenheit aller menschlichen Anlagen und deren gemeinsamer Entwicklung leuchtet es daher ein, von welcher Wichtigkeit und Tragweite die Rückwirkungen waren, welche ein solches Ereigniß wie

die Erfindung des Feuerzündens auch auf den menschlichen Geist ausüben mußte. Und mit dieser Einsicht tritt uns daher die Aufgabe entgegen, vom psychologischen Gesichtspunkte nachzuforschen, wie und in welcher Weise der Urmensch diese großartigste und merkwürdigste aller Erfindungen im Erfahrungsgebiete machen konnte, eine Erfindung, durch welche, wie erwähnt, der Geist allmählich in den Tempel der frühesten Cultur eintrat. — Allein nicht nur die Frage: wie konnte der Urmensch diese Erfindung machen, sondern ebenso sehr interessiert es uns festzustellen, welche Kräfte es in der Arbeitstheilung der frühesten menschlichen Gesellschaft waren, in denen der erfinderische Geist, durch eine bestimmte Ansammlung von Erfahrungen getrieben, nach einer bestimmten Richtung hin so reichhaltige Blüten zur Reife brachte, daß zugleich diese erste großartigste Erfindung als gereifte Frucht abfiel. Doch auch damit darf sich der psychologische Historiker noch nicht begnügen, denn es liegt ihm endlich noch ob, vorzugsweise auch die Folgen eines solchen hochwichtigen Ereignisses zu untersuchen, eines Ereignisses, durch welches, wie sich ferner zeigen wird, der menschliche Geist den Schleier des geheimnißvollen Zusammenhangs der Naturkräfte zum ersten male stärker heben sollte. Und nicht uninteressant wird es sein, bei dieser Gelegenheit nachzuweisen, wie der Urmensch vor seiner eigenen entdeckenden Hand anfänglich noch ängstlich zurückbebt, und wie zugleich hiermit mehr und mehr neue, bisher nicht gekannte Gefühle und neue sittliche Vorstellungen in ihm rege wurden, durch welche er sich vor sich selbst und den Nebenmenschen gegenüber in eine zauberhaft erhabene Würde kleidete. Der weitere Verlauf der Geschichte wird uns lehren, wie er diese Würde und Erhabenheit sittlich anwandte, um sie unter dem Drange einer ihn beseligenden Begeisterung und geistigen Erhebung zu einer religiösen Macht zu gestalten, durch welche er Furcht und Achtung, d. h. wahre Erhabenheitsvorstellungen zugleich um sich her zu verbreiten suchte, um durch diese Mittel die Entwicklung der Religion zu einem neuen bisher nicht gekannten

## 14 IV. Die Feuererfindung und ihr Einfluß auf die Entwicklung der Religion.

Auffschwung zu verhelfen. Von nun an sollte die angeborene Apperceptionseuge umfassender wie bisher durchbrochen und überschritten werden, und eine große Reihe von Objecten, die dem Urmenschen bisher indifferent und interesselos erschienen, oder an denen er sich durch die Macht der Gewohnheit getrieben nicht zu ergötzen wußte, und die er als Alltägliches nicht mehr einer tiefern Achtung unterwarf, sollten sich von nun an ein für allemal mit einem Interesse umkleiden, durch das allein eine dauernde und für immer haften bleibende Apperception derselben im Bewußtsein des Urmenschen ermöglicht wurde. Und jetzt, nachdem sich somit diese gleichgültigen Betrachtungsweisen so vieler einzelnen Naturobjecte zu ändern begannen, jetzt, nachdem sich mit Hülfe eines Netzwerks neuer Ideenassociationen, denen wir zu folgen haben, diese Objecte gleichsam magisch und sittlich erhaben verklären, steigt endlich der Urmensch auf eine neue höhere Stufe der Weltanschauung, in deren Lichte sich ganz neue Begriffe zu bilden beginnen, durch welche das „tiefere Nachdenken“ des Menschen belebt werden konnte.

Doch um diesen neuen großartigen Aufschwung, den wir flüchtig andeuteten, um den Leser in diese neubeginnende Epoche der Urgeschichte einzuleiten, genauer verfolgen zu können, haben wir im einzelnen die oben angeführten Fragen zu beantworten, und es tritt uns also vorerst die Aufgabe entgegen, in Rücksicht auf die psychologische Analyse zu untersuchen: wie und in welcher Weise der Urmensch die Erfindung des Feuerzündens zu machen im Stande war.

Es tritt uns leider viel Sonderbares bezüglich der bisherigen Handhabung der Psychologie in der Urgeschichte entgegen, sobald wir genauer untersuchen, mit welchen Hypothesen sich die Forscher rückwärts der Feuererfindung bisher begnügt haben. Wir werden sehen, wie leichtfertig man über eine Thatsache und deren Untersuchung hinweggegangen ist, von der es erwiesen, daß sie bezüglich der äußern Erfahrung der Grundstein und das Fundament aller und jeder höhern menschlichen Cultur überhaupt geworden ist, und von der

wir daher in jeder Hinsicht auch in psychologischer Beziehung voraussetzen können, daß sie dem erwachenden, kindlichen Menschengeniste zugleich einen bedeutenden, tiefeingreifenden Anstoß zum Nachdenken über den geheimnißvollen übersinnlichen Zusammenhang der Dinge und Kräfte in der Natur gegeben habe. Sei es uns daher im Folgenden gestattet, von den vielfachen, kaum berücksichtigungswerthen Ansichten zwei derselben hier anzuführen, welche sich wenigstens auf solche Gründe stützen, die wir von vornherein nicht als völlig undenkbar zurückzuweisen haben.

Ist denn das Feuer, wie es noch heute von unserer menschlichen Hand beherrscht wird, in Wahrheit einst entdeckt und erfunden worden, so hört man wol noch heute hier und da fragen? Sind nicht die vielfachen Naphthaquellen und die feuerspeienden Berge ursprünglich selbstentzündliche Brandherde gewesen, an denen der Urmensch sehr rasch Feuer zünden konnte, sobald er nur verstand, durch einen bestimmten Zunder dasselbe weiter zu verbreiten? Diese Anschauung ist vielfach verbreitet, obwol es doch sehr leicht zu übersehen ist, daß sie jeder psychologischen Unterlage von vornherein entbehrt. Allein wir sind gewohnt, uns die natürlichen Geistesanlagen und Auffassungen der frühesten Menschen in den allerverschwommensten Farben vorzustellen, und finden es halb und halb erklärlich, wenn uns einerseits gesagt wird, der Urmensch habe vor allen Naturobjecten (und seien es selbst die alltäglichsten) einen angeborenen Schauer und die Furcht des Erhabenen empfunden, obwol uns andererseits häufig ebendieselben Psychologen, ohne an das Furchtgefühl zu erinnern, versichern, der Urmensch habe sich wohlgenuth an den Krater feuerspeiender Berge, oder an die Flammensäulen lodrender Erdölquellen begeben, nicht mit dem Gedanken (den wol jedes Thier, und sei es das niedrigste, gehabt hätte), das Feuer, sobald man ihm sehr nahe komme, könne gefährlich werden, sondern vielmehr wie ein gebildeter Naturforscher, nämlich darauf bedacht, den passenden Zunder zu suchen, mit dem er das Feuer fortschleppend

und benutzend weiter experimentiren könne, vermuthlich um sogleich die Kochkunst zu entwickeln. Selbst nun angenommen, der Urmenſch hätte an den Feuerflammen der Erdölquellen Feuer zünden lernen, ſo wäre die Verbreitung der Kunst des Anzündens in der Art, wie wir ſie thatſächlich überall antreffen, nämlich das Zünden durch Reibung, offenbar noch zu erklären. Dabei dürfen wir zudem nicht überſehen, daß der Menſch nur das wahrhaft als erfunden betrachten kann, das er ſo beherrscht, daß er ſich zu jeder Zeit und an jedem Orte, wo die Bedingungen vorliegen, ſich derſelben bemächtigen kann. Das aber hätte niemals geſchehen können, wäre das Bekanntwerden des Menſchen mit der Kraft des Feuers ein Zufall geweſen, durch den es einem bevorzugten Geiſte gelungen wäre, ein Holzſcheit an irgendeiner Naphthaquelle zum Brennen zu bringen. Denn das Brennen eines Holzſcheits konnte auf dieſe Art dem Urmenſchen wiederum nur ein neues ſonderbares Phänomen ſein, das ſein Staunen um ſo mehr rege machte, als daſſelbe bald verloſch und das Experiment von vorn hätte angefangen werden müſſen. Offenbar alſo, ſehen wir, hätten dieſe Experimente den naiven Urmenſchen nur im Kreiſe umhergeführt. Gottlob, die Phyſiologen ſind heute über ſolche Anſichten hinaus. Dennoch aber meine man nicht, daß die Variationen dieſer Anſicht ſich nicht mehr heute unter andern Formen noch wiederholen könnten. Erwähnen wir ſogleich eine andere ähnliche Betrachtungsweiſe deſſelben Gegenſtandes. Sind es nicht die feuerſpeienden Berge, auch nicht die flammenden Erdölquellen geweſen, durch welche ſich der Menſch in den eigenen dauernden Beſitz des Feuers ſetzen konnte, ſo mögen es doch die Waldbrände geweſen ſein, meint man, welche die Menſchen auf das Feuer ganz beſonders aufmerkſam gemacht haben. Wie entſtehen aber Waldbrände, ſo fragte man ſich? Waldbrände entſtehen nun häufig, wenn auch nicht immer, dadurch, daß gegen-einandergelagerte trockene, aber frei bewegliche Aeſte durch den Sturm ſo lange aneinandergequetscht werden, bis durch die Reibung ſich

plötzlich die Aeste entzünden. Offenbar, so schließt man sogleich im Hinblick auf die erste und ursprünglichste Methode das Feuer durch Reibung zu zünden, haben die Urmenschen das beobachtet, nachgeahmt und rasch mit Erfolg sich desselben Verfahrens bemächtigt. Diese Anschauung, geistvoller in ihrer Art, wiederholt dem strengen Psychologen dennoch indessen nur, was an psychologischen Unmöglichkeiten sich bei der zuerst erwähnten Betrachtungsweise aufdrängte. Abgesehen davon, daß Waldbrände und die damit verknüpften Sturmercheinungen dem noch in seiner Art thierischen, oder noch halb thierischen Urmenschen ebenso wenig Gelegenheit zum aufmerksamen Beobachten ihrer Entstehung wie Ruhe, Muße und Geduld gönnten, so ist es noch viel schwieriger, dem Urmenschen auch in psychologischer Beziehung neben Geduld, Aufmerksamkeit und Stimmung zugleich auch die sichere Schlußfolgerungsweise beizumessen, die in jedem Falle nothwendig gewesen wäre, um eine solche Beobachtung, wie sie die Natur unter immerhin nur zufälligen und seltenen Verhältnissen mit zwei Baumästen liefert, richtig zu benutzen. Sturm und Orkan, die dem Urmenschen zwar nicht direct gefährlich waren, trugen doch nichts dazu bei, ihn in diesem Falle zum strengen aufmerksamen Beobachter zu machen. Zwar brauchte der Urmensch vor Sturm und Orkan nicht religiös zu schaudern, und sich ebenso wenig wie die Thiere vor ihnen als vor etwas Gefährlichem zu fürchten, aber diese Erscheinungen waren auch nicht danach angethan, den Beobachtungssinn des Menschen auf eine einzige Stelle concentriren zu lassen, im Gegentheil, das Knarren und Zittern der Stämme und Aeste, das von allen Seiten kam, mußte nur zu leicht diese thierisch-naive Aufmerksamkeit zerstreuen, und den Grad des hierzu nöthigen Beobachtungssinnes im Urmenschen hemmen und vernichten. Allein angenommen, es hätte sich zufällig alles vereinigt, was wider alle noch niedere Natur des Urmenschen ihn dennoch in die richtige psychologische Stimmung und Lage gebracht hätte, die zu so seltsamen Beobachtungen nothwendig war, und angenommen, der Urmensch

hätte plötzlich, während eines anhaltenden und brausenden Sturmes bei Reibung zweier trockener Aeste aus den Wipfeln eines Baumes Feuer emporlodern sehen, dürfen wir nun im Ernst folgern, daß hiermit alle Bedingungen gegeben waren, welche den noch kindlichen Menschen zu der richtigen Folgerungsweise und zu dem richtigen Schlußverfahren bezüglich der Feuerreibung gebracht hätten? Wer die einfache Schlußfolgerungsweise unserer heutigen noch kindlich erscheinenden Naturvölker psychologisch folgerichtig zu würdigen weiß, sieht leicht, daß Folgerung und Schluß bei dieser Gelegenheit ganz anders ausfallen mußten. Nicht jene beiden Aeste, sondern der für den kindlich zerstreuten Sinn viel mehr bemerkbare brausende Sturm erscheint dem noch oberflächlich beobachtenden Auffassungsvermögen nothwendig, als dasjenige, das das lodernde Feuer plötzlich als Ursache in die Zweige hineinwirft. Die Reibung jener beiden Aeste aber wird in dieser Anschauung übersehen, und durch den gleichsam persönlich vorgestellten schleudernden Sturm naiverweise nicht im rechten Lichte betrachtet, somit nicht mit der eigentlichen Ursache in Verbindung gesetzt. Allein angenommen, der kindliche Urmensch habe alles das, was hier zur richtigen Folgerung dient, bereits genau erwogen, so wird man schließlich nicht doch noch vorzubringen wagen, daß der thierisch-naive Sinn auch bereits das Schlußverfahren der Analogie correct in Anwendung brachte, nach welchem der Urmensch berechnete, daß das, was im Walde vor seinen staunenden Augen zwei Bäume im Großen vollzogen, nun ferner auch fortan von ihm selbst mit zwei winzigen Stückchen Holz nachgeahmt werden könne und gelingen müsse. Wir erkennen leicht, daß wir mit der Annahme, nach welcher die Erfindung des Feuerzündens mit der zufälligen Entstehung eines Waldbrandes in Verbindung gebracht wird, nahe daran sind, dem kindlichen Bewußtsein eine Combinationsgabe zuzutrauen, wie sie etwa ein mittelmäßig aufmerksamer Naturforscher unserer Tage besitzen würde. Derartige Annahmen sind, wie leicht zu ersehen, ohne jedes haltbare psychologische

Fundament gemacht und erscheinen dem Psychologen daher wie mit Haaren herbeigezogen, d. h. als rein willkürlich. Nun gibt es freilich, wie erwähnt, eine Reihe von Annahmen über die Erfindung des Feuers, die noch viel sonderbarer erscheinen, und wenn uns beispielsweise von Philologen kurzweg versichert wird, die Feuerreibung haben die Menschen der Sonne abgesehen, die sie sich als ein Rad vorstellten, das man nachgemacht, und in Drehung versetzt habe, bis es an seiner Achse Feuer sprühte, so zeigt uns solche Folgerung, wie man sich leider gewöhnt hat, in der Psychologie ohne jeden Zusammenhang zu denken. Als wenn der naturforschende Urmensch schon von der „Drehung“ der Sonne etwas gewußt hätte, als wenn man der Sonne eine Reibung ansehen könne, die sie feurig glühend mache, und als ob überdies der kindliche Mensch, noch bevor er das glühende und wärmende Feuer selbst in Händen hatte, zu sagen wußte, ob jene Licht ausstrahlende Scheibe auch eine glühende Feuermasse sei, die man sich nachahmend verschaffen könne. Das heißt offenbar alle Logik auf den Kopf stellen; denn es ist freilich auf der Hand liegend, daß nur erst umgekehrt, nachdem der Mensch die lichtpendende Kraft und Wirkung des Feuers kennen gelernt hatte, auch in ihm der Gedanke aufsteigen konnte, daß jene leuchtenden und strahlenden Punkte und Scheiben brennende Feuermassen seien.\* Doch wir wollen uns nicht bemühen, die Reihe ähnlicher Annahmen hier aufzuführen, sondern uns vielmehr nach den Bedingungen umthun, die in psychologischer Beziehung jede erste Erfindung überhaupt notwendigerweise voraussetzt.

Die Forschungen über Urgeschichte lehren uns, daß die ursprünglichste Art, das Feuer zu erzeugen, durch Reibung geschah, freilich nur durch solche Reibung, die mit einer ganz bestimmten Geschicklichkeit, und mit dem hierzu allein passenden Material voll-

---

\* Vgl. auch „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ (Cohen, „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele“, V, 409).

führt wurde. Die zu lösende Frage ist die, wie der Urmensch alle passenden Momente zu dieser Erfindung zusammenfand.

Es ist in dieser Hinsicht nun einleuchtend, daß der Urmensch nicht mit Bewußtsein darauf ausgegangen sein konnte, eine Erfindung nach irgendeiner bestimmten Richtung hin à tout prix machen zu wollen. Eine Annahme, welche dem frühesten Menschen eine solche Berechnung und demgemäß Ausdauer in der Beobachtung und Schlußfolgerungsweise zuschreibt, ist, wie wir sahen, von vornherein zu verwerfen, der Urmensch war eben noch kein Forscher, sein Beobachtungstalent und seine Aufmerksamkeit wurden daher noch nicht durch die in der That seltsamen und seltenen Fälle geleitet, wie später nach weiterer Entwicklung des Geistes, sondern im Gegentheil, sollte seine ursprüngliche Beobachtungsgabe überhaupt angeregt werden, so mußte umgekehrt vielmehr die sehr große Häufigkeit von sich wiederholentlich aufdrängenden Erscheinungen und Erfahrungen ihn gewissermaßen zwingen, seine Beobachtung nach einer Richtung hin zu leiten, um seine noch ungeschulte Aufmerksamkeit in richtiger Weise in Anspruch zu nehmen. Es konnte daher eine erste Erfindung nicht durch einen benutzten und ausgebeuteten Zufall, sondern nur durch eine naturgemäße Anleitung und Hinleitung auf die Sache geschehen, durch welche alle berechnende Absicht von seiten des Menschen ausgeschlossen wurde. Es verhält sich mit der frühesten Erfindung in der Urzeit also noch in einer ähnlichen Weise, wie mit der Sprache, die ja auch, wie wir sahen, nicht mit Absicht, Berechnung und Willkür erzeugt, sondern nur durch die Gewalt und den Drang der natürlichen Umstände unter den Menschen hinsichtlich der Anlagen in Fluß gebracht wurde. Wie wir aber zugleich bei Gelegenheit der Sprachentwicklung sahen, daß nur die hervorragenden Individuen die Träger der objectiven sprachlichen Mittheilungsfähigkeit wurden, und diese daher in gewisser Hinsicht die Sprachschöpfer und Erfinder genannt werden konnten, so verhält es sich auch mit den ersten thatsächlichen Erfindern. Denn nicht alle Individuen

zugleich waren zu den Bedingungen in gleich hohem Grade prädisponirt und in die Lage gebracht, jene erste Erfindung thatsächlich machen zu können, während uns andererseits schon bei der Sprachentwicklung die Bedingungen lehrten, daß von einer Ausbreitung des Gewonnenen und Entdeckten nur dann die Rede sein konnte, wenn die Erscheinung selbst sich in ein solches Interesse zu kleiden mußte, daß dauernd die Aufmerksamkeit der Uebrigen hiermit in Anspruch genommen wurde, und ferner die Entdecker selbst nicht nur dafür Sorge trugen, daß dieses Interesse rege blieb, sondern daß sie sich auch auf einem so erhöhten Standpunkte zu erhalten im Stande waren, daß sie aus der Masse hervortretend von allen Seiten mit ihrer Erfindung dauernd beachtet werden mußten. Wie und in welcher Weise sich in Bezug auf die Feuererfindung alle diese psychologischen Bedingungen zusammenfanden, wird uns der weitere Verlauf der Urgeschichte lehren. Zuvörderst bleibt uns hinsichtlich der Bedingungen die Frage zu beantworten, wer die Erfinder unter den durch natürliche Arbeitstheilung geschiedenen Kräften der Urgemeinden waren. Hier leuchtet es nun sogleich ein, daß es weder den Weibern, noch den stets auf Beute ausgehenden Urmenschen, d. h. den Jägern der Gemeinde, gelingen konnte, durch die hier in Betracht kommenden Erfahrungen nach einer gewissen Richtung hin zu so bestimmten Beobachtungen dauernd angeregt zu werden, welche diese Erfindung voraussetzt. Und da sich uns ergeben wird, daß die Summe der zu machenden Erfahrungen in dieser Hinsicht zugleich nur auf der bestimmten Unterlage einer schon sehr hoch entwickelten Handgeschicklichkeit geschehen konnte, so waren folglich auch, wie aus dem Frühern erhellt, nicht alle Völker gleichmäßig zu dieser hervorragenden That vorbereitet, sondern nur den in dieser Beziehung hoch hervorragenden, auserwählten, d. h. den am wenigsten trägen und schwerfälligen Stämmen und Völkerschaften konnte diese Frucht naturgemäß in den Schoos fallen. Es wird sich zeigen, daß die betreffende Erfindung nicht nur von geschickten, sehr beweglichen und geübten Menschenhänden gemacht

werden konnte, sondern daß auch diese Geschicklichkeit fortdauernd und mit vielfacher Wiederholung durch bestimmte Beschäftigung mit gewissen Gegenständen stets nach einer Richtung hin geleitet sein mußte. Die trägen und zur Handbeweglichkeit überhaupt nicht geneigten Völker werden wir aus diesem Grunde nicht für die geeigneten halten können, denen es vergönnt war, diese erste großartige Culturthat zu vollführen, und daß auch die in intellectueller Beziehung schwerfällig angelegten Rassen (wie die Mongolen u. s. w.) nicht aus der Summe der angesammelten Erfahrungen das geschickte Facit zu ziehen wußten, wird um so mehr einleuchten, sobald wir bedenken, daß selbst das Aufsammlen von mannichfachen Erfahrungen nach einer bestimmten Richtung hin eine gewisse hohe innere intellectuelle Geistesbeweglichkeit voraussetzt, welche der äußern Geschicklichkeit innerlich zu Hülfe kommen muß, um beim Sammeln richtig trennen und sondern zu können. Sind folglich nicht alle Völkerstämme gleichmäßig im Stande alle hier geforderten psychologischen Bedingungen genügend zu erfüllen, so sind innerhalb des Stammes und der Gemeinde selbst wiederum nicht alle durch Arbeitstheilung geschiedenen Glieder in gleich hohem Grade hierzu befähigt. Weder die in ihrer intellektuellen Thätigkeit wenig befähigten, noch die durch ihre gänzlich anderweitige Beschäftigung zu ausdauernden Beobachtungen aufgemunterten Weiber, wie andererseits die dem rohen Nahrungserwerb obliegenden und durch Jagd sich zerstreuenden Männer des Stammes konnten, wie einleuchtet, die Frucht dieser Erfahrungen pflücken; denn allen diesen war es nicht möglich, die Geschicklichkeit so einseitig auszubeuten, daß ihnen die zur Erfindung nöthigen Vorbedingungen ungezwungen und ungesucht in den Schoß fielen. Denn auf eben diese Ungezwungenheit kommt es, wie uns die Bedingungen zeigen, der Natürlichkeit der Sache wegen an. Es konnte sich mit den ersten Entdeckungen der Urzeit, wie schon hervorgehoben, nicht wie mit den in späterer Zeit gemachten verhalten. In der Urzeit mußte sich durch anhaltende einseitige und bestimmte Beschäftigungsweise all-

mählich erst gleichzeitig in einer größern Anzahl von Individuen ein bestimmtes Erfahrungsmaterial ansammeln, um zu einer Erfindung heranzureifen, während in späterer Zeit, wo der Geist bereits selbständiger und sozusagen geistig spürfähiger geworden ist, ein einzelner lange Zeit ganz im stillen oft selbst unbewußt diesen Entdeckungsweg geht, um dann scheinbar plötzlich und oft wie durch Zufall angeregt mit der Entdeckung hervorzutreten. Einen bestimmten schwierigen Entdeckungsweg gehen zu können, war in der Entwicklung der spätern Culturgeschichte meist nur dem einzelnen vergönnt, der es durch seine ihm eigenthümlichen Geistesanlagen und Talente dahin gebracht hatte, ihn auffuchen zu können. Diese Vereinzelung des Talents und die hiermit hervortretende individuelle Selbständigkeit des Erfinders und Entdeckers kennt die Urzeit noch nicht. So hoch war die Selbständigkeit des einzelnen hier noch nicht erwachsen, und wir müssen uns daher hüten, von einem einzelnen Erfinder oder Entdecker des Feuerzündens zu reden. Obwol wir aber die hohe Selbständigkeit der Individuen in der Urzeit nicht zugeben können, so müssen wir indessen doch darauf zurückkommen, daß es andererseits ebenso wenig allen Völkern gleichartig vergönnt war, die Vorbedingungen der Erfindung und ersten Entdeckung in sich völlig reifen zu lassen, und zwar ebenso wenig, wie in denjenigen Völkerstämmen, welche in sich alle Bedingungen hierzu vereinigten, es hinwiederum nicht allen Individuen gleichzeitig ermöglicht sein konnte, eine so edle Frucht zu pflücken. Die sich ursprünglich ausbreitende Arbeitstheilung hatte zur Genüge dafür gesorgt, daß die Auffammlung der Vorbedingungen zur Erfindung nicht allermwärts unter den Individuen stattfand, und wie erwähnt, konnte es ungewollungen nur allen denjenigen gelingen, zu erfinden, deren Beschäftigung rücksichtlich bestimmter Materialien dauernd darauf hintrieb. Wir haben nun, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, gewichtige Gründe anzunehmen, daß es in der Urgemeinde nur diejenigen Elemente waren, welchen die besprochene Erfindung des

Feuerzündens zuerst zufiel, welche durch dauernde Uebung ihrer Aufmerksamkeit, vor allem aber durch Uebung ihrer Handgeschicklichkeit zu der reichhaltigsten Auffammlung der hierzu nöthigen Erfahrungen kamen, und damit gibt sich uns, wie sich im Folgenden zeigen wird, die Schlußfolgerung an die Hand, daß es sonderbarerweise die durch eine dauernde Beschäftigung mit Stein und Holz allein hierzu prädisponirten Kiesel- und Steinwaffenarbeiter der Urzeit waren, denen diese so weittragende Erfindung ein glückliches Geschick in die Hand spielte.

Bevor wir aber genauer darauf hinweisen, in welchen Volksstämmen und in welcher Weise das geschah, müssen wir vorerst noch einige Blicke auf das nur erst in den Anfängen aufkeimende eigentliche Arbeiterthum der Urzeit werfen.

Daß in den frühesten noch uncultivirten Urgemeinden der Menschen nicht alle Individuen gleichmäßig im wahren Sinne des Wortes arbeiteten, sondern schon ganz ursprünglich eine Reihe von lästigen und mühseligen Geschäften von der herrschenden Aristokratie der Gemeinde abgestreift und auf diejenigen Gemeindeglieder übertragen wurden, die hier die körperlich Schwächern und unterdrückten waren, das leuchtet ein. Ein Blick auf die in Staaten lebende Thierwelt (namentlich auf die Ameisen), mehr aber noch ein Blick auf die sonderbar ungerechte Arbeitstheilung der staatlich rohen und primitiv lebenden Naturvölker der heutigen Zeit, muß uns rasch genug die Ueberzeugung beibringen, daß der primitivste und früheste Urstaat bereits den Sklavenstand zum Ausdruck brachte. Die ursprünglich ausgeprägten Unterschiede von stark und schwach und die sich durch Arbeitstheilung daran anknüpfenden Divergenzen waren es, welche das Sklaventhum nur zu früh zur Erscheinung kommen ließen. Es ist betäubend genug, zu sehen, wie die sich in ungerechtester Weise vollziehende Arbeitstheilung auch unter unsern Naturvölkern das Sklaventhum in einer oft widerlichen Art zur Geltung bringt. Fast immer

zeigt es sich hier, daß es das stärkere Geschlecht, mit Einem Worte die Kräftigen sind, welche sich der Faulheit ergeben, um den Schwachen die eigentlichen Arbeiten aufzubürden. Es liegt das ebenso sehr in der Natur der ersten Entstehung der staatlichen Unterschiede selbst, daß wir nicht zweifeln dürfen, daß das Sklaventhum schon in dieser Weise ganz ursprünglich unter den Völkern der Urzeit zur Erscheinung gekommen war. Bei unsern heutigen Naturvölkern sind es den gegebenen Bedingungen gemäß leider zumeist die Frauen, welche zum Sklaventhume verurtheilt sind, neben ihnen selbstverständlich die Schwachen und Krüppel, d. h. solche, die durch irgendwelche äußern Gebrechen nicht zur Aristokratie der Kraft und Gewalt gezählt zu werden vermögen. Es ist eben der Fluch des Menschen, daß er von der frühesten Zeit an diese Schwachen und Krüppel mit dem, was wir äußere Arbeit und mühselige, lästige Handthätigkeit nennen, belastet hat, während sich ursprünglich die Stärkern und Gefunden auf Kosten dieser Ausgebeuteten zu ernähren und doppelt zu erhöhen wußten. Sofern nun auch bezüglich der Urzeit nur im beschränktern Sinne wie heute von eigentlichen Arbeiten und von dauernden, lästigen Handthätigkeiten geredet werden konnte, die im wirklichen Sinne des Wortes große Mühe machten, großen Fleiß beanspruchten und thätige Ausdauer erheischten, so irren wir doch, wenn wir meinen, daß in allerfrühester Zeit es nicht dennoch schon derartige Beschäftigungen schwieriger und wahrhaft mühseliger und lästiger, weil einseitiger Natur, gegeben hätte. Das Sprengen und Bearbeiten der Kiesel, die Schärfung der Waffen und Pfeile, die Holzbearbeitung, und endlich später sogar die Ausschmückung und Politur der frühesten Waffen und Geräthe, erforderten ohne Zweifel bereits, wie wir aus bestimmten Gegenständen noch erkennen, sehr geschickte und kunstgeübte Hände und äußerst mühselige und einseitige Arbeit im wahren Sinne des Wortes. Daß aber zu diesen frühesten in ihrer Art zugleich schwierigen und anstrengenden Arbeiten in der Urzeit die unkräftigen Hände des weib-

lichen schwachen Geschlechts allein hingereicht hätten, dürfen wir schon deshalb kaum annehmen, weil das gebärende und ihre Kinder pflegende Weib nicht die zu diesen oft harten Arbeiten nöthigen und natürlichen Anlagen und Körperkräfte besitzen konnte. Es waren daher vorzugsweise die schwächern Männer unter den Gemeindegliedern, und zwar zunächst die von Geburt Fehlerhaften, besonders aber die mit ungeschickten lahmen Füßen Versehenen (d. h. die zum Gehen und Laufen Untauglichen), welche sich als Sklaven den mühseligen Handthätigkeiten während der Urzeit nothwendig unterziehen mußten. Denn diese Invaliden beanspruchten den Schutz der Stärkern vor Feinden und Raubthieren in gleicher Weise wie Weiber, obwol sie zum Jagderwerb und andern äußern männlichen Thätigkeiten der Urzeit unbrauchbar waren. Wir können daher diesen frühesten, sich durch natürliche Arbeitstheilung herausbildenden Sklavenstand, der in jedem überhaupt arbeitenden Urstamme klein oder groß war, mit dem Gesamtausdrucke der Laborarii bezeichnen. Der Ausdruck Laborarius mag uns bei dieser Gelegenheit nicht sowol an das Arbeiten, sondern auch an das sogenannte „Laboriren“ erinnern, mit dem wir zuweilen den Sinn des körperlichen Stümperns und Leidens verbinden. Diese Laborarii waren durch die Arbeitstheilung gewissermaßen mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen, gegenüber dem Mangel in der Stärke ihrer Füße, ihre Fertigkeiten der Hand um so höher auszubilden, und wir können uns daher nicht wundern, wie im Verlauf der Urgeschichte gerade diese Volksklasse es wurde, in der sich zugleich später die Anfänge zum höhern Aufschwunge von Kunst und Erfindung sammelten. Durchgehen wir alle Traditionen der Völker, um nach Spuren zu suchen, die sich auf „die Lahmen“ beziehen, so finden wir seltsamerweise, daß die Sagen ausgebreiteter Völkerkreise übereinstimmend den Feuergott als lahm bezeichnen. Diese Traditionen besitzen eine große Verbreitung unter den Völkern, denn sie werden selbst in Südafrika aufgefunden. Abgesehen von griechischen und römischen Traditionen lassen uns die

germanischen Volksfagen Wieland, den Feuerschmied, bekanntlich als lahm erscheinen. Livingstone fand bei afrikanischen Völkern Göttheiten, die stets mit einem krummen Beine vorgestellt wurden, ähnlich dem ägyptischen Ptah-Sofari Osiris (vgl. Tylor, S. 463). Selbst in Australien und Südamerika finden sich noch deutliche Anklänge an lahm gedachte göttliche Wesen. Die Uebertragung der Lahmheit auf den Teufel hängt mit diesem Ideenkreise zusammen, ist aber selbstverständlich viel später entstanden. Wir sehen aus der merkwürdig weiten Verbreitung dieser sagenhaften Anschauung, daß dem etwas Traditionelles zu Grunde liegen muß, und in der That wird uns der Verlauf der urgeschichtlichen Entwicklung lehren, daß wir hier Fäden in der Hand halten, die in symbolischer Weise auf die Feuererfinder zurückdeuten. Wie dem sei, das vorläufig steht fest, daß die Misgestalteten in der Urzeit zu Sklaven ausersehen waren, um sich den lästigen und den von den übrigen gemiedenen Geschäften zu unterziehen. Allein dadurch eben blieb es ihnen andererseits auch überlassen, ihre Geschicklichkeit mehr zu üben, ihre Aufmerksamkeit besser zu schärfen, mit Einem Wort, mit Hand und Geist ihre ganze Erfindungsthätigkeit thatsächlich auszubilden. Was wunder, wenn nach Verlauf so vieler Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende, in denen bereits in der Urzeit die Stärkern geherrscht und gewaltet hatten, nunmehr auch die Unterdrückten geschichtlich durch eine eigenthümliche Leistung auftreten, eine Leistung, die sie in ihrer Art, wie wir sehen werden, bald hervorragend machte. Was wunder, daß die dauernde und lästige Art ihrer einseitigen Unterdrückung die Erfindungsgabe nicht nur rege gemacht hatte, sondern diese auch so hoch emporschraubte, daß endlich Kunst und Geschicklichkeit einen merkwürdigen Sieg feiern konnten. — So weisen uns die psychologischen Eigenschaften, welche die frühesten Erfinder charakterisirten, der Reihe nach mit Entschiedenheit auf das früheste thätige, und dadurch zu schärferer Beobachtung im einzelnen angehaltene schaffende Arbeiterthum der Urzeit, d. h. auf die slavisch

unterdrückten Waffenarbeiter und Gerätheverfertiger des urzeitlichen Gemeindefens, überhaupt auf alle diejenigen einzelnen Kräfte hin, denen durch die natürliche primitive Arbeitstheilung das Los zufiel, die ersten Materialien, die der Urmensch aufnahm, das ist Holz und Stein, durch den Fleiß geschickter Hände zu bearbeiten. Und weiter müssen uns die Bedingungen lehren, daß Holz und Stein (jene in der Urzeit mit Recht so hochgeachteten Materialien) auch der belebende Zunder waren, aus welchem die ersten Flammen hervorloderten, sodas an der Bearbeitung dieser Stoffe die großartigste und in ihren Folgen unabsehbarste Erfindung der Urzeit zu Stande kam. Arbeit macht erfinderisch, dieses bedeutungsvolle Wort sollte seine tiefe Wahrheit schon zu einer Zeit begründen, da der Mensch nur soeben im Begriff war, die Pforte zum eigentlichen Tempel der Cultur zu sprengen. An dieser Pforte lag in der That Holz und Stein, beides dem Menschen der Urzeit Dinge, ohne welche er den Kiegel zum Culturtempel nicht zu sprengen vermochte und ohne welche eine Cultur unter der Menschheit überhaupt wol ebenso wenig denkbar wäre wie ohne das Feuer, das aus Holz und Stein der Mensch hervorlocken lernte. Wie aber war das geschehen? Das nun wollen wir im Folgenden untersuchen.

Mehr wie alle andern Glieder der Urgemeinde konnte der geübte Steinarbeiter der Urzeit seine Aufmerksamkeit auf die ihm täglich bei der Arbeit unter den Händen aus den Kieseln und Steinen hervorspritzenden und leuchtenden blitzartigen Funken lenken, sie zündeten nicht diese Kiesel Funken, aber sie regten in ihrer leuchtenden Helligkeit das erste Nachdenken und die früheste Beobachtung nach einer bestimmten Richtung hin an. Sie machten den geschicktern Waffen- und Kiesel schmied der Urzeit, wenn wir ihn so nennen dürfen, darauf aufmerksam, daß stets unter der Hand beim Schleifen der zusammengeriebenen Steine ein helles Leuchten entstand, das ihn, da es seine schaffenden Hände hervorzauberten, seltsam genug berühren mochte. Holz und Stein waren die beiden Materialien,

welche der primitive arbeitende Künstler dauernd in seinen Händen bewegte, Geschicklichkeit und Einseitigkeit nach bestimmter Richtung hin aber andererseits die Factoren, die zugleich die geheimnißvolle Macht bildeten, welche dem aufmerksamen Künstler der Urzeit seine wunderbare, zauberhafte Entdeckung ungezwungen und absichtslos in die Hände spielte. Brechen, Sprengen und reiben waren die Grundthätigkeiten der Steinarbeiter der Urzeit, und Schleifung und Reibung, obwol einer spätern Periode der Steinzeit angehörend, mußten bereits im Schwunge gewesen sein, als unsere Erfindung zur vollendeten Thatsache wurde. Reibung war das merkwürdige Lösungswort, mit dem sich der Zauber vollzog. Miteinander gerieben, wissen wir, fangen Kiesel bereits an Funken zu sprühen und matt zu leuchten, und noch heute finden wir Negerstämme Westafrikas die (nach Zuchelli) im Stande sind, aus der geschickten Reibung von Steinen auf bestimmte Holzarten, das Holz zu entzünden. Allein die eigenthümliche Reibung erfordert großes Geschick und anhaltende Ausdauer, die bei der lästigen Arbeit nur der entwickelt, der unaufhörlich und ohne zu ermüden seinen Zweck verfolgt. In diesem einseitigen, aber zweckmäßigen Verfolg der angestrebten Arbeitsrichtung, mit Hinblick auf die Ahnung, hiermit eine neue Erscheinung hervorzurufen, darin lag das Wesen dieser frühesten eigentlichen Erfindung. Nicht jede Holzart und nicht jede Steinart eigneten sich zum Zünden, und so liegt denn das Talent der ersten erfinderischen Geister vorzugsweise darin, mit Geschicklichkeit diejenigen Stein- und Holzarten herausgesucht oder vielmehr gefunden zu haben, aus welchen nach ausdauernder Reibung der Funke des Prometheus zur rauchenden feurigen Flamme emporlodern konnte.

Halten wir eine psychologische Rundschau unter den großen Völkerrassen der Urzeit, so erkennen wir jetzt, nachdem wir die Bedingungen der Erfindung eingesehen haben, doppelt, daß den körperlich und geistig trägen Völkern nicht die Talente ursprünglich zu Gebote standen, die nöthig waren, ihren Erfahrungskreis und ihre

Thätigkeiten so unermüdllich zu stärken, daß ihnen diese Erfindung gelang.\* Es traten daher ursprünglich die rohen und trägen, besonders also die schwarzen Völkerschaften vom Standpunkt der Erfindungsthätigkeit in den Hintergrund. Wir haben schon im vorigen Bande gesehen, daß wir Grund haben zu vermuthen, daß die von Natur sehr trägen Völker nur erst durch Nachahmung angeregt und sozusagen nur durch die allgemeine Concurrency der übrigen Völker gezwungen sich die lästigen Gebräuche und Geschicklichkeiten der ganzen Steinzeitperiode angeeignet haben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir auch die Geschicklichkeit dieser Völker sich nicht so hoch entfalten sehen, sodaß folglich ihr Erfindungsgeist gegen den der übrigen Völker ursprünglich zurückblieb. Allein auch die geistig schwerfälligen (wiewol äußerlich nicht geradezu trägen) Völkerrassen, wie die amerikanische, die malaiische und selbst die geistig so unbeholfene mongolische Rasse, vereinigten, wie erwähnt, nicht die nöthige Summe von Bedingungen, welche den Erfindungsgeist in genügender Weise zuschärften, um ihn zum richtigen Griff zu führen. Beachten wir hingegen die Anknüpfungspunkte der spätern Entwicklungsgeschichte des aufstrebenden Erfindungsgeistes, und blicken wir zugleich auf die uralten Traditionen der Völker über die Feuererfindung, so werden wir gezwungen, in dieser Beziehung unsere Augen auf die semitischen, hamitischen und indogermanischen Völkerstämme zu richten. Nur in ihnen war die Begabungshöhe ursprünglich von der Anlage, daß sie den richtigen Wegen zur tiefern Erfindung folgen konnten, und nur ihnen konnte daher der glückliche Griff und Fund gelingen. Wir haben genügende Gründe, in Bezug auf die genannten Völkerstämme anzunehmen, daß sie den frühesten und bedeutendsten Focus aller eigentlich religiösen Urgeschichte überhaupt bildeten; alle mit dem Aufschwunge der Religion in Verbindung stehenden Ereignisse sollten sich vorzugsweise

\* Vgl. zugleich Bd. 1, Buch 2, Kap. 6.

hier entwickeln, um von hier aus langsam über die Völkerrassen und Stämme der Erde (die in jener Zeit, wie wir sahen, noch Fühlung miteinander besaßen), auszustrahlen. In der That haben wir mit Rücksicht auf Tradition und Geschichte, sowie mit Hinblick auf die zu erfüllenden Bedingungen von psychologischer Seite, nicht zu zweifeln, daß in diesen Stämmen sich zuerst das Licht der neuen, großen, welterobernden Erfindung Bahn brach. Freilich erst nachdem die ersten störenden Rückwirkungen beseitigt und ausgeglichen, und nachdem, wie sich zeigen wird, durch harte Kämpfe „die große Neuerung“ mit ihren revolutionären Folgen auf allen Gebieten zum Segen durchgedrungen war, erst da konnten sich diese ersten Funken der erfinderischen Thätigkeit unter eben diesen Völkern zu einer nie mehr verlöschenden Flamme ansachen. Verhältnismäßig sehr früh aber begannen sich dennoch alsbald die Strahlen und die Helle jenes ersten Ausleuchtens tiefer erfinderischer Thatkraft auch unter die übrigen Völker zu verbreiten, sie alle empfanden diese neuern Anstöße, und alle begabtern Völker nahmen hiermit einen Anlauf zu erneuter Größe, hinter welcher die übrigen weniger begabten weit zurückblieben. Nachdem, wie sich zeigen wird, die Kämpfe unter den indogermanischen Stämmen mit ihren Folgen vorüber waren und sich diese so erfinderisch angelegten Völker zu erholen begannen, da sammelten sich die in den Ursitzen gebrochenen Kräfte an andern Orten der Erde von neuem, und nun erst war es den Nachkommen dieser ursprünglich am meisten erfinderisch angelegten Völker vergönnt, in der Geschichte dauernd und tonangebend an die Spitze zu treten.\* Die psychologische Untersuchung lehrte uns, welche Bedingungen nothwendig waren, den Funken des Prometheus zu entzünden, und wie der Mensch Herr über die Gewalt des Feuers werden konnte. Solange der Urmensch nur die Flammen der Feuerquellen, die Glut der Waldbrände und die Feuererscheinungen der Vulkane und

\* Vgl. Bd. 1, Buch 2, Kap. 6.

die Lichtwirkungen der Gestirne vor sich sah, waren alles das nur für ihn bunte unverstandene Phänome, denen er auswich oder sich an ihre Einwirkungen dauernd gewöhnte, um sie indifferent zu betrachten. Als aber die eigene Hand die Bedingungen erfüllt hatte, um die ähnliche Erscheinung gleichsam zauberhaft zu erzeugen, da, als das kindliche Bewußtsein auf die Ursachen dieses Zaubers durch die eigene Hand hingewiesen wurde und der Menscheninn zum ersten mal Ursache und Wirkung in neuer, tieferer Weise sonderte und verknüpfte, da begann nun der Urmensch das innigste und wesentlichste Interesse an allen feurigen Phänomenen zu nehmen. Das Feuer blieb ihm nun keine bloße Erscheinung mehr, sondern er sah es unter der Hand wachsen zu einer Macht, einer Macht die er zugleich mit seinem Willen frei hervorbringen konnte und deren Gewalt er jetzt aus nächster Nähe kennen lernte. Kein Wunder, daß die ersten Erfinder vor ihrem eigenen Thun anfänglich fast erschreckten, kein Wunder ferner, daß der kindliche Menscheng Geist die leckende und züngelnde, vielköpfige Flamme anfänglich schier als ein Thier ansah, das alles um sich her auffraß, um ähnlich wie die Schlangen alles Lebendige zu verschlucken und zu verzehren, kein Wunder endlich, wenn sich eben jene Erfinder, welche mit ihren Händen diese scheinbar bestialische Kraft zu entfesseln im Stande waren, zugleich bemühen lernten, diese entfesselten feurigen Gewalten zu bändigen. Und rasch genug erforschten in der That die Erfinder alle Mittel, die gierige Macht durch andere Naturkräfte im Zaum zu halten. Erst jetzt, nachdem der freie Wille und die Willkür des Menschen die wunderbare Naturkraft beherrschten, war das Feuer tatsächlich erfunden. Erstaunliches hatte der Menscheng Geist erreicht, und was uns heute so alltäglich, den Forschern aber oft kindlich primitiv erscheint, das erblickt der Psychologe durch sein klareres Fernglas als ein hehres Ereigniß, an das sich die sonderbarsten Folgen knüpfen mußten. Er sieht, wie im Lauf der religiösen Entwicklungsgeschichte die seltsamen Feuererfinder, die sich als die ersten

Herren jenes mächtigen Naturelements fühlten, das der Menge durch seine Erscheinungen in der Hand des Menschen ein erhabener Schrecken wurde, versucht fühlten, sich in den Nimbus des Erhabenen zu kleiden, um hiermit ihre Macht zu erhöhen, sich Einfluß zu verschaffen und so ihre Kunst und ihren Naturglauben zu einer Grundlage eines neuen religiösen Cultus zu gestalten. Und verdienten es die ersten Erfinder, welche in ihrem Glanze aus dem tiefen Dunkel einer noch völlig geistlosen Zeit emporstiegen, nicht in der That, erhaben gefeiert zu werden? Waren doch in den Geistesanlagen dieser ersten angestaunten Erfinder, wie uns die Entwicklungsgeschichte lehren wird, die treibenden Keime von Kunst, Religion und Intelligenz unmittelbar miteinander lebendig, und hatte daher jede dieser Anlagen einen bestimmten Antheil an der merkwürdigen Erfindung und deren Verbreitung. In der That, die ersten Erfinder waren in ihrer Art Künstler; denn sie bearbeiteten mit Geschicklichkeit Steine und andere Objecte, sie besaßen zugleich in ihrer Art auch den übrigen gegenüber am meisten Intelligenz; denn die Kunstarbeit selbst war es, die sie dazu mehr wie die andern anregte, endlich aber mußten diese Künstler auch einen tief sittlichen, religiösen Drang in sich fühlen, ihre Kunst zur Geltung zu bringen, denn es wird sich zeigen, daß sich ihre Erfindung nur dadurch verbreitete, daß sie dieselbe ursprünglich in den sittlichen Dienst der Heilwirkung (wenn auch durch Zauber) stellten. Doch hierüber Genaueres im folgenden Kapitel.

---

Wir sehen, daß die Erfindung des Feuerzündens ein Ereigniß war, das sich eng verknüpfte mit den Arbeiten der ursprünglichen Holz- und Steinzeit. Hatte sich die Thätigkeit der begabtesten und am wenigsten trägen Völker der Bearbeitung von Holz- und Steinmaterialien zugewandt, so mußte es endlich auch nothwendig den talentvollern unter den arbeitenden Steinkünstlern gelingen, die Feuerzündung zu erfinden. Allerdings war die Zündung uranfänglich eine sehr schwierige Kunst, die sich erst nach und

nach dadurch erleichterte, daß es den Erfindern später gelang, bessere und leichtere Reibungsmethoden und passendere Materialien zu finden, durch welche Erleichterung die Nachahmung in höherm Maße ermöglicht und mit Rücksicht auf die treibenden sittlichen und geistigen Ursachen die Verbreitung der Erfindung herbeigeführt werden konnte. Das Kunstgeheimniß der Feuerzündung bestand aber nicht nur in der Geschicklichkeit der Reibung, sondern zugleich in dem Hinweis auf die richtigen Holz- und Steinarten, als den allein brauchbaren Zunder, durch welche die Feuerreibung gelang. Welche Regeln zu beobachten waren, um stets passende Zündmaterialien in der Hand zu haben, ersehen wir aus Vorschriften der alten Chinesen, die sich im zweiten Theil im „Syn-Yu“, Kung-Tsu-Ksi's Werke aufgezeichnet finden. Wer dem Holze durch Reibung Feuer entlockt, heißt es hier, der muß der Jahreszeit gemäß mit dem Holz wechseln. Im Frühling entlockt man solches aus Ulme und Weide, im Spätsommer aus Maulbeerbaum und Baum dshé, im Herbst aus Baum dsu und yčü, im Winter aus huai und thau. So gehörte also zugleich eine große Sachkenntniß der Materialien und besonders der Holzarten in ihrem Verhalten von Härte, Weichheit und Feuchtigkeit dazu, die Unterlage der Erfindung zu gewinnen, eine Sachkenntniß, die vor ihrer allgemeinen Verbreitung, wie alle specifischen Kunstkenntnisse, noch etwas Geheimes und nur den Eingeweihten Zugängliches an sich hatte. Zudem waren aber große Ausdauer und Geschicklichkeit bezüglich des Hervorrufens und Bändigens des anfänglich gefürchteten Elements erforderlich, um die vor den Augen des kindlichen Armenischen in ihrer Art merkwürdige Erfindung als eine anfänglich mysteriöse Erscheinung weiter zu verbreiten.\* Wie und in welcher Weise diese Verbreitung verhältnißmäßig rasch unter den Völkern der Urzeit sich zugleich vollzog, ohne daß hiernit ursprünglich einem Bedürfniß der Selbsterhaltung gebient wurde, das werden uns die folgenden Kapitel lehren. — Das Feuerzünden war also ursprünglich eine bestimmte Kunst, und obwol die niedrigsten Völkerschaften die Methode des Zündens nachgeahmt und erlernt haben, so gehört dennoch heute, wo diese Methoden durch die passenden Materialien, die verwandt werden, sehr erleichtert ist, immerhin noch große Geschicklichkeit dazu, das Holz in Flammen zu setzen. Darwin erzählt, daß auf Tahiti das sehr leichte Holz von *Hibiscus tiliaceus* zu diesem Zwecke verwandt wurde. Ein Eingeborener verstand damit Feuer zu zünden, ihm selbst dagegen war es sehr schwierig. Walter Raleigh schrieb im Jahre 1595 von Guayana: „Die Europäer können das Feuer-

---

\* Vgl. das folgende Kapitel.

zünden den Eingeborenen nicht nachmachen. Sie nehmen zwei Hölzer verschiedener Art, wovon das eine weicher wie das andere ist. In das weichere, welches sie Hiri-Hiri nennen, machen sie eine kleine Vertiefung, in welcher sie mit großer Geschicklichkeit Funken erzeugen“. Das beste Holz zum Feuermachen im nördlichen Theil des südlichen Afrika liefert nach Livingstone der Schikaba-kadsi, ein Name, welchen der Baum von dieser Anwendung erhielt. — Eine Umschau unter den Naturvölkern bezüglich der Methode des Feuerzündens (wie sie Tylor in seinem trefflichen Werke über Urgeschichte vorgenommen) zeigt uns, daß verhältnißmäßig bei weitem nicht alle Völker von der primitiven Stufe sich emporgehoben haben. Welches freilich die eigentlich ursprünglichste Art war, das Feuer durch Reibung zu erzeugen, sind wir heute nicht mehr im Stande anzugeben, nur so viel wissen wir mit Bestimmtheit, daß Stein und Holz ursprünglich die Grundmaterialien waren, die zur Erzeugung verwandt wurden. Wir sind heute nicht mehr in der Lage, feststellen zu können, ob die Reibung durch zwei bestimmte Holzarten gegeneinander vermittels Stab und Rinne, welche so viele Forscher (so auch Tylor) als die erste und ursprünglichste Zündungsmethode anzusehen geneigt sind, auch zweifellos die erste und früheste war. Daß nicht alle Völker, unter denen sich noch primitive Feuerreibungsarten erhalten haben, sich zweier Holzarten bedienen, beweisen uns viele Negerstämme, die (wie schon im Text bemerkt) sowol Holz als gleichzeitig auch Stein hierzu benutzen und mit Steinen und Quarzsand auf Holz reiben und auch auf diese Weise das Holz in Brand zu setzen wissen. „Wenn sie (die Neger Westafrikas) einen Feuerstein auf der Straße fanden, knieten sie dabei nieder, nahmen ein Stückchen Holz in ihre Hände, streuten Sand zwischen Stein und Holz und rieben beides so lange gegeneinander, bis das Holz zu brennen begann, und damit zündeten sie alle ihre Pfeifen an und setzten rauchend ihre Reise wieder munter fort.“ (Zucelli, „Merkwürdige Missions- und Reisebeschreibung nach Congo“, S. 344.) Immerhin ist es möglich, daß ursprünglich dem ähnliche Methoden von Reibung dieser beiden Grundmaterialien bestanden haben, welche ungleich schwieriger, aber mit Rücksicht auf die Art der Erfindung primitiver waren. Daß die Steinschleifer durch ihren eigenthümlichen Umgang mit Steinen bemerken mußten, daß darin leuchtende Kräfte schlummerten, liegt auf der Hand; denn sie mußten nicht nur beim Schlagen häufig genug das Funkenprühen bemerken, sondern sie sahen, wie die Quarzkiegel bei Reibung gegeneinander sogar deutlich anfangen zu leuchten. So sagt Lyndall in seinem berühmten Werk: „Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung“ S. 13: „Sie sehen diese beiden Quarzkiegel, ich reibe sie gegeneinander

und sie beginnen zu leuchten.“ Da die Reibungsmethoden nun im spätern Steinzeitalter außerordentliche Fortschritte machten, so kann es nicht wundernehmen, daß man zugleich auch Steine auf Holzarten und endlich Holz auf Holz gegeneinander schleifen lernte und hierbei kunstgeübte Hände auf die Feuerzündung stießen. Wie schon oben erwähnt, ist die heute noch unter vielen Völkern vorkommende Manier, einen Stab innerhalb einer Holzvertiefung zu reiben, eine der ursprünglicheren Methoden. Durch eine eigenthümliche drehende Handhabung des reibenden Stabes entsteht der sogenannte „Feuerbohrer“. Der Feuerbohrer wird in Australien hauptsächlich angewandt, woselbst ihn Cook vorfand. Die Verbreitung des Feuerbohrers scheint die größte auf der Erde zu sein. Cook fand ihn in Unalaska und bei den Russen in Kamtschatka, wo ihn viele Jahre hindurch Stein und Stahl nicht zu verdrängen im Stande waren. Der Feuerbohrer wird noch heute bei den wilden Beddaks auf Ceylon gebraucht und man kann annehmen, daß er in Indien herrschte, bevor die Arianer ins Land fielen. Der Feuerbohrer wird ferner in ganz Südafrika angetroffen, in Nordamerika besaßen ihn Eskimos und Indianerstämme. In Mexiko findet er sich unter den Bildschriften gemalt, er wird im ganzen Centralamerika, in Westindien und in Südamerika bis hinab zur Magellansstraße gefunden.\* Wir dürfen daher aus dieser weiten Verbreitung schließen, daß die „Feuerbohrung“, nach welcher durch Drehung innerhalb eines andern passenden Holzes das Feuer hervorgerufen wird, auch zugleich diejenige Methode war, durch welche sich diese Kunst unter den Völkerstämmen allgemein in frühester Zeit verbreitet hat und Nachahmung fand.\*\* Allein diese Nachahmung ist verschieden schwierig, je nach den Holzarten, welche zum Gebrauch hierzu verwandt werden können, und nicht selten kommt es in manchen Gegenden vor, daß zwei Leute beim Zünden dergestalt thätig sein müssen, daß der eine am obern Ende des Stodes anfängt, wenn seines Kameraden Hände ziemlich bis zum Boden gelangt sind und so fort,

\* Vgl. Tylor, „Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit“, S. 305 fg.

\*\* In dieser Weise finden wir auch die Feuerzeugung bei den Griechen. Sie nahmen zwei Holzstücke, deren eins als Unterlage (ἑστραπα) diente, es war zumeist von der ἀδραγεν, einer Schlingpflanze, genommen, während das andere Stück, der Bohrer genannt (τρούπανον), zumeist vom Lorber (δάφνη) genommen wurde. Es wurden aber außerdem noch Dorn (αἰζύρος), Linde, Erben und eine Eichenart genannt. Besonders waren es stets Weichheit, Härte und Trockenheit der Holzarten, auf welche die Reibekunst in der Auswahl der-  
selben zu achten hatte.

bis Feuer kommt.\* Es kann uns daher nicht wundern, daß später als die Intelligenz der Völker allgemein zu wachsen begann, auch unter den begabtern Völkern sehr rasch bessere und leichtere Methoden zur Zündung erdacht wurden. In diesen spätern Verbesserungen weichen nun die meisten Völker voneinander ab und häufig findet sich, daß im Laufe der Zeit selbst sehr niedrige Völker in dieser Beziehung Nachahmungen von Nachbarvölkern vornahmen, die sie zu verbesserten Feuererzeugungsmethoden brachten, auf die sie selbständig vielleicht schwerlich gekommen wären. Mit den Fortschritten der Arbeitsfähigkeit indessen, so dürfen wir sagen, schritten im allgemeinen auch die Erfindungen in dieser Beziehung vor. Arbeitsamkeit und Material geben zu Verbesserungen stets die Veranlassung, und dort wo sich bessere Materialien vorfanden und die Thätigkeit anspornten, hat sich auch bald das Verbesserungswesen bezüglich alles Handwerkszeugs, und so auch hinsichtlich des Feuerbohrers geltend gemacht. Wo Schwefelkies und Eisenpyrit gefunden wird, hat man sich später sehr rasch dieser Stoffe bemächtigt, und als Eisen und Stahl erst in Gebrauch kamen, da begannen die verschiedensten Methoden unter verschiedenen Völkern platzzugreifen, doch ist es wunderbar genug, wie viele Völkerstämme trotzdem ihre uralten Methoden, Feuer zu zünden, mit Zähigkeit und — wie wir später erkennen werden — vorzugsweise durch Aberglauben geleitet festgehalten haben. Und selbst in unsern hochcivilisirten Staaten hat der Aberglaube hierüber bekanntlich sich in manchen Stücken erhalten, wir erinnern nur an die Nothfeuer zur Vertreibung von Seuchen, bei welchen das Feuer nicht auf moderne Weise, sondern in der primitivsten Weise erzeugt werden muß, wenn es helfen soll. Die zwei letzten Berichte von eigentlichen Nothfeuern, die uns Ab. Ruhn angibt, sind aus Hannover vom Jahre 1828 und aus England vom Jahre 1826. Der „Mirror“ vom 24. Juni dieses Jahres entnimmt dem „Perth Courier“ eine Beschreibung des Ritus, wie er nicht weit von Perth von einem Farmer ausgeübt wurde, welcher mehrere Stück Vieh durch eine Krankheit verloren hatte. Einige Steine wurden im Hofe zusammengetragen, und nachdem man Holzkohlen daraufgelegt, wurden diese mit Wilt-fire, d. h. mit Feuer, welches durch Reibung erlangt war, angezündet, das Vieh mußte nun dem Alter nach durch diese Flammen hindurch getrieben werden. Doch gehört die Reihe ähnlicher hierher gehöriger Gebräuche in das Kapitel, das uns über die Heiligung und Weihe des Feuers aufklären wird, welche letztere allerdings, wie hier nur erwähnt sein möge

---

\* Tyler, S. 305.

viel dazu beigetragen hat, daß die Völker nicht gern von ihren Zündmethoden abließen. — Was die Zeit der Feuererfindung anlangt, so haben wir dieselbe verhältnißmäßig früh anzusehen, wenn auch nicht so früh wie die Ursteinzeit, d. h. die erste Periode der Steinzeit, der ja doch im allgemeinen das Holzzeitalter und diesem wiederum noch diejenige Periode (wie nicht zu vergessen) vorausging, in welcher sich die Menschen ursprünglich träge auf ihre bloße physische Kraft verließen. Allein nachdem sich die schwächern Rassen gezwungen fühlten, ihre Kräfte künstlich zu vermehren und das Beispiel zur Aufnahme von Holz Waffen gaben, da schloß sich diesem verhältnißmäßig rasch das Steinzeitalter an. Man begann, der größern Dauerhaftigkeit und Kraft wegen, statt bloßer Knittel und Holzkeulen, Steinspitzen dauernd zu handhaben, und man fing somit an, Steine zu bearbeiten. Das Steinzeitalter, das vielleicht von einer Dauer war, die nach Jahrtausenden zählt, hat die während dieser Zeit entstandenen eigenthümlichen Gebräuche über alle Völker der Urzeit verbreitet. Daß alle Völker gleichzeitig in das Steinzeitalter ursprünglich eintraten, ist nicht gut anzunehmen, da sich die verschiedensten Anlagen in Bezug auf Charaktereigenschaften und Trägheit unter ihnen geltend machten und für manche Rassen nur erst der Zwang der Concurrenz nothwendig war, um sie zu dieser mühseligen Thätigkeit und zur Nachahmung aller lästigen Gebräuche in dieser Hinsicht zu nöthigen. Dennoch feierte der primitive Nachahmungstrieb während des Steinzeitalters seine Blüteperiode. Die Zeit der Feuerzündungserfindung fällt höchst wahrscheinlich in die spätere Steinzeit, oder vielmehr in die Zeit, um es genauer zu bezeichnen, in welcher es die kunstgeübtesten Völker in der Politur, Bohrung und Steinschleifung der Steingeräthe und Steinwaffen weit genug gebracht hatten. Dennoch sind zu dieser Zeit die Völker und Rassen offenbar noch im äußerlichen Connex untereinander gewesen, sodaß sich diese merkwürdige Erfindung (zugleich, wie wir im Folgenden sehen werden, von Religion und Cultus getragen) früher oder später über alle Völker verbreiten konnte. Wir dürfen daher, um einen bestimmtern Abschnitt (zugleich den Blick auf die Karte der Urzeit gewendet) festzustellen, im allgemeinen annehmen, daß die Feuererfindung noch vor jener Zeit stattfand, da die östlichen Völker gänzlich nach Amerika verdrängt und durch spätere weitere Einschnitte des Oceans nach Westen hin völlig und für lange Zeit abgeschnitten wurden. Da wir also die Feuererfindung in eine so frühe Zeit zu setzen haben, kann es uns nicht wundernehmen, daß man heute kein Volk, ja nicht einmal auf einsame und entfernte Inseln verlagene Horden aufgefunden hat, welchen das Feuer ganz unbekannt war. Im Laufe der Jahrtausende

mußte die hervorragende Erscheinung bis in die entferntesten Weltwinkel getragen werden. Frühere Betrachtungen hatten uns gelehrt, daß die Stämme und Rassen sich ursprünglich nicht vereinzeln, sondern daß der Druck der Stärkern die Völker nur langsam drängte und die Schwachen allmählich von ihren Ursitzen vertrieb, ohne sie auseinanderzujagen oder weit voneinander zu vereinzeln.\* So konnte sich die Feuererfindung ebenso wie viele andere Gebräuche der Urzeit nach allen Seiten hin unter den Völkern zeitig verbreiten, und alle diejenigen Nachrichten, die uns noch heute von Völkern Kunde geben wollen, welche die Feuererfindung nicht kennen, sind zu verwerfen. Trotzdem reichen die Traditionen vieler alten Völker in Mythen und Sagen bis in die Zeit zurück, da ihnen noch das Feuer unbekannt war. So berichten uns beispielsweise noch chinesische Sagen von einer Zeit, da man kein Feuer kannte. Pomponius Mela erzählt von den Feuerlosen in Aethiopien, die das ihnen unbekannte Feuer umarmt hätten, als es Eudorus bei seiner Entdeckungsfahrt in ihrem Lande anzündete. An einer solchen Feuerumarmung wird indessen wol ebenso sehr wie an der Thatsache überhaupt gezeifelt werden müssen. In keinem Falle dürfen wir vergessen, daß die Flamme dem Urmenschen anfänglich ebenso wie den Thieren etwas Schreckhaftes und in ihrer Art Furchtbares war. Wie wir noch heute in Afrika den Löwen und die Raubthiere durch angezündete Feuer bei Nacht fern halten, so näherten sich die mit dem Feuer nicht bekannten Urmenschen gleichfalls nur unter Grauen und Angst denjenigen, welche die Flamme zu beherrschen, zu zügeln und zu zünden gelernt hatten. Auch Plinius erzählt uns von Feuerlosen im sogenannten Aethiopien, die erst zur Zeit des Ptolemäus Lathyrus das Feuer kennen lernten, doch setzt er diese Menschenorte zwischen die Stummen und Pygmäen. Kropf hörte von den nur vier Fuß hohen Dokos südlich von Kassa und Suja erzählen, die sich von Kräutern und Schlangen nährten, ohne das Feuer zu kennen. Von den Guanchos in den Canarien berichtet Galvano, daß sie das Fleisch früher roh gegessen hätten aus Mangel an Feuer.\*\* Die letzte Ansicht, glaublich in ihrer Art, besagt uns nichts von der Existenz eines wirklich feuerlosen Volkes. Wir stimmen daher Tylor bei, der in seinem Werk über Urgeschichte S. 302 sagt: „Die Nachrichten vom Aufsuchen feuerloser Stämme sind von sehr zweifelhaftem Werth. Möglicherweise sind sie bis zu einem gewissen Grade wahr, doch ist dies nicht wahrscheinlich. Für die Existenz anderer Völker, welche (durch Nachbarn) Feuer besaßen,

\* Vgl. Bb. 1, Buch 2, Kap. 5.

\*\* Vgl. zugleich Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie“, Jahrg. 1, Heft 5.

aber es nicht selbst erzeugen konnten, liegen bedeutendere Zeugnisse vor. Andererseits aber gehört beides, der Besitz des Feuers und die Kunst es zu machen, der ungeheuern Mehrheit der Menschheit an, und es ist dem so gewesen, so weit unsere Forschung zurückreicht.“ Was die Methode der Feuerentdeckung anlangt, so ist es sehr erfreulich, daß ich die bisher noch von keinem Forscher vertretene Ansicht, daß der Urmensch durch Schleifen und Reiben von Holz und Stein die Kunst des Feuerzündens erfunden habe, zugleich von Lubbock vermuthungsweise in dessen Werk: „Prehistoric Times“ (1865), S. 473 fg., ausgesprochen finde, und wie ich ersehe ist auch Darwin auf diese Stelle aufmerksam geworden, denn er schreibt in seinem Werk: „Ueber die Abstammung des Menschen“ (übersetzt von Carus), S. 44: „Beim Zerbrechen der Feuersteine werden Funken hervorgesprungen sein, und beim Schleifen derselben wird sich Wärme entwickelt haben: hierdurch können die beiden gewöhnlichen Methoden Feuer zu erhalten entstanden sein.“ Die psychologische Analyse lehrt uns, daß es im Grunde sich nicht anders verhalten haben konnte. Was die Sklaven und die Krüppel anlangt, die in der Urzeit zur Arbeit verurtheilt waren, so ist es nicht uninteressant, in dieser Beziehung vergleichsweise auf unsere heutigen niedern Naturvölker zu blicken. Mit Rücksicht darauf schreibt D. Schmitz über die Apachen („Ausland“, Jahrg. 1871, S. 350): „Trotz der vielen kräftigen Gestalten unter diesen Wilden findet man doch eine große Zahl verkrüppelter und verkümmertes Individuen. Gehen die Gesunden auf den Raubzug aus, so bleiben diese als Invalidencolonie zurück und sammeln sich im Gefühl ihrer Hilflosigkeit zu größern Trupps. War die Beute nicht ergiebig und die Krieger kommen hungerig zurück, so flüchten die Invaliden meist schon von selbst. Bleiben sie und die Nahrungsmittel werden knapp, so müssen sie zurückstehen vom Mitgenuß und verhungern, oder werden mit aller Gemüthsruhe niedergemacht, in seltenen Fällen flüchten sie auch zu fremden Stämmen.“ Diese Beobachtung ist wichtig, denn sie weist uns darauf hin, wie weit die Verwilderung vorschreiten kann, um die regelrecht eintretende Arbeitstheilung zu verhindern. Die besser angelegten und weniger zur Verwilderung geneigten Völker mußten eben folgerichtig die Krüppel als Sklaven ernähren, während sich diese ursprünglich nützlich zu machen suchten durch anderweitige Geschicklichkeit und Arbeit, der sie sich zu unterziehen im Stande waren. Freilich wird diese naturgemäße Folge der Arbeitstheilung auch nur unter den besser und verträglicher angelegten Völkern regelrecht vor sich gegangen sein, und in dieser Hinsicht

also haben wir doppelten Grund anzunehmen, daß die Vorbedingungen zur Erfindung nur auch hier unter diesen am besten begabten Völkern sämmtlich erfüllt werden konnten. Man könnte mit Rücksicht auf den Erfindungsgeist die Völker in productive und reproducirende eintheilen, und es würde sich alsdann zeigen, daß nur die höchsten kaukasischen Stämme ein ursprünglich hervorragend productives Vermögen besaßen, während alle übrigen Völker mehr oder weniger auf Nachahmung der von ihnen ausgehenden Leistungen beschränkt blieben.

---

### 3.

#### **Die Entstehung des Schamanenwesens und des Priesterthums der Urzeit in Rücksicht auf die Feuererfindung.**

Die Religionsentwicklung ursprünglich Hand in Hand gehend mit den Culturfortschritten. — Die erste hervorragende Erfindung und deren psychologische Rückwirkungen. — Kunstbegabung, Erkenntnistrieb und sittlich religiöse Begeisterung, deren ursprüngliche embryonale Undifferentiirtheit und Verschmelzenheit in der Erscheinung des ursprünglichen Zauberthums. — Hindeutung auf den Uebergang von der naiven, rein sinnlichen Beziehungsweise von Ursache und Wirkung auf eine überfinnliche, geheimnißvolle Betrachtung der Zusammenhangsweise der Naturkräfte durch den Anstoß der Feuererfindung. (Vgl. zugleich die Anmerkungen.) — Die Zauberer der heutigen Naturvölker und die Feuer-schamanen der Urzeit. — Die magisch hervorgelockte Flamme in der naiven Phantasie des Urmenschen als Schlange und der hieran anknüpfende weiterverbreitete Schlangencultus. — Die ursprüngliche Stellung der Feuerzauberer in Bezug auf das Wesen der Erhabenheit. — Die sich entwickelnde fetischistische Erhabenheit von Feuer, Wasser, Rauch, Luft und den geweihten Zaubermaterialien von Holz und Stein. — Hinweis auf die Erhabenheit, in die sich nunmehr folgerichtig und im Zusammenhange die leuchtenden Gestirne zu kleiden beginnen, und die hiermit auftauchende, auf den Makrokosmos gerichtete Weltanschauung.

Bei einem geschichtlichen Ereignisse von solcher Tragweite, wie es in der Urzeit die Erfindung des Feuerzündens war, genügt es nicht, nur die Reihe der äußern Bedingungen kennen zu lernen, welche das Ereigniß hervorriefen, sondern wollen wir im rechten Lichte die mit dieser geschichtlichen That verflochtenen unabsehbaren Culturfortschritte betrachten, so ist es zugleich psychologisch von der größten Wichtigkeit, die innern Rückwirkungen zu untersuchen, welche sich an

alle diese Erscheinungen auch in geistiger Beziehung knüpfen mußten. Wir dürfen mit Recht sagen, daß angesichts dieses großen Kulturfortschritts neue Strahlen der Erkenntniß aufflamnten, um die herrschende, finstere und noch tief kindliche Weltanschauung jener Zeit-epoche zu beleuchten. Neue und ungeahnte Geisteskräfte mußten diejenigen vorzugsweise jetzt entwickeln, deren intellectuellder Horizont sich im Hinblick auf die vielfach gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen mit dem neuentdeckten Element rasch erweitert hatte. Nicht wunder darf es daher nehmen, daß wir sehen, wie die ersten Entdecker und Erfinder durch tiefere Einsicht in den geheimnißvollen Naturzusammenhang der Kräfte und durch die ihnen hiermit gewordene Erleuchtung und Aufklärung einem gewissen Drange und einer edeln sittlichen Begeisterung unterlagen, die sie mit der Zeit zu seltsamen religiösen Handlungsweisen fortriß.

Wir haben schon mehrfach darauf hingedeutet, daß es in der Urgeschichte im Grunde kein hervorragendes Ereigniß von Bedeutung gab, das bei der noch geringen Arbeitstheilung unter den geistigen Anlagen nicht auch zugleich tief und innig mit dem Gebiet der Religion und der religiösen Entwicklungsgeschichte verflochten erscheint. Der Geist des Menschen jener noch sehr kindlich denkenden Zeit war bewegt und getragen von Ideenassocationen, die Gefühl und Handlung auch nach religiöser Seite jederzeit ganz besonders in Anspruch nahmen. Kulturfortschritt, Erkenntnißerweiterung, sowie gleichzeitig die Entwicklung bestimmter sich hieran anschließender religiöser und sittlicher Handlungsweisen, finden wir in der Urzeit daher stets innig miteinander verwachsen. Mit dem Aufschwunge der Cultur trat daher selbstverständlich auch ein Aufschwung der Erkenntniß und der Weltanschauung ein, und damit zugleich war wieder ein Fortschritt des religiösen Processes verbunden. Wir würden das Ereigniß der Feuererfindung daher nur halb, oder im Grunde gar nicht geschichtlich begriffen haben, wenn wir nicht zugleich den Aufschwung der Weltanschauung sowie des religiösen Processes, der sich hieran

psychologisch knüpfte, genauer ins Auge fassen. Die merkwürdige Erfindung des Feuers, in welcher die geschichtlichen Ereignisse der Steinzeit gipfeln, führte uns vor die Schwelle der eigentlichen menschlichen Cultur. Wir treten hiermit in den Vorhof des sich großartig aufbauenden Tempels, zu welchem die frühesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Kunst und Arbeit, sowie aufmerksame Beobachtung und geistige Combination das Fundament gelegt hatten. Wir sehen die sklavisch gedrückten Laborarii der Urzeit emsig beschäftigt, Holz und Stein künstlerisch bearbeiten, schleifen, reiben, bohren und poliren. Aber obwol äußerlich geknechtet, wol auch misachtet und von den Unterdrückern in der Stammgemeinschaft eben nur ausgebeutet, sucht sich die arbeitsame menschliche Kraft unter dem Druck dieses äußern Glends einen Ausweg zu neuer specifischer Entfaltung. Außere Gesellschaft und eine hiermit innerlich correspondirende geistige Regsamkeit begannen sich mächtig unter den Unterdrückten zu steigern. Und siehe, diese in ihrer Art einseitige (weil vom Druck äußerer Verhältnisse von allen Seiten eng eingeschränkte) Ausbildung der Anlagen sollte einen ungeahnten Triumph der Erfindung feiern. Geleitet durch die sich reichlich auffammelnden einzelnen Erfahrungen sollte der Geist den Schleier zerreißen, der vor den Augen der Erkenntniß über den geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte gebreitet lag. Fürwahr, ein geheimnißvoller Zusammenhang von Kräften, die sich dem Menschen bisher völlig verborgen hatten, war ergründet worden. Aus einer Reihe von Bedingungen hatte menschliche Kunst und Geschicklichkeit, wie wir sahen, eine in ihren Wirkungen ganz neue, bisher völlig unbekannte Kraft erzeugt. Es war zugleich eine erste, freilich anfänglich noch dunkle und unbewußte Ahnung von einem tiefem Causalzusammenhange verborgener und heimlich wirkender Naturkräfte überhaupt, die den arbeitenden Menschengestirbt jetzt überkam. Eine Ahnung, welche die Erfinder geistig zu erleuchten begann, um sie zu begeistern und zu sittlichen Handlungen anzutreiben. Innerer Drang war es, der die Erfinder ergriff und sie antrieb,

den Uneingeweihten die zauberhaften und furchtbaren Wirkungen jener geheimnißvoll auftauchenden Kräfte, welche sie aufgefunden hatten, gleichsam als eine ihren Händen und ihrem Geiste gewordene Offenbarung mitzutheilen.

Es ist etwas Wunderbares um die innere Offenbarung, durch welche der begabte Menscheng Geist innerlich erleuchtet und hellsehend seinen geistigen Gefühls- und Erkenntnißkreis plötzlich erweitert sieht. Es ist etwas Wunderbares um die Kunst, die nach rastloser Mühe sich mit Einem Schlage durch eine glückliche Erfindung belohnt findet, und etwas nicht minder Wunderbares um den tief sittlichen Antrieb, der die Seele auf der Höhe dieses erquickenden Gesichtspunktes ergreift. Noch heute glüht im wahren Künstlerherzen ein deutlicher Anklang an alle diese Antriebe, Antriebe, die heute abgeschliffen und gesittet in ihrer Art erscheinen, uns dennoch aber dunkel den Drang und die Handlungsweise jener frühesten künstlerischen Vorfahren ahnen lassen, deren Verdienste um die Cultur wir heute kaum noch zu schätzen im Stande sind. In der Stille geboren und großgezogen unter den mannichfachen Kämpfen und Entbehrungen, drängt jede künstlerische und geistige Offenbarung mit unwiderstehlicher Gewalt nach außen, den Geist zur Mittheilung drängend und Herz und Gemüth zur sittlichen Thatkraft und zu einer prophetischen Begeisterung stimmend. Nicht im geheimen und im stillen vermögen die Erfinder ihr neues Wissen eingeschlossen zu verstecken, nicht verkannt und vergessen wollen sie bleiben, sondern zur Mittheilung und Aeußerung treibt es sie und gleich allen übrigen heroischen Kräften ringen sie nach Anerkennung und Verehrung. Wir stehen in der Urgeschichte der Menschheit an einem der merkwürdigsten Wendepunkte. Geist und Geschicklichkeit sind an der Stufe angekommen, auf der die Selbständigkeit des künstlerischen Schaffens und die Antriebe zu eigener Erfindung und Leistung zu einem höhern Bewußtsein und zu tieferer Klarheit sich emporzuheben suchen. Alle physischen Kräfte spannen sich an und spiegeln nach außen jene tiefgreifenden innern Bewegungen wider,

die erkennen lassen, daß das Gefühl des Schaffenden und des von den Geheimnissen seiner Erfindung Erleuchteten von einer Begeisterung bewegt ist, die sich mehr und mehr Luft macht in erhabener Rede und in sittlich edler That. Wer es nicht kennt, das hinreißende Gefühl der Begeisterung, das den schöpferischen Künstler und Erfinder, den erleuchteten Propheten und den unermüdblichen Forscher beseelt, dem allerdings mag es schwierig sein, die hier geschilderten Gefühle psychologisch zusammenzufassen, dem allein mag das Wesen der Ekstase überhaupt befremdlich erscheinen, noch viel schwieriger aber wird es ihm werden, in geschichtlicher Beziehung jene in ihrer Art noch wildere und rohere Ekstase einer urgeschichtlichen primitiven Künstlerschaft zu begreifen, der ihre Kunst und Erfindung selbst noch in kindlicher Weise als eine Art von Zauber erschien, der ihre Phantasie abergläubisch und dämonisch belebte. Noch war der menschliche Geist nicht genügend vorbereitet, um völlig klar einzudringen in das Wesen des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung in der Natur, noch war das unter den Händen der Erfinder hervortretende Wirken dieser neuen Kräfte etwas ihnen selbst tief Geheimnißvolles, Befremdliches und Wunderbares, noch stellten sich ihre eigenen erfinderischen Thaten nach dieser Richtung hin wie ein Zauber vor die Seele, der sie einerseits erschreckte, andererseits aber begeisterte, zunächst und vor allem aber auch mit Aberglauben, Angst und Furcht beseelte. Ergriffen und gewissermaßen ehrfurchtsvoll standen die Feuererfinder vor dem Erfolge ihrer eigenen erhabenen That, von ähnlichen, aber roheren Gefühlen vielleicht eingenommen, wie weiland die nach dem Steine des Weisen suchenden religiösen und abergläubischen Forscher des Mittelalters. Was jenen der brodelnde chemische Herenkessel, waren den ersten Experimentatoren die geheimnißvollen Zündstoffe von Holz und Stein. Der funkensprühende Stein und das flammende Holz waren die geweihten und erhabenen Materialien jener frühesten und ersten Weltweisen, die als Magier in der Urgeschichte des Menschenthums auftreten. Nicht wie ihre erst sehr späten Nachkommen

waren diese Magier „Schwarzkünstler“, sondern im Gegentheil der zauberische Funken des Prometheus, den sie entflamnten, ließ sie in hehrer, lichter Gestalt erscheinen; denn ihr Zauber war ursprünglich der Zauber des Lichts und der magisch leuchtenden Flamme. Durch Stein und Holz vollzogen sie kraft ihrer Kunst eine wunderbar erscheinende Magie, mit der sie naturgemäß die Menge in ein erhaben furchtvolles und abergläubisches Erstaunen setzten. So feierte die Begeisterung und das ekstatische Auftreten dieser primitivsten Weltweisen, dieser frühesten Naturforscher und kunstbegabten Erfinder einen Triumph, der sie in der Gemeinde und unter den Völkern als erhabene Tausendkünstler in ein Licht der Berühmtheit, der Furcht, Achtung und erhabenen Ehrfurcht zugleich stellte, eine Art von Erhabenheit, an welche nur noch dunkel heute die Traditionen der am meisten an diesen Vorgängen beteiligten Völker erinnern. Kunst, Wissenschaft und Reli-

gion lagen auf merkwürdige Weise hier noch völlig undifferentirt gleichsam embryonal im Thun und Treiben jener frühesten Geistesheroen (in denen wir, wie sich zeigen wird, die ersten und frühesten



Idol des heiligen Feuers zu Widdah.

Flamines oder Laborarii scintillae, oder kurz gesagt die ersten Magi zu erblicken haben) verschwifert. Jene frühesten, von der ersten kindlichen Erkenntniß erleuchteten Weltweisen traten freilich noch nicht auf mit mystischen Büchern und andern gelehrten Sachen späterer Zeit, aber sie schwangen als Zauberstab das flammenerregende Bohrholz, begeisterten die Menge und rissen sie ehrfurchtsvoll fort durch ihre anfänglich als Wunder erscheinenden Fertigkeiten. Denn sie eigneten sich Fähigkeiten an, durch welche sie bald neben dem Feuer seltsame Naturkräfte überhaupt beherrschen lernten, vor allem aber lernten sie zauberhaft und geheimnißvoll aus den dunkeln geweihten Materialien von Stein und Holz, welche der Urmen sch sich ursprünglich gewöhnt hatte als nützliche, aber gefahrlose Dinge zu betrachten, die gefährliche und gefürchtete und darin verborgene Feuerschlange hervorrufen. So waren Arbeit und Kunst ursprünglich, wie es in der Natur der Sache lag, erfinderisch und schöpferisch geworden, und die Phantasie der Menge wurde hiermit tief ergriffen. Begann der Geist doch gleichzeitig jetzt das Wesen von Ursache und Wirkung übersinnlich tiefer zu erfassen, und schienen sich ihm jetzt plötzlich unsichtbare Naturkräfte vor der Seele zu entwickeln, die der thierisch-naive Menschen sinn noch nicht ahnte, weil er sie ebenso wenig wie die Thiere vorher kannte, und so tauchte allmählich neben dem sinnlich erblickten Erscheinungskreis ein zweiter verborgener Zusammenhang der Kräfte auf, der unsichtbar, wie er war, zunächst nur die Phantasie des Menschen belebte. Mehr und mehr begann der Mensch im Gebiet der Naturbeobachtung durch diesen Anstoß jetzt zu ahnen und zu forschen, und allmählich sollte die aufkeimende Erkenntniß in das anfänglich noch verschleierte Gebiet hinüberwandern, in dessen Zwielicht die Phantasie jene sonderbaren Auswüchse trieb, die uns erkennen lassen, daß der Geist seine Sehkraft zu erweitern bestrebt war, obwol ihm Phantasie und Ungeschicklichkeit geistiger Bewegung noch fast unüberwindbare Fesseln anlegten. So trat der nach dieser Seite am frühesten angeregte Trieb der Zünder der Urzeit

in das Gebiet der Zauberei, eine Erscheinung, durch welche sich ursprünglich allein die Feuererfindung, die hiermit verwebt wurde, verbreiten konnte. Denn in der Verbreitung dieser Erfindung liegt eben zugleich das psychologische Räthsel, das wir zu lösen haben. Wäre die Feuererfindung etwas von vornherein Nützliches für den Menschen gewesen, und hätte sie ursprünglich zu seiner Selbsterhaltung gedient, so wäre es nicht schwierig einzusehen, weshalb sie sich verhältnißmäßig so rasch über den Erdkreis unter allen Völkern verbreitet hätte. Aber der Nutzen, den das Feuer mit seiner Anwendung zur Kochkunst schuf, datirt erst aus verhältnißmäßig sehr später Zeit, und fordert zugleich eine neue psychologische Erklärung, da die Urmenschen ja das Kochen selbst erst mit dem entdeckten Feuer wiederum erfinden mußten. War aber das Feuer in der Hand des Menschen ursprünglich der Menge nichts weiter wie eine unbekannte schreckhafte Erscheinung, so lag in dieser Schreckhaftigkeit zwar für die ersten Zünder, welche die geheimen und geweihten Materialien bestimmter Stein- und Holzarten besaßen, es zu erzeugen, darin ein Mittel, Furcht und im Nächstenkreise um sich her sittliche Achtung zu verbreiten und die Aufmerksamkeit der Mitmenschen im höchsten Grade eine Zeit lang auf sich zu ziehen, aber nichts mehr, denn selbst diese Schreckhaftigkeit, die das neue Phänomen anfänglich erregte, mußte sich eben allmählich durch Gewohnheit wiederum abstumpfen, endlich gänzlich verlieren, und damit wäre ohne Zweifel der Nimbus der Zauberer und des Zaubers rasch genug wieder untergegangen und an eine Verbreitung des Feuers über alle Völkerkreise wäre nicht zu denken gewesen. Und ohne Zweifel erschiene das hiermit gestellte Räthsel unlöslich, wenn wir nicht durch das mit der Feuererfindung psychologisch entstehende und nothwendig damit verschmelzende Zaubertum (das psychologisch die ersten Keime zum Forschungstrieb ebenso wie das Wesen künstlerischer Begeisterung zum Ausdruck brachte) noch auf eine dritte Wurzel folgerichtig hingewiesen wären, die, wie die Thatfachen zugleich lehren, direct zur

Religion hinüberweist. Wir würden allerdings, wie sich im Folgenden noch genauer zeigen wird, das entstehende Zauberthum mit Rücksicht auf die Feuererfindung nur halb verstehen, wenn wir die in ihren ersten Vertretern vorhandenen religiösen Antriebe übersehen, ja es wird sich zeigen, daß das Zauberthum in seiner Entstehung ebenso wol wie die hiermit zusammenhängende Verbreitung des Feuerzündens sowie die später entstehende Kochkunst sich nur hinreichend erklären, wenn wir die ursprünglich zur Religion hinüberweisenden Antriebe ins Auge fassen. Wären die begeisterten Erfinder des Feuers ursprünglich nichts wie bloße Gaukler gewesen, eine Meinung, die fälschlicherweise zuweilen selbst auch von den Nachkommen der Zauberer der Urzeit unter unsern heutigen Naturvölkern gehegt wird, so wäre es psychologisch nicht verständlich, wie sich dieselben beim Volke in dauerndem Ansehen hätten erhalten können. Allein der mit der Feuererfindung gegebene erste und früheste Impuls zur Zauberei mit verborgenen und herrschenden Naturkräften, hatte ursprünglich viel tiefere und sittlichere Antriebe. Mochten die ersten Erfinder in ihrer ersten Anwendung von Begeisterung auch das neu-erfundene Phänomen nur dazu benützt haben, damit sich selbst und andern Schrecken zu bereiten und zu gaukeln, dieser Antriebe mußten sie bald müde werden, denn sie dauerten nur so lange, als der Erfolg der Neuheit vorhielt. Dieser nur kurze Zeit dauernde äußere Erfolg konnte nicht lange befriedigen. Bedenken wir doch nur, welche widerlichen und oft ekelhaft anzuschauenden Prozeduren die Zauberer unserer heutigen Naturvölker vornehmen müssen, um sich das Moment der Furcht- und Schreckenerregung im Volke zu bewahren. Ganz von selbst wurde daher der in den Erfindern entflammte Ehrgeiz dahin getrieben, zugleich auch eine sittliche Nutzenanwendung dieser Erscheinung zu machen, die ihren Erfolgen von anderer Seite zugleich eine unvergängliche Dauer des Interesses sicherte. Nicht die einseitige Furcht hätte dieses geforderte Interesse dauernd regem gemacht. Hätten die Erfinder dieser seltsamen Kunst nur diese ein-

seitig in der Menge hervorgerufen, sie wären sehr bald wie wilde Thiere von allen Seiten verfolgt, bekämpft und unterdrückt worden, da sie aber mehr und mehr von echt sittlichen und religiösen Trieben einer edeln Kunst- und Erfindungsbegeisterung beseelt waren, so verschmolzen sie mit dem Moment der Furchterweckung ihres seltsamen Handwerks hauptsächlich das Moment sittlicher Güte und Liebe, indem sie bemüht waren, ihre Kunst zugleich nützlich und segensreich zu machen. Erst damit, daß die kunstbegabten Erfinder der Urzeit durch die Wirkungen des entdeckten Feuers und der Wärme und den damit sich rasch verbindenden abergläubischen und zauberischen Gaukeleien mit andern Naturkräften Krankheiten heilend und somit segensreich auftraten, stellte sich die früheste hervorragende Kunsterfindung nebst deren Verbreitern in das volle Licht des sittlich Erhabenen und wie der Ausdruck sagt „des Heiligen“ und Verehrungswürdigen, um allgemeine Anerkennung zu gewinnen und Verständniß und Nachahmung für ihre neue Kunst hervorzurufen. So also wurde die Religion ursprünglich allein das treibende und verbreitende Element jener merkwürdigen ersten kulturbringenden Erfindung. Und wie hätte auch ein dauernder Aufschwung jener frühesten Kulturbringer unter den Völkern stattfinden können, wären sie nicht zugleich den religiösen Antrieben der Nächstenliebe gefolgt, welche danach trachtet, die neuen Kenntnisse praktisch zum Heil der Menschheit zu verwerthen, Antriebe, aus denen mit der Zeit jene vielfachen Beschäftigungen hervorgingen, die sich in Wahrsagerei, vor allem aber in jener zauberhaften Heilkünstelei, wie sie Schamanen, Priester und Propheten der Urzeit betrieben, entfalteten. Es war dieser Antrieb eben die der echten und edeln Begeisterung zu Grunde liegende Nächstenliebe, die das früheste gewonnene Wissen über die neuentdeckte Naturkraft als eine Offenbarung zur Erlösung der Menschheit zu verwerthen trachtete. Noch wild und ungebunden in seiner Art, und nur erst von unbestimmten Ahnungen über den natürlichen Zusammenhang der Kräfte

beseelt, greift das kindliche Bewußtsein vorerst zur Naturzauberei und zu den hiermit verknüpften Gebräuchen, auf welche unvollendetes, unklares Wissen und Träumen durch die mit ihnen ursprünglich verflochtene Begeisterung und Ekstase hintreiben.



Mexicanischer Zauberer der Vorzeit.

Wir haben nur nöthig, das noch heute so merkwürdige Treiben der unter allen Völkern der Erde verbreiteten Schamanen, Zauberer und sogenannten Medicinmänner psychologisch vergleichsweise zu betrachten, um zu erkennen, wie in ihrer noch ungeläuterten Natur der begeisterte gauklerische Künstler, der primitive Heilkünstler und der zu gleicher Zeit von Nächstenliebe und Barmherzigkeit durch-

dringene Tröster, Berather, Helfer, Wahrsager und Priester noch unentwickelt verschmolzen liegen.\* Aber freilich die Zauberer und Schamanen unserer heutigen Naturvölker sind nur die bereits im Laufe der Geschichte und Entwicklung der Jahrtausende verwandelten (wenn auch freilich am wenigsten verwandelten) Nachkommen der ursprünglichen Flamines, welche begeistert mit dem zauberischen Bohrhölze und den frühesten geweihten Materialien von Holz und Stein unter den Völkern umherzogen, überall Anhang warben und das Feuer als frühestes eigentliches Fetischobject im Verein mit Heilkunst nach allen Seiten hin im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende als Propheten verbreiteten. Bekanntlich weisen uns die Traditionen der morgenländischen Völker in den mannichfachsten Zügen auf diese Feuerzauberei und Flamines der Urzeit zurück, und wir überlassen es ausführlicheren Einzelarbeiten, die hierher gehörigen traditionellen Elemente genauer zusammenzustellen und zu behandeln. Nur darauf hinweisen möchte ich hier, daß die in den indischen Ueberlieferungen erwähnten Angirasen und Bhrgus sowie das Geschlecht der Atharwanen, die uns ausdrücklich als die Bringer, Holer und Zünder des heiligen Feuers bezeichnet werden, zwar ganz vorzugsweise an die frühesten sich unter den morgenländischen Völkern kastenartig absondernden Feuerschamanen erinnern, dennoch aber doch schon als spätere Nachkommen jener Urmagier anzusehen sind. Wie vieles mußte sich im Ablauf der Zeiten an diesen seltsamen Gestalten verändert und verwandelt haben, bis zu der Zeit, da erst die schriftliche Ueberlieferung möglich wurde und bis wohin allein unsere heutigen Kenntnisse zurückreichen. Und doch, wie vieles Unverkennbare ist an

---

\* Unter vielen Völkern hat sich im Laufe späterer Entwicklung eine Art von Arbeitsteilung unter den Functionen der Zauberer vollzogen, die deutlich erkennen läßt, wie sie alle aus Einer Wurzel hervorsprossen, zumal bei sehr vielen Völkern, unter andern auch bei den Eskimos, noch heute der Zauberer ebensowol als Priester wie als Seher und Wahrsager, als Jongleur und als Medicinmann auftritt.

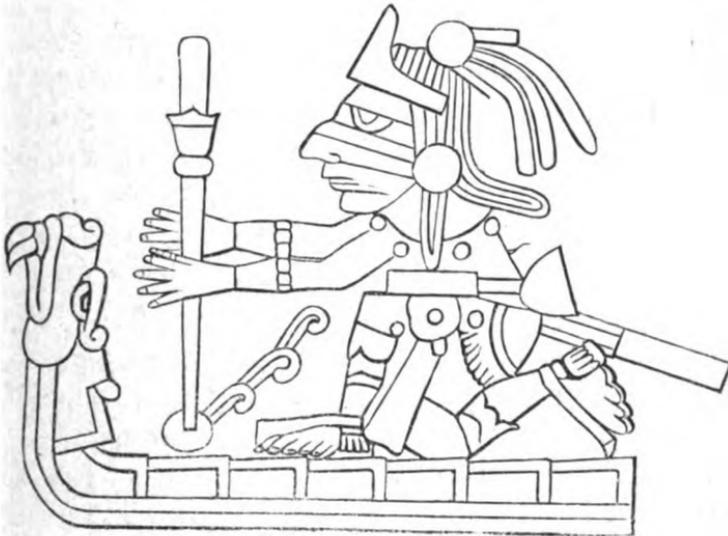
dem wunderthätigen Zauber- und Priesterthum der niedern Völker, ja in vielen Stücken selbst noch an dem Priesterthum der civilisirten Völker bis heute daran hängen geblieben! — Freilich nur hinweisend erinnern uns noch die überall hin verbreiteten vielfachen Gebräuche der Naturvölker, in denen das Feuer bei priesterlichen Ceremonien und zauberhaften Manipulationen in hohem Ansehen steht (da es nur von geweihten Händen gezündet werden darf, während es die übrigen anbetungsvoll umkreisen), an die Flamines der Urzeit und deren Thätigkeit; aber die überaus zahlreichen Hinweisungen dieser Art sind dem Psychologen äußerst werthvoll, zumal sie der Reihe nach unterstützt werden durch die Sagen und Ueberlieferungen aller Menschenstämme\*, besonders aber aller morgenländischen Völker, und durch Bildwerke, die nur durch den Ueberblick über den innigen Zusammenhang aller dieser Erscheinungen gedeutet zu werden vermögen. Erst dadurch, daß wir in der Feuererfindung und deren psychologischen Folgen ein Ereigniß vor uns haben, das richtig gedeutet, uns den Zusammenhang bestimmter Gebräuche und religiöser Erscheinungen der Urzeit erklärt, die sich unter allen Völkern der Erde vorfinden, ohne daß wir dieselben bisher psychologisch umfassend und zusammenhangsvoll zu verstehen wußten, beginnt sich uns der Entwicklungsverlauf der Religion in der Urgeschichte, wie sich zeigen wird, zu erhellen.

Es kann vorläufig nicht unsere Aufgabe sein, alle hier zu erwähnenden Data einzeln anzuführen, das Material ist zu groß, und es muß das theilweise andern Händen überlassen bleiben. Nur das Wichtigste und Unumgänglichste sei uns erlaubt in Folgendem anzuführen.

Betrachten wir uns die Bildwerke der alten Culturvölker, die in ihren für uns meist räthselhaften Darstellungen geheimnißvolle Worte sind, die zugleich aus einem Dunkel der Zeit herübertönen,

\* Vgl. Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie“, Jahrg. 1, Heft 5, und Anmerkungen des Kapitels.

von welcher meist keine weiteren Ueberlieferungen der Völker zu uns bringen, so fällt unser Blick neben den uralten Denkmälern der Aegypter vorzugsweise auf die Bildwerke der Mexicaner. Es würde uns an dieser Stelle zu weit führen (zumal das im ganzen aus dem hervorgeht, was wir im ersten Bande bereits entwickelt haben), in einzelnen darzulegen, weshalb die Denkmale der amerikanischen Culturvölker für den Forscher, der die Sitten und Gebräuche der Steinzeit studiren



Mexicanischer Feuerpriester.

will, von höherm Interesse sind wie die den verschiedensten Zeitaltern angehörenden Zeugnisse der Aegypter. Kein Volk der Erde hat den Charakter dieser merkwürdigen Epoche der Steinzeit, von der wir hier zu reden haben, so treu bewahrt, und kein Volk hat dieses Zeitalter zu so charakteristischer Spiegelung in seinen Bildwerken gebracht wie die amerikanischen Culturvölker. Eine Fülle von seltsamen Figuren, reich überladen mit Symbolen und Bildzeichen, die zum großen Theil noch heute ihrer Deutung harren, treten uns hier entgegen. Kaum ein charakteristischeres Bildwerk aber läßt sich unter diesen nachweisen wie das in der Figur auf S. 52 wiedergegebene, das uns

einen Feuerpriester der Urzeit, umgeben von einer Reihe von Symbolen darstellt, die zu seinem Handwerk gehören. Die mexicanische Bildschrift gibt uns den priesterlichen Flaminen indessen noch charakteristischer wieder, indem sie ihn darstellt, wie er eben im Begriff ist, mit dem geweihten Bohrholz das heilige Feuer zu zünden. (Vgl. S. 55.) Auffällig ist, daß sich fast stets bei diesen charakteristischen Darstellungen das Symbol der Schlange befindet, und hier treffen wir zugleich auf einen Punkt, den wir etwas umständlicher zu erörtern gezwungen sind. — In der That, nehmen wir die Frage, was die Schlange wol mit dem Feuer zu thun haben kann, psychologisch auf, so müssen wir bekennen, daß das Bild der Flamme mit ihren flackernden, züngelnden Spitzen, die vom Winde getrieben eine verzehrende Glut erzeugen, den naiven Sinn an nichts deutlicher in der Thierwelt zu erinnern vermochte, wie an die schleichende, sich züngelnd emporrichtende, zischende Schlange, deren Hunger durch Opfernahrung bestimmter Stoffe gestillt werden mußte. So konnte der noch tief kindlichen Phantasie jener Zeit das heilige Opferfeuer der ersten Feuerpriester als ein seltsames Lebendiges Geschöpf erscheinen, dessen Wärme wunderbar heilsam dem Kranken zu helfen vermochte, während es dem Priester zugleich etwas Kostbares war, das er durch seine wunderthätige Hand mit den geweihten Materialien zwar zu erzeugen, aber nur dann lebendig erhalten konnte, wenn er die geweihte Nahrung zur Hand hatte, welche das Feuer zum Unterhalt als Opfer forderte. Psychologisch zergliedert erscheint es uns daher in keiner Weise wunderbar, daß uns die Traditionen dieser Zeit so häufig an Schlangen, feuerfarbige Eidechsen und an schlangenköpfige Drachen erinnern.\* Durch eine Art kindlicher Analogie trat beim Anblick der züngelnden Flamme das nahe liegende gefürchtete Bild der sich aufrichtenden, alles Lebendige verschlingenden Schlange vor die Phantasie, und mit einer erneuten und verstärkten Lebendigkeit wurde daher

---

\* Vgl. Figur S. 47.

dieses gefährliche giftige Thier\* in das Bereich einer religiösen abergläubischen Verehrung gezogen. Erst hiermit erklärt sich uns die hohe Bedeutung, die im Thiercultus vor allem der Schlangencultus später unter fast allen Völkern gewonnen hat. Die neuesten Untersuchungen, welche wir über den Schlangencultus besitzen, rühren von Herrn James Fergusson her. Fergusson kam bei seinen Vergleichen der Topen bei Amravati und Santschi zu der Einsicht, daß sich Baum- und Schlangendienst merkwürdig eng zusammen und fast überall verwachsen finden. Die Erklärungen, welche Fergusson indessen hierüber beibringt, tragen noch ganz das Gepräge der Schlussfolgerungsweise einer naiven Psychologie: „Die Heilighaltung von Bäumen, die namentlich den arischen Völkern eigen ist“, sagt er, „kann wol nicht befremden, denn manche Baumformen hinterlassen auch auf den Hochgebildeten noch immer den Eindruck einer sinnvollen Persönlichkeit. (?) Schwieriger ist die Erklärung des Schlangendienstes, zumal die Schlange fast überall als Sinnbild von Weisheit und Macht aufgefaßt wurde.“ (Vgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1215.) Nur erst die Urgeschichte ist im Stande, wirkliches Licht darauf zu werfen, daß der Schlangendienst mit dem Baum- und Holzcultus sich innig verbinden konnte: Wir sahen ja, daß die schlangenartig vorgestellte Flamme aus dem Holze, das für geeignet zur heiligen zauberischen Reibung gefunden wurde, gleichsam hervorsprang unter den geweihten Händen der weisheitsvollen, mächtigen Flamines. Wir wollen hier sogleich hinzufügen, daß sich mit dem Bilde der Schlange später nicht nur Macht und Weisheit, sondern auch frevelhafter Uebermuth und Ueberhebung (Schlange im Paradies als Verführer zur Sünde und Ueberhebung des Menschen) verband, eine Thatsache, die sich nur aus der weitern Geschichte der Flamines (Phlegher) und des später nach umfassender weltlicher

\* Noch heute sehen Naturvölker das Feuer als schlangenartiges Thier an. Von den Aegyptern bezeugt es ausdrücklich Herodot, III, 16. Ebenso sagt Cicero, „De nat. deor.“, III, 14: „Ignis animal.“ Vgl. Schulze, „Fetischismus“, S. 187.

Herrschaft strebenden Priesterthums erklärt. (Vgl. hierüber Kapitel 7.) Ueber die Einzelheiten des Schlangen-, Holz- und Baumdienstes bei den verschiedenen Völkern vgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1215 fg. — Wie häufig treffen wir noch heute bei den Zauberern unserer Naturvölker Schlangen an, welche sie als ein ihnen selbst nicht mehr verständliches Symbol mit sich führen, um an ihnen Zauberkünste zu vollziehen, durch welche sie einen Rest jener uralten Traditionen auf merkwürdige Weise bewahrten. Es wird uns schließlich nach alledem nicht mehr in Staunen setzen, wenn wir zugleich bemerken, daß es neben Feuer, Wärme und Licht ganz vorzugsweise die geweihten Grundmaterialien der ganzen Zeitperiode, d. h. Stein und Holz waren, welche in den verschiedensten Formen mit dem frühesten Wesen des Zaubers und der Magie überhaupt verflochten wurden, sodasß der hieran anknüpfende und sich später entwickelnde Fetischismus der Völker gerade in diesen harmlosen, dem Urmenschen jederzeit bezüglich des Erhabenen gleichgültigen und ungefährlichen Gegenständen etwas Zauberhaftes, Erhabenes und Heiliges erblicken konnte, denen man wie dem „Stein der Weisen“ Verehrung zu verleihen hatte. Aber nicht nur Stein, Holz, Baum und Strauch u. s. w. wurden von der Entwicklung der religiösen auf das Erhabene gerichteten Ideenassociation ergriffen, sondern auch die Flamines selbst wurden in einer ähnlichen Weise, wie in der frühern Periode die Häuptlinge des Stammes, in das Bereich des sittlich Erhabenen und der ehrfurchtsvollen Verehrung gezogen. Waren doch in Bezug auf diese seltsamen Feuerpriester alle Bedingungen erfüllt, die nothwendig waren für die Menge, um sie in den Nimbus des sittlich Erhabenen zu stellen. Denn nicht einseitig nur furchterregend, und auch nicht einseitig nur freundlich und also ohne jede Furchterweckung traten sie unter der Menge hervor, vielmehr war gerade in ihren Händen die Macht des Feuers und Lichts eine solche, die von ihnen den sittlichen Umständen gemäß angewandt werden konnte. Nicht ungerecht und zufällig wirkend, wie die Naturerscheinungen, sondern mit freier,

gerechter Beurtheilung der Verhältnisse suchten die Flamines durch das Feuer zauberisch zu heilen oder dem Verfolgten durch geheime Naturkräfte Schaden zuzufügen. Alles vereinigte sich also hier, die von Menschenhänden gezeugte Naturmacht als eine vollkommen erhabene hinzustellen, und kein Wunder daher, daß diese Erhabenheit so tief sich der Menge einprägte, daß auch die Flamines selbst hiermit in das Gebiet des Erhabenen hineingezogen wurden. Allein die Art dieser den ersten Zauberpriestern gespendeten erhabenen Verehrung griff bereits ihrem Charakter gemäß bei weitem tiefer ein als jene den Stammältesten und Ersten der Staatsgemeinschaft auf natürliche Weise bewiesene sittliche Ehrfurcht. Die Ehrfurcht und der sklavische Respect der Menge vor den Ältesten und Herrschern und der entwickelte religiöse Cultus, der sich an die Aufbewahrung ihrer Leichen angelehnt hatte, beruhte ursprünglich, wie wir sahen, der Entstehung gemäß auf der natürlichen sittlichen Achtung vor dem Alter und dem Respect gegen den sittlichen Vorgesetzten überhaupt. Hier aber, bei den Flamines, suchte die Menge Hülfe, Rath, Nutzen, Beistand, Barmherzigkeit und somit Nächstenliebe in einer andern Weise. Nicht die natürliche, mächtige, schützende Gewalt, sondern die übernatürliche Begabung war es, die man bei den Flamines anrief. Die Flamines waren ja zugleich die ersten hervorragenden Heroen des überfinnlichen, übernatürlichen Wissens. Es gesellte sich daher zu der hier von der Menge bewiesenen religiösen Hingabe und Ehrfurcht vorzugsweise sozusagen der Glaube an diese ihre geheime Wissenschaft, oder richtiger betrachtet, der furchtvolle Aberglaube an die geübte Zauberkunst und an die zauberhaften geheimnißvollen Fähigkeiten der Priester und Schamanen. Daß sich durch diesen Hinblick auf die von den Flamines ausgeübte Herrschaft über geheime Naturkräfte der Menge eingefloßte sklavische Respect vor den Zauberpriestern noch erhöhte und die nach Nächstenliebe dürstende Ehrfurcht einen noch ehrfurchtsvollern (weil zugleich abergläubischen) Charakter annahm, ist psychologisch leicht

erklärlich. Es ist daher begreiflich, wenn noch heute die Herrschaft der Zauberpriester unter den meisten Naturvölkern in ihrer Art in der Gemeinde weiter reicht als die der weltlichen Herrscher. Kein Wunder, daß man diese Zauberer abergläubisch ehrt und sie mit vielen Geschenken belohnt, sie freilich aber andererseits ebenso auch leicht umbringt, wenn ihre Kunst ohne Nutzen erscheint. Im hohen Alterthum, wo die Menge noch leitsamer, noch kindlicher, furchtvoller und abergläubischer und leichter zu täuschen war, hoben sich die Magi und Feuerpriester dagegen, wie leicht zu ersehen, in einen fast unbegrenzten Respect und gelangten, wie wir sehen werden, unter einzelnen Stämmen zu einer wahrhaft bedeutenden Herrschaft, die der weltlichen Macht gegenüber zu einer Reihe von geschichtlichen Ereignissen führte. Noch war ja zugleich das Auftreten dieser Erscheinungen und Gestalten neu, und die Gewalt, durch welche sie zugleich kunstgeübt eine in der That mächtige und großartige Naturkraft beherrschten, war nothwendig in den Augen der kindlichen Urmenschen ein Phänomen, über das sie sich um so weniger beruhigen und zum Unterschiede anderer gleichförmig wiederkehrender Naturerscheinungen am Himmel, um so weniger gewöhnen konnten, als sie dasselbe in den Händen ihres eigenen Nächsten sahen, der mit ihm direct strafen und lohnen konnte, je nach menschlichem Maßstab und Ermessen der sittlichen Umstände des Augenblicks. So, sehen wir, waren auf einem andern Felde als dem der physischen weltlichen Macht nunmehr geschichtlich neue Heroen und Herrscher aufgetaucht, welche mit andern Waffen und Kräften übersinnlicher, geistiger Art sich die Aufmerksamkeit der übrigen Mitmenschen zu erringen wußten. Und dieses Gebiet, auf welchem die ersten Lichtblicke der geistigen Combinationsgabe einen Triumph feiern sollten, war ursprünglich das der Zauberei, oder wenn wir wollen der Wunderthat. Alle geheimen Erziehungskünste der Priesterwelt, alle tiefere sittliche und religiöse Nächstenliebe, aber auch alle äußere Priesterherrschaft sollten sich auf dem Boden dieses neuentstandenen Gebiets ~~erst~~ entwickeln,

mit dessen Auftauchen in der Urgeschichte eine neue Epoche anbricht. Begann doch jetzt eine völlig neue Anschauung der Dinge in dem Zeitalter des entstehenden Feuer- und Magiercultus platzzugreifen, und die menschliche Phantasie sollte einen weiten Schritt hinausthun in die vor dem Menschenauge ursprünglich noch gleichgültig und mehr oder weniger interessellos ausgebreitete entferntere Außenwelt, welche mit ihren Erscheinungen Leben und Erhaltung des Menschen nur indirect berührte. Stein, Strauch, Holz und Baum, Feuer und Wasser, Rauch und Luft und andere Objecte, die mit dem heiligen Feuer in Verbindung traten, begannen sich vor der kindlichen Phantasie durch Ideenassociation mit geheimnißvoll wirkenden erhabenen Kräften zu befeelen und mußten sich vor dem Bewußtsein jetzt gleichsam verzaubern. Eine Reihe feuerfarbiger Thiere, und, wie wir sogleich sehen werden, vorzugsweise die am Horizont flammenden und leuchtenden Gestirne sowie der feurige Blick traten plötzlich verständnißvoll in den magisch-religiösen Gesichtskreis des Urmenschen. Denn jetzt, nachdem man das Wesen der lichtstrahlenden Wärme aus nächster Nähe schätzen und sie als heilendes und erhabenes Feuer und als lichtpendende Flammen hatte betrachten lernen, konnte der Urmensch die richtigen Prämissen zu dem Schlusse gewinnen, daß jene lichtstrahlenden Scheiben gezündetes und geriebenes Opferfeuer in sich trügen, das die leuchtende heilsame Wärme zur Erde herabsandte, deren sich der Mensch täglich erfreute, ohne daß er bisher direct daran gedacht hätte. So tauchte nunmehr ein ganz neues, verwandeltes und erweitertes Bewußtsein vor der Seele auf, neue Sitten und Gebräuche, neue Begriffe und Anschauungen bildeten sich, und auf allen Gebieten des menschlichen Lebens brachen sich neue großartige Fortschritte Bahn, die genauer zu betrachten wir den folgenden Kapiteln überlassen wollen.

Die Entstehung der Magie und des Schamanenwesens gehören zu den wichtigsten und interessantesten Erscheinungen der ganzen Ur- und Völker- geschichte. Es leitet sich, wie uns die psychologische Analyse lehrt, zugleich hierdurch geschichtlich auf natürliche Weise der tiefere, geistige, intellectuelle Entwicklungsproceß der Menschheit ein, dessen tief in die empfindende Menschenbrust hinabragenden Wurzeln allmählich zu einem Stamm empor- wachsen sollten, dessen Wuchs sich zu den großen weitgreifenden Aesten der „dogmatischen“ Religion, der Heilkunst und der philosophischen Wissen- schaften entfalten sollte. Die Magie und das Zauberverwesen erscheinen uns in der That als der noch verhüllte und umschleierte Baum der allgemeinen Erkenntniß. Auch die sich im Urzauberthum bewegende Schlange mit ihren züngelnden Flammenzungen fehlt nicht, und die sinnreiche Sage über die Verführung der Schlange, durch welche sie den Menschen vom Baume der Erkenntniß pflücken lehrt, schwebt bezüglich ihrer Ideenverbindungen nicht so in der Luft, wie es leicht den Anschein hat. In der That leitet ja das züngelnde Licht der Feuer- schlange in eine ganz neue erkennt- nißreiche Zeit hinüber. Ein neues und wirkliches Reich der Cultur begann nunmehr seine Herrschaft auszubreiten. Der intellectuelle Proceß, der in der Feuererfindung einen ersten Sieg gefeiert hatte, begann nach allen Seiten hin den Gedantenkreis des Menschen zu erweitern, und nachdem das äußere Vehikel der Sprache die Fähigkeiten genügend gestärkt und er- höht hatte, thaten nunmehr Verstand und Vernunft einen großen Schritt vorwärts.

Es ist für die Entwicklungsgeschichte der tiefern Geistesanlagen, ins- besondere für den Aufschwung der Erkenntniß überhaupt hierbei von eigenthümlicher Bedeutung, daß sie ursprünglich nur mit einem ahnenden unklaren Halbwissen begann. Unter dem noch unheimlichen Dämmerlichte dieser tiefern Ahnungen entfalteten sich alle die Gefühle des Aberglaubens, welche der nun folgenden Periode der Zauberre- ligion, als welche man den sogenannten Fetischismus bezeichnen kann, ihren eigenthümlichen Charakter aufprägten. Jahrtausendlang sollte der Geist von nun an im magischen Zwielicht über den wirklichen Zusammenhang der Wirkungen unter den wichtigsten Naturkräften verharren, und jahrtausendlang mußten sich die Gefühle daher in dieser Hinsicht in eine Unsicherheit und Unruhe getrieben fühlen, von welcher selbst die heutigen Culturvölker nur äußerst lang- sam und allmählich durch die Macht der wissenschaftlichen und philosophischen Aufklärung befreit werden. Was wunder, wenn sich die Gefühle des furchtvollen Aberglaubens unter allen Völkern so tief in das menschliche Gemüth hineinlebten, daß wir trotz mannichfacher Fortschritte dennoch in

den aufgeklärtesten Ländern im ganzen genommen noch heute unter dem Banne und der Folter dieser abergläubischen, religiösen oder besser irreligiösen Gefühle stehen.\* Die Gefühle des Aberglaubens sind nicht die echten Gefühle der Religion und der Nächstenliebe, aber ihre Entstehung stammt aus jener Zeit, da sich alle Gefühle und Handlungen noch rasch mit der wirklichen Religion verschmolzen. Während die begabtesten und civilisirtesten Völker heute nun allmählich im Begriffe sind, den Scheideproceß der wahren von den falschen Religionsgefühlen und Vorstellungen wieder zu vollziehen und hiermit echte Religion von der unechten mit all ihren Schladen und unreinen Anhängseln zu sondern, ist die Religion der niedern Naturvölker völlig in dieser Verschmolzenheit stehen geblieben. Zauber, Aberglaube und Religion der Nächstenliebe sind bei ihnen in einer unklaren Vermischtheit geblieben, die aufzuklären uns kaum mehr gelingen kann. Haben doch selbst die höhern Culturvölker mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, die der Religion noch heute anklebenden Reste des finstern Zauberglaubens abzustreifen.

Das Wesen der natürlichen Religion und der Nächstenliebe hatte sich, wie wir sahen, längstens geschichtlich entwickelt unter den Menschen, bevor noch Zauber- und Schamanenwesen platzgriff. Wurde jetzt die natürliche Religion geschichtlich durch das aufkommende Zauberwesen und Wunderwesen überspannen, so war dieser Zusatz eben nur ein geschichtlicher Anwuchs, der sich nothwendig wieder abstreifen und im Laufe der Zeit also wieder mehr und mehr verlieren mußte. Wie aber keine Ausscheidung und Differentiirung vor sich gehen kann ohne Grund und ohne natürliche Bedingungen, die dazu treiben, so kann auch umgekehrt sozusagen kein Anwuchs und keine (noch so merkwürdige) That zu einer Sache hinzukommen, ohne daß die geschichtliche Nothwendigkeit des natürlichen Entfaltungsprocesses dazu die bestimmteste Veranlassung gibt. Die

---

\* Man sehe nur zu, wie sich selbst die geistvollsten Männer in manchen sonderbaren Gewohnheiten vom Aberglauben nicht ganz emancipirten. Und in diesem Sinne erscheinen die Worte Horst's als wahr, wenn er im Eingange seiner bekannten „Zauberbibliothek“ sagt (II, 5): „Die Neigung zum Aberglauben ist durch die innerste Natur des Menschen bedingt.“ Allein man vergeße nicht, daß „die innerste Menschennatur“ das, was sie geworden ist, nur erst im Laufe der Entwicklungsgeschichte wurde. Von einer sogenannten „Angeborenheit“ des Aberglaubens aber kann, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, gar keine Rede sein, und deshalb eben muß auch die Möglichkeit gegeben sein, daß wir uns gänzlich von seinen Einflüssen wieder befreien.

Entfaltung des höhern religiösen Entwicklungsprocesses mußte eben nothwendig die Stufe des Wunder- und Zauberwesens durchlaufen. War es den religiösen Gefühlen der Nächstenliebe, die sich entfalteten, im Zusammenhange des ganzen übrigen geistigen Entwicklungsprocesses einmal beschieden, neben sich die Erkenntniß empormachsen zu sehen, so mußten sich eben diese Gefühle, wie es in ihrer Natur lag, auch sofort dieser primitiven Erkenntniß bemächtigen, um sie zum Nutzen, zum Heil und zum Segen der Menschen zu verwerthen. Diese Verwerthung nun geschah freilich ursprünglich in einer äußerst kindlichen und beschränkten Weise, wie es den Stufen der niedrigsten Erkenntniß und dem dämmerigen Halbwissen entsprach. So trat die früheste und erste Erkenntniß also ganz nothwendig anfänglich in den Dienst der Religion (oder, wie schon oben im Text gesagt, beides war eigentlich noch nicht in der Entstehung genau voneinander zu trennen). Durch dieses ursprüngliche Wechselverhältniß aber entsprangen ebensowol Vortheile für die soeben aufblühende Erkenntniß als für das Wesen der Religion selbst. Die aufblühende Erkenntniß und Wissenschaft fanden in Zauberern, Magiern und Priestern, wie wir später genauer noch sehen werden, einen festen gediegenen Stamm strebsamer Fortbildner, die nothwendig waren, um den intellectuellen Proceß in Fluß zu bringen. Andererseits aber ehrte sich die Religion auf eine natürliche Weise dadurch, daß sie die frühesten und ersten eigentlichen Errungenschaften des Wissens und der Combination praktisch und sittlich hilfreich, und wenn auch noch in sehr kindlicher Weise und nur durch das Wesen des Zaubers, anwendbar zur Erlösung der Menschheit zu machen suchte. Offenbar hob sich durch diese Gesinnung, zu der die sittlich-religiöse Begeistigung die Magi und Flamines hintrieb, das Wesen der Nächstenliebe und Religion bedeutend. Die Religion selbst setz sich aber durch die früheste Herrschaft über das ursprüngliche Wissen und Erkennen in einen hohen sittlichen Respekt, denn die frühesten und ersten Errungenschaften der auf bestimmten Erfahrungen beruhenden Combination waren der Menge noch etwas Neues und Hinreißendes, gleichsam Bezauberndes im wahren Sinne des Wortes, sie fühlte sich hiermit ergriffen und ihre Aufmerksamkeit vor allem wurde so aufs höchste auf die religiös aufstrebenden Kräfte der vom Wissensdrange begeisterten Zauberer und Propheten gerichtet. So verschaffte sich die Religion und ihre Diener mit der Verwerthung des frühesten Wissens eine hohe Achtung und Aufmerksamkeit, die sie nicht zu ihrer weitem Verbreitung und Entwicklung entbehren konnte. Was hätte auch jede tiefere religiöse Offenbarung genügt, wenn sie sich nicht äußerlich hätte stützen können auf sinnliche Mittel, welche die Aufmerksamkeit

zuerst sammelte, sodaß die Augen aller sich auf den Mund des Propheten richten konnten. So strebt jeder religiöse Fortschritt dahin, zuerst die Aufmerksamkeit der Menge äußerlich auf sich zu ziehen und die schwerfällige Gleichgültigkeit oder die ihm entgegenstehende Feindschaft der Masse durch diesen aufmerksamen Anhängerkreis zu überwinden. Auf diese Weise kann es uns in der Geschichte der Religion nicht wundern, wenn wir selbst in verhältnißmäßig noch später Zeit große Religionsstifter halb instinctiv ihre Zuflucht zum Wunder- und Zauberthum nehmen sehen. Es galt eben die Menge zu gewinnen und zu begeistern sowie gläubige Anhänger zu sammeln. Die ursprünglichen Traditionen des religiösen Entwicklungsprocesses brachten es zugleich mit sich, die Zuflucht zum Wunderthum nahe zu legen, ja fast in noch frühester Zeit verzeihlich und nothwendig zu machen. So erklären sich die Wunder und alle hierher gehörigen vielfältigen ähnlichen Erscheinungen allein aus der ganzen Geschichte der Religion und des Menschengesistes. Während in hochcultivirten Ländern alle derartigen Erscheinungen sich als Anachronismen darstellen, hat es eine Zeit gegeben und gibt es noch heute unter den Naturvölkern eine Zeit, in welcher der Geist instinctiv und nothwendig sich getrieben fühlt, das Wunderthum mit der lebendigen Religion zu ihrer bessern Wirksamkeit zu verschmelzen. Heute, wo die civilisirten Völker die geheimnißvollen Wirkungen der verborgenen Naturkräfte besser kennen gelernt haben wie ehedem, haben auch die Wunder an Macht verloren, und obwol wir den feinern, tiefern und geheimnißvollen Zusammenhang der mannichfachen Kräfte noch immer nicht ganz und vollkommen klar durchschauen, steht das Wesen der Religion dennoch zu hoch, als daß das Priestertum nöthig hätte, der Wissenschaft die Kraft und das Streben zu entziehen, alles Geheimnißvolle in den Naturkräften völlig klar zu legen.

Bevor wir in den Anmerkungen noch einiges über die Verbreitung und geschichtliche Entwicklung des Zaubers überhaupt und besonders in den Culturländern hinzufügen, sei es uns noch gestattet, die Frage über die „Angeborenheit des Aberglaubens“ und die sich an den Aberglauben knüpfenden Vorstellungen des Uebernatürlichen und Wunderbaren vom psychologischen Gesichtspunkte zu betrachten. — Der eigentliche Aberglaube oder wenn wir wollen Zauberglaube wurzelt, wie wir wissen, psychologisch in einer unklaren mystischen Betrachtungsweise des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung und den ineinandergreifenden Bedingungen, auf denen sich die Erscheinungsweise der Naturkräfte gründet. Weil aber dieser Zusammenhang nicht klar übersehen und erkannt wird, geräth Vorstellung und Gefühl hier in jene ängstliche Unsicherheit, in welcher alle weiteren

Fragen zur Untersuchung in kindlicher Einfalt dadurch abgeschnitten werden, daß man den Zusammenhang ins Geheimnißvolle und sogenannte Uebernatürliche hinaustrückt, unter dessen absolutem Dunkel der natürliche Zusammenhang der Naturkräfte geleugnet und voreilig zur Seite geschoben wird. Es tritt eben gleichsam für die Vorstellung hier eine geheimnißvolle Hand dazwischen, die den sonst beobachteten Hergang und Zusammenhang der Wirkungen unterbricht, um einen völlig unbekanntes übernatürlichen, durch unbekanntes Fernwirkung vermittelten Causalnerus einzuführen, der neben dem bisher beobachteten nun gänzlich eigenartig in der Luft schwebt und mit ihm nicht mehr zu vergleichen ist. Möge diese Art von Causalnerus als ein geheimnißvoller Rapport, oder als Sympathie, oder auch kurzweg in seiner Abänderung als Wunder bezeichnet werden, immerhin ist es psychologisch von Wichtigkeit, zu beachten, daß der natürliche und der übernatürliche Causalnerus sich so fern voneinander, oder geradezu so gegenüberstehen, daß beide sich wie Bekanntes und völlig Unbekanntes gegenseitig völlig verdunkeln und aufheben, und solange das Unbekannte seines sogenannten übernatürlichen Charakters nicht entkleidet wird, sich auch nicht vergleichen lassen. Wir ersehen, daß um zwei Gegensätze zum Bewußtsein zu führen, die sich miteinander contradictorisch aufheben, der kindliche Menscheng Geist in seiner Betrachtungsweise schon ziemlich weit vorgeschritten sein mußte; denn im tiefstehenden Bewußtseins-horizonte des Thieres und des noch thierischen Urmenschen haben die künstlichen Vorstellungen eines contradictorischen Gegensatzes von Natürlich und absolut Uebernatürlich oder von Etwas und Nichts u. s. w. in dieser Weise noch keinen Boden, um entstehen zu können. Zwar bezieht das kurzsichtige Thier ähnlich wie das Kind Ursache und Wirkung häufig sehr unrichtig und falsch aufeinander, und die angeborene Betrachtungsweise der Dinge durch das Glas von Ursache und Wirkung betrachtet, unterliegt daher auf der thierischen und kindlichen Stufe oft den gröblichsten Täuschungen nach vielen Seiten, aber diese kindliche Täuschung im Fehlgreifen der richtigen Beziehungsweise involvirt noch nicht statt dessen die Substituierung eines übernatürlichen und übersinnlichen Causalzusammenhangs, und noch nicht die Herbeiziehung der Vorstellung des Uebernatürlichen und Wunderbaren, die jetzt eine Rolle zu spielen beginnt, und dem Wesen des Zauberszusammenhangs und Wunderzusammenhangs zur Voraussetzung dient. Denn nur hiermit erst wird recht eigentlich die Vorstellung der völligen Kenntnißlosigkeit des Zusammenhangs ins Bewußtsein gehoben. Die Macht und Gewohnheit, alle Wirkungen im betrachteten Zusammenhang auf irgendwelche nahe liegenden (wenn auch falsche) Ursachen

zu beziehen, ist den Thieren und allen Geschöpfen so innewohnend, daß sie den Begriff der sich dazwischenschiebenden geheimnißvollen übernatürlichen und durch Fernwirkung herbeigeführten völlig unbekanntem Ursache als Wunder und Zauber im eigentlichen Sinne noch nicht zu bilden vermögen. Dieser letztere Begriff mußte daher erst, wie wir sahen, psychologisch, geschichtlich entstehen, um im Bewußtsein zur Geltung zu kommen, er mußte mit Einem Worte dem Menschen erst wirklich bewußt werden. Und sonderbar, nur erst durch die Kenntnißnahme und Bildung des scharfen Gegensatzes und durch Aufnahme des Begriffs des erkennbar Natürlichen und des unerkennbar Uebernatürlichen wurde dem Menschen auch das Wesen des eigentlichen Causalnerus erst in einem höhern Sinne völlig bewußt, und erst jetzt begann dieses ihm angeborene Gesetz ihm klarer vor die Seele zu treten, erst jetzt begann der Mensch ein Nachdenken an das Verhältniß von Ursache und Wirkung zu knüpfen, ein Nachdenken, das die kindlich und unbewußt handelnden Thiere und die frühesten Urmenschen hierüber nicht entwickeln und wozu der Urmensch daher erst von neuem durch Erfahrungen angeleitet werden mußte. Läßt es sich psychologisch durch Experimente leicht zeigen, daß das Thier unbewußt und instinctiv stets Wirkungen auf nahe liegende Ursachen thatsächlich zurückbezieht, sodaß wir deutlich erkennen, wie angeboren diese Betrachtungsweise ihm ist, so läßt es sich andererseits leicht zeigen, daß der Geist nur erst später, sobald das Gesetz ins wirkliche Bewußtsein getreten ist, von neuem daran anknüpft, um nunmehr Ursache und Wirkung nicht nur aufeinander einfach nahe liegend zu beziehen, sondern den Zusammenhang erst reflectirt zu suchen, und zwar angeregt durch die Erfahrung, daß es nicht immer die nahe liegenden Beziehungen sind, durch welche sich Ursache und Wirkung vermitteln, sodaß es oft schwierig ist, diese Vermittelung zu finden. Die Naturvölker und die niedern Stämme, sowie anfänglich die Urmenschen der hier behandelten Feuerperiode, verließen sich auf die erkannten Schwierigkeiten der neuerkannten oft fern wirkenden Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung, und da sie noch nicht im Stande waren, die Mittel herbeizuziehen diese Beziehungen exact zu erforschen, so verfelen sie nun in Combinationen, die sie zwar der thierischen Auffassung überhoben, aber sie zugleich auch im Gefühle viel ängstlicher und abergläubischer machten. So, sehen wir, wurde die sinnlich naheliegende und naive Causalauflassung auf Grund neuer Entdeckungen und Erfahrungen, welche das Thier nicht mehr zu machen im Stande war, durchbrochen und ersetzt durch den empirischen Hinweis auf fern wirkende Mächte und Heilkräfte. Erst als die Zauberer durch geschichtliche Ereignisse und Entdeckungen auf den tiefern und verstecktern Zusammenhang von Ursache

und Wirkung aufmerksam zu machen im Stande waren, begann der Mensch empirisch auch sein Nachdenken auf dieses geheime Verhältniß zu richten, und nur jetzt erst begann er, ängstlich und zweifelhaft gemacht, überall noch tiefer liegende Geheimkräfte zu wittern und vorauszusetzen, die das Thier und der Urmensch früher gar nicht in ihrer sinnlichen unmittelbaren (naiven) Betrachtungsweise ahnen, und da sie von der Gewohnheit abhängig sind, sich auch hierüber keine Schmerzen bereiten. War das Thier erkrankt, so war es 'gezwungen, sich der zunächstliegenden Ursachen zu bemächtigen, um sich diesen Zustand zum Verständniß zu führen. Es bezog daher psychologisch folgerichtig die Krankheit auf feindliche Wesen, die in seinem Leibe Schmerzen verursachten; der früheste Urmensch konnte unter dem Lichte der thierisch-naiven Weltanschauung nicht anders denken. Anders der jetzt in die fetichistische Anschauung übergetretene Urmensch und der heutige Naturmensch. Ein Kaffer schlug von einem Schiffsanter eines gestrandeten Schiffes ein Stück ab und starb bald darauf, und siehe da, man bezog jetzt die Ursache seiner Erkrankung und seines Todes auf den entfernt liegenden Anter. In andern Fällen ist es ein entfernter Feind, ein entfernter Dämon, Zauberer oder dergleichen. Kurz, der in die fetichistische Betrachtung übergetretene Mensch fühlt sich, unähnlich seiner frühern naiven Beziehungsweise gegenüber, die ihn zum Nächtliegenden zu greifen zwang, dahin getrieben, nach einem fern wirkenden ursächlichen Object zu suchen, dessen Macht übersinnlich verborgen ist. Aus seiner bisherigen Gewohnheit jetzt hiermit aufgeschreckt, beginnt für den Menschen und seine empirische Betrachtungsweise der Dinge nunmehr eine neue, anfänglich offenbar ängstlichere, zweifelhaftere Anschauung der Objecte. Eine ganze Reihe von bestimmten Objecten werden durch die Ideenassociation jetzt abergläubisch mit Geheimkräften ausgestattet und beginnen sich so vor dem Bewußtsein zu verzaubern. Aufgeschreckt aus der rein unmittelbaren bisherigen gewohnheitsmäßigen sinnlich-naiven Betrachtung, und andererseits kritisch noch unfähig, den richtigen und correcten Zusammenhang der Bedingungen vollständig zu überblicken, geräth das Bewußtsein in das Dämmergebiet furchtvoller Ahnungen, die es beklemmen und die den Menschen mit einer Scheu gewisse Gegenstände betrachten lassen, die er früher gleichgültig ansah. Diese Art von kritisch zweifelhafter und bewußt abergläubischer Betrachtungsweise der Dinge, sagten wir, lernt das Thier in der Entwicklung nicht mehr kennen. Die Fragen, welche das Thier an die Objecte stellt, beantwortet es sich ebenso wie der früheste Urmensch rasch, es untersucht und prüft die Dinge zuerst dahin, ob sie ihm Zutrauen einflößen, ist das

der Fall, so gewöhnt es sich merkwürdig rasch an dieselben, oder aber es wittert an ihnen etwas Gefährliches, dann aber flieht es unfehlbar, ohne einen Augenblick zu zweifeln. Niemals kommt das Thier zu dem schon reflectirten Gedanken, daß ihm die im Objecte stehenden gefährlichen übernatürlichen Geheimkräfte auch nützen könnten, sobald es sich bemüht, sie geneigt zu machen durch Anbetung und Ehrfurcht. Dieser Gedanke des **Ausnützens** der heiligen (d. h. heilenden) Geheimkräfte durch eine Art von religiöser Weihe und Anbetung, mußte daher erst geschichtlich am Experiment erfahren werden. Denn nur mit der ersten hierauf bezüglichen Erfahrung konnte der Schluß heranreifen, daß unsichtbare Geheimkräfte der Macht des Menschen zugänglich sind, sobald er es nur versteht, sie durch Zauber und heilige Handlungen zu gewinnen. In diesem Sinne waren daher die ersten Magier und Flamines, als die frühesten Entdecker überfinnlicher Heilkräfte, die Urheber des Zauber- und Fetischdienstes und derjenigen zauberischen Naturanschauung der Dinge, von der der primitivste Urmensch und das Thier noch nichts wußten, da sie über die naive oberflächliche Erfahrung des Augenscheins nicht hinausgingen. Es sind also die Flamines und Zauberer der Urzeit die ersten kritischen Zweifler am augenscheinlichen Zusammenhange der Dinge überhaupt. Sie zerreißen zum ersten male die kindliche Betrachtungsweise der Dinge und finden sich kraft ihres Zweifels in die ersten mit einer primitiven Naturforschung beginnenden reflectirten Betrachtungen hinein. Die primitiven Flamines der Urzeit repräsentiren zugleich die ursprüngliche Wurzel aller spätern durch Arbeitstheilung und durch Differentiirung entstandenen Gebiete der intellectuellen Anlagen. Sie schließen den wahrsagenden Priester und, wenn wir wollen, Theologen ebenso in sich, wie den begeisterten Künstler und den kritischen Naturforscher und Philosophen. Erst mit dieser Einsicht in die Wurzel und den primitiven Sachverhalt begreifen wir die Verwandtschaft sowie auch den Streit und die Feindschaft der Anschauungen aller durch Differentiirung hervorgegangenen Vertreter dieser zusammenhängenden geistigen Gebietszweige. Nicht über alle Gegenstände zugleich gerieth das kindliche Bewußtsein aus der Gewohnheit seiner beruhigten angewöhnten Betrachtungsweise heraus, sondern zuerst und zunächst waren es diejenigen Objecte, welche mit dem frühesten Naturzauber in Verbindung und in einer gewissen Ideenassociation standen, welche sich im mystischen Lichte des Zaubers verklärten und sich mit einem geheimnißvollen Gewande umkleideten. Zunächst waren es Feuer und Wasser, deren Wirkungen die primitivsten zauberischen Naturforscher sehr bald in ihrer merkwürdigen Wirkungsweise aufeinander schätzen, anwenden und abergläubisch heilig

(heilfähig) und nutzbar zu machen suchten. Durch diese furchteinflößende Heilfähigkeit wußten sich die Magier und Flamines der Urzeit in eine außerordentlich ehrfurchtsvolle Achtung zu setzen, und da ihnen vorzugsweise die gedrückte Menge und die Heimgefügten entgegenkamen, so brachte ihnen die Menge nach dem Brauche der Urzeit Weihgeschenke und Opfer, indem sie Trost, Rath, Heilung und Hülfe beanspruchten. So wurden ihnen Trank und Feldfrüchte dargebracht als die frühesten allgemeinen Opfertgaben, die man auch den Leichen mit ins Grab gab, doch brachte man ihnen auch Fleisch, vielleicht, wie zu vermuthen steht, selbst Menschenfleisch, dessen Verspeisung, wie wir gesehen haben, sich mit religiösen Gebräuchen verschmolzen hatte. Später, als der Cultus des Feuers der Magier und Flamines sich ausbreitete, warf man das Fleisch der Thiere als Opfer ins Feuer, das bisher roh genossene Fleisch wurde gebraten und nun als heilende, heilige Speise verzehrt und in abergläubischer Verehrung genossen. Erst später, vielleicht nach Jahrhunderten, als das Feuer und sein Cultus ganz allgemein geworden waren, entwickelte sich aus einem derartigen lange Zeit instinctiv betriebenen religiösen Gebrauch die schöne Culturform der Kochkunst, die wir so hoch schätzen, ohne zu ahnen, wie lange es gedauert haben mag, bevor sich der Mensch diese Sitte auf natürliche Weise aneignete und den gewohnten Nohgenuß der Speisen hiergegen zurückstellte. Eine Reihe von andern religiösen Sitten und Gebräuchen, die sich an die Heilighaltung des Feuers knüpfen, wie die der Leichenverbrennung u. a. (die sich zugleich an den nunmehr entstehenden Seelenbegriff knüpfen), werden wir im folgenden Kapitel genauer kennen lernen. Neben den Geheimkräften von Feuer und löschendem Wasser, die ursprünglich wol sehr früh dem Zauber verfielen, war es nun gleichzeitig die Zauberkräft von Holz und Stein, oder richtiger gewisser Holz- und Steinarten, die sehr rasch ein geheimnißvolles Ansehen erzwingen mußten. Was den Begriff der elementaren Luft anlangt, so sind einige Völker (wie z. B. die Brasilianer, vgl. Martius) noch heute nicht im Stande, ihn zu bilden, sie kennen gar kein Wort für Luft, und die sogenannte Atmosphäre existirt für sie nicht. Was sie bilden und ausdrücken, ist nur der Begriff der stark bewegten Luft, also der Wind, der Sturm und Orkan, die sich durch Empfindung geltend machen. So erklärt es sich, daß, als sich eine Reihe von Objecten verzauberte, daher auch sehr bald Wind und Sturm, welche die lodernden Flammen und Rauchsäulen so deutlich bewegten und den Weihrauch gen Himmel zu führen schienen, in das Gebiet der erhabenen geheimnißvollen Wesen übergingen, welche Anbetung auf sich zogen, wie denn in der That vorzugsweise Perser und Indier,

sowie Cisten u. s. w. Wind und Sturm (wie sich zeigen wird), besonders aber den mit dem flammenden Blitze in Beziehung stehenden Gewittersturm verehrten. Neben den Elementen von Feuer, Wasser und Luft, oder besser Sturm, gerieth die Erde, als Allgemeingut, nur erst sehr spät in das Bereich der Betrachtung. — Ueber die magische Kraft des Feuers ließe sich ein Buch schreiben (vgl. zunächst hierüber Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie“, Jahrg. 1, Heft 5), nicht minder über die magischen Steine und Holzarten, Sträucher, Quellen, Flüsse, Bäume und Zauber- und Wunderkräuter. Was die Steine anlangt, so haben wir nur an die vielen großen Wundersteine des Orients zu denken, man erinnere sich des Zaubersteins Mnizurim, der in der chaldäisch-ägyptischen Theurgie eine so große Rolle spielt. Man lese das letzte Buch der Naturgeschichte des Plinius, um über den Steinzauber unter den alten Culturvölkern einen Begriff zu erlangen. Von den Naturvölkern will ich gar nicht reden, da sich Bände hierüber anfüllen ließen. Daß endlich auch durch die ursprünglich mit der Magie verschmolzene Heilkünstelei mancherlei eigenthümliche Pflanzen und Kräuter dem Zaubertriefte anheimfielen, leuchtet ein. Man benutzte ihre Säfte zugleich zur Bereitung berauschender Getränke, durch welche die natürliche Begeisterung zur nervösen Ekstase überging, die bekanntlich ein uralter Brauch der Magie und der wahr sagenden Geheimkünste ist. Die Reihe solcher Kräuter, wie sie bei Naturvölkern vorkommen, anzuführen, würde hier zu weit führen. In den alten Culturländern war zu diesem Zwecke sehr früh der Aглаophtis (wahrscheinlich Hagebutte oder auch die Pöonie) in Gebrauch; man denke an das Oxyriskraut, an das Johanniskraut, an die Somapflanze u. s. w., und würden wir geschichtlich fortfahren, so würde sich zeigen, daß wir in diesen fetischistischen Geheimkräutern die Urahnen unserer heutigen Heilkräuter zu suchen haben, ohne welche die Pharmacie nicht bestände, wol auch die Medicin nicht in der Art zur Entwicklung gekommen wäre. — Bestimmte Strauch- und Baumgewächse, die sich ihrer Härte oder Trockenheit wegen zum Feuerreiben ganz besonders eigneten, geriethen vor der kindlichen Phantasie und Ideenassociation gleichfalls in das Reich des Zaubers und der übernatürlichen Wirkungen. Sehr bald schlossen sich hieran noch andere Dinge an, und der Zauber begann sich nun mehr und mehr auszubreiten und Tausende von fast indifferenten Objecten tauchten jetzt mit zauberthätigen Geheimwirkungen auf. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, die große Reihe von merkwürdigen Gebräuchen auch unter den Naturvölkern zu erwähnen, die uns in dieser Hinsicht interessieren könnten und die noch heute häufig die innigste Beziehung des Zaubers zum Feuer cultus darthun, sodas wir ganz allgemein erkennen, wie alles Schamanen-

und selbst das cultivirtere Priesterwesen des Alterthums mit Feuer, Licht und Rauch in die innigste Verbindung treten, was uns besser noch einleuchten wird, sobald wir im Folgenden die neue Weltanschauung betrachten lernen, die während der Licht- und Feuerperiode am Horizonte des menschlichen Bewußtseins emporstieg und welche nicht sowol neue Begriffe ins Leben rief, als sie den Sinn des Menschen zugleich zu dem flammenden Blitze und zu den feurigen Gestirnen hinüberleitete, um so aus dem engeren bisher betrachteten Kreise den Blick des Urmenschen auch auf den Makrokosmos richten zu machen.

Legen wir uns nun bei dieser Gelegenheit nochmals die Frage über Ursprung und Verbreitung des Feuercultus und des Zaubers vor, so müssen wir fürs erste das nicht unwichtige Factum verzeichnen, daß unter allen Völkern der Erde nicht sowol das Feuer selbst als vielmehr auch eine bestimmte Weise der Heilighaltung und des Cultus desselben aufgefunden wird. Und ganz ebenso verhält es sich mit dem Zaubertum. Bei den Californiern ist wie bei den Namaquas, Buschmännern, Wilden von Guiana, Grönländern, Ostjaken, Samojeeden u. s. w. Götter- und Zauberdienst ebenso wie Priester und Zauberer synonym (vgl. „Uebersetzungen zur Geschichte unserer Zeit“, Jahrg. 1812, S. 7). Mögen wir gehen wohin wir wollen, überall finden wir die Völker der Erde bis zum Zaubertum und dem sich hieran anschließenden Fetischismus vorgebrungen und entwickelt. Sei es der die australischen Völkerschaften durchziehende Koradschi, der sich des Nachts auf die Gräber der Verstorbenen legt, um an sie (und an den Seelen- und Gespenstercultus, der uns im folgenden Kapitel entgentreten wird) seine Zauberei anzuknüpfen, oder der südamerikanische Pajé, dem die Geierarten die Boten der Verstorbenen sind, oder endlich der sogenannte Medicinmann der nordamerikanischen Rothhäute und der Schamane der Polarländer, der noch heute mit Steinen, Holzstückchen und Schlangen zaubert, — in allen Weltgegenden hat der Zauber Wurzel geschlagen und Nachahmung, Verbreitung und Verständniß gefunden. Mythen, Sagen und Traditionen feiern große Zauberer und mit Drachen kämpfende Helden, und sonderbar, die Mythen aller Völker feiern den ersten Erfinder des Feuers oder noch gewöhnlicher denjenigen, der es ihnen nach vorhergegangnem Verlust aufs neue zurückbrachte\*) und es ihnen anzündete. Allein nur in Culturländern der Erde ist der Feuer- und Zaubercultus zu einer Höhe von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung und Entwicklung emporgewachsen. Und das erklärt sich uns, sobald wir

\* Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie“, Jahrg. 1, Heft 5.

die niedere Begabung aller peripherisch stehenden Völker (vgl. Bd. 1, Kap. 5) in Betracht ziehen und beachten, daß sie den Zauber nur durch Nachahmung in sich aufnahmen und von Stamm zu Stamm verbreiteten. Dazu kam, daß die Zauberpriester unter den meisten niedern Völkern nur wild umherzogen, ohne sich zum Staate ein für allemal eine feste Stellung zu geben. Ohne Anlehnung an die weltliche Macht aber bedurfte es oft der fürchtbarsten Einwirkungen auf das Volk, um dem Zauberthume dauernd Achtung zu verschaffen; die wild umherziehenden Zauberer niederer Völker bleiben aus diesen Gründen daher vorzugsweise auf den Aberglauben angewiesen, den sie durch Hinweis auf die Seltsamkeit ihrer Künste zu erregen wissen. Und da sich die Menge so leicht an das Seltsame gewöhnte, so mußten folgerichtig hier die größten Auszeichnungen als Erregungsmittel in Anwendung gezogen werden. In den Culturländern kam hingegen den Zauberern die Menge mit größerem Verständniß entgegen, aber auch hier hätten sie sich in ihrem Einflusse nicht dauernd behauptet, wenn sie ihre Kunst nicht beschränkt und das Heilwesen und sich selbst nicht in den Dienst der überirdischen, übernatürlichen Götter gestellt hätten (vgl. die folgenden Kapitel). Wir haben im vorigen Abschnitt nachzuweisen versucht, daß wir Grund haben, unter den Culturvölkern in den kaukasischen Stämmen diejenigen zu suchen, von denen die Erfindung des Feuers vorzugsweise ausging. Hiernach wäre der Orient also die ursprüngliche Wiege des Feuercultus, und hier wären also auch die Stätten zu suchen, an denen die frühesten Magier austauchten, um hervorragende Epoche in der Urgeschichte zu machen. Ich unterlasse es vorerst, im einzelnen die große Reihe der Gründe aufzuführen, die uns mit tausend Fäden von Mythen, Traditionen und Thatfachen in Bezug auf die Feuerentdeckung zu den Urstätten der Indogermanen leiten. Seitdem es dem trefflichen Kuhn gelungen ist, uns den Feuermythus dadurch verständlicher zu machen, daß er die berühmte Prometheusfabel mit den Sagen der Inder als den ältesten der indogermanischen Urstämme verglich\*, ist es uns bezüglich der Feueranbetung immer klarer geworden, daß bei den Indogermanen überhaupt diese Fäden sich zu einem Knoten schürzen, den wir nur im Hinblick auf die früheste Urgeschichte des Indogermanenthums selbst vollständig zu lösen im Stande sind. Eins steht fest, kein Volkstamm der Erde besitzt so tief eingegrabene Traditionen in Bezug auf den Feuercultus wie der der Indogermanen, und Semiten, namentlich Inder, Germanen, Pelasger, Perjer, Hebräer und

\* Vgl. Adalbert Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen“.

Römer besitzen nach dieser Seite hin die hervorragenden Traditionen. Kein Volk vermag in dieser Hinsicht an solche Wurzeln anzuknüpfen wie diejenigen, an welche sich der Prometheuscultus anlehnt, wie er auf Kolonos noch in später Zeit geübt wurde, und wie ihn in noch deutlicheren Zügen, wenn auch in anderer Art, die übrigen indogermanischen Stämme gleichfalls wiederfinden lassen. Licht und Feuer, sowie Zauber- und Magierthum, das sind die merkwürdigen Grundbuchstaben, die uns aus dem Buche der frühen Vorzeit jener Stämme immer und immer wieder zusammen entgegenschleuchten. Dabei wollen wir nicht so vorurtheilsvoll sein, der übrigen der begabtesten Völkerstämme, namentlich der Semiten und Hamiten, hierbei gar keiner Erwähnung zu thun. Wie wäre es dem Dichter der Genesis möglich gewesen, sein tiefsinniges „Es werde Licht“ mit einer solchen Begeisterung niederzuschreiben, hätten ihn nicht die Ueberlieferungen seines Volkes im Hinblick auf die herrschende Religion und die uralte Zoroastrische Lichtlehre (von der wir später handeln werden) hierzu angeleitet? Auch die semitischen Völker standen der Sache daher nicht so fern wie viele andere, wenngleich es den Anschein hat, als treten sie gegen die Indogermanen in dieser Hinsicht dennoch zur Seite.

Schon bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen (was in dem Kapitel über die Auffassung des Mythos noch genauer geschehen wird), daß in den tiefen weitverbreiteten Sagen der Völker nicht immer nur reine Gedankenspinne einer bunten verschwommenen dichterischen Phantasie zu suchen sind, sondern im Gegentheil, die genauere Theorie des Mythos wird uns lehren, daß wir häufig genug auf bestimmte Wurzeln und Anknüpfungspunkte stoßen, in welche sich traditionelle Thatfachen von geschichtlich weittragender Bedeutung mischen. \* Es ist hier noch nicht der Ort, psychologisch zu untersuchen und genauer nachzuweisen, daß die ganze Entstehung und Verbreitung des Mythos gewisse Stammwurzeln besitzen mußte, um überhaupt verständnißvoll fortzuwuchern zu können und auf den geflügelten Wegen der Phantasie weitere Sprossen zu treiben und angepflanzte Pfropfreiser mit der Stammsage zu verschmelzen.\*\* Ohne Zweifel birgt auch die, wie Kuhn gezeigt hat, mit der Erfindung und Erzeugung des Feuers in Verbindung stehende Prometheus-sage eine tiefere feste Stammwurzel in sich, die weit mit ihren Ueberlieferungen in

---

\* Der Mythos ist also nicht immer, wie M. Müller darlegen will, bloße Dichtung.

\*\* Vgl. das letzte Kapitel dieses Abschnitts.

die Urgeschichte mit ihren Erlebnissen und Ereignissen zurücktreibt. Freilich hat sich diese Ueberlieferung im Laufe der Zeit mit einem Netzwerk von phantastischen dichterischen Zusätzen und einem duftigen Gespinste halbträumerischer Gedankengebilde umkleidet, sodaß nur sehr wenig noch von den thatsächlichen Anknüpfungspunkten hindurchschimmert; dennoch läßt sich mancher leise Anklang an den wirklichen Sachverhalt hier und da nicht verkennen. Offenbar ist der hier erwähnte Mythos geschichtlich erst während der Zeit der nun folgenden Licht- und Feuerperiode entstanden. Gestirns- und Gewitterdienst\* verschmolzen zugleich mit all ihren mythisch-symbolischen Vorstellungen der spätern Zeit mit dem ursprünglichen halbvergessenen traditionellen Factum der Feuererfindung, dessen Andenken indessen noch in der Priesterwelt in später Zeit in gewisser Weise lebendig war. Wir haben es hier nicht mit der sprachlichen Kritik der von Ruhn erlangten Ergebnisse bezüglich des betreffenden Mythos über die Herabkunft des Feuers zu thun, und verweisen kurz auf die Kritik von Steinthal in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, II, 1—23, und auf den Artikel „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele“, psychologisch entwickelt von H. Cohen, ebend., V, 396; vgl. ferner „Ausland“ Jahrg. 1869, S. 1039 fg., Professor Spiegel, „Briefe über vergleichende Mythologie“. Das aber geht im allgemeinen aus allen Untersuchungen und Beurtheilungen hervor, daß das ursprünglich gezündete Urfeuer in deutliche Verbindung mit den ersten Priestergeschlechtern gebracht wird. „Mâtariçvan“, so erzählt die Sage, „holt den Agni (das Feuer), da es von der Erde verschwunden war, und sich in einer Höhle verborgen hatte, von den Göttern zurück und verleiht ihn den Bhrgus, einem der ältesten Priestergeschlechter, oder dem Manu (dem Stammältesten, zugleich als ersten und höchsten Menschen).“ Agni selber aber wird auch Mâtariçvan genannt, und zwar ist (nach Roth) diese Bedeutung die ursprünglichere, das Wort Mâtariçvan bedeutet „der in der Mutter Schwellende“, wobei sich der Begriff der Mutter auf die arani (das sind die beiden reibenden Hölzer, mit denen das heilige Feuer gezündet wurde) bezieht. Der Agni selber hat eine Reihe von Beinamen, die sich bald auf Mâtariçvan, das sind die zündenden Hölzer, bald auf die Bhrgus, das sind die ursprünglichen Feuerpriester und Feuerbringer, endlich auch noch auf den Atharwan, das ist der Stammvater eines noch andern Priestergeschlechts, das auch als feuerbringendes bezeichnet wird, beziehen.\*\* Aus alledem geht zur Genüge hervor, wie innig der Mythos an die gegebenen geschichtlichen

\* Vgl. das folgende Kapitel.

\*\* Ruhn, „Die Herabkunft des Feuers“, S. 7 fg.

Verhältnisse anknüpft, um von dieser Wurzel aus nun die verschiedensten mythologischen Phantasien, die sich theils auf die Gestirne, theils auf Blitz und Gewitter beziehen, fortzuspinnen.

Von der Verbreitung des Zaubers haben wir bereits gesprochen, sie ist gleich der des Feuers eine ganz allgemeine, und wir finden nicht nur kein Volk ohne Feuer und ohne Zaubertum, sondern alle Völker sind auch zugleich in die sich nunmehr unter dem Einflusse der Feuerkenntniß bildenden neuern Weltanschauung übergetreten, die wir mit ihren wesentlichsten neuen Gebräuchen und Begriffen im Folgenden beleuchten werden. Bevor wir jedoch dieses Kapitel schließen, ist es von Wichtigkeit, noch einiges über die neben der spätern Entwicklungsgeschichte der Religion nebenherlaufende Entwicklung der Zauberei in den Culturländern hinzuzufügen.\*

Das Wort *Magie* deutet unverkennbar bezüglich seines Ursprungs nicht nur auf etwas Erlaubtes und Gutes hin, sondern es bedeutet auch sogar etwas Ehrenwerthes, Großartiges, Respectiveinflößendes. *Meh* oder *Megh* im Persischen = groß, trefflich, geehrt. *Meghestan* ist die Allgemeinbezeichnung der Schüler des Zoroaster.\*\* Wir finden die sogenannte *Magie* bei den ältesten orientalischen Völkern uranfänglich in der Geschichte in der That noch als etwas sehr Geachtetes. Bei den Perfern, Medern, Indern und Aegyptern gilt die *Magie* als die treffliche und wichtige Kunst, geheime Naturkenntnisse zum Nutzen der Menschheit, d. h. im sittlichen, religiösen Sinne zu verwerthen. Allein

---

\* Vgl. hierüber: Ennemoser, „Geschichte der Magie“ (Leipzig, 1844); Georg Konrad Horst, „Zauberbibliothek“ (5 Bde., Mainz 1821); Sodan, „Geschichte der Hexenproceße aus den Quellen dargestellt“ (Tübingen 1843); J. Görres, „Die christliche Mystik“, (5 Bde.) Bezüglich der Zauberei unter den Naturvölkern vgl. Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, Bd. 2.

\*\* Auch mit dem Sinn und der Bedeutung der Erzeugung einer hervorragenden „außerordentlichen Wirkung“ hängt das Wort *Zauber* in etymologischer Beziehung zusammen. Tylor sagt hierüber: „Die Weise, in welcher die magischen Künste sich das Wort thun angeeignet haben, als beanspruchten sie die Fähigkeit des Thuns *par excellence*, gibt uns bisweilen eine Gelegenheit, ihre Bedeutung im Geiste des Volks zu erproben. Wie in Madagascar die Zauberer und Wahrsager von Mantitauana (vielleicht mit Pramantha zusammenhängend) den Namen *Mpissa*, d. i. *Wirker* (Erzeuger) erhalten haben. Im Sanskrit hat die *Magie* sich einer ganzen Familie von Wörtern bemächtigt, die von *Kr*, thun abgeleitet sind. *Krtiya*, Zauberei, *Krtvan*, Bezauhernd (wirkend, erzeugend), *Karmana*, Bezauherung (hervorragendes *Werk*, *That*)“.

schon verhältnißmäßig früh ging die Idee der Magie in andere Zweige über und es erhielt sich ein dürrer Sproß mit dem sehr rasch die gute und heilige Bedeutung des Wortes erlosch. Das ursprüngliche Zaubertum mußte sich in der That rasch im Laufe der Entwicklung zersetzen und differenzieren. Der Keim, die Naturkenntnisse zu verwerthen, bildete sich unter den Priestern später zur eigentlichen Heilkunst aus. Aus dem instinctiv begeisterten Tröster und durch Nächstenliebe geleiteten Priester wurde später alsbald zugleich ein nach den Sternen wahr sagender Seher, Prophet und Orakelspender, und der Sinn, die Kräfte der Natur zu ergründen und den Weltzusammenhang zu begreifen, führte schließlich bekanntlich zur Philosophie und zur kosmologischen Wissenschaft. Auch der im primitivsten Zaubertume ursprünglich vertretene geschickte Handwerker und Künstler wandte sich später nach der Steinzeit den verschiedensten Künsten und Kunstarbeiten zu. Hauptsächlich war es die Metallarbeit, die sich in dem später beginnenden Metallzeitalter diese Feuerschamanen kunstgerecht zuerst aneigneten. Die Ueberlieferungen hiervon und die Anklänge an das uralte Feuerzaubertum haben sich denn auch am meisten bei den Feuer schmieden der alten Völker erhalten.\* In späterer Zeit, als sich in den Culturländern aus dem Priester als Opferer der Orakelspender, der Wahr sager und Prophet, der Arzt und der musiktreibende Künstler hervorgebildet hatten und alle diese durch Arbeitstheilung entstandenen Priesterfunctionen zunftmäßig gemeinsam fortgebildet und geleitet wurden, da bildete sich dem gegenüber in sehr vielen Culturländern nebenher noch ein unzüftiges wildes Priester- und Wahrsagerthum aus, das an die Zauberei anknüpfte und den zunftmäßigen Priestern ins Handwerk pflüchte. Als später alsdann die Lehre des Zoroaster Boden gewann, welche, wie wir sehen werden, an den Gegensatz des Lichts und der Finsterniß anknüpfte, da entwickelte sich sehr rasch zugleich eine sogenannte schwarze und weiße Magie. Die weiße Zauberkunst trat mit dem Lichte in Beziehung, es war zugleich die von den Priestern zunftmäßig heilig gehaltene, denn sie konnte nur von guten Seelen ausgeübt werden. Dieser Lichtzauber hat sich noch heute in Nachklängen in der Kirche erhalten, man denke an die brennenden Lampen in den Kapellen, an die Lichter des Altars, an den Weihrauch und die Räucherung u. Der unzüftige, von den Priestern gehasste Zauber knüpfte an die Macht der Finsterniß an, er konnte nach dem Ausspruche der

---

\* Die Schmiede der südafrikanischen Negervölker lassen sogar noch heute mancherlei Gebräuche erkennen, die an das eigentliche Zaubertum, das jetzt der Schamane übt, erinnern.

Zunstpriester nur von bösen Seelen betrieben werden, und es prägte sich dieser Zauber in allerlei Lößern und losen Künsten und Wahrsagereien aus, die als sogenannte Schwarzkünste noch im Mittelalter im Schwunge waren und heute theilweise, namentlich in katholischen Ländern, die dem Zauber überhaupt noch näher stehen, gleichfalls vorkommen. Hatte sich der Lichtzauber später mit dem Gestirndienste, wie wir sehen werden, verschmolzen, und wandelte sich unter den höchsten religiösen Culturvölkern die Religion des Lichts und der Finsterniß in die Anschauung Gottes und des Teufels um, so konnte es nach dieser Verwandlung nicht ausbleiben, daß die unzüchtige Zauberei als schwarze Zauberei oder Zabelei\* zur Macht des Babelus, d. h. zur Macht des schwarzen Diabolus und Teufels in Beziehung trat.\*\* So konnte es selbst noch zu Ende des 15. Jahrhunderts geschehen, daß im sogenannten „Hexenhammer“ eine Art von teuflischem Zaubersystem von der furchtbarsten Consequenz aufgestellt werden konnte. Feuer, Wasser, rothe Haare und alle Merkmale, die an die fernsten und finstersten Zeiten erinnern, begannen in diesem Teufelszauber eine neue Rolle bezüglich der berühmten Hexenproceduren zu spielen. Heute, wo die Traumbücher und Wahrsagereien aus Kaffeesatz und Karten sich mehr und mehr zu verlieren beginnen und auch die christliche Religion überhaupt einem großen Reinigungsproceß in dieser Hinsicht entgegengeht, dürfen wir mit Recht sagen, daß durch Aufklärung, Kunst und Wissenschaft endlich die Triebreife jenes dürrten abgestorbenen Zweiges, der uns dunkel an die frühesten Zeiten erinnert, ersterben werden. Werfen wir schließlich nochmals einen Gesammtrückblick auf die geschichtliche Entwicklung und Entstehung des Fetischismus, so sehen wir, daß das Ergebnis folgendes war. Die Analbe lehrte, daß vor der empirischen Einsicht in einen verborgenen und übersinnlichen Zusammenhang zwischen unsichtbaren Kräften der Fetischismus psychologisch ohne Unterlage war. Das thierische Bewußtsein bezog alle Wirkungen (wenn auch oft mit Unrecht) jedesmal auf die nächstliegenden

---

\* Das deutsche Wort Zauber hängt gleichzeitig bekanntlich mit dem Ausdruck Zieser und Opfer zusammen.

\*\* Es wäre mit Hinblick auf die Entwicklungsgeschichte des Fetischismus nicht unwichtig, zu untersuchen, welche Rolle der Zauber im bösen Sinne gegenüber dem Heilzauber, d. h. dem im guten Sinne in der Bibel spielt. Obwohl die Heilige Schrift uns bezüglich der Zauber- und Wunderthaten ein beachtenswertes Material an die Hand gibt, so müssen wir im ganzen genommen doch bekennen, daß sich diese Schrift immerhin in dieser Hinsicht sehr auszeichnet gegenüber den religiösen Sammelschriften anderer Völker, wie etwa Manu's Gesetzbuch, der Zend-Avesta, das heilige Buch der Gentoos und der Koran.

innlichen Ursachen, jetzt aber, da man die verbreiteten Wirkungen vieler geheimnißvollen verborgenen Naturkräfte und deren Beziehung zu andern Naturkräften empirisch kennen gelernt hatte, Beziehungen, die oft äußerlich weit auseinanderlegen, entstand zum ersten mal der Glaube an verborgene übernatürliche geheime Fernwirkungen, und da der Geist zu schwach war, diese Wirkungen zu übersehen, gerieth er in das Furchtgefühl des Aberglaubens. Wir sehen, daß der erste Anstoß zu dieser sich jetzt unter den Menschen systematisch ausbildenden fetischistischen Weltansicht von der ersten Entdeckung verborgener übernatürlich fern wirkender Kräfte abhing, auf welche die Zauberer dauernd hinwiesen, indem sie auf die heilbringenden und schadenbringenden Wirkungen derselben aufmerksam machten. In diesem Sinne sind die ersten Entdecker dieser fern wirkenden übersinnlichen Beziehungen der Dinge und Naturkräfte, unter denen die fetischistische Beziehung des Feuers zum Wasser, zum Holze, zu Steinen, endlich zu Menschen und andern Objecten obenansteht, zugleich die Begründer des Fetischismus überhaupt. Daß die sogenannte Heiligkeit, d. h. die Heilkraft des Feuers, des Lichts und der Wärme und der zu ihnen fetischistisch in Beziehung gesetzten Stoffe und Thiere gleichsam das Centrum des Fetischismus und den empirischen Krystallisationspunkt der ganzen Anschauungsweise bildeten, lehrt uns, wie wir sahen, nicht nur die ursprüngliche Entwicklungsgeschichte, sondern zugleich die Geschichte des sogenannten Zaubers unter den Völkern überhaupt. Wir sahen, im Hinblick auf die geschichtliche Verbreitung daher die beachtenswerthe Thatsache, daß allen Völkern der Erde das Feuer fetischistisch heilig ist, während weitere hieran angeknüpfte Ideenassociationen bezüglich fetischistischer Betrachtung anderer Objecte der Natur durchschnittlich vielfach unter den Stämmen wechseln. Die Entwicklungsgeschichte lehrt uns ferner, daß sich nur durch das Wesen der Religion, d. h. auf dem Wege der religiösen Zauberei die Kunst des Feuerzündens, die den Völkern kein Bedürfnis war, verbreiten konnte, und die später auftauchende Sitte des Kochens sich nur erst wiederum an die Zauberei anlehnt, und die Heiligkeit des ursprünglichen Mahls sich nur von hier aus psychologisch erklären läßt. So, sehen wir, zwingen uns nicht allein psychologische Gründe, sondern die Erklärung bestimmter Thatsachen überhaupt, die Feuererfindung als ein epochemachendes Ereignis bezüglich des innern Ideenaufschwungs zu betrachten, während der sich an diese Erfindung anlehrende äußere Culturaufschwung der Menschheit nur erst eine Folge jener innern geistigen und religiösen Erhebung war.

#### 4.

### Die Weltanschauung der Feuerzeit und deren religiöse Gebräuche und Erscheinungen.

Der Aufschwung der Phantasie. — Die Objecte des Makrokosmos lagen ursprünglich nicht im Bereiche der dauernd interessirenden Auffassung. — Rückblick auf die ursprüngliche Entwicklung des Erhabenheitsbegriffs im Nächstenkreise. — Die Feuererfindung und die sich daran anknüpfenden religiösen Gebräuche als empirische Anstöße zur Entwicklung tieferen und dauernden Interesses an den leuchtenden Erscheinungen am Himmel. — Die sich über die leuchtenden Erscheinungen des Himmels und über bestimmte Naturobjecte, wie Stein, Holz, Feuer, Wasser, Rauch, Sturm, Wolke und Gewitter nunmehr folgerichtig ausbreitende fetischistische Anschauung. — Die Zunahme des Farbensinnes der Völker während der ersten Feuerzeit und der sich durch den Fetischismus des Lichts und der hiermit associirten Zaubersfarben erweiternde Thiercultus. — Erklärung des vorzugsweis religiösen Interesses für die Vögel. — Rückwirkungen der sich jetzt auf den Makrokosmos richtenden Weltanschauung auf den Kultursinn der Völker, insbesondere auf die Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht. — Hinweis auf die neue Begriffsbildung während der Feuerzeit.

---

Wir haben im letzten Kapitel das bedeutsamste Ereigniß der Urzeit und die wichtigste sich daran knüpfende Folge geschildert, und hiermit die wesentlichsten Voraussetzungen kennen gelernt, die nothwendig waren, um den Geist des Menschen in eine neue Phase der Entwicklung und zu einer höhern Weltanschauung überzuführen. Die Phantasie war es vorzugsweise, welche sich durch den Anstoß, den die neuen Erfahrungen gaben, zu einer gewissen Lebendigkeit und Höhe aufschwingen sollte. Was ehemals die blöden und noch stumpfen thierischen Augen des Urmenschen nicht aufmerksam beachteten, oder worüber

sie innerhalb der angeborenen Apperceptionsenge gleichgültig und ohne jegliches bestimmteres Interesse hinwegstreiften, das trat nun mehr und mehr, da diese Enge durchbrochen wurde, in einem ganz neuen Lichte vor die Seele. Ganz neue Worte und Begriffe für neu hervorspringende sinnliche Unterscheidungsmerkmale entstanden, und mit dem bereicherten Erfahrungskreise bereicherte sich zugleich die Unterscheidung der Sinne eigenthümlich, ebenso wie das Begriffsvermögen und der Sprachschatz.

Es war, wie wir gesehen haben, der Gesichtspunkt der natürlichen psychologischen Entwicklungslehre, der uns zwang, davon auszugehen, daß der Urmensch sich mit den ihm zunächststehenden am höchsten entwickelten Thieren ursprünglich auf gleicher Stufe der Interessen und der hiermit verknüpften angeborenen engeren Beobachtungsbasis (Apperceptionsenge) der Außenwelt befunden habe. Aus diesem Grunde, sehen wir, konnte der Mensch keine angeborenen religiösen erhabenen Ehrfurchtsgefühle und Gefühle des Aberglaubens ursprünglich allen denjenigen Naturobjecten und Naturereignissen gegenüber besitzen oder entwickeln, welche zu diesem frühesten Interessentkreise in keiner directen Beziehung standen, die ihm also niemals dauernd schädeten und angriffen, und die er mit den Thieren daher gemeinsam als indifferente Ereignisse und Thätigkeiten betrachtete, an welche er sich ursprünglicher Weise durch ihre häufige ähnliche und einförmige Wiederkehr gewöhnt hatte. Standen also die äußern kosmischen Ereignisse, wie im vorigen Bande dargethan, zum Ursprunge und Ausgangspunkte der Religion in keiner unmittelbaren Beziehung, so zeigte sich uns dem gegenüber, daß der sogenannten „Nächstenkreis“ die alleinige erste Heimstätte und Geburtsstätte der Religion gewesen ist, sodaß dieselbe sich nur erst von diesem Entwicklungscentrum aus über andere entferntere Naturgegenstände verbreiten konnte. Allein zu dieser Erweiterung des sittlichen Erhabenheitsbegriffs bedurfte die noch stumpfe Erkenntniß der Hülfe und der anregenden Mitwirkung bestimmter Ideen-

associationen, durch welche allen entferntern, ungefährlichen Objecten ein interessirendes Merkmal zuwachsen konnte, vermöge dessen sie sich allein dauernd psychologisch in der Apperception des Urmenschen zu behaupten im Stande waren. So geschah es, daß nur erst allmählich und nach und nach der Schwung der Phantasie die nöthigen Stützen empfing, die zu ihrer Beflügelung nothwendig waren, und nur erst im Laufe einer ganz bestimmten Entwicklungsgeschichte auch eine anthropopathische Anschauung der entlegenen und entferntern Naturobjecte hervortreten konnte. — Wir irren, wenn wir psychologisch ohne weiteres voraussetzen, daß der noch thierisch geartete Urmensch hinter den Wirkungen von Sturm, Orkan und Gewitter, sowie hinter der heiß strahlenden Sonnenscheibe und dem matt leuchtenden Monde sich Wesen vorgestellt hätte, die ihm direct zu nützen oder zu schaden, ihn zu lieben oder zu vernichten suchten. Wir irren ferner, wenn wir meinen, daß der Urmensch als Viehzüchter und Ackerbauer auf die Welt gekommen sei, um hiermit ursprüngliche Interessen für Wind und Wetter, für Regen und Sonnenschein geltend zu machen. Der Kampf ums Dasein zwang den frühesten Menschen ursprünglich zu näher liegenden Beschäftigungen, und Ackerbau und Viehzucht sind nur erst Producte einer verhältnißmäßig späten Cultur, zu welcher sich der primitive Mensch erst emporschwingen mußte. Der früheste Mensch war um seiner Selbsterhaltung willen auf die Jagd angewiesen; und in diesem Sinne glich er den Raubthieren, deren Handwerk er theilte. Und wie sich das gehezte Wild ebenso wenig wie der jagende Panther um Regen und Sonnenschein, oder den Sonnenschein der Nacht, den Mond kümmert, wenn ihn der nagende Hunger treibt, so auch der Urmensch, seine directen Interessen lagen anfänglich in andern Kreisen. Noch unterlag der Mensch in jener Zeit, auf welche wir mit Rücksicht auf die Einleitung des vorigen Buches zurückweisen, der Macht des Instinctes, dessen Apperceptionskreis umschrieben ist wie das Bild des gemeinschaftlichen Gesichtsfeldes beider Augen, das was nach beiden

Seiten noch gesehen wird, bleibt undeutlich, wird übersehen und gewinnt im Interesse psychologisch keine Dauer; das aber, was sich indirect der Betrachtung darbietet (wie die Betrachtung von Mond und Sonne), darf durch häufigere Wiederkehr, für welche der Instinct ein höchst merkwürdiges rasches Anpassungsvermögen besitzt, sich nicht durch Gewohnheit abstumpfen. Und hier zeigt die Erfahrung bei allen hochentwickelten Thieren, daß ihnen der durchschnittlich sich gleichbleibende Wechsel der Witterung, sowie der des Mondes und der Sonnenschein und alle Ereignisse des Himmels nur eine wirre, gleichsam dumpfe Anschauung sind, deren einzelne hervorspringende Züge ihnen durch Erfahrung und angeerbte Gewohnheiten zu rasch bekannt werden, als daß sie thatsächliche und directe Gefahren oder irgendwelche andere Interessen bei ihrem ursprünglichen Thun und Treiben darin auffinden können. Ja wäre der früheste Mensch bereits ein sinnlich contemplativer Träumer und Beobachter oder ein Ackerbauer gewesen, hätte er Buch führen können über den Nutzen und Schaden der Witterung bezüglich seiner Saaten, hätte er Statistik zu treiben verstanden über die Opfer, welche hier und da binnen Jahren einem Blitzschlage oder andern Naturereignissen erlagen, so wäre ein directes Interesse erklärlich gewesen. Was aber (wie die Tödtung eines Individuums durch Blitzschlag) nur verhältnißmäßig sehr selten und zufällig auftrat, das reichte eben noch nicht aus, die kindlichen Erfahrungen des Urmenschen zu berühren, und nur die drückende und übergroße Anzahl der Fälle hätte hinreichendes Gewicht zur dauernden Beachtung finden können. Auch andere Forscher haben sich dieser Einsicht nicht verschlossen, und auch Schulke zieht in seinem Werke über Fetischismus in Erwägung, inwieweit wir berechtigt sind, in der Auffassungseuge des Urmenschen ein ursprüngliches Interesse desselben für die Himmelskörper anzunehmen, und er sagt richtig: „Es gab eine Zeit, wo die Himmelskörper noch nicht zum Objecte des Menschen geworden waren.“

Aber indem er nachweist, weshalb sie dem Thiere und dem Urmenschen noch kein Interesse boten, sucht er dennoch ein solches hinterher abzuleiten aus der angeborenen Hingabe des Auges an den bloßen Gestaltenwechsel, wie ihn der Mond, die nächtliche Sonne, dem Menschen darbot. Allein auch Zu- und Abnahme des Mondes erfolgen verhältnißmäßig so allmählich, daß es schon eines sehr hohen Interesses bedurfte, um die Gefühle der Gewohnheit hiergegen aus andern Gründen zu vernichten. Aber selbst angenommen, der Mond wäre von allen übrigen Himmelskörpern vom Auge einer Betrachtung unterworfen worden, mehr noch, der Mond wäre mit einer anthropopathischen Beziehung ausgestattet worden, würde uns dieses alles eine religiöse Erklärung gerade für dieses Object als das am frühesten verehrte (das nicht einmal wie die Sonne wohlthunende Wärme spendet) erklärlich machen? Was that denn der Mond dem Urmenschen, er schadete ihm, wie die Gewohnheit lehrte, niemals, und in keiner Weise flößte er daher solche Furcht ein, wie sie eng zur Religion gehörte. Im Gegentheil, sein Licht verschonte jedes natürliche Furchtgefühl der Nacht. Aber man irrt, wenn man umgekehrt nun aus dieser Annehmlichkeit, die der Mond hiermit dem Menschen gewährte, ein Religionsgefühl für ihn herleiten wollte. Hier liegt wieder das Bleigewicht der natürlichen, instinctiven Gewohnheit, die den Dieb, wenn ihm der Mond auf seinem Raubzuge ein nützlicher Begleiter war, vergessen läßt, was er ihm zu danken hatte, und die daher dahin wirkte, daß nicht das geringste Dankbarkeitsgefühl für diese so häufig wiederkehrende Wohlthat in Bezug auf den oft am entlegensten Horizont stehenden Mond dem frühesten Urmenschen abgenöthigt wurde. Denn nicht genug ist psychologisch zu beachten, daß alles häufig wiederkehrende Nützliche und Freundliche viel schwieriger gegen die alles vergessen machende Gewohnheit ankämpft, als das, was sich durch furchtvolle Achtung zu erhöhen weiß. Kein Wunder daher, daß die Sonne von so vielen Völkern gar nicht beachtet wird, und auch der Mond selbst von

Völkern, die sonst im Grunde dankbarer und nicht unentwickelter Natur sind (wie beispielsweise von den Kamtschadalen), gar nicht in den Bereich ihrer Betrachtung gezogen wurde. Viel eher dürfte es auffallen, daß Sturm, Blitz und Gewitter dem Thiere und vielen australischen Völkern keine Beachtung abnöthigen. Aber auch hier ist es die furchtbare Macht der Gewohnheit, welche den noch thierisch gearteten Sinn so völlig gegen das sich Wiederholende abstumpft und indifferent macht. Aber nähmen wir selbst an, der thierische Urmensch habe alle derartigen Himmelsereignisse, die ihn direct nicht berührten, gegen die Gewohnheit mit Furcht und Angst betrachtet (was psychologisch nicht zu begründen ist), so hätte wiederum, wie schon im vorigen Bande gezeigt, eine solche, diesen Ereignissen anhaftende einseitige Angst- und Furchterregung dennoch nicht die zarten Saiten der Religion selbst im rohesten, niedrigsten Menschenherzen anklingen gemacht. Denn diese religiösen Saiten waren gespannt auf dem Boden der Erfahrung, der sich früh gebildet hatte aus den Eindrücken, die, unvergleichlich mit allen andern, diejenigen Einflüsse hervorriefen, welche allein der Nächste dem Nächsten gegenüber geltend zu machen weiß. Diesen Eindrücken hatte der Mensch unmittelbar angemerkt, daß sie mit dem tiefsten Verständniß seinem Innern sympathisch folgen, während er ebenso unmittelbar durchfühlte, daß ihn mit allen andern Dingen und Wesen im Weltall nicht die gleiche Sympathie des Verständnisses verkettete. — Aus der Summe von Erfahrungen, wie sie selbst in den rohesten Formen Menschen unter Menschen machen, baute sich der reiche Schatz religiöser Gefühle auf, die wie durch eine geheimnißvolle, unmittelbar verständliche Sympathie dem rohesten Menschen zuflüsterten, daß alle jene eintönig auftretenden Naturerscheinungen viel zu blind und einseitig wirken, als daß sie in bestimmten Augenblicken frei, d. h. je nach Ermessen der sittlichen Umstände hätten eine edle und respectvolle, von Nächstenliebe durchdrungene Gerechtigkeit üben können, eine liebevolle, erhabene Gerechtigkeit,

deren Einflüsse und Folgen allein die Gefühle der Religion erzeugen. Fürwahr, von den einförmigen und blindwirkenden Erscheinungsweisen der Naturobjecte überhaupt kam kein ursprünglicher Gedanke der Religion, der Nächstenliebe und der erhabenen wirkenden Gerechtigkeit in des Menschen Herz, und nur auf Umwegen konnte eben dieses Herz daher dazu gelangen, allen diesen im Verhalten gleichförmigen Gegenständen derlei sittliche Wirkungen anzudichten. Diese Umwege wollten wir untersuchen, und die Voraussetzungen wollten wir prüfen und die Wegweiser auffinden, die zur Entwicklung dieses sonderbaren Gedankenganges hinführten.

Es lehrte uns also die psychologische Analyse die religiöse Entwicklungsweise des Menschen vom Nächstenkreise aus zu beginnen, von allen Seiten wurden wir darauf hingewiesen, daß anfänglich und ursprünglich nur hier im engern und engsten Lebenskreise, ähnlich wie bei den Thieren, ein tieferes religiöses Walten und Sinnen auch des Menschen stattfand, nur hier alle ursprünglichen Interessen sich kreuzten und ihre sprachliche Bezeichnungsweise fanden, während wir noch heute von so vielen entlegenen Objecten deutlich nachweisen können, daß sich ihre Bezeichnungsweise aus tiefem Wurzeln abgezweigt hat, die dem engern Gemeinleben entsproßten. Jahrtausende waren vielleicht darüber hingegangen, bevor sich aufmerksame Anschauungsweise, Bezeichnungsweise und Ideenassociation des Urmenschen auf die ihm entfernt liegenden kosmischen Objecte des Himmels und der Natur hinwandte; denn die Entwicklungsgeschichte lehrt uns, daß es erst eines Anstoßes, eines Vehikels, ja mehr noch eines großartigen Ereignisses und Erlebnisses innerhalb des frühesten Erfahrungskreises bedurfte, bevor sich psychologisch die empirische Stütze und natürliche „Hülfe“ bildete, um den engern und zunächst liegenden Erfahrungskreis des Urmenschen empirisch zu durchbrechen. Erst jetzt, nachdem mit der Feuererfindung dieser empirische Anstoß

geschehen, konnte sich die Phantasie so erheben und beleben, daß sie ein seltsames religiöses Interesse auch jenen Gegenständen abgewann, die der frühern Betrachtungsweise gemäß im Strome der Alltäglichkeit untergingen.

Wir haben diese tief eingreifenden Ereignisse, die als Anstöße wirkten, geschichtlich und psychologisch betrachtet und dürfen mit Recht im Hinblick auf die Erfindung des Feuers und die sich im großartigen Maßstabe hieran anknüpfende Magie sagen, daß es nunmehr erst im Geiste des Menschen zu tagen begann. Es fühlte der Geist erst jetzt nach diesen empirischen Anstößen unmittelbar die Wahrheit des Wortes: es werde Licht, denn es ward vor seinen Augen nunmehr heller und heller. „Frage man, warum Licht und Farbe keine benennbaren Objecte für die erste Sprachstufe gewesen seien, wohl aber das «Auffstreichen» der Farbe, so liegt die Antwort darin, daß der Mensch zuerst nur seine Handlungen oder die von seinesgleichen benannte, daß er beachtete, was von ihm selbst und in seiner unmittelbaren ihn interessirenden Nähe vorging, als er noch für so hohe Dinge wie Licht und Dunkel, Glanz und Blitz keine Sinne, kein Auffassungsvermögen hatte.“\* Und weiter sagt der geistvolle Sprachforscher, der diese Worte schrieb: „Die Anschauung der Farbe ist aus mehr als Einem Grunde besonders geeignet, uns die ganze Armuth des menschlichen Denkens in einer Zeit ermessen zu lassen, wo diese Anschauung ihm noch nicht aufgegangen war.“\*\* Diese Zeit, auf welche der scharfsinnige Sprachforscher durch die ethnologische Analyse in gleicher Weise zurückgeführt wird, wie der Psychologe durch die folgerichtige Entwicklung, gehört jener Periode an, in welcher die thierisch wirre Auffassung und der enge thierische Gesichtskreis noch die Anschauung des Menschen beherrschten.

\* Vgl. Geiger, „Der Ursprung der Sprache“ (1869), S. 152 fg.

\*\* Ebd., S. 154 fg.

Wir hatten gesehen, daß in jener Vorperiode der Feuerzeit, in welcher der menschliche Geist noch ähnlich dem der Thiere dunkel beschattet war, derselbe doch schon eine gewisse Anschauung besaß, so armselig und tief kindlich dieselbe auch noch gewesen war. Sitten, Gebräuche und Vorstellungen seltsamer Art hatte diese Zeit mit sich gebracht und in wunderlichen Formen hatte sich die Religion während dieser Periode einen bestimmtern Ausdruck verschafft. Eine tief kindliche, noch halb instinctive und sich sklavisch ausnehmende, abgöttische Ehrfurcht hatte sich gegenüber den erhabenen Stammältesten und Herrschern, als den in Traditionen und Sagen früherer Zeit so vielfach figurirenden sogenannten „ersten Menschen“, erzeugt.

Doch mit dieser sklavischen Ehrfurcht und sittlichen Achtung vor dem Oberhaupte war zugleich eine gewisse sittliche Zucht entstanden, unter deren Einflüssen allein religiöse Gerechtigkeit und Nächstenliebe gedeihen konnten. Und daß jene noch sehr frühe Zeit schon einen warmen Ausdruck liebevoller Nächstenliebe unter den Menschen kannte, das beweist uns die hohe Pietät und die große Sorglichkeit und Anhänglichkeit, mit der man die Verstorbenen behandelte. Man wird nach unserer Darstellung diesen Thatfachen nicht mehr, was bisher geschah, das so verabscheuungswürdige, vielverbreitete Anthropophagenthum der Urzeit entgegenzustellen versuchen. Denn wir sahen ja, daß der Menschenfraß in Verbindung mit Thier- und Leichencultus eine von naiven Anschauungen getragene Erscheinung war.\* Boten sich doch vielfach (wie das noch heute bei einzelnen Brasilianerstämmen der Fall ist) die alten Leute freiwillig den jüngern zur Speise an, da sie hiermit meinten, sich mit ihren Kräften dem Menschenthum erhalten zu können und dem „ewigen Schlafe“ zu entgehen. Es wird unserer heutigen Anschauung schwierig, sich zurückzuversetzen in jene früheste Zeit tiefster träumerischer naiver Anschauung, aber wir müssen es wenigstens versuchen,

\* Vgl. Bd. 1, Buch 3, Kap. 3.

um in der Beurtheilung vom religiösen und sittlichen Gesichtspunkte aus dieser fernen Zeit mit ihrer tiefen geistigen Beschränktheit und Naivetät gerecht zu werden.

Als die Feuererfindung während der Steinzeit auftauchte, um eine neue Epoche herbeizuführen, und die frühesten Erfinder und Künstler als Zauberer und Propheten auftraten, welche die beschränkte kindliche Menge wie wunderbare Phänomene anstaunte, da konnte es nicht ausbleiben, daß auch Nächstenliebe und Religion nunmehr einem neuen Stadium der Entwicklung entgegengingen. Wir würden nach unserm heutigen Maßstabe gemessen freilich in vieler Beziehung Grund haben, die nun entstehenden Religionserscheinungen sittlich zu verachten und sie als Verirrungen zu bezeichnen; aber sobald wir uns unbefangen in die kindlichen Anschauungsweisen jener Zeiten zurückzubeben verstehen, werden wir zu einem andern Urtheile gelangen.

Die wichtigste Erscheinung, die uns in dieser merkwürdigen Zeitepoche entgegentritt, ist der Nimbus des sittlich und ästhetisch Erhabenen, mit dem sich jetzt die frühesten prophetisch auftretenden Erfinder als Zauberer umkleideten.

Zu dem sittlich Erhabenen und Mächtigen wußten die frühesten Zauberer zugleich das Naturerhabene zu gesellen. Umgaben sich doch diese Zauberer mit neuen bisher in dieser Weise nicht gekannten Naturkräften und Eindruck machenden Erscheinungen, und befaßen sie neben diesen natürlichen Mitteln, die religiöse Furcht auf ästhetischem Wege rege zu machen, doch gleichzeitig auch das, was ursprünglich den einförmigen Naturerscheinungen an und für sich gänzlich, wie wir zeigten, abging, nämlich ein menschlich fühlbares, zugängliches Herz, das sich je nach Umständen in sittlich freier Beurtheilung durch gerechte Gesinnung und barmherzige, liebevolle Handlungen auszuzeichnen vermochte. Blieben vor den Augen des Instincts, wie wir sahen, die Himmelserscheinungen in ihrer Art einförmig, um so durch die Macht der Gewohnheit zur Indifferenz

herabzusinken, so wurden die Naturerscheinungen jetzt in den Händen und in der Herrschaft der Menschen nicht nur im sinnlichen Sinne ästhetisch interessant, sondern auch sittlich effectvoll; denn eben diese menschlichen Hände konnten diese Erscheinungen, wie alle Thätigkeiten, jetzt zum Nutzen oder zum Schaden der Nebenmenschen und Nächsten je nach Umständen anwenden. Jetzt, da die Menschenhände selbst die Naturkräfte geheimnißvoll beherrschen und nutzen lernten, mußten nun vor der naiven Anschauung alle Naturkräfte aus ihrer unmittelbaren Indifferenz heraustreten, und jetzt erst war die Bahn für die beginnende Ideenassociation geebnet, um den gleichgültigen und den Menschen nicht direct berührenden Naturwesen auch geheime, wahrhaft anthropopathische Beziehungen anzuhängen. Was wir früher völlig unerklärt voraussetzten oder erschlichen, das beginnt sich jetzt psychologisch zu begründen und zu erklären, nämlich die Thatsache, daß der kindliche Mensch die oft wichtigsten, scheinbar gleichgültigsten Objecte in ein magisches, erhabenes, zauberhaft-religiöses Licht rückt und hiermit die Religion des Fetischismus erzeugt. Die kindliche Betrachtungsweise beginnt jetzt zu ahnen, daß es in bestimmten Objecten, auf welche die Ideenassociation hinleitete, fernwirkende, verborgene Naturkräfte gäbe, mit denen der Mensch geheimnißvoll in Verbindung treten könne, um ihre heilenden Einwirkungen zu erfahren und anwendbar zu machen. — So, sehen wir, konnte die kindliche Phantasie rege werden und eine neue Weltanschauung ins Leben rufen, durch welche sich, gestützt auf Zauberei und Fetischismus, ein auch ästhetisch erhabenes zauberhaftes Licht über das Bereich ursprünglich entfernter und ganz indifferenter Objecte verbreiten konnte. Zauberei, Schamanenthum und Fetischismus, psychologisch gemeinsam entstanden, treten jetzt mehr und mehr in den Vordergrund, um das Bild, das sich der Mensch bisher von der Natur der Dinge entwarf, zu färben und zu beleuchten. — Wir

haben bereits die hauptsächlichsten Objecte bezeichnet, welche sich zuerst in den Gesichtskreis magisch erhabener und fetischartiger Beleuchtung stellten. Die Geheimnisse des funkensprühenden Steines, die feurigen Reibhölzer zum Bohren des Feuers, und durch Ideenassociation sich hieran anschließend alle Holzgewächse und Bäume, welche sich vorzugsweise zur heiligen magischen Feuerreibung eigneten. (Man denke nur beispielsweise bei den Griechen an Eiche, Dorn, Lorbeer, Linde, Ephedra u. s. w.) Hierzu treten selbstverständlich die so früh beobachteten verwandtschaftlichen Geheimwirkungen von Feuer und Wasser, sowie der aus der magischen Flamme aufsteigende Rauch, den der lebendige Sturm gen Himmel führte, um den Blick zu den wasserspendenden Wolken zu leiten. Blitz, Sturm und Regenwetter, dereinst auf niedriger Stufe völlig mit thierischer Gleichgültigkeit betrachtet, wurden jetzt im Lichte einer neu hervortretenden Weltanschauung zu magisch erhabenen Wirkungen, welche den Menschen umspannen, um seinen Blick in den dunkeln oder lichten Zauberkreis der äußern Natur hinauszuführen. Welche Wandlung erlitt das Gemüth, welche Bereicherung erfuhren jetzt die sich nach außen wendenden Sinne! In welche nie gekannte erhabene und geheimnißvolle Stimmung gerieth das Herz jetzt im Lichte dieser neuen Weltanschauung beim Schalle des dumpfen Donners und beim Leuchten des magischen Blizes! Und die flammenden, feurigen Gestirne, konnten sie, die bisher dem naiven Auge als bunte glanzvolle Punkte und Flächen erschienen, jetzt noch betrachtet werden, ohne an die glühende Flamme des Feuers zu erinnern? Fürwahr, die Phantasie beflügelte sich, eine neue Anschauung, sagen wir es kurz, die früheste und primitivste makrokosmische, aber freilich noch zugleich tief mystische Anschauung der Dinge tauchte im Geiste empor. Es waren die ersten kindlichen Erfahrungen über die fernwirkenden Geheimkräfte der Natur, welche diese seltsame Weltanschauung ins Leben riefen.

Der Wechsel von Tag und Nacht, der in eintöniger Wiederkehr

den Instinct und die thierisch naive Auffassung gleichgültig stimmte, trat jetzt wie neu hervortretend und verklärt, durch ein bestimmtes Interesse umkleidet in seinem Gegensatz völlig neu ins Bewußtsein. Hell und dunkel, welch längstgekannter und doch jetzt im neuen bewußten Lichte so neu und tief erscheinender Contrast. Fast war es, als sollte das Auge unter dem Lichte dieses neuen Bewußtseins auch neu zu sehen anfangen. Neue Unterschiede, bisher vom Auge unbeachtet gebliebene Farbengegenstände, schienen plötzlich hervorzuspringen. Der Farbensinn des Auges nicht minder wie das vom magischen Donner berührte Ohr erweiterte sich jetzt eigenthümlich im Lichte einer neuen, gleichsam magischen, ästhetisch-erhabenen Beleuchtung. Mit psychologischer Trefflichkeit sagt Geiger: „Die Unterschiede der Farben stellten sich erst später ein. Noch mehr, das Licht, das Feuer ist in der Sprache nicht ursprünglich. Die Sprache ist älter, weit älter als jeder Gebrauch des Feuers: aber von dem Lichte der Sonne hätte man glauben sollen, daß es einem unmittelbaren Ausdrucke der Gesichtswahrnehmung erreichbar sei. Es ist nicht so; seltsam genug, das Licht entlehnt vom Dunkel den Namen.“ (Vgl. L. Geiger, „Der Ursprung der Sprache“, S. 148.) Auch eine neue Reihe von Thieren sollte von dieser magischen Beleuchtung gleichsam jetzt erhaben bestrahlt werden, und zwar solche Thiere, welche durch ihre auffälligen äußern Farben, oder durch andere charakteristische Eigenschaften in Beziehung zur hellen lichten Farbe der heiligen Feuerflamme, zum Lichtglanz der Gestirne, oder aber zur dunkeln geheimnißvollen schwarzen Nacht traten. Alle solche Thiere mußten jetzt dem Zauber und dem beginnenden blutigen Opfercultus, sowie dem heilkünstlerischen Schamanenthum verfallen.\* So begann man jetzt der

---

\* „Unter den Benennungen, die von der Farbe ausgehen, sind die jüngsten die der Metalle, sie entwickeln sich mit dem Gefühle des Farbenunterschiedes und schließen sich schon verschiedenen Farbensufen an: Gold der gelben, Silber der weißen, Blei der blauen, d. i. schwarzen. Einer unvergleichlich ältern

gierigen Flamme als „Feuerschlange“ unter den geweihten Händen der Zauberpriester vorzugsweise den weißen und schwarzen Stier, das weiße und schwarze Lamm und den sich in gleichen Farben auszeichnenden Widder zu opfern. Ganz besonders aber waren es die ähnlich der Rauchsäule zum lichten erhabenen Himmel und zu den flammenden Gestirnen emporsteigenden, erhaben in den Wolken schwebenden und wiederum schnell wie der zuckende Blitz dahinschießenden farbigen Vögel, welche das Auge des Zauberers auf sich zogen. Ihrem himmelwärts zu den lichten Gestirnen gehenden Fluge suchte er zu folgen, und da sie im Verkehr mit den leuchtenden erhabenen Regionen zu stehen schienen, so suchte er ihrem geheimnißvollen Fluge eine Geheimkenntniß abzugewinnen, vermöge welcher er in die dunkle Zukunft schaute und Orakel spendete.\* Aber nicht

---

Zeit müssen die Namen der Thiere angehören, da Säugethiere wie Vögel, in außerordentlich großer Zahl als etwas Farbiges aufgefaßt worden sind.“ (Ebend., S. 154.) So erklärt es sich, daß später, da die Farben selbst unter den magisch wirkenden Gesichtspunkt von Licht, feuerroth und dunkel traten, auch die mit diesen in Beziehung stehenden Thiere sehr früh zu Aberglauben, Opferdienst und Zauberei Veranlassung gaben. Man denke an die rothen Haare unserer Hexen, an die weiße Taube u. s. w.

\* Daß es unter den Vögeln ursprünglich die fleischfressenden Geierarten, Raubvögel und Raben waren, auf welche die religiöse Anschauung sich richtete, haben wir in Hinsicht auf die frühern Ideenassociationen bereits einsehen lernen. Diesen bestimmten Vogelarten reihen sich hier nun in erster Linie die Schlangenvertilger deshalb an, weil das Bild der Schlange während der Feuerperiode überhaupt eine sehr hervorragende Rolle zu spielen begann und diese Vogelarten zugleich von weißen Farben ausgezeichnet sind. In dieser Beziehung also ist der weiße Ibis (mit schwarzen Füßen) und der weiße Storch (mit feuerrothen Füßen) zu nennen. Der lichten Himmelsfarbe halber schließen sich ferner hieran an die weiße Taube, der weiße Schwan und die weiße Gans. Hat sich nun auch das emporblühende Zauber- und Priestertum bei weitem nicht aller Thiere bemächtigt, so traten später bei immer mehr zunehmender Phantasie noch eine große Anzahl verschiedener Thiere neben allen bereits genannten (vgl. den Text und auch die Stellen der frühern Kapitel über Thiercultus) hinzu. Obwohl indessen dieser Eintritt der Thiere in den magisch-religiösen Ideenkreis niemals ganz willkürlich geschah, sondern ein bestimmter Ideenzusammenhang bezüglich jeder einzelnen Art in jedem Falle stattfand, so

nur himmelwärts wurde das jetzt mehr und mehr nachdenkliche Auge geleitet, nicht nur dem Himmelsfluge der Vögel, dem geheimnißvollen Rauschen des Windes und der sprudelnden Wasserquelle, sowie den dahineilenden, wunderbar gestalteten Wolken, dem tosenden Donner, dem wie ein flinker Vogel herniederfahrenden Blitze und den glühenden Gestirnen suchte der zum Erhabenen in der Natur geleitete Blick zu folgen, sondern auch den heiligen und fruchtbaren Mutter Schoß der Erde lernte er jetzt mehr und mehr schätzen und würdigen. Die Ergründung der Fruchtbarkeit des Bodens, die Erforschung der Keimkraft der Pflanzen, die Einsicht in alles das, was dem Wachsthum derselben förderlich war, endlich der Nutzen der Ernte, alle diese Beobachtungen waren geistige Errungenschaften, die nur erst erworben wurden durch die jetzt auf den Makrokosmos hingeleitete Weltanschauung. So war es die Erweiterung der Religion und der Weltanschauung also, welche aus dem rohen Jäger der Urzeit allmählich einen fleißigen Ackerbauer und beobachtenden Viehzüchter machte. Wir sehen, der erweiterte Kreis der kosmischen Anschauung leitete den Menschen zugleich an zur Cultur, und mit ihr wuchsen die Erfahrungen, welche den Geist zur größern Entfaltung drängten.

Nicht alle Völkerschaften der Erde sind, wie wir wissen, gleichmäßig und mit gleichartig reichem Ideenreife begabt in die neue Weltanschauung und dem entsprechend in das große lichte Reich der Cultur im engsten Sinne des Wortes getreten. Viele, sehr viele

---

erlangte doch in spätern Zeiten die Willkür und Phantasie bezüglich der heiligen Symbolik einen so weiten Spielraum, daß es dem Forscher oft schwierig erscheint, diesen Zusammenhang in jedem einzelnen Falle nachzuweisen. Nicht zu vergessen ist ferner von feuerfarbenen Thieren der Salamander, der mit der Schlange so häufig zusammen und mit dem Feuer vereinigt sich abgebildet findet, nicht nur seines Aussehens halber, sondern auch, weil er im Feuer nicht so leicht verbrennt wie andere Thiere und Dinge, da es bekannt ist, daß dieses Thier einen Saft anschwitzt, der ihm vor rascher Verbrennung und Verlesung durch Feuer Schutz gewährt. (Vgl. Fig. S. 47.)

Völker blieben zurück und schienen nicht auserwählt, diesen erhabenen Tempel zu betreten. Doch obwol nicht alle Stämme die eigentliche Schwelle der Cultur überschritten, so gibt es doch kein Volk auf dem weiten Erdenkreise, das nicht wenigstens bis zum gewissen Grade und sozusagen bruchstückweise in den Beobachtungskreis der kosmischen Weltanschauung eingetreten wäre. Sind alle Völker in den Besitz des Feuers gelangt, so hat sie das hiermit verschmelzende Naturzauberthum, das wir bei allen Bewohnern der Erde finden, alle mit der Zeit in eine mehr kosmische und auf das Erhabene der Natur gerichtete Weltanschauung hinübergeleitet, wenngleich es häufig nur eben Theile sind, die wir hiervon bei ihnen vorfinden. Nicht alle Völker konnten dem nun beginnenden hohen Fluge der Anschauung soweit folgen wie die Indogermanen, nicht alle soweit wie die Semiten und Hamiten, und endlich bei weitem nicht alle erhoben sich innerhalb dieses Gesichtskreises soweit wie die Chinesen und die amerikanischen Culturvölker. Aber soweit auch viele, ja man darf sagen, die meisten Völker, hinter den letztern Culturvölkern zurückblieben, alle sind dennoch durch den Geist der neu emporblühenden Weltanschauung wenigstens berührt worden; denn alle haben mehr oder weniger Begriffe gebildet, von denen wir im Folgenden nachweisen werden, daß sie nur unter dem Einflusse einer kosmischen Weltanschauung und folglich nur nach der Erfindung des Feuers psychologischen Boden zu ihrer Bildung gewinnen konnten. Gehen wir im Folgenden näher auf den Complex dieser in der That wichtigen, neu hervortretenden Begriffsbildung dieser Weltanschauung ein.

---

### Die Ausbildung des Seelen- und Geistesbegriffs während der Epoche der Feuerzeit und des emportauchenden Fetischismus.

Die in Rücksicht auf die Weltanschauung der frühesten Feuerzeit sich im Zusammenhange eigenthümlich aufklärenden Erscheinungen von Zeugung, Geburt, Mannbarkeit, Krankheit und Tod. — Die Seele als glimmendes Feuer und rauchender Athembampf. — Die Zeugung als Feuerreibung und der sich entwickelnde und verbreitende Phallusbienst. — Die Leichenverbrennung. — Der blutige Opfercultus und die Menschenopfer. — Die Auffassung der Krankheit als Befleckung, Verdunkelung und Verunreinigung des lichten Seelenfeuers im Körper und der hieran sich anknüpfende medicinische Zauber der Urzeit. — Die Seilung als Reinigung.

---

Wir haben dargethan, daß es in der ältesten Zeit dem Urmenschen ebenso wenig wie den Thieren ursprünglich möglich war, eine klare Todesvorstellung zu bilden. Wir sahen vielmehr, wie der früheste Mensch mit kindlicher, naiver Anschauung die Leichen als in tiefen, lange anhaltenden Schlaf versunkene indifferente Körper anschaute. Sein Auge schweifte wie das des heutigen Kindes und des Thieres noch träumerisch befangen über den starren Leichnam hinweg, seine noch ungelenkten Gedanken blieben haften an dem lebendigen Körper, und die Frage, wohin die frühere thätige Lebenskraft des Todten gekommen war, tauchte noch nicht auf; denn man hatte die thätige Kraft noch nicht klar und richtig von der Materie und dem Körper geschieden. Indem der naive Sinn beide miteinander

stets beobachtete, verstand er noch nicht relativ zu sondern, und so stand der kindliche Menschenverstand auf der befangenen Stufe eines sinnlich-naiven Materialismus, der sich zu klaren und genauern Vorstellungen des Uebersinnlichen noch nicht emporheben konnte. — Wohl begannen die achtsamern, entwickeltern Völker schon verhältnißmäßig früh am Leichnam das innere und von selbst hervorbrechende Zerstörungswerk der Verwesung zu beobachten; aber die mit dieser Beobachtung zugleich auftauchende Sitte, den Leichnam durch Einbalsamirung hiergegen zu schützen, beweist uns nur um so deutlicher, daß der kindliche Sinn nicht wußte, worum es sich bei der Todeserscheinung eigentlich handelte. Freilich mußten die Aegypter später einsehen, daß das Unternehmen einer Leichenconservation in Bezug auf den Todten unnütz sei; aber trotzdem behielten sie die Sitte des Einbalsamirens bei und glaubten noch in spätester Zeit, als sie bereits längst in klarster Weise den Begriff der vom Körper und Leichnam sich abscheidenden Seele zu bilden verstanden, daß eben diese Seele in einer geheimen Beziehung zum Leibe verharre, sodasß sie Grund hatten, denselben doppelt sorgfältig zu bewahren. Deutlich noch trägt der Charakter der ägyptischen Leichenbehandlung Spuren jener frühern befangenen Anschauung an sich, welche von einer wirklichen Loslösung und Abscheidung der seelischen Lebenskraft vom erstarrten Körper nichts wußte.

Es war einer spätern Zeit vorbehalten, die Vorstellungen über die Todeserscheinung völlig zu klären; denn nur erst in der in das geistige Leben tief eingreifenden Epoche der Feuererfindung und nach dem Emporkommen der mit den Naturkräften mystisch umgehenden Zauber-künstler sollte der Seelenbegriff Wurzel schlagen. Die klare Bildung des Seelenbegriffs war aber als Voraussetzung nöthig, sollte es dem kindlichen Gedankengange möglich werden, auch die Vorstellungen über die Todeserscheinung und über die Ursachen der Verwesung in ein helleres, deutlicheres Licht zu heben. Fast alle Völkerschaften haben später in größerer oder geringerer Deutlichkeit den Seelen-

begriff bilden lernen, und man darf, ohne unbehutsam zu sein, behaupten, daß alle Stämme auf Erden, wenn auch oft unklar, den Begriff des vom Körper sich unsichtbar abscheidenden Schattens und Geistes, sowie den Begriff von Gespenstern und Dämonen als böseartige und gefährliche Seelen der Verstorbenen, sich in gewisser Weise zum Bewußtsein zu führen im Stande waren. Deshalb aber eben ist es geschichtlich und psychologisch um so wichtiger, den folgerichtigen Gedankengang kennen zu lernen, der zur Annahme einer vom Körper sich unsichtbar abscheidenden, schattenhaften Seele führte. Freilich wäre es hierbei ein Irrthum, wollten wir annehmen, der während der Feuerzeit sich so rasch erweiternde Erfahrungskreis des Urmenschen habe vorzugsweise nur eben den Seelenbegriff allein ins Bewußtsein gehoben. So konnte die Apperceptionsfähigkeit unmöglich wirken; denn es liegt im Wesen der Apperception, daß sie eine Reihe von Erfahrungen gleichzeitig umfaßt, um ihnen mit Rücksicht auf eine gewonnene Einsicht eine Reihe von neuen Seiten abzugewinnen, durch welche sich diese gegenseitig erhellen und verdeutlichen und damit eben in den klaren Gesichtskreis steigen, der von den frühern Gesammterfahrungen erfüllt ist. Diese Bewegung des Steigens und Verdeutlichens kraft des Gewichts, das die Erscheinungen und Vorstellungen durch ein bestimmtes Interesse erlangen, das sie früher nicht besaßen und das sie jetzt mit dieser Erhellung plötzlich erwarben, ist eben der eigenthümliche psychologische Vorgang der Apperception. Wir werden uns daher nicht wundern, jetzt eine ganze Reihe von Vorstellungen und Erscheinungen im Zusammenhange plötzlich erhellt zu sehen, die dem Urmenschen, bevor er die Grunderfahrung des Feuers nicht kannte, aus Mangel an Einsicht und Erfahrung nothwendig dunkel bleiben mußten, nun aber gemeinschaftlich und folgerichtig in das Licht der Apperception treten. Von allen Ereignissen aus dem dem Urmenschen zunächstgelegenen Lebenskreise waren es schon sehr früh, ja man darf sagen ursprünglich, die so oft beobachteten Phänomene von Zeugung, Geburt,

Mannbarkeit, Krankheit und Tod, die ihn auf das tiefste interessirten und sein kindliches Nachdenken in Anspruch nehmen mußten. Wir haben daher schon bei einer frühern Betrachtungsweise zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sich an diese Erscheinungen in der allerfrühesten Zeit eine Reihe seltsamer Sitten und religiöser Ceremonien angelehnt hatten. Gebräuche, welche wir in deutlichen Anklängen noch heute bei derartigen Gelegenheiten bei unsern heutigen Naturvölkern wiederfinden. Kein Wunder daher, daß sich an eben diese Erscheinungen unter dem Eindruck neuer Erfahrungen auch die ersten sich vertiefenden Betrachtungen und Begriffesfortschritte anknüpfen. Brachte es doch das Zauberhandwerk und die entstehende Heilkunst der Schamanen und der Magier jetzt mit sich, das Nachdenken über die geheimnißvollen, verborgenen Kräfte, die sich hinter den Objecten und Körpern regten, mehr und mehr in Bewegung zu setzen. Den Magiern zunächst war daher die große Aufgabe gestellt, neue und treffendere Ansichten über alle diese Phänomene dem uneingeweihten Volke beizubringen. Und sie säumten daher auch nicht, ihre Beobachtung und ihren Scharfsinn anzustrengen, wenngleich die noch zu lebendig wirkende Phantasie allen wirklichen Sachverhalt mit einem Schleier verdeckte, den zu zerreißen die kindlichen Geister jener Zeit noch nicht fähig waren. Noch wurde es dem kindlichen Beobachtungssinne unmöglich, Ursache und Wirkung richtig aufeinander zu beziehen, und so verfielen die Zauberer und Magier nur zu leicht in die oberflächlichsten Betrachtungen, die vorzugsweise von der Phantasie geleitet waren. Aber alle diese immerhin noch sehr naiven Beobachtungen und Anschauungen waren dennoch, wie wohl zu beachten, durch die allerfrühesten Kenntnisse und Erfahrungen über wirkliche Naturkräfte unterstützt, und hierin lag der Unterschied von jener naiven Anschauungsweise der Dinge während der frühern Periode vor der Feuererfindung, die wir eingehend geschildert haben. Die ersten Erfahrungen mit überfinnlichen verborgenen Kräften auf dem Gebiete

der Natur bilden den Mittelpunkt, von dem die kindlichen ersten Erklärungen der hierher gehörigen interessirenden Erscheinungen gemeinsam ausgehen, sie sind gleichsam das leitende Princip, das den Beobachtungssinn instinctiv an die Hand nahm. Wir müssen es daher begreiflich finden, wenn wir in allen Begriffen und Anschauungen, die in der jetzigen Periode gebildet werden, das brennende, lodernde Feuer und die eingreifenden Wirkungen von Licht und Dunkelheit sowie von Wärme und Kälte als die gegebene gemeinsame Basis antreffen, von der die sinnliche Betrachtungsweise ausging und auf welche man in allen verschiedenen Erklärungen zurückkam. So tief griffen die ersten Erfahrungen auf dem Gebiete der geheimen Naturkräfte in den Verlauf des Nachdenkens ein, und so hoch hielt man die aufgefundene verborgene Kraft des Feuers, daß selbst noch in verhältnißmäßig später geschichtlicher Zeit Dichter, Denker und Philosophen die Nachklänge in ihren Schriften hiervon vielfach erkennen lassen.

Das Feuer und die in neuem bewußterem Lichte jetzt erscheinenden Gegensätze von Kälte und Wärme und hell und dunkel bildeten also den Ausgangspunkt aller dieser neuen Betrachtungen. Früher wol wie die rohe Menge nahmen die Feuerpriester der Urzeit wahr, daß es vorzugsweise die dampfende, gleichsam wie Rauch verfliegende Wärme war, welche den erstorbenen Leib des Todten verlassen hatte. Todt und erkaltet lag der Leichnam da, ohne jede Wärme, alle Thätigkeit und alles Leben war erstarrt, Wärme und empfindende Lebenskraft waren entwichen und hatten sich vom Körper abgeschieden. Was wunder, wenn man jetzt, da man aus nächster Nähe die Wirkungen von Wärme und Kälte an der Opferflamme des Zauberers hatte kennen lernen, darauf verfiel, im lebendigen Leibe ein sanft loderndes Feuer anzunehmen, das den warmen Athem als eine Feuerluft erzeugt, die, wie man thatsächlich wahrnahm, warm aus dem Munde jedes Körpers hervorströmte. So also war es, so schloß der Urmensch der Feuerzeit, die warme Feuerluft, die den

warmen lebendigen Körper durchströmte und die als eine Art von feuriger, luftartiger, geheimthätiger Kraft den Körper beseele und belebte, wie das verborgene Feuer die dunkeln Reibhölzer und den geschliffenen Stein. Und dieser lebenspendende, im Körper verborgene „feurig rauchende Athembampf“ war es ebenso, der mit seiner beseeelenden Kraft als „Seele“ wie ein feiner Rauch unsichtbar und geheimnißvoll den Körper verließ, sobald er sterbend erstarrte und eisig erkaltete. So begann also der Seelenbegriff emporzutreten, indem der Urmensch darauf achten lernte, daß ein verborgener „feuerluftartiger Athembampf“ den Körper unsichtbar verließ, um sich von ihm zu trennen und abzuschneiden und ihn damit dem Tode der Verwesung und der Zerstörung zu übergeben. „Die Vorstellung, daß das Feuer das Lebendige im Menschen sei, sehen wir in vielen Mythen unter verschiedenen Völkern mit durchsichtiger Bestimmtheit auftreten.“ (Vgl. „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, IV, 118.) „Die Lebenskraft“, sagt Grimm („Deutsche Mythologie“, 2. Aufl., S. 812), „war gebunden an ein Licht, eine Kerze; ein Scheit, mit deren verzehren der Tod erfolgt.“ Daher sagen die alten Dichter: der Tod hat ihm das Licht ausgeblasen. (Cohen, „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele“, „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, IV, 119.) „In unserm deutschen Volksglauben“, sagt Grimm, „läßt sich der Übergang der Seelen in gutmüthige Hausgeister oder Kobolde nachweisen.“ Die Kobolde und Seelen der Verstorbenen stehen aber mit dem Feuer aufs engste in Beziehung, wie auch Kuhn in Bezug auf Grimm erwähnt, welcher letztere die Kobolde für Feuergottheiten hält. Aber auch die mit den Seelen zusammenhängenden Wespenster und Dämonen und die altnordischen draugar werden von Feuer umgeben dargestellt und sind dann die Irrlichter und Irrwische. (Ebend., S. 120.) Mit Einem Schlage trat aber zugleich mit der Apperception des Seelenbegriffs eine neue klare Todesvorstellung vors Bewußtsein. Denn Leben und Tod treten nunmehr als neue, tiefer geschiedene Gegensätze im Bewußtsein auf, um die

Anschauung zu beherrschen. Das Leben wurde jetzt als etwas Wandelbares, Luft- und Feuerartiges aufgefaßt, das als Seele nicht immer mit jedem Körper vereinigt zu sein brauchte und dem todtten erstorbenen Körper nicht anklebte. Die Seele konnte erst jetzt an ihrem wesentlichen Merkmal appercipirt werden, nämlich an dem der unsichtbaren Körperlosigkeit. Erst jetzt schied sich die Seele vom todtten Körper wie der Rauch von der Flamme, um sich unsichtbar und erhaben im Himmel zu verlieren. Und der kindliche Blick, der nun die Seelen nicht etwa als Traumgestalten ansah, die ja noch ihren Körper erkennbar machten, sondern als unsichtbare körperlose Hauchgestalten und Schatten, folgte ihnen zum Himmel, um hier zunächst den Wolken zu begegnen, die sich dem Rauche in ihren Erscheinungen näherten; in ihre wunderlichen Gestalten malte sich ein phantasievoller Sinn zunächst die verklärten Seelenbilder hinein. Aber er begleitete die rauchartig zum Himmel steigenden Seelenschatten noch höher hinauf, um ihnen zu folgen ins überirdische Jenseits, — dort droben sah er sie unter den Himmelslichtern und unzähligen Sternen unsichtbar mit weißen Kleidern angethan als Engel erscheinen. Dort droben schienen sie sogar als Flammen mit verwandeltem, neuem überirdischen Körper wieder aufzutauchen. Das Wesen des Körpers sollte die Seele jetzt abstreifen in Rücksicht auf das erfahrungsmäßig gewonnene neue Substrat des sich verflüchtigen Rauches und Dampfes, aus ihm webte die Phantasie das weiße Kleid, an das sich der so sehr an das Sinnliche gewöhnte Mensch hielt, um den Schatten, den Manen und Engeln eine jetzt überirdische Vorstellung zu verleihen. Erst jetzt bevölkerte sich die Luft mit Gespenstern, Geistern und Dämonen in der Phantasie des Urmenschen und Naturmenschen. Denn nun erblickte er in jedem Irrlicht eine Seele, und während er ehemals nur von Entschlafenen oder Traumgestalten redete, die körperlich auftraten und die ihn glauben machten, daß der Verstorbene nur ein tief Schlafender und Ruhender war, bildete er jetzt den Begriff des

gespenstlichen Geistes, der unsichtbar körperlos im Dunkel durch die Rüste rauschte. In keinem Lande hat die Seelenvorstellung und die Art ihres abgeschiedenen Lebens eine reichere und seltsamere Behandlung in der Anschauungsweise erfahren wie in Aegypten. Zwar war die hier auftretende Lehre von der Seelenwanderung schon, wie wir sahen, vorbereitet gewesen durch die frühern Anschauungen, welche den lebendigen Leib in alle diejenigen Thiere versetzten, die ihn verschlangen und verzehrten; allein erst jetzt gestaltete sich anknüpfend hieran die eigentliche Vorstellung der Metempsychose, nach welcher die abgeschiedenen Seelen und Geister zugleich ins Jenseits wanderten. Bei sehr vielen Naturvölkern finden wir bekanntlich die Seelenwanderungslehre gleichfalls deutlich ausgebildet, doch werden die hierüber herrschenden Anschauungen nicht immer klar von der vorausgegangenen Anschauung über die Körperwanderung gesondert. Konnte die Seele jetzt aber den Leib im Tode verlassen, konnte sie sich trennen und abscheiden, wie konnte sie alsdann in den Körper hineinkommen? So lenkte sich, wie wir sehen, im Zusammenhange damit die primitive Priesterweisheit sogleich auf das Nachdenken über den Zeugungsact. Auch hier war es das Feuer, oder vielmehr die Feuererzeugung und Feuerreibung, welche die kindliche Phantasie zu den wunderbarlichsten Vorstellungen über den Zeugungsact veranlassen sollten, Anschauungen, an welche sich später wiederum die sonderbarsten religiösen Sitten und Gebräuche angeschlossen. War die Seele ein feuriger, heißer Athemdampf und sanft glimmendes Feuer, so war auch die Zeugung im Leibe folgerichtig eine Art von Feuerreibung und Feuererzeugung. „Goldnen waren die arani, mit denen die göttlichen Arvinen den Funken hervorquirkten. Diesen Keim lege ich in dich, daß du ihn gebärest im zehnten Mond.“ — (Vgl. bei Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers“, S. 74.) Gleichwie das heilige Feuer durch Reibung entsteht, so zeugen auch die Menschen den promethäischen Funken der Seele, um ihn als ein neu lodrendes Feuer dem Weibe einzuimpfen, auf daß es diesen Funken im zehnten

Monde gebäre. So erklärt es sich, daß man den Zeugungsact als eine Feuerzündung auffaßte, wie dies im letzten brähmana des „Bradh-Aranyaka“ ausgeführt wird (in Weber's Ausgabe des „Catapatha-brähmana“, XIV, 9, 4, 20; vgl. ferner bei Kuhn S. 74). Spuren einer solchen Vergleichung der Feuerentzündung mit dem Zeugungsact haben sich auch bei den Griechen erhalten; Aristophanes nennt das Pudendum muliebre *ἐσχάρα*. (Ebend., S. 77, Anmerkung.) Das zeugende männliche Glied trat als ein heiliger Feuerbohrer vor das kindlich vergleichende Bewußtsein, es war ein göttlicher, erhabener „Pramantha“, dem Verehrung gezollt werden mußte, da eine magische, geheimnißvoll zeugende und wirkende Kraft in ihm lag. Mit diesen noch tief kindlichen Vorstellungen war der Keim gelegt zu jenem in frühesten Zeit sich weit verbreitenden Phallusdienst, von dem Meiners schreibt: „Nicht leicht ist die Natur einer andern Gottheit und die Entstehung sowol als weite Verbreitung eines Götzendienstes so schwer zu erklären als die des Phallus oder Lingam und seiner Verehrung. Einige beteten das männliche Glied an\*, andere das weibliche Zeugungs-glied, und noch andere die vereinigten Zeugungs-glieder beider Geschlechter. Man trug das Bild der Gottheit nicht nur an den ihr geheiligten Festen umher\*\*, sondern Weiber bekränzten es auch, oder küßten es gar in der Natur mit unbegrenzter Schamlosigkeit oder Einfalt, und Bräute opferten ihm ihre Jungfrauschaft.\*\*\* Dies Geschenk empfangen hin und wieder die Priester im Namen der Gottheit, aber nicht von allen jungen Weibern, sondern nur von den Bräuten der Könige und Vornehmen.“ Sicherlich gehört der Phallusdienst, der ferner dahin führte, daß der Lingamsgestalt auch die Säulen der ägyptischen Tempel, ja vielleicht die Säulenform der heiligen Bauten überhaupt

\* Die ältesten Griechen (Herodot., II, 44), auch die Aegyptier, die Assyrer, Syrer und Phönizier, die Hindus und andere.

\*\* In Hindostan.

\*\*\* Bei den Phöniziern, Assyrern, Griechen und Römern.

in ihren Variationen ursprünglich angepaßt wurde, zu den merkwürdigsten religiösen Ausartungen jener hier geschilderten Zeit. Es lag eben im Geiste jener Epoche, allen frühesten Auslegungen der Zauberer und Priester über einen geheimnißvollen Vorgang, wie den der Zeugung, auch einen religiösen tief ehrfurchtsvollen Glauben entgegenzutragen. Und wir können uns daher über die seltsamen und sich sehr weit verbreitenden Sitten dieser Art nicht wundern. Eine Sitte, welche gleichfalls der Epoche dieser Zeit entstammt, ist die Leichenverbrennung, die sich als religiöser Brauch sehr weit verbreitet hat.\* — Die Leichenverbrennung, die auf das innigste mit dem Seelen- und Ahnencultus zusammenhängt, erklärt sich leicht. Hatten viele Völker ähnlich den Aegyptern die Körper, in dem Glauben, sie der Seele zu erhalten, einbalsamirt, so begann man jetzt, da sich die Vorstellung der feurigen, zum erhabenen Himmel aufsteigenden Seele gebildet hatte, hier und da unter den Völkern den heiligen Brauch einzuführen, den Leib zu verbrennen, um ihn durch Feuer seelenhaft verwandelt der Seele mit auf den Weg zu geben. Die zu Asche verwandelten Reste sammelte man, um sie in ein geweihtes Gefäß niederzulegen, das der Seele gehörte und nicht wieder berührt werden durfte.

So hatten sich im Lichte der neuen Erfahrung die Phänomene von Zeugung, Geburt und Tod allmählich mehr aufgeklärt, und es war zugleich der tiefeingreifende Begriff der feurigen Seele, des abgeschiedenen Geistes und damit zusammenhängend der der jenseitigen Ahnen und Manen gebildet worden. Mehr und mehr begann sich im Lichte dieser Vorstellungen der bisher geübte religiöse Leihencultus und der hiermit verbundene Gebrauch des Opfers am Grabe in einen eigentlichen Seelen- und Ahnencultus umzuwandeln. — Es erzeugten sich demgemäß neue, an eigenen Stätten geübte und

---

\* Findet sich doch die Leichenverbrennung selbst bei den Australiern noch heute vor.

am heiligen Feuer vollzogene Opfergebräuche, die nunmehr, von den Magiern, Zaubernern und Priestern geleitet, sich allmählich mit dem sich gleichzeitig erzeugenden Gestirndienste verschmelzen und vereinigen sollten.

Wir haben früher bereits gesehen, daß der tiefsittliche Brauch des Opfern sich aus der ältesten Zeit herschreibt. Man brachte dem Stammältesten, um ihm in seiner Erhabenheit Dank und Verehrung zu erweisen und seine Hülfe anzurufen, Gaben dar, nicht sowol an Früchten als auch an Fleisch und Getränken. Später, als sich der Gebrauch „der Todtengabe“ ausbildete, trug man Speise und Trank (wie noch heute unter einigen Naturvölkern geschieht) in gleicher Weise auch an die Grabstätten, endlich belohnte man auch die heiligen Zauberkünste der Magier durch Darbringung derartiger sittlich geweihter Gaben\*, und so erscheint es geschichtlich nicht auffällig, daß man im Laufe der Zeit, da der Gestirndienst sich mit dem Feuer- und Zaubercultus rasch innig verschmolz, auch dazu überging, durch das flammende Opferfeuer der strahlenden Sonne und dem blihenden Donnerer zu opfern. Aber nicht nur Thiere wurden dargebracht, sondern auch Menschen gaben sich den erhabenen heiligen Wesen hin, um von ihnen als lichte Seelen aufgenommen zu werden.

So bildete sich der blutige Opferdienst und das Menschenopfer, Gebräuche, die uns zugleich an das mit religiösen Vorstellungen verwebte Anthropophagenthum der Urzeit erinnern. Um nicht als Leichen von Thieren und Würmern gefressen zu werden, opferte man sich, vielleicht unter ähnlichen Vorstellungen wie noch heute die altersschwachen Greise gewisser Naturvölker, dem Munde eines Gottes. So wurden freiwillig oder gezwungen je nach der Meinung der Priester Menschen am Altare der Götter unter religiösen Ceremonien

---

\* Bei den Koossa in Afrika werden noch hentigentags die Zauberrinnen mit Stücken Vieh belohnt. (Vgl. Lichtenstein, „Reise im südlichen Afrika“, S. 415.)



100

hingeschlachtet und Mütter brachten ihre Kinder herbei, um sie zu opfern und die zürnende Gottheit zu versöhnen. Während der spätern Feuerzeit, wo sich, wie wir sogleich zu zeigen gedenken, neben dem Seelenbegriffe nunmehr auch der Gottheitsbegriff ausgebildet hatte, waren die Menschenopfer zu einer allgemeinen, heiligen Sitte geworden. Diese geschahen freiwillig, wenn der sich selbst Opfernde einen persönlichen, heiligen Zweck verfolgte, oder sie wurden von Seiten der Zauberer und Priester gezwungen angeordnet zur Versöhnung der Götter.\* Um Gesundheit, Sieg oder andere Güter zu erbitten, wurden unter vielen Völkern Menschenopfer im großen Maßstabe gebracht. Leib und Seele der Geopferten und Verbrannten sollten sich mit der erzürnten oder abgeneigten Gottheit vereinen, um sie günstig zu stimmen, und den Sinn des Gottes zu erweichen. Je mehr Seelen man der Gottheit zur lichten Höhe hinauffandte und darbrachte, um so eher glaubte sich das bittende Volk Gehör verschaffen zu können und um so mehr Menschen wurden der heiligen, verzehrenden Flamme übergeben und auf dem geweihten Altare niedergelegt.\*\*

Allein nicht immer griffen die Völker zu gezwungenen Menschenopfern, meist begnügte man sich mit der Darbringung von Gaben an Feldfrüchten, Fleisch und Getränken. Was dem Menschen angenehm war, das konnte auch die Götter nicht entehren. War es indessen nicht gleichgültig, wie und zu welchem Zwecke man die Gaben darbrachte, so war es in jener Zeit ebenso wenig gleichgültig, welche Gegenstände zum Opfern bezüglich der verschiedenen Gottheiten verwendet werden durften. Der religiöse Zaubersinn der frühesten Schamanen und Priester jener Zeit hatte nun längst diejenigen Wesen und Objecte erforscht, oder richtiger mystisch erfonnen,

\* Vgl. Herodot, VII, 135; Livius, VIII, 6, 9, 10; X, 28, 29; XXII, 5, 7; Plinius, XXVIII, 2 u. f. w.

\*\* Vgl. die verschiedenen Völkerschaften, die aus diesen oder jenen Gründen zum Menschenopfer griffen, bei Meiners, „Geschichte aller Religionen“, S. 76 fg.

die zur heiligen Flamme und den flammenden Gestirnen und Gottheiten in einer geheimen Beziehung stehen konnten. Und so entstanden alsbald die genauesten Vorschriften darüber, was für Objecte und Thiere, und in welcher Art dieselben den verschiedenen Gottheiten zu opfern waren. Wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit beiläufig erwähnt, daß es zumeist die zum Licht (d. h. die weißen) und die zur Dunkelheit, d. h. die schwarz aussehenden Thiere waren, die zum Feuer- und Opferdienste zuerst in die engste Beziehung traten, später indessen waren es farbige Objecte aller Art, vorzugsweise aber dennoch stets die rothbraunen, rothen und gelb gefärbten, die der zauberischen Geheimkraft verfielen. Freilich die mehr und mehr sich entwickelnde Phantasie zog später durch die wunderlichsten Ideenassociationen eine kaum zu übersehende Zahl von Wesen und Objecten in das magische Reich dieser Geheimwirkungen, sodaß es schwierig wird, diesen Gedankenwindungen im einzelnen zu folgen, zumal sich diese Art von erkundschasteten Geheimwirkungen nicht nur auf den rein religiösen Opferdienst, sondern nebenbei auch auf die mit dem frühesten Priesterthum auf das engste verbundene Kunst, durch Geheimwirkungen zu heilen, bezogen. Daher ist es erklärlich, daß nicht nur die Phänomene von Zeugung, Geburt und Tod, sondern auch das Wesen der Krankheit und Heilung zugleich dem ersten kindlichen Nachdenken schon während der frühesten Periode der Feuerzeit unterlagen.

Geschah die Zeugung nach Art der Feuerreibung, war der Körper- und Seelenkeim ein „prometheischer Funke“ und die Seele im Körper eine feurige, glühende Luft, ein heißer Athemdampf, so nimmt es psychologisch nicht wunder, wenn wir bemerken, wie das Wesen der Krankheit gleichsam als eine Erstickung, Verdunkelung, Verfinsternung und Verunreinigung dieses im Körper dampfenden Lebensfeuers aufgefaßt und appercipirt werden konnte. — Das warme, reine und weiße Licht verschmolz ursprünglich rasch nicht nur mit den Begriffen des Geweihten, Heilbaren, Heiligen und Er-

haben, sondern auch mit denen der Gesundheit, des Wohlthuns und der Güte. Finster, unrein und dunkel waren dagegen das Unangenehme, das Kranke, Häßliche, Unheilige, Schadenbringende und Böse. So früh, sehen wir, traten in der Geschichte der Religion und der hiermit Hand in Hand gehenden Entwicklung der Weltanschauung die Gegensätze der lichten Reinheit und der dunkeln, bösen, krankhaften Unreinheit ins Bewußtsein.\* — Böse und unreine Seelen und Dämonen tauchten vor der Phantasie der Völker auf, und während die lichten und reinen Seelen in die lichten, himmlischen Gefilde und in das freudensreiche Jenseits wanderten, hausten jene unreinen Geister als boshafte Kobolde und Gespenster an allen finstern und dunkeln Orten des irdischen Diesseits. Diese schwarzen und bösen Dämonen, die dem Lichte feindlich waren, drangen zuweilen verborgen in den Körper ein, um die Seele zu verunreinigen und Krankheiten hervorzurufen, weshalb denn das Wesen der Krankheit auch als eine Art Besessenheit von seiten böser, dämonischer Geister aufgefaßt wurde und allerlei Heilmethoden gesucht wurden, diese Dämonen wieder herauszutreiben. So suchten die von der religiösen Phantasie geängstigten Menschen sich vor den übelwollenden Seelen und Dämonen jetzt in gleicher Weise zu schützen, wie gegen Krankheit und Lebensgefahr, und die mit den Geheimmitteln betrauten Zauberpriester und Magier befaßten sich, getrieben durch die religiöse Nächstenliebe, mit den Wundercuren, durch welche alle Unreinheiten und Entheiligungen gesühnt und ver-

\* Wenn wir daher finden, daß Plinius (nach Hermippus und Demokrit) behauptet, daß die Lehre des Zoroaster von der Krankheitslehre und Arzneikunde ausgegangen sei, und gleichsam durch ihn eine höhere und heilige Medicin eingeführt wurde, so zeigt es sich, welche allgemeinen Anhaltspunkte hierzu vorlagen. Plinius sagt ferner: Hierzu sei dann die Kraft der Religion selbst gekommen, und endlich die Monddeuterei und die Lehre, die Zukunft aus dem Himmel zu erforschen, und so habe diese Lehre durch ein dreifaches Band die Sinne des Menschen in Beschlag genommen, und sei endlich zu solcher Höhe emporgewachsen, daß sie im Orient den Königen der Könige gebot. (Vgl. auch bei Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 175.)

trieben werden sollten. „Keine Art von Unreinheit scheint früher und allgemeiner anerkannt, und gegen keine so sorgfältige Gegenmittel erfunden worden zu sein, als gegen die Schwächlichkeiten und Zufälle, denen das andere Geschlecht zu gewissen Zeiten, während der Schwangerschaft und in und nach der Geburt unterworfen ist.“ Unrein waren und sind die Weiber in den angezeigten Zuständen unter den Israeliten, Griechen und Römern und unter den Persern und Hindus, in Formosa, Ceylon, Siam, ferner unter den Mongolen, den Ostiaken, Samojeeden, den Lappen in Nordamerika, Florida, am Orinoco und unter den Hottentotten. (Vgl. Meiners, „Geschichte aller Religionen“, S. 82.) „Fast alle Völker halten Kränke, besonders Ausfällige, Misgeburten, Sterbende, Leichname von Thieren und Menschen, Trauerhäuser, Gräber für unrein (verdunkelt) und bes Fleckend.“\* So konnten die Anschauungen sich in der Zeit und unter den Völkern, wo der Seelenbegriff in Kraft trat, wandeln. Waren während der Steinzeit die Gräber geehrt, so begannen sie während der Feuerzeit, und später, während des emporblühenden Seelencultus, unter vielen Völkern als verdunkelt und bes Fleckend angesehen zu werden. „Ebenso dachte man von den Berührungen gewisser Thiere“ u. s. w. „Zu den schwersten Verunreinigungen aber rechnete man die Entweihung heiliger Orter oder Geräthe.“ (Vgl. Plutarch, I, 335; II, 327; Thucydides, I, 126, 128 u. s. w.) Allein hierbei blieb die Phantasie nicht stehen, auch alle bösen, schadenbringenden Handlungen der Seele wurden als entweihend, verunreinigend, unheilbringend und bes Fleckend angesehen, und so meinte man andererseits auch alle Sünden und Verbrechen durch heilende Reinigungen sinnlicher Art zauberisch tilgen zu können. Ähnliche Hülfsmittel brauchte das Volk gegen Bezauberungen und Beschwörungen, die man gleichfalls für etwas Bes Fleckendes und Ansteckendes hielt. (Vgl. Meiners, Kap. 11.) Daß aus solchem Grunde die Vorschriften für

---

\* Ebend., S. 82, f. daselbst die genauern Belegstellen unter allen Völkern.

die heiligen Gebräuche des Opfern, des Schlachtens der Opfertiere und namentlich auch die Anordnungen des heiligen Feuerzündens sehr sorgfältig waren, erhellt in diesem Zusammenhange von selbst. Genau waren daher die Maße bestimmt zu den Werkzeugen, mit denen das heilige Feuer entflammt wurde, genau das heilige und geweihte Holz angegeben, von dem gerieben und gezündet werden mußte.

„Von der *uttarârani* genommen sei stets der *pramantha*, denn wer einen andern als *mantha* braucht, wird mit dem Fehler des *yonisamkara* behaftet.

„Eine nasse, löcherige, verkrümmte, eine mit Rissen versehene *arani* und *uttarârani* ist den Opfernern nicht heilsam.

„Was das *guhya* (*pudendum*) genannt wird, das heißt die *yoni* (Geburtsstätte) des Feuergottes, das Feuer, das hier geboren wird, heißt segenbringend. Die aber an andern Stellen reiben, gerathen in Gefahr von Krankheit.“\* Wir sehen, daß das Feuer unvorschriftsmäßig, ungeweiht, gewissermaßen unrein gezündet Krankheiten zu bringen vermag. Daß das Feuer Krankheiten verursachen und heilen konnte, und Krankheit der kindlichen Phantasie jener Zeit, wie wir sehen, folgerichtig etwas gleichsam Befleckendes, Unreines, Dunkles (gegenüber dem gesunden, lichten Seelenfeuer im Körper) war, darf nicht wundernehmen, da ja die Schamanen der Urzeit, wie wir früher gesehen hatten, durch die Heilkunst selbst Feuer und Wärme als heilige, heilsame Erscheinungen verbreitet hatten. Erst als hieraus geschichtlich später die Kochkunst, wie wir sahen, hervorgegangen (vgl. die Anmerkungen zu Kap. 3) und das Feuerzünden und das Kochen der Speisen allgemeiner geworden war, sank durch Gewohnheit der Zauber von diesen Gegenständen, obwohl er sich trotzdem in fast allen Religionen der Erde bis zum gewissen Grade erhalten hat. In der Urzeit aber war die

\* Vgl. Kuhn, S. 73 u. 74.

Heilwirkung durch Wärme und heiße Dämpfe u. s. w. allgemein. Wärme und Dampf von Kräutern, Zaubersubjecten und Thieren gehörten daher zu den ersten und bedeutendsten zauberischen Heilungs- und Reinigungsmitteln. (Vgl. Tibull, II, 6; Propert, II, 28, Juvenal, „Satiren“, II.) Erst später trat hierzu das natürliche Reinigungsmittel, das Wasser (bei den Griechen und Israeliten, Numer. 19, 13); allein auch mit Menschenfleisch und gekochten Thieren, mit Speichel, Honig, Opferblut und Menschenblut suchten noch in später Zeit die priesterlichen Heilkünstler zu heilen und zu reinigen.

---

Es würde zu weit führen, wollten wir im einzelnen dem Zusammenhange gemäß ausführen, was sich in allen Völkern noch heute über diese Anschauungen deutlich vorfindet und in den civilisirten Religionsanschauungen erhalten hat. Die Lichter am Altar, das Wasser in der Taufe, der Weihrauch der Chorknaben sind Symbole, die noch heute als Reste hiervon unjern religiösen Gebräuchen anleben. Bezüglich der Naturvölker erscheint das Material zu umfangreich, um es an diesem Orte geben zu können, es sei mir daher gestattet, auf die von Tylor, Lubbock und Bastian hierüber gesammelten Einzelheiten zu verweisen. Nur hinsichtlich des Seelenbegriffs will ich mir hier noch einige genauere Nachträge gestatten. Wir sehen, daß das wesentlichste Merkmal des Seelenbegriffs die körperlose völlige Abcheidung vom Leibe ist. Wie der Rauch sich von der Flamme trennte, um emporzusteigen in den überirdischen Himmel, oder vom Winde fortgeführt zu werden, dorthin, wo die Sonne aufging oder unterging, mit Einem Worte ins Jenseits, so auch die körperlose Seele, sie schied sich ab vom Leibe, und wie der Rauch im Lichte der Sonne einen dunkeln Schatten warf, so war auch der Rauch und das warme Pneuma der Seele gleichsam den Urvölkern etwas in diesem Sinne körperlos Schattenhaftes. Wir müssen die hier bezüglichen, sinnlichen Erscheinungen, die auf die Bildung des Schattenbegriffs einen Einfluß übten, scharf zusammenhalten, um den Zusammenhang der Combination und die sinnliche Unterlage der eigenthümlichen Ideenassociation genau einzusehen. Nicht das Traumbild des Körpers war im Stande, den Begriff des seelenhaften Schattens entstehen zu lassen, sondern nur das sinnliche Substrat, das als dampfende und rauchende Wärme sich abschied, um sich ver-

flüchtigend unsichtbar in den Himmel zu heben. Hiermit stimmen die Ergebnisse der Sprachforschung vollständig überein. Der Ausdruck der Tasmanier für Schatten und Geist ist derselbe, desgleichen bezeichnen die indianischen Algonquins die Seele des Menschen mit *Diakuf*, d. h. sein Schatten. In der Quichésprache wird das Wort *natub* für Schatten und Seele gebraucht. (Martius.) Das *ueja* der Aravacer bedeutet Schatten und Seele. Wenn Dobrizofer erzählt, daß die Abiponer das Wort *loakal* für Schatten, Seele, Echo und Bild gebrauchen, so ist das eben nur in Bezug auf die ersten Begriffe correct, das andere aber hinzugebildet. Die Zulus gebrauchen nicht allein das Wort *tunzi* für Schatten und Geist, sondern sie denken auch, daß der beim Tode eines Menschen vom Körper sich scheidende Geist zugleich der Geist eines Vorfahren zu werden im Stande ist. (Vgl. Tylor, S. 388.) Der Begriff der Seele als Athemdampf kann durch den ganzen semitisch-arischen Sprachkreis verfolgt werden. Im Hebräischen heißt *nephesh* Athem, zugleich aber auch Leben, Seele, Gemüth, während *ruach* und *neshamah* den Uebergang von Athem auf Geist durchmachen. Diesen Worten entsprechen im Arabischen *nafs* und *ruh*. Athem bedeutet in den Sanskritsprachen *âtman* und *prâna*, im Griechischen haben wir *psyche* und *pneuma*. Im Slavischen steht die Bedeutung von *duch* für Seele, Athem, Geist. Hierher gehören auch die lateinischen Bedeutungen von *animus*, *anima* und *animal* als lebendiges Wesen, Thier. War der Blick des Menschen durch den Rauch der Opferflamme, ferner durch die sich als Dampf und Rauch vom Körper abscheidende Seele und durch die damit im Zusammenhange stehende Leichenverbrennung gen Himmel geleitet, so kann es nicht auffallen, daß man hier in den Lüften zunächst den Vögeln wieder begegnete, welche man daher vielfach als Sendboten der Seele oder, wie die weiße Taube, als Symbol der Seele selbst faßte\*, auch wurde der Vogel als Seelenbringer aufgefaßt, man denke an den Storch und ähnliche in diesen Ideen-zusammenhang gehörige Erscheinungen, an welche sich auch wiederum das schon früher erwähnte Weissagen aus dem Vogelzuge anlehnt. (Vgl. zugleich die Anmerkungen Kap. 6. Vgl. ferner E. Kuhn, „Die Vorstellungen von Seele und Geist“, Berlin 1872, S. 7 fg.)

---

\* Vgl. Grimm, „Mythologie“, S. 788; Kochholz, „Sagen“, I, 245, 293 und II, 44, Anmerk. zu 269; vgl. zugleich Kuhn, „Herabkunft des Feuers“, S. 107.

### Die früheste fetischistische Betrachtung der leuchtenden Himmelserscheinungen.

Die Gestirne in der ursprünglichen Anschauung als magische Feuer, entzündet von Feuerpriestern und zauberischen Lichtherren. — Die sich allmählich ausbildenden tiefen Abhängigkeitsgefühle gegenüber den zauberhaft erscheinenden Naturgewalten. — Das Auftauchen des ästhetischen Erhabenheits- und Unendlichkeitsbegriffs in Bezug auf den Makrokosmos. — Die hiermit vor sich gehende genauere Trennung von Göttern und Priestern bei den Culturvölkern. — Die Idolatrie und deren Beeinträchtigung des Erhabenheitsbegriffs. — Die Unterdrückung der Idolatrie bei den Hebräern in Rücksicht auf die höhere Ausbildung des Erhabenheitsbegriffs der Gottheit. — Nicht alle Völker der Erde sind gleichmäßig und gleichweit in die Weltanschauung der Feuerzeit mit ihrer Begriffsbildung eingetreten.

In Rücksicht auf die im Zusammenhange sich ausbildenden religiösen Gebräuche, Sitten und Anschauungen jener merkwürdigen und großartigen Entwicklungsperiode der Feuerzeit müssen wir anerkennen, daß der Geist in der Beurtheilung der Erscheinungen seiner Umgebung und innerhalb seines Lebenskreises jetzt unnennbare Fortschritte gemacht hatte. Wie sonderbar wäre es bei der sich nach allen Seiten hin stärkenden Beurtheilungsgabe daher gewesen, wäre der Geist, der das Feuer zu zünden erfand, mit seinen Augen jetzt noch haften geblieben am Erdboden. Unmöglich konnte sich der nunmehr befähigtere Sinn mit dem engern Wahrnehmungskreise der

Thiere begnügen. Phantasie und auf Ähnlichkeitswahrnehmungen gestützte Betrachtungsweise trugen alsbald die Augen durch ein neues Bewußtsein gestärkt zum Himmel, und der kindliche Mensch that, trunken von Ahnungen und geheimnißvollen Empfindungen, den ersten tiefen Blick in die erhabenen Wunder des Makrokosmos. — Da strahlten sie denn hoch droben und erhaben am Himmel, die feurigen Punkte und die flammenden Kreise, aus welchen früher der stumpfe thierische Blick nichts Tieferes zu machen wußte. Jetzt freilich war es anders geworden. Die roth glimmende Sonnenscheibe, die früh des Morgens am Horizont auftauchte, um bei Tage im lichten Glanze Blut und Wärme zu strahlen und am Abend wieder in glühender Röthe wie ein verkohlendes Feuer zu verlöschen; der sich glanzvoll erhellende und wieder verdunkelnde Mond, die schimmernden Lichtpunkte der Sterne, und der zackige, feuerstrahlende Blitz: das waren nunmehr die sich mit dem neuentstehenden Interesse des religiös Erhabenen umkleidenden Objecte der entferntern Außenwelt, auf welchen das Auge verständnißvoller als bisher haften blieb. So weit war der kindliche Geist in seiner Entwicklung vorgeschritten, daß er nunmehr an die leuchtenden Objecte und Erscheinungen des Himmels mit wirklichem Interesse und dauernder Theilnahme anknüpfen konnte, sodaß der Phantasie eine bestimmtere Basis geboten wurde, von der aus sie diese Objecte in ein allgemeinverständliches Licht zu setzen im Stande war. Daß in allen jenen phantasiereichen Anschauungen der leuchtenden Himmelserscheinungen die Analogie mit der lodernen Opferflamme eine wichtige Rolle spielen mußte, ist leicht einzusehen. Alle am Horizont angeschauten dahinschwebenden Lichtflächen wurden jetzt dem Auge zu erhabenen, mächtigen Feuern. Doch wer zündete diese aufflammenden und wieder untergehenden Himmelsfeuer stets von neuem wieder an? Wer war die Ursache hinter jener Wirkung des Anzündens und Erlöschens? Lebendige, wenn auch gleichgültige Wesen waren es bereits der thierisch-naiven Anschauungsweise gewesen. Offenbar, so folgerte

jetzt die von bestimmter Seite her angeregte Phantasie, waren es mächtige Feuererzeuger und mit zeugender Kraft begabte erhabene Zauberpriester, welche die hellen Feuer am Himmel entflammen und wieder verlöschen machten. Wir sehen, es flossen der kindlichen Anschauung die Vorstellung von den feuerzeugenden erhabenen Priestern mit den erhabenen Feuerzündern am Himmel noch gewissermaßen zusammen; denn es lagen diese Vorstellungen hier noch durch bestimmte Ideenassocationen inniger miteinander verschmolzen. So war Atharvan nicht bloß derjenige, der den Agni vom Himmel holte, sondern zugleich auch der Genosse der Götter, „und in gleicher Weise sehen wir die Bhrgus mit den Göttern verbunden“. „Einerseits“, sagt Kuhn, „traten die Bhrgus an die Stelle der Götter, andererseits übernahmen sie das Geschäft des Matarivan (ein feuerreibendes und feuerbringendes, halbgöttlich gedachtes Wesen), während sie drittens auch als Menschen neben dem Manu (dem Stammältesten) und seinem Geschlecht erscheinen. Das sind anscheinend ganz verschiedene Kreise der Thätigkeit, und es scheint schwer, für sie eine Vermittelung zu finden. Sehen wir uns indessen anderweitig um, so wird, von den Angirasen, einem andern der alten Priestergeschlechter, gleichfalls erzählt, daß sie wie die Bhrgus den in der Höhle befindlichen Agni gefunden haben, und Agni selber wird vielfach Angiras genannt. In gleicher Weise erscheint Atharvan, der Stammvater eines dritten Priestergeschlechtes, gleichfalls als der, welchem die Herabholung des Agni zugeschrieben wird, wie er andererseits auch als ein Genosse der Götter, als ihr Verwandter und im Himmel wohnend erscheint.“ (Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers“, S. 6 fg.) Wir sehen, wie die Ideenassocation von den erhabenen Feuerpriestern und Magiern zu den erhabenen Göttern hinüberführte, und wie zugleich alle hierauf bezüglichen Vorstellungen noch gewissermaßen verschmolzen und ursprünglich ineinanderfloßen. Erst in einer spätern, fortgeschrittenern Zeit differenzierten sich die verschwimmenden Bilder, und die Priester mit

ihren Lehren selbst waren es, welche diese Trennung dem Volke mehr und mehr später zum Bewußtsein führten. Zwar waren die feuerzündenden und zauberthätigen erhabenen Herrscher am Himmel mit Augen nicht erkennbar, aber wie sollten auch in so weiter Ferne hoch oben und erhaben in den Wolken die Feuerzünder sichtbar sein, da ja die Menschen den auf hohen Bergen opfernden und zündenden Priester ebenfalls nicht wahrnahmen, obwol seine heilige Flamme in weiter Ferne deutlich leuchtend sichtbar war. Aber in der Phantasie des Urmenschen mochten die mächtigen Feuerzünder aus ihrer lichten Höhe bis auf die Berge herabsteigen, wenn sie in den Wolken, die sich an den Bergen lagerten, im Dröhnen des Donners nach herniedergefandtem feurigen Blitze ihre ehernen Stimmen vernahmen. Erst jetzt fanden sich die Fäden psychologisch zusammen, die es der Phantasie des Menschen möglich machten, einen directen Einfluß der Himmelserscheinungen auf das sociale, sittliche Leben zu supponiren. Einer neuen Wandlung gingen nun die bisherigen gleichgültigen Vorstellungen über die Himmelserscheinungen entgegen. Denn nach den Erfahrungen, die der Mensch mit den von den Priestern gezündeten Feuern gemacht hatte, fand die Phantasie ein reiches Feld vor, auf welchem sie nach Erklärungen über fernwirkende Beziehungen der leuchtenden Erscheinungen am Himmel zu Priestern, Opfern und Menschen suchen konnte. Daß der kindliche Ideenwandel darauf verfiel, die Himmelsfeuer mit den Opfern der Feuerzeuger zu vergleichen und die zu den Himmelserscheinungen gesuchten Ursachen sich in das Gewand des Priestertums hüllten, das kann uns hiernach nicht auffallen.

Freilich mußten es gegenüber den irdischen Feuerreibern noch mächtigere Priester und Flamines sein, die jene Himmelsfeuer zündeten, aber selbst dieser Unterschied des Grades konnte nicht sogleich in voller Stärke vor das kindliche Bewußtsein treten, da der Mensch gewohnt war, mit dem Auge das in nächster Nähe Gesehene zu vergrößern, das Entferntere dagegen mit einem geringern Maßstabe

zu messen. Daher bedurfte es denn erst der Mithülfe der priesterlichen Weisheit, der Menge diesen Unterschied des Grades bezüglich der Erhabenheit beizubringen, und es wird uns damit erst erklärlich, daß viele Völker, da sie durch ihre Priester nicht veranlaßt wurden, diesen Unterschied in der Erhabenheit in sittlich tiefer Weise zu bilden, denselben auch niemals erfaßt haben.\* Anders gestalteten sich daher die Ideen hierüber unter vielen sehr niedrigen Naturvölkern, anders unter den höher begabten Culturvölkern. Je mehr die von primitivem Nachdenken geleiteten Zauberpriester und Magier der begabtern Völker die Vorstellungen über die Naturmächte von überschwenglichen Phantasien umkleidet im Geiste bewegten, um so mehr erkannten sie hiermit zugleich, daß sie diesen feuererzeugenden, schöpferisch wirkenden Machthabern gegenüber doch nur als ohnmächtige Diener und Knechte erschienen. Doch obwol ohnmächtiger und geringer, fühlten sie sich dennoch mit jenen Gewalten in einer geheimen engern Verbindung wie die übrige Menge, sie fühlten im Hinblick auf ihre Leistungen und Zaubererkenntnisse, daß sie allein vor allen übrigen ein Anrecht hatten, die Begnadigten dieser gewaltigen und erhabenen Mächte zu sein. Schien es ihnen doch, als hätten sie aus ihren Händen ihre merkwürdigen Kenntnisse empfangen, ja es hatte den Anschein, als seien sie die eigentlichen Abkömmlinge, die directen Nachkommen jener Erhabenen und Mächtigen dort droben. Sie be-

\* Auch Cohen in seiner Abhandlung: „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele“ („Zeitschrift für Völkerpsychologie“, Bd. 5), geht auf die Nebenlichte und die Verschmolzenheit jener Vorstellungen ein und sagt: „Die beiden Feuerreiver (nämlich der irdische priesterliche und der überirdische am Himmel) sind in der Kategorie „Ding“ gleich, in Bezug auf ihre Eigenschaft verschieden: der eine wird zunächst als größerer Mensch, also blos quantitativ, dann aber als Gott, also qualitativ verschieden, objectivirt, während der andere Mensch bleibt.“ (S. 427.) Daß diese Trennung von Gott und Mensch oder besser von Feuerpriester und Lichtherr nur erst nach ihrer qualitativen Seite hin ganz allmählich vor sich gehen konnte, ist in Rücksicht auf alle hier in Betracht kommenden psychologischen Momente und Thatfachen offenbar leicht zu sehen.

faßen ja zugleich wie jene die gleichen Kenntnisse in der heiligen und erhabenen Geheimkunst, die zeugende Kraft des Feuers und des Lichts hervorzurufen. Konnten oder mußten daher nicht jene sie diese Kunst in älterer Zeit einst gelehrt haben? Gewiß schien es so; denn waren nicht Jahrhunderte verflossen, waren nicht viele Generationen begraben worden, bevor nach dem wirklichen Hergange der Sache ein auf diesen Gedankenkreis gelenktes Nachdenken sich entwickeln konnte? Wie lange mochte es gewährt haben, bevor der Seelenbegriff vom Bewußtsein völlig klar appercipirt war, sodaß er zum Gemeingut der großen Menge werden konnte. Sollte es mit dem sich ausbildenden Gottheitsbegriffe anders gewesen sein? Langsam und allmählich war er im Laufe des großen Umschwungs der Anschauungen, den die Epoche der Feuererfindung mit sich brachte, erwachsen. Allmählich nur drängte sich unter den begabtesten Völkern innerhalb des neuen Erfahrungskreises das tiefe Gefühl directer sittlicher Abhängigkeit von jenen lebendig und personificirt gedachten Naturgewalten auf, und siehe da, als man sich endlich im höhern Maße dieses Abhängigkeitsgefühl zum Bewußtsein führte, da war nun mit Einem Schlage das Moment des sittlich-kosmisch Erhabenen, also des Erhabenen bezüglich der hehren Naturgewalten, vor die kindlich denkende Seele getreten. Jetzt nun wurden folgerichtig die Begriffe der Feuer- und Lichtherren am Himmel gebildet und mit den Attributen einer zeugenden (weil feurerzeugenden) schöpferischen Kraft ausgestattet. Damit war die früheste Basis gegeben, auf welcher die Begriffe der Götter, Schöpfer und Erhalter bestimmter Naturkräfte sich entwickeln konnten. Die Religion ging nun einem neuen Aufschwunge, einer neuen, tiefern Entwicklung entgegen.

Werfen wir einen Augenblick, um diese Entwicklung zu übersehen, einen Blick zurück auf die ursprüngliche Ausbildung des Erhabenheitsbegriffs. Wir hatten gesehen, wie sich die bisher entwickelnde Religion mit ihrer ganzen sittlichen Fülle und Hingebung ursprünglich auf die natürlichen, sittlichen Vorgesetzten geworfen hatte.

Den Greis, die Väter und die Patriarchen hatte man achten lernen, das Volk beugte sich ehrfurchtsvoll vor den Stammältesten und brachte ihnen sittliche Huldigungen dar, während die Phantasie diese Mächtigen mit einem Nimbus des Erhabenen umkleidete, der die sittliche Hingabe bis zu einem Cultus steigerte. In der spätern Epoche der Feuerzeit, sahen wir, wurden nur zu rasch auch die mächtig werdenden Magier und Zauberer als ehrfurchteinslösende, erhabene und sittlich verehrungswürdige Wesen betrachtet, man brachte daher auch ihnen Opfer dar, bewarb sich um den Nutzen ihrer geheimnißvollen Heilkünste und bewies ihnen eine tiefe abergläubische, religiöse Dankbarkeit. In allen diesen sich entwickelnden und geschichtlich auftauchenden „sittlich leitenden Mächten“ hatte die naive Hingebung nicht nur den Menschen, sondern vielmehr den sittlich erhabenen Vorgesetzten anerkannt. Der von ihnen ausgehenden sittlichen Leitung und ihren durch Nächstenliebe und Barmherzigkeit eingegebenen Handlungen galten allein alle religiösen Huldigungen. Aber je mehr die Menge selbständig wurde, je mehr die Mängel und Fehler selbst der erhabensten Herrscher in sittlicher Beziehung von allen Seiten durchgeföhlt wurden, um so mehr mußte nach und nach die Religion nach dieser Seite hin erschlaffen. Aehnlich verhielt es sich mit den Zauberern und Magiern; solange ursprünglich die Menge in ihrem dumpfen, sklavischen Sinne geblendet war von der Neuheit und Seltsamkeit ihrer Künste, konnten sie eine tief eingreifende religiöse Herrschaft entfalten. Aber diese Herrschaft sank mit der Länge der Zeit auf ein gewisses Maß herab, je mehr man erkannte, daß die Heil- und Zauberkünste nicht immer die versprochenen Wirkungen erzeugten und je mehr sich die Menge allmählich an das zauberische Gaukelspiel gewöhnte. So drohte sich die Achtung und der Nimbus des Erhabenen in Bezug auf „den sittlichen Vorgesetzten“ und in Bezug auf die ersten berufenen Verbreiter der Nächstenliebe und des Gerechtigkeitssinnes allmählich, wenn auch nicht gänzlich zu verlieren, so doch sich abzustumpfen.

Aber je mehr sich geschichtlich unter den Culturvölkern diese religiösen Wirkungen in Bezug auf die Achtung und Autorität der sittlichen Vorgesetzten unter den Menschen abschwächten, um so mehr fügte es die Entwicklung, daß sich diese Achtung nun auf neue Träger übertrug. Von neuem tauchten, wie wir sehen, auf dem Wege der Ideenassociation hinter jenen am Himmel sichtbaren Objecten sittliche, jetzt erhabene erscheinende Autoritäten empor, welche mit übermenschlicher Gewalt zu herrschen schienen, denen gegenüber sich der Mensch daher jetzt mehr und mehr abhängig fühlte. Diese überirdischen Machtwesen, durch welche der sittliche Erhabenheitsbegriff in den Naturerscheinungen Wurzel fassen sollte, waren die Götter. Auf sie wurde jetzt die Religion übertragen, diese Gewalten lernte der Mensch jetzt als die wahren, unnahbaren, erhabenen Autoritäten und leitenden Herrscher schätzen, alle übrigen Vorgesetzten aber schienen hiermit nur die irdischen, niedern Stellvertreter jener zu sein.

Von nun an entwickelte sich ein ganz neues sittliches Bewußtsein. Das Wesen der Autorität, das ursprünglich, wie wir sahen, im Menschenthum seine ersten natürlichen Stützen und Träger hatte, erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch die neuentstehenden Ideen in Bezug auf die Naturkräfte. Das Volk hob jetzt die sittlich lenkenden und regierenden Autoritäten über das Niveau des irdischen Menschenthums hinaus und legte ein ganz neues, bisher nicht gekanntes Moment, nämlich neben dem ethischen zugleich das der kosmisch-ästhetischen Erhabenheit hinein. Unnahbar, überirdisch entfernt, unerreichbar, das ist eben kosmisch erhaben, thronen jetzt jene neuen, von der Menschheit losgelösten Autoritäten. Zwar lief das neue Bewußtsein vom Erhabenen nunmehr Gefahr, diese Naturerhabenheit so hoch, so übernatürlich und übertrieben, d. h. mystisch zu denken, daß alle diese vorgestellten erhabenen Autoritäten ihre natürliche Vermittelung zur irdischen Sphäre verloren\* ; allein eben

\* Sedaß einerseits aus dieser übertriebenen Trennung sich eine unüberbrückbare Kluft zwischen Gott und Welt aufthat und der falsche Schluß ge-

diese Gefahr, sofern sie sich später in der Religionsgeschichte verwirklichen sollte, wurde für jetzt durch die kindlich malende Phantasie ausgeglichen, welche noch nicht im Stande war, die Vorstellung des Irdischen und Himmlischen, und dem entsprechend die Vorstellung von Priestern und Göttern, vermittelungslos auseinanderzureißen. — War ja geschichtlich nur erst vor kurzem die Vermittelung durch die Ideenassociation vollzogen worden, wie also konnte diese Verbindung so schnell wieder zerstört werden? Alle personificirten Ursachen hinter abgegrenzten Wirkungen im kosmischen Leben erhob jetzt folgerichtig die kindliche Phantasie zu schöpferischen Wesen und zu Herrschern über bestimmte Naturkräfte. Man wies ihnen Wohnstätten an und dachte noch nicht abstract genug, um nicht jede Gottheit irgendwo genau localisiren zu müssen. So entstand im Laufe der Zeit unter den Völkern die große Reihe der kosmischen Götter, als erhabene regierende Machthaber über bestimmte Naturobjecte und Naturgewalten. Bei bloßen indifferenten Personificirungen, wie bisher, konnte jetzt die kindliche Phantasie nach den gemachten neuen Erfahrungen nicht mehr stehen bleiben. Aber freilich war es, wie angedeutet, noch ein weitläufiger Proceß, der den Menschen zu der Einsicht leitete, daß diese überirdischen Gewalten, die zu ihm und seiner Selbsterhaltung (da er noch kein Ackerbauer und Hirte war

---

zogen werden konnte, daß Gott als Schöpfer früher wie die Welt war, d. h. Gott auch ohne Welt bestehend gedacht werden könne. Andererseits aber führte das Moment der mystischen Erhabenheit auch die Philosophen dahin, die sittliche Weltautorität (d. h. Gott) so erhaben und allumfassend, d. h. so absolut und zugleich abstract zu denken, daß das göttliche Wesen gar nicht mehr als Person, sondern nur noch als ein alles umfassendes, unvorstellbares, unpersönliches Abstractum aufgefaßt wurde, das nichts mehr als ein „Nding“ war. War es daher ein großer Fortschritt in der religiösen Entwicklung des Bewußtseins, noch höhere, überirdische und erhabene Autoritäten, gegenüber den im Menschenthume sich darstellenden „sittlichen Vorgesetzten“, zu begreifen, so verlangte es doch die richtige Art dieser Trennung, die Autorität ebenso wenig zu menschenähnlich wie zu abstract zu setzen; denn beide Einseitigkeiten werden dem religiösen Gefühle nicht gerecht.

und als Jäger den jagenden Thieren noch gleichstand) keine directen, über den Erfahrungskreis der höchsten Thiere hinausgreifenden Beziehungen besaßen, mehr zu fürchten waren wie die Zauberpriester, die ihm aus nächster Nähe und gleichsam aus erster Hand nützen und schaden konnten. Erst die Priester selbst mußten, wie schon oben erwähnt, die Menschen zu dieser Einsicht anleiten, erst ihren Einwirkungen war es zuzuschreiben, daß sich der Geist in die Einflüsse der kosmischen Mächte verständnißvoller versenkte wie bisher, sodaß Blitz und Donner, Sturm und Regen, Sonnenschein, Mondwechsel und Finsterniß die Gefühle der Gewohnheit abstreiften und sich mit einem Zaubermantel umkleideten, den die intelligentesten Thiere, wie aus ihrem naiven, sich gleichbleibenden Gebaren hervorgeht, nicht mehr kennen lernten. Waren die Priester die Berufenen und Auserwählten bezüglich einer aufmerksameren Beschäftigung mit den Heil- und Naturkräften und deren Wirkungen, so gelangten sie auch früher und eindringlicher zu der Einsicht, wie sehr ihnen in ihrem Thun und Treiben die Naturgewalten in aller Beziehung überlegen waren. Indem sie aber die Menge auf diese Ueberlegenheit nachdrücklich hinwiesen und darauf hindeuteten, wie sie mit diesen überirdischen, heiligen Mächten in einer innigern Verbindung standen wie alle übrigen, stärkten sie von neuem ihr priesterliches erhabenes Ansehen und verliehen der Religion einen neuen Aufschwung. Dieser Aufschwung kam nicht allen Völkern gleichmäßig zugute; denn die Zauberer erhoben sich nicht überall zu Priestern, zu denen sie sich ja nur erst dadurch machten, daß sie sich als die Diener und Vermittler jener höhern, überirdischen Mächte hinstellten. Nicht alle Völker bildeten daher den ästhetisch-kosmischen Erhabenheitsbegriff, der als die Grundlage der eigentlichen Gottheitsvorstellung und gewissermaßen als ein Grundmerkmal derselben anzusehen ist, und finden wir auch eine große Anzahl von Volksstämmen, welche kosmische Mächte und Erscheinungen abergläubisch verehren, so achte man wohl darauf, welche Art von Er-



habenheitsvorstellungen sie hiermit verbinden. Findet es sich aber, daß sie Vorstellungen über die kosmischen Erscheinungen besitzen, die nichts wahrhaft Erhabenes in sich tragen, und zeigt es sich ferner, daß sich unter eben diesen Völkern kein eigentliches Priesterthum aus den Zauberern entwickelt hat, so dürfen wir mit Recht schließen, daß dem ganzen Volksstamme die wahre Erhabenheitsvorstellung der Gottheit nicht zum Verständniß gebracht wurde, sodaß die hierzu vor allem berufenen Zauberer sich nicht die wahre Demuth vor den überirdischen und übersinnlichen Mächten aneigneten und die rohe Menge somit unter diesen Umständen diesen Gefühlen fremd blieb. Unter diesen niedern Völkern werden daher zwar die Zauberer als Fetischbesitzer und Beschwörer verehrt und gefürchtet, und neben ihnen die geheimnißvollen Werkzeuge, die sie zum Zaubern benutzen, ja es werden hiermit im Zusammenhange sehr oft auch einzelne Gestirne verehrt, aber die Art dieser Verehrung trägt nicht den tief erhabenen Charakter an sich, wie bei den Culturvölkern. In den Augen dieser niedern Stämme sind daher die Gestirne und andere kosmische Objecte keine Götter, sondern im Grunde nichts mehr wie Fetische, aus denen sie mit den Zauberern heilige Geheimwirkungen ableiten, die, wenn sie sich wirksam erweisen, verehrt, wenn nicht, gehaßt und verabscheut werden. Freilich haben die Missionare, sobald sie nur irgendeine Gestirnverehrung (die, wie wir zeigen werden, sich aus den verschiedensten Wurzeln ableiten kann) wahrnahmen, oder sobald sie von irgendeinem großen Manne und Herrscher (der als Seele oft in den Gestirnen gesucht wurde) reden hörten, sofort auf das Dasein einer Gottheitsvorstellung geschlossen, aber wie weit das gefehlt ist, wird sich aus dem Zusammenhange unserer Entwicklungen ergeben. .

Von einer Angeborenheit der übersinnlichen Gottheitsvorstellung kann nach allem Vorausgeschickten und in Rücksicht auf die Thatfachen keine Rede sein, und es kann daher nicht auffallen, wenn uns der strebsame Lubbock („Prehistoric Times“, 2. Aufl.,

1869, S. 564) und F. Farrar („Anthropological Review“, August 1864, S. 217) in ihren trefflichen Aufsätzen eine große Anzahl von Völkern aufführen, die keinerlei Worte für den Begriff der Gottheit in ihrer Sprache überhaupt besitzen. So, sehen wir, ist es um die Bildung des eigentlichen ästhetisch-ethischen Erhabenheitsgefühls und eines dem entsprechenden tiefern, demuthsvollen Abhängigkeitsgefühls vor den kosmischen Mächten ein eigen Ding, denn wir sehen, welcher Vermittelung es erst bedurfte, um der Menge diesen Grad von Erhabenheit zum Verständniß zu führen. Diese Vermittler aber waren anfänglich die Zauberer, und indem sie diese Vermittelung unternahmen, machten sie sich hiermit zu Dienern der Gottheiten, d. h. zu Priestern. Gleichgültig hierbei ist es in Rücksicht auf diesen Unterschied, ob sich das Priestertum im Volke als herrschende Kaste erhalten konnte, oder ob es sich in einer freieren Weise entwickelte.

Konnte nicht allen Völkern der Erde derjenige Grad von Erhabenheit zum Bewußtsein geführt werden, der sich als nöthig erweist, den wahren und sich dauernd erhaltenden Gottheitsbegriff zu begründen, so meine man nicht, daß dieser bestimmte übersinnliche Grad von den begabtern Völkern sogleich erkannt wurde. Auch das erweist sich als irrtümlich. Es wird sich zeigen, daß nur erst nach und nach der zur Vorstellung nöthige übersinnliche Grad von Erhabenheit erworben werden konnte, was schon daraus hervorgeht, daß wir die Erhabenheitsvorstellungen über das Wesen der höchsten Gottheit und der Gottheiten untereinander selbst unter den Culturvölkern dem Grade nach sehr verschiedentlich antreffen, und zwar bei einzelnen verhältnißmäßig so sehr verschieden, daß wir über ihre auseinandergelassenen Ansichten hierüber erstaunen. In der That war es im Grunde nur den Semiten, vorzugsweise aber unter ihnen nur den Israeliten beschieden, das höchste Moment des Erhabenen im Gemüth und in der Vorstellung klarer und ausdrucksvoller zur Geltung zu bringen.

Alle übrigen Culturvölker haben eben nur Anläufe im Laufe

der Zeit zu diesen tiefern Vorstellungen gemacht, und wenn auch die meisten sehr bald so weit vorschritten, die himmlischen Götter von den Priestern, Weibern und den Götzenbildern härter zu unterscheiden, so blieben diese Götter im ganzen doch noch recht wenig erhabene Wesen, selbst in der Zeit, da unter den Culturvölkern der Göttercultus seine höchste Blüte und seinen strengsten Geist entfaltet hatte, von der Periode des religiösen sittlichen Verfalls gar nicht zu reden, wo auch die Götter wieder in den Staub gezogen wurden.

Haben die zur Cultur übergehenden Urvölker, wie erwähnt, nur erst mit der Zeit die tiefern Vorstellungen gewonnen, durch welche sie die Götter möglichst über den Menschen erhaben vorstellten, so liegt es auf der Hand, daß ursprünglich und anfänglich hiervon noch keine Rede sein konnte. Im Gegentheil, die sinnliche Menschenähnlichkeit drängte sich dem frühesten Sinne nach dieser Seite hin noch so mächtig auf, daß der religiöse Geist vorerst versuchte, jene nicht mehr sichtbaren, wohl aber vorausgesetzten priesterlichen Götterwesen möglichst menschenähnlich sinnlich nachzubilden. Nur in der Größe und Kolossalheit der Auffassung und Bearbeitung der Abbilder (Götzenbilder) dieser Wesen deuteten die Völker zuweilen auch das Bestreben an, dem Gefühle der übersinnlichen Erhabenheit bis zu einem gewissen Grade möglichst gerecht zu werden. Aber auch dieser Uebergang von den Göttervorstellungen (welche, wie wir sahen, die kindliche Phantasie jetzt an die kosmischen Objecte und Kräfte knüpfte) zu sinnlichen Nachbildungen und Abbildern derselben in Stein und Holz und andern Materialien, vollzog sich nur nach und nach, und unter den hohen Culturvölkern nicht in gleichem Maße und zu gleicher Zeit. Meiners schreibt: „Ursprünglich (?) verehrten alle Völker die Gestirne (?) und andere kosmische Kräfte ohne bildliche Vorstellungen. In der Folge aber errichtete man sowohl der Sonne als dem Monde Statuen von allerlei Gestalt, sowohl menschenähnliche als unförmliche und ungeheuerer. Nachdem man diese himmlischen Körper eine Zeit lang in Statuen abgebildet hatte,

vergaß man die Entstehung der Ixtern und fing an, die Gottheiten, die sie vorstellten, von der Sonne und dem Monde zu unterscheiden. Nur in einzelnen Fällen wurde die Einerleiheit solcher allmählich abgeforderten Gottheiten anerkannt. (Bezüglich des letzten Punkts vgl. Herodot, II, 42; Herodian, V, 6 u. f. w.) Allein von vielen Völkern wird uns berichtet, daß sie sich gar keine Abbilder schufen, obwol sich ihre kosmisch-religiöse Weltanschauung vom Mittelpunkte des Feuers aus sehr ideenreich gestaltet hatte. Schon bei den Persern und Iranern trat der eigentliche Götzdienst in den Hintergrund, und dies war noch mehr der Fall bei den Germanen.\* Wir dürfen eben nicht außer Acht lassen, daß die künstlerische Begabung, welche die Phantasie und die gestaltende Hand zur Verfinnbildlichung anspornten, nicht bei allen Culturvölkern die gleiche war. Unter den Stämmen aber, welche Trieb und Anlage hierzu besaßen, entwickelte sich die Gottheitsreligion im Verein mit Götzdienst, der sich seiner Natur nach alsdann zugleich innig mit dem Fetischismus und der Zauberei verband. Wie man durch die Zauberei bereits Steine, Bäume, Feuer und anderes hatte verehren lernen, so knüpfte demgemäß auch die Verehrung in niedrigster Weise an die Götzenbilder an. „Man diente den Bildern wie den Göttern selbst. Man behandelte die Statuen wie lebende Wesen. Man reinigte, bekleidete und schmückte sie (über die Assen auf dem Kaukasus vgl. Pallas, „Beiträge“, III, 334, über Mingrelier Lamberti, S. 230), man gab ihnen Schmäuse und andere Lustspiele. (Ueber die Statuen der Römer vgl. Plinius, V, 8, 34, c. 7, bei den Griechen Pausanias, I, 26, 27, auch Plutarch, VII, 126, berichtet über hierher gehörige Punkte.) Man bedrohte und mißhandelte sie aber auch, wenn man

---

\* Wir reden hier selbstverständlich nur von Culturvölkern, denn viele tiefer stehenden Völker bildeten, wie wir im weiteren Verlaufe des Textes sehen werden, meist deshalb keinen eigentlichen Götzdienst aus, weil sie überhaupt gar nicht belangreich genug in die religiöse makrokosmische Weltanschauung eintraten, und überhaupt keinen Gottheitsbegriff bildeten.

von ihnen vernachlässigt oder verrathen zu sein glaubte.“ (Vgl. Meiners, S. 62.) — That es bereits dem eigentlichen Gefühle und Gedanken der Erhabenheit und Unendlichkeit Abbruch, daß man die über die Menschen erhobenen Götterwesen sich trotz ihrer weiten Trennung und erhabenen Entfernung gar zu sinnlich-menschlich vorstellte, so wurde dieser Abbruch offenbar noch größer und verstärkter durch die Verbildlichung der Götter und den hieran geknüpften Götzendienst. Hier im bildlichen Götzendienste, wie in jeder religiösen Verfinnlichung, schien der Gedanke der Erhabenheit und Unendlichkeit wieder verlöscht und verwischt zu werden, und wir dürfen uns nicht wundern, wie bedeutende Religionsstifter und Priester, wie z. B. Moses, Aaron und andere, welche tiefer von dem Gefühle einer wirklichen Erhabenheit der Gottheitsidee durchdrungen waren, hauptsächlich gegen den Götzdienst und die sinnliche Verbildlichung der Gottheit auftraten.

Offenbar mußte die Religion, da sie das Auge jetzt zum Makrokosmos und seinen Erscheinungen gezogen hatte, das Moment der ergreifenden Erhabenheit, beziehungsweise der Unendlichkeit in sich aufnehmen, und die Erhabenheit mußte (wenn auch maßvoll) die Vorstellungen der Gottheit umweben. Es war daher offenbar nur ein Stehenbleiben auf halbem Wege, wenn viele Culturvölker die Götter als Menschen in den Gestirnen und in der sinnlichen Höhe, d. h. auf Bergen u. s. w. suchten.

Wurden aber die Götter in die leblosen Statuen übertragen, um diese Bildwerke zugleich zu fetischartigen Zauberobjecten umzugestalten, so wurden offenbar die neuen Gedanken der Erhabenheit wieder größtentheils abgeschwächt. Man muß daher diese Ueberleitung der religiösen Anbetung auf nachgebildete Götterdarstellungen und Idole als eine Verirrung des religiösen Gefühls im religiösen Entwicklungsgange bezeichnen, eine Verirrung, die von den sich in religiöser Beziehung am höchsten entwickelten semitischen Stämmen (Israeliten) später überwunden wurde. Erst dadurch, daß die Völker

sich gewöhnten, den Versinnlichungen und Götzen möglichst zu entsagen und erhabener und zugleich tiefere Gedanken über das Machtbereich der Gottheit anzunehmen, erst da konnte die wahre Religion vorschreiten, und der Blick durfte sich unbefangener, gefühlvoller wie bisher zu den erhabenen und unendlichen Höhen des Himmels und zu den Offenbarungen der makrokosmischen Erscheinungen erheben. Daß der erhabene durchdachte Gedanke über die höchste weltregierende Gottheit zugleich zum Monotheismus führte, während umgekehrt die polytheistischen Gottheitsanschauungen um so mehr auswucherten, je flacher und oberflächlicher und menschenähnlicher die Götter in ihrer Würde gedacht wurden, das ist ungeschwierig zu erkennen. Blieben die meisten heidnischen Kulturvölker in der Entwicklung des Gottesbegriffs gegenüber den semitischen Hebräern zurück, so blieben bezüglich eben dieses Begriffs eine Anzahl von tiefer stehenden Völkern noch weit mehr zurück, und viele Stämme unter den Naturvölkern finden wir, wie bereits erwähnt, welche trotz eines sehr ausgebreiteten Fetischismus und einer damit eng verknüpften Zauberei über die Gottheiten im Makrokosmos gar keine Vorstellungen entwickeln, sodaß sie in den Feuern der Gestirne nur die Seelenflammen ihrer erhabenen Vorfahren, nicht aber darin getrennte, erhabene Götter suchen. Daß alle Völker auf der ganzen Erde, selbst die niedrigsten, in die fetischistische übersinnliche Weltanschauung der Feuerzeit eingetreten sind, und alle Völker bis zum gewissen Grade ferner den Seelenbegriff auffassen lernten, auch über Krankheit, zauberische Heilung, Tod und andere Erscheinungen des geselligen Lebens bestimmtere, wenn auch phantastische Vorstellungen entwickelten, das lehren den vergleichenden Psychologen die ethnologischen Thatsachen zur Genüge. Allein schon über das gesellige Leben hinaus zu den religiösen Anschauungen über die Gestirne erhoben sich bei weitem nicht alle Völker, und unter sehr niedrigen Völkern findet sich oft nichts weiteres wie Vorstellungen über bedeutende verstorbene Zauberer,

Häuptlinge und große Männer, deren umherschweifende Seelen als gefährliche Dämonen gefürchtet werden. Noch tiefer stehende Stämme finden wir, welche selbst den Seelenbegriff mindestens auf nicht ganz klare Weise ausbilden. Es ist leicht einzusehen, daß solche Stämme noch weiter wie alle jene zurückblieben, da sie über die Vorstellungen eines fetischartigen Zauberdienstes und seltsame Grabceremonien, welche an die sinnliche, thierisch-naive Weltanschauung der Vorfeuerzeit deutlich erinnern, gar nicht hinaus kamen. Daß hier in sittlicher Beziehung daher nur die Begriffe von „Vater“, „Herrscher“, „großer Häuptling“, „großer Herr“ und „erhabener Zauberer“ bekannt sind, und sich für den Ausdruck einer erhabenen, überirdischen, makrokosmischen Gottheit gar kein Wort in ihren Sprachen findet, darf dem Ethnologen daher nicht sonderbar erscheinen.

---

Wie man früher wol ohne Rücksicht auf die psychologische Forderung annahm, daß das Bedürfnis zu kochen dazu beigetragen hätte, den Menschen anzuregen, das Feuerzünden zu erfinden, ohne zu bedenken, daß das Kochen dem Urmenschen noch kein Bedürfnis war und die Frage eben die ist, nachzuweisen, aus welchen Gründen sich ein solches Bedürfnis entwickeln konnte, so verhält es sich auch mit der Ansicht über die Entstehung des Ackerbaues und der Viehzucht. Noch vielfach findet sich die Meinung verbreitet, daß der Mensch ein ursprüngliches Bedürfnis empfand, den Ursachen des Wachstums der Kräuter und Bäume nachzuforschen, oder aber, meint man, mindestens war ihm ein ursprünglicher Gang eigen, sich der Viehzucht anzubequemen, da ihm die Beute der Thiere ja ein Bedürfnis war. Allein alle derartigen Vorstellungen sind nur oberflächlicher Natur; denn das Bedürfnis, dem Wachstum der Pflanzen nachzuforschen, erforderte eine große Reihe von vermittelnden Vorstellungen, zu welchen der im Kampfe mit der Thierwelt lebende Urmensch so ohne weiteres, wie man annahm, nicht vorschreiten konnte. Denn von Kräutern und Blättern lebten die Menschen nicht, sondern neben der thierischen Kost, welche die Hauptnahrung bildete, von Baumfrüchten. An Bäumen und Sträuchern aber ließ sich das eigentliche Wachstum und die Requiriten zur Fruchtbarkeit nicht in dem Grade beobachten wie an Kräutern und

Samen. Das Ausüben von Samen war daher erst wiederum eine Erfindung der spätern Zeit, die auf nicht mehr ursprünglichem Boden gedieh. Aehnlich verhält es sich mit der Viehzucht. Wohl hatte der Urmensch ein großes Bedürfnis nach fleischlicher Nahrung und thierischen Producten, aber auf den Gedanken die Thiere zu zähmen, sie an sich zu fesseln und mit ihnen gemeinsam nach Nahrung zu suchen, kam er dennoch nicht so ursprünglich, wie man meint; denn das scheue Wild der Urzeit ließ sich lebendig nicht einfangen, und wenn es eingefangen war, nicht so rasch zähmen, wie das heute den Anschein hat in Rücksicht auf unsere Hausthiere, die nach jahrtausendelanger Zähmung hierzu heute eine angeerbte Prädisposition mitbringen. Solch eine Art von Zähmung war ursprünglich eine gewisse Kunst, die verstanden sein wollte, denn ohne sie wären die Thiere nur zu rasch wieder entlaufen. Es gehörten daher schon Erfindungen der verschiedensten Art dazu, die Thiere zu gewöhnen, sie beieinanderzuhalten, sie zur Begattung zu bringen und Milch und andere Producte von ihnen zu erwerben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß nur die begabtern Völker dem urwüchsigen Gange zur Jägerei entsagten und dazu übergingen, den Beobachtungssinn auf diese Dinge zu richten. Daß die hinsichtlich der Naturbeobachtungen am meisten geschärften Priester an der Feststellung aller hierher gehörigen Erfahrungen einen großen Antheil hatten, ist nicht zu bezweifeln, und wenig auffällig ist es daher, daß die Flamines unter diesen höher begabten Völkern sich zu einer ganz andern Stellung emporzuschwingen konnten, und mit viel umfangreichern Naturerfahrungen ausgestattet, der mit der Entwicklung der Religion Hand in Hand gehenden äußern Cultur einen höhern Aufschwung zu ertheilen im Stande waren. Daher ist es begreiflich, daß dort, wo Ackerbau und Viehzucht angetroffen werden, Religion und Priestertum einen ausgeprägtern, höhern Charakter an sich tragen, ja im Grunde nur hier das eigentliche Priestertum gegenüber dem sogenannten Zaubertum platzgreifen konnte. Nur unter diesen begabtern Culturvölkern bildeten sich erhabnere Gottheitsvorstellungen aus, die sich dem Grade nach von den zauberischen Fetischen unterschieden. So, sehen wir, ging die Entwicklung der Religion aufs innigste mit den Fortschritten der Cultur Hand in Hand. Beide, Religion und Cultur, sind in ihrer Ausbildung wechselseitig voneinander abhängig, beide aber mußten selbst unter den begabtesten Völkern ursprünglich erst errungen und erworben werden. Alle Culturvölker mußten daher, bevor sie Ackerbau oder Hirtenhum trieben, schon ein Stadium durchschritten haben, innerhalb dessen sie nur dem rohen und wilden Jagdleben ergeben waren, wie die übrigen, im verwilderten Zustande ge-

bliebenen Naturvölker. Diejem Zustande aber entspricht in religiöser Beziehung das niedrige Zauberwesen, während mit dem Beginn von Viehzucht, Hirtenhum und endlich Ackerbau sich die Religion bedeutend hebt und die Schamanen zu einem größern Einfluß gelangen, der endlich zur Entwicklung des Priesterthums hinüberführt. Daß die Semiten, Indogermanen und Hamiten in jener Zeit, da die Flamines austraten und das Feuer erfunden wurde, schon Viehzüchter oder Ackerbauer waren, dürfen wir in keinem Falle annehmen. Die Forschung lehrte uns, daß die Entdeckung des Feuers in die Periode der Steinzeit fiel, in welcher die Völker noch dem rohen Jägerleben ergeben waren. Die Entdeckung des Feuers fällt viel weiter zurück, als wir anzunehmen geneigt sind, und es ist daher wahrscheinlich, daß alle diese genannten Völkerschaften sich noch in einem sehr rohen, verwilderten Zustande befanden, als die Flamines austraten und das erste Zauberthum in Schwung kam. Daß unter den begabtern Völkern nach dieser Epoche alsdann sehr rasch der Aufschwung zur Cultur stattfand, wird indessen nicht zu bezweifeln sein. Wie dem sei, der Satz, daß die Entwicklung der Religion stets innig mit dem Aufschwunge der Cultur verflochten war, und umgekehrt auch die Cultur durch die Entwicklungseinflüsse der Religion wesentlich gefördert wurde, wird zur Genüge durch den Verlauf der Urgeschichte bestätigt.

Ein zweiter Punkt, den wir im Texte nur andeuten konnten, bezog sich auf den Hinweis, daß der Grad von Erhabenheit, der zur wahren Gottheitsvorstellung nöthig ist, von den meisten Völkern nicht erreicht wird, während die Hebräer vorzugsweise das auserwählte Volk waren, das die Gottheitsvorstellung in ihrer wahren Tiefe zu erfassen bestrebt war. Daß in jener Zeit, da der menschliche Intellect sich noch innerhalb der ursprünglichen Apperceptionseuge bewegte, noch von keiner Gottheitsvorstellung unter den Völkern die Rede sein konnte, geht nach dem früher Gesagten bereits zur Genüge hervor. Solange die Menschen nur in naiven Anschauungen befangen innerhalb eines engern Kreises von Vorgängen lebten, die sich zu ihrem Leben in directe Beziehung setzten, gelangten sie noch nicht folgerichtig zu dem Bestreben, die sittliche Autorität in den ihnen fern gelegenen Kosmos hinauszuhoben, und wir haben die Gründe beleuchtet, die sich diesem Bestreben als psychologische Hindernisse in den Weg stellten. Erst jetzt war die Zeit gekommen, da in Rücksicht auf die gemachten Erfahrungen diese Hindernisse von selbst fortfallen, denn hinter den so oft betrachteten, mit naivem Gleichmuth angeschauten Bildern der Gestirne erhoben sich nun nicht mehr wie früher gleichgültige Leiter und Lenker, sondern menschenähnliche Feuerzauberer, deren nützliche

und schädliche Wirkungen die Menschen direct kennen gelernt hatten. Die Erfahrungen indessen vermittelten anfänglich nur das Interesse an den leuchtenden kosmischen Erscheinungen, und dieses Interesse verlieh vorerst den Gestirnen gegenüber der Menge einen noch wenig erhabenen, gewissermaßen nur fetischistischen Charakter, den wir bei so vielen niedern Völkern thatsächlich noch heute wiederfinden. Erst den Zauberern der begabtesten Völker ist es zu danken, daß sie das Volk dauernd darauf hinwiesen, wie ohnmächtig ihre Künste bleiben gegenüber dem Wirken jener überirdischen Gewalten, die, obwol dem Menschen äußerlich sehr fern stehend, dennoch ihre unsichtbaren Einflüsse auf Baum und Strauch, und Feld und Flur in geheimnißvoller, verborgener Weise geltend zu machen wußten. Der Zauberer zwar weist gleichfalls hin auf die geheimnißvolle Verbindung, die ihn an die fetischistischen Naturobjecte, unter ihnen oft auch die Gestirne ketten, aber er fühlt sich diesen gegenüber nicht in gleichem Grade abhängig, wie die unter den höchsten Culturvölkern sich fortbildenden Priester, welche diese Abhängigkeit immer tiefer und gewaltiger ahnten und damit demuthsvoll auf das Uebergewicht und die Erhabenheit hindeuteten, die ihnen gegenüber die mächtigen Naturgottheiten einnahmen. Der Zauberer und Schamane steht daher nur im Dienste des Volks, er benutzt seine vorgebliche Verbindung mit den Naturmächten nur, um sich der abergläubischen Menge dienstbar zu erzeigen, erst der Priester tritt demuthsvoll in den Dienst der überirdischen Gottheit. Daher der Unterschied in den Erhabenheitsvorstellungen über die Gottheiten unter den Culturvölkern gegenüber den niedrigen Völkerstämmen. Dem Schamanen erscheint, in Rücksicht auf seine Zauberkunst, jede Bitte erreichbar, der Priester hingegen ermißt erst den Gedanken der Erhabenheit seiner Gottheit, die ihm in einer oft unerreichbar hohen Entfernung thront. Erst durch dieses Ermessen der Erhabenheit, erst durch den Hinblick auf die Kluft und die Entfernung, die oft groß, ja oft unerreichlich groß ist zwischen Mensch und Gottheit, tritt der eigentliche und wahre Gottheitsbegriff dem Bewußtsein näher. Hiermit stimmt meine eigene individuelle Erfahrung überein; denn ich erinnere mich, wie schon früher angedeutet, daß mir als Knabe der erhabene Begriff des unsichtbaren „lieben Gottes“ nur erst in dem Augenblicke verständlicher vor Augen trat, als man mich mit Hinweis auf die unabsehbar große Entfernung der Sterne die unsichtbare Höhe begreiflich machen wollte, in der ich den überirdischen Ort des höchsten Wesens, nach dem ich forschte, zu suchen hatte. — Wenn wir nun im Hinblick auf die bisherige Entwicklungsgeschichte der Religion gesehen haben, wie im Individuum sowol wie in der Menschheit überhaupt

der Gottheitsbegriff geschichtlich entstehen konnte, wenn wir ferner darauf hinweisen, daß wir Gründe haben, den Grad der Erhabenheit zwischen Gott und Mensch nicht zu gering, aber auch nicht umgekehrt in der Weise abstract zu denken haben, daß dem höchsten Wesen selbst die Persönlichkeit abgesprochen wird, sodas durch den Grad der Verallgemeinerung nur noch ein hehles, unverständliches und abstractes Etwas bestehen bleibt, in welchem Gott und Welt unterschiedslos zusammenfallen (Pantheismus), so dürfte vielleicht hier zugleich die Frage am Platze sein, ob wir denn mit Rücksicht auf die geistige Entwicklungsgeschichte wol ein Recht haben, an überirdische unsichtbare Autoritäten und demzufolge auch letzten Endes an eine höchste sittliche Macht im Weltall überhaupt zu glauben. Offenbar, so lehrt uns die geistige Entwicklungsgeschichte der Urzeit, ist der Gottheitsbegriff eine Uebertragung der im engsten Familienkreise, im Staat und in der Gesellschaft ursprünglich anerkannten sittlichen und richterlichen Autorität auf den ganzen Kosmos. Die Annahme der Gottheit stützt sich daher allein auf einen natürlichen Schluß der Analogie. Angeboren ist dabei nur der natürliche, sittliche Einfluß, den im Familienkreise Vater und Kinder sowie Gemeindeglieder unmittelbar und ursprünglich miteinander empfinden und erfahren, um so mehr erfahren, je mehr Anhänglichkeit und Verträglichkeit unter den Familiengliedern und den socialen Gliedern ausgeprägt sind, um so weniger, je mehr das Gleichgewicht von Mitgefühl und Selbstgefühl durch die entgegengesetzten Bedingungen unter den Gliedern gestört ist. Ebenso stützt sich im Staate die Achtung vor der regierenden Gewalt (sei es in der Republik oder in der Monarchie) dem Grade nach auf die gesunden sittlichen Charaktereigenschaften des Volks. Wird niemand die Berechtigung der sittlichen Anerkennung von Autoritäten in Familie und Staat leugnen wollen, so werden sich dennoch sehr viele dagegen sträuben, die im geselligen Menschenleben und in ähnlicher Weise schon im Thierleben, ja man kann sagen im organischen Leben überhaupt in dieser Beziehung anerkannten sittlichen Gliederungen auch durch Analogie auf den Kosmos und das Weltganze zu übertragen. Wie dem sei, so viel steht fest, je geistvoller und durchdachter es auf dem Boden einer gesunden Philosophie gelingt, den Schluß der Analogie (das treffende tiefe Gleichniß) nach dieser Seite hin zu rechtfertigen, den berechtigten Analogieschluß überhaupt zu vertheidigen, um so schlagender wird sich, mit Rücksicht auf Staat, Familie und organische Gesellschaft, die Anerkennung einer höchsten regierenden, persönlichen Macht im Weltall (d. i. der Begriff der persönlichen Gottheit) vertheidigen lassen. Es liegt uns hier fern, den Beweis zu

führen, daß wir fast in allen Wissenschaften mit Hilfe eines berechtigten Schlusses durch Analogie (d. h. durch Ähnlichkeitsregeln) die höchsten Wahrheiten erzielt und unsern Erfahrungskreis aufs tiefste durch eben diese Schlußfolgerungsweise erweitert haben. Erwähnen möchte ich, daß gerade auf dem Gebiete der Kosmologie auf diese Weise verhältnißmäßig das meiste erreicht wurde, und philosophisch kann das nicht auffallen; denn ständen die Erfahrungen in unserer engeren physikalischen und geselligen Umgebung nicht im continuirlichen Zusammenhange mit den geselligen Verhältnissen und Gliederungen, nicht nur zunächst der ganzen organischen Welt, sondern des Weltalls überhaupt, so befänden wir uns auf einer isolirten Insel, von der aus kein Weg zum Kosmos überhaupt gefunden werden könnte. Und doch könnte eine solche völlige Isolirung nur gedacht werden, wenn wir die schiefe Annahme machen, daß ein undurchbringliches Etwas die Continuität und den Zusammenhang des Kosmos zerrissen hätte, um uns in unserm Erscheinungskreise zu isoliren. Wäre dem so, so könnte die Weltordnung im Makrokosmos uns nicht sinnlich vor Augen stehen, wie es doch thatsächlich und nachweislich ist. (Vgl. den folgenden Abschnitt.) Wie man sich philosophisch daher wenden und drehen mag, den Zusammenhang der Erscheinungen des Weltganzen in einer Weltordnung müssen wir anerkennen, es sei denn, wir setzen an Stelle dessen das unerträgliche zerrissene Chaos, dessen Werth der erhabenen zusammenhangsvollen Weltordnung gegenüber ästhetisch, ethisch, erkenntnistheoretisch und logisch = Omäre. So, sehen wir, läßt uns die Logik nur die Wahl, die Weltordnung, den Kosmos, d. h. den Zusammenhang im Weltganzen anzuerkennen, und in diesem Zusammenhange kann die irdische sociale Welt, welche die sittliche Autorität als eine richterliche Gewalt voraussetzt, um eben die Mächte, die sich zur Immoralität, zur Anarchie und zur Ordnungslosigkeit gezogen fühlen, zu unterdrücken, auch nicht ganz außer Beziehung stehen zu der organisch-staatlichen Anordnung des Weltganzen überhaupt. Lassen wir daher, anderer Gründe halber, die wir an dieser Stelle nicht zu erörtern haben, das begriffliche Moment schöpferischer welterzeugender Kraft aus dem Begriffe Gottes zunächst beiseite, lassen wir den sogenannten Weltenschöpfer fallen, um besser das Moment des richterlichen gerechten Strebens und der sittlichen Gewalt im Begriffe der Gottheit festzuhalten, so mögen wir uns den Kosmos in seiner Organisation (was im Grunde hier bezüglich der bloßen Begriffsfeststellung nicht von Belang ist) republikanisch oder monarchisch angelegt und durch richterliche Verwaltung gehandhabt denken, die Annahme einer regierenden, zur Ordnung anleitenden höchsten Macht werden wir in der sittlichen Weltordnung,

in welcher nur zu leicht durch den Mißbrauch der Geseze Aberrationen platzgreifen können (vgl. das hierauf bezügliche Kapitel), um die sittlich-ästhetischen Grundverhältnisse zu beeinträchtigen und Störungen zu veranlassen, nicht entbehren können. So trägt uns der instinctive, durch eine nicht unbegründete Analogie vollzogene Schluß in den Stimmungen des Erhabenheitsgefühls nicht in dem Grade, wie es wol oberflächlich gesehen den Anschein hat. Denn ein tieferes Nachdenken lehrt uns, daß die Erscheinungen unserer geselligen Verhältnisse des engeren sittlichen Lebens im Irdischen nicht ohne Zusammenhang mit dem organisch-sittlichen Weltganzen überhaupt stehen können. Erkennen wir daher die sittlich tiefen Einflüsse eines edeln Vaters auf seine Kinder an, so kann auch niemals innerhalb eines sittlichen Kosmos, in dessen Systemen bis zum Krystall und dessen kleinsten Theilchen sich unvergängliche sittlich-ästhetische Formen spiegeln, die Vorstellung eines bestimmten richterlichen, höchsten Forums mit Rücksicht auf die persönliche Gotttheit abgewiesen werden.

---

## Die Religionsanschauungen der niedrigsten Völkerstämme mit Rücksicht auf die religiösen Anschauungen der Urzeit.

Der Seelen- und Gespensterbegriff bei den Australiern. — Die Leichenverbrennung der Australier. — Die sogenannten Gottheiten der Australier sind Traditionen, die sich an die Geschichte mächtiger Zauberpriester anlehnen. — Mangel des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs bei den Australiern. — Die Religionsanschauungen der niedrigsten Brasilianer. — Die an die thierisch-naive Weltanschauung erinnernden Religionsfitten der Brasilianer, insbesondere in Bezug auf Leihencultus und Menschenfresserthum. — Unklare Seelenbegriffe bei den Brasilianern und Mangel jeglichen makrokosmischen Erhabenheits- und Gottheitsbegriffs bei allen diesen Völkern. — Untersuchung des Wortes Tupan. — Die Südafrikaner und deren Religionsanschauungen. — Mangel aller makrokosmischen Erhabenheitsvorstellungen und Gottheitsvorstellungen bei diesen Völkern. — Niedrige und thierische Sitten dieser Stämme überhaupt. — Thierische Behandlung ihrer Leichname. — Hinweis auf die höhere Durchbildung des Seelenbegriffs, des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs und der dem entsprechenden Gottheitsbegriffe bei den höher entwickelten Culturvölkern.

---

Wir erinnern uns aus frühern Untersuchungen, daß wir mit Recht eine Reihe von südafrikanischen Stämmen, sowie einige südamerikanische Völker und endlich die Australier als die in Sitte und Anschauung am tiefsten stehen gebliebenen Menschen zu betrachten haben, und es ist daher für uns von hohem Interesse, die religiösen Verhältnisse und Vorstellungen dieser niedrigsten Naturvölker ver-

gleichsweise kennen zu lernen, um uns bei den Naturvölkern bezüglich der religiösen Erscheinungen der Feuerzeit, beziehungsweise der Ausbildung des Gottheitsbegriffs, zu orientiren.

Berichten wir zuerst über einige australische Völkerstämme. — Bei einigen der niedrigsten Stämme der Westküste Australiens finden wir zunächst in ihrem Sagenschatze Anklänge an ein paradiesisch gedachtes Jenseits, das sie sich als einen herrlich und schön gelegenen Ort am Himmel vorstellen. Diesen paradiesischen Himmelsort nennen sie Kadidscha. In dieses Kadidscha wandern die Geister und Seelen ihrer Verstorbenen.\* Ihre Todten begraben sie mit vielen Ceremonien; allein nur die Kinder und jungen Leute werden begraben, die ältern dagegen verbrannt.\*\* Alle Seelen der Weiber, die kein Begräbniß in hergebrachter und geheiligter Weise erhalten, werden „zu bösen Geistern“ (Igna). Diese Igna schweifen auf der Erde umher und sinnen dem Menschen Uebles an. Die Igna werden sehr gefürchtet, man glaubt sie nach Art der Gespenster in jeder Höhle, in jedem dunkeln Dickicht und an finstern Orten überhaupt anzutreffen. Zugleich finden sich anknüpfend an diesen Glauben über böse Dämonen Anklänge an eine wirkliche Teufelslehre, da sie selbst einen Beherrscher der bösen Geister annehmen, den sie Warrugura nennen. Doch ist es hierbei auffallend, wie Oldfield bemerkt, daß vor Einführung des Rindes die Eingeborenen Australiens kein Thier mit Hörnern kannten, während Warrugura mit langen Hörnern und mit einem Schweife gedacht wird, sodas die Teufelsvorstellung importirt erscheint. Nebendem nehmen die Schwarzen Australiens eine große Anzahl geheimer übernatürlicher Wesen und Kräfte an, mit denen sie Himmel und Erde bevölkern, ohne sie jedoch bestimmt und klar zu personificiren oder sie als göttliche Wesen abbildlich zu verehren. Diese geheimen

\* Vgl. „Globus“, Jahrg. 70, Nr. 15.

\*\* Zimmermann, „Australien“, II, 229.

Kräfte erscheinen nur als Zauberwirkungen bestimmter Fetische in der Natur, d. h. als sonderbare Gegenstände des Zaubers, nicht aber als göttlich gedachte und erhaben personifizierte Wesen.

Nun aber scheint es, als haben diese Stämme dennoch den Begriff der Gottheit gebildet; denn sie unterscheiden im Kadidscha zwei wunderliche Wesen, die unbestimmt miteinander in der Vorstellung verfließen. Diese beiden Wesen nennen sie Namba-dschandie und Badscha-bandie. Namba-dschandie ist das ältere, es wird von ihm erzählt, daß er aus der Erde entsprang, ohne eine Mutter zu haben. Als er aber aus der Erde gezeugt wurde, heißt es, war der schwarze Mann in Australien schon vorhanden, und der schwarze Mann ist älter als diese Wesen. Wir erkennen hieraus leicht, daß wir es in der Sage nicht mit göttlichen Schöpfern, sondern nur mit unbestimmten Traditionen zu thun haben, welche sich anlehnen an wirkliche Personen, die als Zauberer im Gedächtniß des Volkes fortlebten und deren Seelen, wie auf der Erde, so auch im Kadidscha alle übrigen überragen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn uns weitere genaue Berichte sagen, daß von einer Verehrung dieser mächtigen Wesen keine Spur sich vorfindet. Daß aber beide Wesen nur durch den Seelencultus in Erinnerung gebliebene Zauberer waren, erhellt zugleich daraus, daß in den Sagen ausdrücklich ein Sohn Namba-dschandie's erscheint, Namens Carlo-Londa, von dem bestimmt berichtet wird, daß er allerlei Zauber und Wunder verübte, obwohl man oft von diesem Zauber geringschätzig spricht.

Wir ersehen hinreichend, daß der Seelen-, Manen- und Ahnendienst bei den niedrigsten australischen Stämmen eine ziemlich bedeutende Höhe erreicht hat, sodaß zugleich an den gebildeten Seelenbegriff und an den Seelencultus\* überhaupt der Mythos sich an-

---

\* Daß sich in Australien zugleich die Leichenverbrennung an den Seelencultus angeschlossen und erhalten hat, ist ein Beweis von der großen Ausbildung desselben. Wichtig ist noch zu bemerken, wie zugleich aus australischen Fabeln

spinnen konnte, um reichliche Blüten zu treiben. Zauberei und Fetischismus sind bei ihnen im Schwunge, haben sich aber gleichfalls mit Vorliebe an den Ahnen- und Todtencultus angelehnt, und der Koradschi (d. i. der australische Zauberer) schläft des Nachts auf den Gräbern und beschäftigt sich damit, Krankheiten zu heilen und böse Geister und Dämonen auszutreiben und zu beschwören. Das Moment der makrokosmischen Erhabenheit und der eigentliche Götterbegriff ist nicht so weit in die Religion der Australier eingedrungen, daß sich wahrhafte und tiefgehende Verehrung und religiöser Cultus in Bezug auf eine bedeutendere kosmische Erscheinung überhaupt ausgebildet hätten\*, und wir dürfen mit Recht behaupten, daß diese Völkerstämme in correcter Weise den Gottheitsbegriff nicht bilden und zu seinem religiösen Verständniß nicht völlig vorgeschritten sind. — Trotzdem sich indessen die Völkerschaften des westlichen Australiens keinen klaren Gottheitsbegriff zum Verständniß führen, stehen sie dennoch in ihren religiösen Anschauungen schon verhältnißmäßig ziemlich hoch und sind keineswegs in dieser Hinsicht, wie oft behauptet wird, das am allertiefsten stehende Volk der Erde. Im Gegentheil, die Religion der Australier läßt uns erkennen, was sich auch von andern Seiten ergibt, daß diese Stämme nur herabgekommen und verwildert sind, ohne daß sie zugleich ursprünglich

---

und Sagen erhellt, daß der Cultus bezüglich der Seelen verstorbenen Zauberer bei weitem tiefer eingreift wie der der Seelen von Häuptlingen und Ältesten. Es deutet das in culturhistorischer Hinsicht darauf hin, daß die Häuptlingewürde unter diesen Stämmen in der sittlichen Achtung überhaupt gesunken ist, wie das zugleich daraus hervorgeht, daß die Stammzweige sich auf das staatsloseste verwildert und zersplittert haben, sodaß häufig genug nur größere Familien von Eingeborenen zusammenlebend angetroffen werden.

\* Letzteres gilt freilich nicht für alle australischen Völkerschaften; denn wir finden im Süden einige Stämme, welche den Neumond durch Tänze begrüßen; aber wie wenig Ehrfurcht hierbei im Spiele ist, beweist uns die Thatsache, daß sie den Mond für den Mann der Sonne halten und nach ihnen beide einst zusammen auf der Erde wohnten und Kinder zeugten. (Vgl. G. Gerland, „Anthropologie der Naturvölker“, VI, 799.)

als sehr wenig begabt und religiös tiefstehend angesehen werden dürfen.

Viel tiefer wie die Australier stehen die Brasilianer und einige südafrikanische Stämme. Sprechen wir zuerst von den Brasilianern.

Von den Brasilianerstämmen, welche uns hier vorzugsweise interessiren, sind besonders die Corroados, Corrópos, Puris, Botocudos, Macuanis und Chiriguana zu erwähnen.\* Der Ueberblick über die Gebräuche und religiösen Ceremonien dieser Völker lehrt, daß ihnen die Vorstellung von der Seele mindestens nicht ganz fehlt; denn wir wissen, daß sie ihren Zauberpriestern (den Pajés) einen engern Verkehr mit den Abgeschiedenen und mit bösen Geistern und Dämonen zuschreiben. Der Pajé ist Priester und Arzt, kennt viele wirksame Kräuter und weiß sich durch allerlei Zaubereien und magische Künste bei ihnen im Ansehen zu erhalten. In ungewöhnlichen Fällen wird er jedesmal um Rath gefragt, den er nach gepflogener Rücksprache mit den Dämonen, wozu er finstere und stürmische Mächte auswählt, ertheilt, die Vögel, besonders die Geierarten, sind ihm hierbei Boten der Verstorbenen.\*\* Obwol aber die Brasilianer den Begriff der Seele ausbilden, verschmilzt die hierauf bezügliche Vorstellung bei vielen dieser Stämme indessen halb und halb mit der frühern unklaren Todesvorstellung, in welcher Leib und Seele noch nicht klar getrennt wurden. Wir schließen darauf durch die hier gebräuchlichen religiösen Ceremonien bei den Begräbnissen, welche noch deutlich an die thierisch-naive Weltanschauung erinnern. Stirbt ein Brasilianer, so wird er in seiner Hütte als seiner dauernden Wohnstätte begraben, welche dann von den übrigen verlassen und mit einer neuen vertauscht wird. Der Leichnam wird, wie in allerfrühesten Zeit, in hockender und sitzender Stellung ent-

\* Vgl. Spix und Martius, „Reise nach Brasilien“; ferner Martius, „Zur Ethnographie Amerikas“; Reise des Prinzen von Neuwied; Dobrizofer, „Ueber die Abiponen“; Waitz, Bd. 3. Vgl. daselbst die weitere Literatur.

\*\* Martius, S. 379.

weder in einen großen Topf von Thon gesteckt, oder in Bast und Leinenzeug eingenäht. Auf das Grab legen die Brasilianer nach uraltem Brauch die Waffen des Verstorbenen, tragen Speise und Fleisch sowie Wildpret aller Art an dasselbe, und pflegen die Todtenklage zweimal täglich zu wiederholen, wobei sie sich die Haare entweder abschneiden oder sehr lang wachsen lassen. Zugleich meinen sie, daß der Verstorbene häufig in den Leib der Thiere übergehe, und an diesen Gedanken knüpfen sie eine Art von Wanderungslehre ihrer Verstorbenen, die jedoch keine klare und eigentliche Seelenwanderungslehre ist.\* Alle diese Anschauungen sind, wie wir bemerken, Erinnerungen und Anklänge an die allerfrüheste Zeit. Einige Stämme reden auch von einem Fluge der Seelen der Tapfern auf hohe Berge, wo sie in Gemeinschaft der Vorfahren ein genußreiches Leben führen sollen, die Feigen und Trägen werden dagegen von dem dunkeln Agnan gequält.\*\* Die Chiriguana, denen es, wie Watz schreibt, an religiösen Vorstellungen ganz fehlen soll, obwol sie Auguren und Zauberer haben und Lippen schmuck als Amulet tragen (folglich Fetischismus treiben), meinen, daß die Verstorbenen in Thiergestalten wiedererscheinen.\*\*\* Im allgemeinen scheint der Seelencultus der Brasilianer tiefer stehender Art zu sein

\* Martius, I, 385.

\*\* Vgl. Lery, S. 226; Thebel, S. 37, und Watz, III, 419.

Agnan (ein böser Dämon) erinnert an die Ignas der Australier und das Agni der Indier, das wie ignis, obwol das Helle und Feuer bedeutend, sprachlich zugleich bekanntlich mit actu Nacht (Wurzel ak) zusammenhängt. Zu der Wurzel von aktu gehören agni, ignis, als das aus dem „Schwarzen Gezeugte“, daher angära, die schwarze Kohle u. s. w. Vgl. Seiger, „Ursprung der Sprache“, S. 240 fg. Die Furcht vor Agnan (Agnian Kenjang), dem bösen Dämon, ist bei den Guarani hauptsächlich verbreitet; um sich vor ihm zu schützen, führen sie nachts stets einen Feuerbrand mit sich (Thebel, S. 35), bei Watz, III, 418.

\*\*\* Hiermit ist es erklärlich, daß auch der religiöse Thiercultus unter den rohesten Brasilianerstämmen großen Boden gewonnen hat, und besonders ist es der amerikanische Tiger, der große Verehrung unter allen diesen Völkern genießt.

wie bei den Australiern. Diese letztern gelangten wenigstens anknüpfend daran zu Vorstellungen über bedeutende und erhabene Seelen im Kadidscha, und es schien hiermit schon ein spurweiser Ansatzpunkt für den eigentlichen Gottheitsbegriff vorhanden zu sein; allein alles das fehlt bei den Brasilianern, es wird daher hier der Mangel des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs noch auffälliger. Zwar verehren diese Völker ihren Häuptling und Stammvater, den sie zuweilen als erhabenen Großvater bezeichnen, ein Ausdruck, mit dem sich ein tieferer Respect verbindet, aber über diese irdische Machtshypäre hinaus entwickelt sich ihr religiöser Sinn nicht. Von einer Anbetung der Gestirne und kosmischen Naturerscheinungen findet sich daher bei ihnen keine Spur. Den meisten Stämmen ist der Himmel im Gegentheil nichts weiteres wie eine andere höher gelegene Gegend der Erde, die zugleich das Dach derselben bildet, sie nennen dieses Erdendach Mumesete, aus seinen Löchern strömt der Regen, und die Bewohner dort sind in ihrer Vorstellung von den Stammgenossen nicht verschieden.\* Bei diesen trivialen und feichten Anschauungen über den Makrokosmos erklärt es sich, daß diese Völker, trotz des bei ihnen vorhandenen Feuercultus und der hieran anknüpfenden Zauberei, doch keinen eigentlichen Gestirndienst ausgebildet haben, sodaß sie auch keine Idole besitzen.\*\* Dagegen

---

\* Vgl. von Humboldt und Bonpland, II, 276. Doch finden sich bei einigen Stämmen zerplitterte Spuren, welche wenigstens an den Gestirndienst erinnern. So wird der Mond bei einigen als Ursache der Krankheiten betrachtet, und bei den Botocuben knüpfen die Zauberer hieran an und suchen die Geheimkunst der Natur aus dem Monde abzuleiten. (Vgl. Müller, „Geschichte der amerikanischen Urreligionen“, S. 255 fg.) Daß sich unter den wildesten Stämmen kein Gestirndienst findet, behauptet auch Waitz, III, 418 fg.

\*\* Vgl. hierüber die Reihe der Berichterstatter bei Waitz, III, 421 fg.\* Doch wird bei einzelnen von Pfählen berichtet, die sie in die Erde stecken und an deren Fuß sie Opfer niederlegen. Diese Pfähle sind freilich nichts wie Denkzeichen und Merkmale Verstorbener, nicht aber eigentliche Götzen mit Götterbedeutung.

findet sich bei den Brasilianern, was gleichfalls auf die thierisch-naive Weltanschauung zurückgeht, der religiöse Menschenfraß, der wie der Leichencultus hier noch in einer gewissen Blüte steht. Kein Wunder, daß bei diesen niedrigen Gesichtspunkten Gebete und Anrufungen irgendwelcher Art (Lery, S. 282) nicht wahrzunehmen sind und von einem eigentlichen Gottheitsbegriffe keine Rede ist. Will man oberflächlich verfahren und die Herkunft und Bedeutung der Ausdrücke und Worte nicht genau untersuchen und die Religion sowie den ganzen religiösen Standpunkt nicht im Zusammenhange mit der religiösen Entwicklungsgeschichte auffassen, so ist es freilich leicht, den niedern Brasilianern auch das Wort Gott in den Mund zu legen. Und das haben denn auch nur zu viele Missionare und oberflächliche Berichterstatter zur Genüge versuchen wollen.

Die Brasilianervölker kennen nämlich einen Ausdruck, den sie nur mit großem Respect zu nennen pflegen, das ist das bekannte Wort Tupan oder Tupána. Die Herkunft dieses Wortes und seine eigentliche Bedeutung dürfte eine eigene umfangreiche Schrift erfordern. Das Genauere hierüber einzuschalten kann nicht in unserer Absicht liegen. Wir müssen uns an diesem Orte mit dem Hinweis auf die wichtigsten hier zur Sprache kommenden Schwierigkeiten begnügen.

Der Ausdruck Tupi, Tupa, Tupina u. s. w. ist in Brasilien von einer sehr weitreichenden Bedeutung deshalb, weil unter den äußerst zahlreichen kleinern Stämmen die sogenannten Tupistämme die herrschenden geblieben sind, und auch die Tupisprache, trotz der zahllosen übrigen Sprachen der kleinern Brasilianerstämme, allgemeiner verstanden wird.\*

Ueber die Frage, weshalb die herrschenden Stämme den Ausdruck Tupi erhalten haben, machen sich die verschiedensten Ansichten

---

\* Bekanntlich haben an diese Thatsache die Jesuiten und Missionare angeknüpft und sie zur Grundlage ihrer Bekehrungsarbeiten gemacht.

geltend. Einige, wie Vasconcellos, behaupteten, daß sich die Stämme nach ihrer frühern und ältern Heimat genannt haben. Saint-Hilaire meinte, daß der Ausdruck nur ein Spottname sei und „die Geschorenen“ bedeute, da sich die Tupis in der That das Haar so zu scheren pflegten, daß es verschiedene Figuren auf dem Kopfe bildete. Allein die Untersuchung der brasilianischen Sagen ergibt, daß Tupi ein Stammheros und erhabener oberster und geheiligter Mensch war. Man führte auf ihn den Ursprung des Landbaues zurück und bezeichnete mit dem Ausdruck Tupa und Tupan jeden ehrenvollen hochstehenden, erhabenen Herrscher und Wohltäter.\* Bei den cultivirten Stämmen Brasiliens hat sich hieran nun in der That mit Rücksicht auf den Ackerbau und dem damit entstehenden Interesse für den Makrokosmos auch die kosmisch-magische Naturanschauung angeschlossen. Es entstanden theilweise Gestirndienst und erhabene Gottheitsvorstellungen. Bei diesen Gottheitsvorstellungen spielte nun der Ausdruck Tupan eine große Rolle, denn es verband sich mit ihm die Quintessenz ihres Erhabenheitsbegriffs. So konnte Tupan unter den amerikanischen Kulturvölkern der Herr des Donners und der Herrscher des Blitzes werden, ähnlich wie bei den übrigen Kulturvölkern. Anders aber verhielt sich das bei den rohern, tiefern und verwilderten Stämmen dieses Landes; diesen kam die Bedeutung makrokosmischer Erhabenheit bei diesem Ausdruck gar nicht zum Bewußtsein, und bei den rohen Coroados findet sich daher der Ausdruck Tupi in trivialer Weise auch für das süße Zuckerrohr, und bei noch andern für die Pflanzfrucht wieder.\*\* Verschmolz sich aber bei vielen niedern Völkern das Tupi\*\*\* mit einigen Zauberbegriffen und wurde es einzelnen Stämmen sogar zur „Zauber-

\* Vgl. Guevara, I, 11; de Laet, Marcgrav, von Liebstadt.

\*\* Vgl. Martius, S. 386.

\*\*\* Tupi erinnert zugleich an das Tabu der Malaien und Australier, Thiko der Afrikaner und Tata Vater beim Sanskritvolf, an das *ἑός* der Griechen, das Tui der Kamtschadalen und das Tonga in den Südsee-Inseln u. s. w.

Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit. II.

klapper“, die sie als gelben lichtartigen Kürbis mit Federn schmückten und auf einem Stocke gesteckt als Tupan verehrten (Verh, S. 282), so blieb der Begriff eben hiermit auf einer so niedrigen Stufe, daß ihm nicht der Inhalt zugestanden werden kann, der die makrokosmisch erhabene Gottheit charakterisirt. Tupi und Tupan blieb diesen rohen Völkern nur eine irdische, herrschende, gewaltthätige Respectsperson, ohne jede Erinnerung an eine erhabene Gottheit des Makrokosmos. Erst die Missionare haben es versucht, diesen Begriff religiös zu erweitern, und unterließen nicht, den Tupan den niedrigsten Völkern kurzweg als „Gott“ vorzustellen.\*

Im allgemeinen werden wir nicht verkennen, daß die niedrigsten Brasilianerstämme in ihrem religiösen Gesichtskreise tiefer stehen wie die Australier. Ihr Seelencultus ist bei weitem nicht so ausgebildet wie der der Australier, und der Seelenbegriff unvollkommen und unklar, hingegen treten die Gebräuche des ältesten Leichencultus und der mit ihm verschmolzene Thiercultus in Bezug auf Tiger, Onzen, Habichte und Geierarten, nebst den Erscheinungen des Anthropophagenthums, deutlich in den Vordergrund. Die sich auf den Makrokosmos wendende erhabene Weltanschauung der Feuerzeit hat nur in sehr geringem Maße unter diesen Völkern Wurzel geschlagen. Zwar hat sich neben dem Feuercultus selbstverständlich Fetischismus und Zauberei verbreitet, allein zum Makrokosmos und zu den kosmischen Erscheinungen hat sich mit religiösem Verständniß das Auge nur spurweise und im Grunde nicht verständnißvoll erhoben.

Ähnlich verhält es sich mit den niedrigsten Völkern Südafrikas.\*\* Ueber sie wird uns berichtet\*\*\*, „daß unter den Koosfastämmen keine Spur äußerer Gottesverehrung anzutreffen sei. Daß sie überhaupt an ein höchstes Wesen glauben, das die Welt geschaffen habe, muß bezweifelt werden, da sie in ihrer Sprache

\* Vgl. auch Martius, S. 366.

\*\* Vgl. Fichtenstein, „Reisen im südlichen Afrika“.

\*\*\* Ebend., I, 393.

dadür gar keinen Ausdruck besitzen. Doch haben sie ein Wort dafür von den Goonaquas übernommen, und nennen Gott jetzt *Thifo*. (Es lautet auch *Theufe*, welches Wort nach van der Kemp Schmerz-erregend bedeutet und von andern *Tuiqua* gesprochen wird.) Haben sie gar keine ursprüngliche und eigentliche Verehrung höherer Wesen, so ist ihr Aberglaube an Wahrsager und Zauberer um so größer. Die Wahrsager und Zauberer nehmen hier wie überall den Rang von Priestern ein. Die Missionare, die bis jetzt hingekommen sind, haben es nicht vermeiden können für Zauberer gehalten zu werden. Die Kooffastämme schwören bei ihrem König und dessen Vorfahren. Ähnliches berichten Sutherland, Dampier, Schmidt (1737), Anderson und de Jong über die niedrigsten Hottentottenstämme. Sie betrachten die Himmelskörper durchaus nicht als erhabene höhere Wesen. Im Gegentheil: „Die Sonne gilt den Namaqua für klaren Speck, den die Leute, welche auf Schiffen fahren, abends durch Zauberkräfte an sich ziehen und, nachdem sie ein Stück abgeschnitten, wieder durch einen Tritt fortstoßen.“ (Vgl. Waitz, II, 342.) Im Monde sehen sie einen Mann mit einem Hasen. Der Thiercultus hat sich dagegen hier neben dem Fetischismus außerordentlich verbreitet, und die Hottentotten haben oft die unscheinbarsten Thiere (zumeist durch bestimmt hervorstechende Farben, wie weiß, schwarz, roth und rothbraun, so auch den rothbraunen Hasen) durch allerlei sonderbare phantastische Ideenassociationen der Zauberei in das Bereich des Geheiligten und des Aberglaubens gezogen. Die Leichen überlassen sie vielfach den Raubthieren, die infolge dessen (und besonders die Hyäne) sehr hoch angesehen sind.\* Auch herrscht bei ihnen der Glaube, daß sich die Zauberer und Schwarzkünstler in wilde Thiere verwandeln können, wie überhaupt vorzugsweise hier in Afrika das Land der Thiersage gesucht werden muß. Daß auch Feuercultus getrieben wird (und zwar in ganz Afrika), wird über-

\* Vgl. Richterstein, II, 421.

einstimmend berichtet, zumal sich, wie wir wissen, die Schmiedekunst schon früh unter diesen Völkern verbreitete und der Umgang mit dem Feuer von allen afrikanischen Stämmen, wie anzunehmen ist, früher erworben wurde wie von andern entferntern Völkern. Leider sind die Berichte über die niedrigsten Stämme Südafrikas noch sehr lückenhaft in religiöser Beziehung, und namentlich sind wir über ihren Seelenbegriff (den die Negervölker übrigens sehr fein durchbilden) weniger gut unterrichtet, doch lassen mancherlei feierliche Ceremonien und Gebräuche beim Feuercultus darauf schließen, daß ihnen dieser Begriff nicht ganz mangelt, wenngleich es den Anschein hat, daß er noch unklarer ist wie bei den Brasilianern, welche letztere wenigstens die Leichname ihrer Verstorbenen nicht geradezu den Raubthieren abergläubisch hinwerfen, um diese Thiere zugleich zu verehren. Daß dieser Gebrauch an die „Leibeswanderungslehre“ der Vorfeuerzeit erinnert und sich nur auf einen sehr mangelhaften Todes- und Seelenbegriff begründet, ist psychologisch leicht zu übersehen. Da auch hier kein Gestirndienst und kein eigentlicher Gottheitsbegriff sowie Idole u. s. w. angetroffen werden, ja die Vorstellungen über Sonne und Mond nicht nur keine Erhabenheit bemerken lassen, sondern sogar trivialer und dürftiger Natur sind, so ergibt sich, daß diese Völker geistig und religiös am tiefsten stehen geblieben sind. Dieses Ergebniß dürfte scheinbar auffallen, wenn wir bedenken, wie nahe im ganzen genommen alle diese Stämme dem Mittel- und Ausgangspunkte aller Cultur und höhern Geisteserhebung ursprünglich standen, aber es erklärt sich das in Rücksicht auf die große innere und äußere Trägheit aller dieser Völker.\* Es bestätigt sich hier von religiöser Seite, was wir früher bezüglich der ganzen äußern Entwicklungsgeschichte überhaupt festzustellen suchten; die starken, robusten, aber zugleich trägsten Rassen, die vor der Entwicklung aller Geistesanlagen unter den Menschen durch ihre rohe

---

\* Vgl. Waitz, II, 331, 344.

Kraft das Feld beherrschten, traten von dem Augenblicke von der Weltbühne des Entwicklungstheaters ab, als die erwachende Intelligenz der rohen Kraft und physischen Ueberlegenheit nicht nur Concurrenz zu machen begann, sondern dieselbe überflügelte. Während alle übrigen Völker daher mehr oder weniger theilhatten an der geistigen Erhebung, wurden diese trügsten Stämme nur gewaltsam mit fortgerissen, um dennoch am tiefsten stehen zu bleiben.

Je mehr wir jetzt nun vergleichungsweise von den beschriebenen niedrigsten Stämmen aufwärts schreiten, um so mehr klärt sich der Seelenbegriff unter den Völkern, und um so mehr finden wir Gestirndienst und endlich makrokosmische Gottheitsbegriffe. Das Moment der makrokosmischen Erhabenheit findet sich von allen höhern Stämmen in die kosmisch-magische Anschauung aufgenommen, und die religiösen Ideen gestalten sich unter ihnen zu einer herrlichen Fülle. In dieser Ideenfülle wurzeln und sprießen allmählich die Sagen und Mythen der Völker, die sich um so üppiger gestalten, je mehr auf Grundlage der neuerworbenen Weltanschauung die Phantasie zu sprudeln und zu wachsen anfängt. So nahm der Geist während der Epoche der Feuerzeit einen großartigen Aufschwung. Es mußte eine neue Weltanschauung entstehen, in welche sich zum ersten male das Moment der makrokosmischen und naturästhetischen Erhabenheit einmischte, und so, sehen wir, konnte durch die Verschmelzung des ethisch Erhabenen mit dem naturästhetisch Erhabenen der vollendete Gottheitsbegriff hervortreten. Erlangte das Zauberwesen und die priesterliche Magie eine ungeahnte Herrschaft, so nahm nebenher zugleich die Phantasie einen hohen Entwicklungsaufschwung, sodaß sich das geistige Auge des Menschen immer mehr und mehr belebte. Emporgezogen zu den Erscheinungen des Makrokosmos, erweiterte sich von neuem die Anschauung, und endlich sollte auch die Intelligenz sich Bahn brechen, deren Entwicklung wir recht eigentlich der nunmehr gewonnenen Unterlage einer erhabenen makrokosmischen Weltanschauung, wie wir sehen werden, verdanken.

Das Material, das sich uns darbietet, um vervollständigende Zusätze und Anmerkungen zu dem im Texte der letzten Kapitel Dargestellten zu geben, erscheint, wie der Kenner leicht überfieht, fast erdrückend. Wir müssen es uns daher an dieser Stelle versagen, alle Einzelheiten möglichst durch Belege zu erweitern, und behalten uns das für andere Arbeiten vor. Für jezt genügt es, einen zusammenhängenden Ueberblick gewonnen zu haben über die eigenthümlichen Erscheinungen und Ideen, durch welche die Feuererfahrungen den Menschenfenn bereicherten, im Gegensatz zu der tiefer stehenden frühern Weltanschauung der Vorfeuerperiode, in welcher die Erfahrungen noch mangelten, welche nothwendig waren, die hierher gehörigen Begriffe zu bilden. Die richtige Auseinanderhaltung der beiden ganz verschiedenen Zeitepochen mit ihren Erscheinungen, Anschauungen und Erfahrungen, das ist es, worauf es bei der psychologischen Analyse der Religionsgeschichte und ihrer Erscheinungen unter den niedrigen wie cultivirtern Völkern ankommt. Denn nur dann, wenn wir den religiösen Gebräuchen ansehen, aus welcher Epoche und Periode der Urzeit sie sich herschreiben, kann es uns gelingen, sie genau zu beurtheilen. — Zu bemerken ist noch in Bezug auf die Reihe der entstehenden Culte, daß sie oft miteinander verschmolzen und ineinander übergingen. So ging bei vielen Völkern der Todten-, Ahnen- und Seelendienst in fetischistischen Götzendienst über. Beispielsweise bilden die Papuas in Doreh ihre Korwaras oder Hausgötzen direct aus den getrockneten und mumificirten Köpfen ihrer Verwandten. In Bonny dienen gebleichte Schädel der Vorfahren zum Pflaster der Fetischhäuser, und in den mexicanischen Tempeln wurden sie an den Wänden aufgestellt, auf den Altarstein herabgrinsend, auf dem das Menschenopfer dargebracht worden war.\* Ueber den Begriff des Dämon und den vielfach schwankenden und mit den Bildungsstufen der Völker wechselnden Gebrauch desselben vgl. das Genauere bei Bastian, „Neue Beiträge zur vergleichenden Psychologie“, S. 74 fg. Daß man übrigens die vom Leibe abgeschiedene Seele als Schatten immer noch mit sinnlichen Merkmalen behaftete, geht aus sehr vielen Gebräuchen zur Genüge hervor. Uboze sind die sich in den Häusern einfindenden Seelen der Verwandten (bei den Slawen), die gespeist werden. Pomull und Griffi sind zwei kleine Dämonen, welche die Neger beim Kranksein anrufen und denen sie von jedem Getränk etwas beiseitesetzen. (Bastian.) Auf den Marianen pflegt man absichtlich einen Korb neben den Sterbenden zu setzen, die Seele bittend, darin Platz zu nehmen und sich nicht zu entfernen. (Bastian.)

\* Vgl. Bastian, „Beiträge zur vergleichenden Psychologie“, S. 73.

Nachdem der Seelenbegriff und der Begriff der im Körper wohnenden feuerartig dampfenden Lebenskraft einmal entstanden war, konnte nun allmählich auch die Frage nach dem Seelensitze auftauchen. Daß man ursprünglich die aller verschiedensten Orte am Körper als Seelensitze bezeichnete, ist bekannt. Doch scheint es, als wenn man bereits in frühester Zeit schon den Kopf und das Auge vorzugsweise in dieser Beziehung in Betracht gezogen habe. Der Gebrauch, die Schädel aufzubrechen und beim Götzencultus sowie beim Fetischdienst zauberisch zu verwenden, schreibt sich aus frühester Zeit her. So ließen Herrscher ihre Sklaven bei ihrem Tode tödten und deren Köpfe mit ihrem Leibe begraben, damit ihnen die Seelen der Sklaven im Jenseits dienstbar seien, und Marco Polo erzählt uns, daß es bei tibetianischen Völkern vorkomme, daß fremde Gäste ermordet wurden, um ihre Köpfe als Schutzgeister im Hause zu behalten. (Bastian.) Die Janith quälen ihre Feinde nach dem Tode durch Erschütterungen der Trommel, woran sie die gebleichten Schädel befestigt haben. Da die Schamanen und priesterlichen Zauberer über die Ursachen des Todes, der Zeugung und der Krankheit nachdachten und lehrten, mußten sie es sich von der kurzfristigen Menge gefallen lassen, auch oft als die Stifter und Urheber der Todeserscheinung überhaupt zu gelten. So berichtet Dobrizofer: „Es sterbe jemand bei den Abiponen mit Wunden überhäuft und zerquetschten Knochen, oder vom Alter ausgezehrt, nie wird der Abiponer eingestehen, daß Wunden oder Erschöpfung der Leibeskräfte an seinem Tode schuld waren, sondern sie bemühen sich, den Schwarzkünstler und die Ursache ausfindig zu machen, weshalb er ihm vom Leben geholfen hat.“ (Dobrizofer, bei Bastian.) Die Begriffe von Krankheit, Seele und Tod sind überhaupt, wie das leicht einleuchtet, auf das innigste mit der priesterlichen Zauberei und dem Schamanismus überall verschmolzen worden. Daß den Seelen der Schamanen und Magier zugleich höhere Fähigkeiten und Eigenschaften beigelegt wurden, kann uns nicht auffallen. Die finnischen Zauberer (Sadmänner, von dem ihre Geheimnisse enthaltenden Beutel so genannt) werfen sich in eine Art von begeisterter Betäubung, aus der sie selbst durch die Application des Feuers nicht zu erwecken sind, während ihre Seele umherstreift, um verborgene Dinge aufzuspüren und dieselben nachher zu enthüllen. Die jakutischen Schamanen fallen ohnmächtig nieder, während ihre Seele auf Thieren (Ablern, Bären u. s. w.) nach den Wohnungen der Geister reist, um sie zu befragen. (Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 319.) Von allen Thieren waren es zu meist die sich zum Himmel schwingenden Vögel, welche mit dem Begriffe der lustig emporfliegenden Seele verschmolzen wurden. Die Vögel waren

der kindlichen Phantasie mit der Seele ebenso verwandt, wie das aus dem Holze geriebene Feuer mit dem Baume. In dem Geschrei der Vögel in der Höhle von Guacharo hören die Indianer von Cumara die Seelen der Verstorbenen. (Bastian.) Und in einem russischen Heldengebichte heißt es: „Erschlagene decken in Menge das Feld, und viele Seelen fliegen von Baum zu Baum, und es fürchten sie die Vögel, nur die Eulen fürchten sie nicht.“ (Ebenb., S. 320.)\* Auch wurden die Vögel sehr häufig zu Seelen- und Kinderbringern. In der römischen Sage war der Vogel Picus (der Specht) der feuerbringende Vogel (wie Phoroneus in der peloponnesischen), und als solcher der erste König Latiums, als „erster“ Mensch und Heros ist er auch neben seinem Bruder Pilumnus (von pilum = Geschloß, Donner, Keule oder Bliß) der Gott der Kindbeterinnen und kleinen Kinder, „der den neugeborenen Kindern den himmlischen Funken der Seele brachte“. Was in römischen Sagen der Specht, ist in den germanischen der Storch. Der Teich oder Brunnen, aus dem er die Kinder holt, ist die Wolke. Störche werden der Phantasie durch solchen kindlichen Idgenzusammenhang zu verwandtesten Menschen, wie Picus Mensch und Vogel zugleich ist. Der Storch tritt durch die rothe Farbe seiner Beine, wie ähnliche Eigenschaften bei andern Thieren (Rothkehlchen wegen der rothen Brust, Eichhörnchen, Hase, Fuchs wegen des Felles) in Beziehung zum Feuer. (Vgl. Kuhn, S. 106 fg.; Cohen, „Abhandlung über Vorstellungen von Gott und Seele.“) Kuhn führt den dunkeln Beinamen des Storches odebar, odebero auf ein dem ahd, atum, uhd, athem, odem, alts, athum, nahe stehendes adhi u. s. w. zurück, und macht ihn so zum eigentlichen Seelenbringer, nicht zum Kinderbringer, „wozu ihn nur die naive kindliche Auffassung umgestalten konnte“. S. die weitem Ideenverbindungen „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, VI, 116.

Was die Entstehung des Gottesbegriffes anlangt, so sei hier noch einiges über die etymologische Ableitung des Wortes nachgetragen. Wir stellen zu dem Zwecke nacheinander die Reihen zusammenhängender Bedeutungscomplexe zweier Sprachstämme zusammen, aus deren Vergleichung sich für den Kenner ein Urtheil ergibt.

Agg = alt (ungarisch)	Agu, age = Herr (osttürkisch)
Jig = Vater (osjatisch)	Ake, acha = älterer Bruder (mongolisch)
Jig = Der verehrte Vär jener Völker	
Aga = Vater (jakutisch)	Ukko = Greis, Altvater (finnisch)
Aga und Aka = Bruder, Vater und Mutterbruder (osttürkisch)	Ük = Urgroßvater (ungarisch)
	Ukko = Ein Gott (bei den Finnen).

\* Vgl. Kap. 5, Anmerkungen.

Tata = Vater (Sanskrit)	τῆδός = Tante, nach Suidas soviel als Zeta, ferner:
θεός = Mutterbruder (griechisch)	τῆλα = ehrende Anrede für alte Frauen.
tio = Mutterbruder (spanisch)	θεός = Ehrwürdiger, Erhabener. Die
zio = Mutterbruder (italienisch)	Bedeutung des Respects vor dem
atta = Vater (gothisch)	Alter laut Ableitung einschließend.
djalja = Oheim (russisch)	Später verband sich hiermit der
djadj = Großvater (russisch)	Begriff Feuerherr und Lichtherr,
djadj = Vorältern (russisch)	und nun schließt sich hieran zu-
dziad = Greis = Großvater (polnisch)	gleich die Reihe von divus, dies,
τῆδῆ = Großmutter (griechisch)	δῖος, Ζεύς, deva u. s. w. an.

Daß die hier zur Geltung kommenden Wurzelformen bei ähnlichen Bedeutungen auch in den von hier aus entferntesten Völkerrassen ähnliche Anklänge besitzen, haben wir oben vorübergehend bereits bemerkt. Es ist der Begriff der sittlichen Erhabenheit und Achtung, des tiefen ehrfurchtsvollen Respects und der ehrfurchtsvollen Verehrung des Alters, der in allen diesen Benennungen durchscheint, und somit ist erklärlich, daß sich auch sprachlich der Gottesbegriff an diese Grundbezeichnungen anlehnt.

Durch das nahe Zusammentreten des Zeugungsbegriffes mit der Feuerreißung wurden die Feuerreißer zu Erzeugern und Zeugern, die übermächtigen himmlischen Feuerreißer aber später daher zu Welt- und Himmelerzeugern oder zu übernatürlichen Schöpfern. Wie die priesterlichen Feuerreißer aus dem noch dunkeln Holze das Feuer gleichsam erzeugten und schufen, so erzeugten die Götter später aus dem dunkeln Nichts und dem lichtleeren wüsten Chaos, wie wir sehen werden, die Erde. Es erscheint hiernach zweifelhaft, ob der Name Suar für Sonne, gothisch sauil, lateinisch sol, nicht dennoch mit dem indischen Gotte Savitri (wahrscheinlich Zeuger) etwas gemein habe, obwohl Geiger dies abweist. (Vgl. „Ursprung der Sprache“, S. 246.)

Daß alle diejenigen Völkerrämme, die aus einer Reihe von andern Gründen zur sesshaften Lebensweise und zum Betriebe von Ackerbau und Viehzucht übergegangen waren, auch einen viel höhern Trieb entfalteten die Natur zu beobachten und alle Erscheinungen, besonders aber Wind, Wetter und Himmelser eignisse, mit einem Worte den Makrokosmos genauer zu durchforschen, ist bereits gesagt worden.\* Auch die Kunst schritt durch die sich im sesshaften Culturleben ausbildende feinere Arbeitsteilung zu neuen Entwicklungsstadien vor, und so war man in den Culturländern

\* Vgl. die Anmerkungen zu Kap. 6.

früh dazu übergegangen den Göttern Wohnungen und Tempel zu errichten, und hiermit erhielt das Priesterwesen einen neuen Anlehnungspunkt und einen consolidirtern, festhaften gebundenern Charakter. Ursprünglich und noch bevor sich eigentlicher Götzendienst entwickelte, versetzte die kindliche Phantasie die unsichtbar in der entfernten und erhabenen Höhe wohnenden mächtigen Feuerreißer auf hohe bewaldete Berge, auf denen sich die Wolken lagerten und häufiger Gewitter zum Ausbruch kamen. So konnte es geschehen, daß hohe Berge durch die religiöse Ideenassociation in den Kreis des Cultus gezogen wurden. Die Priester und Zauberer, die überall zuerst den Wegen der kindlichen Phantasie folgten, errichteten auf solchen Bergen feste, feste Cultusstätten und allgemeine Opferplätze. (Vgl. Anquetil, II, 88, und Herodot, I c mit Plinius, XII, I; Tac. de Mor. Germ., c. 39, 40; s. bei Meiners, Kap. 17.) Auch alte hervorragende Bäume, in welche der Blitz eingeschlagen hatte, wurden bei vielen Völkern zu natürlichen primitiven Opferstätten. Allmählich aber mußte man darauf sinnen, das den Göttern Geopferte auch gegen Räuber\* und die Opfernenden gegen die Witterung zu schützen, und so begannen die Völker die heiligen Stätten abzusondern und einzuzäunen. Man errichtete Opferbühnen und hohe Steintische und Altäre, brachte die Idole unter Felshöhlen oder unter Bäume, baute ihnen kleine Obdächer und Hütten, oder man verschloß sie auch in Wagen oder Kisten, die später *facella* und *armariola* genannt wurden. (In Japan: Kämpfer, II, 51; Kalmüden: Lepedjin; die alten Germanen: Tac. de Mor. Germ., c. 40.; vgl. Meiners, S. 134.) Die ältesten Tempel waren nicht ganz bedeckt, sondern sie waren so gebaut, daß sie ihr Licht durch die Tageshelle von oben empfangen, wo das Licht nicht hinreichte, brannten heilige Feuer. Der Tempel wurde mehr und mehr der Phantasie zur eigentlichen Wohnstätte des hier verehrten Gottes. Das Moment der heiligen Erhebung oder der Erhabenheit und Unnahbarkeit der Gottheit wurde im Tempel durch eine thatjächliche Trennung desjenigen Theiles von den übrigen Räumlichkeiten angedeutet, in welchem sich das Idol oder die Gottheit befand. Dieser abgesonderte heilige und erhabene Tempelraum war das Allerheiligste, das dem großen Haufen nicht zugänglich war. (Meiners, Kap. 17.) Hierdurch unterscheiden sich die eigentlichen Gottheitstempel von den sogenannten Fetischhäusern, wo eben keine eigentlichen Gottheiten, sondern nur heilige Zauberobjecte und magisch wirkende Personificationen verehrt werden, hier findet sich, wie

---

\* Man lese die Beschreibung der Opferplätze der sibirischen Völker bei Pallas, „Reisen“, I, 89; Smelin, I, 300; Meiners, S. 134.

leicht einzusehen, das Moment der überirdischen Erhabenheit nicht ausgesprochen oder angedeutet. Die früheste Einfachheit der Tempel machte allmählich bei fortschreitender Kunst einer immer reichern Ausschmückung Platz. Verletzungen heiliger Gebäude und Geräthe wurden als Verbrechen gestraft und selbst in den blutigsten Kriegen vermieden. (Vgl. Herodot, VI, 75; Justin, XXIV, 6; Polybius, IV, 62, 67; V, 9.) Weil man die Höfe der Könige und Herrscher für Zufluchtsstätten hielt für Verfolgte und Unglückliche, gestand man den Wohnungen der Götter diese Vorzüge in noch höherm Grade zu. Alle diese Asyle hatten ursprünglich die wohlthätigsten Absichten, doch wurden sie bald gemisbrauch't und allmählich in der Stille wieder abgeschafft. (Tacitus, III, Kap. 60 fg.; Plutarch, I, 334; vgl. Meiners, Kap. 17.) Schon bei den nomadischen Völkern gab es dagegen, wie es in der Natur der Sache lag, keine ganz festen Opferstätten und Tempel. (Vgl. Pallas, „Reisen“, I, 174; derselbe, „Beschreibung der mongolischen Völker“), und bei den rohen Jägervölkern war das selbstverständlich noch weniger der Fall. Das eigentliche Priesterthum, wie es sich unter den sesshaften Culturvölkern ansiedelte, konnte sich hier unter den wild und unstet umherziehenden Stämmen nicht bilden. Wild wie der umherschweifende Stamm blieb hier auch das priesterliche Zauberwesen. Wer sich zu dieser Geheimkunst berufen fühlte, der gesellte sich als Jünger einem wandernden Zauberer bei, lernte von ihm, wurde selbständig und wanderte lehrend und zaubernd auf eigene Hand. Wer sich durch ganz besondere Zauberkraften und Geheimkünste bei einem bestimmten Stamme im Ansehen zu erhalten wußte, der verblieb bei ihm, schloß sich an den Häuptling an, kam zuweilen wol auch zu einer politischen Stellung und erlangte überhaupt einen äußerlich herrschenden Einfluß. Doch dauerte ein solcher Einfluß meist nur während der ersten Zeit, denn häufig geschah es, daß sich von seiten des Häuptlings sehr bald eine gewisse herrischsüchtige Eiferjucht geltend machte, und dann bedurfte es nur des Misgeschicks irgendeiner eingeleiteten Zauberkraft, und das bisher behauptete äußere Ansehen schwächte sich ab oder ging zu Grunde, sodaß ein neuer Wunderthäter an die Stelle des bisherigen trat. So verblieb unter den wilden und niedrigen Stämmen das Ansehen der Schamanen in einem wandelbarern Zustande. Anders entwickelte sich das unter den meisten sesshaften Culturvölkern. Hier gestaltete sich durch die geregeltere und consolidirtere Arbeitstheilung, wie wir dargethan haben, das priesterliche Schamanenthum zu einem wirklichen Schamanenstand und Priesterstand. Der ständige Götzdienst und der beginnende feste Tempelbau gaben diesem Stande allmählich die festesten Anlehnungspunkte, und so geschah es, daß

der Priesterstand nach mannichfachen Kämpfen, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, in den meisten großen Culturländern des Orients zu einem bestimmten Einfluß und zu dauerndem herrschendem Ansehen gelangte, durch das getragen er sich kastenartig abschloß, um sich einen gewissen Nimbus zu bewahren und einen um so höhern herrschenden Einfluß auf die Laienwelt zu erhalten, die vollständig zu unterwerfen das natürliche Ziel der Priesterwelt war. Allein wir dürfen nicht verkennen, daß durch den vorgenommenen kastenartigen Abschluß des aus dem Volksthum geschichtlich hervorgegangenen Priesterthums damit zugleich die Gefahr nahe lag, in einer einmal eingeschlagenen Richtung leblos zu erstarren und die Herrschgelüste über das natürliche Gebiet des Geistes auszudehnen, und die weltliche Herrschaft selbst nicht zur Ergänzung, sondern zur Unterwerfung zu zwingen. Der Abschluß des Priesterthums vom Volke und aller weltlichen Herrschaft konnte ferner eben geschichtlich nur zu leicht bezüglich der einmal errungenen Herrschaft auf die Laienwelt dahin führen, sich einer gewissen gemeinsamen Selbstzufriedenheit hinzugeben, zu der sich priesterlicher Dünkel und geistiger Hochmuth gesellten, welchen letztern denn in der That, wie wir wissen, geschichtlich jede Hierarchie in ihrer Art in gewisser Weise charakterisirten. Wir haben nur nöthig, an das eigenthümliche Verhalten der römisch-katholischen Hierarchie zu erinnern, um uns das in näherer Weise vor Augen zu führen. Man hat daher nicht ganz mit Unrecht den Katholicismus Rom's als eine Religion des Hochmuths bezeichnet, dem in der Heiligen Schrift bereits der Fall geweissagt wurde. Dieses jedoch nur beiläufig. Was uns hier vom historischen Gesichtspunkte allein interessiert, ist der Hinweis auf das geschichtliche Bestreben der Priesterwelt, den einmal errungenen Einfluß auszudehnen, um selbst die weltliche Herrschaft zu unterjochen. Dieses Bestreben ist in allen den Ländern, wo sich eine wirkliche Priesterkaste und eine Hierarchie entwickelt hat, sehr früh hervorgetreten und hat zu vielfachen tiefeingreifenden socialen Kämpfen geführt, auf welche uns die Ueberlieferungen bestimmter Culturvölker zurüdw weisen.

## Die Priesterkämpfe der Urzeit unter den begabtesten Culturvölkern.

Rückblick auf die Geistesentwicklung während der Feuerzeit. — Die Lehren des entstandenen Zauber- und Priesterthums als neue Offenbarung im Kampfe mit den herkömmlichen religiösen Sitten und Gebräuchen der frühesten Zeit. — Rückblick auf die ältesten Religionsitten. — Hinweis auf die Kämpfe der Flamines mit den weltlichen Fürsten und Oberhäuptern. — Die hierdurch entstehenden socialen Kämpfe der beteiligten Völker und die durch diese Kämpfe hervorgerufenen Spaltungen und Auswanderungen. — Die Ueberlieferungen und Sagemanklänge an die Priesterkämpfe bei den begabtesten Völkern. (Vgl. zugleich die Anmerkungen dieses Kapitels.) — Hinweis auf die anfängliche Verechtigung der Priester im Kampfe gegen ihre Widersacher bezüglich der Verbreitung ihrer neuen Lehren, Künste und Anschauungen. — Die spätern frevelhaften Uebergriffe der Priester gegen die weltlichen Machthaber und das übermüthige Streben der Priester nach größerm weltlichen Besitz und weltlicher Macht. — Die weltliche Herrschaft duldet keine Präponderanz der geistlichen Macht, sondern sie fordert durch rechtmäßige Arbeitstheilung deren Ergänzung und Mithilfe zur gemeinsamen Erziehung und Fortbildung des Volkes. — Das Uebersehen dieser Wahrheit und der daraus entspringende Despotismus in Bezug auf die geistige Fortentwicklung der Menschheit von seiten der Priesterkaste. — Das Streben nach Alleinherrschaft des uralterthümlichen und geschichtlichen Priesterthums.

Fürwahr von bedeutenden Folgen war die neu emporgetauchte makrokosmische Anschauung für den geistigen Entwicklungsfortschritt der Menschheit gewesen! Ganz neue Kräfte hatten sich mit der Erscheinung und dem Auftreten der Magier und priesterlichen Zauberer im Menschenthum entwickelt. Die ersten Erkenntnistriebe hatten sich zu regen begonnen, und erzeugten dieselben auch anfänglich nur Fetischismus und Magie, so sollte sich doch an den Aufschwung derselben

alle tiefere Verfeinerung und Durchbildung der ursprünglich geistigen Anlagen knüpfen. „Im Anfange war alles Wissen Magie, selbst die Wissenschaft Feuer hervorzulocken, woher die eigentlichen Priester Flamines oder Zünder heißen.“ (Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 163; vgl. Kap. 42, Abschnitt II.) Hatten sich doch unter dem Einfluß der ersten nachdenklichen Geistesregungen in der That ganz neue Geisteskräfte gesammelt und durch Arbeitstheilung und dadurch hervorgerufene Differentiirung feiner entwickelt. Ganz besonders, sahen wir, war es die Phantasie gewesen, deren tieferes und regeres Eingreifen in dieser Epoche der geistigen Entwicklungsgeschichte deutlicher hervorzutreten beginnt. Aus nur geringen ursprünglichen Anlagen und bisher beobachteten Spuren hatte sie mächtig ihre Schwingen zu entfalten begonnen. Wird doch die nun folgende Entwicklungsperiode des Geistes von den Fittichen der Phantasie gleichsam getragen und von den bunten Gespinnsten ihrer Ideenverbindungen beschattet und erleuchtet. Aber neben dem hohen Aufschwunge der Phantasie begann sich, wenn auch minder merklich, schon das Nachdenken in seinen ersten Spuren deutlich zu regen. Das Nachdenken hatte seine ersten tiefern Anstöße durch die von durchschlagendem Erfolge gekrönte Erfindungsgabe erhalten. Immer mehr erweiterte sich jetzt naturgemäß der Sinn für Combination und Nachdenken, und wurde derselbe auch während der ersten Periode seiner Entwicklung noch völlig beschattet und getragen durch die neben ihr aufkommende Kraft der Phantasie, so machte die Combinationsgabe doch immerhin bedeutende Fortschritte, indem sie vorzugsweise den Geist anleitete, den Horizont zu erweitern und die Aufmerksamkeit selbst für entlegene Objecte zu gewinnen.

Aber wie hätten alle diese ersten Fortschritte der Geistesentwicklung nach seiten der Phantasie und des ersten tiefern kindlichen Nachdenkens ohne eine Rückwirkung auf das Gefühl bleiben können? Auch die Gefühle verfeinerten sich unter den Einwirkungen aller dieser sich neu belebenden Kräfte, und ganz besonders waren es selbstverständlich die religiösen Gefühle, die sich durch den Einfluß der

sich erweiternden Phantasie und durch die kindliche Nachdenklichkeit über den geheimnißvollen Zusammenhang von Ursache und Wirkung angeregt fühlten. Die Gefühle der Abhängigkeit und Erhabenheit in Bezug auf das Unendliche des Makrokosmos fanden allmählich unter den begabtern Völkern tieferes Verständniß und rissen das Priesterthum zu einer immer höhern Begeisterung für die makrokosmische Anschauung hin. In bewegter und gehobener Rede fand diese innige Begeisterung einen Ausdruck, und die Phantasie, welche die Gedanken durchleuchtete, strebte in ihrem Fluge über die Gegenwart hinaus. Die Zukunft, die mit ihrem Schleier die Hoffnungen belebte, aber auch die Furcht aufweckte, wollte der hohe Gedankenflug der Magie enträthseln. Zuspruch und Rath fühlte der begeisterte priesterliche Seher und Wahrsager, von edelm Gerechtigkeitsfinn durchdrungen, sich berufen, den ihn um Hülfe ansprechenden Mitmenschen zu ertheilen. Neben dem Gefühl für Gerechtigkeit und sittlicher Handlungsweise begann sich nicht minder die Nächstenliebe zu regen. Neben Trost und Rath, sahen wir, wollte der sich hebende Menschenfinn auch Barmherzigkeit üben, und das früheste Nachdenken, geleitet von edeln sittlichen Gefühlen, richtete sich darauf, allen Leidenden und Kranken Heilung und Hülfe zu bringen. Waren es auch kindliche, phantastische Mittel, welche die priesterliche Barmherzigkeit dem Kranken spendete, und breitete sich noch Zauber und Wunder über die Segnungen der Nächstenliebe, so waren es doch sittlich anerkennenswerthe Triebe, die hier offenbar wurden. Sie waren in der That die ersten geistigen Lichtblicke zu einer Art von Offenbarung geworden für das Wesen der Religion, das sich durch den Aufschwung des Geistes mächtig von neuem zu entwickeln strebte. Aber die Verbreitung alles Neuen, und komme es selbst in hehrer Gestalt und unter den edelsten Formen einer von sittlicher Begeisterung durchdrungenen Offenbarung, ist ein Kampf. Und fürwahr, es wäre wunderbar gewesen, hätte sich die Offenbarung der neuen Weltanschauung mit ihren Gebräuchen und sittlichen Anforderungen nebst allen sie tragenden

äußerlichen Ereignissen und Handlungen ohne einen Kampf verbreiten können. Mußte doch erst die ältere und nun veraltende tiefere und kindlichere Weltanschauung nebst deren Gebräuchen und sittlichen Herkömmlichkeiten bei ihren Trägern gestürzt werden. So, sehen wir, war auch den Weltanschauungen ein großer Kampf beschieden, und es wiederholt sich in dem Bezirke des geistigen Lebens, was sich im physischen Leben so klar und deutlich vor unsern Augen spiegelt. Auch die Weltanschauungen, deren es keine gibt, in denen nicht Sitten und Gebräuche wurzelten, und deren es keine gibt, und sei sie noch so spezifisch eine religiöse Anschauung, in der nicht deutlich auch lebendige Funken des glimmenden Vernunft- und Verstandesfeuers glühen, ich wiederhole, auch die geistigen und religiösen Weltanschauungen kämpfen einen Kampf. Hier auf der einen Seite die Träger des Hergebrachten und Alten, dort auf der andern die Träger der neuen Offenbarung.

Erinnern wir uns: bevor noch die neuen Propheten und aufstrebenden Weltweisen, gestützt auf ihre Erfindung und primitiven Kenntnisse der Naturkräfte, hinaus-zogen unter das Volk, um allmählich an der heiligen Blut der feurigen Opferflamme eine neue religiöse Offenbarung kund-zuthun, die hinauswies auf die entfernten himmlischen Sphären des Lichts, auf den Blitzeschleuderer, auf den Donner und die makrokosmisch erhabenen Gestirne, hatte sich, wie früher dargethan, durch den natürlichen Entwicklungsproceß in Rücksicht auf eine ältere Weltanschauung bereits eine völlige Religion ausgebildet gehabt. Eine religiöse Anschauung, und zwar die kindlichste und früheste, hatte sich in das Menschenthum eingelebt, und mit ihr hatten sich seltsame Culten, Ceremonien und durch die Jahrtausende hindurch befestigte Gebräuche aufgebaut. Es waren die „Ersten“ und „Ältesten“ des Volkes, mit welchem Ausdruck selbst noch in später Zeit die Herrscher, Fürsten und Häuptlinge des Stammes bezeichnet wurden, an denen in naiver und (da der physische Instinct noch mit seinen rohen Einflüssen vorwaltete)

selbst in sklavischer Weise die erste religiöse Hingabe zur äußern Gestaltung kam. Recht und Gerechtigkeit, sowenig sie im ganzen in jenem frühesten rohen Zustande unter den Menschen wahr und aufrichtig geübt werden mochten, fanden in diesen Mittelpunkten immerhin ihr erstes schiedsrichterliches, allgemein geachtetes Asyl und anerkanntes Tribunal. Verfolgte und Vertriebene, sowie Gemishandelte fanden hier bei Fürsten zunächst ihre natürliche Zufluchtsstätte, und Lohn und Strafe, diese werthvollen sittlichen Erziehungsmittel, wurden hier oft mit gewaltiger Hand und (wenn auch nicht immer) doch mit möglichst sittlicher Beurtheilungskraft zur Geltung gebracht. Was wunder, wenn die „ersten“ und „ältesten“ Menschen zum sittlichen Prototyp gemacht wurden und Opfergaben und Gaben der Verehrung zu ihren Füßen, und waren sie gestorben, noch an ihren Gräbern der Sitte gemäß niedergelegt wurden. Und während wol Jahrtausende diese Gebräuche in Uebung gebracht hatten, traten jetzt plötzlich aus dem Dunkel des tiefsten, niedrigsten und des verachtetsten Standes die Zünder, die Flamines hervor. Die seltsame Neuheit ihrer Künste, die Art ihrer Begeisterung und der edle sittliche Drang, der sie beselte und zu sittlichen Thaten der Nächstenliebe aufmunterte, konnte der Menge nicht gleichgültig bleiben. Eine neue Religion, eine neue Offenbarung, gestützt und getragen von neuen, der Menge im wahren Sinne des Wortes wunderbaren Erscheinungen trat jetzt ins Leben und gewann Anhänger. So wurden die Flamines als die ersten „Magi scintillae“ emporgetragen durch den Beifall der Menge, denn sie spendeten Heilung und Segen und versprachen das was alle Gunst der Fürsten und Herrscher nicht vermochte, Erlösung von Uebeln und Leiden. Kein Wunder, daß die ganze hülfesbedürftige Menge im Lande zusammenströmte, um die heilspendenden Opferflammen der Magier zu belagern. Kein Wunder, daß man sie pries und ihnen Dankopfer brachte, wenn ihnen der Zufall die Heilung eines Heimgesuchten in die Hand spielte und die Menge abergläubisch diese Thaten als Wunder verehrte.

Was war diese heilende Wunderkraft, mit der sich die Magier auszustatten wußten, gegenüber der Gunst von Fürsten, die von aller Noth, aber nicht von der Trübsal körperlicher Leiden zu helfen wußten. Wurden diese Magier nicht in den Augen des Volkes gar bald mehr denn die Fürsten? Waren sie nicht in ihrer Art auch Fürsten, die gewissermaßen auf hohem geistigen Noß dahergezogen kamen, Achtung und Ehrfurcht um sich verbreitend und den weltlichen Fürsten, die ihre Geltung ursprünglich nur der physischen Gewalt verdankten, somit Mißtrauen und Eifersucht einflößend? Rissen diese Zauberer nicht die Menge mit sich fort, und gewannen sie nicht in ihrer Art durch ihre eigenthümlichen Mittel einen gewaltigen Anhang, der ihnen bald eine bedeutende Herrschaft und Einfluß verlieh? Schien es nicht, als wollten diese Neuerer und religiösen Revolutionäre sogar das herkömmliche Opferwesen plötzlich an sich reißen, ja hatte es nicht sogar den Anschein, als wollten sich die neuen Propheten durch die früheste und primitivste Art ihrer Einführung und ihres Auftretens selbst zu weltlichen Herrschern und Fürsten aufschwingen? Sonderbar, was die Religionsgeschichte in späterer Zeit in verblaßten Farben noch so häufig und wiederholentlich verzeichnen sollte, das beginnt hier in der Urgeschichte bereits in gewisser Weise zu einem mächtigen Ausdruck zu gelangen. Mißtrauen sollte sich regen, und die Wurzel der Zwietracht begann zu treiben unter den Trägern der weltlichen und angestammten Herrschaft gegenüber den Jüngern und Trägern der neuen religiösen Offenbarung. Ein socialer Kampf bereitete sich vor. Auf der einen Seite gewahren wir in ihm die von innerer religiöser Begeisterung und prophetischer Offenbarungsgabe getriebenen Flamines, in der Hand die promethische Fackel, welche Segen und Heilkraft dem Volke spendete, diesen ersten geistigen Heroen aber treten die staatlichen Führer, die weltlichen Fürsten und Volksherrscher gegenüber, gestützt auf ihr althergebrachtes Vorrecht, hinweisend auf das Uebergewicht der ihnen zu Gebote stehenden physischen Mittel, zugleich aber als Träger

der alten herkömmlichen Religion. — Aufruhr, Zwietracht, Haß und Parteiungen sehen wir von nun an unter den im Herzen der alten Culturländer zusammenwohnenden Völkern entstehen, in deren Kreisen vorzugsweise und zuerst sich dieser große revolutionäre Proceß vollzog; und in der That, die heranbrechenden Katastrophen brachten Zwiespalt unter die Völker, offener Kampf erhob sich und die Bedrängten sahen sich genöthigt, den paradiesischen Ursiß ihrer Heimat zu verlassen, und beginnen, durch unerträgliche Spaltungen getrieben, auszuwandern. Seit Jahrtausenden hatten sich die Rassen, gedrückt durch die unter ihnen ungleich vertheilte Begabung von geistiger und physischer Stärke und versprengt und verjagt durch die allmählichen Aenderungen des Klimas und des von Fluteinbrüchen umgestalteten Festlandes über den größten Theil der Erde verbreitet. Und jetzt, nachdem sich seit vielleicht schon unvordenklicher Zeit diese ersten Wanderungsproceße auf Grund der verschiedenen äußern Einflüsse vollzogen hatten, begann sich unter den begabtesten Völkern, welche an die Spitze der Entwicklung getreten waren und die vorzugsweise ihre Ursiße behauptet hatten, nachträglich noch einmal im kleinern Maßstabe ein ähnliches Schauspiel auf Grund tieferer religiöser und socialer Zerwürfnisse zu wiederholen. Kaum haben wir in Rücksicht auf unsere Darstellung nöthig; den Völkerkreis genauer zu nennen, in dessen Mitte sich während der Urzeit diese Katastrophen vollzogen. Es waren vorzugsweise die Indogermanen und Semiten (aber auch viele Nachbarvölker), die in den Wirbel dieser neu ausbrechenden religiösen und socialen Völkerumwälzung mit hineingezogen wurden. Im Herzen der menschlichen Entwicklungsgeschichte, hier wo die Sonne der anbrechenden Cultur am hellsten zu strahlen begann, traten mit dem Umschwunge der religiösen Weltanschauungen, die sich reformatorisch miteinander hätten ablösen sollen, im Gegentheil die erschütterndsten und heftigsten Revolutionen auf. In den Ländern, wo das Prophetenthum die neue Weltanschauung als eine Offenbarung am frühesten verkündete, und unter den Stämmen, wo der

prometheische Funke zuerst gezündet wurde, erhob sich zugleich der größte Widerstand gegen das Neue von seiten der angestammten Träger des Hergebrachten. Hier aber auch wurden die Flamines in Rücksicht auf ihre großen Erfolge zugleich am übermüthigsten und herrschsüchtigsten.

Eine Reihe dunkler geschichtlicher Traditionen, die wir uns seit langer Zeit gewöhnt haben als bloße Mythen und phantastische Erfindungen unter den Völkern anzusehen, erinnern noch in dumpfen Anklängen an die Zeit jener tiefeingreifenden socialen und religiösen Umwälzungen mit ihren Erlebnissen, die sich als psychologisch folgerichtige Ereignisse der Religionsgeschichte der Urzeit nachweisen lassen. Freilich nur in ganz dunkeln Umrissen erkennen wir in den geschichtlichen Ueberlieferungen noch den großen tiefeingreifenden Einfluß dieser Ereignisse. Aber sind es auch nur enge Umrisse und dunkle Andeutungen, so sind sie doch um so werthvoller in Rücksicht auf den folgerichtigen Gang der psychologischen Entwicklungsgeschichte, welche letztere noch heute in feinern Zügen nicht aufgehört hat das von neuem zu wiederholen, was sich ehemals in vergrößerter Weise und in noch höhern Maße nothwendig bei derselben Gelegenheit vollziehen mußte.

Wüßten wir es nicht ohnehin, daß jede neue Offenbarung einen Kampf heraufführt der die Leidenschaften entfesselt, der natürliche Entwicklungsgang der religiösen Urgeschichte würde uns diese Thatsache lehren.

Die Arbeit lag, wie wir sahen, in frühester Zeit tief verachtet, da sie nur die Geknechteten und Unterdrückten vollzogen, ja diese Unterdrückten waren meistens zugleich mit physischen mannichfachen Mängeln behaftet. Jetzt, nachdem die Arbeitstheilung unter den höhern begabtesten Völkern große Fortschritte gemacht, erhob sich in der socialen Gemeinschaft aus eben diesen Unterdrückten ein neuer Stand. Die hervorragendsten Laborarii erheben sich trotz ihrer körperlichen Mängel, wie der misgestaltete Hephästos, den gewaltigen

vulkanischen Feuerbrand schwingend, um mit den neuen gewaltigen Rünsten Cultur und Religion zu verbreiten. Sie begründeten eine neue Macht, und ist diese auch scheinbar nur moralischer Natur, so zieht sie doch das Opferwesen an sich, und so gerathen die neuen Propheten, welchen jetzt das Volk wie neuen Königen zujauchzte, mit den angestammten Herrschern in Conflict. Nur ahnen können wir, wie erwähnt, noch heute den Kampf, welchen jene ersten Geschlechter der priesterlichen Feuerzünder und Zauberer mit den Gewaltigen des Volkes zu bestehen hatten, nur zu vermuthen vermögen wir den leidenschaftlichen, herrschsüchtigen undbegeisterten Uebermuth, der allmählich die sich herانبildende Kaste der Flamines (Phlegher) und Magier zu förmlichen Kriegern umwandelte, um sie als Führer übermüthig die Brandfackel des wilden Kampfes unter die Stämme schleudern zu lassen. Ob es im Laufe der Zeit die aufstrebenden Flamines unter einzelnen Stämmen dazu gebracht haben mögen, sich thatsächlich an die Stelle der Aeltesten, Ersten und der Könige zu setzen, um sich eine Zeit lang zu behaupten, wir wissen es nicht. Gehen wir den dunkeln Wurzeln der vom Mythos verhüllten und entstellten spätern Tradition der pelasgischen und semitischen Stämme nach, so wurden jene hochbegeisterten Titanen und übermüthigen Phlegher, die sich emporzuschwingen suchten, herabgeschleudert von ihrer weltlichen Höhe. Die feurig flammende Schlange, welche sie verführt hatte zur Ueberhebung, erzürnte die Gewaltigen des Volkes und diese vertrieben sie nebst den ihnen anhangenden Stämmen aus ihren paradiesischen Wohnsitzen. Allein wir unterlassen es, den an diese Wurzeln angesponnenen Knäuel von Sagen und Mythen, deren mündliche Traditionen durch viele Jahrhunderte hindurch reichten, in welcher der entstehende Gottheitsbegriff seine ersten Blüten zu treiben beginnt, genauer zu deuten. Bevor der schreibkundige Menscheng Geist dahin gelangen konnte, diese mündlichen Ueberlieferungen zu verzeichnen und in fester Schrift der Nachwelt aufzubewahren, da hatte die lebendige Phantasie bereits ein dichtes Netz der buntesten Vor-

stellungen um diese Wurzeln gesponnen. Aus dem in socialer Beziehung tiefeingreifenden Herrscher- und Priesterkampfe der Urzeit, der die Stämme auseinandertrieb, hatte die gestaltende Phantasie unter den Einwirkungen des hervortauchenden Gottheitsbegriffs und der makrokosmischen Anschauung einen Götter- und Titanenkampf geschaffen. Die gegen die Gewaltigen und väterlich geehrten Herrscher aufstürmenden Flamines und Phlegger waren zu Riesengestalten durch die langjährigen Traditionen und Erinnerungen angewachsen und die revolutionär hervortretenden Priestergeschlechter, ähnlich denen der Bhrgu, der Atharvanen und Angirasen, wurden der übertreibenden Phantasie zu Gestalten von Riesen, Giganten und Asen. Sie, die ursprünglich Misgestalteten, die ebensowol durch ihr Handwerk und ihre Kunst wie durch ihr Aussehen an Hephästos erinnerten, hatten sich im Laufe der Entwicklungsgeschichte thatsächlich gewandelt, es waren herrschende Führer, in ihrer Art Hochgestellte und Gewaltige geworden, die mit den geborenen Fürsten und Herren einen titanenhaften, riesenhaften Kampf um die weltliche Herrschaft kämpften, der die Völker spaltete, Zwietracht stiftete und viele zur Auswanderung nöthigte. Wir haben schon früher erwähnt, daß durch diese lange dauernden tief in das sociale Leben eingreifenden religiösen Kämpfe die Entwicklung der hier im Centrum der aufstrebenden Cultur zusammenwohnenden begabtesten Völkerstämme, unter denen zugleich die Indogermanen und Semiten am meisten theilhaftig waren, stark gehemmt wurde. War unter diesen Völkern geschichtlich der erste große Anstoß geschehen, der zur neuen makrokosmischen Anschauung hinüberführte, und glühte hier unter diesen Stämmen der lebendigste Funke eines reinern und hellern Geistesfeuers, so wurde der Glanz dieses Feuers jetzt rasch verdunkelt durch die Zwietracht und die Leiden, welche die entbrennenden Entwicklungskämpfe der religiösen Anschauung in sich schlossen. Mühselige, mit mannichfachen Kriegen verknüpfte und lange dauernde Wanderungen in entfernte Gegenden hinderten und unterdrückten nunmehr jede weitere Entfaltung des Geistes und jeden

höhern Culturaufschwung unter diesen begabtesten Völkern, und so geschah es, daß andere, weniger stark von diesen ersten Rückwirkungen und socialen Erschütterungen betroffene Völker den Glanzpunkt der urgeschichtlichen Cultur der neuen Epoche für einen längern Zeitraum an sich rissen und an die Spitze der nächsten urgeschichtlichen Entwicklung traten. Es war neben den Chinesen vorzugsweise den Aegyptern, wie wir früher schon anführten, beschieden, die Cultur der Alten Welt zunächst auf neue Wege der Entwicklung zu führen. Nur erst nach und nach, als unter den höchsten Culturstämmen die religiösen Kämpfe ausgetobt hatten und im Verlauf der Jahrhunderte in den neuen eingenommenen Wohnsitzen der sich entfaltende Geist wieder zur Ruhe kam, begannen allmählich die vertriebenen Stämme verschiedentlich aus dem Hintergrunde wiederum geschichtlich hervorzutreten.

Werfen wir einen Blick in die spätere Entwicklungsweise bei den an diesen Priesterkämpfen zunächst theilnehmenden Stämmen, so bemerken wir, daß sich das Priesterwesen in seiner Gestaltung und in seinem Einflusse fast überall unter ihnen anders ausgebildet hat. Nicht überall unter den Völkern vermochte sich das Priesterthum zu einer solchen Kaste zu entwickeln wie bei den Aegyptern und bei den Indern. Im Gegentheil, fast alle übrigen indogermanischen Hauptstämme zeigen uns, durch die freiere Stellung, welche dem Volke gegenüber das Priesterthum bei ihnen ehemals einnahm, daß dieselben sich ursprünglich gesträubt haben gegen den kastenartig abgeschlossenen Geist ihrer Priester, durch welchen sich dieselben hierarchisch zu organisiren versuchten, um hiermit im Staate weltlich einen größern herrschenden Einfluß zu gewinnen. Der Fortgang der Entwicklungsgeschichte wird uns lehren, daß es gerade darin auch lag, daß die Hellenen einen höhern Aufschwung ihrer geistigen Kräfte vollziehen konnten, indem sie sich frei von dem hierarchischen Druck einer Priesterkaste hielten, die eigennützig und beschränkt, jeden frischen Hauch einer neuen tiefern Offenbarung des Geistes fern zu halten bestrebt

war. Wenn wir nicht ohne Grund voraussetzen dürfen, daß in jenen religiösen Kämpfen der Urzeit das emporkommende Priesterthum mehr und mehr danach trachtete, alles freiere Prophetenthum in den Ländern zu unterdrücken, um sich in dieser Beziehung die alleinige Autorität unter den Stämmen zu sichern, eine Autorität, die zugleich so hoch strebte, daß selbst der Einfluß der weltlichen Herrscher hierdurch unterdrückt werden sollte, so dürfen wir vermuthen, daß die früher oder später ausgewanderten Stämme dieses Völkercircles im Laufe des Kampfes mit ihren Anführern, Herrschern und freien Zauberern und Priestern sich zugleich deshalb zur Wanderung entschlossen, weil sie sich der Alleinherrschaft und dem Despotismus dieser Priesterhierarchien des Orients zu entziehen bestrebt waren.

Der Beginn der Geschichte des Zauber- und Priesterthums zeigt uns also einen Kampf. Anfänglich war es der gerechte Kampf einer neuen Offenbarung, einer neuen Weltanschauung, einer neuen Lehre gegen das abgestorbene Alte mit seinen noch kurzsichtigen Betrachtungen und veralteten Sitten und Gebräuchen, welchen die aufstrebenden Priester verfolgten. Das aufstrebende Magierthum mußte nothwendig diesen Kampf durchführen; denn es schloß sich an die neuen Künste und Lehren, die es heraufführte, eine neue höhere Betrachtungsweise der Dinge und eine höhere Allgemeyncultur. War die Basis der frühesten kindlichsten Weltbetrachtungsart, wie wir sahen, ein naiver Materialismus gewesen, so führte das von neuen Erfindungen, neuen Beobachtungen und höhern Naturkenntnissen geleitete erste Priesterthum zum ersten male einen primitiven Idealismus ein, der sich auf der Grundlage ihrer Heil- und Seelenanschauung aufbaute. Diese neue berechtigtere Lehre mußte sich Bahn brechen und gegen die Widersacher durchgekämpft werden, denn an die Annahme der höhern, weiterreichenden Weltanschauung knüpften sich höhere, berechtigtere Sitten, Gebräuche und Handlungen, und eine höhere, umfassendere Geistesentwicklung begann platzzugreifen. Aber nachdem der erste Kampf durchgeführt, die Verbreitung und

Nachahmung gesichert war und die neuen Künste und Wunder die Menge bereits erobert hatten, da als der Anhang des aufstrebenden Priesterthums immer mächtiger anwuchs, da war für die Vertreter des Neuen nunmehr die sittliche Aufgabe gekommen, sich durch Freundschaft und Vertrag mit den Trägern des alten Cultus abzufinden. Das rasch mächtig gewordene Priesterthum mußte anerkennen, daß es nur vereint mit denjenigen, welche sich bisher im Laufe von Jahrtausenden sittliche Verdienste um die Zucht, Ordnung und rechtskräftige Erziehung der Geschlechter erworben hatten, an der weitem Bildung des Menschenthums zu arbeiten vermochte. Und in der That haben sich, als das Priesterthum hinsichtlich der völligen Eroberung der weltlichen Herrschaft nicht zum Ziele kam und die Titanen, wenn wir so sagen dürfen, stets von neuem wieder von ihrer Höhe gestürzt wurden, die zurechtgewiesenen Priester, sei es in freier Weise oder als Kaste, eng und freundlich den Herrschern und Fürsten als den höchsten sittlichen Führern des Volkes angeschlossen, um vereint mit ihnen, wenn auch jeder in verschiedener Weise und auf verschiedenem Felde, an der Bildung der Völker zu wirken. Schien das Priesterthum dazu berufen, auf die Gefühle der Menschen bildenden Einfluß zu üben, mußte von ihm alle Stärkung sittlichen religiösen Wohlwollens und sittlicher Gesinnung ausgehen, so schienen die Herrscher und Könige als Staatslenker in sittlicher Hinsicht dazu bestimmt zu sein, die äußern Handlungen und Willensäußerungen der Menschen und Unterthanen zu beaufsichtigen, und es war ihre Pflicht, die sittlichen Antriebe der Staatsglieder in sittlichen Bahnen zu erhalten. Aber wir irren, wenn wir meinen, das sich entwickelnde Priesterthum der Urzeit habe früh geahnt und begriffen, daß sich seine bildenden Bestrebungen nicht über das Gebiet des innern Geistes und Gefühls hinauserstrecken konnten, im Gegentheil, die Verführung der rasch erlangten neuen Macht und Herrschaft war viel zu groß, als daß es hier und da unter den Culturvölkern nicht zum Uebermuth geneigt gewesen wäre, in welchem es

sich unterfang, auch eine weltliche Herrschaft sich anzueignen. Damit war aber sehr früh ein unabsehbarer Kampf heraufbeschworen, und zwar ein ungerechter und verwerflicher Kampf; denn es machten sich unter seinem Einflusse anmaßende Priestergelüste nach Alleinherrschaft und Despotismus geltend. In der That, Alleinherrschaft wollte das so emporgekommene Priestertum nicht nur ausüben über die weltliche Staatsgewalt, sondern es ging dasselbe eigennützig vielmehr darauf aus, alles von neuem auftauchende Prophetenthum, das kraft neuer Offenbarung eine neue Entwicklung anstrebte, mächtig zu unterdrücken, damit die Menge nicht im Stande war, den Wahrsagungen und Lehren Anderer, ihnen gegenüber Unberufener, ihr Ohr zu leihen. Die Folge davon war, daß alle weitere freiere Entfaltung des Geistes und Gefühls unterdrückt und dieselbe allein der Hierarchie in die Hände gegeben wurde, und hatte auch das anfänglich seine bestimmten Vortheile, und schienen die Bildungsstätten des herrschenden Priestertums ohne Zweifel mächtige Pflanzstätten einer höhern Cultur zu werden, so lief eine solche Hierarchie trotzdem Gefahr, sich in ihrer Entwicklung in eine einseitige geistige Richtung zu verlieren, in welcher sie, nach allen Seiten hin abgeschlossen, weiter gehend auf die harmonische Fortbildung der Anlagen hemmend einwirken mußte. Die unnatürliche Hemmung der geistigen Entwicklung, die hierdurch hervorgerufen wurde, erzeugte anfänglich Widerstand und endlich Kampf, und dieser Kampf entbrannte um so heftiger, je mehr die Hierarchie Mittel unter den Völkern anstrengte, ihre Autorität zu erhöhen, um alle übrigen nebenhergehenden Offenbarungen zurückzuweisen. Dieser Kampf aber mußte furchtbar werden dort wo die Hierarchie es zugleich unternommen hatte, sich die weltliche Herrschaft anzueignen und so durch doppelte Gewalt den natürlichen Gang der geistigen Fortbildung und Entwicklung zu hemmen. Wir haben genügende Anhaltspunkte zu der Vermuthung, daß bereits in der Urzeit die Geschichte des Priestertums reich ist an derartig hervorgerufenen Unterdrückungen und hiermit

erzeugten tief in das sociale Volksleben der Culturvölker eingreifenden Kämpfen.

Was wir hier nur mit Rücksicht auf die psychologische Folgerichtigkeit in Umrissen feststellen können, und worauf uns eine Reihe von Traditionen und Sagen der Völker noch hinweisen, das mögen Detailforscher dermaleinst bezüglich einzelner Völker genauer und eingehender uns vor Augen zu führen im Stande sein. Möchten die hier gegebenen Andeutungen dazu beitragen, die Forschung mehr, als das bisher geschehen ist, auf dieses so wichtige Kapitel der Urgeschichte des Priesterthums der einzelnen Völker hinzulenken.

---

Um den verhältnißmäßig raschen Aufschwung und die Verbreitung des Zauber- und Priesterwesens in der Urzeit zu begreifen, und um einzusehen, wie trotz des anfänglich scheinbar segensreichen, friedfertigen Auftretens der Flamines von seiten der weltlichen Machthaber sehr bald Misstrauen gegen die um sich greifende Magie rege wurde, müssen wir uns erinnern, wie innig sich ursprünglich das Zauberthum mit dem bereits bestehenden Opferwesen verband. Das bisherige Opferwesen lag während der Periode vor der Feuerzeit, wie wir sahen, vorzugsweise in den Händen der „Ersten“ und „Aeltesten“. Häuptlinge, Herrscher und Fürsten waren es, denen man huldigte durch Darbringung von Gaben, Geschenken und Abgaben, ihnen wurde gegeben und geopfert, auf daß sie nicht darben und im Ueberfluß leben konnten. Als jetzt die wunderthätigen Flamines auftraten, um die heilige Zauberflamme leuchten zu lassen, da meinte die hingerissene Menge auch diesen Wunderthätern huldigen zu müssen, zumal sie sich vor der Macht der zauberischen Naturkraft in den Händen der Menschen thatsächlich fürchteten, denn jene Mitmenschen verstanden es, nach ihrem Gutdünken damit in gerechter Weise zu nützen und zu schaden, je nach gegebenen Umständen. Aber das erste Austausch geheimer und verborgener Naturkräfte in Händen der primitiven Priester umgab diese letztern mit einem religiösen Nimbus. Man fühlte sich hingerissen und begann, ihnen nunmehr gleich Fürsten zu opfern. Schien der kindlichen Menge doch zugleich, wie bereits mehrfach erwähnt, die anfänglich noch zu zauberhaften Heilzwecken Wärme spendende Flamme ein vielköpfiges, schlangenartiges Thier, gleichsam eine hundertköpfige Schlange zu sein, die Nahrung brauchte, oder es sah das Volk in den gewundenen

Bewegungen der ledenden Flammen ein Knäuel von eidechsenartigen Drachen, welche den Rachen aufsperrten, um mit dem Heißhunger, mit dem sie alles verschlangen und verzehrten, reiche Gaben und Opfer zu fordern. Die Zaubersflamme konnte nur leuchten und magische Wärme strahlen, um das Leben zu kräftigen und Krankheiten zu heilen, wenn sie durch Opfer genährt wurde. So brachte denn die kindliche Menge mehr denn je allerlei Gethier herbei, um es von der Flamme verzehren zu lassen, und wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit bemerkt, daß sich im Anschluß hieran zuerst die Kochkunst entwickelte. Das der Flamme übergebene geopfert Gethier wurde gebraten und anfänglich zum Zwecke der Krankheitsheilung verwendet, später indessen als gesundheitsstärkend überhaupt genossen, nachdem sich die Feuerzündung allgemein verbreitet und durch lange Gewohnheit im Laufe der Jahrhunderte sich ihres heiligen Charakters allmählich mehr und mehr entkleidet hatte.\* So, sehen

\* So erzählt uns Herodot (aus einer selbstverständlich schon spätern Zeit der Urgeschichte), daß die Perser, wenn sie opfern wollten, sich einen Myrthenkranz um den Kopfbund wanden, sodann führten sie das Thier an eine reine Stätte und flehten den Gott an, dem sie opfern wollten, doch baten sie nicht für sich allein, sondern flehten, „daß es allen Persern und dem Könige wohl gehen möge; dann wird das Thier getödtet, gekocht, und nun werden die Stücke auf frisches, duftiges Gras niedergelegt, worauf ein Magier dem Opfernden zur Seite ein Weihelied singt und nunmehr der Opfernde das Fleisch nach Hause nimmt, um es nach Belieben zu gebrauchen“. (Daß den Persern diese Opferspeise ursprünglich heiliger und stärkender erschien als das rohe Fleisch, ist hierbei selbstverständlich.) In späterer Zeit, da der Seelenbegriff schon mehr zur Geltung gekommen war, glaubten die Perser, daß die Götter nur die Seele des Thieres als Opfer verlangen und das Fleisch als Stärkung nicht nöthig haben und verschmähen, sie verbrannten deshalb das Thier nicht, wie es anderwärts bei vielen Völkern geschah, in dem Glauben, daß sie hiermit das Opfer verunreinigen könnten und das Feuer, das den Göttern geweiht ist, entheiligt würde. Die Furcht vor dieser Entweihung ging so weit, daß derjenige mit dem Tode bestraft wurde, der in die Flamme hineinblies, um sie durch seinen Mund anzufachen. (Vgl. Herodot, I, Kap. 131 fg.) Was die Verbreitung und die Art des weitern Verfahrens betrifft, durch welches man die Kochkunst verallgemeinerte, so ist zugleich bei dieser Gelegenheit einer Art und Weise zu gedenken, welche Taylor das sogenannte „Steinlochen“ genannt hat. Nicht alle Völker, die das Feuer kannten und Stoffe opferten und Fleisch ins Feuer steckten und brieten, haben auch das Kochen der Speisen im Wasser oder das Sieden bereits gekannt. „Es gibt Rassen der Menschheit, wie die Australier, die Feuerländer, sammt einigen andern südamerikanischen Stämmen und die Bushmänner, welche nichts vom Kochen oder Sieden der Speisen

wir, nahm mit dem Aufkommen des Zaubers zugleich das Opferwesen einen bedeutenden Aufschwung, der so weit ging, daß die Träger der Gewalt allmählich darauf aufmerksam werden mußten und zum Mißtrauen und zur Eiferjucht angestachelt wurden. Je mehr aber die Sache der Priester die Sache des Volkes wurde, um so mehr mußte das feindliche Mißtrauen der Gewalthaber wachsen. So entstanden Parteinungen und langwierige Entwicklungskämpfe unter den Völkern, die häufig dazu führten, daß die Stämme ihren Wohnsitz wechseln und verlassen mußten. Wie innig das Opferwesen mit der Zauberei verwandt und verknüpft war, bezeugt uns unter anderm die Etymologie unsers deutschen Wortes Zauber. „Zauber“ hängt innig zusammen mit „zieser“, und zieser wurden alle opferbaren Thiere genannt, während „Ungezieser“ alle diejenigen Thiere

gewußt zu haben scheinen, als sie den Europäern zuerst bekannt wurden, während die höhern Völker, sowie auch ein großer Theil der niedrigeren, solange wir eine Kenntniß von ihnen haben, irdene und metallene Geschirre besaßen, welche sie mit Wasser füllten und zum Kochen über das Feuer setzten. Witteninne zwischen dem geschirrlosen Kochen ohne Wasser und dem mit Wasseransatz in Geschirren, liegt ein Verfahren, von dem man mit einigem Grunde glauben darf, daß es einst viel weiter verbreitet war. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Kochkunst, wie wir sie kennen, sich durch dieses Mittelverfahren entwickelt haben möge, für welches ich den Namen „Steinkochen“ vorschlage.“ (Vgl. Tylor, S. 336.) Dieses Verfahren bestand nun darin, daß ein Loch in den Boden gegraben wurde, das austapeziert wird mit roher, möglichst undurchlassender Thierhaut, sodasß dieses so ausgestattete Loch ein Becken bildet. Dieses Becken wird mit Wasser gefüllt und das Fleisch hineingethan. Um nun das Fleisch in diesem Erdloche zu sieden, wurden in einem Feuer Steine erhitzt und diese der Reihe nach in das Kochwasser hineingeworfen. Aehnliche Kocharten finden wir noch heute unter einer großen Anzahl von Völkern. Charlevoix, der vor einem Jahrhundert schrieb, sagt von den Indianern des Nordens, daß sie hölzernen Kessel gebrauchten, und das Wasser darin kochten, indem sie glühende Steine hineinwarfen, aber schon damals verdrängten eiserne Töpfe sowol diese Gefäße als das irdene Geschirr anderer Stämme. Belcher begegnete 1827 dem Gebrauche des Steinkochens unter den Eskimos von Jcy Cape. Von den Neuseeländern berichtet Cook, daß, „weil sie kein Geschirr haben, worin Wasser gekocht werden kann, ihre Speisebereitung gänzlich in Baden und Braten besteht“. Doch erscheint dies nach Fflirst nur in Bezug auf die Feuerländer und Australier richtig, da es sich zu ergeben scheint, daß die Maoris auf Neuseeland das Steinkochen kannten. Wie dem sei, die Töpferei, die sich nach der Feuerkenntniß immer mehr und mehr als nothwendig erwies, verdrängte, da sie merkwürdig früh in den Culturländern in Aufnahme kam, auch sehr rasch die primitivern Kocharten.

hießen, welche die Götter und Priester als Opfer verschmähten. Der „Zauberspruch“ hieß altnordisch *galdr*, althochdeutsch *kalstar*, und überraschend nahe liegt auch hier wieder „*kälstar*“, das Opfer. *Kälstar* und *kalstar* sind auch hier so verbunden wie *zampar* und *zëpar*, *saudh* (Opfer) und *seidh* (Zauber). (Vgl. Simrod, „Handbuch der deutschen Mythologie“ [3. Aufl.], S. 501.) Daß die „Priesterkämpfe“ unter den vom Mittelpunkte der religiösen Entwicklung abgelegenen Völkern nicht in gleicher Weise auftreten konnten, ist leicht erklärlich, da leicht zu übersehen ist, daß derartige empfindliche Wirkungen und Rückwirkungen nur im Heerde der Entwicklung selbst in der stattgehabten Weise in so hohem Maße entstehen konnten. Die entlegeneren Stämme erhielten ja das Schamanenthum und Priestertum überhaupt erst durch Nachahmung und Anstechung, und also aus zweiter Hand, und unter den verwilderten und rohern Jägervölkern, die zu keiner Seßhaftigkeit kamen, bildete dasselbe sogar nur ein lebloses Schattenbild gegenüber dem emporkommenden seßhaften und oft kastenartig ausgebildetem Priestertum der Culturvölker. Trotzdem entwickelten sich unter den Naturvölkern im kleinen heute noch häufig ähnliche Völkertämpfe ähnlicher Veranlassungen halber, und nicht selten kommt es vor, daß Zauberer sich zu Volksführern aufwerfen, um den Stamm zum Parteikampfe gegen die weltlichen Herrscher zu zwingen. Nicht immer siegten in solchen Kämpfen der Urzeit die Zauberer und Priester, allein auch nicht immer die weltlichen Gewalthaber, und oft wurde nur mit großer Anstrengung das übermüthig aufstrebende Priestertum gestürzt, während sich sehr oft Priester und Magier in den Besitz der weltlichen Herrschaft über ganze Länder und Völker setzten. Allein wie verschiedenartig dieser merkwürdige Rangstreit unter den Völkern während der Urzeit zum Austrag kam, und wie viel verschiedene Stellungen Priester und Fürsten unter den Stämmen zueinander einnahmen, immerhin eroberten sich die Zauberer und Priester eine von der weltlichen Macht bis zum gewissen Grade höchst anerkannte und geachtete Stellung, ja in den meisten Fällen suchten sich später Fürsten und Priester in ihrer Autorität sogar zu unterstützen und sich gegenseitige Zugeständnisse zu machen. So wurde nach harten Kämpfen eine gewisse Verjöhnung zwischen beiden Theilen geschlossen, ja bei einigen Völkern kam es zu einer so innigen Vereinigung von weltlicher und geistlicher Herrschaft, daß Fürstensöhne Priester wurden, während aus Priestern weltliche Richter und Könige hervorgingen. Dieses letztere Verhältniß zeigen uns besonders unter andern unsere eigenen Vorfahren, die alten Deutschen. (Vgl. Simrod, „Handbuch der deutschen Mythologie“ [3. Aufl.], S. 497.)

Sollten sich jene vielleicht Jahrhunderte der Urzeit umfassenden Ent-

wicklungskämpfe des Priestertums nicht den geschichtlichen Ueberlieferungen der zumeist davon betroffenen Völker eingeprägt haben, sollten in der That die Traditionen dieser Stämme nicht wenigstens Spuren hiervon bemerken lassen? Es ist in der That schwierig, diese so wichtige Frage in Rücksicht auf unsere wissenschaftlichen Hülfsmittel und in Rücksicht auf die bis jetzt vorgeschrittene Forschung der vergleichenden Mythologie und die sich hieran anknüpfende Untersuchung der Völkertraditionen überhaupt hinreichend sicher zu beantworten; aber wir dürfen trotzdem diese Frage nicht so kurzweg von der Hand weisen. Ist es doch dem Geschichtsforscher ebensowol wie dem vergleichenden Mythologen immerhin auffällig, wie tief und wie jezt sich hervorragende thatsächliche Einzelheiten und Vorkommnisse der Urzeit in den Traditionen und vorzugsweise in den sogenannten Mythen des Volkes (wenn auch phantastisch ausgeschmückt, entstellt und umkleidet) erhalten haben. Gernern wir uns an dieser Stelle nur sogleich der vielfach unter den Völkern verbreiteten Flutsage. Werfen wir einen Blick auf unsere Karte der Urzeit, so bemerken wir, wie viel Festlandsänderungen im großen Maßstabe während der Urzeit vor sich gegangen sein müssen. Wie viele Wassereintrüche und großartige Ueberschwemmungen müssen im Laufe der Jahrtausende stattgefunden haben, um die Völker auf ihren Zügen und Wanderungen zu hindern und sie nach dieser oder jener Richtung zu vertreiben. Wie wenig dürfen wir uns daher wundern über die große Verbreitung der Flutsage unter den Volkstämmen, und wie viele Völker hatten ähnliche Erlebnisse gerade in dieser Hinsicht aufzuweisen. Das Thatsächliche dieser Erscheinungen aber ist die Wurzel und der Grund zu jenen Mythen und den Anregungen der hieran angeknüpften Phantasiebildungen gewesen.\* Wenn wir aber hier deutlich beobachten, daß sich ein thatsächliches Ereigniß während der Zeit der Mythenbildung erhalten hat und tief eingegraben in den Traditionen fortleben konnte, so dürfen wir mit Recht voraussetzen, daß mehrere derartig hervorragende Erlebnisse und Thatsachen der Urzeit in den Völkertraditionen Wurzel schlagen konnten. Und dem genauern Forscher wird denn in der That nicht entgehen, daß dieses der Fall war. Wie wir in den Flutsagen an die größern Wassereintrüche und hervorragenden Festlandsveränderungen der Urzeit erinnert werden, so erinnern uns die Prometheus-sage und ähnliche hierher gehörige Mythen deutlich an die Feuererfindung und die sich daran anschließenden Ereignisse. In gleicher Weise haben sich auch

\* Vgl. Ludwig Diestel, „Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von Rudolf Virchow und Franz von Holzenborff“, Heft 137.

sehr viele hervorragende Helden und Kämpfe der Tradition einverleibt, um als Wurzeln in die Sagen Geschichte der Völker verwebt zu werden. Hierbei zeigt sich uns die merkwürdige Erscheinung, daß die hervorragenden Helden und Kämpfer durch den Nimbus und die vergrößerte Verklärung der Erinnerung stets gleichsam zu erhabenen Menschen und „Riesen“ werden. So haben denn in der That eine sehr große Anzahl von Völkerstämmen Erinnerungen an riesige Kämpfe, oder besser an Kämpfe mit Riesen bewahrt, Erinnerungen, die an blutige und gewaltige Kämpfe mit Nachbävölkern anklängen. Allein unter allen Riesensagen und Riesen-erinnerungen der Völker sind keine hervorragenden und in ihrer Art spezifischer und eigenthümlicher als die der indogermanischen und semitischen Stämme. Es zeigt sich hier bei genauerer Untersuchung der Riesen-erinnerungen, daß sie in Verbindung mit den Gottheitsbegriffen gebracht worden sind, und schon dieser Fingerzeig muß uns an das Priestertum und die mit dem entstehenden Gottheitsbegriffe und den Göttern zunächst verwandten Gestalten erinnern. Bei den großen Entstellungen, die stets die thatsächlichen Traditionen durch die anknüpfende Mythenbildung erfahren haben, sind wir heute nicht mehr im Stande, aus den Sagen allein rückwärts die Thatfachen klar zu erkennen, und wir müssen uns vorläufig begnügen, in den Titanen- und Gigantensagen und den Vorstellungen der „Himmelstürmer“ nicht undeutliche Anklänge an die kriegerischen und kämpfenden Priester der Urzeit aufzufinden. Der genauere Forscher wird in diesem hier bezüglichen Sagentreife mancherlei auffinden, daß an das übermüthig sich auflehrende und nach Herrschaft strebende Priestertum der indogermanischen Urzeit erinnert. Ohne mich auf Einzelheiten einzulassen, die, wie schon im Texte erwähnt, dem mit dem Material betrauten Detailsforscher überlassen werden müssen, will ich im Vorübergehen noch an die Phlegyer erinnern, deren hervorragendster Charakterzug Uebermuth und Frevel gegen Menschen und alle Oben ist. Der Uebermuth und die Ueberhebung ist es, die den Ahnherrn Phlegyas und andere seines Stammes zu den Qualen des Tartaros führt. „So überhebt sich auch nach einer brahmanischen Legende Bhrgu übermüthig über seinen Vater (der hier Varuna heißt)“ u. s. w. Die ausführliche Legende sehe man in Weber's Uebersetzung („Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“, IX, 240 fg.), wo Weber in der Besprechung auch bereits den Phlegyas mit dem Bhrgu etymologisch gleichsetzt und uralte Uebereinstimmung mit den Sagen von den übermüthigen Phlegyern angenommen hat. Wenn Müller ferner („Orchomenos“, S. 191) in dem Namen und somit in dem Wesen der Phlegyer ganz besonders ritterliche Waffengeübtheit nachweist, so stimmt

auch dies mit den Bhrgus, denn nach der spätern Ueberlieferung soll Bhrgu den dhanurveda oder die Wissenschaft des Kriegswesens offenbart haben. (Vgl. Wilson, „Vishnup“, S. 284.) Dieser Zug übermüthiger Kraft und kriegerischen Wesens muß demnach auch schon in dem Grundwesen der Bhrgus und Phlegyer enthalten sein. (Vgl. Ruhn, S. 22 fg.) Aehnliche Züge finden sich in den semitischen Sagenkreisen. Ueberhaupt spielt der Begriff eigennütziger und gotteslästerlicher Ueberhebung, die zu Kampf und Streit gegen die Obrigkeit führt, in dem hierher gehörigen Sagenkreise der betreffenden Völker eine große Rolle. Hieran zunächst schließt sich in dem semitischen Sagenkreise zugleich die Ausweisung aus dem Paradiese, welche durch Verführung der „Feuerschlange“ veranlaßt, zur Ueberhebung des Menschen führte und seine Verstößung und Wanderung aus den paradiesischen Gefilden zur Folge hatte. Die Riesensagen nehmen bei den alten Deutschen bekanntlich eine ganz besonders hervorragende Stellung ein, da aus dem Rieseengeschlecht hier die Götter entstanden sind. Dem sorgfältigen Forscher wird es leicht sein, die hierher gehörigen Sagenanklänge zu sammeln, und so mag es gelingen, bis zum gewissen Grade die zusammenhängenden Spuren dieser Traditionen zu entdecken, die als gemeinsame Wurzeln allen diesen Sagenverzweigungen zu Grunde liegen. Man hat, wie bereits erwähnt, alles hierher Gehörige bisher für bloße Dichtung und Erfindung gehalten, doch verweise ich bezüglich der Einschränkung dieser Ansichten auf den folgenden Abschnitt, der die Theorie und das Wesen des Mythos behandelt. Für jetzt genügt es zu bemerken, daß die Eigenthümlichkeiten der betreffenden Sagen in einzelnen Zügen einen Charakter der Vorstellungsweise an sich tragen, der in seiner Art zu wenig begrifflich macht, wie er auf dem Wege bloßer phantastischer Ideenassociation entstanden sein konnte. Denn immerhin bleibt es sonderbar, wie die natürliche und naiv erfinderische Betrachtungsweise die Menschen ohne jeden bestimmtern Anhaltspunkt zu übermüthigen Stürmern des Himmels machen konnte. Der Himmelssturm mußte offenbar einen eigenthümlichen Streit zwischen den beiden kämpfenden Parteien voraussetzen, und dieser konnte nur entbrennen oder als entbrannt gedacht werden von einer Vorstellungsweise, welche sich noch nicht gewöhnt hatte, Menschen, Priester und Götter in erhabener Weise zu trennen. In der folgenden Zeit, wo die Phantasie herangereift genug war, um die Mythen auszuschnüden, oder gar deren vollständig zu erfinden, hätte aber das Gefühl der Trennung (sei diese Trennung auch noch so wenig erhaben gedacht) zwischen Göttern und Menschen bereits zu sehr gehindert, einen thatsächlichen Kampf zwischen zwei solchen Parteien zu erfinden und zu erzählen. So ergibt die genauere

Untersuchung der Art und Weise der Erzählung, daß wir es hier vielmehr mit Entstellung und phantastischer Ausschmückung gewisser Thaten zu thun haben, die sich zu tief eingepreßt hatten, als daß eine zweifelhafte Aufnahme ihre Eursfähigkeit und Verbreitung hätte hindern können.

So spricht aus den hier zu beachtenden Sagentreisen, wenn auch nur dunkel und undeutlich, ein Stück urzeitlicher Religionsgeschichte. Ueberhebung der priesterlichen Vertreter der Gottheit, und Frevel und Troß der weltlichen Machthaber, welche den Streit erbittert aufnahmen, führten zu furchtbaren, der Erinnerung riesenhaft erscheinenden religiösen Kämpfen, in denen Riesen und Götter bei späterer Ausschmückung und märchenhafter Einkleidung als hervorragende Gestalten eine bevorzugte Stellung einnehmen. Was sich in der ganzen Geschichte der irdischen Organismen spiegelt, das tritt nicht minder auf dem Gebiete des geistigen religiösen Gefühlslebens in den Vordergrund. Auch die geistigen Religionen kämpfen einen Kampf, einen Kampf um die höchsten geistigen Güter, einen Kampf um die Wahrheit, jede neu auftauchende Welt- und Himmelsanschauung ist eine Offenbarung, die sich durch berechtigten Kampf den Weg zum Siege zu bahnen sucht. Auch die mit ihren neuen Anschauungen, Künsten und Offenbarungen hervortretenden Priester und Magier der Urzeit mußten diesen nothwendigen Kampf kämpfen, sie mußten sich ihre Stellung erobern gegenüber den Trägern des frühern Cultus. Aber sie mußten bereit sein, sich mit diesen Trägern zu veröhnen und auszugleichen, sobald sie anerkannt waren und in ihrem Streben geduldet wurden. Gingen sie in ihren Herrschaftsgelüsten jedoch über das ihnen zugewiesene Gebiet hinaus, so mußten sie als die Uebermüthigen, sich Ueberhebenden und Frevelhaften erscheinen, und der in diesem Sinne geführte Kampf mußte zu Katastrophen führen. So gibt uns der Kampf, den die geistigen Offenbarungen kämpfen, in sittlicher Beziehung zugleich einen Fingerzeig zur Veröhnung, zur Ergänzung und zum Frieden. Die geistigen sich gegenübertretenden Weltanschauungen sollen sich nicht einander unterdrücken und aus der Welt schaffen, sondern sich in gegenseitiger Anerkennung friedlich miteinander nähern, sich dabei aber gegenseitig mit der Zeit abschleifen, um in einer höhern Harmonie das Bild der durchsichtigen Wahrheit zu entzleiern. Was die organische Welt in ihrer Einseitigkeit durch einen unlautern und unsittlichen Kampf zu Grunde richtet, das soll umgekehrt der Kampf der Weltanschauungen möglichst zu bewahren trachten, die Anschauungen sollen sich zu ergänzen suchen, um durch gegenseitige Schleifung und Reibung das Einseitige an sich selbst zu beseitigen und den Vorstellungsproceß aufzuhalten, sich in absurde Richtungen zu verlieren, welche nur dazu führen

können die Träger der einseitigen Anschauungen anmaßend und despotisch erscheinen zu lassen. Was von allen geistigen Richtungen und Bestrebungen gilt, gilt in gleicher Weise, ja vielmehr vorzugsweise auch von den Trägern und Vertretern der religiösen Weltbetrachtungsweise, sie vor allen andern müssen sich vor überhebenden einseitigen Richtungen hüten, welche sie absolutistisch machen und zu einer einseitigen geistigen Gewaltherrschaft führen, die endlich in Trümmer sinkt. Wir sehen, der Kampf um die Offenbarung kann in sittlicher Beziehung nur ein Kampf um die Berechtigung der Existenz sein. In diesem berechtigten Kampfe, geführt mit den berechtigten Waffen, wirbt die Offenbarung rechtmäßig Anhänger; wo indessen ihre Vertreter zu äußern Gewaltmitteln schreiten, um diese Anhängerzahl künstlich zu vermehren, da führt dieses Treiben und dieser einseitige Drang nach Herrschaft zu einseitiger Ueberhebung und zur unsittlichen Gewaltherrschaft. So erhebend es erscheint, wenn eine neue Weltanschauung gleichsam als eine Offenbarung nebst den sittlichen Gebräuchen und menschenfreundlichen Handlungen, die sie mit sich bringt, sich durch freie Ueberzeugung viele edle Anhänger erwirbt, so demüthigend erscheint es, wenn durch despotische Hierarchie und Gewaltherrschaft eine veraltete Anschauung um jeden Preis erhalten werden soll und kein äußeres Mittel gescheut wird, dieses Ziel künstlich zu erreichen. Beide Momente unsittlichen blinden Verfahrens zeigt uns bereits die Priestergeschichte der Urzeit. Demüthigend und furchtbar mußten den Völkern die Katastrophen erscheinen, welche durch die anmaßende Ueberhebung des Priestertums herbeigeführt wurden, erhebend aber war das ursprünglich auftretende Prophetenthum, das sich Bahn zu brechen suchte gegen die Widersacher, um die neue fortgeschrittenere Offenbarung durch Jünger und Anhänger zur Geltung zu bringen. So erscheint überhaupt die Geschichte der religiösen Entwicklung in allen denjenigen Partien erhebend, in denen ein hervorragender Vertreter mit edeln und berechtigten Waffen das Höhere und Bessere, das Humanere und Barmherzige zur Geltung zu bringen sucht gegen seine ungläubigen beschränkten Feinde und Widersacher. Als mit den neuen Erfahrungen der Gesichtskreis der Menschen sich erweiterte, da mußten nothwendig auch Vertreter einer neuen Offenbarung ins Leben treten, und solange diese in einem edeln und von echter Religiosität getriebenen Streben beharrten, um sich Anerkennung zu verschaffen, so lange war ihr Kampf nicht nur gerecht, sondern begeisternd und erhebend; denn diese neuen Propheten, die in den Gestalten der Flamines auftraten, waren in der That nach allen Seiten hin wirkliche Menschenbeglucker und hehre Culturbringer. Das Licht, das sie durch den gezündeten prometheischen

Funken verbreiteten, und die darangeknüpften Anschauungen und sittlichen Handlungen, waren gleichsam eine sonnenhelle Macht, welche beraufzog, um das bisherige Dunkel der thierisch-naïven Anschauung mehr und mehr zu erleuchten. Kein Wunder daher, daß neben äußern Momenten auch die sittlichen, innern Motive dazu antrieben, Partei für oder wider das neue Prophetenthum zu ergreifen, und kein Wunder, daß sich nach den verschiedensten Seiten hin alle Ereignisse dieser socialen Kämpfe den Traditionen eingeprägt haben und sich sogar hieran ein großer Sagentreis entspinnen konnte. Und fürwahr, wir werden mit Hinblick auf die Geschichte nicht verkennen, daß der Inhalt gerade dieses Sagentreises nicht ohne tiefern, sittlich anregenden Effect sein kann. Ja, so effectvoll war der Inhalt aller hierher gehörigen Sagenelemente, daß er mächtig die Poesie entflammte und noch in verhältnißmäßig später Zeit sehen wir einen Aeschylus die bedeutendsten Momente aller dieser Sagen zu einem großartig wirkenden Drama gestalten, das uns in lebendigen Farben ein Bild entwirft von dem tiefsittlichen Kampfe, durch welchen sich anfänglich die neuen Culturideen der Feuerzeit, welche die Menschheit veredelten, Bahn zu brechen suchten. Man hat sich vielfach um den Inhalt und die religiöse Grundidee der berühmten Prometheus des Aeschylus gestritten, und fast könnte man ein Buch füllen von den verschiedenen Interpretationen, welche diese Grundidee erfahren; aber es erhellt leicht, daß eine wirkliche Auslegung dieses merkwürdigen Dichterverks nur vollständig gelingen kann, wenn wir uns vertraut gemacht haben und eingebrungen sind in die Religions- und Culturgeschichte der Urzeit. Was ist wol die Religion, und welchen Werth hat eine tiefere und religiös zu nennende Idee eines Dichters ohne ihre Beziehungen zum wirklichen Leben, sie schwebte als pure Erfindung und bloßes Phantasiegebilde in der Luft und jände nicht das ergreifende und hinreißende Verständnis, das sie nöthig hat, um lebensfähig zu sein. So auch verhält es sich mit der Idee der Prometheus, sie erscheint uns tief und von ergreifendem Inhalt, weil sie mehr ist als bloße dichterische Erfindung, und weil sie zum Leben der Menschheit und zur innersten Entwicklung der Menschheit in einer lebendigen historischen Beziehung steht. Wir werden im folgenden Kapitel sehen, daß es sich bis zum gewissen Grade ähnlich verhält mit den Traditionen und Wurzeln überhaupt, an welche der Mythos sich vorzugsweise anlehnen konnte, um nach den verschiedensten Seiten hin lebensfähig fortzuzuwuchern und der Phantasie und der dichterischen Erfindungsgabe ein ursprüngliches Material zu weiterer willkürlicherer Verarbeitung zuzuführen, an dem das tiefere Interesse nicht erlöschen konnte.

## Der Mythos in Rücksicht auf die religiöse Entwickelungs- geschichte der Urzeit.

Der Aufschwung der Phantasie zur poetischen Begeisterung. — Der mythische Proceß als Bruchstück der ursprünglichen religiösen Entwickelungsgeschichte. — Die sittlich-poetische Begeisterung im Dienste der ursprünglich religiösen Weltanschauung. — Durch welche Stütze getragen geschah die allgemeinere Verbreitung der Mythen über verschiedene Völker hinaus mit verschiedenen Culten und Gotttheitsanschauungen? — Die Traditionen und die tiefeingreifenden geschichtlichen Erlebnisse und ihr Werth in Bezug auf den mythischen Proceß. — Die Traditionen als ursprünglich objective Wurzeln des Mythenaufbaues. — Der mythische Proceß verglichen mit dem Sprachproceß. — Das verständliche Wort als Schmelzproduct von innerer Sprachform und Laut, die ursprüngliche Mythe als Schmelzproduct von Elementen der kosmogonischen Anschauung und geschichtlicher Tradition. — Die Feststellung von Wurzelmeythen oder Stammsagen gegenüber den Fortbildungen und Verzweigungen derselben zu ausgebreiteten Sagentreisen. — Hinweisungen auf die Anfänge einer wissenschaftlichen Behandlung der heutigen Mythologie mit Rücksicht auf die Arbeiten von Steinthal, Spiegel, Müller und Kuhn. — Die Complicirtheit der im mythischen Proceß wirkenden Gesetze. — Der Begriff des Mythos und Hinweis auf die verschiedenen Entwickelungsphasen des mythischen Proceßes. — Das ursprüngliche Hervortreten des traditionellen Elements während der ersten Phase des mythischen Proceßes. — Die kosmisch-religiöse Symbolik und der vorherrschend physikalisch-religiöse Charakter der zweiten Phase. — Die Ausartung des Mythos nach seiten einer freien und willkürlichen poetischen Gestaltungs-gabe und der Uebergang des mythischen Proceßes in die kosmogonische Speculation während der letzten Phase. — Die im urwüchsigem Mythos gemeinsam verschmolzenen ethisch-didaktischen (historischen) und physikalischen Elemente. — Hinweis auf die gemeinsamen Ausgangspunkte des Priester- und Naturforschertums von der

Basis der im Mythos verschmoizenen religiösen und physikalischen Elemente.  
— Uebergang zum folgenden Abschnitt.

---

Wir waren nach der Feuererfindung in einen neuen Hauptabschnitt der Cultur- und Religionsgeschichte der Urzeit eingetreten. Die Phantasie, sahen wir, war es, welche durch die neu empor-tauchenden Ideen vorzugsweise mächtig angeregt wurde, und auch das primitive Nachdenken hatte einen tiefern Anstoß erhalten.

Wie viel anders begann sich jetzt dem Menschen die Außenwelt mit ihren Erscheinungen zu gestalten! Der alles vergeistigende Blick hatte sich aus dem irdischen Nächstenkreise verständnißvoll zum Himmel erhoben. Himmel und Erde hatten sich in der Vorstellung bewußtvoller geschieden und das Moment des Erhabenen begann mehr oder weniger die Anschauung zu verklären und das Gemüth zu beseligen. Das sich gen Himmel wendende Auge, das in die Wunder des Makrokosmos blickte, fühlte sich von einem neuen Bewußtsein getragen. Die Schwingen der Phantasie erhoben das Gemüth und machten es in einer nie geahnten Weise erschüttern beim Anblick der makrokosmischen Erscheinungen und Wirkungen. Aber die lebhafteste Phantasie war zugleich auch geschäftig diese Gefühle zu beruhigen; sie übermalte die kosmischen Objecte mit Farben, die dem kindlichen Geiste verständnißvoll waren, und kleidete die Außenwelt in ein Gewand dessen Aussehen möglichst wenig befremdlich war. Mangelte in diesen Anschauungen anfänglich die tiefere Erhabenheit, so war doch der Ideenassociation überhaupt eine Brücke gebaut worden, und der menschliche Geist hatte ein dauerndes Interesse gewonnen an den entferntern Vorgängen der ihn umgebenden Natur.

Was ihm früher mehr oder weniger gleichgültig schien, und wogegen ihn langjährige Gewohnheit nach Art der Thiere völlig abgestumpft hatte, das hatte sich durch den Verlauf der Entwicklung nunmehr mit einem Interesse umkleidet, das ewig neu und unauß-

löslich schien. Nicht etwa belebt hatten sich plötzlich vor seinen Augen die todten Objecte der Außenwelt, nein, lebendig schienen der Phantasie des Urmenschen alle Dinge vom Ursprung an; der todte abgebrochene Zweig, der Baum, ja selbst der todte Mensch schien der kindlichen Auffassung des frühesten Menschen noch in gewisser Weise ein Leben in sich zu tragen. Urmensch, Thier und Kind, sahen wir, drangen noch nicht vor zu einer klaren Todesvorstellung, alles um sie schien noch Leben zu athmen; aber nicht alles Lebendige um sie her übte ihnen Interesse ein. Die ihrem Gesichtskreis entfernter liegenden Gegenstände, oder das ihnen wiederum gleichgültig Gewordene erstarb an Interesse und ging unter in der indifferenten Betrachtung der Dinge. Aber der menschliche Geist war jetzt vorgeschritten, neue Erfahrungen hatten ihn entwickelt, und vieles ihm ehemals Indifferentes hatte sich vor seinem Blicke verzaubert, die Außenwelt war ihm eine andere geworden. Wo ehemals das Auge nur flüchtig hinwegstreifte, blieb es jetzt interesssvoll wie an einem zum ersten male gesehenen Gegenstande haften. Mächtige Wesen, die ihn sonst aus der Ferne gleichgültig mit gewohntem Blicke anstarrten, hatten sich jetzt von ihrem fernen Standpunkte den Weg zum tiefsten Innern und zum Herzen zu bahnen gewußt; die makrokosmische Umgebung hatte Sprache angenommen, eine Sprache, welche nun die kindliche Phantasie mehr und mehr verstehen und deuten lernte. Und als diese Sprache mit immer mächtigern Zungen zu reden begann, da eröffnete sich dem Geiste ein neues Reich des lebendigen Wirkens, und er trat ein in die ehemals nicht gekannten Gefilde der Poesie, in denen die gehobene Phantasie sich nunmehr zu tummeln begann.

Wir treten abermals in eine neue geistige Entwicklungsepoché des ursprünglichen Geisteslebens. Die neue gewonnene Weltanschauung beginnt ihre Rückwirkungen auf das Geistesleben zu äußern, Poesie und die von innerer Begeisterung getragene Gestaltungskraft

machen ihre ersten bedeutenden Einflüsse geltend, und der Mythos beginnt sich zu entfalten.

Die Periode der Mythenbildung ist ein Bruchstück der ganzen religiösen Entwicklungsgeschichte der Urzeit. Wie die Religion überhaupt ein Proceß ist, den wir aus seinen Wurzeln zu entwickeln und zu erklären haben, so in gleicher Weise auch der Mythos, auch er stellt einen Proceß dar, dessen äußere Veranlassungen und ursprüngliche Bedingungen wir einzusehen haben, um ihn zu begreifen. Wie der Sprachforscher die Entwicklung der Sprache nicht begreift, ohne die Gesetze der äußern Lautbedingungen studirt zu haben, so gelingt es gleichfalls nicht, den Proceß der Religion, und innerhalb der Religionsgeschichte der Urzeit den Proceß des Mythos zu begreifen, sobald wir uns nicht nach den äußern und innern Behikeln umgesehen haben, durch welche sich der mythische Proceß stützen und entwickeln konnte.

Wie weit hatte sich die Religion bereits unter den Urmenschen entwickelt zu der Zeit, wo der Geist allmählich das reiche Gespinnst von Sagen zu weben und zu gestalten anfang, das er anknüpfte an die neuerworbene makrokosmische oder kosmo-magische und anthropatische Götteranschauung, die ihn nach der Feuerzeit, wie wir sahen, umfing. Welche Phasen hatte die geistige Entwicklung bereits durchlaufen, und welche Anlagen waren zur Geltung gekommen, bevor die Phantasie so sehr in den Vordergrund treten konnte, daß sie auch die poetische Gestaltungsgabe zur Entfaltung brachte, welche die neu gewonnene Anschauung mit neuen Farben verklärte. Aber wir irren, wenn wir meinen, die Phantasie, die jetzt einen sehr hohen Aufschwung nahm, hätte sich in den Dienst der beliebigen Gefühle stellen können, und die geweckte Poesie hätte sich ursprünglich in den freiesten, ungebundensten Formen ergangen. Wäre die Urgeschichte des tiefern Gefühlslebens nicht in ihrer Art wesentlich eine Geschichte des religiösen Entwicklungslebens, so hätte vielleicht eine so frei waltende Poesie einen Boden des Gedeihens gefunden.

Aber die kosmo-magische Götteranschauung, welche, wie wir sahen, die neue Zeit heraufgeführt hatte, war in ihrer Art eine religiöse und von religiösen Gefühlen durchwehte Betrachtungsweise der Außenwelt, und unter dem Lichte und den Eindrücken dieser Weltbetrachtung allein konnte sich die früheste Phantasie poetisch entwickeln. Welches Verständniß hätten die frühesten Versuche der von der Phantasie belebten Poesie unter der Menge gefunden ohne Anknüpfung an die kosmo-magische Anschauung, die nach allen Seiten hin eine in ihrer Art tiefreligiöse war? Wie wenig kann es uns daher psychologisch auffallen, wenn wir anzunehmen Grund haben, daß die frühesten kindlichen Versuche der Poesie eben nur religiöse Erzählungen waren, die aus dem Munde begeisterter Priester kommend, sich anlehnten an die makrokosmisch erhabene Anschauung, um dieselbe zu verherrlichen und das religiöse Interesse für sie zu erhöhen. Doch wir irren psychologisch wiederum, wenn wir von vornherein meinen, jene primitivsten poetisch-religiösen Ergüsse einer priesterlichen Begeisterung wären ursprünglich mehr gewesen wie Eingebungen des Augenblicks, die, obwol sie Verständniß vorfanden, sich ebenso wie die Traditionen wirklicher Volkserlebnisse zugleich auch weit verbreiten und dauernd im Volke hätten erhalten können. Noch gab es keine Schrift, um die Gedanken zu erhalten und zu verbreiten, und nichts fand die begeisterte und gestaltende Phantasie vor, wie eine vom Augenblick gefesselte Volksmenge, deren Interesse im Laufe der geistigen Entwicklung so weit lebendig geworden war, daß sie sich gern in die begeisterte Betrachtungsweise der Dinge, welche die Priester lehrten, einführen ließ. Aber wie konnten aus diesen poetischen Ergüssen des Augenblicks und den vielfach wechselnden Auffassungen und Darstellungen derselben in Rücksicht auf die auserwählten Erzähler sich weitverbreitete Volkssagen, dauernd interessirende und objectiv verstandene Mythen entwickeln? Dasselbe Räthsel, was uns bei der Sprache bezüglich ihrer allgemeinen Verständlichkeit und Mittheilungsfähigkeit entgegentrat, treffen wir hier in Bezug auf den Mythos

von neuem an. Es bezieht sich auf die Mittheilungsfähigkeit, Verbreitung und Objectivität gewisser Sagen und Erzählungen, die zwar an einen allgemein verständlichen Hintergrund angesponnen, dennoch von allen Seiten im Grunde zu subjectiv erfunden auftraten, als daß sie objectiven Cours, größere Verbreitung und Dauer der Erhaltung unter vielen Völkern hätten erlangen können. Es nützt hierbei nichts, zur Lösung dieses psychologischen Räthfels (wie bei dem sprachlichen Proceß) sich auf die Anerkennung und Autorität der Persönlichkeiten zu berufen, aus deren Munde derartige dichterische Gestaltungen flossen; denn noch war das Gedächtniß der Menge nicht gestärkt genug, um derartige Erzählungen und Phantasieergüsse treu zu behalten und weiter zu geben, und selbst wenn dieses bis zum gewissen Grade schon hätte geschehen können, so hätten sich derartige Eindrücke und Aufnahmen zu rasch mit andern ähnlichen abgewechselt, und diese hinwiederum hätten sich mit ganz andern und von anderer Seite kommenden durchkreuzt und wären so vermischt und verwischt worden, und rasch genug hätten sich die Züge einer bestimmten Mythe gänzlich in Vergessenheit verlieren müssen, ohne sich dauernd und weit verbreiten zu können. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß uns hier bei Gelegenheit des Mythos abermals die Frage nach der Möglichkeit der allgemeinen objectiven Verbreitung derselben entgegentritt; denn handelte es sich bei der Sprache psychologisch um den genauern Nachweis einer allgemein und übereinstimmend angenommenen bestimmten Wurzellautverbreitung innerhalb gewisser Kreise, so handelt es sich hier in einer ganz ähnlichen Weise um die Erklärung einer möglichst homogenen allgemeineren Verbreitungsmöglichkeit gewisser Sagencomplexe innerhalb von größern Völkernkreisen, die ganz verschiedene Culten und Götteranschauungen ausgeprägt haben. Man hat wol gemeint, ein gewisser zusammenhängender Menschenkreis, der eine gleiche oder ähnliche Sprache entwickelte, und der zu einer gleichen Anschauung der Dinge vordrang und einem wenigstens ähnlichen Cultus ergeben war, mußte

hieran auch ähnliche Sagen und Mythen anspinnen. Aber wir vergessen einestheils nur zu leicht den lebendigen Vorstellungswechsel, der ursprünglich unter einzelnen Völkern den Gedankenaustausch beherrschte, als wir andererseits selbst bezüglich engerer Kreise die Art und Weise, in der ursprünglich die gestaltende religiöse Phantasie mit Eingebungen derartiger primitiver mythischer Bildungen hervortrat, nicht beachten. War der Vorstellungswechsel, der die Phantasie leitete, viel zu lebendig, um die treue Aufnahme derartiger Erzählungen in der Menge wirklich zu ermöglichen und zu erhalten, so traten ferner von anderer Seite viel zu häufig und zu rasch ähnliche und doch verschiedene derartige Kundgebungen auf, als daß Dauer und Treue der Verbreitung des Ueberlieferten nicht nur zu rasch hätten verloren gehen müssen. Was aber den gemeinsamen Hintergrund des Cultus anlangt, auf den man verwiesen hat, um den übereinstimmenden Bau vieler Mythen oder doch die große Verbreitung derselben unter verschiedenen Volkskreisen zu erklären, so war ohne Zweifel ein Götzenbild oder ein Gottheitsbegriff meist ein zu allgemeines und bestimmtes Merkmal für größere inhaltreiche Gedankencomplexe, als daß es als innere dauernde Stütze zur Erhaltung einer specifischen Mythe hätte dienen können. Zudem waren die Götzenbilder, wie viele Gottheiten, zumeist erst Producte einer spätern Zeit des mythischen Processes, in welcher sich längst, wie sich zeigen wird, die Ansätze und Anfänge zum eigentlichen Mythos gebildet hatten. Viele Völker aber, wissen wir, besaßen gar keine gemeinsamen Gottheiten, und es nahm dennoch bei ihnen der mythische Proceß eine gemeinsame Gestaltung an. Daraus ersehen wir, daß der äußere Gemeincultus mit seinen Symbolen allein für sich keine Stütze für die erste und ursprüngliche Verbreitung und den primitiven Aufschwung des mythischen Processes gewesen sein konnte. Der mythische Proceß bestand zudem bereits längst, als sich die sogenannten Gemeinculten bildeten. Die Sprachschöpfung konnte die Objectivität ihrer Wurzelverbreitung auf die Autorität stützen; denn ihre Bildung fiel in eine noch so

frühe geistige Entwicklung, da der Instinct bezüglich der Nachahmungsweise noch vorherrschte. Anders jetzt, da das geistige Innenleben sich bereits hoch entwickelt hatte und Gedankenaustausch und Vorstellungswechsel schon viel lebendiger und selbständiger waren. Zudem handelte es sich hier beim Mythos jetzt nicht mehr um Nachahmung und Wiedergabe von einzelnen kurzen Lauten, für welche Ohr und Stimme in bestimmten Menschenkreisen durch ähnliche Anlage der Ausbildung bereits bis zum gewissen Grade der Nachahmung entgegenkamen. Es sollten vielmehr jetzt ganze Ideen zusammenhänge möglichst treu wiedergegeben werden, um sich gleichartig zu verbreiten, und nicht das allein, es sollten dieselben sich auch nicht zu störend mit andern vermischen, sodaß sich der eigentliche Inhalt des Verbreiteten auflösen und völlig zerlegen konnte. Wir übersehen psychologisch leicht, daß es aus diesen Gründen ursprünglich keiner einzigen sogenannten Mythos (und wäre ihr Inhalt noch so poetisch gewesen) hätte gelingen können, sich deutlich weiter zu verbreiten, und dauernd zu erhalten, wären nicht bestimmte Behikel vorhanden gewesen, an welche sich der Mythendichter hätte anlehnen und auf welche er sich hätte bezüglich einer allgemeineren Verbreitung stützen können.

Worin bestanden aber diese äußern Behikel zur Anlehnung, und was gab es für natürliche Hilfsmittel, welche der religiösen Begeisterung und den priesterlichen Poeten als objective Stütze nicht sowol des Gedankenschwungs, sondern zur größern und leichtern Verbreitung ihrer Ideen und Dichtungen dienten? Wir übersehen leicht, daß diese äußern Stützen und die bezüglichlichen Anlehnemittel die objectiven und tief eingreifenden thatsächlichen Volkserebnisse waren, die ihrer allgemeinen Verbreitung halber von vornherein einen höhern Werth als bloße Mythen, Dichtungen und Sagen beanspruchten und die wir deshalb zum Unterschiede derselben Traditionen nennen. Die Traditionen verwachsen zugleich als Erlebnisse auf das innigste mit dem Charakter des Volkes, in ihnen spiegelt sich das sittliche

oder unsittliche Verhalten desselben, sie vererben und verbreiten sich aber gleichsam von selbst, weil sie als ursprüngliche Thatfachen keine Verbreitung erst mittelbar zu erlangen brauchen, sondern ursprünglich und unmittelbar, von allen oder vielen erlebt, eine solche allgemeine objective Verbreitung im Volke oder ganzen Volkskreisen ursprünglich besitzen. Zwar gehen die wirklichen auf Thatfachen und Erlebnissen beruhenden Volkstraditionen im Laufe der Zeit sehr rasch gleichfalls einer Entstellung entgegen, solange noch kein Hülfsmittel wie die Schrift vorhanden ist, um dieselben rasch und dauernd zu fixiren, aber trotz großer Entstellung bleiben Reste und Kerne derselben ihrer allgemeinen Verbreitung wegen dennoch dauernd haften und sind im Grunde, da sie sozusagen in Fleisch und Blut des Volkes übergingen, in diesem Kerne gar nicht wieder auszurotten.

Als die religiöse Begeisterung, die sich der makrokosmischen und erhabenen Götteranschauung zuwandte, die Phantasie entflamnte, da fanden die Mythendichter bereits eine Reihe solcher dichtgewachsener imponirender Stämme festhaftender Volkstraditionen allerwärts vor. Außerlich betrachtet schienen ursprünglich diese Traditionen nichts weiter wie schlichte, selbstverständlich nicht einmal ganz gleich lautende Erzählungen zu sein, aber der Kern derselben besaß, wie erwähnt, eine allgemeine dauernde Verbreitung innerhalb des Volksstammes, und in eben der Weise, wie jeder einzelne Mensch gewisse Erlebnisse seines Lebens oft und gern und mit Interesse andern erzählt, so auch ein ganzes Volk: es besitzt ein natürliches und psychologisch leicht erklärliches und angeborenes Interesse der Reproduction für seine geschichtlichen Erlebnisse, die es einst tief erschüttert haben. Was sich heute noch unter den Völkern zuträgt, das vollzog sich bereits in der Urgeschichte. Die wirklichen Erlebnisse des Volkes wanderten äußerlich scheinbar sagenartig, aber unter allgemeinsten Verbreitung und Dauer von Mund zu Mund, und wenn auch der Inhalt im Laufe der Zeit im einzelnen mannich-

sach gefärbt wurde, so erhebt sich doch, wie erwähnt, ein gewisser Kern, der das allgemeinste Interesse beanspruchte und zugleich die allgemeinste Verbreitung genoß. Was wunder, wenn die religiösen Poeten mit ihren scheinbar dichterisch eingekleideten Lehren und Hinweisen auf die makrokosmische Götteranschauung, an diese vorgefundenen Stämme der Traditionen gleichsam wie an objectiven Wurzeln anknüpften und ihre symbolischen Ausführungen und Gleichnisse von diesen Stämmen aus abzweigten, oder eben mit denselben innig verschmolzen. So sehen wir psychologisch die thatfächlichen Volkstraditionen als Wurzeln mit den subjectiven Mythendichtungen als bildliche Gleichungen, die sich auf die Götterlehre bezogen, einen innigen Bund eingehen; und so innig und fest wurde allmählich dieser Bund, daß die von den Mythendichtern umgedeuteten und erweiterten Volkstraditionen nunmehr bald dieselbe Verbreitung, dasselbe Interesse und endlich dieselbe Cursfähigkeit und Dauer in den Volkstreifen gewinnen konnten wie die ursprünglichen Traditionen selbst. Erst später, als die Mythenvbreitung eine schon größere Selbständigkeit angenommen hatte und das Mittel der Schrift ihr allmählich mehr und mehr zu Hülfe kam, brachten es hervorragende Mythendichter so weit, auch durch rein erdachte Sagen auf das Volk künstlich zu wirken, doch fügten sie mit Vorbedacht denselben bei, daß es wirkliche dereinstige Erlebnisse gewesen seien. Was ursprünglich unbewußt und instinctiv geschehen war, das that später der Mythendichter also mit Absicht und Bewußtsein, der größern Wirkung, der bessern und allgemeineren Verbreitung und des größern Interesses halber. Hatte früher und ursprünglich der Mythos an die Volkstraditionen nothwendig anknüpfen müssen, so schwärzte man später in die rein erdachten Sagen umgekehrt einen historischen, traditionell sein sollenden Kern ein, um dem Gefagten eine höhere Anerkennung und weitere Verbreitung und vor allem Dauer zu sichern. Allein wie bereits erwähnt entstanden derartige künstliche Historisirungen von Sagen erst in verhältnißmäßig späterer

Zeit, als die eigentliche Blüteperiode des Mythos bereits vorüber war und sich das eigentliche Interesse an demselben im Volke wieder zu verlieren drohte, oder doch schon beträchtlich abgestumpft hatte. — Werfen wir jetzt einen Blick zurück.

Der Ausgangspunkt und das Wesen des Mythos lag in der religiösen und von der begeisterten Phantasie getragenen kosmo-magischen Betrachtung der Dinge und der hieran geknüpften anthropopathischen Götteranschauung; aber die poetischen priesterlichen Ergüsse dieser hierauf bezüglichen Anschauungen und Hindeutungen mußten sich nothwendig ursprünglich anlehnen und unmittelbar amalgamiren mit den Volkstraditionen. Die Traditionen waren daher als Wurzeln gleichsam die Träger und Stützen eines weitverzweigten Sagenbaumes und reicher üppiger Mythenschöpfungen. Wie die Sprache sich aufbaut aus objectiven Wurzeln und den hieran sich anknüpfenden Lautbedingungen, deren Richtung zugleich durch die Anlage und Begabung der Stimmittel eines Volkes bedingt wird, so auch in ganz ähnlicher Weise beim Mythos, auch er sucht sich seine Wurzeln, an welche die Richtung der religiösen, beziehungsweise phantastischen Gestaltungsgabe ursprünglich anknüpft, um mit ihnen seine Schöpfungen möglichst zu verschmelzen und zu verbreiten und später abzuzweigen und umzuformen. Hätten die Mythen als religiöse Phantasiegebilde nicht jene objectiven Wurzeln gefunden, mit denen sie einen Verband eingehen konnten, so wären sie trotz ihres Hinweises auf die allgemeine, volkstümliche Götteranschauung, und trotz ihrer Anknüpfung an den Hintergrund der kosmo-magischen Anschauung überhaupt nur temporär auftauchende und rasch wieder untergehende Märchen geblieben. Bloße Märchen aber konnte eine damalige Zeit, die noch keine Schrift besaß, um auch das künstlich Interessante zu fixiren, auch noch nicht dauernd festhalten. Deswegen aber sind die eigentlichen Mythen, die sich erhalten haben, von Bedeutung eben mehr als bloße Göttermärchen, weil sie durch die ursprüngliche Verschmelzung und Anlehnung ein traditionelles

geschichtliches Element als Wurzel ursprünglich aufgenommen haben, an dem sie sich emporranken mußten, um fortzuwuchern.\* Leicht konnte es im Laufe dieser Fortwucherung aber geschehen, daß dieses aufgenommene geschichtliche Element, das die erste und ursprünglichste Eursfähigkeit und Verbreitung, und damit allein die feste Erhaltungsdauer der Mythe sicherte, so sehr durch die sich allmählich daran ausdehnende Dichtung übersponnen und gleichsam verschüttet wurde, daß wir heute nichts mehr von ihm zu erkennen vermögen. Und so erklärt es sich leicht, daß wir nur noch bei den wenigsten Mythen deren Wurzeln durch Analyse klar herauszufinden im Stande sind. Nur der Rückblick auf den psychologisch folgerichtigen Verlauf der Urgeschichte kann uns darauf hinweisen, daß in einer Reihe von Sagen, unter denen die Flutsage als Beispiel obenanstehen möge, ein wirklich thatsächlicher Kern steckt, und hinwiederum nur der Seitenblick auf die folgerichtige Entwicklungsgeschichte kann uns dazu verhelfen, die mit Absicht vorgenommenen sogenannten Historisirungen später entstandener purer Sagen aufzudecken und zu erkennen.

Allein viele Volkserzählungen, die wir heute als echte Mythen und Erfindungen betrachten, sind in der That Abzweigungen und erst später scheinbar selbständig gewordene sagenhafte Erzählungen, die sich ursprünglich anlehnten an größere Stämme, bei denen wir nach genauerer Untersuchung auch die historischen Wurzeln zu entdecken im Stande sind.

Wir sehen, der Mythos ist ein Proceß, der mit der Sprache in seiner Art die größte Aehnlichkeit zeigt. Waren es bei der Sprache Worte und Gedanken, die sich verständnißvoll zu verbreiten hatten,

---

\* Erst durch dieses aufgenommene Element aus den thatsächlichen Erlebnissen des Volkes kam zugleich auch ein wirklich anerkannt etbisches lehrreiches Moment in den mythischen Proceß, das sich in ihm erhielt, bis es mehr und mehr zurückgedrängt wurde durch die rein physikalischen Betrachtungen und Ausführungen der kosmischen Anschauung. (Vgl. unten.)

so sind es hier Gedankencomplexe und zusammenhängende Ideen, die nach allgemeinem Verständniß und nach objectiver Anerkennung und Verbreitung in Volkskreisen streben. Die an die Wurzeln der Sprache sich anlehenden Biegungen, Fortbildungen und Zusammensetzungen, sahen wir, konnten sich nur dadurch eine allgemein verbreitete Annahme, Allgemeinverständlichkeit und objective Verbreitung erwerben, daß sie sich anlehnten und sozusagen gestützt und getragen wurden von der allgemein anerkannten Autorität, welche alle beachteten und von der die Menge sich gewöhnt hatte aufzunehmen. Man könnte meinen, auch beim Mythos hätte die Autorität das Gesagte und Gepredigte von vornherein stützen können, um sich eine allgemeinere Verbreitung zu sichern. Aber die Zeit, wo die Autorität auf niederer Entwicklungsstufe noch eine so absolute Macht auch für die innere geistige Heranbildung eines Kreises von Mitgliedern auszuüben im Stande war, war längst vorüber. Bei der ursprünglichen Ausbildung und Entwicklung der Sprache war das Nachahmungsvermögen des einzelnen, das sich auf den Mittelpunkt des Kreises concentrirte zudem nicht nur in seiner Art noch stetiger, sondern auch durch die physische Anlage der gemeinschaftlichen Stimm- und Lautbegabung gebundener. Alle diese Bedingungen, die für den Sprachproceß, wie wir sahen, zusammentrafen, um Einheit, Objectivität und Allgemeinverständlichkeit der geschaffenen Worte zu sichern, waren jetzt auf dieser viel höhern Stufe der Geistesentwicklung nicht mehr vorhanden. Die Selbständigkeit der einzelnen war schon viel größer und die Autorität für begeisterte kernige Reden von um so niedrigerem Werthe, als solcher Reden zu viele innerhalb eines Kreises sich Geltung zu verschaffen suchten. Mochte daher bezüglich sagenartiger Erzählungen in Rücksicht auf die allgemeine religiöse Weltanschauung das Trefflichste erfunden und gesagt werden, es stand wie eine märchenhafte Erfindung doch nur in der Luft, ohne sich über den allernächsten Kreis hinaus verbreiten zu können, hatte es nicht

zugleich deutliche Beziehungen und Anlehnepunkte zu Thatsachen, lebendigen gemeinsamen Erlebnissen und Traditionen.

Wie wir noch heute täglich wahrnehmen, daß sich nur diejenigen sogenannten Schlagworte allgemeiner verbreiten können, die in Bezug auf ein gemeinsames Erlebnis, Tagesereigniß oder Personen des Tages erfunden werden, so auch in ganz der nämlichen Weise verhält es sich mit dem Mythos. Seine erste allgemeinere Verbreitung sicherte sich nur, wenn er sich zu Erlebnissen, Thatsachen und Traditionen, die eo ipso objectiv waren, in Beziehung setzte. Wie die Wurzelfortbildung der Sprache, wie wir früher sahen, nur an der Hand der leitenden Autorität Allgemeinverbreitung und Objectivität gewann, so auch in derselben Weise der Mythos, seine religiösen Hinweisungen auf die Götter u. s. w. erhielten nur Verbreitung, wenn sie sich an eine objective Autorität anlehnen konnten. Waren aber bei der Sprache die objectiven Wurzelfortbildner die hervorragenden Führer des Volkes, denen die Aufmerksamkeit und die Nachahmung allgemein folgte, so ist diese Autorität für die vorschreitende Mythenbildung das ganze Volk selbst mit seinen Erlebnissen, seinen Erfahrungen und Traditionen. Hätte sich der ursprüngliche mythische Proceß zu dieser lebendigen Unterlage des Volkes nicht in Beziehung gesetzt, so wären also, wie wir einsehen, seine Producte ohne Halt und ohne Stütze gewesen, sie hätten als bloße und pure Phantasiegebilde nur wie Seifenblasen in der Luft geschwebt, um rasch wieder zu zerrinnen, ohne sich haften bleibende Verbreitung und allgemeinere Cursfähigkeit erwerben zu können.

Der mythische Proceß besitzt also, wie wir überblicken, ein inneres wie ein äußeres Behiel, durch welche er vorschreitet. Sich aufbauend auf der Grundlage der Phantasie und dem Gebiet einer ursprünglich noch religiösen Poesie, findet er zunächst seine innern allgemeineren Stützpunkte in der zeitgemäßen Welt- und Götterschauung, die sich als solche verbreitet hatte und das Menschenthum der damaligen Periode, wie wir sahen, beherrschte. Aber diese innere

Anlehnung an die religiöse Weltanschauung sichert vorerst nur die Verständlichkeit des Gesagten in einem engeren Kreise. Sollte sich eine bestimmte, in ihrer Art lehrreiche Göttererzählung als sogenannte Mythe allgemeiner im Volke verbreiten und haften bleiben, so mußte sich die begeisterte Phantasie zugleich auch nach äußern Behikeln und Stützpunkten umthun. Diese äußern und objectiven Stützpunkte nun fanden sich naturgemäß, wie dargestellt, in den allgemeinen Volks-erlebnissen und Traditionen. Der mythische Proceß bildet daher psychologisch genau genommen ursprünglich eine Brücke zwischen der religiösen zeitgemäßen Weltanschauung und den sittlichen Erlebnissen des Volkes und dessen Traditionen. Gehen die Traditionen hauptsächlich von den sittlichen, lehrreichen Lebenserfahrungen und äußern allgemein empfundenen geschichtlichen Erlebnissen aus, so beginnt, da sich auf Grundlage der Phantasie und Poesie der mythische Proceß erhebt, sich nunmehr eine Wechselwirkung zwischen den äußern Erlebnissen und überlieferten Thatfachen des Volkes einerseits, und seiner innern physikalisch-religiösen, makrokosmischen Anschauung andererseits zu entwickeln, und die Verschmelzungsproducte dieser innern und äußern Anregungen bilden den Ursprung der ersten Mythen. Will man die Vergleichung des mythischen Processes mit dem Sprachproceß aufrecht erhalten, und wie wir erkennen sind Gründe hierzu vorhanden, so können wir mit Recht jene zuerst zu ganz allgemeiner Verbreitung unter gewissen Volkskreisen gekommenen ersten Verschmelzungsproducte dieser Art Wurzelmythen nennen; denn diese zuerst und allgemein anerkannten Stammsagen bilden in der That im wahren Sinne des Wortes einen Wurzelstamm, aus dem sich in späterer Zeit durch Anbildung und Umdeutung eine große Reihe einzelner kleiner Nebensagen abgezweigt haben, die erst hinterher selbständig geworden, nur dadurch verständliche Verbreitung fanden, daß sie sich ursprünglich anlehnten an eine Wurzelmythe, die bereits die allgemeinste Verbreitung und das verbreitetste Interesse genoß. Verfolgen wir den ursprünglichen mythischen Proceß genauer, so

werden wir immer mehr erkennen, welche Ähnlichkeit er mit dem Sprachproceß besitzt. Wie sich in der Sprache an die Wurzeln die fortgebildeten Laute ansetzen und durch Biegungen, Abzweigungen und Zusammensetzungen neue Laute für neue Bezeichnungen entstehen, so in einer ähnlichen Weise im mythischen Proceß. Auch hier tauchen allmählich von den Wurzelmuthen aus Abzweigungen und Anhängsel auf, die leicht einen mehr oder weniger selbständigen Charakter annehmen, oder, wie es mannichfach vorkommt, als Einschachtelungen und Episoden zur Wurzelmuth im deutlichen Zusammenhange bestehen bleiben. So krystallisiren sich gleichsam um eine solche Wurzelmuth ganze Sagenkreise in einer ähnlichen Weise, wie sich um eine Grundbedeutung mit bestimmtem Laute eine Reihe von ähnlichen Bedeutungen mit abgeleiteten Lauten gruppiren. Fällt dem Etymologen und dem vergleichenden Sprachforscher die Aufgabe zu, diese Ableitungen und im Zusammenhange stehenden Lautgruppen aufzusuchen, nach den Gesetzen ihrer Umbildung zu forschen und die Sprachen der im Zusammenhange stehenden Völkergruppen genauer zu vergleichen, um so immer genauer die gesetzlichen Zusammenhänge zu entdecken, so fällt eine ganz gleiche Aufgabe, wie wir sehen, dem Mythologen zu. Auch der Mythologe hat die Wurzelmuthen festzustellen, dieselben in die Grundbestandtheile, welche sich in ihnen von seiten der Tradition und von seiten der religiösen Uranschauung ursprünglich verschmolzen haben, zu zerlegen und endlich diejenigen Muthenreihen festzustellen, welche sich aus innern und äußern gesetzlichen Gründen an den bestimmten Wurzelmuthus anlehnen, sich von ihm abgezweigt haben und mit ihm in Verbindung stehen. Aber nicht nur die Wurzeln und Abzweigungen sowie die mythologischen Gesetze der Umbildung hat der Muthenforscher festzustellen, sondern ganz ebenso wie der vergleichende Sprachforscher hat er auch die Muthengruppen aller derjenigen Völker zu vergleichen, von denen wir bereits in Rücksicht auf den Sprachproceß auf das genaueste wissen, daß sie in einem bestimmten Zusammenhange gestanden haben,

Wir unterlassen an dieser Stelle die weitem Ergebnisse dieser an sich einleuchtenden und naheliegenden Ausführung. Da es bisher noch gänzlich an einer genauern Theorie des Mythos in psychologischer Beziehung fehlte, so kann es uns nicht wundernehmen, daß die Mythologie als eigentliche Wissenschaft sich neben der wissenschaftlichen Sprachforschung nur erst soeben einzuführen beginnt. Dennoch existiren bereits die besten Anfänge zu einer wissenschaftlichen Mythologie, und es sei uns gestattet hier im Texte auf die Arbeiten von Steinthal, Max Müller und Spiegel in dieser Beziehung hinzuweisen. Aber auch eine vergleichende Mythologie finden wir bereits in gewisser Weise in Angriff genommen, und es ist bekanntlich das hervorragende Verdienst Adalbert Kuhn's, durch seine trefflichen Arbeiten dieser jungen Wissenschaft einen größern Aufschwung verliehen zu haben.

Wie bereits hervorgehoben, ist der eigentliche mythische Proceß in seinen geheimwirkenden Gesetzen bisher noch meist unerkannt geblieben, und es wird nur erst die Aufgabe der Zukunft werden, diesen Gesetzen in einer möglichst ähnlichen Weise auf die Spur zu kommen, wie das früher mit den Sprachgesetzen der Fall gewesen ist. Aber wir können nicht umhin, vom psychologischen Gesichtspunkte zu bemerken, daß diese Gesetze in ihrer Art mannichfach complicirt erscheinen, zumal wir uns bis jetzt gewöhnt haben, mancherlei unter den Begriff des Mythos zu fassen, was genau genommen als Product einer geistigen Entwicklungsperiode angehört, die nicht mehr mythisch zu nennen ist, obwol sie aus dem ursprünglich mythischen Proceß hervorgegangen ist. Es gehören hierhin alle diejenigen Dichter- und Sängersproducte einer spätern Zeit, in welcher sich der mythische Proceß bereits in kosmogonische Speculation und in Phantasiegebilde selbständiger und frei erfundener Art aufzulösen beginnt; Producte, welche also zu einer Zeit entstanden, in welcher sich die unmittelbaren und gleichsam ursprünglich unbewußt wirkenden Gesetze nicht mehr wirksam erwiesen. In diese Zeit, in der sich der ursprüngliche

mythische Proceß also bereits losgelöst hatte von dem ersten natürlichen Boden seines Wachstums, fallen beispielsweise auch alle diejenigen sogenannten Mythen, von denen wir im Hinblick auf den thatsächlichen Verlauf der Geschichte nachweisen können, daß sie gleichsam mehr aus der Luft entstanden und künstlich erfunden wurden, obwohl sie als historisirte Erzählungen gegeben werden.

Schon hieraus erkennen wir, daß wir den Begriff des Mythos sehr gedehnt und umfassend uns bisher anzusehen gewöhnt haben. Wollen wir in gewisser Weise diese allgemeine Auffassung des Mythusbegriffs gelten lassen, so dürfen wir wenigstens nicht verkennen, daß der mythische Proceß eine ganze Reihe von Entwicklungsphasen durchlaufen hat, die wir scharf auseinanderzuhalten haben. Und in Rücksicht auf diese Phasen ist nun leicht aus der Natur des mythischen Processes zu erkennen, daß in der ersten Zeit, in welcher sich vorzugsweise die ursprünglichen Wurzelmythen krystallisirten, welche sich als sogenannte Stammsagen allgemein im Volke verbreiteten, auch das der historischen Tradition entlehnte Element mehr betont wurde und durch Nachdruck in den Vordergrund trat. Denn in diesem Verschmelzungselement lag, wie wir sahen, das äußere Hilfsmittel und die Stütze, durch welche allein die sich ausbildende Mythe in allgemeinem Curs kommen und verbreitete Aufnahme gewinnen konnte. Nachdem sich indessen die Wurzelmythen als Stammsagen ihre erste ausgebreitete Aufnahme neben allgemeiner Cursfähigkeit und dauernd festhaftendem Interesse errungen hatten, da beginnt nun allmählich eine zweite Phase des mythischen Processes. Die Wurzelmythen werden fortgebildet und gewinnen Abzweigungen, Ansätze, Einschüßel und auch Umdeutungen mit größerer, selbständigerer Rücksichtnahme und nachdrucksvollerem Hervortreten des religiösen Elements, das sich, wie wir sahen, auf die herrschende Welt- und Götteranschauung bezog. Innerhalb dieser zweiten Phase tritt daher bereits

eine gewisse „kosmische Symbolik“ in den Vordergrund, so daß unter der Art der Erzählung das aus der historischen Tradition geschöpfte und verschmolzene Wurzelement allmählich so entstellt wurde, daß es oft schwierig erscheint, es herauszufinden, ja oft konnte es gleichsam so begraben und verschüttet werden, daß wir es trotz schärfster Analyse nicht mehr entdecken. Während der dritten Phase des mythischen Processes, in der bereits die Erfindung der Schrift sich als wirksam erweist, beginnt nun der Mythos nach seiten der selbständig erfindenden Phantasie gänzlich auszuarten, er emancipirt sich allmählich sogar mehr und mehr von der Basis der religiösen Weltanschauung und nimmt theilweise einen irreligiösen, sehr unsittlichen Charakter an. Sagen und Erzählungen werden erfunden und mit Hülfe gefälschter Historisirungen möglichst verbreitet zu den verschiedensten Zwecken. Während aber so der mythische Proceß nach einer Seite hin gänzlich ausartete, beginnt er andererseits, von der intellectuellen Entwicklungsseite des Geistes (die, wie wir im Folgenden zeigen werden, durch die Stülze der neu erfundenen Schrift ihren ersten großen Aufschwung nahm) ergriffen, sich in die kosmogonische Speculation umzubilden. Auch in den ersten Producten der religiös begeisterten philosophischen Kosmologen läßt sich noch deutlich das Wirken und Walten des mythischen Processes erkennen; aber das Moment der religiösen Phantasie wird hier bereits stark durchweht mit consequent ablaufenden Ideen, die in ihrer (wenn auch noch sehr kindlichen) Schlußfolgerungsweise, doch schon erkennen lassen, daß sich die ersten und frühesten Regungen des wissenschaftlichen Geistes Bahn zu brechen versuchen.

Wir ersehen, der Mythos durchlief als Proceß verschiedentliche Phasen, in denen sich zugleich jedesmal an seinem Wesen ein anderer Charakter offenbarte. Während in der ersten und ursprünglichsten Entwicklungsperiode, in der sich die Wurzelstämme bildeten, durch das Ueberwiegen der aus thatsächlichen Erlebnissen des Volkes

geschöpften Elemente, sich zugleich der ethische lehrreiche Charakter in den Vordergrund drängte, begannen während der zweiten Phase die physikalisch-symbolischen Ausführungen, die sich an die kosmische Betrachtung anlehnen, zu überwiegen. Und das darf uns in Rücksicht auf die bisherige Entwicklungsgeschichte nicht wundernehmen. Wir sahen ja deutlich, in einer wie nahen Beziehung die religiöse Begeisterung der Flamines und der Magier zu den geheimwirkenden physikalischen Kräften überhaupt stand, und wir erkannten ja wie die ganze emportauchende Weltanschauung der Feuerzeit auf das innigste getragen wurde von den ersten kindlichen physikalischen Kenntnissen, welche sich die Magier verschafften und auf welche sie ihrer geistigen Entwicklung gemäß hingewiesen wurden. Die Magi scintillae, das sahen wir, waren Priester geworden, aber sie waren ebensowol auch in ihrer kindlichen Weise Naturforscher und Naturkennner geblieben, d. h. solche, die sich ausdrücklich mit den zauberischen Geheimkräften der Natur befaßten. So, bemerken wir, lag eben in den frühesten Priestern der Urzeit gleichzeitig ursprünglich im Keime noch eingeschlossen und unentwickelt der spätere Naturforscher. Die weitere Entwicklungsgeschichte wird uns lehren, daß dieses Naturforschertum unter der Priesterwelt immer mehr und selbständiger zur Geltung kam, sodas es sich endlich emancipirte, ablöste und von hier aus auf eigene Beine stellte, um sich fort zu entwickeln. Priester und Naturforscher, die sich heute in unserer Zeit so gespannt in ihren Anschauungen gegenüberstehen, sind daher, wie uns die Entwicklungsgeschichte darthut, untereinander ursprünglich viel verwandter, als wir zu glauben geneigt sein dürften.\* Es hat eben

---

\* Diese Verwandtschaft begreift sich noch deutlicher in Rücksicht auf die Weltanschauung, welche die Basis der ganzen religiösen spätern Entwicklung ist. Wie es keine religiöse Weltbetrachtung gibt ohne Rücksicht auf gewisse physikalische Anschauungen, über welche die Naturforscher Herr sind, so auch gibt es umgekehrt keine wissenschaftliche Weltbetrachtung ohne Rücksicht auf eine sittlich-religiöse Grundlage, über die wiederum das Priestertum zu entscheiden sucht.

eine Zeit gegeben, in der die priesterliche religiöse Anschauung eine ursprünglich von physikalischen Betrachtungen ausgehende war, und diese Zeit spiegelt sich in einer ganzen Entwicklungsphase des mythischen Processes. Und umgekehrt gab es eine Zeit der frühesten Naturforschung, die in ihrer Art rein mythisch war. Während dieser Periode begann man vorzugsweise die Götter und Göttererlebnisse, die sich ursprünglich angelehnt hatten an die mehr oder weniger sittlich lehrreichen Volkserlebnisse, völlig symbolisch umzudeuten, indem man die Götter vorwiegend mit den Naturkräften in Beziehung setzte und die Handlungen und Wirkungen der Götter durch symbolisch physikalische Ausführungen ausschmückte. Bei dieser Entwicklungsrichtung, welche der mythische Proceß nahm, wird es daher ganz besonders erklärlich, wie sich bei immer größerem Wachstum der geistigen Kräfte hieraus später eine primitive Art von Naturphilosophie herausbilden konnte, wie wir sie in den frühesten Producten der Kosmologen thatsächlich besitzen. Von hier aus bis zur eigentlichen Naturphilosophie der Hellenen war freilich noch der Weg immerhin weit, aber wir erkennen doch bereits den Anstoß, den nach dieser Seite hin die physikalische Entwicklungsweise des mythischen Processes ursprünglich erhalten hatte. Aber wohin verlor sich denn während dieser Periode das eigentlich ethische und didaktische Moment, das der Mythos ursprünglich, wie wir sahen, durch die religiöse und historische Beziehung mit aufgenommen hatte? Diese Frage dürfen wir nicht mit Unrecht stellen. Wir werden psychologisch nicht verkennen, daß während der mehr physikalischen Periode des Mythos das eigentlich ethische Element durch eine hohle mythische Natursymbolik zurückgedrängt wurde, und so kann es nicht auffallen, wenn

---

So also, sehen wir, sind Naturforscher und Priester auf Ausgleichungen, d. h. auf Wechselwirkung in ihren Fortschritten verwiesen. Entstehen aber wissenschaftliche Spannungen zwischen diesen Forschern, so erklären sich diese nur dadurch, daß die wissenschaftliche Wechselwirkung aufgehört hat und durch beiderseitige Irrwege Mißverständnisse eingetreten sind.

wir während der Ausartung des mythischen Processes beobachten, daß der Mythos nach der sittlichen Seite hin sich nicht vertiefte und die Sagen und Erzählungen späterer Zeit durch freie Erfindung, durch Absicht und Leichtsinns oft völlig unsittlich verunstaltet wurden. Mit dieser Ausartung sank die Religion der Urzeit überhaupt, das ethisch-praktische Element der Religion, das sich in der sittlichen Achtung vor dem ehrwürdigen Alter, vor dem weltlichen Oberhaupt und dem priesterlichen Seher und Propheten und dem entsprechend den Gottheiten gegenüber, offenbart hatte, begann sich abzustumpfen, und es bedurfte in späterer Zeit, wie wir sehen werden, erneuter tieferer Anregungen von seiten der Religionsstifter, um das fast verlorene sittliche Element des religiösen Processes wieder zur vollen Geltung zu bringen. Die letztere Phase des mythischen Processes leitet also zugleich die Auflösung des eigentlichen Mythos ein, die in ihm vorhandenen Elemente beginnen sich hier zu sondern und zu zerlegen. Die im Mythos lebendig wirkende Phantasie, die der Hebel des ganzen Processes war, geht mehr und mehr in begeisterte Dichtkunst über, um welche sich die übrigen Künste in neuem Aufschwunge gruppieren, das physikalische Element, das sich auf die ursprünglich kosmisch-magische Anschauung stützte, führte zur kosmogonischen Betrachtungsweise, zur kosmischen Speculation, d. h. zur Naturphilosophie und Philosophie überhaupt, an das ethische Element aber knüpfen, wie sich zeigen wird, die großen Propheten und Religionsstifter an, um es von neuem zu einer tiefern Grundlage der religiösen Entwicklung zu machen. Der mythische Proceß bildet den Höhepunkt der Religionsgeschichte der Urzeit, in ihm sammeln und verbinden sich, wie wir sehen, alle Entwicklungselemente, welche sich vorzeitig gebildet hatten. Die Erlebnisse des Volkes, die durch die natürliche Ueberlieferung erhalten blieben, werden im Munde der Sänger und Propheten zu lehrreicher Geschichte, die physikalischen Anschauungen, über welche sich noch ein magisches Licht verbreitet, in Verbindung mit

den entstandenen Gottheitsbegriffen verweben sich mit dieser, und es bilden sich sogenannte „Göttergeschichten“. Die immer beziehungsreicher auftretende physikalische Anschauung, welche dahin strebt, alle Naturkräfte als Götter zu personificiren, vermehrt die Anzahl der „Göttergeschichten“ und der Gottheiten. Mit dieser Zunahme vermehren sich die Einzelculten, und Götter- und Götzendienst nehmen einen bedeutenden Aufschwung. Endlich aber nach Erfindung der Schrift und durch die Rückwirkungen der gesetzlichen Erscheinungen im Makrokosmos auf den Geist beginnt der eigentlich intellectuelle Proceß eine gewaltige äußere Stütze zu gewinnen, und indem damit neue Kräfte im Geiste lebendig werden, tritt eine neue feiner gegliederte Arbeitstheilung der ursprünglichen geistigen Anlagen auf, die im mythischen Proceß noch verschmolzen und vereinigt zur Wirksamkeit gelangten. Neue Gebiete sondern sich nach Zersetzung des mythischen Proceßes, nehmen einen eigenen Entwicklungslauf und treten untereinander in eine entferntere Wechselwirkung, als das bisher der Fall war. Es wird die Aufgabe des folgenden Abschnitts sein, diesen weiteren Entwicklungslauf des Geisteslebens mit Rücksicht auf die sich genauer sondernden Gebiete von Kunst, Wissenschaft und Religion im engern Sinne, und hiermit den frühesten Aufschwung des intellectuellen Proceßes zu verfolgen.

---

Es ist leicht zu sehen, daß sich eine haltbare und begründete Theorie des mythischen Proceßes nur in Rücksicht auf die ganze Urgeschichte der Menschheit entwickeln läßt; denn nur dann, wenn wir vom psychologischen Gesichtspunkte aus den Entwicklungsverlauf der Religion in der Urgeschichte überhaupt übersehen, kann es gelingen, auch jenes Bruchstück der religiösen Urgeschichte klar und umfassend zu betrachten, das wir als „den mythischen Proceß“ zu bezeichnen pflegen. Da es bisher an einer Urgeschichte, vom psychologischen Gesichtspunkte bearbeitet, mangelte, so kann es nicht wundernehmen, daß sich über keine Erscheinung der religiösen Urzeit so viele unklare, einseitige und sich großentheils vollständig widersprechende Theorien entwickelt haben wie über den Mythos. Jede dieser

aufgetauchten Anschauungen über den Mythos trug in der That ein Körnchen Wahrheit in sich, jede griff ein im mythischen Prozesse liegendes Moment einseitig heraus und suchte an ihm infolge dessen eine oft sehr verkehrte Theorie zu entwickeln. Wir können uns an dieser Stelle nur auf das Nothwendigste beschränken, und führen daher nur aus dem geschichtlichen Material über Mythologie das Wichtigste an.

Anaxagoras und Metrodorus meinten, daß in den homerischen Epen nur physikalische Vorgänge in symbolischer Weise dargestellt würden. Andere, wie Xenophanes wollten im Mythos nichts weiter erkennen als das freie dichterische Walten der Phantasie und behaupteten, Homer und Hesiod seien die Erfinder und Urheber des mythischen Processes, und selbst ein Euripides und andere nennen die Mythen Erfindungen der Poeten. Dem entgegen sah der Cyrenaiter Euhemeros in den mythischen Göttern nur ausgezeichnete Menschen, die einst thatsächlich gelebt hatten. Der sogenannte Euhemerismus, der ganz besonders das geschichtliche Element im Mythos in einer einseitigen und verkehrten Weise zur Geltung zu bringen suchte und bestrebt war, in allen Mythen und mythischen Persönlichkeiten nur Thatsächliches und Geschichtliches zu erblicken, fand besonders im Alterthum großen Beifall, und ihm huldigten bekanntlich auch einige Kirchenväter. Die einseitige und rein geschichtliche Mythendeutung hat überhaupt vielen Anklang gefunden. Wir haben nur nöthig an die alten deutschen Schriftsteller zu erinnern, unter denen besonders Sazo und Konrad von Würzburg dieser Richtung anhängen. — Die von der Phantasie begeisterte und getragene religiöse Poesie nannten wir den Hebel des ganzen mythischen Processes, und die hierauf bezüglichen Elemente werden sich im Mythos nicht verkennen lassen; allein deshalb die Mythen als bloße phantastische Erfindungen zu bezeichnen erscheint ebenso einseitig wie verkehrt. Die Hinsicht auf die nach der ersten Feuerzeit herrschende kindliche physikalische Weltanschauung (wir nannten sie die „kosmo-magische Anschauung“) bildete, wie wir sahen, vorzugsweise das innere Behikel, oder anders ausgedrückt, den anregenden Hintergrund für den Mythensproceß, aber dennoch wäre es gleichfalls völlig verkehrt, wollten wir im Mythos überhaupt nur symbolische Vorstellungen und poetische Einkleidungen physikalischer Vorgänge suchen. Eine solche einseitige Auffassung würde von vornherein alle übrigen Elemente übersehen und außer Acht lassen. Die thatsächlichen, traditionellen und historischen Data aus den tiefeingreifenden erschütternden und lehreichen Volksrerlebnissen nannten wir die äußern Behikel des Processes, d. h. es waren das diejenigen äußern Stützpunkte, durch welche die Elemente in den mythischen Proceß

eingingen, die zur Stütze objectiver Verbreitung und vor allem objectiver Dauer dienten, sodasß der Fluß desselben eine festere und dauerhaftere Form gewann. Wir dürfen folglich im mythischen Prozesse keinesfalls, wie das bisher in neuerer Zeit geschehen ist, die historischen Grundelemente in manchen Mythosformen ganz übersehen, eine solche Außerachtlassung würde eben nur beweisen, daß wir die höchst wichtige Frage nach der sogenannten „Objectivität“ des Processes nicht in Betracht zögen. Will man jedoch wie der Euhemerismus in allen Mythen zugleich ohne alle weitere Voruntersuchung wirkliche Thatfachen und historische Daten erkennen\*, so ist auch dieses wieder im Grunde eine verkehrte und einseitige Ansicht. Denn nicht bei allen Mythen, sondern nur bei den ältesten, verbreitetsten und somit verhältnismäßig wenigsten können wir überhaupt sicher erhaltene historische Grundelemente, die sich verstecken (und die selbst jedenfalls auch hier entstellt worden sind im Laufe der Zeit), noch vermuthen. Gerade diese Untersuchungen nach den historischen und verschütteten Wurzelementen sind, wie dem Kenner des mythischen Processes leicht einleuchtet, die allerschwierigsten und verwickeltesten. Der Euhemerismus aber, der diese Untersuchungen nicht für nöthig hält anzustellen, verurtheilt sich eben damit als kritiklos von selbst. In neuerer Zeit hat sich die Mythendeutung mit Vorliebe, aber damit zu gleicher Zeit mit oft großer Einseitigkeit, dem physikalischen Elemente zugewandt. Ueberall glaubte man nur mysteriöse, symbolisch verhüllte und verkleidete Personificationen von Naturgewalten herausfinden zu müssen, allen Mytheneinhalt versuchte man systematisch zurückzuführen auf bestimmte physikalische Verhältnisse und gewisse allgemeinere Naturanschauungen und durch die Naturbetrachtung an die Hand gegebene Zeitabschnitte und Ereignisse. So war es Dupuis ganz besonders, der den Versuch machte, allen religiös umkleideten physikalischen Mytheneinhalt auf den Sonnenumlauf zurückzuführen und von hier aus alles Weitere abzuleiten. Während wir im Hinblick auf den Verlauf des mythischen Processes eben erkennen, daß der vorwiegend von physikalischer Seite in den Mythos eingebrungene Inhalt nur ein Moment und eine Phase des ganzen Verlaufs repräsentirt, gehen die Anhänger Dupuis' eben völlig verkehrt zu Werke, indem sie anstatt die Mythen genau zu individualisiren und einzeln zu untersuchen, dieselben voreilig in ihrem Inhalte verallgemeinern und damit ein künstliches System herzustellen suchen, das sich als vollkommen einseitig erweist. Unter dem Einflusse dieser Lehren

\* Wie etwa, wenn man den Fluß Ifing, der die Riesen und Götter trennt, auf den alten Landkarten suchen zu können meint.

mußten somit eine Reihe von einseitigen Untersuchungsmethoden entstehen, die alle nicht das Rechte trafen; denn in dieser Hinsicht bleibt es ganz gleichgültig, ob wir den physikalischen Mytheninhalt allgemein durch das Sonnenjahr, oder durch das Feuer, oder durch das Wasser, oder durch den Phallus, oder was derartige Bruchstücke (die sich auf die herrschende physikalische Weltanschauung der spätern Periode der Feuerzeit beziehen) mehr sind, zu erklären suchen. Nicht nur die falsche Verallgemeinerung und die künstliche Erklärung alles Mytheninhalts durch ein fälschlich angenommenes Princip, kennzeichnet derartige verkehrte Versuche, sondern auch der einseitige Hinblick auf das im mythischen Prozesse bestehende physikalische Element\*, beweist von vornherein, wie wenig belangreich und ausreichend diese ganze Anschauungsweise ist. In dieser Hinsicht sagt Bastian mit Recht\*\* „Creuzer vertrat die mystisch-symbolische Methode, Forchhammer die meteorologische, Bernhardt die physikalische und andere Mythologen eine geologische, teleologische oder philosophische Methode u. s. w. In allen diesen Systemen wurde der Fehler begangen, von dem Standpunkte eines fortgeschrittenen Wissens, einer höhern Bildungsstufe, auf die primitiven Erzeugnisse des Menschengesistes zurückzublicken, um die Denkoperationen eines spätern Entwicklungsstadiums in sie hineinzutragen und den vorgefundenen Bildern einzuwängen.\*\*\* Um die Mythen richtig zu verstehen, muß der umgekehrte Weg eingeschlagen werden.“

„Statt herauszugrübeln, was wir nach unserer jetzigen Weltanschauung unter den überlieferten Symbolen gedacht haben möchten, müssen wir uns zu verstehen bemühen, was auf der Stufe einfachster Naturanschauung unter ihnen wirklich gedacht sein kann. Wir müssen uns auf den psychologischen Standpunkt stellen und den Gedankengang der Naturvölker mit ihnen durchleben.“ Diese Forderung ist in der That berechtigt und notwendig; sie vollständig erfüllen heißt aber nichts anderes als: der mythische

\* So glaubte Trautvetter in den höchsten Göttern nichts weiter wie Schwefel, Quecksilber und Salze, oder Schwere, Bewegung und Affinität zu entdecken.

\*\* Vgl. Bastian, „Das Beständige in den Menschenrassen“, S. 70.

\*\*\* In diesen Fehler fiel besonders auch Heyne, welcher im Mythos eine von den Priestern mit Absicht vorgenommene Verwechslung von Form und Sache erkennen will, so daß wir zu dem Schlusse zu kommen hätten, Priester und Sänger hätten sich der „mythischen Dichtungen“ nur als Form bedient, tiefere Gedanken dem kindlichen Sinne in einer verdaulichen Form zu übergeben. Daß von solcher absichtlichen und bewußten Denkweise innerhalb des ursprünglichen mythischen Processes nicht die Rede sein kann, leuchtet von selbst ein.

Proceß kann nur dann vollständig und klar begriffen werden, wenn wir uns einen übersichtlichen Ueberblick über den Verlauf der psychologischen Urgeschichte überhaupt verschafft haben. „Statt ein abgerissenes Flickenwerk unverständlicher und scheinbar sinnloser Träumereien vor uns zu sehen, finden wir uns in Bezug auf den Mythos plötzlich inmitten neuer, eigenthümlich und specifisch durchgebildeter Ideen versetzt, die zwar in einem engeren und beschränkteren Gesichtskreise als dem unserigen verlaufen, die aber überall eine gewisse psychologische Verknüpfung hindurchblicken lassen, und sorgfältig ineinander verarbeitet sind.“\* Tadelte Bastian mit Recht alle diejenigen Psychologen, welche sich, um den mythischen Proceß zu begreifen, auf einen höhern Gesichtspunkt stellen, von dem aus sie „die Denkopoperationen eines spätern Entwicklungsstadiums in ihn hineintragen“, so müssen wir diejenigen Mythologen noch viel mehr abweisen, die wie Schelling bezüglich der Deutung und Erklärung des mythischen Processes nur einseitig von vorgefaßten speculativen Gesichtspunkten überhaupt ausgingen. In seiner berühmten Einleitung zur Philosophie der Mythologie hat Schelling den Versuch gewagt, eine Philosophie des mythischen Processes zu geben. Aber die Art dieses Versuchs liefert nur um so mehr den Beweis, daß sich keine solche Philosophie entwickeln läßt, ohne genügende Rücksicht auf die Psychologie zu nehmen, die sich zu stützen und anzulehnen hat auf das Material, das die Urgeschichte an die Hand gibt. Ohne diese Rücksichten auf das Wirkliche und Thatsächliche schweben alle derartige Speculationen in der Luft. Schelling sieht die ganze urgeschichtliche Menschheit in geistiger Beziehung als eine in sich homogene Einheit an. Eine Idee ist es zugleich, von der ursprünglich die ganze menschliche Urgemeinde beseelt ist, es ist die Idee der das Ganze umfassenden Unendlichkeit. Aber der Zustand, in dem die ersten Urmenschen von dieser einheitlichen Idee getragen wurden, konnte nicht verharren. Eine geistige Krisis kam, welche die einheitliche herrschende Grundidee erschütterte und sie auseinanderfallen machte. Die Trümmer dieser frühesten, unbewußt anerkannten Einheitsidee sind die polytheistischen Anschauungen und die sich daran schließenden mythologischen Vorstellungen. Aber allmählich mußte die Einheit der Idee sich wieder Bahn brechen, und so strebte die Menschheit denn nach ihrer bisherigen Zerfallenheit wieder zu einem Monothéismus hin, durch welchen die Einheit wieder lebendig und bewußt in den Vordergrund des Geisteslebens trat. Man wird leicht erkennen, wie viel und wie wenig diese Speculationen mit dem wahren Sachverhalt der

---

\* Bastian, S. 71.

geistigen Entwicklung übereinstimmen. Schelling sieht mit Recht den mythischen Proceß als ein wirkliches Bruchstück des ganzen religiösen Processes an, aber was das eigentliche Getriebe des erktern anlangt, so konnte er hiervon um so weniger feststellen, als er überhaupt in den eigentlich psychologischen Sachverhalt und Thatbestand der Urgeschichte nicht eindrang.

Was nun den neuesten Standpunkt der mythologischen Forschung anlangt, so macht sich mehr und mehr das Bestreben geltend, die Mythen einzeln bezüglich ihres Inhalts zu untersuchen, diesen mit Rücksicht auf die Ergebnisse der modernen Sprachforschung mit dem Inhalt ähnlicher Mythen bei verwandten Völkern zu vergleichen und den Aufbau der mythischen Vorstellungsweise durch möglichst exacte psychologische Analyse festzustellen. Bei der Analyse einer Mythe werden nach dem Vorausgeschickten im wesentlichen folgende Fragen in Betracht kommen. Erstens wird das muthmaßliche Alter einer Mythe festzustellen und mit Rücksicht auf die zu erforschende Verbreitung derselben der Zeitraum ihrer muthmaßlichen Entstehung anzugeben sein. Was alsdann die Zergliederung des Inhalts anlangt, so sind zuvörderst die Elemente zu bestimmen, die etwa als wirkliche Traditionen mit dem Mythos ursprünglich verwebt wurden. Ferner sind scharf alle religiösen Elemente der priesterlich-physikalischen Anschauung von den traditionellen Elementen zu sondern. Endlich sind die Elemente spätern Anwuchses möglichst aufzufuchen, und fällt der Mythos in eine schon spätere Zeit, so ist außerdem zu erforschen, ob nicht durch künstliche Zusätze gefälschte Daten und fälschliche Historisirungen u. s. w. mit der Sage verschmolzen wurden. Als hervorragend unter den neuern Arbeiten über Mythologie sind vorzugsweise diejenigen der oben im Texte genannten und hervorgehobenen Forscher zu erwähnen. Ruhn und Müller sind an die Spitze der vergleichenden Mythologie getreten, ihnen folgen Spiegel u. a. Steinthal, Delbrück, Cohen und andere haben sich besonders um die Feststellung einer genauern allgemeinen psychologischen Analyse des einzeln zu untersuchenden mythischen Thatbestandes verdient gemacht. — Wir haben durch unsere Hinweisungen angedeutet, daß alles, was bis jetzt in dieser Hinsicht gethan wurde, eben nur erst Anfänge sind zu einer umfassenden eigentlich wissenschaftlichen Mythologie, die sich in einer ähnlichen Weise herauszubilden und zu entwickeln haben wird wie die moderne Sprachforschung. Es bleibt das Ziel der Zukunft, die genauern psychologischen Gesetze zu erforschen und exact festzustellen, welche den mythischen Proceß in seinen Phasen beherrschen. Mögen die oben gegebenen Andeutungen dazu beitragen, einige Fingerzeige zur Lösung der hier zur Sprache kommenden Fragen zu geben.

## **Fünftes Buch.**

**Der ursprüngliche Aufschwung des intellectuellen Lebens.**



## 1.

### Die Rückwirkungen der makrokosmischen Anschauung auf den Vorstellungsproceß.

Die Entwickelungsgeschichte und die Erscheinung der Katastrophe. — Rückblick auf den bisherigen Entwicklungsgang des Geistes. — Die hohe Entwickelung der ackerbautreibenden Culturvölker nach seiten ihrer Naturanschauung und Auffassung des Erhabenen und Unendlichen. (Vgl. zugleich hierzu das Ausführlichere in den Anmerkungen zum Schlusse des Kapitels.) — Die sich an der Hand der Regelmäßigkeit und Stetigkeit der makrokosmischen Erscheinungen aufschwingende Geistesentwickelung. — Die ruhelose abschweifende Phantasie gegenüber der Stetigkeit des tiefen Nachdenkens. — Die Einschränkung der Phantasie, die Zunahme der geistigen Sammlung und die tiefere Ausdehnung des Nachdenkens. — Das sich in Rücksicht auf die Erscheinungen des Makrokosmos stärkende Zeit- und Raumbewußtsein, und die sich hieran von neuem aufschwingende Geistesentwickelung.

---

Die Urgeschichte des Geisteslebens lehrt uns mehr und mehr erkennen, daß das Aufwachsen der geistigen Kräfte nicht immer in continuirlich gleichmäßiger und allmählicher Weise vor sich geht. Im Gegentheil bemerken wir oft, daß der Proceß des Wachsthums, unterstützt durch äußere Anknüpfungspunkte, häufig ganz plötzlich einen raschen und gewaltigen Aufschwung nimmt, sodas wir über die Mächtigkeit des plötzlichen Fortschritts erstaunen. Der Eintritt eines solchen gewaltigen plötzlichen Aufschwungs ist gewissermaßen einer äußern Katastrophe vergleichlich, die mit ihrem ersten Einbruch eine Reihe von Uebeln erzeugt, welche sich nur nach und nach ver-

lieren, dennoch aber später erkennen lassen, daß sie trotz aller anfänglichen unwillkommenen Rückwirkungen nur einen ersprießlichen Fortschritt herbeiführten. Der Entwicklungsproceß des Menschthums beweist uns, daß geschichtliche Katastrophen außerordentlich reichlich über die Entwicklung hereinbrachen, und fast könnte man glauben, es ließe sich kaum ein Entwicklungsproceß überhaupt denken ohne die mächtigen Einwirkungen gewisser geschichtlicher Begebenheiten und Katastrophen, welche die innern Leistungsfähigkeiten der bereits angesammelten Kräfte unter den Völkern herausfordern, um sie in ihren Wirkungen zu erproben. Sind diese Wirkungen stark genug, so ist ihnen der Sieg gesichert und hiermit auch der Fortschritt der geschichtlichen Entwicklung begründet. Aber vergessen wir nicht, je mehr sich die Entwicklung der Menschen auf die Höhen einer freieren Bahn erheben konnte, desto weniger hatte sie nöthig, die Fortschritte ihrer Bestrebungen abhängig zu machen von mehr oder weniger scheinbar zufälligen Anstößen gewisser äußerer geschichtlicher Katastrophen, im Gegentheil, der spätere Verlauf der ganzen innern und äußern Menschengeschichte lehrt uns, daß die sittlichen Volksführer mit mehr oder minder großem Glück sich stets bemühten, durch reformatorische Bestrebungen aller Art derartige äußere revolutionäre und katastrophenartig auftretende geschichtliche Einflüsse möglichst zu meiden und somit allen hierbei nebenbei entstehenden Uebeln zu entgehen. Deshalb darf man mit Recht sagen, daß die Katastrophe und die Revolution kein sittliches Förderungsmittel der geschichtlichen Entwicklung ist. Sehen wir nun selbst noch in unserm modernen geschichtlichen Völkerleben überaus gefährliche und heftige Katastrophen zum Ausbruch kommen, ja werden derartige Begebenheiten (wie Revolutionen oder Völkerkriege) selbst von Staatslenkern zuweilen gesucht und benutzt, um einer Entwicklung (mit Beiseitlassung aller friedlich reformatorischen Bestrebungen) einen heftigen Anstoß zu ertheilen, so beweist das dem Historiker, daß die bildenden Kräfte zur ruhigen Entwicklung in sittlicher Beziehung thatsächlich

noch unreif waren, oder doch, was ebenso möglich ist, kurzweg und voreilig, vielleicht auch böswillig von oben herab dafür gehalten wurden. Beschränken wir uns hier bezüglich des Werthes der Katastrophe für die geschichtliche Entwicklung anzudeuten, daß dieselbe thatsächlich im höhern und spätern Entwicklungsleben der Völker mehr und mehr eingedämmt wurde, in der Urgeschichte dagegen noch ein fast nothwendiges Entwicklungsmittel der Auffammlungen von innern und äußern fortstrebenden Kräften war. Deshalb kann es nicht wundernehmen, wenn wir die Völkerrassen der Urzeit untereinander fast ruhelos in dauernden und furchtbaren Kämpfen begriffen sehen und stets beobachten, wie bei der geringsten Durchkreuzung der gegenseitigen Interessen die Kräfte in gewaltsamer revolutionärer Weise aufeinanderstoßen. Ähnlich nun, wie es sich in der äußern Völkergeschichte zugetragen hatte, war es sonderbarerweise auch auf dem Gebiete des innern Geisteslebens. Auch hier gab es anfänglich noch keine ruhige und stetige Gedanken-, Anschauungs- und Vorstellungsentwicklung. Zwar hatten alle äußerlich aufgenommenen Hülfsmittel als Stützen dazu gedient, die ursprüngliche Erhebung der geistigen Entwicklung zu ermöglichen, aber eben die durch diese Anstöße und Eingriffe angeregten ersten Rückwirkungen gingen gleichsam in ihren Wellen anfänglich noch zu hoch, um den Fortschritt zu einem stetigen, reformatorischen und ruhigen zu machen. Die thierische Betrachtungsweise der Dinge, die in der frühesten Zeit den Urmenschen theilweise noch beherrschte, hatte ihren ersten Anstoß zu höherer Entwicklung durch eine Reihe von Factoren erhalten, die wir früher der Reihe nach zergliedert haben, unter ihnen, sahen wir, befand sich auch die Sprache, welche dem sich entwickelnden Menschengenisse zu einem Behülfel geworden war, durch welches er seiner geistigen Entfaltung und Ausbildung einen äußern stützenden Unterbau verlieh. Aber so sehr auch der Geist durch die Mithülfe der Sprache in seinen Fähigkeiten wuchs, und so sehr die innern Kräfte hiermit in eine neu erzeugte Bewegung kamen, die hierdurch angeregte

Gedankenbewegung war anfänglich dennoch keine stetige und ruhig fließende. Im Gegentheil, die erste Bewegung war durch die mannichfaltigen Rückwirkungen, welche sie nebenbei erzeugte, eine in ihrer Art revolutionäre und zugleich unruhiger wie die, in welche sich der Mensch ursprünglich (noch bevor in genügender Weise alle jene Anstöße auf ihn wirkten) hineingewöhnt hatte. Ganz neue Kräfte und Anlagen begannen sich durch neue Erfahrungen zu entwickeln, Anlagen, welche im Thiere schlummernd liegen bleiben, und wie sollten daher die neu entfesselten Mächte keine Unruhe durch ihre Rückwirkungen in dem bisherigen Gedankenkreise des Menschen erzeugen? Wie sollte die neu entflammte Phantasie die Gedankenwelt nicht in mächtige unruhige Schwingungen versetzen? Diese erste neu hervorgerufene innere Unruhe glich einer Katastrophe, die, so lange sie dauerte, hohe Wellen trieb, bis sich allmählich wiederum durch neue Gewohnheit ein ruhiger Gedankenkreis ansammelte, innerhalb dessen Strömungen der Vorstellungslauf stetigere Richtungen verfolgen konnte. Nun erst konnte sich die Aufmerksamkeit sammeln und das consequentere Beobachten nach einer bestimmten Richtung mehr und mehr plündern. Der Menscheng Geist begann jetzt nachzudenken und zu combiniren, und kam so zu seinen frühesten Entdeckungen. Durch diese abermaligen Anstöße erhielten seine Lebenserfahrungen wiederum einen neuen Aufschwung. Doch wiederum auch dieser neue, plötzliche und gewaltige Aufschwung des noch beengten Bewußtseins war mit heftigen Rückwirkungen verbunden, die den Geist in eine gewaltige Bewegung und Unruhe versetzten. Denn statt der gewohnheitsgemäßen naiven Anschauung sollte eine abergläubische Betrachtungsweise der Dinge vor ihm auftauchen. Staunend und unruhig blickte das Menschenauge nunmehr von neuem in die Welt hinaus; denn diese Welt hatte sich in dieser Neuheit vor ihm völlig verzaubert.\* Bewegt durch die unruhigen Rückwirkungen

---

\* Vgl. den vorigen Abschnitt, Kap. 4, Anmerkungen.

dieser neu emporgetauchten magischen (abergläubischen) Betrachtungsweise der Dinge geräth die Gedankenbewegung in einen neuen, mächtig erregten Fluß. Getragen durch die aufgeregten Geisteswogen, sahen wir, erhob sich die Phantasie zu einer hohen Begeisterung, und vielleicht wäre in diesen Wogen der Phantasie der Geist nunmehr zu einem träumerischen, völlig unklaren Ideenwandel herabgesunken, hätten sich nicht bereits bestimmte Anknüpfungspunkte gefunden, die von neuem Stützen wurden für einen stetigen und ruhig ablaufenden Gedankengang, auf dessen Basis wir allmählich die Geistesanlagen zur Entwicklung kommen sehen, die nun wiederum auf dem reflectirten Standpunkte der unsichern fetischistischen Betrachtungsweise der Dinge ein ruhiges und unbefangenes Nachdenken begründeten und die zugleich im Geiste den frühesten Drang nach klarer, unbefangener und genauer Forschung allmählich rege machen sollten.

Es wird im Folgenden unsere psychologische Aufgabe werden, wiederum alle diejenigen äußern Stützen aufzusuchen, welche für diesen Entwicklungsproceß des Geistes als Behikel in Betracht kommen.

Die Zeit, in der die Phantasie vorzugsweise das Feld des innern Gedankenkreises beherrschte, war, wie wir sahen, die Blüteperiode des Mythos. Es war zugleich die Zeit, in welcher die thierisch-naive Weltanschauung, welche noch vor der Feuererfindung die herrschende war, rasch in den Hintergrund trat und nur noch in Trümmern innerhalb des neuen Ideenwandels erhalten blieb. Die fetischistische Weltanschauung mit ihrer reflectirten und bewußtvoll abergläubischen und ängstlichen Betrachtungsart der Naturereignisse war es, die den großartigen Hintergrund bildete zu den sonderbaren Gestaltungen der Einbildungskraft, die der mythische Proceß zum Ausdruck brachte. Die kosmomagische Anschauung, welche zugleich Hand in Hand ging mit der Zauberei, hatte sich bis zum gewissen Grade unter allen Völkern entwickelt. Allenthalben hatte sich die Zauberei verbreitet, und überall standen die physikalischen

Zauberkünste unter den Völkern in Ehren. Auch der mythische Proceß fand unter allen Völkern ein gewisses Wachsthum; denn alle Völker besaßen Traditionen, also Wurzeln, die unter dem Lichte der kosmomagischen Anschauung sich umbilden und mythisch entwickeln konnten.\* Wir haben bereits früher erwähnt, daß nicht alle Völker sich gleich hoch in der kosmomagischen Betrachtungsweise empor schlangen. Viele Völker blieben stehen bei einer sehr niedern und sozusagen Kleinlichen fetischistischen Anschauungsweise der Dinge, und nicht alle Stämme gewannen gleichmäßig ein dauerndes und weitreichendes Interesse an den entfernt gelegenen makrokosmischen Himmelsobjecten, um sie damit in das Bereich eines religiösen Cultus zu ziehen.\*\* In ganz hervorragender und umfassender Weise waren es, wie wir sahen, besonders die frühzeitig zum Ackerbau übergegangenen Culturvölker, die von einem überwiegenden Interesse für die Himmelserscheinungen gefesselt waren. Hier in den eigentlichen Culturländern, wo sich zugleich die frühesten naturkundigen Flamines durch die festhaften Verhältnisse und durch die hiermit verbundene weiter gehende Arbeitstheilung der leitenden Staatskräfte eine höhere und einflußreichere Stellung im allgemeinen zu erringen gewußt hatten, brachte es auch der Menscheng Geist früher wie anderswo dahin, der Natur durch primitive Beobachtungen gewisse Geheimnisse abzulauschen. Hier leichter wie unter andern Verhältnissen begann der Urnensch den Zusammenhang zu ahnen, der sich zwischen der Fruchtbarkeit des Erdbodens und den makrokosmischen Erscheinungen des sich über ihm wölbenden Himmels ausgesprochen findet. So vertiefte sich früh die kosmomagische Anschauung, und Regen, Sonnenschein, Blitz und Gewitter nahmen in diesen Ländern des Menschen höchstes Interesse in Anspruch, und erhabenere Gottheitsvorstellungen bildeten

---

\* Vgl. die Theorie des mythischen Proceßes im letzten Kapitel des vorigen Abschnitts.

\*\* Vgl. den vorigen Abschnitt und Anmerkungen dieses Kapitels.

sich aus, um in diesen Vorstellungen belangreich die niedere und kleinliche fetischistische Anschauung so vieler Völker zu überragen. Hinauf zum Himmel lernten wahrhaft anbetungsvoll die Kulturvölker ihre Blicke wenden, und gedankenvoll blieben sie an den hehren Erscheinungen des Makrokosmos haften. Nicht als ein Stück „klaren Specks“ (wie den Hottentotten) erschien ihren Vorstellungen die Sonne, sondern sie war ihnen ein von einem mächtigen Feuerzünder geführter Feuerwagen. Und verbarg sich das lichte Gestirn hinter Wolken, und träufelte fruchtbarer Regen vom Himmel, so war ihnen das ein von den erhabenen Machthabern gespendeter heiliger wunderbar wirkender Trank, der die Saaten belebte und die Erde zur Fruchtbarkeit anregte. Welche mächtigen Anregungen fand hier in den ackerbautreibenden Kulturländern der Geist, der nur erst ganz allmählich den wahren und wirklichen Zusammenhang der kosmischen Kräfte staunend und verwundernd ahnte. Aber eben diese frühesten Ahnungen in Bezug auf einen entferntern geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte mußten mit der Zeit auch zu einem Anregungsmittel werden für den Antrieb, die Gewißheit zu erforschen. So wurde der Beobachtungsfinn und die Sammlung angeregt und es bildete sich der abschweifenden und alles verschmelzenden Phantasie gegenüber ein Gegengewicht, das mächtig zur Entwicklung der geistigen Anlagen beitrug. War allmählich und nach und nach die Phantasie belebt worden durch den erhabenen Eindruck der Erscheinungen und durch die Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der Objecte, so bedurfte es unter dem reichhaltigen Wechsel aller einströmenden Eindrücke jetzt von neuem einer äußern Stütze, an welche die geistige Sammlung, und hiermit die Erinnerungsfähigkeit und die Stetigkeit des Gedankenganges nach einer bestimmten Richtung hin, im Gegensatz zur abspringenden Phantasie sich anlehnen, anknüpfen und sich fortentwickeln konnte. Und das von der Phantasie bewegte, ruhelos umherschweifende Auge hätte sich ohne Zweifel wol in den Wundern des Makrokosmos wie in einem Labyrinth verloren, wenn nicht die

große Regelmäßigkeit, mit der die gewaltigen Feuer am Himmel aufflamment und wieder zu verlöschen schienen, und also die Stetigkeit, mit der Licht und Dunkelheit, und Tag und Nacht sich erneuerten, für den umherirrenden Sinn, gleichsam einen stetigen und zusammenhangsvollen äußern Faden gebildet hätten, der sich durch den bunten Wechsel der äußern Erscheinungen hindurchzog. Dieser stetige Wechsel von Licht und Finsterniß, der schon die Sinnesweise des Thieres beherrschte und der unbewußt den Hintergrund auch des bisherigen Geisteslebens des Urmenschen gebildet hatte, ohne daß freilich der thierisch umflorte Geist durch eine besondere Aufmerksamkeit oder durch ein specifisches Interesse auf diesen gewohnten Wechsel besonders gemerkt hätten, dieser Wechsel überhob sich nunmehr plötzlich dem Drucke der Gewohnheit und trat im neuen Lichte in das Bereich des Bewußtseins. So lernte die auf den Lauf der Gestirne gerichtete Sinnesweise des jetzt darüber bewußtvoller denkenden Menschen die ungebundene Phantasie allmählich zwingen und bändigen, indem der Geist seiner Aufmerksamkeit und Beobachtungsweise zugleich eine stetige Richtung verlieh, die von größerer Consequenz getragen, zugleich die Deutlichkeit der Wahrnehmung im einzelnen schärfte und den Umfang für eine zusammenhangsvollere Uebersicht und Betrachtung der Erscheinungen vergrößerte. Umfang, Schärfe, Beobachtungssinn und Schlussfolgerungsweise begannen nun zu wachsen, und lernte der Geist auch nicht sogleich im wissenschaftlichen Streben die wahren und eigentlichen Ursachen der Erscheinungen ergründen, und kam er also nicht sogleich zur Wissenschaft, so begann er sich jetzt doch bereits mehr wie bisher (wenn auch noch in primitiver, kindlicher Weise) zu bemühen, gewisse Ursachen im größern Zusammenhange der Erscheinungen zu erforschen. Die verschiedenen Jahreszeiten mit ihren jährlich nur einmal wiederkehrenden Erscheinungen in Wald und Feld und ihren eigenthümlichen Witterungsverhältnissen wurden in ihrer regelmäßigen Aufeinanderfolge festgehalten, und ohne daß schon an eine sogenannte Himmelswissenschaft zu denken gewesen

wäre, dennoch bereits mit der Ursache des Sonnenumlaufs verknüpft. Die physikalische Periode des Mythos ist ebenso reich an eigenthümlichen Naturbeobachtungen, die in diesen Gedankenkreis hineingehören, wie an religiösen Festlichkeiten, die daran angeknüpft wurden, um hervorragend erscheinende Abschnitte durch Gebräuche festzuhalten und dem Bewußtsein einzuprägen. So, sehen wir, war die früheste, wenn auch immerhin noch kindliche und durch den phantasiereichen Mythos ausgeschmückte Betrachtungsweise der Himmelsobjecte für die Entwicklung des Geisteslebens uranfänglich schon von weittragender Fruchtbarkeit. Denn wunderbar, der emporstrebende Menschengeist lernte in der Hingabe seiner Anschauung an den regelmäßig eingetheilten Verlauf der großen mächtigen Himmelsfeuer sich mehr und mehr ein bestimmteres und klares Zeitbewußtsein vor Augen führen. Die dem Verstande so wichtigen Gegensätze von Länge und Kürze der Zeitdauer prägten sich in immer deutlicherer Uebersicht dem kindlichen Bewußtsein ein, und stärkten die innere Urtheilskraft und Beobachtungsgabe. Aber nicht nur der Zeitsinn, sondern auch die Raumanschauung fand in jener Periode der ersten Ausbildung einer umfassendern Weltanschauungsweise bereits, ohne daß man schon daran denken konnte, fest bestimmte, objectiv gültige Grundmaßstäbe einzuführen, genügende Stützen und Anknüpfungspunkte zu ihrer Stärkung und Ausdehnung im Bewußtsein. Die tief durchgreifende Trennung von Himmel und Erde und die zugleich sich hiermit begründende objective und bewußtvollere Unterscheidung von hoch oben und tief unten waren für das wachsende Raumbewußtsein in ebenderselben Weise mächtige Anhaltepunkte und Stützen, wie sie der Wechsel von Tag und Nacht für das entstehende Zeitbewußtsein darbot. In jener Periode der Weltanschauungsweise bildete sich zugleich auch, wie wir sahen, die Seelenvorstellung aus, mit ihr zerfiel der Körperzusammenhang beim Tode in den feurigen, sich ins Unsichtbare verflüchtigenden warmen Seelendampf und die todt zurückbleibenden, verweslichen Stoffe. blieb die Leiche des

Körpers ein Bestandtheil des Irdischen, so schien die dem himmlischen Feuer und dem Aether verwandte feuerartige Seele sich nach dem Tode in ein überirdisches unsichtbares Jenseits zu erheben. Damit trat bewußtvoll ein neuer Gegensatz vor die Phantasie, der, obwol wunderlicher Art, das Raumbewußtsein stärkte, indem das Weltall nunmehr in ein Diesseits und Jenseits, oder dem ähnlich in eine Ober- und Unterwelt getheilt wurde. So, sehen wir, gewann neben dem Zeitbewußtsein auch das Raumbewußtsein in der Phantasie an mannichfachen Beziehungen, und Raum und Zeit begannen sich immer deutlicher und tiefer dem Bewußtsein einzuverleiben. Wir werden uns daher nicht darüber wundern, daß im Laufe der weitern Entwicklung sich diese neu bereicherten Bewußtseins-elemente (und zwar besonders nach der physischen Phase des mythischen Processes) rasch fortbildeten, sodaß alsbald eine umfangreichere Basis für die Betrachtung des Makrokosmos und seiner Erscheinungen gewonnen wurde; eine Anschauungsweise, die sich in der That deutlich in den spätern Kosmogonien und Theogonien widerspiegelt. — Wir sehen, der Makrokosmos mit seinen gesetzlich verlaufenden Erscheinungen blieb jetzt, da er von den verschiedensten Seiten in den Kreis eines tiefern Interesses gezogen war, nicht mehr ohne Einfluß auf die Ausbildung des Geistes und Verstandes, und wir können daher mit Recht sagen, daß sich die Anlagen der Culturvölker durch die neugewonnenen Beziehungen zu den Himmelererscheinungen ganz vorzugsweise entwickelten, während dem gegenüber die niedern Naturvölker, die bei ihrer kleinlichen fetischistischen Betrachtungsweise stehen blieben, nur mühsam oder gar nicht diesem Aufschwunge folgen konnten.

---

Waren die sogenannten Culturvölker auf der Alten und Neuen Welt diejenigen, welche am frühesten und späterhin auch am tiefsten und umfassendsten, in Rücksicht auf die kosmogonische Anschauung dem Gestirndienst und besonders dem Sonnendienste huldigten, so wurden im Laufe der Entwicklung, wie wir früher bereits bemerkt haben, doch auch sehr viel niedrigere Völker bis zum gewissen Grade zum Gestirncultus geführt,

und zwar um so leichter, als eben die Feuerverehrung sich allenthalben hin verbreitet hatte und mit ihr die physikalische Zauberei und der Fetischismus aufgenommen worden war. Nur verhältnismäßig wenige Völker (vgl. Kap. 7 des vorigen Abschnitts) sind es daher, die nicht wenigstens den Himmelserscheinungen eine gewisse Beachtung geschenkt hätten. Aber wir irren, wenn wir meinen, die Sonne hätte sich unter den Himmelserscheinungen der aller allgemeinsten Beachtung und Aufmerksamkeit erfreuen müssen. Dem ist nicht so. Im Gegentheil beachteten viele Völker nur den Mond, andere nur die Sterne, einige sogar nur eine bestimmte Sterngruppe, so die Abiponen, von denen behauptet wird, daß sie nur die Plejaden verehren. Die Abiponen halten die Plejaden für ihren Stammvater (d. h. genauer für die dorthin versetzten feurigen Seelen ihrer Stammältern) und gaben ihnen denselben Namen wie ihren Zaubärzten, Keebet.\* Die Panindianer brachten alljährlich dem von ihnen verehrten „großen Sterne“ (als Seelenlicht ihres „großen“ Stammvaters), nämlich der Venus, ein Menschenopfer dar. Bei einigen Hottentottenstämmen genießt nur der Mond einige verehrungsvollere Aufmerksamkeit. Die Ramaqua halten den Mond für einen Menschen, der (wenn sich seine Gestalt verfinstert und verkleinert) Kopfschmerz habe und die dunkle Hand an den Kopf legt.\*\* Die Mbocovies halten manche Sterne für Bäume mit leuchtenden Zweigen, andere für einen Strauß, den Hunde verfolgen. Die Sonne ist ihnen ein Weib, das einmal auf die Erde herabgefallen ist und dabei großes Unglück angerichtet hat. Nur mit Mühe gelang es, sie wieder an ihren Platz zu setzen. Der Mond dagegen ist ihnen ein Mann; daß er sich verfinstert kommt daher, daß ihm ein Hund die Eingeweide aus dem Leibe reißt.\*\*\* Bei den Navajos gilt der Mond für einen Reiter auf einem Maulthiere; die Sonne dagegen wird jeden Morgen von einem alten Weibe an den Himmel gesetzt.† Schon aus diesen wenigen Beispielen, die sich bei genauer Durchforschung der Thatfachen vielfach mehren lassen, erkennen wir leicht, daß trotz mancherlei Beachtung, die man den Gestirnen und Himmelsobjecten mit der Zeit schenkte, neben der Belebung und selbstverständlichen Personification dieser Erscheinungen sich nicht unter allen Völkern auch wirklich erhabene Vorstellungen, die zugleich zu wirklicher religiöser Hingabe und Verehrung führten, hierüber ausbildeten. Vielen

\* Vgl. Dobrizsofer, II, 80, 87 fg.

\*\* Vgl. Waitz, II, 342.

\*\*\* Vgl. Quevara, „Historia del Paraguay“, I, 15; Waitz, III, S. 472.

† Vgl. Davis, „El Gringo or. New Mexico and her people“ (Newport 1857), S. 414; Schütze, S. 245.

Bölkern schien der Mond interessanter zu sein wie die Sonne, ja, es ist sogar dem vergleichenden Forscher auffällig, um wie viel mehr gerade unter niedern Bölkern, die keine Cultur erlangten, der schwach leuchtende Mond sich einer besondern (wenn auch nicht immer verehrungsvollen) Beachtung erfreute. Aber auch wirklich verehrt wird der Mond von sehr vielen niedern Stämmen, welche die Sonne kaum einer besondern Aufmerksamkeit würdigen. Der häufige Gestaltenwechsel des Mondes erklärt uns diese Thatfache bis zu einem gewissen Grade; denn nachdem die für die Himmelsfeuer rege gewordene Phantasie die Gefühle der Gewohnheiten, welche bisher den Geist beherrschten, abgestreift hatte, forderte der Wechsel des Mondes die Fetischmänner ganz besonders zum Nachdenken hierüber auf. Aber bei weitem nicht alle Bölder schenkten dem Monde und seinem Gestaltenwechsel irgendwelche tiefere Beachtung; denn einige, wie die Kamtschadalen und Abiponen, übergingen denselben und wandten sich dem gegenüber ganz bestimmten einzelnen Sternbildern zu, welche von andern Bölkern, die gar nicht entfernt wohnten, wiederum nicht einmal am Himmel der Lage nach gekannt wurden. So, sehen wir, herrscht in allen diesen Betrachtungen keine Einstimmigkeit, und wir ersehen hieraus, wie wenig sich die Ideenassociation in dieser Hinsicht an bestimmte Regeln bindet. Auffällig, aber im Rückblick auf die Ergebnisse des vorigen Abschnitts sehr erklärlich, ist es ferner, wie zugleich der Cultus der als feurig vorgestellten Seelen und Geister sich hier und da mit dem Gestirncultus verschmolzen hat. So besonders auf den Südsee-Inseln. Den meisten dortigen Stämmen gelten die flammenden Sterne als die feurigen Seelen ihrer Verstorbenen. Der sich verkleinernde Mond dient dort den abgeschiedenen Seelen zur Speise. Bei Mondfinsternissen fürchten die Insulaner, es möchte den Seelen die Nahrung ausgehen, und um das zu verhindern, bringen sie sogleich bei Verfinsternung ein großes Opfer von Cocosnüssen.\*

Eine weit über alle derartige Vorstellungen hinausgehende Betrachtungsweise der Himmelserscheinungen der niedern Bölder hat sich in den Viehzucht- und ackerbautreibenden Culturländern ausgebildet. Hier war, wie dargethan, die umfassendste Heimstätte des allgemeinen Gestirndienstes, und es ist selbstverständlich, daß sich hier nicht bloß einzelne Ideenassociationen geltend machen konnten, auf Grund derer nur dieser oder jener Stern oder nur der Mond in den Kreis der Verehrung gezogen wurde, sondern hier eben war es das umfassende und begründete Allgemeininteresse das alle Himmelserscheinungen nebeneinander würdigen lehrte, und es ist

\* Vgl. Turner, S. 529 fg.

selbstverständlich, daß hierbei die Sonne nicht etwa übergangen wurde, sondern wie es natürlich war, zuerst in den Vordergrund trat.

„In Amerika erhob sich die Sonnenverehrung auf ihre höchste Stufe, in Mittel- und Südamerika bei den Mexicanern und Peruanern.“\* Auch die meisten nordamerikanischen Indianer schenken der Sonne Verehrung, und das hauptsächlichste Opfer, das dieselben der flammenden Sonne darbringen, ist der aus der Pfeife aufsteigende Tabackrauch. Das Anzünden des Tabacks und das Rauchen ist bei ihnen eine religiöse Ceremonie\*\* (die selbstverständlich mit dem Feuercultus und der Vorstellung der dampfenden Seele wiederum in Verbindung steht). Die Häuptlinge der Hudsonbai-Indianer rauchten dreimal der aufgehenden Sonne zu und hielten dabei eine ehrfurchtsvolle Anrede.\*\*\* In der Versammlung geht die Pfeife stets rechts herum, wie es heißt, dem Laufe der Sonne folgend.† „Der Culturgrad der Indianer läßt sich aus dieser ihrer religiösen Stufe ermessen. Es hat sich durch die vortrefflichen Untersuchungen Waiz' herausgestellt, daß er im Durchschnitt viel höher angeschlagen werden muß, als man bisher angenommen.†† Je mehr man sich dem Gebiete von Mexico nähert, um so höher findet man die Sonnenverehrung entwickelt, um so höher die Cultur gestiegen.“††† „Die Pueblós, die Bewohner des nordöstlichen Neumexico, deren Hauptgottheit die Sonne ist, treiben sehr fleißig Ackerbau mit gut construirten Werkzeugen, bauen Wolle und Baumwolle, gehen stets ordentlich bekleidet und bauen aus Stein und Luftbadsteinen Häuser von drei bis vier Stockwerken hoch. Seine höchste Ausbildung hat der amerikanische Sonnencultus bei den Mexicanern und Peruanern erfahren. Diese Völker waren schon zu der Zeit, wo sie mit den Europäern in Berührung kamen, keine Wilden mehr, sondern Culturvölker im vollsten Sinne des Wortes, aus eigener Kraft einer Weiterentwicklung fähig, welche die schönsten Blüten getrieben hätte, wäre sie nicht durch die fanatische Gier eines Cortez und Pizarro frevelhafterweise unterbrochen und auch in der Folgezeit durch die Barbareien christlicher Tyrannen fortwährend absichtlich

\* Vgl. Schulze, S. 252.

\*\* Ebend., S. 252.

\*\*\* Vgl. de la Poterie, I, 121, 131; II, 106.

† Vgl. Perbin du Lac, I, 179.

†† Es stimmt das zu dem, was wir früher über die asiatischen Einwanderer Nordamerikas bereits in culturhistorischer Hinsicht anführten. (Vgl. Bd. 1, Kap. 6.)

††† Vgl. Schulze, S. 253.

und gewaltsam zu Boden getreten worden.“\* Mit der aderbautreibenden Cultur vertiefen sich die Vorstellungen über die Gestirne und über die mit ihnen verbunden geglaubten Götter. Die Gottheitsvorstellungen wuchsen und nehmen an Erhabenheit zu. Aber die Auffassung des Abstandes zwischen dem Irdischen und Erhabenen kann sich leicht überspannen und nach verschiedenen Seiten hin in die abstruse und abstracte Allgemeinheit und Ueberschwenglichkeit hin verlieren, und so konnte es unter einzelnen höhern Culturvölkern (in denen das Generalisationsvermögen vorzuwalten begann) geschehen, daß sich der hier ausgebildete Gestirncultus und die damit verknüpfte kosmogonische Anschauung so vertiefte und verallgemeinerte, daß man neben Sonne, Mond und Gestirne auch das unbegrenzte Firmament und den „lichten Himmel“ als den allgemeinen sichtbaren Hintergrund anbetete, an welchen gleichsam die Gestirne in ihrem Laufe gebunden schienen. Wir sehen, es war der Drang nach dem Momente des Kolossalen und Erhabenen, der sich in diesen religiösen Gefühlsanschauungen offenbarte und die Vorstellung dahin führte, das ganze „Himmelsgewölbe“ selbst noch über und hinter den Gestirnen gleichsam zu personificiren. Der schwärmerische Geist bemühte sich gleichsam, das Ganze noch einmal in erhöhter Weise über und hinter den hervorspringenden Theilen zusammenzufassen, ohne freilich genauer zu berücksichtigen, daß dieses sinnliche Ganze nur der verschwommene Hintergrund war, der sich aus allen in ihm liegenden feinern Einzeltheilen zusammensetzte. So führte der sinnliche Verallgemeinerungstrieb den Geist im Streben nach Erhabenem und Unendlichem zu weit hinaus in eine abstracte Höhe, in der alle Theile in ein verschwommenes mystisches, unklares Ganzes zerfloßen und für dessen Vorstellung kein bestimmter Ort und keine bestimmte Wirksamkeit übrigblieb. Durch eine gewissermaßen geistige Ungechidlichkeit wurde die Darstellungsweise dieser Völker dazu veranlaßt, im Streben auf Erhabene und Unendliche ins sinnlich Ueberschwengliche und Abstracte überzugehen, sodaß das rechte sich selbst beschränkende Maß und der concrete Charakter des Erhabenen in Bezug auf den Gottheitsbegriff von den Völkern, welche dieser sinnlichen Ueberschwenglichkeit verfielen, weder nach dieser noch nach jener Seite hin gefunden wurde. Daß die Völker, welche auf diese Stufe der Anschauung sich erhoben, in geistiger und sittlicher Hinsicht dennoch hoch entwickelt waren, ist leicht zu übersehen. „Als Repräsentanten können wir die Perser mit derjenigen Anschauung, welche Herodot ihnen zuschreibt, und die Chinesen\*\* an-

\* Vgl. Schulze, S. 254.

\*\* Auch die Samojeben verehren den sogenannten Himmel im Num und

führen.“\* Ferner werden die Inder in Rücksicht auf die von ihnen ausgebildete höchst überschwengliche und abstracte Zeit- und Raumanschauung ebenfalls diesen Völkern zuzuzählen sein. Daß die Perser das sogenannte Himmelsgewölbe als Gottheit anriefen, will Herodot (vgl. I, 137 fg.) bezeugen. Auch den Chinesen galt der sogenannte ganze Himmel (Yang) als der Vater und das Zeugende, während (Yn) die Erde, das Empfangende weibliche Princip darstellt. „Wo man von unserm Gedankentreise aus in den chinesischen Religionschriften von Gott etwas zu hören erwartet, da ist überall vom Himmel die Rede, oft mit Hinzufügung der Erde, häufiger aber steht der Himmel allein. Dieser Himmel ist aber wirklich der natürliche Himmel, wie wir ihn vor uns sehen, und man setzt in seine scheinbare Bewegung um die Erde den Grund aller Lebensbewegung.“\*\* Darin liegt eben der Mangel dieser Anschauung, daß sie, obwol am Sinnlichen haften bleibend, dennoch das Sichtbare unklar zu verallgemeinern bestrebt ist. Die wahre Anschauung der Erhabenheit und Unendlichkeit wendet sich über das Sinnliche hinaus und bleibt nicht daran haften, führt aber dennoch nicht zu einer überschwenglichen, ganz unklaren verallgemeinerten Vorstellung des Sichtbaren, sondern ist bestrebt, in dem was den Sinnen nicht mehr sichtbar ist, sowol nach seiten des Mikrokosmus wie nach seiten des makrokosmisch Ueberirdischen die sittlich-ästhetischen Formen, die uns als das Unvergängliche im Sinnentreise, d. h. in unserer nähern Umgebung erscheinen, in ähnlicher Weise wieder zu suchen oder zu ahnen. Das wahrhaft Erhabene und Unendliche kann daher niemals das abstract Verschwommene und unklar Verallgemeinerte und Verwaschene sein, dies vielmehr ist das falsche Erhabene und falsche Unendliche, sondern das wahrhaft Erhabene und Unendliche im Weltall sind allein die unvergänglichen, sittlich-ästhetischen Formen, die sich im Sichtbaren spiegeln, um ahnen und durchblicken zu lassen, daß sie eine gleiche unvergängliche Gültigkeit besitzen im Mikrokosmus und Makrokosmus überhaupt. Deshalb berühren uns diese ästhetischen Formen so tief, weil sie in ihrer Weise das Ganze spiegeln und damit über sich hinausweisen, deshalb reißen sie uns mit sich fort, weil sie daran erinnern, eine wie unendlich weit reichende Gültigkeit sie im Weltall besitzen, um dasselbe für ewig in seinem Wesen

fassen ihn als den Beschützer ihrer Viehheerden, der Donner ist ihnen eine Eigenschaft des Himmels. Bei den Finnen wird unter Tatwas der materielle Himmel verstanden, bei dem die Chinesen Tieu und Schangti unterscheiden. (Vgl. Bastian, II, 188.)

\* Vgl. Schulze, S. 272.

\*\* Vgl. Wuttke, III, 25.

zu tragen. Und wie Raum und Zeit uns in Gedanken aus der nahen Umgebung und aus der Gegenwart ins Ewige hinausführen, so überschreitet der Gedanke des wahrhaft Erhabenen und Unendlichen den Kreis der Sichtbarkeit. Deshalb erhoben sich nicht alle Culturvölker, obwohl sie ihre Blicke auf die Objecte des Makrokosmos ehrfurchtsvoll gerichtet hatten, zu der wahren Vorstellung des Erhabenen, weil ihr Geist sich noch nicht loszumachen verstand von der bloßen Auffassung der Gegenwart, er blieb in der gegenwärtig sichtbaren Sinnenwelt stehen, ohne die makrokosmische Feinheit und Tiefe des ganzen Zusammenhangs zu ahnen, die mit bloßem Auge nicht mehr betrachtet werden konnten, und ohne sich der Schnelligkeit und Größe der Kräfte bewußt zu werden, die im Makrokosmos unsichtbar wirken. Das Haftensbleiben am Groben im Kreise des Sichtbaren war so maßgebend bei den meisten Culturvölkern, daß sie dazu übergingen (wie wir im vorigen Abschnitt sahen), ihre Vorstellungsweise durch rohe sinnliche Götzenbilder zu unterstützen. Dasjenige Volk, das zu einer wahrhaft erhabenen Vorstellungsweise einer mächtigen regierenden Gewalt und Gottheit im Sinne des wahrhaft Erhabenen überging, mußte sich daher gegen allen Götzendienst erheben und alle kleinlich-sinnliche Betrachtungsweise der Gottheit beseitigen, ohne jedoch in eine solche abstruse Uberschwenglichkeit und Verallgemeinerung zu fallen, daß in Bezug auf die Gottheit die allein sittlich-ästhetisch und erhaben wirkende Form der Persönlichkeit verloren ging. Erst in späterer Zeit gelang es dem auserwählten Culturvolke der Hebräer, sich zu einer richtigen überfinnlichen und wahrhaft erhabenen Betrachtungsweise einer persönlichen Gottheit emporzuschwingen.

Neben den leuchtenden Gestirnen gewannen bei den meisten hohen Culturvölkern selbstverständlich auch andere Himmelserscheinungen, wie z. B. Blitz und Gewitter, eine sehr weitgehende religiöse Bedeutung, und wir haben nur an Griechen, Römer, Germanen und Slaven zu erinnern, um uns zu vergegenwärtigen, welche Stellung hier die Blitze schleudernde und donnernde Gottheit in der religiös-physikalischen Betrachtungsweise dieser Völker einnahm. Bei den meisten niederen Völkern hat das Gewitter schon deshalb nicht immer Beachtung gefunden, weil sie an Donner und Regen nicht den Antheil nahmen wie die aderbautreibenden Völker. Dennoch lehnt sich die Verehrung des feurigen Blitzes so eng an die überall verbreitete Feuerverehrung an, daß wir die Verehrung dieser Erscheinung unter den Völkern weit verbreitet antreffen.\* Auch der Regen hat in

\* Vgl. Schultze, S. 188.

dieser Beziehung unter dem Einfluß einer gewissen (wenn auch niedrigen) kosmogonischen Betrachtungsweise der Dinge bei niedern Völkern eine gewisse Verehrung gefunden. „Der aus der Wolke strömende Regen wird als solcher bei den Betichuanen verehrt. Da ihr Land dürr und unfruchtbar ist, so betrachten sie den Regen als den Geber alles Guten. Sie beginnen und schließen jede feierliche Rede mit dem Worte Publa (Regen), und die (zauberischen) Regenmacher stehen bei ihnen im höchsten Ansehen.“\*

Was nun die Grundkategorien von Raum und Zeit anlangt, so wissen wir von psychologischer Seite, daß dieselben bereits im Traume und im frühesten Kindesalter bis zum gewissen Grade für die innere Unterscheidungsthätigkeit zur Geltung kommen. Aber im unbewußten Traume wirbeln die Unterscheidungselemente noch von Raum und Zeit bis zu einer unbestimmten Grenze chaotisch durcheinander, und im frühesten Kindesalter beginnen sie bekanntlich nur erst langsam sich zu consolidiren und durch Wachstum und Unterstützung der Erfahrung zu klären und an Unterscheidungsumfang zu bereichern. Das gereifte Thier und der Naturmensch gewinnen nur erst im Laufe ihrer Erfahrungen bis zum gewissen Grade eine für ihre Lebenszwecke ausreichende Schätzungsweise der Raum- und Zeitverhältnisse, wenngleich wir sehr rasch übersehen werden, daß sich im Gesichtskreise der Thiere ebenso wie in dem des frühesten Urmenschen, bevor derselbe seinen Erfahrungskreis bis zu den Gestirnen und der makrokosmischen Anschauung erweitert hatte, für die genauere Schätzung der Zeitverhältnisse weit weniger Anknüpfungspunkte fanden wie für die äußern Raumbestanden. Wir können daher mit Recht schließen, daß die Schätzungsweise der Zeit beim frühesten Urmenschen ebenso wie beim Thiere weit hinter der ihrer Raumbeurteilung zurücktritt. Erst jetzt in der Zeit, da sich der Blick des Menschen in Bezug auf die Naturbeobachtung erweiterte, die thierische Apperceptionsebene durchbrochen wurde und der Lauf der Gestirne neue Unterstützungspunkte bot, um den einseitigen gewohnten Wechsel von Tag und Nacht sicherer einzutheilen, hob sich der Zeitsinn bedeutend, und mit seiner Hülfe verbesserte sich allmählich selbstverständlich nun auch die naive Schätzungsweise der Raumverhältnisse. So geschah es erst jetzt, nachdem sich der Zeitsinn vervollkommnete, daß ein gewisses

\* Vgl. Thompson, I, 180. Daß unter allen diesen Völkern sich die Zauberer besonders mit dem Regen zu schaffen machten, ist hiernach leicht erklärlich. Fast alle afrikanischen Völkerschaften besitzen daher unter den Zauberern ganz bestimmte sogenannte Regenmacher.

deutlicheres Bewußtwerden von Raum neben Zeit und Zeit neben Raum im Geiste plaggriff. War dieses Bewußtwerden auch immer noch kein reflectirt-wissenschaftliches, so war es doch in Bezug auf die Ausbildung beider Kategorien bereits eine viel höhere Stufe als die-bisher in Bezug hierauf eingenommene naive Anschauungsweise des dumpfen thierischen Bewußtseins, und wir können daher unsern heutigen Naturmenschen in dieser Beziehung gar nicht mehr mit dem Thiere oder dem noch halb thierischen und wirren Urmenschen vergleichen. Sein Zeitsinn hatte sich mit der gewachsenen Weltanschauung mächtig bereichert und sich zu einer umfassenden Klarheit erhoben, wenngleich der Zeitsinn eines Wilden gegen den eines an die genaue Uhr gewöhnten Europäers immer noch sehr zurücksteht. Der Raumsinn dagegen findet sich beim Naturmenschen wie bei manchen Thieren oft viel ausgebildeter in einzelnen Richtungen wie bei civilisirten Menschen, die viel im Zimmer verkehren und an die genauere Betrachtung des freien Feldes nicht gewöhnt sind. Wir sehen hiernach, wie Raum und Zeit nichts sind wie Anlagen, die von der subjectiven Erfahrung abhängig sind, um sich zu dehnen oder unter Umständen (wie in delirösen Zuständen und im Traume oder im festen Schlafe) in ihren Functionen wieder herabzusinken bis zum Erlöschen. Der Entwicklungsverlauf der psychologischen Urgeschichte bestätigt daher nur die Resultate Kant's von speculativer Seite und die Sätze Helmholtz' von physiologischer Seite. — Daß die Culturvölker, die zu einer tiefern Natur- und Gestirnbetrachtung vordrangen, auch ihren Zeitsinn mehr wie die übrigen Völker ausgebildet haben, ist selbstverständlich, wir können uns daher nicht wundern, daß die amerikanischen isolirten Culturvölker durch ihre makrokosmische Anschauung zu einer wissenschaftlichen Zeitrechnung kamen, die an das Wunderbare grenzt. „Nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller Forscher hatten die Mexicaner Sonnenuhren in Gebrauch, und sie besaßen zur Grundlage ihrer Zeitrechnung ein Sonnenjahr von der beinahe größtmöglichen Richtigkeit. Das Jahr bestand bei ihnen aus 18 Monaten von je 20 Tagen = 360 im Jahre. Dem letzten Monate fügten sie 5 Tage hinzu, die sie unnütze nannten (*nemontémi*), da sie sich in diesen nur mit gegenseitigen Besuchen beschäftigten. Clavigero (II, 269) fügt hinzu: „Das Wunderbarste in ihrer Zeitrechnung und das, was den in mericanischen Alterthümern unbewanderten Lesern gewiß nicht wahrscheinlich klingen wird, ist der Umstand, daß sie die einige Stunden betragende Differenz zwischen dem bürgerlichen und dem solaren Jahre kannten und sich deshalb zu ihrer Ausgleichung der Schalttage bedienten, aber mit der Abweichung von Julius Cäsar's Methode im römischen Kalender, daß sie nicht alle 4 Jahre einen

## 1. Die Rückwirkungen der makrokosm. Anschauung auf d. Vorstellungsproceß. 229

Tag, vielmehr alle 52 Jahre 13 Tage einschalteten.“\* Neben einem Sonnenjahre bestand noch ein Priesterjahr von 20 mal 13 Tagen, welches gegenüber dem bürgerlichen Jahre Tonalpohualli (Rechnung der Sonne), Metzlapohualli (Rechnung des Mondes) hieß. Schulze sagt (S. 258): „Diese religiöse Zeitrechnung, nach welcher die Feste geordnet wurden, ebenso der Umstand, daß für Monat und Mond wie bei uns derselbe Name Metzli gilt, weisen auf eine frühere Zeitrechnung nach dem Monde hin, welche Ehevarria ihnen für die ältere Zeit auch wirklich zuschreibt.“ Die Zeitrechnung der Peruaner bestand nach Humboldt (vgl. „Vues des Cordillères“, S. 129) in einem Jahre von 12 Mondmonaten und 354 Tagen, denen man am Ende jedes Jahres 12 Tage hinzufügte (Rivero, Tschubi), oder wie Herrera behauptet, 12 Schaltstunden am Ende jedes Monats. Neben den Peruanern treten die Araucaner hervor, welche ein Sonnenjahr von je 30 Tagen nebst 5 Schalttagen hatten. — Wir ersehen aus diesen Beispielen, wie hoch sich der Zeitsinn dieser Culturvölker gegenüber den niedern culturlosen Völkern erhob, und erkennen hieraus, welche Stützen dem Geiste und seiner Ausbildung aus der tiefen Gesamtbetrachtung und Einzelbeobachtung der Gestirne erwachsen. Die Vertiefung des Geistes in die Wunder des Makrokosmos stimmte das Gemüth nicht nur erhabener, sondern stärkte auch den Verstand und die intellectuellen Kräfte. So erweiterte sich durch die Bewunderung des Universums nicht nur die Religion, sondern mit ihr wuchs, von ihr genährt und herangezogen, auch der berechnende, untersuchende und kritische Verstand.

---

\* Vgl. die weitem hierauf bezüglichen Einzelheiten bei Prescott, I, 89 fg., und Schulze, S. 257 fg.

### Die ursprüngliche Entwicklung des Schriftwesens.

Rückblick auf die äußern Stützen und Behikel zur Ausbildung der tiefern Seelenthätigkeiten. Die Schrift als neue Stütze der durch die Sprache bereits gehobenen Gedächtniskraft. — Die Schrift ist ebenso wenig wie die Sprache in ihren Anfängen eine Erfindung. — Die natürlichen und primitiven Anfänge des Schriftwesens. — Der Bildungsproceß der Schrift verglichen mit dem Sprachbildungsproceß. — Unterschiede zwischen beiden Vorgängen. — Das primitive Schriftwesen der Urzeit und der niedern Völker. — Die Tätowirung. — Die Schrift unter den Kulturvölkern. — Die amerikanischen Kulturvölker sowie die Aegypter und die Völker der Keilschriften als die vorzugsweise schriftschöpferischen Völker der Erde. — Die phonetische Schriftstufe und die Mexicaner. — Die Fortbildung der Schrift auf der phonetischen Stufe verglichen mit der Fortbildung der Sprache auf der dem entsprechenden charakterisirenden Stufe. — Die alphabetische Schriftstufe und die Aegypter. — Die Hieroglyphen und das hiermit verbundene Gemisch der Schriftweisen. — Die Hebung der intellectuellen Kräfte durch die Schrift.

Die bisherige Entwicklung hat uns in Rücksicht auf die Thatfachen wiederholentlich gezeigt, daß die Ausbildung aller Geistesanlagen, worunter vorzugsweise auch religiöse Begabung einbegriffen ist, nur dadurch stets vorschreiten konnte, daß sie äußere Stützpunkte vorfand, an welche sich die Entwicklung wie an Behikel anlehnen konnte, um sich kräftig emporzuschwingen. Wie die Seele gleichsam an den Sinneswerkzeugen des Körpers, welche ja innerlich ihre nächste und benachbarte Umgebung bilden, äußere Stützpunkte vor-

findet, an deren Functionen sie anknüpft, um sich während des Wachstums mit ihren Grundthätigkeiten aufzurichten, so findet die tiefere Seelenthätigkeit auch in Bezug auf die Ausbildung anderer Anlagen wiederum ähnliche Behikel, kraft deren Mitwirkung sie vorschreitet. Die äußern und innern gegebenen Umstände und Verhältnisse kommen sich hier hinsichtlich der thatsächlichen Entwicklung so merkwürdig entgegen, daß wir in dem Wechselspiel dieser von ganz verschiedenen Seiten wirkenden Factoren, welche sich die Hand zu reichen scheinen, gewissermaßen eine Weisheit der Vorsehung zu sehen meinen, die uns mindestens ahnen läßt, daß Seele und Geist mit der Körperwelt unbewußterweise in einem viel weiter reichenden Connex gegenseitiger Beeinflussung stehen, als wir gewöhnlich vermuthen. Gewiß ist es kein zufälliges Zusammentreffen, daß der thierische Instinct, der noch im frühesten Urmenschen vorherrschte, die Stütze der sinnlichen Sprachwerkzeuge vorfand, die er hastig ergriff, um sie zum Hülfsmittel seines Aufschwungs zu machen, und nicht minder zufällig war es für die primitiven geistigen Kunstanlagen, daß sie das körperliche Hülfsmittel der feinfühlig beweglichen Hand antrafen, durch welches unterstützt auch sie einen mächtigen Entwicklungsanlauf nahmen. Aber auch der schon tiefer in die Welt hinausblickende und höher entwickelte Geist fand zur Fortbildung der ihm anhaftenden Anschauung, wie wir sahen, im Laufe seiner Erfahrungen in der Naturumgebung gewisse Stützpunkte, die dem Aufschwunge der Entwicklung, besonders der religiösen Entwicklung zu Hülfe kamen, und die Entdeckung des Feuerzündens werden wir in dieser Beziehung nicht gering anzuschlagen haben. Was nun hinsichtlich des religiösen Lebens und der Entwicklung der religiösen Weltanschauung die in der Urzeit epochemachende Feuererfindung war, und was dem Kunstproceß die Handgeschicklichkeit an Unterstützung zur Entwicklung bot u. s. w., das wird für das höhere intellectuelle Leben, das wir unter dem Verstandesleben im engern Sinne verstehen, einerseits, wie wir bereits entwickelt haben,

der Einfluß des regelmäßigen Wechsels der Gestirne, und andererseits, wie nunmehr zu betrachten ist, die Schrift. Die Unterstützung der Schrift zur weitem Ausbildung der bisher bereits zur Entwicklung gekommenen Geistesanlagen, besonders aber zur Ausbildung der Verstandeskräfte, welche Ausbildung vorzugsweise eine concentrirte Sammlung und einen gewissen Grad von klarer Uebersicht über eine Reihe von Unterscheidungselementen erheischt, welche nur durch eine ganz besondere Stärkung und durch einen hervorragenden Aufschwung des Gedächtnisses sich ermöglicht, ist oft übersehen oder doch von den Psychologen nicht in dem Maße in Betracht gezogen worden, wie das in Bezug auf die Sprache für den geistigen Aufschwung im allgemeinen der Fall war. Stützte bereits die Sprache in hohem Grade, wie wir früher sahen, die Gedächtniskräfte, da sie durch die laute Anhaltepunkte bot, in der Gegenwart Abwesendes und also nur in der Erinnerung haftende Vorstellungen zu bezeichnen, so erhöht sich dieser Proceß nunmehr in einem ganz besondern Grade durch die Schrift, welche von neuem feste Stützpunkte liefert, sodas die im Flusse der Sprache erzeugten Vorstellungen und zusammenhängenden Vorstellungsketten fixirt, gesammelt und übersichtsvoll der gewachsenen Verstandeskraft unterbreitet werden können. Getragen von diesem neuen unterstützenden Unterbau sammelten sich in hohem Grade die Verstandeskräfte, welche danach strebten, das Nachdenken und die Combination nach einer bestimmten Richtung hin stetig und consequent fortzuleiten. So sehen wir an der Hand der Schrift den Geist abermals so mächtig wachsen, daß wir über die raschen Fortschritte, die nach allen Seiten hin schon während der allerfrühesten Schriftperiode unter denjenigen Völkern, welche sich derselben bedienten, gemacht wurden, erstaunen müssen.

Die frühesten und primitivsten Anfänge der Schrift sind ebenso wenig wie die Anfänge der Sprache absichtlich erfunden worden. War die Sprache, wie wir erkannten, ein natürlicher Entwicklungsproceß, der sich aus der auch den Thieren

angeborenen Anlage zum Schrei mit Hülfe anderer Factoren herausbildete, so verhält es sich mit der Schrift ganz ähnlich. Auch die Schrift ist in ihren ersten Anfängen ein ganz allmählich vorschreitender, natürlicher, absichtslos sich vollziehender Entwicklungsproceß, dessen Keim wir in der ursprünglichen Anlage zur Handgeschicklichkeit zu suchen haben. In der That sind die frühesten Gegenstände, welche die menschliche kunstfertige Hand bildete, für uns heute im gewissen Sinne bestimmt fixirte Merk- und Schriftzeichen einer vorausgegangenen Entwicklungsperiode der Menschheit. Es sind gewissermaßen absichtslos hingestellte Buchstaben und Gedenkzeichen, die uns lesen und erkennen lassen, was und worüber die frühere Menschheit nachdachte, wie sie sich die Dinge vorstellte und wie weit ihr Bildungsproceß gediehen war. Wie dem Forscher heute aber alle aus der Erde gegrabenen Gegenstände und Geräthe mit ihren kindlichen Verzierungen und primitiven Malereien Fingerzeige und Anknüpfungspunkte sind für die innern Vorstellungen und Anschauungen, welche jene frühesten Zeichner beseelt haben, so waren alle diese naiv hingeworfenen Schnörkel und Bilder auf Steingeräthen, Geweißen und Waffen der frühesten Zeit, für die damaligen Zeitgenossen nicht minder wahrgenommene und halb unbewußt aufgenommene Anknüpfungspunkte und Merkzeichen für gewisse Vorstellungen, die den Geist innerlich Interesse abnöthigten, und die er nicht nur mit der Sprache durch Laute und Worte, sondern auch mit dem Griffel durch Zeichnungen und erkennbare Bilder dauernd fixiren und dem Gedächtniß einprägen wollte. Allein mehr noch wie alle derartigen Bilder und Merkzeichen auf Geräthen und Waffen sind es die Grabmale jener frühesten Zeit, die den Geist des Urmenschen gleichsam wie von selbst veranlaßten, zum Griffel und zum Bilde zu greifen, um das Andenken des Todten der Nachwelt zu überliefern. In diesem Sinne sind die Grabhügel und Grabsteine in der That nichts wie Merk- und Gedenkzeichen für die Ueberlebenden, welche sich der Geist getrieben fühlte zu stiften, um die Todten nicht zu vergessen. Nicht Willkür und Absicht, sondern

innerer Drang und Zwang war es, der dazu antrieb, in solcher Art die Todten zu verzeichnen, um sie der Erinnerung zu erhalten. In diesem Sinne dürfen wir daher mit Recht sagen, daß der ursprüngliche Grabcultus, der die Hand anleitete, das Grab durch äußere Merkmale zu kennzeichnen, in gewisser Hinsicht bereits ein unwillkürlicher, primitiver und embryonaler Anfang des Schriftwesens war. Die Aegyptier nannten ihre Todtendenkmale *manuu*, was soviel bedeutet wie: wir gedenken, und es hängt dieser Ausdruck mit dem Namen Memnon, mit dem griechischen Memnonia und endlich mit dem deutschen „mahnen“ zusammen. Die sichtbaren dem Stoffe eingepprägten Zeichen sollen mahnen und erinnern, und zwar dauernd erinnern an die Vorstellungen, Wesen und Gedanken, auf welche sie hindeuten. In späterer Zeit, als sich der Gedankenkreis und die Interessen der Menschheit mehr und mehr erweiterten, wuchs nothwendig und unwillkürlich auch das Bestreben, neue Stützen und Handhaben zu suchen für den gedehntern Gedankenkreis. Während der Zeit des mythischen Processes, in der sich ganz besonders der Vorstellungskreis der Völker erweiterte, mußte sich in erhöhtem Maße dieses Bedürfnis kundgeben. Und in der That kam man in dieser Beziehung der religiösen Vorstellungsweise sehr früh entgegen. Neue Anregungen belebten den Geist und reflectirten sich in dem unwillkürlichen Drange, alle heiligen Tempelstätten und Götzenbilder, namentlich aber die innern Tempelwände mit Bildern und Zeichnungen aller Art zu versehen. Aber auch die Götzenbilder selbst, was waren sie mehr als verkörperte, und damit äußerlich fixirte Vorstellungen? Nehmen wir alles das, was die religiöse Kunst des Alterthums geschaffen hat, zusammen, so haben wir in allen Tempelverzierungen, Tempelbildern, in allen steinernen oder hölzernen Götzendenkmalen eine große Buchstabenreihe, gewissermaßen eine Lapidarschrift vor uns, die allen dem Cultus angehörigen Völkern objectiv deutlich und verständlich war. Aber alles das konnte dem vorschreitenden Geiste im allgemeinen nicht mehr genügen, die immer umfassender und

schärfer werdende Erinnerung drang mehr und mehr auf specificirtere Stützen und dem entsprechende Merkzeichen. Unwillkürlich griff man zum Bilde und versuchte es, die mythischen Göttergeschichten und dem entsprechende ähnliche längere Vorstellungsreihen zu fixiren und für die Erinnerung dauernd zu bewahren, und indem sich, wie bereits erwähnt, Grabmale und Tempelbauten mit Malereien und kleinen Bilderchen bedeckten, waren hiermit zugleich bestimmte Wurzeln unwillkürlich gegeben, aus denen sich die Schrift herausbilden konnte.

Im Bildungsproceß der Schriftsprache wiederholt sich selbstverständlich nun bis zum gewissen Grade das Nämliche, was auch in der Sprachbildung bezüglich der Ausbreitung zur Geltung kam. Auch hier bei der ersten Fortbildung der bereits krystallisirten Grundwurzeln, durch welche der weitere Proceß sich vollzog, tritt verhältnißmäßig viel Subjectives zu Tage, und es würde auch hier wie dort wieder unbegreiflich erscheinen, wie unter dem Einflusse dieser subjectiven Ausbildungsweise sich eine völlig objective Allgemeinverständlichkeit der von Einzelnen verschieden gezeichneten Bilder und Schnörkel anbahnen konnte, wenn nicht in ganz derselben Weise die früheste Wurzelerweiterung und Fortbildung des Proceßes von solchen Individuen stattfand, die so erhöht dastanden, daß sie mit Recht als Lehrmeister gegenüber ihren Schülern dastanden, welche ihnen unbedingte Aufmerksamkeit und Nachahmung in dieser Beziehung schenkten. Wir sehen also, es vollzieht sich hier ganz derselbe Vorgang bezüglich der frühesten Ausbildung der Schriftsprache, wie bei der der Lautsprache, und zwar nur mit dem Unterschiede, daß hier dasjenige bereits gewissermaßen bewußter und deutlicher in den Vordergrund tritt, was bei der Ausbildung der objectiven Wurzelerweiterung der Sprache sich noch weniger bewußt und halb instinctiv vollzog, nämlich die Nachahmung des Schülerkreises gegenüber dem erhöht und objectiv erhabenen dastehenden, allgemein anerkannten und aufmerksam verfolgten Lehrmeister. Waren, wie wir gesehen haben, für den

objectiven Lautproceß die hervorragenden Führer und Lenker bestimmter Volkskreise unwillkürlicherweise zu allgemeinen Lehrmeistern geworden, denen die übrigen durch Nachahmung ebenso unwillkürlich folgten, so verhielt es sich hinsichtlich des frühesten Schriftprocesses in ganz ähnlicher Weise, nur daß hier das Verhältniß des anerkannten Lehrers zu den Schülern thatsächlicherweise deutlich und ausdrücklich hervortrat. Die objectiv anerkannten Lehrmeister aber waren bezüglich des Schriftprocesses die mit hervorragendem künstlerischen Erfindungsgeiste begabten Zauberer und Priester, welche den Griffel zum Malen und Zeichnen so zu führen wußten, daß sie bestimmte Bildzeichen schufen, denen sie charakteristische Merkzeichen einzuverleiben wußten, die auf gewisse Vorstellungen mehr oder weniger mittelbar oder unmittelbar hindeuten konnten. Da jedoch diese Hindeutungen nicht immer in der Weise einleuchtend erfunden wurden und erfunden werden konnten, wie es unmittelbar nothwendig gewesen wäre, so fand hier, ähnlich wie bei dem Spracherweiterungsproceß, von der Basis der allgemein verständlichen Wurzeln aus, ein die aufmerksame Nachahmung und Beziehung beanspruchender Lernproceß statt, der freilich bezüglich der Schriftannahme viel schwieriger war und daher in einem viel höhern und auffälligeren Grade hervortrat wie bei der Sprache, die sich bis zum gewissen Grade in! allgemeinen „Lautgleisen“ bewegt, die als angeborene Sprachbefähigung einem bestimmten zusammenhängenden Volkskreise gemeinschaftlich waren. Der objective Lernproceß, der sich für die Sprache daher von gewissen Punkten aus sozusagen unwillkürlich rasch vollzog, war daher für die objective Schriftsprache viel schwieriger, und die ganze Entwicklung konnte sich daher nur mühselig von Stufe zu Stufe erheben und sich ursprünglich nur in ganz engen Kreisen vollziehen, um von hier aus sich zu weitem Kreisen zu erweitern. So kann es uns also bezüglich der Schriftsprache in psychologischer Beziehung nicht auffallen, wenn wir beobachten, daß sich überhaupt nur sehr wenige Völker anfänglich zu höhern Stufen

der Schriftausbildung emporschwangen und das Wesen dieser höhern Schreibsprache sich in den Ländern, wo es auftauchte, anfänglich sogar nur in den allerengsten eingeweihten Kreisen verbreitete, um sich von hier aus nur ganz allmählich auch in andern Volksschichten Geltung zu verschaffen.

Was nun die unterste Schriftstufe angeht, auf der sich nur erst nach und nach im Bildermaterial (aus dem sich die Schrift aufbaut, wie die Sprache sich aus dem Lautmaterial erhob) die Wurzelansätze bildeten, so zeigt es sich allerdings, daß die meisten Völker der Erde diese Bilderstufe erreicht haben. Die Neigung zur Stütze der Erinnerung bestimmte äußere sichtbare Merkmale und dauernd sich erhaltende Gedenzzeichen, wie Bilder, Steindenkmale und andere Gegenstände aufzunehmen, die auf gewisse damit verknüpfte Vorstellungen hinweisen, finden wir durchgängig bei allen Völkern der Erde verbreitet. Nicht alle zwar erheben sich zur Fixation von Bildern; aber selbst im westlichen Australien fand Forster in Felsen eingegrabene Bilder, welche wir Grund haben als Bildschriften anzusehen. Auch von sehr vielen Indianerstämmen ist es bekannt, daß sie große Neigung besitzen, Zeichnungen und Bilder auf Thierfellen anzubringen, die in der Art, wie sie zusammengesetzt sind, beweisen, daß sie auf bestimmt zusammenhängende Vorstellungsketten hindeuten. Die mit diesen Bilderreihen angedeuteten und verknüpften Vorstellungen sind aber meist nur sehr schwierig zu enträthseln und zu entziffern. Die Subjectivität und Eigenart der Auffassung drängt sich bei diesen Zusammensetzungen von Bildern so sehr in den Vordergrund, daß dem Fremden und Uneingeweihten gegenüber diese Zeichnungen wie ein Rebus dastehen, an dessen Lösung er sich vergeblich versucht. Nicht mit Unrecht kann man daher hinsichtlich dieser Schriften annehmen, daß sie nur von einem kleinern Kreise selbst unter den Zeit- und Stammgenossen wirklich aufgefaßt und verstanden wurden. Eine Reihe von niedrigen Völkerstämmen besaß freilich nicht die Fähigkeit, Bilder auf Gegenstände zu zeichnen, und

ihre Erinnerungszeichen und äußern „Denkmale“ kamen daher nicht über Grabmale und gewisse Vorrichtungen zum Gedächtniß der Todten hinaus, doch findet sich bei ihnen häufig eine andere Sitte der malerischen Schreibweise, durch welche sie bekunden, daß auch sie in bestimmtester Weise das Bestreben fühlen, sich äußere sichtbare Merkzeichen in Rücksicht auf bestimmte Thatsachen und ausgezeichnete Ereignisse zu schaffen, durch welche sie der darauf bezüglichen Erinnerung zu Hülfe zu kommen suchen. Diese Sitte ist bekanntlich die Tätowirung, die bei den meisten Völkern zugleich ein mit religiösen Ceremonien vollzogener Brauch ist. Die Tätowirung ist eine malerische Auszeichnung der Person in Rücksicht auf Eigenschaften und Beziehungen, welche sich dieselbe durch Thaten und Handlungen nach dieser oder jener Richtung hin erworben hat, und in diesem Sinne sind die Tätowirstriche selten nur ein bloßer Schmuck, sondern es sind fast stets malerische und abergläubisch betrachtete Merkzeichen und also gewissermaßen Buchstaben und Bildzeichen, die auf damit verknüpfte Vorstellungen zurückdeuten. Offenbar ist die Tätowirung noch eine sehr rohe Stufe und unbehülliche Art der Zeichenschöpfung, sie steht bei weitem tiefer wie die primitiven Malereien und die auf Thierfellen gefertigten primitiven Bildschriften der Indianer, und wir können sie daher in gewisser Hinsicht als die niedrigste Art des eigentlichen Schriftwesens ansehen. Schreiten indessen die Indianer und andere niedere Völker über diese niedrigsten Stufen hinaus, so erscheint es selbstverständlich, daß sich die Culturvölker sehr früh noch viel weiter erheben mußten, denn ihre Begabung und ihr Geschick sowol wie ihr Kunstsinne für die Malerei waren zugleich bei weitem entwickelter. Dennoch zeigen die frühesten Bilder, welche in den Culturländern Amerikas und am Nil als Schriftzeichen in Gebrauch kamen, noch eine große Aehnlichkeit mit den Bildschriften der Indianer, und nur langsam ging von hier aus der weitere Entwicklungsproceß der Schrift vor sich. Es gibt sich hier wie dort nur das anfängliche Bestreben kund, bestimmte Vorstel-

lungen durch eine bildlich möglichst bezeichnende Figur darzustellen. Blicken wir beispielsweise auf die indianischen Grabsäulen, die sich ganz besonders mit solchen Figuren bedeckt finden, so bemerken wir hier, daß die Vorstellung und der Begriff des Todes einfach durch einen Mann ohne Kopf bezeichnet wird. Nichts anderes ist es, wenn die Aegyptier den Begriff der Nacht durch das Himmelsgewölbe und einen hineingezeichneten Stern darzustellen suchten. Ueber diesen rein bildlichen und symbolischen Charakter der Bezeichnungsweise ist die Schrift bei den niedern Völkern niemals hinausgewachsen, während sie bei denjenigen Völkern, welche genug mit Erfindungsgabe begabt waren, von dieser Basis aus höher entwickelt wurde. — Wie bereits angedeutet, waren es indessen verhältnißmäßig nur wenige Culturvölker, welche nach dieser Richtung hin eine natürliche und instinctive Erfindungsgabe entfalteten. Nur den amerikanischen Culturvölkern, und unter den Völkern der Alten Welt nur den Aegyptern und den Völkern der Keilschriften war es beschieden, nach dieser Seite hin besondere Talente zu entfalten. Können wir im Rückblick auf die gegebene Basis und auf das an die Hand gegebene ursprüngliche bereits bis zum gewissen Grade vorgebildete Material nicht von einer eigentlichen sogenannten Erfindung der Schrift reden, und zwar ebenso wenig wie wir von einer eigentlichen absichtlichen Spracherfindung reden konnten, so dürfen wir doch diejenigen Völker, die fruchtbringender wie die andern in den Fortbildungsproceß des Schriftwesens eintraten, beziehungsweise diejenigen einzelnen Individuen, die sich ganz besonders unter diesen Völkern für diese Fortbildung hervorthaten, im gewissen Sinne als die schriftfinderischen bezeichnen. Wie wir mit gleichem Rechte bei Gelegenheit des Fortbildungsprocesses der Sprache auch von hervorragenden Individuen reden durften, die sprachschöpferischer auftraten wie die übrige Menge, so auch in Bezug auf die Schrift. Wenn uns alte Schriftsteller daher die Aegyptier als die Erfinder der Schrift bezeichnen, und uns Plinius sogar einen hervorragenden Mann, und zwar Menon, als den Ur-

heber der ägyptischen Schreibweise nennt, so hat das für uns keinen andern Sinn, als daß eben dieses Volk, nebst den unter ihm befindlichen hervorragenden Persönlichkeiten, den Fortbildungsproceß der Schrift den übrigen Völkern gegenüber außerordentlich förderte. Daß von einer wirklich historischen Feststellung einzelner Namen hierbei gar keine Rede sein kann, ist einleuchtend. Stellen wir die Leistungen der Mexicaner und Ägypter hinsichtlich der Schriftweise nebeneinander, so erkennen wir sogleich, daß die Culturvölker Amerikas, so viel Talent sie entfalteten, dennoch bei weitem nicht jene Stufenreihe der Entwicklung erreichten, auf denen wir das hervorragende Schriftvolk der Alten Welt, nämlich die Ägypter, nach und nach emporsteigen sehen.

Die Mexicaner begannen ebenso wie die Ägypter von derjenigen Stufe der Bildschrift vorzuschreiten, auf welcher wir zugleich viele Indianerstämme und andere niedere Völker noch heute antreffen. Es werden auf dieser niedrigen Stufe der Schreibweise, wie bereits hervorgehoben, in Bezug auf eine bestimmte Vorstellung gewisse Bilder gezeichnet, die durch ein hervorragendes charakteristisches Merkmal oder durch das ganze Bild selbst auf den Inhalt hinweisen sollen, um dem Verständniß zur Stütze zu dienen. So wurde der Name Itzcoatl (Messerschlange) durch das Bild einer Schlange, die Stein-



messer auf dem Rücken trägt, wiedergegeben, oder das Wort Chapultepec (Heuschreckenbergr) durch einen Berg mit einer Heuschrecke dargestellt. So faßlich und verständlich diese Schreibweise nun bis zum gewissen Grade erscheint, so umständlich, unbeholfen und so wenig flexibel verdient sie genannt zu werden. Kamem die Indianer und viele andere Völker über derartige Bildandeutungen nicht hinaus,

so erhoben sich die Mexicaner schon früh zu einer höhern Schriftstufe empor, die wir die „phonetische“ nennen. Es war bekanntlich Aubin, der fleißige und geistvolle Erforscher der mexicanischen Alterthümer, welcher genauer auf die Ausbildung dieser Schriftstufe in Mexico hinwies, nachdem Humboldt und Clavigero den Hinweis hierauf in ihren Beschreibungen der mexicanischen Kunst übergangen hatten.\* — Auf der phonetischen Stufe werden die Worte bereits in einzelne Silben zerlegt, und je nach dem Klange derselben durch besondere passende Bilder wiedergegeben. So findet sich derselbe Name *Izcoatl* im Bergara-Codez zerlegt in die Silbe *Iz* und *coatl*. Um ihn zu schreiben, malte man jetzt das *Iz* durch eine Waffe (*Izli* genannt), die mit Obsidianblättchen besetzt war  und die andere Silbe *coatl*, die Schlange bedeutet, durch einen irdenen Topf, *Comitl*, und darüber das Zeichen des Wassers, Namens *Atl*. Man verschmähete also hier das Bild der Schlange und hielt sich statt dessen an die Silbenlänge, für die man Zeichen und Worte suchte, die mit ähnlichen oder gleichen Lauten begannen oder gesprochen wurden. Es ist leicht zu sehen, daß mit dieser Fortbildungsweise der Schrift die Darstellung an 'objectiver Unmittelbarkeit' verlor, daß sie complicirter, schwieriger verständlich, und sozusagen rebusartiger wurde; aber darauf kommt es vorerst für den Fortbildungsproceß der Schreibweise nicht an. Glichen jene Unmittelbarzeichen als selbstverständliche Bilder, die eine bestimmte Vorstellung deckten, den sprachlich unmittelbar verständlichen und auch der Thiersprache zukommenden Interjectionen, so, sehen wir, beginnt jetzt von diesen Wurzeln aus ein Erweite-

\* „Herrn Aubin in Paris verdanken wir unsere erste klare Kenntniß einer Erscheinung von hohem wissenschaftlichen Interesse in der Geschichte der Schreibkunst. Es ist das ein wohlgeordnetes System phonetischer Charaktere, wovon Clavigero und Humboldt nichts bemerkt zu haben scheinen, da es in ihren Beschreibungen der Kunst nicht vorkommt.“ (Tylor, „Urgeschichte“, S. 116.) Vgl. Clavigero, „Storia-Antica del Messico Cesena“, II, 191, 248 fg.; Humboldt, „Vues des Cordillères“, XIII.

rungs- und Abzweigungsproceß, aus dem wir wahrnehmen, daß der Geist bemüht ist, die erste naive Auffassungsweise zu verlassen, um sie willkürlicher und selbständiger fortzuführen. Freilich mißt sich ebendeshalb in diesen Erweiterungsproceß sehr viel Subjectives, sodaß die Schreibweise an unmittelbarer Objectivität und Allgemeinverständlichkeit verlor, aber das Nämliche, sahen wir, war auch auf der sogenannten charakterisirenden Sprachstufe, in der die Wurzelbildung fortschritt und auf der ein allgemeinerer Erweiterungs- und Abzweigungsproceß der Wurzeln in ähnlicher Weise stattfand, der Fall. Bei der Sprache, sahen wir, wurde hinsichtlich der Schwierigkeiten, die sich für die Verständigung ergaben, die objectiv verständliche Fortbildung dadurch bewirkt, daß die Menge unwillkürlich einer bestimmten hervorragenden Person als Tonangeber innerhalb eines Sprachkreises nachzuahmen und zu folgen gezwungen war. Sollte ein allgemeinverständlicher Fortbildungsproceß der Schrift erzielt werden, so mußte also auch hier nothwendig die Autorität einer hervorragenden begabten Persönlichkeit und deren Schreibweise anerkannt, nachgeahmt und angenommen werden. Das war nun bei der Schrift zugleich um so leichter und gebotener, als es vorzugsweise nur die erfinderischen und im Nachdenken und Grübeln allen übrigen vorausgehenden Priester waren, die in den betreffenden Culturländern sich aus natürlichem Interesse der eigentlichen Schriftfortbildung widmeten. Denn die Priester waren es ja, welche vorzugsweise Gräber, Tempel und Opferbilder zu bemalen, zu schmücken und mit Gedächtnisinschriften zu versehen hatten, ihnen lag es daher auch mehr wie andern unwillkürlich nahe, die gegebenen Wurzeln zu spalten, zu erweitern und nach ihrer Auffassungsweise sinnbildlich fortzubilden. Wurde nun die Schrift anfänglich hiermit viel unverständlicher, geheimnißvoller und räthselhafter, so stimmte dieser Charakter ganz mit der Auffassungsweise des alten Priesterthums, das, wie wir gesehen haben, sich selbst als etwas Zaubrisches und Geheimnißvolles vorkam und es somit auch

gern sah, wenn es sich nach allen Seiten hin mit räthselhaften tief-sinnigen Zeichen und Symbolen umgeben konnte, welche nur dem Eingeweihten zugänglich waren. Hier haben wir also einen charakteristischen Unterschied zwischen Schriftproceß und Sprachproceß zu verzeichnen, der leicht einzusehen und hervorzuheben ist. Der Entwicklungsproceß der Sprache erforderte zur Fortbildung innerhalb des Sprachkreises nothwendig den offenen, lauten Austausch der sich gegenseitig zugesprochenen Interjectionen, unterstützt und begleitet von Geberden. Nur öffentlich und von den Gliedern des Sprachkreises objectiv beobachtet konnte sich die Autorität für die Fortbildung dieses Processes geltend machen. Die Sprache, können wir daher mit Recht sagen, bildet sich allein unter dem Einflusse der öffentlich verkehrenden Gemeinschaft, sie sucht sozusagen auf dem Markte des Lebens die von allen gemeinschaftlich anerkannte Autorität, um daran einen offenen Austausch zu knüpfen, bei welchem das im Einzelnen entstehende Ungehörige unwillkürlich verworfen und ausgeglichen wurde.

Völlig anders erging es mit der ersten Schriftfortbildung. Diese vollzieht sich nicht öffentlich, auch nicht innerhalb der ganzen Gemeinschaft, sondern nur innerhalb einer hierzu besonders angeregten und befähigten Kaste, sie vollzieht sich somit seitab vom öffentlichen Markte des Lebens, sich anfänglich sogar nur im stillen fortspinnend, räthselhaft und geheimnißvoll, bei solchen Gelegenheiten auftretend, wo die religiöse Phantasie zugleich lebendig angeregt wurde. So geschah es, daß die früheste Schriftbildung in den Händen der eingeweihten begabten und hierzu befähigten Priester blieb und von der Menge ursprünglich im Tempel und auf Gräbern als ein räthselhaftes Wesen angestaunt wurde, das man zur Zauberei und zur Religion in Beziehung setzte. So erklärt es sich, daß wir die frühesten Schriftzüge vorzugsweise auf Tempelwänden, Säulen, Götzenbildern, Särgen und Grabmalen eingegraben finden, Objecte, die stets Veranlassung boten, die an Zauber und Wunder gewöhnte

Phantasie der kindlichen Menge jener Zeit geheimnißvoll zu bewegen.

Die phonetische Schriftstufe und Schreibweise, sagten wir, war ein Fortschritt des Schriftprocesses, trotzdem sich anfänglich Bilder und Züge hierbei für den Uneingeweihten ins Räthselhafte verloren; denn die selbstverständlichen Wurzeln erweiterten sich, es entstanden Abzweigungen, die sich dem Lautproceß und der Sprache zugleich anzuschmiegen und zu nähern suchten. Ueberall, wo die Schrift später in einer künstlichern und schwierignern Form aufgetaucht ist, mußte daher dem Entwicklungsgange gemäß vorher die phonetische Stufe bereits durchlaufen worden sein. Die phonetische Schreibweise, die sich von der unmittelbaren Objectivität durch Willkürlichkeiten bedeutend entfernt\* und die daher nur dem Eingeweihten zugänglich blieb, bildete daher eine Zwischenstufe, die erst ganz allmählich zum eigentlichen Alphabet überführte. Die Mexicaner sind nicht über die phonetische Schreibweise hinausgekommen. Erst der befähigtern Priesterwelt der Aegypter und der Völker der Keilschrift war es beschieden, den Schriftproceß weiter fortzuführen und ihn zu einer noch höhern alphabetischen Stufe emporzuheben.

Ueberblicken wir die berühmten hieroglyphischen Inschriften der alten Aegypter, so treten uns eine Unzahl eigenthümlicher charakteristischer Bilder entgegen, wir erblicken tausenderlei Figuren, die uns leblose und lebendige Objecte darstellen sollen, und wir nehmen unter ihnen Thiere, Menschen, Pflanzen, Himmelskörper, Waffen

\* So wurden bei dieser Schreibweise nicht nur ganz eigenthümliche Bilder gewählt, sondern auch oft ganze Silben ausgelassen, welche der Leser errathen mußte. Als Beispiel hierzu führen wir den Namen Teocaltitlan an, d. h. „Ort des guten Hauses“, derselbe wurde durch die verschiedenen Silben (mit Ausnahme des eingeschobenen ti) ausgedrückt: durch Lippen (tentli), Weg (otli), Haus (calli) und Zähne (tlantli). Stellen wir die Anfangsilben der betreffenden Worte und dazu gewählten Bilder zusammen, so fehlt das ti, das errathen werden muß. Aber auch die gewählten Bilder, wie z. B. (das Bild des Weges mit Fußspafen darauf)  wird nicht sogleich verständlich erscheinen.

und Werkzeuge aller Art wahr. Kaum kann es hinsichtlich mancherlei Zusammenstellungen dieser Art etwas Rebusartigeres geben. Räthselhaft thut sich bei Betrachtung der Schriften ägyptischer Denkmale eine Welt vor uns auf, die uns im allgemeinen so unendlich viel zu sagen scheint und im einzelnen dennoch jahrhundertlang den spätern Völkern nur ein undurchbringliches Dunkel blieb. Wie und auf welche Weise in neuerer Zeit dieses Räthsel gelöst wurde, und welche hervorragenden Forscher auf dem Gebiete der ägyptischen Schriftentzifferung einem Champollion folgen konnten, das zu berichten überlassen wir der Geschichte der ägyptischen Alterthumsforschung. Uns interessieren hier nur die ägyptischen Schriftzeichen vom Gesichtspunkte des geschichtlichen Entwicklungsprocesses des Schriftwesens selbst.

Ueberblicken wir den bisherigen Entwicklungsgang der Schreibsprache, so bemerken wir, wie sie vom unmittelbar selbstverständlichen Bilde, mit dem ein ganzes Wort durch ein congruentes Bild wiedergegeben wurde (wie das Bild des Pferdes für Pferd u. s. w.) sich zur phonetischen Schreibweise erhoben hatte, in der das Wort in Silben gespalten und jede einzelne derselben durch ein Wort und Bild wiedergegeben wurde, das mit der gleichen Silbe begann. Für den Eingeweihten und den mit den Bildzeichen Bekannten vereinfachte sich damit die Schrift; denn wo in der mexicanischen Sprache die sehr häufig gebrauchte Silbe *co* vorkommt, da wurde nun stets das Wort mit gleicher Anfangsilbe *comitl* (Topf) eingeführt und also stets für *co* ein irdener Topf  gemalt. Damit war also für den Kenner ein dauerndes charakteristisches und typisches Zeichen für eine stets wiederkehrende Silbe gewonnen. Es gab in der mexicanischen Sprache in der That noch sehr viele andere Worte, die mit *co* begannen, um nun gerade das bestimmte Wort *comitl* allgemein zur Bezeichnungsweise für die Silbe *co* zur Verwendung zu bringen, dazu bedurfte es der Autorität, die, wie ersichtlich, für den Schriftproceß auf der phonetischen und

charakterisirenden Stufe in noch viel erhöhterer Weise nothwendig war, wie beim Sprachproceß. Es setzte sich also die bisherige Schrift aus selbstverständlichen Bildern, die wir Schriftinterjectionen nennen, und bestimmten Wortzeichen, die für bestimmte, stets in der Sprache wiederkehrende charakteristische Anfangsilben standen, zusammen, die wir deshalb kurz Schriftcharacteristica nennen.

Die ägyptische Hieroglyphenschrift besteht nun ihrem Wesen nach theils aus solchen auf der untersten Stufe gebildeten Schriftinterjectionen, wie das Bild des Adlers für Adler, des Pferdes für Pferd u. s. w., theils jedoch aus solchen Bildern, die sich als Sprachcharacteristica ausweisen, wie z. B. das Wort Brotlaib, das Ta hieß, allgemein für die Silbe ta geschrieben wurde. Allein die Aegypter thaten noch einen weitem Schritt vorwärts und begannen die Worte nicht nur in Silben, sondern sogar in Laute zu spalten, und waren also bestrebt, bestimmte Worte, die mit einem bestimmten Laute begannen, dauernd für diesen stets wiederkehrenden Laut einzuführen. So also konnten die ägyptischen Priester dazu kommen, einfache Wortzeichen und Figuren zu einem Alphabet zusammenzustellen. Man schrieb nun für a das Bild des Adlers, weil der Adler Ag oder Achem hieß, für t eine Hand, weil sie Tot, für r einen Mund, weil er Ro, und für l einen Löwen, weil er Laboi genannt wurde, und so entstand ein ägyptisches A-b-c, das bereits Plutarch auf 25 Buchstaben angab.

Es gab jetzt also Interjectionsbilder, Schriftcharacteristica (oder Silbentypen) neben bildlichen Buchstabentypen in der Hieroglyphenschrift nebeneinander und miteinander gemischt, und es ist daher leicht zu übersehen, daß das Durcheinander der Schreibweise verschiedenartiger Stufen dem Leser die Entzifferung des Inhalts sehr erschwerte. Das Lesen war denn auch den eingeweihten Aegyptern selbst keine so ganz leichte Sache, und sie nahmen bei ihrer Schreibweise sehr häufig Rücksicht darauf, sich das Verständniß zu erleichtern, indem sie den Inhalt mehreremale hintereinander in phonetischer,

interjectioneller und endlich alphabetischer Buchstaben-Schreibweise wiederholten. Wo ihnen die selbstverständlichen Interjectionen zur Hand waren, nahmen sie dieselben selbst später gern noch in Gebrauch, um den Inhalt abzukürzen. Um aber die Interjectionsbilder von den alphabetischen Buchstabentypen zu unterscheiden, halfen sie sich dadurch, daß sie über dem Interjectionsbilde ein Zeichen, und zwar gewöhnlich einen Strich anbrachten. Wollten sie z. B. Mund schreiben, so schrieben sie nicht gern alle vier Buchstaben durch vier einzelne Bilder, sondern sie malten einfach einen Mund, der Ro hieß, da Ro aber auch alphabetisch für r stand, so wurde zum Unterschiede von r ein Strich über den gemalten Mund gemacht. Ähnlicher Abbrüviaturen bedienten sich die Ägypter überhaupt gern, und sie griffen zu ihnen, selbst wenn sie das Bild nicht rein selbstverständlich und interjectionell zur Bezeichnung wählten, sondern nur eine sinnbildliche und ideographische Bedeutung dafür anführten. „Klein“ hieß beispielsweise scherau und „schlecht“ ban, beide Worte bezeichnete man gern durch das Bild des Sperlings, und zwar nur deshalb, weil dieser Vogel in Ägypten in großer Verachtung stand und den Fellahs ein Schrecken war. Ähnlichen Zeichen, die rein ideographischer Natur sind, begegnen wir in der ägyptischen Schrift sehr häufig, sie dienten zur Abkürzung und waren doch dem Gedächtnisse rasch zugänglich, sobald sie einmal aufgenommen waren. Die Hieroglyphen enthalten also, wie wir hiernach übersehen, vier Elemente, und zwar finden wir unter ihnen ein interjectionelles, ein phonetisches, ein alphabetisches und ein ideographisches. Unterstützten sich alle diese Elemente für den schreibenden Ägypter, so mußte die Abwechslung unter ihnen und die häufig auftretende Doppelschrift die Entzifferung für den uneingeweihten Forscher der spätern Zeit außerordentlich erschweren, und wir haben darin einen Grund zu suchen, weshalb sich die Aufklärung der einzelnen gefundenen Texte oft so verhältnismäßig lange verzögerte.

„Die Hieroglyphen finden sich unverkürzt auf Holz und Stein

geschrieben, wo sie größer ausgeführt sind, oftmals farbig und ausdrucksvoll. Der Art der Charaktere gemäß kann die Schrift von oben nach unten, von links nach rechts oder umgekehrt laufen, das letztere ist wie in semitischen Schriften das Gewöhnliche.“\*

Erst ganz allmählich bildete sich nun neben der im großen ausgeführten priesterlichen Schrift, wie sie auf Stein und Holz zur Verwendung kam, noch eine dem entsprechende Currentschrift, die sich zu der mächtigen Bilderschrift wie unser Geschriebenes zum Gedruckten verhielt, und mit der man nun auch auf andere leichter zugängliche Gegenstände, wie namentlich auf Papyrus schrieb. Clemens Alexandrinus nannte diese Currentschrift Hieratisch. Aus diesem sogenannten hieratischen Alphabet hat sich, wie anzunehmen, das phönizische, das hebräische, das griechische und römische Alphabet abgezweigt, und auch wir Deutschen haben Grund anzunehmen, daß unsere Schrift ursprünglich den Hieroglyphen entstammt, sodaß unser heutiges a demnach nichts anderes wie ein im Laufe der Zeit entstelltes Bild des Wurzelbildes aus dem Aegyptischen wäre, das den Adler darstellte.

Bekanntlich hat sich in Aegypten neben der hieroglyphischen und hieratischen später noch eine dritte Schrift gebildet, welche die demotische heißt und einer jüngern Sprache angehört, die sich gegenüber dem eigentlichen alten, geheiligten Aegyptisch später ähnlich verhielt wie unser heutiges Plattdeutsch zum Hochdeutschen, oder besser, wie das Prakrit zum Sanskrit, oder die vulgär-arabische Sprache zur Sprache des Korans und der Hamasa.\*\*

Die Geschichte des Schriftprocesses lehrte uns, wie wir sahen, daß die Schreibweise sich nur von bestimmten Volkskreisen (und zwar den priesterlichen) allmählich unter alle Schichten der Gesamt-

---

\* Vgl. L. Stern, „Ueber Schrift und Literatur der alten Aegypter“ („Ausland“, Jahrg. 1869, S. 843).

\*\* Vgl. ebend., S. 843.

bevölkerung verbreitet hat, und es hat verhältnißmäßig sehr lange gedauert, bevor das Schreiben über den Priester- und Gelehrtenstand hinausgedrungen ist. Wir können uns daher nicht wundern, wenn ein Schreiber bei den Aegyptern zugleich soviel wie ein Gelehrter, ein Wissenschaftler ist.\* In der That diente ja der Schriftproceß hauptsächlich, wie wir im Eingange dieses Kapitels hervorhoben, dazu, die intellectuellen Kräfte zu heben, die Sammlung zu erleichtern, den Ueberblick durch die neu gestützte und getragene Erinnerung zu erhöhen, und somit die Combinationsgabe mehr und mehr in Aufschwung zu bringen. Der grübelnde erfinderische Geist hatte eine neue Stütze gewonnen, kraft deren er dem innern Vorstellungsleben überhaupt einen neuen mächtigen Anstoß zur Fortentwicklung verlieh. Immer umfangreicher und tiefer gestaltete sich, getragen durch dieses Hülfsmittel, die Anschauung der Dinge, immer vollkommener gelang es denen, welche sich mit dieser Stütze betraut gemacht hatten, die Weltgeschichte zu durchforschen und die Naturgeschichte zu erfassen, und wir können mit Recht sagen, was wäre der Forscher und der Gelehrte überhaupt ohne den Unterbau der Schrift, auf deren Pfeilern er sein Wissen stützt und dauernd befestigt. In der That, nur erst der feste Kitt der Schrift konnte dem durch die Phantasie trotz der Sprache bisher unftet getriebenen Vorstellungsleben jene dauernde Festigkeit und Continuität verleihen, durch welche sich die früheste Wissenschaft, die „Gelehrigkeit“ und das primitive Gelehrtenthum des grauesten Alterthums begründen und entwickeln konnte. Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, wie sich die geistig-intellectuellen Anlagen durch die Beobachtung und Anschauung der Himmelserscheinungen erweiterten, wie sich besonders das Raum- und Zeitbewußtsein hob und eine ruhigere, weniger abschweifende Betrachtungsweise der Dinge allmählich plaggriff. Diesen Anstößen und äußern Anleitungen kam jetzt von anderer Seite die

---

\* Vgl. L. Stern, „Ueber Schrift und Literatur der alten Aegypter“ („Ausland“, Jahrg. 1869, S. 843).

Entwicklung der Schrift zu Hülfe, um den Entwicklungsproceß der intellectuellen Fähigkeiten, die auf klarer Uebersicht aller Verhältnisse, auf Nachdenken, Ueberlegung, Sammlung und Berechnung beruhen, zu beschleunigen und zu verstärken. Eine ähnliche Unterstützung gewährten dem geistigen Streben nach Uebersicht und Berechnung zugleich die Merkzeichen der Zahlen, deren Entstehung wir im folgenden Kapitel betrachten werden.

---

Auch die Chinesen machten im Schriftproceß früh den Fortschritt von Bildern zur phonetischen Schrift. Sie begannen damit, die einfachsten Umrisse von Sonne, Mond, Schildkröte, Fisch, Art, Baum, Hund u. s. w. zu zeichnen und bildeten so Charaktere, die noch heute vorhanden sind und als die Ku-wän oder alte Bilder von den Chinesen bezeichnet werden.\* Diese Bilder haben sich selbstverständlich im Laufe der Zeit sehr verändert, doch sind ihre Formen noch zu sehen und werden noch in gewissem Maße in chinesischer Schrift angewendet, wie in den Charakteren für Mann, Sonne, Mond, Baum u. s. w. Die meisten der jetzt angewendeten Charaktere bestehen aus zwei Zeichen, und zwar das eine für den Klang, das andere für den Sinn, sie heißen hing-sching, d. h. Bilder und Klänge. Nun ist bekanntlich die chinesische Sprache sehr wortarm, und die Chinesen gebrauchen daher sehr viele gleichlautende Worte für viele Begriffe und Bezeichnungen. So bedeutet das Wort tschow = Wellenträufeln, ferner heißt tschow Schwachhaftigkeit, ferner das Gladern der Flamme, Wagenbeißel u. s. w., eigentlich aber ist die Haupt- und Grundbedeutung von tschow Schiff, und das Bild des Schiffes wird daher für das Wort tschow eingesetzt. Soll nun tschow Flamme bedeuten, so wird das Zeichen des Feuers darüber gesetzt, soll es Schwachhaftigkeit bedeuten, so wird das Merkmal der Rede u. s. w. als Determinativ hinzugesetzt.

Was die Alphabete und ihre Entstehung anlangt, so hat Mr. Samuel Sharpe den Versuch gemacht, die hebräischen Buchstaben von ägyptischen

---

\* J. M. Caillery, „Systema Phonicum Scripturae Sinicae“, I, 29; Eublicher, „Chinesische Grammatik“, S. 3.

Hieroglyphen abzuleiten, und bleibt auch noch mancher einzelne Punkt hierüber zu untersuchen übrig\*, so dürfen wir doch als feststehend annehmen, daß die Juden und die Phönizier die Schreibkunst von den Aegyptern im wesentlichen überliefert erhalten haben. Fast mit Recht darf man aber vermuten, daß das hebräische, samaritische, syrische und selbst das griechische Alphabet einen gemeinschaftlichen Urheber gehabt haben, da ihre Buchstaben in gleicher Ordnung folgen und fast gleiche numerische und vocale Bedeutung haben. Es ist möglich, daß von diesen Alphabeten das samaritische das älteste ist. Unter dem Namen des phönizischen ist das samaritische der Grundstock der meisten jetzt im Gebrauch befindlichen Alphabete. Die Juden gebrauchten es bis zur Zeit des Esra; als sie sich von den Samaritern trennten, wurde es dagegen durch das Chaldäische (das jetzige hebräische Alphabet) ersetzt.\*\* — In Bezug auf das Schreibmaterial sei hier kurz erwähnt, daß es wahrscheinlich verhältnismäßig langer Zeit bedurft hat, bevor die priesterlichen Schreiber der Urzeit auch auf andern Gegenständen, die nicht wie Tempelwände, Sarkophage, Säulen und Stelen geweiht und geheiligt waren, zu schreiben begannen. Erst in der Zeit, da sich durch die hieratische Schrift die Kunst verallgemeinerte und man das Schreiben zu vielerlei andern Zwecken zu gebrauchen begann, ging man dazu über, zugleich bequemeres Schreibmaterial herbeizuschaffen. In Aegypten wurde dann alsbald die Aufzeichnung auf Papyrusrollen allgemeiner, während Plinius wol nicht ganz mit Unrecht bemerkt, daß man als die ältesten Schreibmethoden die auf Palmblättern und auf Baumrinde ansehen könne, auf denen heute noch in Indien und Ceylon geschrieben wird. Daß das Schreiben auf Ziegen- und Widderfellen gleichfalls uralte ist, trotzdem Geseßgeber und Religionsstifter der Dauerhaftigkeit und Heiligkeit halber auf Stein-

---

\* Vgl. Tylor, „Urgeschichte“, S. 131. Es wird nicht zu leugnen sein, daß sich bezüglich der spätern Ausbildung, Ueberlieferung und Vervollkommnung der Alphabete und alphabetischer Schreibmethoden schon in höherm Grade Willkür, Absicht und Erfindungsgabe Einzelner geltend machten. Ganz unverändert und ohne mannichfaltige Zusätze haben sich die Alphabete daher niemals übertragen können, und wenn uns Tylor sogar Beispiele beibringt, die völlig erweisen, daß sich selbst unter niedrigen Völkern Geister fanden, die (wie der Neger Momuru Doalu Bukere) eigenthümliche syllabische Schreibmethoden und Alphabete erfanden, so zeigt sich, daß hier schon die freie Erfindungsgabe vorwaltet und in den Vordergrund tritt.

\*\* Vgl. auch „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1100.

tafeln schrieben (vgl. Exod. 26), beweisen uns die Urkunden der alten Jonier, die nach Herobot auf Schaf- und Ziegenfellen geschrieben waren. Die weitere Geschichte der Vervollkommnung des Schreibmaterials liegt nicht mehr im Bereich unserer Betrachtung. — Endlich sei noch hinzugefügt, daß auch die persischen Keilschriften ihren Ursprung gewissen Bildern verdanken, in ganz der nämlichen Weise wie die ägyptischen Hieroglyphen.

---

### Die Entstehung der Zahlzeichen.

Die Steintreise als selbstverständliche niebergezeichnete Zahlzeichen. — Das Zählen als schärfstes und bestimmtestes Merken und Erinnern. — Die Unterstützung des Zählens als schärfste kullpfende und sondernde Verstandesoperation vermöge der Zahlzeichen als dauernde Erinnerungsmerkmale. — Hinweis auf die schwächere und undeutlichere Zahlunterscheidung der Thiere. — Die Feststellung der Zahl als vergleichbare Größe in Rücksicht auf einen constanten objectiven Grundmaßstab. — Das Zählen der niedern Völker durch Körpermaße, wie Finger und Handbreiten. — Das Zahlenmerken durch den Quipu und die Verbreitung dieser Zahlenmerkweise. — Hinweis auf die Hervorbildung der Zahlzeichen aus den Bildschriften. (Vgl. zugleich die Anmerkungen zum Schluß des Kapitels.)

In gleicher Weise wie die Bilder und Schriftzeichen sind auch die Zahlen nur objectivirte Erinnerungsmale und Gedenkzeichen, an denen sich die auf das Zählen gerichtete Verstandesoperation aufrichtet. Die Entstehung der Ziffern hängt zugleich aufs engste mit der Entstehung der Buchstaben zusammen. In einer ähnlichen Weise, wie die steinernen Monumente und Grabmale sichtbare und objectivirte Vorstellungen waren, die in ihrem Lapidarstile gewissermaßen mächtige Schriftzüge darstellen, aus denen wir lesen, was im Innern der Menschen vorging, und die uns noch heute in

ihren Zügen deutlich an die längstversunkenen Vorstellungen und Weltanschauungen der verfloffenen Zeit erinnern, so bildeten die nebeneinandergestellten Grabsteine und Tumuli gewissermaßen ursprüngliche und selbstverständliche Ziffern, die zugleich auf die Anzahl der unter ihnen begrabenen Todten hindeuteten. Nicht nur an die Verschollenen und Abwesenden überhaupt wollte sich der Geist nachdrücklich erinnert fühlen, sondern er wollte auch jeden Einzelnen gegenüber den übrigen in der Erinnerung gesondert wissen, um keinen zu vergessen, deshalb bezeichnete er das Grab jedes Einzelnen selbst da, wo er eine große Anzahl von Todten zusammen zu beerdigen sich genöthigt sah. Für jeden Einzelnen schuf er sich durch ein Merkmal ein bestimmtes äußeres Erinnerungszeichen, das ihm lieb und werth war. — Bachhouse bemerkte eines Tages in Vandiemensland, wie ein eingeborenes Weib mehrere Steine ordnete, welche flach, oval, etwa zwei Zoll lang und in verschiedenen Richtungen mit schwarzen und rothen Linien gezeichnet waren. Diese bezeichneten gefärbten Steine stellten, wie er erfuhr, abwesende Freunde vor.\* Werfen wir einen Blick auf die sogenannten Steinkreise des Nordens, welche mit ihren wunderbar geordneten Merkmalen gemeinschaftliche Grabstätten darstellen, so erblicken wir in diesen sonderbaren Denkmälern Schriftzüge, die in ihrer Art, wie alle Steinsymbole überhaupt, die natürliche Vorstufe zur Bildschrift darstellten. Es sind alle diese Steindenkmale an sich selbstverständliche fixirte Erinnerungszeichen, in denen Begriff und Zahl noch völlig ungetrennt verschmolzen waren. Erst in einer spätern Entwicklungsperiode und bei weiterer Ausbildung des Schriftwesens konnte es geschehen, daß das Zeichen der Zahl an sich völlig bewußt von den Bildern getrennt wurde, welche letztern zugleich Begriffe und Vorstellungen ausdrücken. Fällt das Denken als intellectuelle Thätigkeit unbedingt schwer, oder ist es vielmehr gar nicht möglich ohne den stützenden

---

\* Vgl. Tylor, „Urgeschichte“, S. 139.

Unterbau der Sprache (weil sich ohne die sprachliche Hülfe die Vorstellungsbilder nur unbehülflich abwickeln und einander durch Abschweifungen gestört nicht klar und sicher genug folgen), so mußte sich dem entsprechend gerade diese Art von intellectueller Fähigkeit außerordentlich heben, sobald der Unterbau der Sprache abermals neue und festere Stützen in dem Schriftwesen gefunden hatte. Das genaue Zählen als eine schon höhere intellectuelle Operation konnte daher nicht früher klar und genau zu Stande kommen, bevor im allgemeinen Denken und Nachdenken so sicher gestützt waren, daß sich die hieran geknüpften Bewegungen übersichtsvoll nach allen Seiten hin gestalteten. Diese Uebersicht und Klarheit konnte aber erst völlig erreicht werden durch die äußerlich sichern Anhaltspunkte der Schriftzeichen, in denen sich das an der Hand der Sprache bewegende Denken sichtbar spiegelte. Der Geist erkannte gewissermaßen instinctmäßig sehr bald, inwieweit dem Proceß des Nachdenkens das äußerlich sichtbare Merkzeichen nützlich und behülflich werden mußte, und die Naturvölker haben daher alle Versuche gemacht, sich bestimmter äußerer Merkzeichen zur Erinnerung wichtiger Handlungen zu bedienen. Wir haben in dieser Beziehung bereits das Tätowiren erwähnt. Es ist bekannt, daß bei Südseevölkern durch Tätowirstriche die Anzahl erschlagener und verspeister Feinde angemerkert wird und in dieser Beziehung dienen daher die Tätowirstriche zugleich als Zahlzeichen. — Das Schreiben mischt sich hier noch innig mit dem Zählen, und das deutliche, bewußte Zählen geht ursprünglich als Verstandesoperation ohne die unterstützenden hinzugenommenen Merkzeichen nicht von statten, ja wir können sagen, daß durch die Zahlzeichen unterstützt das Zählen und die Zahl nur erst vollends klar ins Bewußtsein tritt.

Daß auch die Thiere zählen können, diese Thatsache ist im allgemeinen nicht zu bezweifeln; denn es ist festgestellt, daß die meisten höhern Geschöpfe eine große oder eine kleine Menge von Feinden recht wohl zu unterscheiden wissen. Der Hase, der von

vielen Hunden gleichzeitig angegriffen wird, weiß dies, wie seine Bewegungen beweisen, recht wohl; er läuft ganz andere Wege, als wenn nur ein einziger Hund hinter ihm her ist. Würden wir aber aus dieser Thatsache den Schluß ziehen, daß die Thiere genau zählen können, so wäre das ein Irrthum. Man hat zwar mit einigen Thieren in Bezug auf das genauere Zählen Versuche angestellt und aus Beobachtungen schließen wollen, daß sie bis zu einer gewissen Zahl ganz deutlich zählen. Allein der Beweis, ob dieses wirklich ganz genau der Fall ist, läßt sich nur schwierig oder gar nicht eigentlich führen. Wir müssen daher dabei bleiben, daß nur erst die Stütze des äußern Merkmals diese Vorstellgsthätigkeit zu einem deutlichern und genauern Ausdruck bringt, diese Stützen entbehren aber die sprach- und handlosen Thiere von vornherein, und ihr Zählen bleibt daher ein nur mehr oder weniger unbestimmtes Rathen. Denn das Zählen als Verstandesoperation ist eben mehr als ein unbestimmtes Unterscheiden zwischen einem und vielem, wie es Hund, Hase, Elster und andere Thiere thun, es beruht seinem Wesen nach auf der genauen Einsicht in alle diejenigen einzelnen Theile, die sich zwischen das Eine und Viele einschieben. Das Zählen ist also offenbar nichts weiter als ein genaues und haarscharfes Unterscheiden, d. h. ein exactes Sondern und richtiges gegenseitiges Abwägen und Schätzen. Diese genauere Schätzungsweise bedarf aber nun eben, um klar zu Stande zu kommen, bestimmter und fester äußerer Merkzeichen, und je besser, sorgfältiger und geschickter wir uns durch solche äußere Handhaben und Zeichen zu unterstützen verstehen, um so besser und rascher werden wir Zahlen, Größen und Verhältnisse gegeneinander schätzen. Allein dieses Geschick mußte in der Urzeit nicht nur erst erworben werden, sondern es besaßen zugleich auch nur bestimmte Völker eine hierzu geeignete innere Begabung. Diese eigenthümliche Begabung wurde um so mehr erfordert, als das Zählen neben der erwähnten genauern Einzelunterscheidung zwischen Einem und Vielem als Verstandesoperation

gleichzeitig noch eine andere Thätigkeit voraussetzt, welche in höhern Grade nur wenigen Völkern von vornherein zukam. Diese Verstandesthätigkeit ist die Generalisationskraft, d. i. das abstrahirende Verallgemeinerungsvermögen. Die sogenannte Abstraction hatte bisher nur sehr geringe Anhaltepunkte gefunden; denn der Sinn und die Betrachtungsweise des Menschen waren ursprünglich zu mächtig an das Einzelne und Concrete gebunden. Die Sprache, welche dem abstrahirenden Generalisationsvermögen in vieler Hinsicht Hülfe leistete, war bezüglich der frühesten Anschauungen und Vorstellungen doch nur zumeist an solchen Dingen zum Ausdruck gekommen, die an ihrer charakteristischen Bezeichnungsweise erkennen lassen, wie sehr der sprachliche Bezeichnungssinn an den individuellen concreten Einzelmerkmalen haftete. Wollte der Mensch die Dinge verallgemeinern und ein gemeinsames Grundmerkmal an vielen Dingen suchen, um sie durch dieses zu kennzeichnen und zugleich alle übrigen individuellen Merkmale an den verglichenen Objecten zu übersehen und zurückzustellen, so mußte er hierzu nicht allein ein bereits hoch ausgebildetes Sammlungsvermögen, sondern, was gleichzeitig damit verbunden ist, auch eine zusammenfassende Uebersicht in der Erinnerung zur Vergleichung vieler der Vorstellung nicht sogleich gegenwärtiger Gegenstände besitzen. Das Erinnerungsvermögen ist es also ganz besonders, das hoch ausgebildet sein mußte, um den Abstractionsproceß überhaupt vollziehen zu können. Der feste Unterbau der Schrift aber war es eben ganz besonders, wie wir sahen, welcher der Erinnerung zu Hülfe kam, und zwar in einem noch viel höhern Grade wie die Sprache, und so können wir uns nicht wundern, wie einige Völker an der Hand der schriftlichen Erinnerungszeichen in Rücksicht auf eine ganz besonders hervorragende innere Anlage zur Generalisation, sehr bald dazu übergingen, alle concreten Gegenstände durch gewisse möglichst farblose Bilder und Zeichen (wie Striche, Finger oder Steine) so weit zu verallgemeinern, daß sie im Hinblick auf ebendiese abstracten Zeichen nur noch als all-

gemeine Größen irgendeines constanten und objectiven Maßstabes, d. h. als Zahlen, betrachtet wurden. In der That stellt uns die Zahl jedes beliebige Ding als bloße rechnungsfähige, d. h. mit andern Dingen in Bezug auf einen allgemeinen Grundwerth hin vergleichbare Größe vor. — Es ist noch etwas anderes, bestimmte Dinge und Gegenstände zu zählen, als alle Dinge überhaupt als bloße Zahlen und Größen in Bezug auf Raum und Zeit als letzte Grundmaßstäbe anzusehen. Erst diejenigen Urvölker, welche sich in ihren Anschauungen und Beobachtungen der Zeit und der Raumerhältnisse so hoch emporschwangen, daß sie einen Grundmaßstab einführen konnten, der sich der Uebereinstimmung und Anerkennung aller Beobachter zu erfreuen hatte, begannen thatsächlich zu rechnen und endlich zu berechnen. Wir werden in den folgenden Kapiteln genauer sehen, wie sich diese früheste Rechnungsweise der Dinge nach Zeiten des Raums und der Zeit ausbildete und wo sie ihre Anknüpfungspunkte suchte, um zu objectiv anerkannten und constanten Werthmessen und Maßstäben zu gelangen. Für jetzt beschäftigt uns nur die Vorbedingung des Rechnens, nämlich die Entstehung und Hervorbildung der Zahl. — Das Zählen verhält sich zur Berechnung wie das Sprechen und Schreiben zur wissenschaftlichen, schriftstellerischen Gedankenarbeit. Wie das Sprechen am Laut, das Schreiben am Buchstaben, so kommt das Zählen gleichfalls nicht ohne Merkzeichen und nicht ohne genaue Unterscheidung, beziehungsweise Verallgemeinerung der einzelnen Gegenstände zu Stande. Schon früh zählten die Völker ihre Viehheerden. Aber die Objecte der Heerden waren Dinge und Gegenstände, die man sich stets vergegenwärtigen konnte, während der Mensch bei zunehmender Erinnerungskraft auch das zu zählen bestrebt war, das dauernd abwesend war. Hierzu bedurfte er ganz besonders äußerer Anlehnungspunkte für die Erinnerung, und er suchte dieselben in nahe liegenden und bequem zur Hand gelegenen Gegenständen. — So geschah es, wie erwähnt, unvermerkt, daß der Urmensch die Todten an den Steinen zählte, die in dem

Steinkreise und der gemeinschaftlichen Grabstätte bei den Leichen-  
ceremonien für sie niedergelegt waren. Diese Steine waren ihm  
gleichsam selbstverständliche natürliche Merkmale, an welche sich un-  
mittelbar das Zählen abwesender Gegenstände in der Erinnerung  
anknüpfte. Als nun in den bestimmten Culturländern die Schrift-  
zeichen aufkamen, da behalf man sich nun nicht mehr mit Steinen,  
mit bunten Tätowirstrichen oder den Fingern, sondern man ging  
dazu über, auch für die Zahlen ganz bestimmte Schriftzeichen  
einzuführen. Dennoch hat es in einigen Ländern verhältnißmäßig  
lange gedauert, bevor man mit Hinweglassung der Finger zur An-  
wendung bestimmter Zahlzeichen überging. Die Völker, die das  
Schriftwesen überhaupt nicht hoch durchbildeten, blieben selbstver-  
ständlich bei den rohen bunten Tätowirstrichen oder bloßen äußer-  
lichen Auffammlung der Skalpe stehen, die ihnen die Zahlen der  
erschlagenen Feinde dauernd vergegenwärtigen mußten. Unter einigen  
Völkern bildete sich indessen noch ein anderes Verfahren aus, um  
Zahlen dauernd zu merken und leicht und bequem zu zählen. Dieses  
Verfahren bestand darin, als Erinnerungszeichen einen Knoten in  
eine hierzu bestimmte Schnur zu knüpfen. Diese Knotenschnur war  
der sogenannte Quipu. Das Wort Quipu bedeutet Knoten und ge-  
hört der peruanischen Sprache an. Die Quipos dienten in Peru  
als Merkzeichen selbst noch in jener Zeit, da die Cultur hier selbst  
sich außerordentlich entwickelt hatte. Dadurch, daß man die Schnuren  
zugleich färbte, versuchte man es auch, Verschiedentliches durch die  
Quipus zu bezeichnen, bequemer jedoch, wie zur bildlichen Bezeich-  
nungsweise complicirter Vorstellungen, dienten sie zur Zahlenbe-  
zeichnung, und in der That waren die Quipus nichts anderes wie  
eine bequeme Zahl- und Rechentafel, und wir haben uns daher nicht  
zu wundern, wenn uns Eschudi berichtet, daß die Hirten auf den  
Gebirgsplateaux jener Länder noch heute die Ochsen, Kühe, Milch-  
kühe u. s. w. der Zahl nach durch den Quipu verzeichnen. Thlor  
berichtet, daß auf diese Weise in alten Zeiten daselbst die Arme-

listen eingerichtet waren. Auf einer bestimmten Schnur waren die Schleuderer verzeichnet, auf einer zweiten die Streitkolbenträger, die Lanzenträger u. s. w. Wir besitzen eine große Anzahl Quipus, von denen es ungewiß ist, was sie eigentlich bedeutet haben; doch so schwierig und fast unmöglich es ist, ohne Schlüssel diese Verzeichnungsweise zu entziffern, so hat man doch ein Recht zu vermuthen, daß wir in ihnen nichts weiteres vor uns haben wie Stammlisten, Vermögensangaben, Kriegs- und Steuerlisten, sowie Zahlenangaben Verstorbener. In den südlichen Provinzen von Peru sollen sich, so berichtet Tylor, Indianer finden, welche vollkommen vertraut mit dem Inhalte gewisser aus alten Zeiten erhaltener historischer Quipus sind, allein sie halten ihre Kenntniß besonders den Weißen gegenüber geheim. Auch von den Chinesen behauptet man, daß ihre frühesten Aufzeichnungen an Quipuschnuren vorgenommen wurden, und in der That ist der Quipu ein in seiner Art so primitives Hülfsmittel, sich Merk- und Erinnerungszeichen in Bezug auf gewisse Vorstellungen und namentlich für Zahlen zu verschaffen, daß wir uns über den weitverbreiteten Gebrauch desselben in der Urzeit nicht zu verwundern haben. — Man findet den Quipu nicht allein in Ostasien und in den nach China hinüberdeutenden Culturländern Amerikas, sondern auch bei niedrigen Naturvölkern in Nord- und Südamerika, sowie auch in Afrika.

Was nun die Entstehung der Zahlzeichen anlangt, so wissen wir, daß bei den meisten schriftkundigen Culturvölkern sich die eigentlichen Zahlen erst aus den Schriftzeichen herausgebildet haben. Wir dürfen daher mit Recht vermuthen, daß die frühesten Zahlzeichen ursprünglich bestimmte alphabetische Buchstaben waren. So hat Prinsep nachgewiesen, daß die Zahlzeichen des Sanskritvolkes von Buchstaben sich ableiten, und zwar von denjenigen Buchstaben, welche als Anfangsbuchstaben der betreffenden Zahlwörter stehen. Eka heißt eins und das Zahlzeichen dafür ist dem e entsprechend,

dwi heißt zwei, und das Zeichen hängt daher mit d zusammen, tri heißt drei, und als Zeichen dafür wurde tr gewählt u. s. w.

Die genauern Untersuchungen ergeben, „daß das Sanskritvoll wahrscheinlich im 5. Jahrhundert vor Christi, also zur Zeit der persischen Achämenidenkönige, vielleicht aber auch noch viele Jahrhunderte später, sofern sie zum Schreiben der Zahlen sich wirklicher Zeichen bedienten, dazu die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter wählten, welche als Abkürzung benutzt wurden, und sofern mehrere Zahlwörter mit dem gleichen Buchstaben anfangen, auch wol umgekehrt oder sonst verändert wurden. Die Zahlen wurden dabei theils additiv, theils multiplicativ gebraucht“.\* Die alte Methode mit multiplicativer Schreibart und ohne Stellungswert ist noch sehr lange in Uebung gewesen, nachdem die eigentliche Positionarithmetik bereits erfunden war, und ist dem Princip nach noch in der Methode des Arya-Bhatta vorhanden. — Die eigentliche Rechenkunst begann bekanntlich erst mit der Numerationsmethode und der Positionarithmetik, zu deren Anwendung zugleich die Aufnahme des Nullwertes nöthig wurde. Die Handhabung der Null findet sich indessen in einer so frühen Zeit noch nicht, und tritt erst in den Schriften des Brahme Gupta auf, also ungefähr um das Jahr 600 nach Christi Geburt. Es erscheint als höchst glaublich und wahrscheinlich (wie auch von Brodhäus hervorgehoben wird, vgl. „Zur Geschichte des indischen Ziffernsystems“ in der „Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes“, IV, 74 fg.), daß die Inder den Werth der Null erfunden haben. Ihre überschwengliche Phantasie war wenigstens am meisten dazu geeignet, sich früher wie andere Völker der Urzeit der Ausbildung der höchsten und niedrigsten Erkenntnißwerthe zuzuwenden. Was diese Erkenntnißwerthe vom Gesichtspunkte der Metaphysik anlangt, so sei hier bemerkt, daß in der concreten (angewandten) Metaphysik als der höchste Erkenntnißwerth der Begriff der Weltordnung erscheint, als die niedrigsten Grenzwerte hingegen hier die Erscheinung der Ordnungslosigkeit, d. i. das Chaos und die Leere auftreten. Diesen Begriffen entsprechen in der abstracten Metaphysik die Begriffe des Seins (Substanz) und des Nichts. Ebenso ist es in der Metaphysik der Mathematik. Die Zahl erscheint hier als der Repräsentant der Ordnung.

\* Vgl. Cantor, „Mathematische Beiträge zum Culturleben der Völker“, S. 65.

Durch Zahlen messen, wägen, schätzen, ordnen und erkennen wir innerhalb der übersichtlich geordneten Verhältnisse von Raum und Zeit. Im Chaos und in der Leere, wo alle Grenzen verschwimmen, verwischt sind und aufgehoben erscheinen (vgl. Anmerkungen zu Kapitel 5 dieses Buches) läßt sich nichts mehr messen und bestimmen; denn die Gestalten sind hier zu einem völlig unklaren Continuum und Durcheinander zusammengeronnen, und da absoluter Stillstand der Zeit und völlige Aufhebung jeder discreten Folge in der Bewegung aller Dinge eingetreten ist, so läßt sich auch hier nichts mehr zählen. Im tiefsten Chaos und in der sogenannten Leere haben wir daher die niedrigsten Grenzwerte der Erkenntnis. Im Merkwürdigen dieser Zustände aber liegen ebenfalls Grenzwerte mit Hinblick auf die hier allgemein wahrgenommene Aufhebung und Verundeutlichung der gegebenen geordneten meßbaren Verhältnisse. Je mehr sich daher das Chaos oder die Leere der Verhältnisse verwirklichen, je mehr sinkt die Deutlichkeit der Unterscheidung und Erkenntnis. Man kann daher in Rücksicht auf den sich für die Erkenntnis ergebenden Grenzwert auch nur uneigentlich von höhern und tiefern Graden des sogenannten Chaos der Leere und der chaotischen Zustände reden, Grade, die alsdann vom Grenzwerte deutlicher Erkenntnis als negative in sich unbestimmte Werte abzuleiten sind, und die, weil sie über die klaren geordneten Formen von Raum, Zeit, Zahl und Maß hinausliegen, nicht mehr bestimmt gegeneinander festgestellt zu werden vermögen. Der Wert 0 ist nun metaphysisch betrachtet, wie sich ergibt, der werthvollste Erkenntnisgrenzwert, der auf alle Unterscheidungsstufen des Unendlichen anwendbar ist und jedesmal da auftritt, wo von einem objectiv fixirten Punkte aus eine Reihe von Werten unterschieden und festgestellt werden. Wo Unterschiede sind, lassen sich daher auch Nullwerte feststellen. Im Chaos und der Leere, die überhaupt mit ihren einförmigen oder zerstreuten Zuständen unter den Grenzwert der klaren deutlichen Erkenntnis sinken, sinkt demgemäß auch die deutliche Unterscheidung und das Festhalten der 0. Der mathematische Wert  $\infty$  ist abstract betrachtet der Begriff des Seins, derselbe aber ist seinem Wesen nach das unzerstörbare ewige Etwas, d. h. die nicht fortzubehende Substanz. Mit Einem Worte, das Unendliche läßt sich als solches nicht aufheben. Dieses unaufhebliche Sein als das Unendliche kann sich in concreto in den verschiedensten Formen bewegen, vom Werte der höchsten und vollendetsten Ordnung bis zum tiefsten Grade des Chaos und der Leere. Welche Formen das Unendliche indessen auch annehmen mag, als Ordnung oder Unordnung muß es dem einmal vorgefundnen Grenzwerte der klaren Erkenntnis gegenüber stets aufs genaueste bestimmbar bleiben.

Das Unendliche kann daher, selbst im tiefsten Chaos oder als Leere gedacht, nicht das absolut Unbestimmte sein, denn wie tief auch das Chaos oder die Leere unter den Unterschieden der Ordnung aufhebend eingegriffen haben mögen, irgendein Werth gegenüber 0 muß sich hierfür in der Bestimmung noch ergeben, d. h. mit andern Worten: Was auch ein so tiefes Chaos oder eine völlige Leere dem Wesen nach sein mögen, einen hohen Grad der Unordnung gegenüber der Ordnung müssen diese Formen noch repräsentiren. Als das völlig Unbestimmte, Unterschiedslose und Allgemeine kann daher das Unendliche niemals definiert werden (wie man oft mit Rücksicht auf Spinoza auch unter Mathematikern behaupten hört). \* Sagt man daher,  $\infty$  sei größer oder kleiner als jede gegebene Größe, so bleibt das Unendliche doch noch stets eine bestimmte Größe gegenüber von 0. Denn wie wir uns auch wenden oder drehen mögen, niemals können wir 0 mit  $\infty$  identificiren, sondern beides sind stets die Unterschiede die sich ausschließen und gegenüber treten. Mit Einem Worte, der Werth und Unterschied 0 läßt sich mit dem Werthe  $\infty$  niemals identificiren, aber auch nicht auflösen, er ist der Schatten, der dem Lichte des Unendlichen als sein unaufheblicher Unterschied folgt. Nur der, welcher das Unendliche selbst zu 0, das Etwas zum Nichts aufheben zu können meint, oder wer das Unendliche selbst = Nichts setzt, kann metaphysisch in diese Verirrung verfallen. Es ist daher wohl zu merken, daß der Werth 0 niemals = dem absoluten Nichts ist (was wir von Mathematikern oft genug fälschlich behaupten hören), sondern der Nullwerth ist nur der auf jeder Unterschiedsscala auftretende Grenzwert, von dem aus die Werthe contrastiren. Weil aber das concret Unendliche niemals ohne Unterschiede gedacht zu werden vermag, die in ihm ausgesprochen liegen, kann man auch den Werth  $\infty$  niemals ganz ohne Rücksicht auf den Grenz- und Differenzwerth 0 auffassen. Wie ein Kreis, sei er noch so unendlich groß, ohne Centrum nicht denkbar ist, so ist auch das unendliche Sein nicht ohne diesen ersten und letzten Bestimmungspunkt der Richtungen und Unterschiede, die sich von ihm aus ergeben, denkbar, und so ist ebenso wenig das Unendliche in seinen Differenzen ohne den centralen Orientierungspunkt eines bestimmten Grenzwertes denkbar, sei derselbe von der äußersten Peripherie des unendlichen Kreises (um im Bilde zu bleiben) auch noch so undeutlich unterschieden. Weil eben alle Wesen und Dinge sich in ihren Bewegungen voneinander abgrenzen und unterscheiden, kommt ihnen auch deutlich oder

---

\* Vgl. Caspari, „Leibniz“, S. 102.

undeutlich, bewußt oder unbewußt irgendeine Schätzungsweise ihrer Richtung und Bewegung zu. In der Schätzungsweise aber selbst liegt die Feststellung irgendeines orientirenden Grenzwertthes. Dieser orientirende objective Grenzwertth ist auf allen Unterschiedsscalen der Nullwerth. Wollten sich die Sterndeuter des frühesten Alterthums klar über den wechselnden Fluß der Gestirnbewegung orientiren, so mußten sie zuerst einen Punkt auffinden, der unter allen Punkten am Himmel am meisten ruhte, d. h. dessen Bewegung den übrigen gegenüber möglichst 0 war. Ueberall auf allen Unterschiedsscalen drückt daher 0 nur die merkliche Grenze des Contrastes aus, der sich zwischen positiven und negativen Werthen ergibt. Metaphysisch betrachtet ist daher eben der Werth 0 der unaufhebbliche Unterschied im Unendlichen selbst. So viel über die Begriffe der Null, der Zahl und des Werthes  $\infty$ . Kehren wir jetzt zu den Zahlzeichen zurück. Auch in Babylon finden wir die Zahlzeichen mit den Schriftzeichen aufs innigste verwachsen, und zwar sind die Zahlzeichen in allen verschiedenen Keilschriften dieselben. Der Verticalleil wurde für die erste Einheit gebraucht gleich einem aufgehobenen Finger, der sogenannte Winkelhaken stand für die Zahl 10. Grotensend erinnert bei diesem Zeichen an die zehn Finger der beiden Hände, welche man in dieser Weise beim Beten oben geschlossen aneinanderlegte. Daß das Zählen und die Zahlssysteme fast bei den meisten Völkern an die Finger und Zehen der Füße anknüpfte, beweisen uns die bei so vielen Stämmen angetroffenen Zehner-, Fünfer- und Zwanzigersysteme. Ueberhaupt lag es bei dem großen Einfluß der Geberde auf die Sprache sehr nahe, sich auch der Finger und Hände ähnlich wie der Laubstümme zu gewissen Zeichen zu bedienen, und so mögen denn mancherlei Schrift- und Zahlzeichen in ganz besonderer Rücksicht auf die Hand und Fingerstellungen zu Stande gekommen sein. Die Aegypter zählten in ihrer Hieroglyphenschrift mit senkrechten Strichen nach der Art der einzelnen Finger bis neun und machten dann ein besonderes Zeichen für zehn. Ein neuerer Beobachter sagt von den Creets, daß sie ähnlich wie die Aegypter nach Zehnern rechnen, und indem sie auf Grabjaulen die Lebensjahre des Verstorbenen, die Skalpe die er genommen oder die Kriegszüge die er geführt hat, aufzeichnen, für Einheiten senkrechte Striche und für zehn ein Kreuz machen. (Vgl. Tylor, S. 134.) Auch dieses Kreuzzeichen erscheint gewissermaßen als eine Handgeberde, ähnlich der des Winkelhakens der Keilschrift, auf welche Grotensend hinweist. Wie die römische V an die gespreizte Hand, so erinnert die X an das Aneinanderlegen beider gespreizter Hände nach entgegengesetzter Richtung. Der bildliche Ursprung der I, II, III in dieser Beziehung steht außer Zweifel.

„Zahlreiche Zeichen, die in technischer Schrift noch üblich sind, wie unter anderm die astronomischen  $\odot$   $\circ$  u. s. w., leben noch, um zu zeigen, daß selbst inmitten der höchsten europäischen Civilisation der Geist der frühesten und rohesten Schreibform nicht ganz erloschen ist.“ (Vgl. Tylor, S. 134.) Die Babylonier und andere asiatische Völker bedienten sich bereits in sehr früher Zeit zur Erleichterung des Zählens und Rechnens des sogenannten Rechenbrets.\* Auf diesem Rechenbret, in dem bestimmte Abtheilungen übersichtsvoll zum Einblick in die Zahlengrößen angebracht waren, konnte der Kaufmann und Handelsreisende des frühesten Alterthums bereits sein Zahlengedächtniß aufs beste äußerlich unterstützen. Die Aegypter standen im allgemeinen, was die Rechen- und Zahlkunst anbelangt, gegen die Babylonier zurück, und sie bedienten sich noch zu Herodot's Zeiten eines unbehülflichen Rechnungsverfahrens mit Steinchen. Babylon war in dieser Hinsicht früh voraus. Im frühesten Alterthum war diese Stadt bereits ein Hauptstationsort der durchziehenden handeltreibenden Karavananen, die nach der Levante, nach Indien oder China hinüberzogen. Allgemein anerkannte Grundmerthe in Bezug auf Maß und Gewicht wurden hier früh zur Geltung gebracht, und eben dieses Uebereinkommen bezüglich objectiver Maßstäbe brachte nicht nur den Tauschhandel in Flor, durch die Herausbildung einer gemeingültigen Münze als conventionellen Werthmesser des Güterumsatzes, sondern diese Uebereinstimmung wirkte auch hinüber auf die wissenschaftlichen Gebiete, sodas auch später die astronomische Beobachtung- und Berechnungskunst hier einen großen Aufschwung nahmen. Das Rechnungswesen überhaupt, das den Handel charakterisirt, kam nach allen Seiten hier zu bedeutender Ausbildung. Nicht sowol Addition und Multiplication, sondern auch Proportionsrechnung bildeten sich hier früh aus, und es wird uns hiernach nicht wundernehmen, daß hier auch die Lehre von den Progressionen und sogenannten Medietäten sich ausbildete. Zamblichus berichtet, daß Pythagoras die harmonische Medietät aus Babylon, wo sie erfunden wurde, nach Griechenland gebracht habe. Wir lassen dahingestellt, inwieweit diese Angabe verbürgt ist, und wollen nur betonen, wie früh sich Babylon mit seinen einförmig aussehenden und an die Fingerzeichen überhaupt erinnernden Keilschriften bezüglich des Rechnungswesens über Aegypten erhoben hat.

\* Ursprünglich malte man die Zeichen und Ziffern zu gegenseitigem Verständniß auf Sand. So hängt abacus, abax, Tafel, Rechenbret, Bret, wahrscheinlich mit dem hebräischen abag, Staub, zusammen. Pulvis et abacus gelten zugleich sprichwörtlich als die Abzeichen eines Mathematikers. (Vgl. Geiger, „Ursprung der Sprache“, I, 295.)

### Der Einfluß der Schrift auf Mythos und Religion.

Rückblick auf die drei großen Entwicklungsansätze des Geisteslebens. — Der Anstoß und die Einwirkung der Schrift auf die zur Zeit noch phantastische und mythische Denkweise. — Die frühesten Aufzeichnungen noch völlig vom mythischen Proceß beeinflusst. — Die Aufzeichnung der Sagenthese durch die Priesterwelt und die schärfere Charakterisirung der Sagen unter dem Einflusse der Schrift. — Die ursprünglich nur dem Eingeweihten zugänglichen Priesterschriften und die sich an den Schriftsätzen ausbildende Priesterlehre. — Der Aufschwung des Priesterthums durch die Schrift, der sich neu begründende Wechselverkehr der Priester in Rücksicht auf Sagen und Lehren, und die Zusammenfassung der Localculten innerhalb eines Volkskreises zu bestimmten herrschenden Göttersystemen. — Der im polytheistischen Göttersystem anerkannte und hervorgehobene Mittelpunkt eines Götterkönigs als Entwicklungskeim des Monotheismus. — Die Licht- und Schattenseiten des Schriftwesens und die Möglichkeit dauernder Festlegung des Irrthums durch den Buchstaben.

---

Drei großartige und hervorragende Epochen der frühesten geistigen Entwicklungsgeschichte sind es, in denen der Aufschwung des menschlichen Vorstellungslebens und des Anschauungsvermögens von gleich mächtiger Bedeutung war. Die erste dieser Epochen fällt in jene sehr frühe Zeit, da das Sprachvermögen außerordentlich unter den Völkern an Wachsthum zunahm. Hiermit erweiterte sich der ursprünglich nur geringe geistige Abstand zwischen den

höchsten Thieren und Menschen bis zu jener Kluft, die für alle Zeiten diese Geschöpfe völlig voneinander trennen sollte. Die zweite Epoche beginnt mit der tiefern Entwicklung der aus der naiven thierischen Apperceptionseuge heraustretenden Weltanschauung. Es war die Zeit, da der menschliche Sinn durch hervorragende hülfreiche Erfahrungen in seiner nächsten Umgebung die Stützen und Schwingen gewann, mit denen er sich hinaus hob in die fernabliegenden Gefilde des Makrokosmos, es war die Zeit, da der regelmäßige Lauf und Wechsel der Gestirne für ihn ein dauerndes tiefes und unauslöschliches Interesse gewann, das der thierischen Auffassung noch abging. — Und als nach dieser großen Entwicklungsperiode der mythische Proceß, der jene erweiterten Anschauungen widerspiegelt, verschiedene Phasen durchlaufen hatte, war eine dritte große Epoche für das sich ausbildende menschliche Geistesleben hereingebrochen, und zwar durch die neu gewonnene Stütze der Schrift. Abermals hoben sich, getragen von diesem festen Unterbau, nach allen Seiten hin die geistigen Anlagen und Kräfte, und in einem neuen erhöhten Lichte begann das bisher Gewonnene zu leuchten. — Durften wir mit Recht sagen, daß der Mensch mit der Sprache aus der Thierwelt gleichsam in das eigentliche Menschenthum übertrat, so tritt der Geist aus dem Reiche der Sagen, in das ihn seine lebendige Phantasie auf dem frühesten Standpunkte eingesponnen hatte, durch die Stütze der Schrift in das Reich der mehr und mehr zu übersehenden Geschichte. Einen neuen festen Anhaltspunkt hatte der Geist gesucht und gefunden, seine Erlebnisse bemühte er sich jetzt dauernd so festzuhalten, wie Sinn und Auffassung es eingaben. Freilich war diese Auffassung ursprünglich noch eine wenig geläuterte; denn sie war anfänglich noch nicht frei von den Einflüsterungen einer überschwenglichen und erregten Phantasie, die während des ganzen mythischen Processes so mächtig ihre Schwingen regte und den Sinn des Geistes gefangen nahm. Aber das Streben machte sich doch wenigstens von nun an geltend, den wogenden

Strom des mythischen Processes gleichsam zum Gefrieren zu bringen, um seine Producte in den beweglichen Wellen der fortschreitenden Zeit nicht völlig versinken zu lassen. Fast unabsichtlich, man möchte sagen halb spielend, war das Priesterthum (als die früheste Schriftgelehrtenchaft im wahren Sinne des Worts) dazu gezogen worden, die sich an ihre heilige Tempelstätte knüpfenden Mythen, Götterlegenden und sagenhaft durchsetzten Traditionen auf die Säulen und Wände zu malen, in einer bilberreichen Schrift, die ursprünglich nur der eingeweihten Priesterschaft und Gelehrtenchaft lesbar war, und deren Züge für die Menge ein Mysterium blieben. Aber nicht zu lange sollte diese ausschließliche Priesterweisheit dauern; denn nur zu bald erkannte die obere Staatsbehörde den Nutzen der Schrift auch für die Aufbewahrung der Staatsereignisse und für die dauernde Erinnerung an die Namen der mächtigen und wohlthätigen Herrscher, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die früheste Schriftgelehrtenchaft, die ja mit der Staatsleitung stets in ganz besonderer Verbindung war, auch angewiesen wurde, die Namen und Thaten, nicht nur der sagenhaften Götter, sondern auch die der Herrscher des Landes in großen dauernden Schriftzügen an den dazu passenden Denkmalen zu verewigen.

Der Einfluß der Schrift auf den zur Zeit noch in hoher Blüte stehenden mythischen Proceß ist so tiefeingreifend, daß es in psychologischer Hinsicht schwierig erscheint, ein umfassendes Bild davon zu entwerfen.

Nachdem mehr und mehr die Schrift zur Anwendung kam, mußte der mythische Proceß allmählich in einen Zerlegungsproceß übergehen. Die geschichtliche Tradition, die sich ursprünglich so innig, wie wir sahen, mit dem Mythos verwebt und verschmolzen hatte, begann sich von nun an, da die Erlebnisse des Volkes aufgezeichnet werden konnten, auszuscheiden und zu sondern, sie löste sich von dem weiteren Verlaufe des mythischen Processes selbständiger los. Freilich aber würden wir fehlgreifen, wenn wir meinten, diese

Sonderung der geschichtlichen Thatfachen von den mythischen, phantastischen Anhängseln (die noch immer fortlaufend trotz aller schriftlichen Aufzeichnung fast unwillkürlich dazugesellt wurden) wäre mit Einem Schlage vor sich gegangen. Noch waren in dieser Zeit die Kräfte der Phantasie in einer viel zu lebendigen Erregung, und der bisherige Gedankenkreis war viel zu sehr von mystischen Elementen belebt, als daß sich der Schreiber und Schriftgelehrte jener frühen Zeit schon einer ganz unbefangenen und reinern Auffassung hätte befleißigen können. Alles das, was anfänglich, d. h. zur Zeit des Beginns einer historischen Auffammlung und Aufzeichnung der Traditionen und Volkserlebnisse, von Priestern, begeisterten Sängern und schriftgelehrten Dichtern niedergeschrieben wurde, war noch theilweise vom Mythos umfungen und trug daher bis zum gewissen Grade nothwendig noch das Gepräge der mystischen Darstellung. Ja selbst noch in einer verhältnißmäßig viel spätern historischen Zeit hat sich ganz besonders die Priesterwelt und die eigentliche Schriftgelehrtenerschaft von den Eingebungen ihrer religiösen Phantasie, in der noch immer Elemente des mythischen Processes nachwirkten und fortlebten, nicht ganz loszumachen verstanden. Der strenge Historiker hat daher ein Recht, gegen alle diejenigen Aufzeichnungen als Quellen ganz besonders vorsichtig zu sein, die von priesterlichen Händen gefertigt, oder doch von Schriftgelehrten und Dichtern niedergeschrieben wurden, die nachweislich von religiöser Begeisterung und hoher Phantasie belebt waren. — Nur erst ganz allmählich konnte sich die unbefangene Geschichtschreibung von der mythischen und allegorischen Auffassungsweise der Thatfachen und Erlebnisse befreien.

Die eigentliche Geschichtschreibung ist, wie wir demnach ersehen, nur erst ein verhältnißmäßig sehr später Gewinn des Schriftprocesses.

Betrachten wir nun genauer die ursprünglichen Einwirkungen, die das Schreiben auf den mythischen Proceß und die Cultur im

Allgemeinen ausübte. — In den mythischen Proceß griff in der That die Schrift gleichsam, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, wie mit Schleusen ein, seine immer höher gehenden Wogen begannen sich mehr und mehr zu sammeln und konnten so allmählich zur Ruhe kommen. Jeder local ausgebildete Cultus irgendeiner Gottheit, der sich an seine bestimmte Tempelstätte oder an einen andern heiligen und geweihten Ort anknüpfte, hatte sich zugleich in einen bestimmten Sagenkreis gehüllt. Diese Sagen, die sich in unsicherer und flüssiger Form bewegten, fristeten bisher nur ein schwankendes, stets veränderliches Dasein, und nur wenige Kernpunkte, die durch bestimmte symbolische Handlungen oder durch ein charakteristisch aufgestelltes Idol tiefer fixirt waren, konnten sich dauernd erhalten. Nunmehr aber, da sich die Priester der Schriftkunde bemächtigten, fühlten sich dieselben alsbald unwillkürlich angetrieben, den ihnen heilig erscheinenden und mit ihrem Cultus verbundenen Sagenkreis aufzuzeichnen, d. h. durch bestimmte Schriftworte für ihre Nachfolger möglichst zu fixiren. Damit war nun der ursprünglich bewegliche Fluß des mythischen Processes im wesentlichen gehemmt, denn es kam hiermit ein festeres, haftbares Element, an dem die Treue der Erinnerung eine Stütze fand, in die mythischen Ueberlieferungen. So, sehen wir, wurde die Schrift für den Mythos und seine ausschweifende Bewegung ein nützlicher Hemmschuh. Erst jetzt unter dem Einflusse der Schrift konnten nun die Sagen eine genauere charakteristische Gestalt gewinnen, die sich um die nunmehr mit größerer Treue bewahrten und niedergeschriebenen Kernpunkte krystallisirte.

So waren also mit den aufbewahrten und heilig gehaltenen Aufzeichnungen, die nach Art der frühesten Bildschrift nur den eingeweihten Kennern lesbar waren, und die also für die Volksmenge noch ein Mysterium bildeten, festere und bestimmtere Mittelpunkte gewonnen, die dem einzelnen Cultus eine consolidirtere Gestalt und festeres Gepräge gaben wie bisher. Und so geschah es, daß der

Cultus nach manchen Seiten hin hiermit überhaupt einen Aufschwung erhielt, und zwar um so mehr, als die jetzt im Lapidarstil aufgezeichneten Ideen und niedergeschriebenen Sagen, die sich auf den Cultus bezogen, den Priestern im Grunde weit mehr als bloße heilige Ueberlieferungen waren. Die Mythen waren den Priestern der Urzeit, die ja, wie wir sahen, nicht nur Vorsteher des Opferwesens, sondern dabei auch Heilkünstler und Naturkundige waren und die vorzugsweise als Seher, Propheten und Wahrsager auftraten, wie wir wol zu bedenken haben, nicht etwa nur freundliche Märchen, Dichtungen und bloße Sagen, sondern es waren ihnen heilige, hochgehaltene Ueberlieferungen, in deren mythischen Kernpunkten sie einen tiefen religiösen Sinn aufzufinden sich bemühten, an welchen sie anknüpften, um zu lehren und zu weissagen. So wurden die mythischen Erzählungen und die Göttergeschichten, welche in Rücksicht auf die zauberisch betriebene Naturkunde und die kosmische Anschauung der Urzeit so wunderbar nach physikalischer Seite hin ausgesponnen worden waren, ein reicher Schatz für mythische Sinnsprüche und Sagen, an welche sich die dichtende und lehrende Priesterwelt der Urzeit anlehnte und deren Form man weiter ausprägte und niederschrieb. Die hieraus geschöpften Lehren, Sinnsprüche und Weissagungen aller Art bildeten in ihrer mythischen und ursprünglich nur dem Schriftkennner zugänglichen geschriebenen Form freilich ein Mysterium, in das einzudringen nur den Priestern vergönnt war. Aber es war die Aufgabe der Priester als Weise, diese geschriebenen mysteriösen Sagen zu studiren und neue Schüler in dieselben einzuweihen. So, sehen wir, führte die Schrift den beweglichen mythischen Proceß, indem sie ihn bis zum gewissen Grade hemmte, gleichsam zu einem Krystallisationsproceß, durch welchen sich Sagen erzeugten, welche mehr und mehr den Mythos zur Lehre umbildeten. Der Mythos bestand ja, wie wir gesehen haben, in seinen Grundelementen aus Traditionen nebst Beimischung physikalischer Betrachtungsweise, und bildete so in seinem

Material eine treffliche Grundlage, an welche die nach sinnreichen Lehren strebenden Priester und Sänger nach allen Seiten anknüpfen konnten. So entstanden mit Hülfe der Schrift allerlei sinnreiche Satzungen, Lehren und Gesänge, und was dem Charakter der Urreligion, die sich so innig an das geheimnißvolle Zauberthum angeschlossen, ganz besonders ansprach, auch Geheimlehren. Primitive Naturkunde, d. h. physikalische kindliche Betrachtungsweisen der Wirkungen der Naturkräfte, sinnbildlich dargestellte moralische und religiöse Lehren, nebst Orakeln und Weissagungen, die geheimnißvoll vorgetragen wurden, bildeten im wesentlichen die ursprünglichen Grundlagen zu den meisten solcher Mytherien.

Die Schrift, die ursprünglich von der Priesterwelt fortgebildet und geübt wurde, mußte auch das Priesterthum heben und ihm einen ganz besondern achtbaren Anstrich verleihen. Priesterstand und Culten mußten sich daher in jenen Ländern, in denen die Schrift ein ursprüngliches Priestermonopol war, ganz außerordentlich neben der Staatsgewalt emporzuschwingen. Kein Land ist besser geeignet, uns diese Wahrheit vor Augen zu führen, wie Aegypten. Ein inniger Wechselverkehr der ganzen Priesterwelt begann sich jetzt auszubilden, ein Verkehr, dem der Austausch der niedergezeichneten Mythen und Sagenkreise die Grundlagen eines bisher in dem Maße nicht gekannten Interesses verlieh, durch welches zugleich ein höherer Gedankenaustausch befördert wurde. Mehr und mehr begann man die im Lande bestehenden Localculten und Mythen zu vergleichen und dichterisch fortzuspinnen, die nahe liegende Vergleichung forderte dabei auf, das Aehnliche zusammenzufassen, und so konnte es allmählich geschehen, daß die untereinander in näherer Verbindung stehende Landespriesterschaft die Localculten verknüpfte, die Götter und Göttinnen zusammenstellte und die ohnehin oft schon verwandten und miteinander verwachsenen Mythen zu einem ausdrücklicheren System vereinigte. In diesem so entstehenden polytheistischen Göttersystem wurde nun derjenigen Gottheit die allgemeine Herrschaft

zuerkannt und derjenige Cultus mithin in den Mittelpunkt gestellt, welcher am häufigsten im Lande und vom gemeinschaftlichen Volke zugleich am höchsten und in den in dieser Hinsicht bedeutendsten Orten verehrt wurde. Um diese höchste Landesgottheit gruppirten sich alsdann die übrigen Gottheiten in den verschiedensten Formen. Wir werden nicht verkennen, daß hiermit das Wesen der einzelnen Localculten allmählich eine Schmälerung erlitt; aber noch viel weniger dürfen wir übersehen, daß unter den Einflüssen der Schrift nun ein neuer höherer Zug durch die den Mythos pflegende Priesterwelt ging, der zu erhabenern Anschauungen führte und die Geister bewußter, als das bisher der Fall gewesen war, dazu vorbereitete, die Götterlehre unter einem einheitlichern Gesichtspunkte zu betrachten. Nicht sowol in Aegypten als auch besonders unter den Griechen läßt sich während der Schriftperiode nunmehr das Streben nach einer bewußtvollern einheitlichern und zugleich damit erhabenern Gottesanschauung deutlich verfolgen, wenngleich, wie bereits früher bemerkt, dieses Streben nach Erhabenheit nicht in dem Grade unter diesen Völkern ausgesprochen hervortrat, wie unter dem auserwählten Volke Gottes, d. h. unter den Israeliten. So brachte, wie leicht zu übersehen, die Schriftperiode ein höheres religiöses Streben und eine höhere, übersichtlichere und erhabener Ansehungsweise der Dinge überhaupt mit sich. Der Ueberblick erweitert sich und die jetzt leichter übersehbare und beherrschbare Reihe der Mythen und Sagenkreise gibt die Fäden an die Hand, vermöge deren sich sogar bereits die primitive Speculation zu regen beginnt, um einen Knoten zu schürzen, der als Mittelpunkt dient zu einem System, das, wenn auch noch tief mythisch in seiner Art, doch den ersten Wegweiser bildet zu weitern speculativen Forschungen über die herrschenden höchsten Götter und ihre Stellung zum äußern System der Natur und zum Weltall überhaupt. Stand die Priesterschaft bisher völlig abhängig unter dem mächtigen Flusse des mythischen Processes, so beginnt sie jetzt, da durch die Schrift der Proceß eine mehr festere Gestalt

gewinnt, sich über die natürlichen urwüchsigcn Bewegungen des Mythos zu erheben, d. h. die Priester fangen an, die Bildung und Fortbildung des mythischen Processes selbständiger in die Hand zu nehmen. Priesterliche Dichter und Sänger, die an den jetzt gefestigten traditionellen Grundlagen eine sicherere Handhabe vorfinden wie bisher, spinnen die blutenreichsten Fäden an die Kernpunkte der Mythen. Und wenn das auch bereits früher ebenso schon bis zum gewissen Grade vor dem Schriftwesen gewesen war, so erhöhet sich jetzt jedoch dieser freie willkürliche Proceß dadurch, daß viele der auftretenden priesterlichen Sänger ihre Hymnen und dichterisch mythischen Ausmalungen niederzuschreiben und zu verewigen wußten. So ging erst jetzt nach der Erfindung der Schrift der Mythos einer großen Wandlung entgegen, einer letzten Phase, während welcher sich allmählich freilich auch seine Zerkung und Auflösung vollzog.

Neben diesen mächtigen Anregungen, welche die Schrift dem geistigen Entwicklungsleben, wie wir hieraus ersehen, ursprünglich darbot, wollen wir bei dieser Gelegenheit zugleich auch auf die Schattenseiten hinweisen, welche mit allen großen Erfindungen, so auch mit der Schriftausbildung sich früh verknüpften. — Wir dürfen nämlich nicht verkennen, daß die mit der Schrift verbundenen Schattenseiten in der That sehr störend für die Entwicklung der Menschheit werden können, wenn die Aufgabe außer Acht gelassen würde, dieselben möglichst zu beseitigen.

Der Buchstabe rief ahulich wie früher die Sprache eine neue Gedankenwelt ins Leben. Gestrut auf die Dauer und Festigkeit der Schrift, wird das so unterbaute Gedankenmaterial gleichsam in ein neues Licht der Betrachtung gerückt, das zu höherm Nachdenken aufforderte. Allein vergessen wir nicht im Hinblick auf den großen psychologischen Vortheil dieser merkwurigen Erfindung, daß alle die Anschauungen, Vorstellungen und Gedanken, die wir künstlich durch die Schrift fixirt haben, gegenüber dem Fortflu der darüber hinausreichenden Zeit mit ihrem fortwährenden Wechsel leicht ver-

steinern und verknöchern. — Auch die Sprache hatte ihre Schattenseiten mit sich gebracht, zwar hatte sie die Geistesthätigkeit unabsehbar gehoben, den Ideenaustausch und die Mittheilungsfähigkeit begründet; aber mit dieser Mittheilungsfähigkeit war auch dem Anhänger der Lüge und der Täuschung ein neues großes Operationsfeld geöffnet worden, und nur zu häufig wurde die Sprache dazu gemisbraucht, die Gedanken zu verbergen. Die durch die Schrift auf dauerndem Material gefesselte Gedankenwelt schien eine Stiftung für die Ewigkeit zu sein. Allein so vortheilhaft diese Festlegung der Gedanken ist, so unbequem und gefährlich kann sie dem Ideenstrom einer spätern Zeit werden. Die Zeit ist einem Strome vergleichlich, dem die Schrifttafeln einer veralteten Gedankenwelt unter Umständen zu Felsstücken werden, an dem sich der nothwendige Abfluß der Gewässer staut und die fortrollenden Wogen in störender Brandung sich gehemmt finden. Hüten wir uns, die steinernen Schrifttafeln der Vorzeit unzeitig zu zerbrechen; denn sie reden oft goldene Worte und sind der einzige Faden, der uns mit der Vorzeit continuirlich verknüpft; aber hüten wir uns ebenso, halsstarrig und eigensinnig an Gedanken und Anschauungen festzuhalten, welche durch eine kindliche Vorzeit festgelegt, in Widerspruch gerathen sind mit den Fortschritten der Zeit; denn es ist die Schattenseite der Schrift, daß sie, wie alles Menschliche, nicht nur die Wahrheit, sondern mit ihr vermischt auch den Irrthum und die Täuschung als einen Fluch für die Nachwelt festzulegen und zu verewigen die Hand bot. Das, was das Kind niederschrieb, erklärt sich, belächelt in vieler Hinsicht aber oft das reifere Alter. So tritt mit dem Schriftproceß die Aufgabe an den Menschen heran, sich mit doppeltem Eifer der Erkenntniß des Fortschrittes zu widmen, um mit Rücksicht auf das vor Zeiten Geschriebene richtig zu urtheilen über den Werth desselben, und wenn es noththut, die Fesseln zu lösen, die den Sinn durch den Buchstaben belasten. — Diese Fesseln aber sind wir nur zu lösen im

Stande, wenn wir trotz des Buchstabens und der gefesselten Formen den Sinn alter Schriften mit den neuen Anschauungen vergleichen, um sie dem Neuen und seiner Wahrheit anzupassen und mit ihm zu verschmelzen.

---

Was die Mysterien betrifft, so sind deren viele nur während des Schriftprocesses fortgebildete Culten, die sich oft an Gebräuche angeschlossen, denen nichts anderes zu Grunde lag, als die Feier eines bestimmten Jahresabschnittes mit seinen Erscheinungen und Gaben in der Natur. So schlossen sich die eleusinischen Mysterien beispielsweise an das Frühlings- und Erntefest und die Weinlese an. Freilich ist unsere Kenntniß über die Mysterien in mancher Hinsicht immer noch lüdenhaft, und das ist leicht erklärlich; denn den Mythen gebot die Gottheit Stillschweigen. Als Quellen hierüber besitzen wir daher nur spätere Schriftsteller, und unter ihnen bekanntlich meistens Kirchenväter, deren einseitige, dem Heidenthum nicht immer geneigte Darstellung sehr oft deutlich durchleuchtet. Den Mittelpunkt des ganzen eleusinischen Geheimdienstes bildete Eleusis mit seinen Heiligthümern und den dazugehörigen erblichen Priestergeschlechtern, wengleich diese letztern ihren Wohnsitz in Athen hatten. Wir finden in Eleusis ein völlig gegliedertes und organisiertes Priestercollegium, wie sonst nirgends in Griechenland, und es gab hier theils männliche, theils weibliche Aemter. Die oberste Stelle nahm der Hierophant ein, diesem kam die Aufgabe zu, die Priester einzuweißen in die Geheimnisse, ihm allein kam es zu, die Heiligthümer zu zeigen und das Allerheiligste zu enthüllen. Sein Amt war erblich im Geschlechte der Eumolpiden, d. h. „der Schönsänger“, wahrscheinlich mußte er auch die Hymnen zu Ehren der Gottheit singen und die Gebete verrichten. Neben dem Hierophanten ragt der Fadelträger hervor, der besonders während des 12 Tage dauernden Herbstfestes eine große Rolle bei dem stets veranstalteten Fadelzuge und in der nächtlichen Ceremonie des Fadelsuchens (in welcher in Eleusis der Localsage nach die verlorene Demeterochter wiedergesucht wurde) eine große Rolle spielte. Dem Hierophanten und dem Fadelträger zur Seite trat der heilige Herold, dem es oblag, von priesterlicher Seite die äußere Ordnung und die Haltung der Gemeinde zu leiten. Als vierter in dem Rathe dieser Hohenpriesterchaft wird endlich noch der Altarist genannt, dem das Opferwesen wahrscheinlich anheimgegeben war. Diesen Priestern, welche zusammen einen heiligen Rath bildeten und in

Sachen der Mysterien eine selbst vom Staat anerkannte Gerichtsbarkeit übten, standen zugleich Priesterinnen zur Seite, die beim Feste geschmückt waren mit Kränzen vom heiligen Baume der Demeter. Was die Zulassung zu diesen Mysterien betraf, so galt als wichtigste Bedingung die echt griechische Abkunft. Wer sich durch Mord oder andere Uebelthaten aber im Lande entweiht hatte, durfte nicht den Heiligthümern nahen. Nicht auf einmal wurde man in alle Tiefen der Geheimnisse eingeführt, sondern es gab zwei verschiedene Grade, den niedern, der während des Frühlingsfestes bei den kleinen Eleusinien ertheilt wurde, und den höhern, der das vollkommene Schauen hieß und beim Hauptfeste im Herbst den Mysterien enthüllt zu werden pflegte. Die eleusinischen Feste zerfielen nun in eine öffentliche Volksfeier und in eine Geheimfeier. Das Volk wurde in großen Zügen und Wallfahrten unter Opfern und Gesängen umhergeführt, wobei zugleich neben den religiösen Feierlichkeiten für weltliche Belustigungen aller Art gesorgt wurde, sodaß namentlich das Herbstfest eines der bedeutendsten Landesfestlichkeiten überhaupt war, dem jeder gern mit beiwohnte. Die Geheimfeier wurde in dem großen prächtig gebauten Tempelgebäude vorgenommen, das der eleusinische Palast hieß und dessen umfangreiche Grundmauern noch heute ein ganzes daraufgebautes Dorf tragen. — Wir wissen nun nicht mit Bestimmtheit, worin die Weißen der hier im Innern des Tempels vorgenommenen Geheimfeierlichkeiten bestanden, da die alten Schriftsteller abergläubisch zurückschreckten, sobald sie nahe daran waren, hierauf Bezügliches zu berühren. Allein aus einer Reihe von indirecten anspielenden Andeutungen, namentlich bei Aeschylus und andern, ersehen wir, daß hier ein seltsamer Cultus getrieben wurde, der sich zusammensetzte aus Gesängen, orakelhaft und höchst mystisch gehaltenen Predigten und Lehren, begleitet und gestützt durch lebende Bilder religiös-mystischen Inhalts und effectvolle, zauberhaft ins Werk gesetzte sinnbildliche Erscheinungen, in denen Feuer- und blendende Lichtwirkungen, welche das Elysium charakterisiren sollten, mit den unheimlichsten Scenen der Finsterniß, die den Hades repräsentirten, abwechselten. Todes- und Unsterblichkeitsvorstellungen, angeknüpft an die Erscheinungen von Licht und Finsterniß, und alle hiermit verschlungenen Zauberideen der alten Weltanschauung der Feuerperiode wurden hiermit gleichsam zusammengebraut in einem mystischen Herentessel, an welchem die Priester und Priesterinnen standen und die wunderlichsten Lehren ertheilten, um die Mysterien damit in Angst und Erhebung zu weißen.\* Man kann annehmen, daß die an

\* Vgl. zugleich A. Baumeister, „Culturbilder aus Griechenlands Religion und Kunst“ (Mainz 1865).

andern Orten und auch die in Aegypten ausgebildeten Mysterien alle ähnlicher Art waren.

Was die im Texte erwähnten Anregungen zu einer einheitlichen Auffassung der zerstreuten Localculten und den damit verknüpften Zug zu einer erhabenern und einheitlichen Gottesanschauung während der Schriftperiode anlangt, so läßt sich dieser Zug namentlich deutlich bei den Griechen verfolgen. „Wenn wir sehen“, schreibt Ed. Zeller \*, „wie sich der Glaube an die Einheit des göttlichen Wesens bei den Griechen aus der Vielgötterei entwickelt hat, so werden wir denselben Glauben gleichfalls bei andern Völkern begreiflicher finden, mag er auch bei diesen in anderer Weise und unter andern Bedingungen aufgetreten sein; und wenn das Christenthum eine bestimmte Form dieses Glaubens auch im hellenischen Bildungsgebiete schon vorfand, so werden wir uns um so leichter erklären können, wie es nicht bloß diesen Theil der alten Welt in verhältnißmäßig kurzer Zeit erobern, sondern wie es selbst auch das, was es ist, werden konnte. Die griechische Religion war ursprünglich bekanntlich wie alle Naturreligionen Polytheismus. Aber bei der bloßen Vielheit göttlicher Wesen kann sich der menschliche Geist nicht lange beruhigen. Der erfahrungsmäßige Zusammenhang aller Erscheinungen und das Bedürfnis einer festen sittlichen Weltordnung nöthigt schon früh, jene Vielheit irgendwie zur Einheit zu verknüpfen. Wir finden daher in allen Religionen, die sich nur einigermaßen aus dem ersten Rohzustande herausgearbeitet haben, den Glauben an eine oberste Gottheit, einen Götterkönig u. j. w.“ Allerdings hat das emporblühende Schriftwesen unter den Culturvölkern außerordentlich viel dazu beigetragen, den ersten Rohzustand der Religion zu besiegen. Die Localculten, die sich in sehr früher Zeit jedenfalls mehr als wir das heute noch ahnen unter den Völkern einander den Rang streitig machten, wurden in ihrer Macht jetzt völliger wie bisher gebrochen, und mußten allmählich zu Gunsten eines bestimmten, im Lande am höchsten anerkannten Cultus und einer allgemeiner verehrten Gottheit abdanken. So verloren die Localgottheiten ihre Selbständigkeit, die sie während der ersten und zweiten Phase des mythischen Processes noch recht wohl zu behaupten wußten. Erst jetzt, als, gestützt auf die Schriftzeichen, die Priesterwelt den mythischen Proceß zu beherrschen anfang und ihn mit bewußter Selbständigkeit fortleitete, trat auch das Bestreben nach Einheit deutlicher wie bisher gesehen hervor. Diese größere und selbständigere Beherrschung des mythischen Processes traf zugleich zusammen

\* „Die Entwicklung des Monothetismus bei den Griechen“ („Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts“).

mit der sich mehr und mehr steigenden Beobachtung der Himmelserscheinungen, und man wird nicht verkennen dürfen, daß sich hiermit das Bedürfnis nach einer einheitlichen und erhabenern Anschauung der Gottheit vermehrte. Wie die Sonne unter den Himmelslichtern am meisten hervortrat, so mußte unter den Göttern auch ein Götterkönig alle übrigen Götter beherrschen in der Weise, wie es ja mehr oder minder bestimmt auch das politische Bewußtsein des Volkes bereits mit sich brachte. Gestützt auf das politische Volksbewußtsein, das sich, wie uns die Urgeschichte lehrte, von Ursprung an gewöhnt hatte, einen hervorragenden Mittelpunkt anzuerkennen und auszuzeichnen, mochte schon früher der Verlauf des mythischen Processes darauf hingesteuert haben, in cursirenden Sagen und Gesängen einen Götterkönig hervortreten zu lassen; allein die vielfach sich durchkreuzenden Traditionen und die verschiedenen sich vermischenden Sagen ließen in diesem noch unstillen und hergetriebenen Prozesse das Einheitsbewußtsein auf diesem Gebiete noch nicht so klar und bewußt hervortreten. Wir können uns daher nicht wundern, daß während einer noch sehr frühen Periode des mythischen Processes (eine Periode, die freilich so früh fällt, daß unsere heutigen Uebersetzungen selbstverständlich nicht mehr so weit reichen) die Localculten durchaus nebeneinander ihr Recht behaupteten und buntschwedig, einheitslos, wie unter den Völkern, die nur Fetischismus treiben, durcheinanderrucherten. Erst allmählich also, und zwar nicht ohne wesentliche Mithilfe des Schriftprocesses, vollzog sich eine Reinigung unter diesen wild umherwuchernden Mythen und Culten. Das Streben nach einem hervorragenden und höchsten Cultus machte sich nun immer geltender, und die Priester, die zugleich mehr und mehr den mythischen Proceß zu beherrschen anfingen, kamen diesem Triebe entgegen. Freilich traten die Schwächen, die an den Göttervorstellungen noch in sinnlicher Beziehung klebten, in greller Weise auch an dem Götterkönige hervor, sodaß der Keim einer höhern Auffassung nicht ohne tiefgreifende Veränderung zur Entwicklung kommen konnte. „Auch in den Mysterien, welche man in der neuern Zeit nicht selten für die Schule eines reinern Gottesglaubens gehalten hat, war dieser sicher nicht zu finden, wie es denn an und für sich schon eine seltsame Vorstellung ist, daß bei der Verehrung der Demeter oder des Dionysos eine monotheistische Dogmatik hätte mitgetheilt werden können. Eine höhere Bedeutung für das griechische Volksleben erlangten diese Geheimdienste ohnedem erst seit dem 6. Jahrhundert, d. h. seit der Zeit, in welcher die allmähliche Reinigung des Volksglaubens und seine Annäherung an den Monotheismus eben begann.“

„Diese Reinigung vollzog sich nun (in Griechenland) auf zwei Wegen: einestheils dadurch, daß die Vorstellungen über Zeus und seine Weltregierung gesteigert und geläutert wurden und daß so aus dem Polytheismus ohne Verrückung seiner Grundlagen das monotheistische Element, welches in ihm lag, herausgehoben, das polytheistische jenem untergeordnet wurde; andererseits durch Bestreitung der Vielgötterei und der Menschenähnlichkeit, mit welcher der Volksglaube die Götter umgeben hatte. An dem ersten von diesen Wegen haben die Dichter zugleich mit der Vollenbung der Mythologie auch an ihrer Verbesserung gearbeitet; die Philosophen verbanden damit den zweiten, und aus dieser Verbindung ist jene geistigere Glaubensweise hervorgegangen, welche, seit Sokrates und Plato in immer weitem Kreisen sich ausbreitend, noch vor dem Auftreten des Christenthums überall, wohin der Einfluß des hellenischen Geistes reichte, zur Religion der gebildeten Volksklassen geworden ist.“ \*

---

\* Vgl. Zeller, S. 4.

**Die beginnende Himmelspeculation in Form der Astrologie und die auf Maß, Eintheilung und Berechnung sich gründende klare Erkenntniß.**

Rückblick auf das bisherige Wachsthum der Anschauungen. — Die sich durch die Sternbeutung unwillkürlich einführende Berechnung und Wissenschaft der Gestirne und des Makrokosmos. — Die Astrologie als Appendix des mythischen Processes. — Das Bestreben zur Auffuchung eines festen objectiv hervorragenden Stützpunktes zur Maßnahme der Beobachtung und zur Grundlage klarer und übereinstimmender Erkenntniß. — Die Anknüpfung aller Entwicklung an einen hervorragenden Mittelpunkt zur übereinstimmenden Sammlung der Bewegungen. — Nachweis der Gültigkeit dieses Gesetzes in Bezug auf die Entwicklung der Außenwelt und Innenwelt. — Das Siebengestirn als Mittelpunkt und Orientirungspunkt der Gestirnbewegung in den Anschauungen der alten Völker. — Die Vorstellung des ewigen Wechsels und die Apperception des Begriffs der Ewigkeit. — Das in der Vorstellung Endlose und Unerfaßbare gegenüber dem Begriff der wahren Unendlichkeit und Unvergänglichkeit. — Der klare Erkenntnißanfang und die Erkenntnißgrenzen der Vorstellung. — Die Grenzvorstellungen der Kaumleere oder des Chaos und der Zeitleere. — Die höchste und niedrigste Erkenntnißgrenze und die Vorstellung vom Weltanfang im Chaos.

Die Urgeschichte hatte uns gelehrt, wie unterstützt durch hervorragende Erfahrungen auf dem Gebiete der Natur, unterstützt besonders durch die Kenntniß des Feuers, dessen Wirkungen die sich

ursprünglich mit Zauber beschäftigende Priesterwelt in der geheimnißvollsten Weise zu betrachten sich gewöhnt hatte, die aufmerksame religiöse Betrachtungsweise sich den leuchtenden Himmelserscheinungen zugewandt hatte. Was ehemals sich innerhalb einer noch thierischen „Apperceptionsenge“ dem dauernden Interesse entzog, hatte sich seit langer Zeit unter dem Einflusse der zaubertätigen Priester und der fetischistischen Betrachtungsweise der Dinge mit einem heiligen Ehrfurcht einflößenden Nimbus umkleidet. Hatte sich doch an dem Hintergrunde jener jetzt mit so ganz andern Augen betrachteten hehren makrokosmischen Lichterscheinungen sogar eine eigenthümliche umfassende Weltanschauung gebildet, in der Licht und Finsterniß, Wasser und Feuer und Himmel und Erde eine hervorragende Rolle spielten. Gesahen die Wirkungen aller dieser Mächte auch vor den Blicken des Betrachtenden noch geheimnißvoll und zauberhaft, so hatte man sich doch bereits gewöhnt, den Blick auf das Ganze zu richten, und es war eine breite Grundlage gewonnen worden, auf der die nach immer größerer Erkenntnißklarheit strebenden Geister fortbauen konnten. Noch freilich lag ein von der Phantasie gewebter Schleier auf allen Objecten, die aus der entfernten Himmelswelt dem Auge herüberleuchteten. Noch schienen die Götter ihre feuerschnaubenden Rosse zu lenken, um den Sonnenwagen heraufzuführen, und Selene war es, die dem nächtlich umherstreifenden Jäger der Urzeit den Pfad erhellte. Die flimmernden Lichter der Sterne waren den Aegyptern, Indern und Chaldäern die Seelen der Tugendhaften, auch Syrer und Perser sahen in den Sternen wandelnde Seelen, und im Buche Henoch heißen die Engel Sterne. Aber während Religion und Mythos alle jene Erscheinungen am Himmel zugleich in das Gespinnst der Phantasie einhüllten und die Augen der Priesterwelt mit geheiligtem Sinne auf die Veränderungen am Firmamente gezogen wurden, prägte sich unwillkürlich mehr und mehr die Gesetzmäßigkeit der Vorgänge im Makrokosmos dem menschlichen aufmerksamen Bewußt-

sein ein. Jene stete Regelmäßigkeit im Wandel der Gestirne, jene dauernde Gleichmäßigkeit und Wiederkehr der Erscheinungen am Himmel, welche ehedem, da der Auffassungshorizont und die Interessen des frühesten Urmenschen noch sehr eng begrenzt waren, nur dazu beigetragen hatten, die sich im engen Kreise bewegende Aufmerksamkeit für alles Entferntere einzuschläfern, hatten im Lichte der neuen erweiterten Anschauungen hingegen ein immer tieferes Interesse auf sich gezogen. Hatte der rege Menscheng Geist in den Culturländern doch allmählich beobachtet, daß mit dem Maße des Sonnenwandels und der Kürze und Länge der Tage auch die regelmäßige Wiederkehr der Erscheinungen von Frühling, Sommer, Herbst und Winter verknüpft war, wie hätte er also die Sonne in ihrem Verlaufe jetzt nicht verfolgen sollen, da er gelernt hatte, das Saat Korn in die Erde zu legen, um an die Aussaat die Hoffnung einer segensreichen Ernte zu knüpfen. So hatte sich längst dem Bewußtsein ein gewisses, wenn auch ursprünglich noch ganz ungenaues Zeitmaß eingepreßt, das an die Abschnitte eines Sonnenjahres geknüpft war, die sich kennzeichneten an dem Blumen- und Blüthen schmuck des Frühlings, des heißen sonnigen Hochsommers, des fruchtreichen Herbstes und des kühlen Winters. Allein Genauigkeit und Bestimmtheit erlangten, wie leicht einzusehen, alle Zeitmaße nur erst da, als die den Lauf der Gestirne beobachtenden Priester gelernt hatten, Ziffer und Zeichen zur Unterstützung der Erinnerung heranzuziehen. Nun erst konnte sich mit einer bestimmtern Sicherheit eine Eintheilung der Zeitmaße vollziehen, nun erst ordneten sich Tage, Monde und Jahre vor dem immer weiter blickenden Bewußtsein in ein beziffertes, genauer fixirtes Zeithsystem, und mit der Feststellung dieser ersten, der Erkenntniß so nothwendigen Zeitmaße begann die Geburtsstunde der frühesten exacten Wissenschaft zu schlagen. An der Hand von Maß und Zahl dämmerte jetzt dem Bewußtsein eine neue Gedankenwelt herauf, in der die Aufmerksamkeit sich getrieben fühlte zu ordnen, zu messen und mit Sicherheit

und Genauigkeit einzutheilen. Raum- und Zeitmaße bemühte sich jetzt der Geist aufzufinden, und während das Suchen nach einem objectiven, allgemein anerkannten Raummaße sich, wie wir sehen werden, zunächst den Körpertheilen, wie Hand, Finger, Fuß u. s. w. zuwandte, mußte sich das ursprüngliche Zeitmaß anlehnen an den makrokosmischen Wandel von Sonne, Mond und Gestirne, deren Himmelsbewegungen ihrer religiösen Erhabenheit halber im Bewußtseinshorizont des Geistes so bedeutungsvoll hervorragten.

Allein so sehr auch das Auge, gestützt auf diese neuen Errungenschaften, sich einer genauern Betrachtung der Himmelserscheinungen befleißigte, eine Betrachtung, die zugleich bemüht war, die Bewegungen der Gestirne nicht nur zu verfolgen, sondern bestimmter zu berechnen und untereinander zu vergleichen, so irren wir doch, wenn wir meinen, alle diese bereits der tiefern Erkenntniß angehörigen Operationen hätten ursprünglich schon einem streng wissenschaftlichen Zwecke gedient. Wie lange hat es noch gedauert, bevor die Wissenschaft von der Erkenntniß um ihres eigenen Nutzens willen in bewußter Weise zum Selbstzweck erhoben wurde! Während des Zeitraums der Urgeschichte war an eine solche Erhebung des reinen Wissenstriebes noch nicht zu denken. Was auf dem Gebiete der Himmelskunde, welche, wie wir sehen, dasjenige Gebiet war, das am frühesten eine von tieferer Erkenntniß begleitete Aufmerksamkeit auf sich zog, an Resultaten eingerntet und gewonnen wurde, das fiel ursprünglich unabsichtlich und nebenher ab, bei Gelegenheit gewisser Beobachtungen, deren Nutzen ganz anderer Art war. Dieser Nutzen läßt sich leicht übersehen, sobald wir eben nur bedenken, daß die Zeit, in der die Himmelskunde ein Forschungsfeld für das schriftgelehrte Priesterthum der Urzeit wurde, immerhin noch eine Periode repräsentirt, innerhalb deren sich der mythische Proceß vollzog. Es wäre daher im Hinblick darauf seltsam gewesen, hätte die auf die Gestirne gerichtete Aufmerksamkeit sich ursprünglich loszumachen gemußt von den mythisch-religiösen Anschauungen, die, wie wir gesehen

haben, in ihrer Weise das ganze Zeitalter seit dem Aufschwunge des Magiethums beherrschten. Wir dürfen uns daher in keiner Weise wundern, wenn wir bemerken, daß die Beobachtungen und Berechnungen der Wiederkehr der Gestirne, die Feststellung der Sternconstellationen und die ganze Eintheilung des Himmelsgewölbes ursprünglich nicht zu dem Zwecke geschah, den Horizont der Erkenntniß und des Wissens zu bereichern, sondern daß sich die Priesterwelt nur deshalb diesem mühseligen Geschäft unterzog, um daraus Prophezeiungen und Weissagungen herzuleiten. Waren ja doch die Sterne mächtige einflußreiche Seelen, deren Wandel Göttern und Menschen nicht gleichgültig sein konnte, ihr Lauf und ihre Stellungen zueinander und zur Sonne mußten daher bestimmte Bedeutung haben, und eben diese Bedeutung zu erforschen, das war der wichtige Zweck, den das Priesterthum verfolgte und dem zu Liebe es sich den ausdauerndsten Arbeiten langwieriger Beobachtung und Berechnung unterzog. Zwar mußten, um diese Deutungen auch mit Sicherheit und Genauigkeit vornehmen zu können, Zahl und Maß in gehöriger Weise benutzt und es mußte der Lauf und die Wiederkehr der Sterne bestimmt angemerkt und berechnet werden, aber diese Arbeiten von wissenschaftlichem Anstrich standen nicht im Dienste des zweckbewußten Wissenstriebes. So diente, wie wir erschen, das Auge des Forschers der Wissenschaft nur absichtslos und unwillkürlich; denn noch immer waren die Priester Naturforscher, Aerzte und Sterndeuter in einer Person. Noch ahnte man nicht die tiefere rein wissenschaftliche Aufklärung, welche die genauere Beobachtung des Laufes der Gestirne dem Geiste zu gewähren im Stande war. Nichts weiteres wollten die Magier und Priester durch ihre Himmelseintheilungen ergründen, nichts anderes durch die aufmerksame Betrachtung der Constellationen der Sternbilder erforschen, als die Gedanken jener mächtigen leuchtenden, alles erzeugenden Wesen, von denen die uralte Weisheit lehrte, daß sie von ihrer Höhe herab das Schicksal und die Zukunft alles Irdischen, folglich auch die der auf

Erden wandelnden Menschen übersähen, sodaß sie, richtig gedeutet, dem Beobachter dieses Schicksal vorausszusagen wußten. So weisagten die Priester in Aegypten aus besonders ausgearbeiteten Constellationstafeln der Gestirne bei der Geburt das Schicksal des Lebens. Bei jedem wichtigen Vorhaben ging das ägyptische Volk die Priester um Rath an, und diese befragten wiederum die Gestirne.\* Auch bei den Ithyern und Babylonern konnte die Sterndeuterei sehr früh festen Fuß fassen, da diese für die Rechenkunst besonders begabten Völker auch dafür sehr rasch ein besonderes Interesse gewannen. Die sogenannte Astrologie war, wie wir hiernach sehen, ein Appendix des mythischen Processes in seiner letzten Phase, sie hatte sich angeschlossen und in ihrer Entwicklung abgezweigt aus den physischen Elementen, welche mit dem Mythos im Verlaufe der Zeit immer mehr und mehr verwebt wurden.\*\* Wir begreifen daher leicht, daß die Sterndeuterei sich außerordentlich leicht verbreiten konnte, sodaß sie sehr bald nach Griechenland wanderte und später sich auch bei den Römern Eingang verschaffte. Doch geschah es bei ihnen erst, wie uns berichtet wird, zur Zeit der Imperatoren. Trotzdem besaß die Sterndeuterei zu dieser Zeit bereits viele Gegner, und die Kaiser Diocletian, Maximilian, Konstantius, Konstantinus und Theodosius verboten dieselbe, jedoch wie es heißt ohne Erfolg. Bei Seneca\*\*\* lesen wir: „Das Schicksal der Völker hängt von den leisesten Bewegungen der Planeten ab, und Glück und Unglück treffen ein nach dem guten oder schlechten Lauf der Gestirne.“ Durch den Glauben an den günstigen oder ungünstigen Einfluß der Gestirne entstand zugleich der Glaube an glückliche oder unglückliche Tage, ein Aberglaube, der sich lange erhalten hat und bei allen alten Völkern, ganz besonders

\* Vgl. Dull, „Die Cultur des alten Aegyptens“ („Ausland“, 186) S. 994).

\*\* Vgl. das Kapitel über das Wesen des mythischen Processes.

\*\*\* De consolat. c. 18. Quaest. nat. II, 3, 2.

aber in Aegypten zu Hause war. Daß sich die Astrologen der Urzeit zugleich der Schrift bedienten, um die Gestirne zu merken und zu bezeichnen, ist nach dem Vorausgeschickten selbstverständlich. Schon in der frühesten Zeit finden wir bei den Phöniziern mit A den Mond, I die Sonne, H den Mercur, E die Venus, Ω den Saturn bezeichnet.\* Vor A und Ω pflegte man, wie uns berichtet wird, den Sonnenbuchstaben J zu setzen, und so entstand der Gottesname Law (Zav), der bei den Bacchikern und Gnostikern vorkommt und an den syrischen Gottesnamen Jah erinnert, ein Wort, das wiederum mit dem Gottesnamen Jehovah zusammenhängt.\*\* Wie innig die früheste Himmelskunde noch mit der mythischen Götterlehre und dem Mythos überhaupt verwachsen war, beweisen uns am besten die Auffassungen der Babylonier. Die Babylonier nahmen drei Rangordnungen von Göttern an: die fünf Planeten, die sogenannten zwölf Herren der Götter, d. h. die Zeichen des Thierkreises und die 36 berathenden Götter. Sie bestimmten nächst dem Thierkreise 24 Gestirne, von denen die eine Hälfte auf die eine Seite trat, die andern 12 dagegen ihren Stand auf der andern Hälfte des Thierkreises nahmen.\*\*\* So, sehen wir, begann sich der Geist des ganzen unendlichen Himmelsraumes zu bemächtigen und war bemüht, Ordnung und Uebersicht in das mit Gestirnen reichlich überfüete Himmelsbild hineinzubringen, um sich ein möglichstes Verständniß über die Bahnen und den Lauf der Gestirne zu verschaffen. Freilich hatte dieses Verständniß, wie erwähnt, einen ganz andern als rein wissenschaftlichen Nutzen, aber war auch die Bereicherung des Wissens nicht die Absicht des Bestrebens, so war, wenn auch unabsichtlich und unwillkürlich, doch hiermit die Pforte zum Gebiete des Wissens und der Wissenschaft geöffnet worden; denn der Geist war begierig

---

\* Vgl. „Die Götter Syriens“, S. 161.

\*\* Vgl. Friedreich, „Die Weltkörper in ihrer symbolisch-mythischen Bedeutung“, S. 17.

\*\*\* Vgl. Müller, „Die Religion der Babylonier“, S. 13.

geworden nach Kenntnissen, die einen nur relativ praktischen Werth hatten, oder im Grunde richtiger doch nur einem idealen Zwecke dienten. Nicht um der Mittheilung und Verständigung selbst willen hatte der Mensch ursprünglich sprechen gelernt; nicht der Erweiterung des religiösen Gefühles halber hatte er sich Erfahrungen und Entdeckungen von geheimnißvoll erscheinenden Kräften im Gebiete der Natur angeeignet, die eben dieses religiöse Gefühl später hinausleiteten in die entlegensten Kreise der Schöpfung; nicht um des bessern Gedächtnisses und der klarern und genauern Erinnerung und Vorstellung selbst willen endlich hatte sich die ursprüngliche Bildschrift entwickelt; denn die bildliche Nachahmung von Naturgegenständen geschah gleichfalls ursprünglich als etwas noch halb Unwillkürliches. In allen diesen, für die menschliche Entwicklung so wichtigen Processen trat die Absicht und die Willkür anfänglich zurück; denn die sich hier ursprünglich abspielenden Bewegungen dienten andern Zwecken und vollzogen sich absichtslos und instinctiv. Aehnlich, sehen wir, verhält es sich hier jetzt mit dem Proceß des Wissens und der Erkenntnißerweiterung. Im Dienste eines andern Nutzens vollzog auch sie sich absichtslos und unwillkürlich, und nur erst später war es dem einsichtigen Menschen beschieden, auf diese Erkenntnißerweiterung selbst zu merken, um deren Bedeutung und Nutzen für die Bildung des Geistes überhaupt einzusehen und so dahin zu gelangen, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu fördern. Doch wenn sich auch nach geraumer Zeit die Himmelskunde dem Dienste des Zaubers und der Wahrsagerei entzog, wie lange ist sie noch später die Magd einer finstern Religion geblieben, und wie lange sollte es selbst noch während der geschichtlichen Zeit dauern, bevor sie im Stande war, auch diese letzten Fesseln von sich abzustreifen, um frei und selbständig dazustehen. Und dennoch ist es merkwürdig, wie weit die Himmelskunde, obwol sie umfassen war von Zauberglauben und mystischer Wahrsagekunst, ursprünglich trotz dieser Einflüsse von den priesterlichen Sterndeutern gefördert wurde. Nicht

nur den Auf- und Niedergang der Gestirne, ihre Wiederkehr und ihre Stellungen zueinander hatten die priesterlichen Sterndeuter beobachten und berechnen lernen, sondern, was mit dieser Berechnungsweise aufs engste verknüpft war, die Forscher hatten sogar am unendlichen Himmelsgewölbe, das sich ihnen dauernd mit seinen unzähligen Sternhäufen um die Erde zu bewegen schien, nach einem constanten Ruhepunkte gegenüber der Erde im Makrokosmos sich umgethan, um eine objective Stütze für die klare Erkenntniß zu gewinnen und die genaue Berechnung zu ermöglichen. In der That ist ja die Berechnung nichts weiteres ihrem Wesen nach, wie erweiterte exacte Erkenntniß. Aber eben diese klare Uebersicht und Erkenntnißweiterung am scheinbar unentwirrbaren Sternenknauel des sich um die Erde bewegenden Nachthimmels bedurfte eines objectiven constanten und hervorragenden Anlehnepunktes, und wirklich haben diesen scheinbar ruhenden Punkt im Makrokosmos die Sterndeuter der Urzeit und des grauen Alterthums verhältnißmäßig früh gefunden. Das ganze Himmelsgewölbe mit seinen lichten Schwärmen, glaubten die Sternkundigen der Urzeit, drehe sich um die sieben Sterne des Bärengestirns. In dieser herrlich erscheinenden Sterngruppe glaubten die frühesten Himmelsforscher den Mittelpunkt des ganzen Makrokosmos gefunden zu haben, hier erblickten sie die feststehende Stütze und den um sich selbst kreisenden Pol in der Flucht der Erscheinungen. Es wiederholt sich auf dem Gebiete der innern Erkenntnißentwicklung, was sich als Thatsache in der ganzen geistigen Entwicklungsgeschichte überhaupt als Gesetz darstellte. Die Erweiterung gewisser Anlagen und Fähigkeiten und ihre allgemeine dauernde Fortbildung beginnt nur erst dann und hat nur erheblichen Fortgang, sobald sich äußerlich ein objectiv hervorragender und allgemein anerkannter möglichst feststehender Mittelpunkt gefunden hatte, auf den sich die Aufmerksamkeit von den verschiedensten Seiten unwillkürlich concentrirte. Erst dadurch also, daß die innere

Aufmerksamkeit eine äußere und übereinstimmend anerkannte Stütze gewinnt, die allen Gliedern gleichsam zum festen Stabe und als hervorragender Mittelpunkt zur Sammlung dient und zum Führer wird, gelingt es, die allgemeine Uebersicht zu erweitern und den „objectiven Entwicklungsproceß“ (bei dem sich innere und äußere Factoren gleichzeitig zu unterstützen haben) in Fluß zu bringen. Diese Erscheinung, die uns bei jeder Gelegenheit der äußern organisatorischen Entwicklung klar entgegentritt, wiederholt sich wunderbarerweise auch auf allen innern psychologischen Gebieten, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß sich uns hiermit ein Grundgesetz der allgemeinen psychologischen Entwicklungsgeschichte überhaupt enthüllt. Kurz ausgedrückt lautet dieses Gesetz: Ueberall wo regelrechte Differentiirung der Anlagen und Kräfte eintreten soll im Sinne einer sich ausbildenden Organisation, bedarf es eines objectiv hervorragenden Mittelpunktes, der als constanter Krystallisationspunkt der organischen Gestaltung dient. Im Bereiche der äußern Natur haben die Forscher dieses Gesetz längst erkannt, hier handelt es sich darum zu zeigen, daß ebendasselbe Entwicklungsgesetz auch auf den Gebieten des psychologischen Innenlebens eine ganz gleiche Geltung beansprucht. Schon bei der frühesten Ausbildung des Auges und der Wahrnehmung, und bei den dabei auftretenden reflectorischen Bewegungen läßt sich deutlich beobachten, wie die genauere Regelung und Ausbildung (bezüglich der Sammlung und Differentiirung) der Reflexvorgänge, die das Sehen und das geordnete deutliche Wahrnehmen vermitteln, nur dadurch zu Stande kommen, daß im Auge selbst ein fester Beziehungspunkt, gleichsam ein hervorragender, sammelnder Mittelpunkt sich als Stütze herausbildet, um als Führer für die Orientirung im Raume zu dienen. Dieser Leitepunkt ist hier zunächst die hervorragende Stelle des deutlichsten Sehens auf der Netzhaut. Es ist dieser Punkt im Auge gleichsam für das innere subjective, psychologische Schlußverfahren der Seele, das die räumliche Wahrnehmung

im Gehirn zu Stande bringen hilft, ein äußerer, objectiver und constanter Regulator, durch dessen hervorragende Mithülfe unwillkürlich die feinere Nuancirung in der Schätzung und Unterscheidung der Raumbistanzen gefördert wird, sodaß das Raumbild nicht chaotisch verfließt, sondern die Reize nebeneinander geordnet, klar und übersichtsvoll gegliedert aufgefaßt und verstanden werden können. Bei der weitem Ausbildung der wahrnehmenden Erkenntniß wiederholt sich das nämliche Verhältniß. Es ist hier das zum Himmel mit seinem Sternenchaos emporblickende Auge, das sich im Orange nach tieferer und erweiterter Erkenntniß unwillkürlich innerhalb der kreisenden Bewegungen und Verschiebungen aller Gestirne nach einem äußern hervorragenden Mittelpunkte als objectivem Regulator umthut, auf welchen es alle diese Bewegungen constant zurückbeziehen und vergleichen kann, um sie einzeln deutlich zu sondern, zu vermerken und damit das Sternenchaos verständnißvoll und berechnungsfähig aufzurollen und zu ordnen. Diesen Mittelpunkt hatten die Sternkundigen des frühesten Alterthums, wie erwähnt, im Siebengestirn\* aufgefunden, und sie betrachteten diesen hervorragenden Fleck am Himmel als „den Gipfel des Weltalls“, von dem herab man alle Bewegungen und Bahnen der Gestirne deutlich übersehen könne. — Es ist leicht einzusehen, daß es schwierig, ja fast unmöglich war, eine klare und geordnete Eintheilung des Sternenhceres vorzunehmen, bevor nicht eben dieser scheinbar ruhende Mittelpunkt vom Auge am Firmament aufgefunden und festgestellt war. Hatte sich bisher der wahrnehmende Blick am nächtlichen Himmel unter den dahinziehenden, sich gegeneinander mit der Zeit verschiebenden Sterngruppen nur zu leicht verirrt, wie in einem unentwirrbaren Labyrinth, so war jetzt ein Compaß am Himmel gefunden, der die

---

\* Nicht zu verwechseln mit dem heutigen Siebengestirn, den sogenannten Plejaden. Das Siebengestirn der ältesten sternkundigen Völker war der sogenannte Kleine Bär mit dem Polarstern.

Wahrnehmung und räumliche Uebersicht des Ganzen erleichterte und so durch seine Stütze dazu beitrug, daß sich die Wahrnehmungen in Bezug auf den Himmel mit seinen Sternbildern zur Erkenntniß erweiterten. So früh, sehen wir, war es dem Menschengenosse beschieden, sich eine gewisse Erkenntniß über die Verhältnisse im Makrokosmos zu erwerben, freilich betraf solche nur erst eine rein äußerliche genauere räumliche Orientirung, aber dieselbe war genügend, um auch auf das bisher ausgebildete Zeitbewußtsein zurückzuwirken. Konnte sich doch jetzt erst, nachdem sich die wachsende Erkenntniß mehr und mehr im Himmelsraume mit seinen Bildern und Objecten bewußtvoller orientirt hatte, allmählich die Idee der Unendlichkeit und Ewigkeit als höchster Erkenntnißwerth, wenn auch anfänglich noch unklar, aufdrängen. Das darf uns nicht auffallen; denn solange die Himmelsforscher nur ein ganz unklares Gewebe von sich stets verschiebenden Bildern und Vorstellungen am Firmament vor sich hatten, über das nur bei Tage die Sonne hinüberfuhr, deren Lauf man nicht immer gleichmäßig verfolgen konnte, unterlagen ihre Eindrücke einem unklaren übersichtslosen Wechsel. Erst jetzt, nachdem am Himmelsraume ein fester, objectiver Anhaltspunkt entdeckt war, der als Stütze weiterer Vergleichung und zur genauen Feststellung aller Sterngruppen und Punkte diente, konnte sich ein feststehenderer continuirlicher Hintergrund für das umfassende Zeitbewußtsein bilden, auf den hinblickend der Geist sich aus dem Wechsel der Vorstellungen emporheben konnte zur Vorstellung des „dauernden Wechsels“. Nun erst war dem erweiterten Zeitbewußtsein die objective Stütze geliehen, vermöge deren es die Vorstellung des continuirlichen und maßvollen Wechsels und der ewigen Dauer völlig klar ins Bewußtsein zu heben im Stande war. Nicht ohne die Stütze eines der Erkenntniß zugänglichen Maßes (Grenzwertes) konnte sich folglich die Idee der ewigen Dauer und somit die Begriffe von Ewigkeit und Unendlichkeit überhaupt ins Bewußtsein heben; denn das an sich Maßlose und Unerfaßte ist nur das Endlose, das keiner Er-

kenntniß und gar keiner Vorstellung zugänglich ist. Der noch maß- und hiermit erkenntnißlose Wechsel der unzähligen, sich allnächtlich in jeder Stunde verschiebenden Sternbilder war dem Himmelsforscher nur ein Labyrinth, ein unentwirrbares Chaos von lichten Punkten, das keiner wahrhaften Auffassung zugänglich war. Es verhielt sich mit diesem auffassungslosen Wechsel der Verhältnisse um nichts besser, wie mit einem etwa eintretenden plötzlichen absoluten Stillstand aller äußern Objecte und Erscheinungen. Auch ein solcher absoluter Stillstand wäre (wenn überhaupt denkbar) im entgegengesetzten Sinne für die Auffassung und die Erkenntniß völlig werthlos. Denn hiermit wäre das Vorstellungsleben zu einer unerträglichen Eintönigkeit und Gleichförmigkeit, d. h. zu einem wahren Stillstand, gewissermaßen zu einer völligen Leere verurtheilt, sodaß der Geist in endloser Erlebnislosigkeit, in Längeweile und Zeitleere verkommen müßte, ein Zustand, dem zu entgehen derselbe jede Anstalt treffen würde. Dort im Chaos die unentwirrbare Ordnungslosigkeit, die labyrinthische, keinem Maßstabe zugängliche Raumeleere, hier dagegen die absolute Längeweile und Zeitleere, beides Verhältnisse, welchen ebensowol das wahrnehmende Auge wie dem entsprechend die vorstellende innere Erkenntniß nothwendig zu entgehen suchten. Wie der gesittete Staat der Anarchie und die ganze unendliche Weltordnung dem absoluten Chaos zu entgehen suchen, so strebt das nach Erkenntniß ringende innere Auge des Geistes nach geordneter Uebersicht der Erscheinungen, indem es sich an alle diejenigen constanten Punkte anklammert, die ihm entgentreten unter den Eindrücken. Der klare Erkenntnißanfang beginnt also erst da, wo das Chaos der Eindrücke sich gruppirt und ordnet um die herausgegriffenen constanten Punkte, wie die Staatsglieder um den organisatorischen Führer und Lenker. Erst indem die Erkenntniß diese constanten leitfamen Punkte der Außenwelt jedesmal herausfühlt und an ihnen festen Fuß zu fassen sucht, wie der verschlagene Schiffer auf einer Felseninsel, um von diesem gesicherten Orte die

Wogen der Eindrücke zu übersehen, erst da beginnt das sich nach Maß, Ordnung und Uebersicht sehende Auge der Erkenntniß zu bilden und zu erweitern.

Mit dem Beginne der klarern Erkenntniß aber heben sich von neuem die Schwingen des Geistes, denn neue Vorstellungen werden in ihm rege, und neue Fragen beginnt sich die Seele aufzuwerfen. Noch freilich war die soeben in einen Wachstumsproceß getretene Erkenntnißfähigkeit, die sich an der Himmelskunde zuerst erprobte, nicht so weit vorgeschritten, daß sie die Fragen richtig stellte, um auch richtige Wege zu ihrer Beantwortung einschlagen zu können. Im Gegentheil, wir sehen den primitiven Proceß der Erkenntniß mit den allerverkehrtesten Fragestellungen beginnen, sodaß wir uns über die schiefen Antworten nicht wundern dürfen, welche sich der Geist anfänglich ertheilte, zumal diese nur mit Rücksicht auf die herrschende Weltanschauung beantwortet werden konnten. Es ergeht also der beginnenden Erkenntniß wie dem Steuermanne, der im Sturme oft die verkehrtesten Course nimmt, um in den Hafen zu gelangen. Aber der sich entwickelnde Geist hatte dennoch die ersten Anker geworfen, er hatte bezüglich der Eindrücke des Himmels fest dauernde Punkte entdeckt, die ihm als Leitsterne auf den schwierigen Entdeckungsreisen der Erkenntniß dienten.

Hatte die sich entwickelnde Erkenntniß, wie wir sehen, die Idee der Dauer und der Ewigkeit ins Bewußtsein gehoben, so begannen nun mit Rücksicht darauf die himmelskundigen Forscher sehr früh aus ihrer nächsten Umgebung wiederum diejenigen Erscheinungen ins Auge zu fassen, welche der Idee der völligen Dauer zu widersprechen schienen. Schien auf der Erde nicht alles einen Anfang zu nehmen, ebenso wie der Mensch, schien nicht jede Pflanze, indem sie als Saatkorn der fruchtbaren Erde übergeben wurde, einen Anfang gehabt zu haben, und die menschliche Erkenntniß selbst, indem sie sich an feststehenden Punkten des Makrokosmos zu der Vorstellung des ewig dauernden Kreislaufes des Himmelsgewölbes um den schein-

bar ewig ruhenden Pol erhob, mußte nicht auch sie beginnen von einem schöpferischen Punkte aus? Wenn aber alles um uns und mit uns (so schloß der noch kindliche Geist) einen ersten Anfang gehabt hat, so muß doch auch der Himmel einen Anfang gehabt haben, und indem die noch kurzfristige Erkenntniß die endlichen Theile und Erscheinungen mit dem unendlichen ewigen Ganzen vermischte, begann sich der Menscheng Geist die falschen Fragen mit Rücksicht auf die herrschende mythische Weltanschauung unklar und falsch zu beantworten. So konnte es geschehen, daß die frühesten Antworten der Priester auf die Frage, wie und woraus die Welt entstanden war, dahin lauteten: daß die Götter diesen Anfang schufen, indem sie vor sich das gestaltlose, maß- und erkenntnißlose Chaos oder die Leere der Ordnung unterbreiteten. — Nur erst die früheste Entwicklungsgeschichte des Erkenntnißprocesses ist, wie sich im Folgenden genauer noch zeigen wird, im Stande, uns auf die Vorstellungen hinzuweisen, welche den Menschen zum tiefern Nachdenken anregten, um ihn endlich zur Philosophie hinzuführen, nur erst sie ist ferner im Stande, zu zeigen, weshalb unter diesen Vorstellungen zugleich das gestaltlose Chaos und die Leere im Gedankenkreise der Dichter der Theogonien eine so große Rolle spielten. Sahen die ersten kosmologischen Denker das Chaos doch als den Urstoff der Welt an, zu welchem die Götter gleichsam erst die Form hinzutrug, um das geordnete Weltganze zu bilden, Vorstellungen, die bekanntlich noch deutlich bis in die Gedankenkreise der großen griechischen Philosophen hinüberreichen.

---

Mit der Beobachtung dessen, was zum Beginn der klaren Erkenntniß gehört (und wir sahen, daß dieses zunächst die Concentration und Sammlung der unbestimmten wirren Eindrücke auf einen äußern constanten Mittelpunkt war, der sich der Anschauung gegenüber bestimmt hervorhob [Null- oder Vergleichspunkt] und so zum allgemeinen Stüppunkt der Vergleichung und klaren geordneten Uebersicht gemacht werden konnte), drängte

sich dem Geiste unwillkürlich zugleich diejenige Eindrucksweise im Bewußtsein auf, die eben die klare Erkenntniß hindert. Wir sahen, daß die himmelskundigen Priester sehr bald erkannten, daß dieses die an sich wirre Masse und das gestaltlose finstere Chaos war, sei dieses nun ein Raumchaos als wirre Ordnungslosigkeit, oder eine Zeitleere als ewiger Stillstand alles Geschehenen, d. h. die Zeitlosigkeit. Das gestaltlose Chaos (als Anschauung ohne Begriff) entspricht der Bedeutung der ordnungslosen Raumleere. Die Auffassung der völligen Zeitleere trat genau genommen erst später in der Entwicklungsgeschichte des Erkenntnißlebens auf, ihr entspricht allein die Bedeutung des „Nichts“ (als abstracter Begriff ohne Anschauung), insofern hiermit der absolute Stillstand, d. h. die Aufhebung alles Wechsels und Werdens, mit Einem Wort die Leere ausgedrückt wird, und zwar nach dem Satze: „Aus Nichts wird nichts.“ Das Nichts darf man demnach dem Begriffe nach als die ewig wechsellose, absolut eintönige Zeitleere, als absoluten Stillstand betrachten. Der sonderbare Satz, daß Gott aus Nichts die Welt geschaffen habe, konnte nur erst ausgesprochen werden, als die Auffassungen der Zeitleere, d. h. der Zeitlosigkeit neben der Vorstellung der Raumlosigkeit höher ins Bewußtsein traten. Daß eben diese Begriffe als berichtigende (orientirende) Grenzbegriffe (vgl. Kap. 3, Anmerkungen über den Werth des Nullbegriffs) beim Beginn des Wachsthums der tiefern Erkenntnißfähigkeit eine Rolle zu spielen anfangen, darf uns nicht wundern. (Vgl. zugleich das folgende Kapitel.) Sonderbar ist es, was sich uns im Folgenden genauer zeigen wird, daß man stets diese in der Untercheidung auftauchenden Grenzwerte für wirkliche, reale Grenzen des Weltalls hinsichtlich eines wirklichen Anfangs und Endes selbst nahm. Man beachtete nicht, daß das Unendliche keineswegs aufgehört hatte zu existiren, wenn die Dinge und Wesen in ihm die Tendenz zum Chaos oder zur Leere eingeschlagen hatten; denn wie weit sich auch alle Welttheilchen in der Ordnungslosigkeit oder Monotonie der Gestaltung verlieren mochten, der Abstand vom mittlern Grenzwerte der Ordnung mußte ihnen allen kenntlich und, wenn auch unsicherer, für immer fühlbar bleiben. Der Anfang und das Aufhören der Ordnung im Weltall sind daher selbstverständlich niemals der Anfang des Unendlichen selbst. Allein, was selbst in späterer Zeit den Weltweisen nicht immer vollends klar wurde, das konnte den speculirenden Priestern des Alterthums noch nicht zum Bewußtsein kommen, und so müssen wir es begreiflich finden, wenn wir von ihnen das sogenannte Chaos oder die Leere als den realen Anfangszustand des Weltalls bezeichnet finden. Damit hängt es zusammen, daß man übersah, daß sich aus dem Chaos

und der Leere überhaupt keine Ordnung schaffen läßt, sofern vorher noch nie eine Ordnung vorhanden war. Denn wir werden im Folgenden sehen, daß das Chaos und die Leere immer nur an sich eine mehr oder minder stark geminderte Ordnung bleiben. Das Chaos oder die Monotonie könnten sich daher unter Umständen aus Ordnung entwickeln, aber nicht die früheste Ordnung aus dem Chaos. Innerhalb verschiedener Bewegungsverhältnisse können sich recht wohl unter Umständen relative Gleichgewichtszustände ausbilden, die wieder in die Tendenz der Bewegung zurückgleiten, aber aus einem absoluten Gleichgewicht als ewigem Stillstand resultirt niemals eine erste kleinste Bewegung, es sei denn, ich rufe einen Deus ex machina zu Hülfe. Weil man indessen, wie sich in der Folge genauer zeigen wird, diese Ueberlegungen unterließ, geriethen die Priester eben nothwendig auf den Deus ex machina und auf die Götter als Schöpfer außerhalb aller Welt. Es ist von besonderm Werth in psychologischer Hinsicht, zu bemerken, daß sich der Nachweis hiermit an die Hand gibt, daß sich mit dem Beginn der klaren und tiefen Erkenntniß auch die gefährlichsten Irrthümer, welche sich so lange in der Erkenntniß behaupten sollten, ausgebildet und festgesetzt haben. Das im Text erwähnte psychologische Erkenntnißgesetz, dahin lautend, daß ohne Sammlung und, was damit zusammenhängt, ohne die objective Stütze eines mitwirkenden constanten und hervorragenden äußern Punktes, an dem das erkennende Subject diese Sammlung vollziehen kann, keine gesetzmäßige geordnete Uebersicht und Erkenntnißentwicklung möglich ist, ergänzt sich zu dem Sage, daß die chaotischen Vorstellungszustände als Grenzen die Erkenntnißfähigkeit lähmen und herabsenken. Wie nachgewiesen hat dieses Gesetz indessen nicht bloße Gültigkeit für das innere Vorstellungsleben und die klare Erkenntniß, sondern es läßt sich in der äußern Natur und Wirklichkeit im Krystallisationsproceß bis tief hinab in die unorganische Natur verfolgen und kommt an den organischen Gebilden noch viel deutlicher zum Vorschein. Das äußere staatliche Zusammenleben der Individuen wiederholt dieses Bildungsgesetz gleichfalls, und auch der Sprachproceß ließ sich dem entsprechend als ein wunderbarer Krystallisationsproceß mit Rücksicht auf fortbildende constante Mittelpunkte nachweisen. So, sehen wir, wiederholen sich im Außenleben wie im Innenleben die gleichen Gesetze, wir sehen sie wiederkehren in der Morphologie des Mikrokosmos wie in der des Makrokosmos, sie treten in der Physiologie ebenso wie in der Psychologie zu Tage, und die Entwicklungsgeschichte aller Verhältnisse der Außenwelt stimmt hiernach nachweislich überein mit der Entwicklungsgeschichte der psychischen Innenwelt, und

auch die Bildungsgeschichte des tiefsten Erkenntnißlebens im Geiste macht hiervon, wie sich zeigt, keine Ausnahme.

Die Himmelskunde, mit der das tiefere Erkenntnißleben anfänglich erwachte, hatte sich merkwürdig früh derjenigen Mittelpunkt bemächtigt, welche seiner ersten Ausbildung zur Stütze dienten. Nicht nur, daß man für die zeitliche Tageseintheilung unwillkürlich den jeweiligen Standpunkt der Sonne und den Mond zum objectiven Anknüpfungspunkte machte, um hier- nach schon verhältnißmäßig früh eine gewisse Zeiteintheilung des täglichen Lebens zu treffen, sondern auch in dem sternreichen Labyrinth des Nachthimmels hatten die Forscher den Faden der Ariadne aufgenommen, um zu einem objectiven constanten Ruhepunkte zu kommen, der, wenn er auch bloß scheinbar war, doch dem Auge als erster gesicherter Anknüpfungspunkt für die Entwicklung weiterer Erkenntniß dienlich sein mußte. Daß die früheste genauere Zeiteintheilung noch anfänglich großen Schwierigkeiten unterlag, läßt sich leicht ermessen; so war es anfänglich zweifelhaft für die Himmelskundigen, ob man von einem Sonnenuntergange bis zum andern die Tageslänge rechnen und eintheilen sollte, oder ob man einfach die bloße Tageszeit in Bezug auf Sonnenauf- und Untergang zum Maßstabe der Theilung nehmen sollte. Es ist daher zweifelhaft, wie die erste Eintheilung getroffen wurde, und es erscheint wahrscheinlich, daß man anfänglich Tag und Nacht gesondert für sich betrachtet hat. Daß sich das niedere Volk und die Menge noch nicht einer solchen genauern Eintheilung, weder der Tage noch der Jahresabschnitte bediente, ist leicht erklärlich. Der Volkskalender der Culturvölker des frühesten Alterthums, hatte daher nichts weniger wie einen wissenschaftlichen Anstrich. Das Volk richtete sich nicht wie die himmelskundigen Priester und Weisen des Landes nach den Sternbildern, sondern nach den hervorragendsten Erscheinungen der Natur. So diente das Blühen gewisser Gewächse, das Reifen der Früchte, der Beginn der Ernte und das Erscheinen der Zugvögel zur Kalendereintheilung. Der Zug der Kraniche mußte die Saatzeit, und wiederum den herannahenden Winter verkünden, und ihr Flug wurde daher in Griechenland sorgfältig beobachtet. Wenn die Schwalbe im Frühling erschien, so war der Weinstock zu schneiden, und wenn die Schnecken aus der Erde hervorkrochen, so war die Ernte nahe. Die Blüte des Scolymus und der Gesang der Heuschrecke verkündeten den Sommer. Allmählich jedoch wirkten die Sternkundigen dahin, daß auch der Ausgang gewisser Sternbilder zum genauern Einhalten des Zeitabschnitts gewählt werde. So be- sieht Hesiod beim Aufgange des Orion im Julius zu dreschen, und wenn derselbe nebst dem Sirius inmitten des Himmels steht, Arctur aber in

der Morgendämmerung aufgeht, so sollte die Weinlese beginnen. Obwohl also, wie wir hieraus erkennen, die Bewegungen und Stellungen der Sternbilder zu Zeitbestimmungen schon früh benutzt wurden, so rechnete man doch noch vielfach in verhältnißmäßig später Zeit im großen nach sogenannten Menschenaltern, nicht nach einzeln gezählten Jahren. Was das Jahr anbelangt, so rechnete man von einem Sommer zum andern, und zählte diese zu Menschenaltern zusammen; denn anfänglich wußte man noch nicht genau zu bestimmen, wohin man am sichersten den Scheidepunkt des einen Jahres vom andern Jahre zu verlegen hatte. Erst viel später, als die Stundeneintheilung des Tages schon ziemlich genau geworden, gewann man als Abschnitt hierzu die längste Nacht, die in der Göttin Leto personificirt wurde. — Hauptsächlich concentrirte sich seit uralter Zeit die Beobachtung der Priester auf den Mondwechsel. Die Zeit des Neumondes war bei allen Völkern des Alterthums ein religiöses Fest. Daß man den synodischen Monat von 29 Tagen 12 Stunden und 3 Minuten selbstverständlichweise noch nicht sehr früh berechnen lernte, liegt auf der Hand. Dennoch theilte man die Zeit schon sehr früh ein in Monde, und man begann hierbei den Tag als den ersten des Mondes zu setzen, an welchem derselbe zuerst wieder neu erschien. Um die Zeit des Erscheinens versammelte man sich auf hohen Bergen, um genau das erste Hervortreten des Mondes zu bemerken. Bei dieser Beobachtungsweise war es möglich, ungefähr 30 Tage für den Monat ohne Ausnahme herauszubringen. Zwölf solche Monde ergaben 360 Tage, also nur fünf Tage weniger als das gewöhnliche Sonnenjahr. Indessen diese Differenz, die sich bei genauerer Berechnung noch größer stellt, kümmerte die alten Völker bei ihren noch geringen Hülfsmitteln nicht. Die Griechen theilten diese 30 Tage des Mondes in drei Theile zu drei Dekaden, indem sie bis 20 aufwärts und von hier an wieder rückwärts zählten, um so gleichsam durch den Zählungsact, bezüglich Zu- und Abnahme, dem Monde zu folgen. — Als die bedeutendsten Astrologen und Himmelskundigen der Urzeit traten unter den ältern Völkern die Aegypter, Babylonier und Chaldäer auf, besonders den letztern beiden Völkern kam ein großes Talent für die Auffassung von Raum- und Größenverhältnissen und Gewandtheit im Zählen und Rechnen hülfreich entgegen. — Sonne, Mond und Planeten begann man verhältnißmäßig früh von dem Wandel der übrigen Sternbilder zu sondern. Den Bogen, den die dem Sonnensystem angehörigen Sterne am Himmel beschreiben, theilte man in 12 bestimmte Theile, welche man der Reihe nach durch Thiere verbildlichte und den Thierkreis nannte. Die berühmten 12 Arbeiten des Herakles wurden

schon im Alterthum als das Durcharbeiten der Sonne durch die 12 Zeichen des Thierkreises angesehen.\* Den Aufgang der Sonne verglich man mit einem Ei, den Untergang mit einem Apfel. Der Apfel war das Bild der reif gewordenen, zur Erde herabgefallenen Sonne. Im westlichen Meere, dort wo die Sonne untergeht, stand nach altgriechischem Mythos ein Baum mit goldenen Äpfeln, welche von den Hesperiden, den Töchtern des Hesperus (Abends) und von dem Drachen Ladon (der Nacht) gehütet wurden. — Was nun die Beobachtung des Fixsternhimmels betrifft, so sahen wir war es von hoher Wichtigkeit für die genauere Betrachtung und Berechnung der Gestirnsconstellationen, daß die alten Sterndeuter (denn als eigentliche Astronomen waren sie noch nicht zu bezeichnen, sondern das wurden sie erst im Laufe der Zeit) bereits im „Siebengestirn“ die „Höhe“ des Weltalls gefunden zu haben meinten. Bei den alten Indern waren die sieben Sterne Kishis, d. h. fromme Väster, die um den Mittelpunkt des Himmels wohnend, beständig in die Betrachtung Gottes versunken sind. In der Mitte aber thronte Indra.\*\* Auch von den Chinesen wird uns Aehnliches berichtet; sie sahen in diesem Gestirn den Palast des höchsten Gottes und Herrn, des Urgeistes Tai-kie, von dem alles Maß und Ziel in der Welt ebensowol wie ein alles belebender schöpferischer Einfluß ausging. Selbst die Finnen wollen in diesem Gestirn das Thor erkennen, durch welches alles Leben in die Welt gekommen ist.\*\*\* Die Abiponen sehen im Siebengestirn die Seele ihres Großvaters (großen Häuptlings). Da das Gestirn in Südamerika in jenen Breiten einige Monate unter dem Horizonte verschwindet, trauern sie hierüber und halten den Großvater für krank, wenn er wieder emporsteigt, so feiern sie ein Freudenfest.† Die Babylonier sahen im Siebengestirn den Thron ihres mächtigen Blitzgottes.†† Die römischen Landleute vergleichen die sieben Sterne mit sieben Dreschoffen (septem triones), da sie bemerkten, daß dieses Sternbild sich ähnlich den Dreschoffen auf der Tenne stets rings im Kreise bewegte. Die Phönizier nannten dieses Gestirn das redende Dobebe oder Duben und richteten sich nach demselben auf ihren Schiffahrten. Da dem Ausdruck nach dieses Gestirn bei den Phöniziern zugleich Bär bedeutet, so sollen die Griechen das Siebengestirn

\* Vgl. Menzel, „Vorchristliche Unsterblichkeitslehre“, S. 13.

\*\* Ebend., S. 44.

\*\*\* Vgl. Thomasson's „Finnische Mythologie“, S. 38.

† Dobrizofer, II, 87.

†† Grotefend, „Keilinschriften“, 1852, S. 21.

aus Mißverständniß den Bären genannt haben.\* Daß bei solcher außerordentlicher Zunahme des Zeitbewußtseins, wie es durch die Anstöße der frühesten Sterndeuterei geschah, auch der Sinn für genaueres Maß und Eintheilung der Raumgrößen wachsen mußten, läßt sich von vornherein voraussehen. Doch mußte sich hier auf dem Gebiete der Geometrie anfänglich ein ähnlicher Proceß vollziehen wie überall, d. h. es mußten sich vorerst bestimmte und constante Maßstäbe allgemeine und objective Geltung verschaffen, bevor ein übereinstimmendes Messen vorgenommen werden konnte. Es verhielt sich nun, wie uns berichtet wird, mit der ersten Aufnahme solcher Maßstäbe wie mit der Feststellung der frühesten Zahlbilder. Wie sich das Zählen halb unwillkürlich des bessern und leichtern Merkens wegen an die Finger anlegte und die Zahlzeichen mit bestimmten Hand- und Fingergeberden zusammenhängen, so in ähnlicher Weise verhielt es sich mit den ersten objectiven Raummaßstäben; um sie zu gewinnen, lehnte man sich unwillkürlich an das Nächstegelegene an. Dieses Nächstegelegene war der eigene Körper (der ja unbewußt in seiner Größe und seinen Bewegungen dem Auge längst die äußern Anknüpfungspunkte zur Schätzung und Vergleichung der Größenverhältnisse geboten hatte). Vom Körper schnitt man daher fast unwillkürlich alle diejenigen leichtbeweglichen Theile heraus, die zum Messen benutzt werden konnten; diese Theile aber waren Hand und Fuß. So finden wir beispielsweise im alten Aegypten zwei Maßeinheiten im Gebrauch, und zwar die große oder königliche Elle, und die sogenannte kleine Elle, deren Verhältniß 7:6 war. Wie war aber dieser Maßstab gewonnen worden? Das ist leicht zu erkennen, sobald wir uns nur die Art seiner Zusammensetzung betrachten. Die königliche Elle (Mahi suten) bestand nämlich aus sieben Palmen, das sind Handbreiten, und diese wiederum waren aus vier Fingerbreiten zusammengesetzt. Die kleine Elle (Mahi nets) bestand aus sechs Palmen zu je vier Fingerbreiten, zusammen aus 24 Fingerbreiten. Sop war die Handbreite zu vier Fingern gerechnet, Teba war die ursprüngliche Fingerbreite (Daktylos). Lepsius nimmt an, daß die große oder königliche Elle ursprünglich in sechs Palmen getheilt war.\*\* Die Ptolemäer haben in Aegypten die alte Maßeinheit zwar nicht geändert, doch daneben ein ganz neues Maß, und zwar den sogenannten ptolemäischen Fuß zu zwei Drittel der königlichen Elle eingeführt. Während die alte Maßeinheit der Aegypter, wie wir sehen, die Elle war,

---

\* Friedreich, „Die Weltkörper in ihrer mythisch-symbolischen Bedeutung“, S. 166.

\*\* Vgl. „Ausland“, 1866, S. 391. .

bediente man sich in Griechenland und Rom des Fußes. Der Fuß bestand aus 16 Fingerbreiten. Das Steigen des Nils wurde in Aegypten nach der ältesten hergebrachten Maßeinheit ausgerufen, und obwol der große Nilmesser bei Elephantine nach der spätern königlichen Elle eingetheilt war, so wollte man dem Volke, wie es scheint, die Reduction auf das älteste, eingebürgertste Maß damit ersparen.

---

## 6.

### Der Uebergang des mythischen Processes in die kosmogonische Speculation.

Die letzte Phase des mythischen Processes. — Rückblick auf die Anschauungen der Priesterwelt in Bezug auf das heilende Licht und das unheilvolle Dunkel, sowie auf die sich daran knüpfenden Vorstellungen von Zeugung, Seele, Krankheit, Tod u. s. w. während der Feuerzeit. — Die neuen Anstöße der Himmelskunde in Bezug auf das Erkenntnißleben. — Unterschied der kosmogonischen Lehren von der bisherigen Darstellungsweise der Dinge und von der später entstehenden philosophischen Denkweise. — Das Sammelwesen heiliger und mythischer Priesterschriften. — Die Entwicklung des Priestertums in Aegypten und die ägyptisch-kosmogonische Götteranschauung. — Die Hierarchie und Dogmatik als Hemmschuh der weitem Entwicklung des Geisteslebens im Orient. — Griechenland als einzige Stätte der weitem Entwicklung des Erkenntnißlebens.

---

Wir nähern uns jetzt in der psychologisch-historischen Entwicklung des Menschengestes dem Ende der eigentlichen Urzeit. Blicke wir zurück auf den merkwürdigen Umschwung, der sich im Vorstellungsleben der höher entwickelten (priesterlichen) Kreise des frühesten Alterthums durch die Aufnahme des Schriftwesens vollzogen hatte, und beachten wir den Aufschwung, den die Entwicklung des Nachdenkens durch die Pflege der Himmelskunde und die damit verknüpfte Erweiterung des Zeit- und Raumbewußtseins nahm, so werden wir es begreiflich finden, wie die Menschheit, allmählich mehr

und mehr gestärkt durch solche Hülfsmittel, aus dem Dämmerlichte der Urzeit heraustrat in ein neues Zeitalter, in dem sie fähig war, ihre Anschauungen und Erinnerungen aufzuzeichnen und für immer zu bewahren. Wir stehen am Anbruch der historischen Zeit; denn der Mensch hatte jetzt den Griffel führen gelernt, mit dem er es verstand, seine Gedanken und Erlebnisse in Stein und Erz zu graben, um sie auf solche Weise dem Gedächtniß der Nachkommen zu erhalten. Eine neue Epoche war gekommen, ein neuer großartiger Umschwung bereitete sich vor; denn neue Keime sammelten sich, aus denen sich erweiterte Anschauungen entwickeln mußten, auf welche wir nunmehr unser Augenmerk zu richten haben. — Die Blütezeit des Mythos war vorüber, die im mythischen Proceß liegenden Elemente begannen zu wachsen, zu treiben und sich zu differentiiren, die gemeinsame Hülle aber wurde zersprengt. Und wiederum waren es die Priester und die mit ihnen in Verbindung stehenden Säger und Seher, die uns als die frühesten Träger dieser neuen geistigen Entwickelungsepoche entgetreten. Im Priesterthum der Urzeit allein hatten sich ja die Keime der Reihe nach gesammelt, die zur geistigen Fortentwickelung der Menschheit dienten, und so kann es uns nicht wundernehmen, daß von hier aus der neue Entwickelungsproceß wiederum seinen Anfang nimmt. — Fassen wir die letzte Phase des mythischen Processes genauer ins Auge, so erkennen wir deutlich, wie außerordentlich sich die physikalischen Elemente desselben in den Vordergrund gedrängt hatten, und das wird uns um so weniger auffallen, sobald wir bedenken, wie es vorzugsweise die Natur- und Sternkunde treibenden Priester waren, die als die vorzüglichsten Träger des mythischen Processes angesehen werden mußten. Durch hervorragende Erfahrungen auf dem Gebiete des Naturreiches aufgefordert, hatte sich das ursprüngliche Priesterthum mit Schamanismus und Zauberwesen entwickelt, und fortan gingen physikalisches Zauberwesen und Religion Hand in Hand. Religion im wahren und echten Sinne pflegten die frühesten Priester als Zauberer, indem

sie das Bestreben an den Tag legten, Nächstenliebe und Warmherzigkeit zu üben; denn sie waren bemüht, ihre gewonnenen Geheimkenntnisse der Natur zum Nutzen der Menschheit zu verwerthen, indem sie lehrend und heilend auftraten, um allenthalben Achtung und Ehrfurcht durch ihre Wunder- und Zaubercuren auf sich zu ziehen. So war durch den geschichtlichen Entwicklungsverlauf die Religion auf das innigste mit der Ausbildung der Naturkunde verwebt worden. Schien das Auge des Priesters auf die Wunder und Erscheinungen der Natur gerichtet, um ihr ihre Geheimnisse abzulauschen, so lebte in seinem Herzen jenes menschenfreundliche religiöse Gefühl, diese Geheimnisse zum Nutzen der Kranken und Heimgesuchten auszubeuten. Innig waren daher die Lehren der Priester und Propheten der Urzeit mit Rathschlägen gemischt, die sich auf Heilmittel aus der Natur für Elende und Unterdrückte bezogen, innig lehnten sie ihre Lehren überhaupt an einen Hintergrund an, der sich aus den Elementen der moralisch belehrenden geschichtlichen Tradition und der kindlichen Naturanschauung ihrer Zeit zusammensetzte, und so geschah es, daß in dem mythischen Proceß dauernd und unverwüthlich ein physikalisches Element fortwucherte. Als sich nun später Nachdenken und Erkenntniß erweiterten, als sich das Raum- und Zeitbewußtsein ausdehnte, und endlich das Auge sich gewöhnte, den ganzen Makrokosmos möglichst zu umspannen, um das die Erde umschließende Himmelsgewölbe als ein Ganzes, d. h. als das Weltall anzusehen, da tauchten auch allmählich, angeregt durch die Anstöße von seiten der Himmelskunde, eine Reihe von Ideen und Fragen auf, die den Geist anspornten, alle bisher einzeln behandelten mythischen Vorstellungen in Bezug auf Natur und Welt zu einer Gesamtanschauung zu vereinigen. Es war das Streben nach Verallgemeinerung, das jetzt auch hier zur Gesamtanschauung hindrängte, und das sich durch die Rückwirkungen des Schriftprocesses auf Mythos und Cultur, wie wir bereits früher gesehen haben, ernstlicher wie bisher zu regen begann. Daß sich dieser Ver-

allgemeinerungsproceß, mit dem zugleich das Bestreben Hand in Hand ging, die im hellern Lichte aufgefaßten Erscheinungen am Faden des Entwicklungsganges kindlich aneinanderzureihen und zu erklären, nur auf dem Hintergrunde der bisher herrschenden mythischen und kosmo-magischen Anschauung vollziehen konnte, leuchtet ein. Allein wir würden den Ausdruck einer kosmo-magischen Anschauung der Dinge, welcher letztere mit dem Priesterthum, wie uns die Entwicklungslehre zeigte, großgezogen worden war, völlig mißverstehen, wollten wir annehmen, daß eben diese Anschauung eine bereits in sich consequent zusammenhängende Weltanschauung war. Lenken wir bei dieser Gelegenheit, um uns die Frage zu beantworten, worin denn diese Anschauung der Dinge bestand, unsere Blicke auf die Entwicklungsgeschichte zurück.

Die hierher gehörigen Vorstellungen über die Welt und ihre Erscheinungen waren nur erst nach der epochemachenden Erfindung des Feuerreißens allmählich mehr und mehr aufgetaucht, sie hatten sich angelehnt an den physischen Zauber, mit welchem die Magier die frühesten Wunder vollbrachten. An das früheste Zauberwesen hatte sich eine Reihe zusammenhängender Anschauungen angeschlossen. Die Zeugung und den schöpferischen Act des Menschenanfangs hatte sich, wie wir sahen, die Priesterweisheit früh gewöhnt als eine heilige Feuerreißung zu betrachten, und Phallusdienst in den verschiedensten Formen war mit dieser Vorstellungsweise ausgebildet worden. Das Wesen der bössartigen Krankheit, das die Priester durch ihre Zauberkünste zu bekämpfen strebten, hatte man früh mit der Finsterniß verglichen, welche die heilbringende Wärme und das reine klare Licht, von dem alles Heil und aller Segen, alle Fruchtbarkeit und alles Gedeihen in der Natur wie im Leibe ausging, zu vernichten bestrebt ist. Ja mehr noch, so tief wurzelte die Vorstellung von dem Heile des Lichts und dem Segen der feurigen, erwärmenden Helle, daß man selbst das unheilbringende moralische Böse und Schadenbringende früh als die Mächte der Finsterniß

und des unheimlichen Dunkels anzusehen sich gewöhnt hatte. Wie früh hat daher der dem Menschenherzen sich unmittelbar aufdrängende Gegensatz von der Macht und dem Streite des Guten und Bösen seine äußere Symbolik in dem Kampfe des reinen Lichts mit dem unheimlichen und unheilbringenden, unreinen Dunkel gefunden! Wir irren, wenn wir meinen, daß der Menscheng Geist diesen so tiefgreifenden innern Gegensatz vom Guten und Bösen schon in eine innere Beziehung zu dem äußerlich beobachteten Gegensatze des Lichts und Dunkeln zu setzen gewußt hat, noch bevor er aus nächster Nähe und directerweise die nutzbringende Wirkung des erwärmenden und leuchtenden Feuers kennen gelernt hatte, und wir irren ebenso sehr, wenn wir meinen, daß nach der Bekanntschaft der Menschheit mit dem Feuer es nur erst Zoroaster gewesen, der diese innere Beziehung herausgefunden und zu Tage gefördert habe.\* Wäre es uns möglich, in die Zeiten zurückzublicken, welche die Menschheit durchlebte von der Epoche der Feuererfindung bis zu derjenigen, da das Schriftwesen sich geltend zu machen begann, so würden wir wol staunen über den Reichthum und die Herrschaft dem ähnlicher Vorstellungen unter den orientalischen Culturvölkern. Licht und Dunkel wurden hier früh zu dem Hintergrunde einer bewußtvollen Weltanschauung gemacht, wenn auch nicht früher, als sich durch die ersten thatsächlichen Erfahrungen dem Menschen die geheimen Wirkungen dieser großen Naturkräfte deutlich und handgreiflich offenbarten, nicht früher also, als er die lichtspendende Scheibe der Sonne als eine zauberthätige, heilbringende Feuerflamme aufzufassen wußte, die, von mächtigen Händen gezündet, in gleicher Weise wie die Opferflamme der Priester bald durch zu große Hitze eine versengende und zerstörende Wirkung, bald aber durch sanfte Wärme wohlthuende Gefühle

---

\* Die Vorstellung des Teufels als Machthaber des Bösen, Beherrscher des Dunkeln, der Unterwelt und der Hölle und Widerpart der lichten heilbringenden Gottheit ist daher viel älter, als wir zu glauben geneigt sind. Vgl. Rosloff, „Geschichte des Teufels“ (Leipzig 1869).

zu äußern vermochte. An diesen Mittelpunkt des Gegensatzes von Licht und Dunkel hatten sich alsdann bald andere Gegensätze angeschlossen, welche die naturkundigen Priester sehr rasch auffassen lernten und über deren geheimnißvolle Beziehungen sie nicht minder früh nachdachten; denken wir nur in dieser Beziehung an Feuer und Wasser, Luft und Erde. War doch schon in allerfrühester Zeit, wie wir gesehen haben, der Gegensatz von Leib und Seele dem Bewußtsein an der Hand der Wärmeerscheinungen vor Augen getreten, und früh, sehr früh hatte man sich, wie dargethan, gewöhnt, die Seele als ein glimmendes Feuer im Körper zu betrachten, das beim Tode verlöscht, während der Athembampf wie die Rauchsäule zum Himmel emporsteigt, um den Seelenfunken unsterblich davonzutragen. Daher schienen den Kindern der Urzeit schon sehr frühe die flimmernden Sterne als die unsterblich leuchtenden Funken der Verstorbenen, welche die Vögel (Specht und Storch) vom Himmel herniederführten auf die Bäume, aus deren Holz die Gottheit die ersten Menschen ähnlich dem Feuer hervorgerieben hatte. So stammte das erste Menschengeschlecht in den Anschauungen vieler Urvölker aus dem Holze der Esche, und es ist kaum nöthig, an diejenigen Kosmologen zu erinnern, welche uns diese Ansicht vorgetragen haben. Diese Vorstellungen waren nicht selbständig erdichtet und erfunden von den Weltweisen, sondern Sänger und Priester sammelten und verbanden in den Kosmogonien nur, was sich in gemischter und zerstreuter Weise längst in derartigen Anschauungen im Munde des Priesterthums im allgemeinen vorfand. Aber diese systematische Zusammenfassung aller derjenigen Anschauungen, die sich über die Betrachtungsweise der Dinge verbreitet hatten, und ihre Verarbeitung ebensowol wie ihre Verbindungsweise durch die hinzugefügten kindlichen Erklärungen waren ein neuer Eingriff in den mythischen Proceß, der dazu beitrug, die physikalische Seite desselben so bedeutend und gegenüber den andern Elementen so einseitig fortzuentwickeln, daß wir deutlich wahrnehmen, wie von hier aus all-

mählich die Auflösung der ganzen bisherigen mythischen Weltanschauung angebahnt werden konnte, um sie in eine tiefere, erkenntnißreichere und endlich wissenschaftlichere Anschauung überzuführen. Die Anstöße zu diesem sich vorbereitenden Umschwunge kamen, wie leicht zu ersehen, hauptsächlich von seiten der Himmelskunde; denn sie regte den Geist mehr und mehr dazu an, alle Dinge unter einem umfassendern Gesichtspunkte zu betrachten, sie lehrte mehr und mehr den Geist, daß alles, was wir beobachten und erforschen, zu einem Ganzen, d. h. zum Weltall gehörte und miteinander in causaler Verbindung stehen müsse. Durch diese Einwirkungen mußte sich daher der bisherige Mythos wandeln und gewissermaßen langsam abklären; denn der Geist begann nun die häufig nur oberflächlich zusammengewürfelten Vorstellungen zu ordnen, zu prüfen, sie miteinander zu vergleichen und in einen bestimmten Zusammenhang zu bringen. So construirten sich Priester und Sänger aus einer Reihe gegebener mythischer Elemente neue zusammenhängendere und erhabenerer Anschauungen, in welchen sie versuchten, die Erscheinungen im Weltall im Zusammenhange des herrschenden mythischen Göttersystems zu erklären und, was selbstverständlich erscheint, die von der erwachenden Erkenntniß aufgeworfenen Fragen nach dem Ursprung und dem Anfang der Dinge in zusammenhängender Reihenfolge zu beantworten. So entstanden denn die halb aus mythischen, halb aus primitiv-naturphilosophischen Fäden gewebten Kosmogonien und Theogonien, in welchen sich die frühesten und kindlichsten speculativen Versuche der Menschheit verkörpern sollten. Nichts weiteres waren diese Producte, als ein Zusammenhangsvoller und gleichsam krystallisirter Niederschlag aus den Vorstellungen und Anschauungen, welche die Priesterwelt bewegten seit der Zeit der Feuererfindung. Alles was man bruchstückweise über den Zusammenhang der irdischen Naturkräfte mit den himmlischen Göttern bisher ahnte und hier und da wol auch zu einem bestimmteren Ausdruck brachte, das wurde jetzt durch die Dichter zu einer

geordneten Gesamtanschauung erhoben, in der die frühesten und kindlichsten Fragen der Erkenntniß nach der Schöpfung und dem Anfange des Weltalls durch die Gottheit zunächst in den Vordergrund gestellt wurden. Freilich beschränkten sich die Kosmogonien nicht nur darauf, die Schöpfungsfragen zu erledigen; denn sie handelten nicht nur über den Welt- und Menschenanfang, sondern es flossen auch eine große Reihe von Mythen, welche den Priestern und Sängern ganz besonders lehrreich und weisheitsvoll erschienen, gleichzeitig bei der Darstellung und Verarbeitung aller hierher gehörigen Anschauungen mit unter. So stellen sich die Kosmogonien dar als Producte, die sich ebensowol aus Mythen und Sagen, bezüglich der herrschenden Götterlehre, als auch aus bestimmten Schöpfungslehren, d. h. Ansichten über den Beginn des Weltalls, zusammensetzten, welche den Trieb der soeben erwachenden Erkenntniß zu befriedigen strebten. Wir werden psychologisch nicht verkennen, daß sich in diesen ersten Erkenntnißtrieben bereits die frühesten Regungen des speculativen Geistes ausgesprochen finden; allein in der That sind es nur erst die ersten Keime, welche Wurzel zu schlagen versuchen. Vergeblich suchen diese Keime hier noch die mythische Hülle, welche sie gefesselt und umfangen hält, zu durchbrechen; denn noch bleibt die Auffassung völlig haften bei den Götteranschauungen und, noch vollziehen sich vor den Augen der Sänger und Dichter die Schöpfungsacte und Wirkungen völlig mystisch und zauberisch. — Von der bisherigen herrschenden Anschauungsweise unterschieden sich die Kosmogonien und Theogonien dadurch, daß sie die Vorstellungen zusammenfaßten und in gewisser zusammenhängender, erklärender Reihenfolge ordneten, um so das ganze Weltall im Hinblick auf die Schöpfungsfrage durch die Götter möglichst umfassend und übersichtsvoll zu behandeln. Allein in dieser Art waren derartige Producte eben noch keine eigentliche Philosophie; denn noch suchte man hier die Ursachen der Anfänge nicht, wie das die ersten Philosophen thaten, in kosmischen Principien, sondern vielmehr aus-

schließlich und allein in den über und hinter den kosmischen Gebilden stehenden Göttern. Die Einsicht in den Unterschied von Gott und Welt vollzieht sich daher erst in der Philosophie, in deren ersten Anschauungen die kosmischen Elemente selbst bildungsfähig und schöpferisch auftreten, sodas die Rolle, welche die Götter noch zu spielen hatten, eine immer mehr und mehr nebensächliche und unwesentlichere werden mußte. In den Kosmogonien hingegen spielen die Götter vorwiegend die Hauptrolle; in mythischer Weise treten sie überall als die Schöpfer auf, bald führen sie sich geheimnißvoll ein in den Causalzusammenhang der Dinge, um ihn zu unterbrechen, bald dagegen verschwinden sie auf eine ebenso mythische Art, und so erkennen wir leicht, das hier von einer genauern und klarern Uebersicht über den Zusammenhang von Ursache und Wirkung keine Rede ist. Noch geht in dieser Anschauungsweise der Dinge alles zauberhaft und geheimnißvoll zu, noch ahnte man nicht, das alle Ursachen, Wirkungen und Wechselwirkungen der Verhältnisse an bestimmte Gesetze gebunden sind, welche die Regelmäßigkeit der Erscheinungen bedingen. Was sich indessen bereits deutlich in dem Gedankengange der Kosmogonien ausgesprochen findet, das ist die Einsicht, das alles das, was besteht, Grund und Ursache besitze und das man die Erscheinungen nur dann erst recht würdigen und verstehen lerne, wenn man sie aus ihrem Ursprunge begreife. Allein trotz dieser Einsicht suchen die Dichter und Sänger die Dinge nur aus mythischen Gründen herzuleiten, und überall ist es die überirdisch erscheinende Hand der Götter, welche schöpferisch zeugend im Zusammenhange der Entwicklung dazwischentritt. So, sehen wir, arbeiten sich die Dichter der Kosmogonien nur wenig über die mythischen Anschauungen hinaus, und nicht mit Unrecht werden wir diese Gebilde daher als die Ausläufer der letzten Phase des mythischen Processes zu beleuchten haben.

In den Kosmogonien und Theogonien nähert sich der frühesten mythischen Proceß und die von ihm ausgehenden geistigen Anregungen dem

Ende, die klarere Erkenntniß beginnt mehr und mehr zu erwachen und ein allmählicher Uebergang vollzieht sich zur Philosophie, durch welche die Einwirkungen und Nachwirkungen des Mythos bekämpft und zurückgedrängt werden.

Neben den Anstößen und Einflüssen, welche von seiten der Himmelskunde und der Sterndeuterei kamen, um den Geist darauf hinzuweisen, die ersten kindlichen Fragen der erwachenden Erkenntniß sich zusammenhängender wie bisher zu beantworten, dürfen wir indessen die Anregungen nicht übersehen, die das soeben in Aufschwung gekommene Schriftwesen auch in dieser Beziehung darbot. Lag es doch im Wesen des Geistes überhaupt, nach umfassender und erweiterter Erkenntniß und Uebersicht zu streben und die Erinnerung in Rücksicht darauf zu stärken, und war es doch gerade hinwiederum die Schrift gewesen, welche mit ihrem Unterbau der Erinnerung zu Hülfe kam, um so den Reichthum der Uebersicht zu vermehren. Je mehr aber dieser Reichthum der Erinnerungen und der Gedankenkreise wuchs, je mehr sich der Geist dazu aufgemuntert fühlte, umfassender zu vergleichen und im Besondern das Allgemeine aufzusuchen, um so größer mußte auch nothwendig das Bestreben werden, das zerstreute Material, das sich während des mythischen Processes angesammelt hatte, zusammenzufassen; und da sich eben dieses Material bereits durch den Schriftproceß zu einer Literatur verkörpert hatte, so wurde jetzt diese letztere vorzugsweise benutzt, um dem Verallgemeinerungsproceß der Anschauung Hülfe zu leisten. Systematisch stellte man die ersten Schriftproducte der Priester und Sänger zusammen, um sie ihrem Inhalte nach zu sammeln und zu ordnen, und gestalteten sich aus diesem, nach einer bestimmten Richtung hin vorgenommenen Sammelwesen von mythischen Schriften nicht immer eigentliche Kosmogonien, so entstanden doch hiermit gewisse heilig gehaltene Mythencomplexe, die in ihrem Sagenkranze ein Buch von heiligen Schriften bildeten, deren Inhalt die Priester sich gewöhnten, als die Summe aller Weisheit hinzustellen. Diese

heiligen Weisheitsschriften bildeten zugleich einen Sammelpunkt, an welchen sich sehr früh eine ganze Literatur von weitern Priester-schriften angeschlossen, welche ihrem Inhalte nach sich stets auf die als Buch der Bücher angesehene Weisheitsschrift zurückbezogen. So zeigt sich, „daß die Erscheinung, daß um einen Kern älterer heiliger Bücher sich eine ganze priesterliche oder gelehrte Literatur über alle Theile des von dem priesterlichen Stande gepflegten Wissens ausbreitet, nicht nur bei den Aegyptern vereinzelt dasteht, sondern sie findet sich bei den meisten ältern Nationen, von denen wir Kunde haben: bei den Juden, Baktrern, Indern. Bei allen diesen Völkern bildet eine kleine Anzahl älterer Schriften den Kern einer ausgedehnten, bänderreichen Literatur“. \* In Aegypten bildeten 42 Bücher den hauptsächlichlichen Kern der Priesterliteratur; dieser war aus den angesehensten Priesterschriften zusammengesetzt, und an sie schloß sich die übrige Literatur in Form von Commentaren, Erläuterungen und Abhandlungen an.

Waren in der frühern großen Entwicklungsperiode der Urzeit, welche sich an die Feuererfindung anlehnte, ganz besonders die indogermanischen Völkerstämme, wie wir sahen, hervorgetreten, so waren es in späterer Zeit die Aegypter, die seit der Epoche der Schriftausbildung an die Spitze der Culturentwicklung traten. Es wird indessen nicht zu leugnen sein, daß den Aegyptern die Anregungen zu einem höhern bedeutsamen geistigen Aufschwunge erst von Osten her mitgetheilt waren. \*\* Allein, um alle diese von dorthier stammenden

\* Vgl. Röh, „Geschichte der abendländischen Philosophie“, I, 116.

\*\* Hatte sich die Epoche der Feuererfindung vorzugsweise unter den Indogermanen und Semiten zugetragen, so war es selbstverständlich, daß die eigentliche kosmo-magische Weltanschauung mit ihren mannichfaltigen Vorstellungen sich von deren Ursitzen aus nach allen Seiten hin, folglich auch von Osten her nach Aegypten verbreiten mußte. Die kosmo-magischen Vorstellungen waren daher im wesentlichen den Aegyptern zu ihren ältern Vorstellungen, die sich an den Leichencultus anlehnten, zugetragen worden. Beide ursprünglich ausgebildeten Anschauungen der Dinge, d. h. jene der „Vor-“ und jene der „Nach-

geistigen Einflüsse so zu assimiliren, daß sie selbständiger verarbeitet wurden und zu einem neuen Kerne der Fortentwicklung dienen konnten, dazu bedurfte es einer neuen äußern Stütze, und diese Stütze, sahen wir, war die Ausbildung des Schriftwesens, die in Aegypten einen hervorragend raschen Fortgang nahm. Dadurch geschah es, daß das ägyptische Priesterthum sich sehr bald auf eine höhere Stufe der Entwicklung erhob, als dies bei den meisten Nachbarvölkern in der Weise der Fall war. Wie außerordentlich sich infolge dessen das geistige Leben in Aegypten entfaltet hatte, das erkennen wir aus dem Bilde, das uns Clemens Alexandrinus über einen ägyptischen Priesteraufzug erhalten hat. Ein solcher Aufzug läßt uns einen Blick in das Wirken und Schaffen des Priesterthums thun, da sich bei dieser Gelegenheit die Würdenträger aller gepflegten Gebietszweige öffentlich dem Volke zeigten. Vorauf schritt bei einem solchen gottesdienstlichen Aufzuge ein Sänger, welcher ein Symbol der Musik trug, welche letztere sich, wie alle Künste und ursprüngliche Kunstentwicklung überhaupt, was wir im Folgenden noch genauer zeigen werden, eng an Wissenschaft und Religion anlehnte. Dieser Sänger mußte zugleich alle Dichtungen und Lobgesänge auf die Gottheit innehaben. Nach dem Sänger folgte der Horoskopos, der Stundenbeobachter, der die Zeit regulirte und die Wissenschaft der Sternkunde innehaben mußte. Vorzugsweise mußte derselbe die über Sternkunde handelnden Bücher des Hermes auswendig wissen. Das erste dieser Hermesbücher handelte von der Anordnung der Fixsterne, das zweite von der Erleuchtung des Mondes und dem Laufe der Sonne, die andern aber von den Aufgängen der Gestirne. Hierauf folgte der heilige Schreiber (Hierogrammateus); derselbe

---

feuerperiode“, hatten sich daher in Aegypten verschmelzen müssen, und es wäre wol keine unlohnende Aufgabe, die Wurzeln beider Vorstellungsweisen genau nebeneinander nachzuweisen, zumal, wie wir gesehen haben, die Anschauungen der „Vorfeuerperiode“ sich im alten Aegypten ganz besonders scharf consolidirt hatten.

mußte mit den Hieroglyphen betraut sein und vorzugsweise rasch und geläufig die Schriften entziffern und lesen können. Auf den heiligen Schreiber folgte der Stolistes, der die gesetzlich festgestellte Elle und das Maß in der Hand trug. Endlich kam der Orakelabfasser, d. h. der eigentliche Seher und Oberpriester, der zugleich die Gesetze handhaben mußte, wobei er die Götter um Rath anging und Offenbarungen aller Art austheilte. Im Zuge vertheilt befanden sich gleichzeitig die Tabernakelträger, welche bei öffentlichen Aufzügen die Götterbilder trugen, sonst aber die niedern Tempeldienste versahen, die Reinhaltung des Tempels und das Opferwesen besorgten, nebenbei aber zauberische Arzneikunst übten. So, sehen wir, waren die Zweige von Kunst, Religion und Wissenschaft im Schoße des Priesterwesens entwickelt worden. Dichter, Musiker und Sänger, Sternkundige und Sterndeuter, Propheten, Wahrsager und Richter, ebenso wie Aerzte und Heilkundige waren hier in der Priesterwelt vertreten, fast alle hauptsächlichen Gebietszweige der Wissenschaft waren bereits deutlich differentiirt, obwol einige derselben, wie die des Richters und Priesters, hier noch miteinander verschmolzen waren\*; das aber, was die Würdenträger aller Wissensgebiete zusammenhielt, war die gemeinsam mythische Weltanschauung, wie sie in den heiligen Büchern im Hinblick auf die verehrten Gottheiten als System entwickelt worden war. Bei dieser außerordentlichen Entwicklung des Priesterthums in Aegypten nimmt es nicht wunder, daß auch die Anschauungsweise in Bezug auf das Göttersystem hieselbst viel früher wie bei andern Völkern eine umfassendere und allgemeinere geworden war, sodaß wir erkennen, wie schon in der Götterlehre des alten Aegyptens sich deutlich die speculativen Keime Bahn brachen, die, wenn sie auch hier nicht zur weitern freiern Entwicklung kamen, doch schon so viel Triebkraft

---

\* Die ursprüngliche Verbindung aller der erwähnten Gebietskreise des Wissens im Schoße des Priesterthums findet sich heute noch bei den Chinesen.

entfalteten, daß sie andere Völker, wie namentlich die empfänglichen Griechen, fruchtbar anregen konnten. Die von der ägyptischen Hierarchie gepflegte und allgemein anerkannte Welt- und Götteranschauung war ihrem Wesen nach bereits ein System, in welches die kosmogonischen Ideen im wesentlichen mit verflochten waren, während in ihr nebedem deutlich bereits ein gewisses Streben zur mythischen Erhabenheit zum Ausdruck kam. Die Aegypter gingen schon früh in ihrer Vorstellungsweise von einer allgemeinen Urgottheit aus, die zugleich ein kosmisch dunkles, noch unentwickeltes (leeres) und verborgenes Ursein darstellte. Diese geheimnißvolle dunkle Urgottheit nannten sie Amün, d. h. Verborgene, man stellte sie dar als Sphinx in Widderform, und überall wurde sie am Eingange des Tempels aufgestellt. Zugleich nannte der Aegypter diese Sphinx Neb, d. h. Herr. Allein als verborgene Sphinx konnte die Urgottheit nicht verharren, sie entwickelte, enthüllte und offenbarte sich daher in einer vierfachen Gestalt, und zwar als Kneph, d. i. Hauch, Athem und Seele des Lebens, als Neith, d. i. die kosmische Urmaterie, als Sevekch (der ewig fließende Zeitstrom) und als Pascht (ein weibliches Wesen mit der Bedeutung der räumlichen Weite, des Ueberall und der räumlichen Unendlichkeit). Wir erschen aus diesen Vorstellungen, wie hoch sich die ägyptischen Priester in der Abstraction bereits erhoben, und wie sie sich die Entwicklung und die Schöpfung des Kosmos vorstellten. Auf das innigste waren die Götter noch mit dem Kosmos verflochten, d. h. die kosmischen Principien wurden eben noch als thatsächliche Götterwesen erfaßt, die in ihrer Art zugleich über dem gesetzlichen Causalzusammenhange standen. Trogdem trat bereits die früheste Erkenntnißfrage deutlich hervor: wie die Welt und ihre wesentlichsten Erscheinungen aus der Urgottheit entstanden seien, und die Beantwortung dieser Frage führte die kosmogonischen Philosophen in Aegypten auf die Vorstellungen der Urmaterie und des lebengebenden Hauchs. Allein diese Anschauungsweisen blieben insofern noch völlig unphilosophisch und rein mythisch, als sie nicht

vollständig losgelöst wurden von dem mit ihnen verschmolzenen Bilde der Gottheit. So abstract und in gewisser Weise zugleich speculativ daher auch die ägyptische Götterlehre nebst ihrer Kosmogonie aussah, sowenig dürfen wir im Hinblick darauf behaupten, daß die Aegypter bereits wahrhaft philosophirt haben. Es wird nicht geleugnet werden können, daß die Kosmogonien der alten Völker bereits die mannichfachsten Elemente einer spätern speculativen Betrachtungsweise einschließen, und noch viel weniger werden wir leugnen können, daß gerade bei den Aegyptern diese Elemente besonders hervortraten, allein wir müssen eben festhalten, daß die Kosmogonien nur erst eine Uebergangsform der mythischen Auffassungsweise zum speculativen Prozesse darstellen. Wenn dem so ist, so erscheint es in der That wunderbar, daß sich fast in keinem Lande und unter keinem der alten Völker der Uebergang von der mythischen und kosmogonischen Betrachtungsweise zur eigentlichen Speculation völlig vollzogen hat. Das einzige Volk des Alterthums, in welchem die eigentliche Philosophie zum Durchbruch kam, waren die Griechen. Wie war es möglich, daß es gerade nur dieser Volksstamm war, in welchem sich die Entwicklung des Erkenntnißlebens fortspinnen sollte?

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich nur dann, wenn wir die Interessen und die Herrschaft des Priesterthums in den verschiedenen Ländern vergleichen und die Fähigkeiten der Völker hierbei berücksichtigen. — Fast alle Völker des Orients, vorzugsweise aber die Aegypter, waren einer Priesterherrschaft verfallen, die einen bedeutenden Druck auf das geistige Entwicklungsleben des Volkes ausübten. Im Schoße des Priesterthums waren in der That die geistigen Kräfte bisher fast allein gepflegt worden, in ihm waren die einzelnen getrennten Gebietszweige, wie wir sahen, zur Entwicklung gekommen, und hier, wo die Schrift zuerst fortentwickelt wurde, um das Erkenntnißleben zu unterstützen, mußte sich daher in erklärlicher Weise das Bestreben kundgeben, die Gesamtbildung

des Volkes in Rücksicht auf bestimmte Grundsätze und Dogmen zu leiten und zu erziehen. Es lag in der Natur der Sache, daß diese Dogmen in alleiniger Hinsicht auf das zeitgemäße anerkannte und herrschende Religionsystem begründet wurden, und da dasselbe nur im wesentlichen ein mythisches war, so wurde die hierauf bezügliche Anschauungsweise allein als maßgebend anerkannt. Wir würden jedoch ein nicht unwesentliches Moment dessen, was wir hier unter Dogma zu verstehen haben, übersehen, sobald wir unberücksichtigt lassen, daß ein solches Dogma seinem bestimmten Sinne gemäß zugleich nur dadurch sanctionirt und ein für allemal als bindend erklärt wurde, daß man es in priesterlicher heiliger Schrift an heiliger Stelle niederschrieb und hiermit den Inhalt auf möglichst dauerndem Material für immer fixirte und verewigte. Deshalb schrieben die Priester die heiligen Sätze und Gebote anfänglich mit Vorliebe auf steinerne Tafeln und auf Tempelwände, später indessen verfertigten sie heilige Bücher und Schriften, die sorgfältig aufbewahrt wurden, um als dauernde Grundlage eines durch Buchstaben festgelegten Glaubens zu dienen. Es ist ein charakteristischer Zug des alten orientalischen Priesterwesens, daß es mit Sorgfalt bestrebt war, das Hülfsmittel der Schrift (zu deren Ausbildung die erfinderische Begabung der Priester so viel beigetragen hatte) zu verwerthen, um ihren Religionsanschauungen Dauer zu verleihen und die darangeknüpften Sätze als unantastbare Stiftungen zu verewigen. Daß indessen derartige mythische Anschauungen, die zumeist sogar noch mit einseitig entwickelten Priesterspeculationen vermischt waren, in dieser Weise festgelegt, für die Fortbildung des Geisteslebens nur ein Hemmschuh sein konnten, leuchtet dem Unbefangenen ein. In der That wurden diese künstlich verewigten Dogmen nebst der Priesterherrschaft, die unablässig am Buchstaben (der Kern und Schale des Niedergeschriebenen in sich schloß) festhielt, für die Fortschritte des geistigen Lebens der alten Völker eine Fessel, die so fest geschnitten war, daß alle Entwicklung aufgehoben wurde. Wie

glücklich war es daher, daß sich in Griechenland eine Priesterherrschaft ebenso wenig wie eine Dogmatik in der Weise befestigen konnten, wie das in Aegypten und unter andern Völkern des Orients der Fall war. Ungehemmt von bindenden festgelegten Dogmen, ungehemmt durch eine herrschende Priesterkaste überhaupt, konnte daher in Hellas der Strom der geistigen Entwicklung vorwärts eilen, zumal die hohe Begabung und das rege Interesse der Griechen für die Ausbildung der Kunst diesem Strome ein neugeebnetes Bett bereiteten. Angebahnt durch den griechischen Geist mit seinem hohen Sinn für ästhetische Form und künstlerische Gestaltung, sollte daher für die Menschheit jetzt eine neue großartige Epoche der Geistesentwicklung beginnen, die mit der Ausbildung der Philosophie anhebt, deren frühester Aufgang schon mehr und mehr von der hellern Sonne der historischen Zeit beschienen wird.

---

Die Umformung und Zuspitzung, welche der mythische Proceß durch die sich ausbildende Sternkunde schon verhältnißmäßig früh nach einer Seite hin erfahren hat, läßt sich deutlich nachweisen, nicht sowol in dem Mythenkreise der arianischen Völker als auch in dem der Aegypter. In dem arianischen Mythenkreise ist diese Veränderung doppelter Art, sie besteht erstens in einem immer stärker auftretenden Dienste untergeordneter Gestirne und in dem Ueberwiegen des Gestirndienstes überhaupt, sodas; die Verehrung älterer Gottheiten fast ganz zurückgedrängt wurde; zweitens wurde sie angebahnt durch die förmliche Umgestaltung, welche Zoroaster durch seine kosmogonische und ethische Speculation mit dem ältern Glaubenskreise verhältnißmäßig früh vornahm, und durch welche er einen Haupttheil der ältern Götterverehrung ganz aufhob.\* Daß die Anschauungen Zoroaster's, der einer der ältesten und bedeutendsten der kosmologischen Schriftgelehrten war, nicht durch ihn persönlich neu aufgenommen wurden, wurde oben angedeutet. Von einer selbständigen und „willkürlichen“ Umdeutung des Mythos durch Zoroaster kann daher nicht, wie Röth thut, geredet werden, doch ist es richtig, daß in der nachzoroastriischen Zeit der

---

\* Vgl. Röth, „Die ägyptische und zoroastriische Glaubenslehre“, S. 102.

mythische Proceß durch die Einflüsse der Himmelskunde sich immer mehr und mehr mit physikalischen Elementen erfüllte und so seiner Zersetzung entgegenhing, die in Griechenland durch den völligen Uebergang zur Philosophie beendet wurde.

Behalten wir alle wesentlichen Punkte im Auge, so läßt sich die Frage, ob die Griechen die Anregungen zur Speculation überhaupt aus dem Orient erhalten haben, leicht beantworten. Da die Griechen zu den indogermanischen Volksstämmen gehörten, waren ihnen die Anschauungen „der Feuerzeit“ und alle sich hieran anknüpfenden Darstellungsweisen nicht fremd. Die Ideen Zoroaster's beherrschten im allgemeinen alle orientalischen Völkertreife so sehr, daß sie auch den Griechen nichts Neues boten. Daß das Schriftgelehrtenthum und die Sternkunde in Aegypten ebenso wie in Babylon viel früher zu einer höhern Entwicklung gelangten wie in Griechenland, kann vom historischen Gesichtspunkte schon deshalb nicht geleugnet werden, weil hier die dem Geiste sehr hülfreiche Schriftentwicklung ursprünglich am meisten voraus war. Die ältesten Kosmogonien haben wir daher in jedem Falle unter den ältesten Schriftvölkern zu suchen. Deshalb werden wir zugleich auch zugeben müssen, daß in Rücksicht auf die Ausbildungen der Kosmogonien die Griechen mancherlei erhebliche Anregungen von ägyptischer Seite ebenso wie vom fernen Osten her überhaupt erfahren haben.\* Allein in den Kosmogonien beginnen die speculativen Elemente sich nur erst allmählich zu sammeln, ohne daß sie klar und selbständig zur Entwicklung kommen. Diese Fortentwicklung der speculativen Elemente zum eigentlichen speculativen Entwicklungsproceß ist jedoch eine den Griechen selbständig und allein angehörige That. Was sie zu dieser hervorragenden That befähigte, haben wir bereits oben im Text erwähnt, es waren vorzugsweise zwei Bedingungen. Einestheils die ursprünglich freiere Geistesentwicklung, die sich in Griechenland fortbewegen konnte, ohne durch eine herrschende Dogmatik gehemmt zu werden\*\*; andernteils aber war es der hohe künstlerische Gestaltungssinn, der sich im Griechentum ausgeprägt fand und der sich nicht ohne Rückwirkungen bezüglich des geistigen Scharfsinnes überhaupt dauernd geltend machen konnte. Hören wir, wie sich Zeller hierüber in seinem vortrefflichen Werke über Geschichte der griechischen Philosophie ausspricht: „Wenn wir die herrlichen Helbengestalten der Homerischen Dichtung betrachten, wenn wir sehen, wie sich alles, jede Erscheinung der Natur und jedes Ereigniß des Menschenlebens in ebenso wahren als

\* Vgl. zugleich Röh, „Geschichte der abendländischen Philosophie“.

\*\* Vgl. Zeller, „Die Philosophie der Griechen“ (3. Aufl.), I, 44.

künstlerisch vollendeten Bildern abspiegelt, wenn wir uns an der einfach schönen Entwicklung der zwei weltgeschichtlichen Gedichte, an dem großartigen Plan ihrer Anlage, an der harmonischen Lösung ihrer Aufgabe erfreuen, so begreifen wir vollkommen, daß ein Volk, welches die Welt mit so offenen Augen und so unbewölkttem Geist aufzufassen, das Gedränge der Erscheinungen mit diesem Formsinn zu bewältigen, im Leben so frei und so sicher sich zu bewegen wußte, — daß ein solches Volk bald auch der Wissenschaft sich zuwandte, und daß es in der Wissenschaft, nicht zufrieden mit dem Sammeln von Beobachtungen und Kenntnissen, das Einzelne zu einem Ganzen zu verknüpfen, das Zerstreute auf einen Mittelpunkt zurückzuführen, daß es eine von klaren Begriffen getragene, in sich einige Weltanschauung, eine Philosophie zu erzeugen bemüht sein mußte.“ \*

---

\* Vgl. Zeller, „Die Philosophie der Griechen“ (3. Aufl.), I, 40.

## Fehler, Mängel und Unklarheiten der frühesten kosmogonischen Priesterspeculationen.

Hinweis auf den Werth der Untersuchung der ursprünglichen und frühesten Verirrungen des Erkenntnistriebes. — Die Idee der Unvergänglichkeit und Ewigkeit und die gleichzeitige Apperception der dieser Idee widersprechenden Erscheinungen. — Die Vorstellung von der Schöpfung des Weltganzen aus dem Chaos durch die formende Hand der Götter und Hinweis auf die Gleichnisse, deren sich der kindliche Geist bediente, um diese Anschauung vorstellbar zu machen. — Der philosophische Erkenntnistrieb verglichen mit dem Kunst- und Gestaltungstriebe. — Der Zerstörungstrieb der Kinder und das erste Gebaren des Erkenntnistriebes. — Werth und Unwerth dieser Thätigkeit bezüglich der Einsicht in den wahren Sachverhalt. — Die Vorstellung des Chaos als Weltleere und formlose Zerfährtheit des Weltalls. — Weshalb diese Anschauung nicht als Anfang und Fundament der Entwicklung gedacht werden kann. — Werthlosigkeit der Frage nach dem Beginn und Ende des Weltalls überhaupt. — Die formlose Leere und das Chaos gegenüber dem Begriffswerthe der Substanz als unvergängliche in sich klare Weltordnung. — Die Grundregeln der Kunst und Erkenntniß in ihren gleichartigen Forderungen. — Die Construction des Weltalls als Weltordnung und die chaotischen Zustände als accidentelle Zwischenzustände. — Der Proceß der Kunst und der Erkenntnißproceß in ihrer Aehnlichkeit der Thätigkeit, und ihre Verschiedenheit der Aufgabe. — Licht und Finsterniß als Gegensatz der äußern Grundanschauung, und die Beziehungen derselben zu dem innern Gegensatze der geistigen Vorstellungsverhältnisse. — Das Licht kann nicht aus der Finsterniß stammen, ebenso wenig wie die Weltordnung aus dem Chaos. — Rückblick und nochmaliger Gesammthinweis auf die Entstehung der mangelhaften Vorstellungen und ursprünglichen Verirrungen des priesterlichen Erkenntnißlebens.

---

Die Kosmogonien waren die frühesten Producte menschlicher Thätigkeit, in denen das höhere Erkenntnißleben sich Bahn brach,

mit ihnen beginnt die tiefere und umfassendere Entwicklung des menschlichen Verstandes, sie charakterisiren die erste und primitivste Stufe derselben. Wie wichtig erscheint es daher, den Geist auf dieser frühesten und niedrigsten Bildungsstufe des Erkenntnißprocesses zu belauschen, um so eine Reihe von Erscheinungen des spätern Geisteslebens der Menschheit leichter zu begreifen und würdigen zu lernen. Verhält es sich doch im innern Geistesleben nicht anders wie im physischen Bildungsproceß der organischen Entwicklung überhaupt, die Mißgriffe und Mängel, die sich ursprünglich in den frühesten Bildungsproceß einschleichen, werden bei weiterer Ausbildung zu Fehlern für den Verlauf der spätern Fortentwicklung, sie treten immer wieder auf und können nur mit Mühe bekämpft werden. Nicht besser können wir daher die Verirrungen des Erkenntnißlebens, wie sie sich in der spätern Philosophie und namentlich in den wissenschaftlich-religiösen Bestrebungen der spätern Priesterwelt ausgesprochen finden, ihrem Wesen nach erkennen, als wenn wir einen Blick in die frühesten Gedankenkreise werfen, aus denen die ersten Fragen auftauchten, welche den Erkenntnißproceß in Fluß setzten, indem sich zugleich der Geist nach möglichst richtigen Antworten umsaß.

Das gen Himmel gerichtete Auge der Magier und Sternender, das sich forschend aus dem Labyrinth der Sternmassen herausarbeitete und sich zum scheinbar feststehenden Mittelpunkt des Himmelsgewölbes empor schwang, um von hier aus nun dem Laufe und den Veränderungen der Gestirne zu folgen und die Lage und Gestalten der Gestirnsgruppen zu überblicken und festzustellen, lieferte, wie wir sahen, dem Geiste den ersten Fingerzeig zur Idee der Unvergänglichkeit und Ewigkeit. Wie fest und dauernd erschien das Himmelsgewölbe mit seinem Mittelpunkte im kreisförmigen „Siebengestirn“, gegenüber der vergänglichen irdischen Natur, in der die lebendigen Geschöpfe so rasch dahinwelkten und deren Aëid sich in den verschiedenen Jahreszeiten so rasch veränderte. Hier die Vergänglichkeit, dort oben die ewige Dauer, hier auf Erden die Klagen-

den, hoffenden und hinsterbenden Menschen, dort oben am Himmel aber die ewigen unsterblichen Götter, die mit ihren flammenden Fackeln immer wieder von neuem die Erde erleuchteten. Die Götter in den Gestirnen waren daher seit uralter Zeit mit dem Begriffe der schöpferischen Erzeugung und Production im Bewußtsein der Menschen verschmolzen worden; denn sie waren ja im geschichtlichen Verlaufe als die Erzeuger und hervorbringenden Schöpfer der himmlischen Feuer ursprünglich apperceptirt worden, sie besaßen also die Macht der Zeugung und die Fähigkeit des Hervorrufens in einer für den Menschen erhabenen Weise; denn vermochten die geweihten Hände des Priesters das Feuer der Opferflamme zu erzeugen und zu entzünden, so besaßen die Götter erhabener noch die übermenschliche Fähigkeit, die mächtigen Himmelsfeuer zu entflammen und wieder verlöschen zu machen. In der frühesten Zeit speculirten die Priester daher über dieses Attribut der Zeugung und erzeugenden Kraft der Gottheit nicht hinaus. Wir finden in den ältesten Urkunden der Inder, bei den Dichtern der Vedalieder, eine Reihe von Andeutungen, die darthun, daß zur Zeit, da diese unsterblichen Hymnen geschrieben wurden, die Völker reif genug waren, um die erhabene Uebermacht der Gottheiten zu begreifen, weshalb man sie demuthsvoll bittend anrief, aber wir finden nichts Bestimmtes, was darauf schließen ließe, daß man auch nach einem Ursprunge der Götter selbst geforscht hätte. Die Götter waren dem Volke zeugende Wesen, ob sie selbst wiederum gezeugt waren, das kümmerte den Geist nicht, oder aber man nahm das vielmehr als etwas so Selbstverständliches an, daß das Nachdenken darüber nicht in Fluß kam. Hier und da wird uns allerdings die Somapflanze als Urheber der Götter genannt, aber selbst diese sonderbare Andeutung beweist dem Forscher nur, wie naiv der Geist noch die Fragen der Zeugung und des erzeugenden Ursprungs mit dem Opfer und der lichtspendenden Flamme in Verbindung brachte, denn der Priester schuf die Flamme, um das Somaopfer in Empfang zu nehmen. Am meisten blickt aus den

Bedalibern die Ansicht hervor, daß das Weltall aus dem Feuer geschaffen sei, da uns häufig die Lichtgötter, wie etwa Feuer und Sonne, als diejenigen unter den Erhabenen genannt werden, welche allen übrigen Göttern Unsterblichkeit verleihen. Die Götter wurden zudem von den Indern im Lichte sitzend gedacht; denn bald ist es Indra, der dieses Licht ausbreitet, bald ist es das Feuer, welches die Thore der Finsterniß geschlossen hat; auch wird uns das Feuer selbst als der Urheber des Himmels bezeichnet. So sehen wir, drehten sich die frühesten Vorstellungen, wie erklärlich, um die Gegensätze von Licht und Finsterniß. Alle übrigen mythologischen Vorstellungen über die Weltentstehung entstammen einer spätern Zeit und tragen schon ein subjectiv gefärbteres Gepräge.\* Bevor die Feuer der Gestirne am Himmel leuchteten, ehe denn die Götter gesprochen hatten: es werde Licht, schwebte der Geist Gottes über dem Wasser, da war es dunkel und finster auf der Welt, da war es öde und leer, nichts war das Weltall in dieser Zeit, als eine dunkle, bodenlose Kluft, welche die Griechen mit dem Ausdruck „Chaos“ bezeichneten. In diesem finstern Chaos war nichts zu erkennen; da gab es nichts, das räumlich zu betrachten war; denn überall hin dehnte sich nur eine Wüste und Leere. Erst als die Götter das Licht zu zeugen begannen, da bevölkerte sich die finstere Leere mit Dingen und Gegenständen, welche zugleich die Götter schufen. Wir sehen, der Zeugungs- und Schöpfungsbegriff drängte sich dem Bewußtsein ursprünglich allein auf, und zwar zunächst durch den Hinblick auf das menschliche Schaffen und Hervorbringen. Weil der Mensch einen Anfang im Leben hatte, so schien es, mußte auch das Weltall und die lichten Opferfeuer der Gestirne einen solchen durch die zündenden Götter gehabt haben. Aber der Vorstellung des irdischen Anfangs, und der Vorstellung des Vergänglichlichen,

---

\* Vgl. Spiegel, „Zur vergleichenden Religionsgeschichte“, III: „Anfang und Ende der Welt“ („Ausland“, 1872, S. 222 fg.).

trat sehr früh, wie wir sehen, der Begriff des Ewigen und Unvergänglichen als das Göttliche gegenüber. Schien sich nicht das Himmelsgewölbe im Hinblick auf den Kreisgang des „Siebengestirns“ der alten Sterndeuter ewig im Kreise zu bewegen, und konnte der Kreis Anfang und Ende haben? War das Firmament nicht überhaupt das Dauernde und Feste gegenüber den Erscheinungen der nächsten Umgebung. Hatten die Priester und Sterndeuter nicht einen Punkt am Himmel entdeckt, der unvergänglich festzustehen schien? Hatten sie nicht in diesen Regionen die Höhe des Weltalls suchen lernen? Mußte der in diesen Höhen wohnende Zünder und Schöpfer als Herr der Heerschaaren nicht ewig bestehen? So wurden den Sterndeutern und Priestern sehr früh die am Himmel kreisenden Gestirne, beziehungsweise deren Zünder, die ewigen Götter, die niemals untergingen. Aber woher geht denn nun alles Irdische zu Grunde, warum lassen die ewigen Götter doch Thiere und Menschen dahinwelken wie die Blumen des Feldes, warum erhalten die Götter die Menschen nicht ebenso unvergänglich wie sich selbst, warum wissen die Götter die Sterblichen nicht zu sich emporzuziehen? Weshalb wurden die Geschöpfe von den Unsterblichen nicht unsterblich geschaffen? Waren die unsterblichen Götter nicht selbst hinfallige Wesen, wenn sie nur Sterbliches zu schaffen und zu erzeugen wußten? Und wenn die Unsterblichen nur Hinfalliges zu schaffen wußten, mußte alsdann nicht alles Geschaffene endlich wieder untergehen, wie die Opferfeuer der Priester? Und die Priester zögerten nicht, diese Fragen zu beantworten. War die Schöpfung aus den Händen der Götter hervorgegangen, so konnte alles Licht durch sie hinwiederum auch verlöschen. Hatten sie das Dunkel des Chaos erleuchtet, so durfte vor ihren Augen auch das Weltall versinken in das Reich der ewigen Nacht und in den Tartarus. Aber die Götter selbst, was waren sie noch, wenn alles versunken war, und ihre Gestalten nur über der öden Leere schwebten? Ja mehr noch, was waren diese Gestalten überhaupt in jener Zeit, da noch nicht die Welt er-

schaffen war, schwebten sie nicht damals schon in einer Dede und Leere ohne jeden Halt? Was ist jene höchste Gottheit, die sich selbstgenügsam nur in der Dede und Leere bewegt, bevor sie ans Werk der Schöpfung Hand anlegt? Wäre die höchste Gottheit dieser kindlichen Priesterweisheit in dieser Selbstgenügsamkeit, die ihr kraft ihrer Allmacht als Schöpfer zukommen soll, mehr als ein unliebevolles Wesen, dessen Charakter sich durch Eigennutz und Egoismus auszeichnet? Soll Gott die Liebe sein, so muß er schaffen. Wenn aber die unaussprechliche Liebe jener Gottheit schafft und welterschöpferisch ist und wirkt, seitdem und solange sie selbst besteht, ist dann nicht gleichzeitig und im selben Moment Gottheit und Schöpfung, d. h. Gott und das ewige Weltall gesetzt? So wurde schon nach dem frühesten Erwachen der Erkenntniß der Menschengestalt von Zweifeln gequält, die sich auf den bemerkbaren Widerspruch der ersten kindlichsten Fragen über Gottheit und Schöpfung stützten. Diese Zweifel wurden indessen beschwichtigt und die Widersprüche, wie es im Ursprunge des Erkenntnißprocesses natürlich war, von den Priestern auf die kindlichste und falscheste Weise gelöst. Wohl meinen wir hätten die himmelkundigen Weltweisen sich die Frage vorlegen sollen, woher es denn überhaupt kam, daß der Geist sich gezwungen fühlte, nach einem Anfange und einem Ende zu forschen, sodas sich die Erkenntniß selbst im Hinblick auf das Dauerndste gewissen Grenzen zugetrieben fühlt, an welchen angekommen, sie wunderliche Fragen zu stellen beginnt, die mit gewissen Begriffen, die für diese Grenzen bestimmt sind, wunderbar beantwortet werden. Die Frage nach der Grenze, d. h. nach dem ersten Anfange alles dessen was existirt, schien dem Menschengestalt alles zu lösen, was ihm räthselhaft erschien, und so nahm er denn keinen Anstand, diese Fragen sich durch kindliche Gleichnisse zu beantworten, die freilich in der Art ihrer Auffassung völlig widerspruchsvoll und sich selbst aufhebend waren. Anstatt daß die frühesten himmelkundigen Weltweisen sich einzusehen bemühten, weshalb

die schöpferischen Götter nicht ohne ihre Geschöpfe einen Augenblick zu denken waren, ja mehr noch, weshalb die Religion der Nächstenliebe sie antreiben mußte, Gott und sein geliebtes Wesen die Welt zugleich zu denken, griffen dem Geiste der Zeit gemäß die Priester zu einem falschen Gleichniß, indem man die Gottheit getrennt von der Welt vorstellte, in gleicher Weise, wie die Priester vom dunkeln Altare getrennt waren, auf welchem sie nur die Leere oder das Chaos des Holzstoßes vorfanden, das ihre geweihten Hände erst zauberisch vor der Menge in Brand zu setzen hatten. So sehen wir, wurde die Gottheit vom Weltall getrennt und losgerissen durch ein Gleichniß, das nicht religiös erhaben genug erdacht war, da es wol auf das Verhältniß des Priesters zum dunkeln Feuerzunder, nicht aber auf Gott und dessen Verhältniß zum Weltall und zu den Geschöpfen paßte. So geschah es ferner, daß die Priester früh eine absolute Trennung des Göttlich-Ewigen vom Irdisch-Vergänglichem durchführten und die Götter kluftartig der Welt gegenüberstellten. Die Götter durften in dieser kindlichen Anschauungsweise auch ohne das Weltall bestehen, obwol sie doch ohne die Welt nur Phantome sein konnten; denn wenn die Götter die Schöpfer sein sollten, so mußten sie, wie dargethan, vom Ursprunge ihres Daseins schaffen, folglich schon ein Stück Welt vor sich haben, an dem sie sich bethätigten, oder ihre Schöpfungsliebe wäre gegenstandslos gewesen, d. h. so selbstgenügsam, daß diese Selbstgenügsamkeit einen unheiligen sündlichen Egoismus hätte repräsentiren müssen. Trauten daher selbst die hebräischen Priester ihrem Jehovah die freie Möglichkeit zu, auch die Schöpfung zu unterlassen, so stellten sie ihn in dieser absoluten Willkür nur als einen sündlichen Egoisten hin. Redet man aber heute noch in der Priesterwelt von einer ursprünglichen „Genügsamkeit“ Gottes, bevor er die Welt absolut frei und willkürlich erschaffen habe, so bildet man sich hiermit nur ein unheiliges, sündliches Gottesideal. Denn jenes „bevor“ hat eben keine Gültigkeit, da Gott und die Welt in keiner Weise voneinander

getrennt werden dürfen, somit das Weltall dem Schöpfer nicht hintennach gedacht werden darf. Denn Gott und die Welt gehören zusammen wie Centrum und Peripherie eines Kreises, wer das eine setzt, setzt eo ipso gleichzeitig das andere, eins ohne das andere läßt sich nicht denken. Aber die kindlichen Priester der Urzeit setzten zuerst die Götter, diese machten sie alsdann zu Erzeugern, und da ein Erzeuger ein Etwas besitzen muß, daraus er erzeugt, so halfen sie sich durch den Hinweis auf das Chaos und auf die absolute Finsterniß und die noch im Dunkel liegenden Wasser, über denen der Geist Gottes schwebte. Es schien, als müßte sich der menschliche Geist mit dieser Vorstellung des Chaos als Weltanfang zugleich in einem finstern Labyrinth befinden, in dem er nicht verbleiben konnte, da hier alles finster und leer war und kein Anknüpfungspunkt gegeben war, der als Wegweiser zum Auswege hätte dienen können. Aber, o Wunder, so durfte mit Recht der kindlich-priesterliche Menscheng Geist ausrufen, in dieser völligen Leere, oder in diesem finstern, unerträglichem Labyrinth lebten dennoch von Ewigkeit her die Götter, diese aber konnten sich helfen; war auch alles um sie her finster, leer und bodenlos, so waren sie doch die Mächtigen, welche den Zauber zu handhaben wußten, und in der That ihrem Zauber mußte es, sobald sie danach trachteten, gelingen, Licht in diese finstere Leere, welche sie bewohnten, zu bringen, ihnen konnte es gelingen, auf übernatürlichem Wege die Nebel des Chaos zu zerstreuen, ihnen war es möglich, in dieser finstern, völlig leeren, folglich zunderlosen Welt dennoch Licht zu entzünden. — Wir übersehen, es war der Hinweis auf den Zauber, auf das Uebernatürliche und Wunderbare, was sich in die priesterliche nach Erkenntniß strebende Denkweise durch diese Vorstellungen einschlich, um sich als ein gefährlicher Rest beim Uebergange der bisherigen rein mythischen, unklaren und fetischistischen Anschauungsweise in die neuen Bestrebungen des Geistes nach klarer sicherer Erkenntniß hinüberzuretten. Ein falsches, nicht erhaben genug erscheinendes

Gleichniß war es zugleich, durch das sich diese im Grunde irreligiöse Anschauungsweise der frühesten Priester erklärt. Mochte man dieser falschen Anschauungsweise gemäß die sogenannten Schöpfer einem Bildhauer vergleichen, dem die Welt ursprünglich wie ein tochter, form- und gestaltloser Marmorblock gegenüberlag, oder mochte man sie den Flamines zur Seite stellen, welche mit geweihten Händen und erhabenen Worten zu den Dienern des Tempels bei Gelegenheit des Opferzündens sprachen: es werde Licht, so waren alles das nur Trugbilder, welche den Schöpfungsact aus der Leere, aus dem Nichts oder einem Chaos, das früher noch nicht Schöpfung war, nicht begreiflich zu machen im Stande waren. So dachten sich die Inder in einer spätern Periode, die im letzten Buche des Rigveda hervortritt, daß das Weltall von Puruscha, d. i. Mann, geschaffen sei. Dieser Puruscha bringt oder läßt ein Opfer bringen, und bei dieser Gelegenheit entspringt die irdische Welt, die Thiere und Menschen u. s. w. Nach andern Quellen war es nicht das Opfer, das Puruscha brachte, sondern das Wasser war ursprünglich vorhanden, aus dem Wasser aber entstand das Welte, und dieses wurde von der Gottheit Pradschapati zur Welt umgestaltet. Die Iranier, nach dieser Seite hin klarer denkend wie die überschwenglichen Inder, nehmen eine oberste Gottheit an, die dem hebräischen Jehovah ähnlicher ist als irgendeinem indischen Gotte. Diese Gottheit hat ohne Beihülfe die Welt geschaffen, wenigstens ist diese Beihülfe beschränkt auf den Befehl, der an die überirdischen Wächter gerichtet ist, die freilich mystisch im Hintergrunde stehen. Viele ähnliche hierher gehörige, von den Kosmologen gebrauchte Gleichnisse entstammen erst der spätern Zeit und sind in den Einzelheiten oft sehr sinnreich ausgesponnen, ohne daß sie indessen auf andern Grundanschauungen fußen. Wir aber, die wir vom psychologisch-historischen Gesichtspunkte hier zugleich die Anfänge und Keime des Erkenntnißlebens zu untersuchen haben, müssen uns die Fragen noch von einem tiefern psychologischen Standpunkte vorlegen, wie der kindliche

Menschengeist zu einer so falschen Gleichnißweise kam, nach welcher das ganze ursprüngliche Weltall einem völlig leeren, finstern Altarraume oder einem solchen Chaos verglichen werden konnte, innerhalb dessen völlig anbauungslosen Leere selbstverständlich auch die Götter nur widerspruchsvoll und haltlos in der Luft schweben konnten.

Es ist ein sonderbarer Zug unsers Erkenntnißvermögens und Nachdenkens, daß es nur dann erst die Dinge und Erscheinungen klar zu erkennen und beurtheilen zu können glaubt, wenn es diese Erscheinungen nach vorheriger Zerstörung und Vernichtung aus ihren Theilen wieder zusammenzusetzen und aufzubauen versucht hat. Nur dann wähen wir die Dinge zu erkennen und zu begreifen, wenn wir sie nach völliger Zerstörung wieder aufzubauen und so von Ursprung an zu verfolgen suchen. Aber freilich, dieser Zug und Trieb unsers Erkenntnißvermögens ist ein völlig kindlicher, noch unbeholfener, ja sogar übermüthiger und unartiger; denn er gleicht jenem Verlangen und jener falschen Neugierde der Kinder, die ihr Spielzeug zerbrechen, um in ebendieser übermüthigen Neugierde zu sehen, wie es innen aussieht, und so den ersten kindlichsten Regungen des Erkenntnißtriebes zu folgen. Bedächten jene Kinder, daß ihrem Erkenntnißtriebe nur wenig genügt wird, sobald sie das Spielwerk völlig zerschlagen haben, ja bedächten sie ferner, daß sie unter Umständen oft gar nicht einmal mehr im Stande sind, ebendasselbe Ding in seiner frühern Form wieder zusammenzusetzen, so würden sie einsehen, daß sich mit diesem Beginnen der Erkenntnißtrieb nur kindlich verirrt, da er viel Höheres erreicht haben würde für das Wesen der Erkenntniß, wenn er das Ganze in seiner Form vollkommen erhalten hätte, um es in dieser Vollkommenheit seinem wahren Werthe gemäß zugleich in allen seinen Theilen und in seinem Zusammenhange zu studiren und hierbei das Einsehen zu gewinnen, daß man das Ganze dieses Werthes und der wahren Erkenntniß halber eben nicht maßlos zerstören und zerschlagen dürfe, sondern der genauern klaren Untersuchung halber wenn auch zer-

gliedern, doch im Zusammenhange dauernd erhalten müsse. Aber eben diese Einsicht bezüglich der Handhabung einer wahren und sichern Erkenntniß war dem kindlichen ungereiften Menschengenisse noch keineswegs gegeben, und so geschah es, daß sich der Erkenntnistrieb in seiner anfänglichen Unsicherheit völlig verirrete und Bedingungen schuf, die in dieser Weise niemals zur wahren Erkenntniß führen konnten. Anstatt das Gefüge der Theile und Theilchen nur gleichsam in der Zergliederung sorgsam zu lockern, um es mit geschärftem Auge gleichzeitig noch im Zusammenhange mit allen übrigen Theilen seiner Form nach untersuchen und beurtheilen zu können, verfuhr der noch unbeholfene Geist völlig ebenso wie das Kind: er zerbrach und zerstörte in Gedanken künstlich und völlig maßlos, d. h. bis zur völligen Formlosigkeit die vor ihm ausgebreitete Weltordnung von Raum und Zeit, welche in ihrem Gefüge und in ihren Gesetzen die himmelskundigen Magier des frühesten Alterthums in dem von ihnen beobachteten maßvollen und regelrechten Lauf der Gestirne bereits ahnten. Und als der kindlich denkende Geist nach dieser maßlosen Zerstörung und Vernichtung die disjecta membra zum maßvollen Gefüge des Ganzen zusammensetzen wollte, da hätte er zur Einsicht kommen sollen, daß er die Vernichtung ebenso wie das Kind viel zu weit übertrieben hatte und daß er über das Ziel hinausgeschossen war, da ihm in der einen Hand nichts wie die leere Anschauung der völlig in sich zerfallenen, raumlosen Welt als das finstere Chaos, oder andererseits gleichsam der leere zunderlose Altar übriggeblieben war, während er hingegen in der andern Hand damit nun die völlig in ihrer heiligen und schöpferischen Erhaltungskraft vernichteten Götter und Zünder hielt, die jetzt auf dem leeren Altartische nichts zu zünden und zu erhalten vermochten, da zugleich in der Leere und Wüste kein Holz anzutreffen war. So mußte sich denn, um im Gleichnisse zu bleiben, der Geist herbeilassen, den leeren Altar wiederum mit Holz zu belegen, das man im Grunde der Welt entnahm, um damit zu be-

weisen, daß die göttlichen Zünder ohne den Stoff der Welt dennoch niemals gedacht zu werden vermochten. Aber war denn den Dichtern der Kosmogonien das Chaos nicht eben nur dieser ungefüge Weltstoff und gleichsam der rohe Marmorblock, den die Götter erst zu bearbeiten hatten? Allerdings war ihnen das Chaos dieser Weltstoff, es war ihnen im Grunde jenes Stück Welt, das sich niemals von der Gottheit trennen ließ. Aber wenn hiernach die Priester selbst bewiesen, daß der ewigen Gottheit ein Stück der Welt anhaften muß, ist es hiernach nicht ein Widerspruch, der vollkommenen höchsten Gottheit solch einen ungefügen, völlig unarbeitungsfähigen Weltstoff ursprünglich aufzuhalsen? Stellte man nicht in dieser übertriebenen einseitigen Anschauung, die man als den Anfang und als ersten Grundstein setzte, das Kind neben sein völlig zerbrochenes Spielzeug? Unterbreitete man nicht dem göttlichen Bildhauer hiermit statt eines Marmorblocks einen Block von Erz, den er unfähig war zu bearbeiten? Gab man den Zündern nicht gleichsam hiermit ursprünglich unheilige Reibhölzer in die Hand, die ungeweiht, wie sie waren, nicht zum Zünden geeignet waren? Lassen sich, um vom philosophischen Gesichtspunkte zu reden, Gegensätze, die sich einander ursprünglich ausschließen, einander vereinen? Offenbar nein. Daraus aber folgt: daß ebenso wenig, wie das ganze Weltall in Trümmer verfallen kann, auch kein noch so mächtiger Weltbaumeister im Stande ist, völlig unvereinbare Trümmer, die niemals zusammengehörten, zu ordnen oder sich in der Leere und im absoluten Chaos anzustedeln. Will man die Gottheit aber einem Baumeister vergleichen, so mußte ein solcher daher ursprünglich und von Ewigkeit her ein wohlgeordnetes, vollendetes Haus bewohnen. Bringen ihm alsdann Haushälter und Knechte Unordnung hinein, so ist er Herr genug im eigenen Hause diese Unordnung nicht so weit eingreifen zu lassen, daß der ganze Bau in Trümmer geht. Aber angenommen, er hätte aus Langmuth seine Diener frei schalten und walten lassen und diese hätten ihm

bösartig das Haus über dem Kopfe verbrannt, so wäre der nun von ihm vorgenommene Neubau des Weltalls immerhin noch kein erster schöpferischer Aufbau aus der Leere oder dem absoluten Chaos gewesen; denn diese Trümmer mußten erkennen lassen, daß sie schon ehemals wohlgeordnet beieinander waren. Und dieser Baumeister wäre also kein Schöpfer, sondern immerhin nur ein Erneuerer und Erhalter der Weltordnung. Diesen wahren Gott als Erhalter und Erlöser kannten die Dichter der Kosmogonien nicht, denn sie spannen das Gleichniß nicht tief genug durch, oder sie hielten sich vielmehr an ein falsches Gleichniß, das nicht im Stande war, den Schwierigkeiten gerecht zu werden. War auch nicht allen Dichtern der Kosmogonien die Gottheit der Weltbaumeister im Sinne eines Bildhauers, der in der Leere arbeitete, oder der Geist, der über der Wüste und den finstern Wassern schwebte, so war ihnen allen die Gottheit doch etwas schlechtthin Erzeugendes. So dachten sich die Dichter vieler Völker die Götter als menschenähnliche Wesen, die sich wie Mann und Weib einander entgegentraten, um damit der ersten Zeugung zu genügen, die nothwendig schien, um das All hervorzurufen. So bildeten die Aegyptier später die Raumgöttin Pascht, der zur Seite Menhai, die Raumleere ging, die von den Griechen Chaos genannt wurde. Diesen Gottheiten stand wiederum Sevel, die Zeitgottheit, ebensowol wie Chebe, die Zeitleere, gegenüber. Alle diese Götter, als erste Erzeuger und Schöpfer, schwebten mystisch in der Luft, denn sie hatten die Welt nicht unter ihren Füßen, weil sie dieselbe erst hintennach erzeugen sollten. Durch diesen (kraft eines falschen Gleichnisses) aufgenommenen Begriff der Erzeugung und der ersten Neuschöpfung hatte sich aber eine künstliche Trennung zwischen Gott und Welt vollzogen, in welcher die Götter zum Deus ex machina gestempelt wurden, da das Weltall ihnen gegenüber stets ein äußeres, erst hinterher erzeugtes Machwerk war, dessen Werth sie nicht von Ewigkeit her eingesehen

haben konnten, da sie ursprünglich früher lebten, ohne die Welt zu besitzen. So hatte sich der Priestergeist schon in der frühesten Zeit verirrt und auf dem Grunde falscher Gleichnisse eine Reihe von Lehren aufgebaut, die Frevel und Hochmuth in manchen Ländern für eine unantastbare und unfehlbare Offenbarung ausgab. Da die Priester und priesterlichen Dichter unter den Völkern als die frühesten Denker auftraten, so war es um so mehr zu beklagen, daß sich unter ihrem Einflusse falsche Anschauungen über Gott und die Natur des Weltalls ausgeprägt hatten. Während die Wirklichkeit ein in sich völlig zusammenhängendes Gebäude darstellt, sah sich diese Gedankenauffassung innerhalb ihres Kreises anfänglich unter Trümmer versetzt, aus denen erst ein Weltgebäude künstlich hinterher im Nachdenken geschaffen werden sollte. So fühlte sich das Nachdenken zum Aufbauen angeregt und meinte damit unwillkürlich auch für die dauernd vollendete Wirklichkeit sich erst nach ursprünglichen Weltbaumeistern umthun zu müssen. Der kindliche Menscheng Geist ahnte nicht, daß er seine eigene menschliche Auffassung dem wirklichen Thatbestande unterzuschieben suchte. Wir sehen, das erste Erkenntnißstreben des sich entwickelnden Menscheng Geistes war im wahren Sinne des Wortes noch blind und unsicher zu nennen. In kindlicher Einfalt hatten die Dichter der Kosmogonien, da sie sich in Gedanken das ursprüngliche Abbild der Wirklichkeit als eine Leere oder ein Nichts vorstellten, nach Göttern gesucht und ihnen den ersten Aufbau des Zusammenhanges zugewiesen. Aus einer Leere oder aus Trümmern sollte die Gottheit gestalten, und zwar aus Trümmern, die ehemals noch niemals im Zusammenhange bestanden hatten; denn es galt eine absolute Schöpfung und erste Erzeugung des Weltalls anzuschauen. Diesem wirren, zusammenhangslosen Trümmerwesen oder der einseitigen Leere fühlte sich, ähnlich dem übermüthigen Kinde, das neugierige, soeben erwachte Erkenntnißvermögen unwillkürlich zugetrieben; denn zerstören und vernichten wollte

der Geist nach allen Seiten, um von Grund aus erkennend aufzubauen zu können. In dieser Hinsicht glich das erwachende Erkenntnistreben thatsächlich dem erwachenden Kunsttriebe, denn es glaubte wie dieser nur dort klar und unmittelbar begreifen zu können, wo es aus völlig formlosen Theilen ein maßvolles Ganzes aufzubauen im Stande war. Aber der Künstler sucht dennoch stets nach Theilen, die sich bilden und bearbeiten lassen, hier aber hatte sich der Gestaltungstrieb offenbar zu weit verirrt; denn er meinte, im völlig leeren, finstern Chaos und also in der absoluten Formlosigkeit (d. h. einer solchen, die früher noch nicht Form war) die formfähigen Bausteine auffuchen zu können, aus denen er das erste Gefüge des Weltganzen aufbauen konnte.

Schien der Erkenntnistrieb als innerlich gestaltende Kraft seinem Wesen nach auf das innigste mit dem Kunsttriebe verwandt zu sein, schien auch er (obwol nur innerlich) aufzubauen und zu konstruiren, um, wenn der Bau mißlungen war, ihn wieder völlig umzuwerfen, so hatten die frühesten Jünger des primitiven Erkenntnistriebes, wie wir sehen, doch gerade die wichtigsten Regeln der Kunst vergessen; denn sie waren bei der Grundlegung ihres Erkenntnißgebäudes völlig ins Maßlose (beziehungsweise Formlose) gegangen und meinten, ihr Fundament in einer völlig finstern Leere, in einem Chaos begründen zu können. Die finstere raum- und maßlose Leere, die Formlosigkeit, d. h. das Chaos, sollte der Beginn des Weltalls sein, das Chaos sollte das erste und ursprünglichste Fundament sein, auf dem die Götter zu bauen begannen. Ein Fundament aber verlangt vor allem ein gewisses Ebenmaß und genau berechnete formvolle Zusammenfügungen dauerhafter Grundsteine, das Chaos und die Leere aber boten von alledem nichts, und von den weltbaumeisterlichen Göttern forderten also die kindlichen Weltweisen, daß sie ins Bodenlose bauten. Aber schien denn, abgesehen von diesem Widerspruche, die Pseudovorstellung des Chaos oder der Leere und die ihnen gegenüber gedachten (weltbaumeister-

lichen) Götter die kindliche Frage nach dem eigentlichen Schöpfungsanfang und dem Ursprunge des Weltalls wirklich zu lösen? Offenbar nein; denn es ist leicht zu sehen, daß die Frage nach dem Ursprunge der Weltordnung ebenso in der Luft hängt, wie die von den Sängern und Priestern getrennt von der Welt vorgestellten Götter selbst. Einen ersten Anfang der wirklichen Weltordnung konnte es eben nicht geben; denn gäbe es einen solchen thatsächlich im Chaos, oder in der Leere, so dürften wir uns mit Recht getrieben fühlen, auch nach dem Ursprunge des Chaos und der Leere zu fragen, und mit dieser Frage werden wir antworten, sie stammen aus der Weltordnung, und diese wiederum aus dem Chaos und so ins Unendliche. Die sonderbare Frage nach dem Anfange der Weltordnung dreht sich daher im endlosen nichtigen Cirkel, in den auch die von der Welt getrennten Götter mit hineingerissen werden; denn angenommen, die Magier und Weltweisen hätten dem Epikur später auf seine Frage: woher denn das Chaos sei, geantwortet, es stamme von den Göttern, so hätte Epikur mit demselben Rechte abermals fragen können: woher denn die Götter stammen, und hätten ihm die Priester und Weltweisen wiederum geantwortet: die Götter stammen aus dem Chaos und der Leere, so hätte Epikur offenbar die Leerheit und Nichtigkeit dieser wunderlichen Annahmen der Priester für erwiesen erachten können. Ebenso verhält es sich mit der Frage nach dem Ende der Weltordnung, welche sich die priesterlichen Dichter der Granier, der spätern Inder, ja selbst der Hebräer\* und der Edda durch die Vorstellung eines alles verzehrenden Weltbrandes ausmalten, eine Anschauung, die im wesentlichen dem Chaos und der völligen Verwirrung und Leere der Dinge wiederum gleichkommt. Wer nach einem wirklichen Ursprunge und nach einem Anfange der Dinge mit Hinblick auf eine sogenannte

---

\* Spiegel, „Ausland“, Jahrg. 1872, S. 226. Man denke zugleich auch an den jüngsten Tag der christlichen Anschauung.

erste Schöpfung zu fragen unternimmt, muß consequenterweise freilich auch nach dem Ende des Weltalls fragen, wiewohl gerade hiermit eben die Unzulässigkeit derartiger kindlicher Fragestellungen dargethan wird; denn auch die Frage nach dem Ende der Weltordnung führt wiederum in die Leere, die schon im Beginne des Weltalls angetroffen werden sollte. Allein dem Epikur blieb noch eine letzte Frage und Schlußfolgerungsweise übrig, an welche er leicht genug hätte denken können. Wenn die Magier und Priester behaupten, daß das ganze Weltall aus dem Chaos und aus der Leere und Verwirrung stamme und ein alles verzehrender Weltbrand es wieder zu eben dieser Verwirrung und Leere zurückführe, so ist hiernach wol die Verwirrung oder die Leere selbst als das A und O des Weltalls und als das eigentlich Unvergängliche und wahrhaft Unendliche im Weltbereich aufzusuchen? Vielleicht hätte aber ebendieser Einwurf die Priester und Magier zur Erkenntniß der Nichtigkeit ihrer Behauptungen gebracht, da sie hiernach hätten erkennen dürfen, daß das Chaos und die Leere mitnichten den Werth in sich tragen konnten, den alles das besitzen muß, was sich als Ewiges und ewig Dauerndes und Unvergängliches gestalten und behaupten will. Diesen Werth besaß eben eo ipso diese finstere Verwirrung und das Chaos nicht; denn sie war ihrem Wesen nach eben das völlig Unbestimmte, das Ordnungslose und Werthlose, das in sich Blinde, das Unbewußte und Erkenntnißlose, mit Einem Worte, um ein sinnliches Gleichniß zu brauchen, es war die absolute lichtlose, nichtige Finsterniß. Das Chaotische und das Leere sind tiefer betrachtet, das Unklare und Nichtige gegenüber der durch sich selbst einleuchtenden, niemals ihrem völligen Umfange nach hinfortzudenkenden und den Werth der ewigen Dauer und Unvergänglichkeit in sich tragenden klaren Weltordnung, in der allein, wie das Centrum im Kreise, die Gottheit auch als Beschützerin dieses Werthvollen einen Sinn hat. Aus diesem Grunde durften die berühmtesten Weltweisen, welche in der spätern und reifern Entwicklungsperiode des Erkenntniß-

lebens mit ihren Lehren auftraten, nur die Weltordnung mit dem Begriffswerthe der Substanz belegen, welche ihren unvergänglichen Werth wie die Liebe in sich selbst trägt, ein Werth, der durch sich selbst einleuchtete, d. h. per se klar erscheint und deshalb eben in Wirklichkeit nicht fortgedacht zu werden vermag, weil wir immer wieder trotz aller kritischen Zweifel gewissermaßen durch die Schwere unsers Erkenntnißvermögens auf diesen Anhalt und Boden zurückgeführt werden. — Nicht das absolut Finstere, das Unbewußte, in sich Blinde und Leere mit ihren unterschiedslosen oder chaotischen Zuständen kann, so schlossen die tiefsinnigern spätern Weltweisen, die wahre Substanz im Weltall bilden, sondern den Werth substantieller Dauer konnte eben unvergänglich nur die durch sich selbst werthvolle, in sich lichtvolle Weltordnung behaupten. Die übersichtliche und erkennbare Weltordnung, und mit ihr die durch sie geforderte in sich lichtvolle Erkenntnißfähigkeit aller ihrer Bestandtheile, begründet somit allein das, was man die philosophische Substanz später genannt hat. Wie also konnte die klare und in sich erkenntnistiefe Weltordnung ursprünglich aus dem Chaos geschaffen werden. Offenbar ebenso wenig wie das weiße Licht ein Optiker aus der völligen Finsterniß zu erzeugen im Stande ist. Das Klare kann nicht vom Unklaren stammen, ebenso wenig wie das weiße Licht aus der absoluten Finsterniß. Aber das relativ Unklare, das Chaotische oder das Leere, wo stammt es her? Antworten wir dem Epikur mit Rücksicht auf den Substanzbegriff. Die leeren oder finstern und chaotischen Zustände können der Substanz der Weltordnung gegenüber nur relative, vorübergehende, vergängliche (accidentelle) „Zwischenzustände“ (Aberrationen) bilden, in denen das Weltall weder anfangen, noch dauernd beharren, noch völlig enden kann; denn die wahre Substanz des Weltalls muß wie alles Ewige und Göttliche eine durch sich selbst einleuchtende Dauer und Unvergänglichkeit besitzen und einen Werth einschließen, der mit dem Wesen und den Grundgesetzen der Logik und Erkenntniß verträglich

ist, im Gegensatz zu allen chaotischen, leeren, unbestimmten und unklaren Zuständen der Wesen und Dinge.

Fürwahr, wenn der Erkenntnißtrieb seiner innern Thätigkeitsweise gemäß mit dem äußern künstlerischen Gestaltungstrieb sich innig verwandt zeigt, so dürfen wir mit Berechtigung in Bezug auf das von ihm angestrebte Fundament, an das sich seine Bethätigung anlehnt, auch die Grundregel der Kunst in Anwendung bringen, die dahin lautet, daß ebendieses Fundament nicht das schlechthin Ordnungslöse, Leere und Unlogische sein kann. Denn die Weltordnung selbst, die wir vom Grunde der Erkenntniß aus studiren, muß ihrem Wesen nach auch den Aesthetiker befriedigen. Das, was wir die Weltordnung nennen, muß daher in seinem Fortflusse die ästhetisch an sich selbst ansprechende harmonische Melodie repräsentiren, der gegenüber die chaotischen leeren und unvollkommenen Grenz- und Zwischenzustände nur als die kämpfenden Dissonanzen und disharmonischen Zwischenspiele, d. h. als accidentelle Abfälle von der Grundmelodie anzusehen sind, die im Laufe der Bewegungen entstehen, ja sogar relativ wachsen und stören können, ohne indessen im Stande zu sein den melodischen Lauf des Ganzen völlig und umfassend, d. h. absolut zu vernichten. Oder, um ein anderes Gleichniß zu gebrauchen, diese chaotischen oder leeren Zustände bilden in Gedanken sowol wie in der äußern Wirklichkeit die untergeordneten finstern, unästhetischen Schatten, welche sich über das erkenntnißklare Gemälde der Weltordnung nicht so weit ausbreiten dürfen, daß sie die Klarheit und Uebersicht des Ganzen stören. Wie aber in der farbenreichen Anlage eines großen Gemäldes in einzelnen Partien die Schatten oder Lichter hoch anschwellen und bei schlechter Vertheilung und Anlage sogar zuweilen zu sehr in Beziehung zum Ganzen anwachsen können, sodaß sie vom umfassenden Gesichtspunkte die gegeneinanderwirkenden ästhetischen Formen zu stören im Stande sind, so in Wirklichkeit und nicht minder im Gedankenkreise des Nachdenkens, auch hier sehen wir störende Schatten, unästhetische

Bildungsformen und dem entsprechend thatsächlich Irrthümer auftreten, die so störend anwachsen können, daß sie Geist und Welt theilweise vernichten und verdunkeln. Aber soweit auch solche störende, accidentelle Größen unter ungesetzlichen, unrechtmäßigen und widerspruchsvollen Verhältnissen, die allenthalben vorkommen können, anwachsen mögen, das Totalbild der gesetzlichen Weltordnung werden sie um des selbstverständlichen Werthes der letztern willen niemals zur völligen Auflösung, d. h. zu einem völligen Chaos oder zur schlechtthinnigen Leere verwandeln. So eröffnet sich uns bei Gelegenheit dieser Untersuchungen die schon einmal angedeutete unumstößliche Wahrheit, daß es in der Construction des Makrokosmos liegt, daß sich die Summe seiner Theile nicht völlig in die Extreme ordnungsloser Zustände stürzen läßt, da ebendieselben Verhältnisse zu widersprechend und zu unerträglich sind, um sich totaliter zu verbreiten oder selbst theilweise für immer dauern zu können. Alle derartigen Zustände, wir dürfen sie im Hinblick auf die Bezeichnungsweise der alten Dichter und Weltweisen mit Recht die leeren oder chaotischen nennen, bilden daher auch kein Fundament und keinen ersten Anfangspunkt der Weltbetrachtung, denn die Weltbetrachtung strebt unaufhaltfam dahin, das Ewige im wahren Werthe seiner logischen Unumstößlichkeit würdigen und dessen dauernde Erhaltung einsehen zu lernen. Nicht also der vorübergehenden, accidentellen, übersichtslosen Ordnungslosigkeit der Leere oder dem Chaos, sondern nur der Weltordnung mit allen ihren erhebenden ästhetischen Erscheinungen kann eine gesetzliche und unvergängliche Dauer ihrem wahren Werthe gemäß zugesprochen werden.

Nur dem spätern Kunstleben, dem es beschieden war, aus dem unmittelbar lebendig, ansprechenden und selbstverständlichen Gefühle schöpfen zu können, war es vorbehalten, die oben ausgesprochene und zugleich im sittlichen Gewissen Wurzel schlagende Idee über den dauernden Werth der maßvollen, gesetzlichen und schönen Ordnung gegenüber der ungefülligen Maßlosigkeit und

chaotischen Leere durch sinnbildliche äußere Darstellungen zur Geltung zu bringen. Hiermit anticipirte die Kunst gleichsam durch ein unmittelbares tiefes Schauen, was auf andern Wegen und nur auf Umwegen der mit dem Kunstproceß verwandte, aber sich ursprünglich gegen die Regeln der Kunst gerade verfühndigende Erkenntnißproceß bestätigen sollte. Unmittelbar gibt uns die Kunst die an sich selbstverständliche Idee an die Hand, daß sich das Ewige und Unvergängliche in seiner Gedankentiefe an das Maß und die Ordnung bindet, die zugleich mit Unendlichkeit aufrecht erhalten werden muß, soll nicht eine unerträgliche gleichförmige Leere oder ein wirres Chaos entstehen, denen das ästhetische Gefühl dauernd widerspricht und denen es daher zu entfliehen sucht.\* So ist alles Chaotische und Maßlose in gleicher Weise ein Abfall von der Maß und Gesetz vorschreibenden und ordnungübenden Gerechtigkeit, wie uns das Ueberladene und Unsymmetrische einen Abfall von der Harmonie des Schönen und das dauernd Widersprechende einen Abfall von der wahren Erkenntniß darstellt. Die Logik, welche sich an die Grundgesetze der Erkenntniß gebunden sieht, erkennt daher in den maß- und erkenntnißlosen leeren oder chaotischen Zuständen, sobald sie auftreten, Verhältnisse ohne Substanz und Dauer, die zugleich ihrer plan- und haltlosen Natur halber sich in sich selbst aufheben und zusammenbrechen müssen, noch bevor sie einen überschwenglich großen Umfang gegenüber der bestehenden totalen Weltordnung gewinnen konnten. Indessen der erwachende Menscheng Geist, der soeben erst vom Baume der Erkenntniß gepflückt hatte, ahnte noch nichts von den spätern Entdeckungen der Weltweisheit, er konnte noch nicht den Werth der wahren Unendlichkeit und Unvergänglichkeit von jener endlosen unschönen und in sich selbst zusammenbrechenden Leere oder dem Chaos unterscheiden, die als Zustände nur dem gegenüber den Schein einer ewigen Existenz vor dem endlichen Entstehen der Welterschöpfung durch die Gottheit annehmen können, der die wahren Werthe noch irrthümlich ver-

\*) Vgl. die folgenden Kapitel.

wechselt, weil er sie nicht unterscheiden lernte. Stützte sich der aufstrebende Kunstproceß mehr und mehr auf ein weitsichtiges Schauen des unmittelbaren Gefühlslebens, so war im Gegentheil der Erkenntnißproceß (soviel Verwandtes seine aufbauende und wieder einreißende, sowie seine sondernde und verknüpfende innere Bethätigungsweise auch mit dem äußern Wesen des Kunstprocesses aufweist) an eine ursprünglich noch äußerst kurzfristige Betrachtungsweise gebunden, die zugleich sehr vielen Täuschungen, Verwechslungen und Verirrungen ausgesetzt war. Wurde daher die Kunst als Bildnerin des innern Gefühlslebens in ihrer Art sehr bald weitsichtig und schauend, so blieb dagegen die priesterliche Erkenntniß ursprünglich sehr lange noch voller Irrthum. Indessen beide Proceß verfolgen die gleichen Aufgaben auf verschiedenen Wegen. Die Kunst, aus der innern Erfahrung schöpfend, sucht in der äußern Erfahrung und in der Welt der Erscheinungen das Ewige und Unvergängliche; die innere Stimme, die im Kunstgewissen spricht, leitet an mit raschem und richtigem Blicke die Gesetze zu finden, die das Edle in der Welt verwirklichen. Mit Hülfe dieser Gesetze strebt die Kunst dahin, das Ewige äußerlich zu versinnlichen und es am Material des Vergänglichen symbolisch niederzulegen und festzuhalten. Die Erkenntniß dagegen ist bemüht, die äußere Welt der Erfahrungen und Erscheinungen zu durchdringen, sie bestrebt sich die beobachteten äußern Verhältnisse zu berechnen, und sucht durch richtiges Zurechtlegen der einander vielfach widersprechenden Erscheinungen die äußere Betrachtungsweise der innern möglichst conform zu machen. Kein Wunder, daß beim frühesten Anlauf das Zurechtlegen und die Erklärung der einander widersprechenden Erscheinungen der kindlichen Erkenntniß noch völlig mißglückte. Noch war die Hand nicht gewöhnt an das zu bearbeitende schwierige Material; denn nicht freiwillig, wie der bildende Künstler, konnte sich der erkenntnißtheoretisch arbeitende Weltweise sein Material auswählen, wie erklärlich daher, daß ihm die zu bearbeitenden Materialien, die er noch nicht beherrschen konnte,

nur ein großer Trümmerhaufen, d. h. ein wirres Chaos schienen, in das er nur erst Ordnung zu bringen beabsichtigte. Und dieses Chaos, das der nach Erkenntniß ringende kindliche Geist vor sich sah, spiegelte sich ihm in seiner einseitigen Betrachtungsweise (die zugleich die innere Stimme der Kunst, die in der Weltordnung allein das Ewige und Anfangslose schauen lehrte, ungehört ließ) als ein ordnungsloser oder leerer Anfang, der als ein bodenloser Abgrund vor ihm lag, in dem es völlig finster oder leer und nichts zu erkennen war.

Es ist ein seltsames und bedeutungsvolles Zusammentreffen, daß der äußere Gegensatz von Licht und Finsterniß, welcher den Hintergrund der ganzen äußern Weltbetrachtungsweise bildet, zugleich dem psychologischen Gegensatz von übersichtsfähiger, erkennbarer und geordneter Klarheit einerseits, und von widerspruchsvoller, chaotischer, erkenntnißloser, finsterner Verworrenheit andererseits im innern Erkenntnißleben entspricht, sodaß sich hiermit der erste äußere Anknüpfungspunkt bot für den Grundgedanken des Erkenntnißlebens, daß die äußern Erscheinungen von Licht und Finsterniß den innern Erfahrungen des Vorstellungslebens entsprechen und eine Möglichkeit sich darbietet, beide Verhältnisse logisch zu verknüpfen und sie durch richtige Interpretation conform zu machen. — Die Finsterniß schien für den kindlichen Verstand das zunächstliegende äußere Abbild der innern Verworrenheit der Vorstellungen und der erkenntnißlosen gleichförmigen Leere zu sein; indem die Priester aber daran anknüpften, wurde die noch kindliche Erkenntniß zu der falschen Annahme geführt, daß das unvergängliche Licht als Weltstoff aus der Finsterniß geboren war. Gleichwie die Priester die Opferflamme aus den heiligen noch dunkeln Hölzern entzündeten, so auch die Götter, sie sollten wie jene das Licht aus der Finsterniß zeugen. So entstammte nach der Meinung der Magier und Weltweisen das Licht also der dunkeln Leere, und dem entsprechend also die Weltordnung dem Chaos, und doch war das nur eine Täuschung und eine Verwechslung, der sich die priesterlichen Weltweisen hingaben;

denn sie konnten übersehen, daß die Finsterniß nur eine mehr oder weniger stark geminderte Helle ist, und sie konnten ahnen, daß das Licht in der Finsterniß stets nur zerstreut, nicht aber wirklich vernichtet wird. So also hätten mehr wie andere die Priester des Lichts erkennen müssen, daß das Licht das stets Bleibende, das Unvergängliche und Ewige, die chaotische Finsterniß dagegen nur ein accidenteller, vorübergehender, wechselnder Zwischenzustand von verschiedener Intensität und Dauer ist, ein Zustand, in welchem sich das Licht nur zerstreut hat, um immer wieder zum hellen und ewigen Lichte zurückzuführen, zum Lichte, aus dem allein auch die Erkenntniß das ewige Leben schöpft. Aber die priesterlichen Weltweisen, so heilig ihnen das Licht war, so ahnten sie doch noch nichts von der wahren Substanz des göttlichen weißen Lichts, aus der sich alle Farben mischen und aus der auch die Finsterniß und das Chaos folglich hervorgehen mußten, sobald sich die unlautern Schatten vereinigten. Die kindlichen Priester und Kosmologen hielten sich an die frühesten kindlichen Erfahrungen, und da sie diese belehrten, daß das Licht aus dunkeln Körpern durch Reibung und Zeugung hervorging, so nahmen sie keinen Anstand, die Götter, denen sie die dunkle Leere (das Chaos) gegenüberstellten, zu Erzeugern des Lichts zu machen, obwol wir nach dem Entwickelten eingesehen haben, daß die Götter (oder Gott) nicht vom Weltall getrennt werden durften, sie somit die Welt nicht hintennach erzeugten, wie der Priester die Flamme, sondern daß sie das All nur in seiner Reinheit und Klarheit erhielten, wie die römischen Priesterrinnen das heilige Feuer der Vesta. Welchen Sinn daher auch die Gottheit hatte, sie konnte nur eine Erhalterin des Edeln und Guten sein, in der ihr wesensgleichen vollkommenen Welt, sie konnte nur eine Ketterin und Bewahrerin des heiligen Feuers gegenüber auftauchenden finstern Dämonen darstellen. So sehen wir, führten kindliche, nur erst halb verstandene Erfahrungen die Priester auf dem Gebiete der Natur und der Religion sehr früh zu Täuschungen, die

sich in das Erkenntnißleben der Religion einnisteten, um dasselbe Jahrtausende hindurch zu beherrschen. Vielleicht wäre eine so lange anhaltende Herrschaft solcher Täuschungen nicht möglich gewesen, wenn die nach Erkenntniß strebenden Weltweisen ursprünglich nicht zugleich meist Priester waren, die sich, wie wir oben gesehen haben, angewöhnt hatten, ihre ersten Annahmen versteinern zu lassen, indem sie dieselben hochmüthig zu Dogmen stempelten, diese aber zugleich in steinerne Tafeln gruben und durch Schriftzüge verewigten, um so mit Zähigkeit gleichförmig an ihnen festhalten zu können. Es verhält sich mit der wunderlichen Vorstellung einer Schöpfung des Weltalls und einem ersten Anfange des Universums aus dem Chaos oder der Leere nicht anders wie mit der in der spätern Entwicklungsgeschichte des Erkenntnißlebens auftauchenden Frage nach der Umdrehung von Sonne und Erde. Hier wie dort waren es gewisse Täuschungen des äußern Erfahrungslebens, welche auch die innere Erkenntniß ursprünglich zu falschen Annahmen verführten, Annahmen, welche nur erst zerstört werden konnten, nachdem die Menschen ihren Scharfsinn und ihren Ueberblick in der äußern Erfahrungswelt erweitert hatten. Aber zu welchen Verirrungen auch die speculirende Priesterwelt sich hinsichtlich ihrer Anschauungen über die Welterschöpfung, und damit im Zusammenhange über das Verhältniß von Gott und Welt, verleiten ließ, eine wahre Grundidee gab es dennoch, an welche verhältnißmäßig sehr früh das religiöse Bewußtsein der orientalischen Völkerschaften anknüpfte. Diese Idee bezieht sich auf den Kampf, in welchem sich gleichsam wie Licht und Finsterniß die Elemente unsers Planeten ebensowol wie dessen Geschöpfe untereinander anfeinden, um damit geschichtlich unwiderlegbar die Thatsache zu bekunden, daß sich alle irdischen Verhältnisse den Zuständen der Anarchie des Chaos und des contradictorischen Widerspruchs der Ordnung zugezogen fanden. Freilich das ganze Weltall in seiner Totalität konnte nicht in solchen ordnungslosen Verhältnissen gedacht werden, ebenso wenig

wie es hieraus dereinst erschaffen sein konnte, denn wir sahen, wohin sich mit diesen Annahmen der kindliche Geist der Priester über die Anschauungen von Gott und Welt verirrte, aber gewisse Theile des Weltalls konnten dennoch recht wohl solchen chaotischen Aberrationen zusinken, um damit einen partialen Abfall der durchschnittlich normalen Weltbewegung zu bekunden, ähnlich wie unter den physikalischen Gesetzen des Stoffwechsels und des Lebens Theile und Gliedmaßen des Körpers erkranken können, sobald sich eben krankhafte Aberrationen und Störungen irgendwelcher Art eingeschlichen haben. Und wie die Selbsterhaltung des Organismus das natürliche Bestreben geltend macht, Störungen und Schmerzen auszugleichen und zu heilen, so auch der organische Makrokosmos, auch in ihm werden sich Bewegungen kundgeben, welche das Maß derartiger Aberrationen an den Theilen inhibiren, auch in ihm wird die langsam aus dem durchschnittlichen Gleichgewicht gesunkene Bewegung, die in diesen Theilen mehr und mehr ordnungslos und chaotisch geworden war, sich allmählich wieder diesem frühern Gleichgewichtszustande zu nähern suchen. Die neuere Geschichte unsers Planeten thut uns genau beobachtet dar, daß die in ihr stattfindenden Bewegungen dahin streben, wiederum einem vollkommenern Gleichgewicht der Kräfte nach allen Seiten hin zuzueilen. Mit dem Auftreten des Menschen in der Entwicklungsgeschichte trat ebendieses Bestreben deutlicher hervor, und mit der Aufnahme der Cultur und deren Pflege durch Staatslenker und Priester wurde dasselbe allmählich geschichtlich sichtbarer. Erklärlich ist es daher, daß mehr wie die große Menge des Volks, Staatslenker, Religionsstifter und Propheten in Rücksicht auf die Thatfachen der Geschichte die Wahrheit in sich gefühlt haben, daß die so früh unter den orientalischen Völkern entwickelten religiösen Ideen vom Abfall und von der Erlösung einen tiefen sittlichen Gehalt in sich tragen, der sich geschichtlich beglaubigt und aufs tiefste bewahrheitet. Doch hierüber Genaueres in den folgenden Kapiteln.

Begann, wie aus Obigem hervorgeht, das ursprüngliche Erkenntnisleben mit Täuschungen und einer falschen Verwerthung von sinnlichen Erfahrungen, die im weitem Prozesse zu tiefen Irrthümern und Zweifeln führen mußten, sodas wir später im Zweifel selbst ein charakteristisches Kriterium des verlaufenden Erkenntnisprocesses wiederfinden, so war zugleich die äußere sinnliche Erscheinung des Verhältnisses von Licht und Finsternis zu einer ersten äußern, objectiven Stütze geworden, durch welche vorzugsweise der bewusste Erkenntnisproceß in Fluß kam. Bot doch ebendieses Verhältniß von Klarheit und Unklarheit, das sich sinnlich in der äußern Erscheinungswelt spiegelte, ein äußeres Abbild dar von dem Kampfe, der auch im innern Erkenntnisleben unter den Vorstellungen seine Herrschaft nur zu deutlich fühlbar übte. Scheint auch diese Analogie, oberflächlich betrachtet, nur sehr äußerlich, so war sie doch hinreichend, um dem beginnenden Keime des bewussten Erkenntnislebens einen objectiven Stützpunkt zu weiterer Entwicklung zu liefern. Zudem sind wir selbst beim heutigen Stande der Wissenschaft noch nicht in der Lage, über den Werth und die Tiefe dieser Analogie der äußern Erfahrung und des innern psychologischen Erkenntnislebens zu entscheiden\*, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß von diesem äußern Anknüpfungspunkt aus sich unaufhaltsam das Bestreben geltend machen sollte, die äußern Thatfachen der Natur mit den innern Forderungen unsers Fühlens und Denkens in Uebereinstimmung zu bringen und die Welt des Seins mit der Welt des Denkens einheitslich zu versöhnen. Ohne diese äußere Veranlassung und ohne das merkwürdige Entgegenkommen der Erscheinungen im äußern sinnlichen Naturleben in Bezug auf unser psychisches Innenleben, wäre nicht nur nicht das Einheitsbestreben der Erkenntnis, sondern die Erkenntnis selbst ebenso zwecklos wie unerklärlich. — Wozu nützte alle Logik, und was wäre im Grunde der Werth unserer Vernunft, wenn sie äußerlich in ein Labyrinth, in ein Chaos und in eine Leere hineinwirkte, in der sie keine Anknüpfungspunkte für die Feststellung ihrer Wahrheiten fände? Aber so verhält es sich eben nicht, die äußere Erscheinungswelt, und hinter ihr „die Dinge an sich“, liegen nicht in einem solchen Chaos; denn ein solches wäre eben im richtigen Sinne des Wortes völlig finster und erkenntnislos, die

---

\* „Die Analogie zwischen dem Geist und dem Lichte, dem Gemüth und der Wärme, dem Willen und dem Feuer wird in allen Sprachen anerkannt. . . . Der menschliche Geist würde sich dieser biblischen Ausdrücke nicht bedienen, wenn keine wirkliche Analogie ihnen zu Grunde läge.“ Vgl. Jessen, „Die Physiologie des menschlichen Denkens“, S. 176.

äußern Dinge sind vielmehr durchgängig geordnet, und in dieser Ordnung erweisen sie sich gleichfalls beziehungsthätig zu unserer aprioristischen Auffassung. So geschieht es, daß selbst die entferntere äußere Natur der innern auffassenden Erkenntnißweise gewisse objective Anhaltspunkte nach und nach sympathisch gleichsam entgegenträgt, an welche die Wechselwirkung der Erkenntniß anknüpft und sich vermittelt, und damit dem Einheitsbestreben der Vernunft den Weg weist, das nicht dulden kann, daß die Welt ohne Continuität ist und in ungleiche Theile auseinanderfällt, die sich gegenseitig nicht erkennbar werden.

Gerade die frühesten und kindlichsten Fragen des beginnenden Erkenntnißlebens, sehen wir, beruhen auf sinnlichen Täuschungen und Verwechselungen, und die Frage nach der Schöpfung selbst konnte nur, wie wir sehen, aus einer solchen Täuschung über das wahre Wesen des Weltalls hervorgehen. Nun aber war es anfänglich ganz besonders die Priesterwelt, welche sich in die ersten kindlichen Fragen des tiefern Erkenntnißlebens verfenkte und über sie speculirte, und so geschah es, daß alle jene kindlichen Täuschungen im wesentlichen in die specifische Philosophie des Priesterthums übergingen, um hier in ihrer frühesten Form haften zu bleiben und entwicklungslos zu erstarren. Die Frage nach dem Anfange und der Schöpfung des Weltalls ist daher noch heute nicht erledigt, da die Priesterwelt fortfährt in ihrer Art eigensinnig zu speculiren, ohne sich durch die allgemeinere Entwicklung des Erkenntnißprocesses leiten zu lassen.

Was die nähere Ausmalung des irrthümlich aufgegriffenen Schöpfungsbegriffes anlangt, so haben sich viele der spätern Priester und Sänger (da sie der herrschenden kindlichen Weltanschauung gemäß alle Begriffe und Anschauungen zu personificiren bestrebt waren) die Schöpfung selbst, wie schon im Text erwähnt, als einen Zeugungsact vorgestellt, indem sie die personificirten Götter zu männlichen und weiblichen Gestalten machten, so z. B. die Aegypter, bei denen Sevel und Pascht zeugend zusammentraten, und bei Hesiod, nach welchem Nyx und Erebos den Aether, die Hemerea zeugten. Ebenso machten die Chinesen in ihrer Kosmogonie den lichten Himmel (Yang) zur männlichen zeugenden Gottheit, während ihm gegenüber die dunkle Erde (Yn) den weiblichen, empfangenden und untergeordneten Theil darstellt. Scheinbar tief und philosophisch erscheint uns die spätere Kosmogonie der Indier. Die Indier personificirten drei Mächte, und zwar die Macht des Erzeugers und Schöpfers, dargestellt durch Indra, den Herrn des Lichts und des Blitzes, ihm zur Seite tritt Varuna, der alles Lebendige und Erzeugte ordnet, leitet und das geborene Leben

bewahrt, ernährt und beschützt, als dritte Macht schließt sich hieran das Vergehen und die alles zerstörende Todesnacht, dargestellt durch Agni, der das verzehrende Feuer der Opferflamme verkörpert. So ist den Indern das Leben des Weltalls ein ruheloser, endloser Kreislauf, den sie sich am Leben der Pflanze zu versinnlichen pflegten. Entstehen, Bestehen und Vergehen, diese Dreieit der Begriffe zieht sich durch die ganze indische Gedankenwelt und kehrt in den verschiedensten Gestalten wieder, sie bildet zugleich den Inhalt des heiligen Wortes AMU, mit welchem die Inder jedes Gebet beginnen. Es war die Idee des absoluten Werdens und der Gedanke der rastlosen Wandlung des Weltalls, in welche sich die überschwengliche Phantasie der Inder einseitig vertiefte. Alles was von ewiger Schönheit schien, war ihnen dennoch nicht bleibend; denn alles wandelte und wechselte ohne Maß und Ziel, nirgends war in einer Form eine ewige Dauer begründet. So erreichten die Inder in der Idee nicht jene erhabene Grundform, die ohne allen Anfang und ohne Vergehen bleibt, weil sie sich in der Erhaltung ihrer ewig schönen und unübertrefflichen Daseinsweise genügt. Die maßlose Phantasie der Inder specularte daher ohne ebendiese Einsicht in den ziellosen Wechsel, innerhalb dessen nichts wahre Dauer erreicht. Statt jene wahre Grundform zu erreichen, die eine durch sich selbst einleuchtende Dauer besitzt, vertieften sich die Inder daher ins Endlose. Diese maßlose Endlosigkeit stellten sie sich zugleich vor als eine ruhelose Wanderung aller Dinge und Wesen, welche auch die Seelen nach dem Tode anzutreten hatten. Aber indem sie sich mit glühenden Farben das Bild dieser ruhelosen unermüdblichen Wanderung ausmalten, machten sie sich diesen Gedanken zur Folter; denn das Gefühl mußte sich unbewußt nach einem Maß und Ziel dieser Wanderung sehnen, es begehrte auszuruhen von jenem rastlosen Wechsel und der ins Endlose strebenden Wanderung, deren Zeitinhalt die rechnenden Priester mit Zahlen und Summen faßbar zu machen suchten, die ihrem Wertbe nach unzählbar und schlechthin fassungslos waren. So schien ihnen der gesuchte Frieden der Seele nach dem Tode völlig geraubt zu werden. Kein Wunder daher, daß dem indischen Volke, das in jene qualvolle endlose Ruhelosigkeit sich nur mit Schauer vertiefte, die Weisheit eines Buddha-Gautama als eine wahrhafte Erlösung schien, da seine Lehre den bedrängten Gemüthern den Hinblick auf eine völlige Beendigung ihrer Wanderung eröffnete im Nirvana, in welchem nun, als im entgegengesetzten Extrem, aller Wechsel und Wandel wieder völlig zu verlöschen und untergegangen schien. Schien die erste Vorstellung die überschwengliche Einbildung in den leeren und endlosen Wechsel zu führen, in den hineinblidend die

Indem ein Schwindel überkam, so eröffnete nun das Nirvana einen Einblick in eine todte Ruhe, dessen Wechselföigkeit, da hier alles erreicht schien, eine unsagbare Langeweile und Zeitleere nach sich zog, die nicht minder ins Ewige hinein unerträglich werden mußte. — So gibt uns die uralte Weisheit der Inder zugleich einen Fingerzeig für die Erkenntnißlehre, indem sie darthut, wie leicht von den Weltweisen die sogenannte Endlosigkeit mit dem wahrhaft Ewigen, Unvergänglichen und Unendlichen verwechselt wurde, welches letzteres Gleichgewicht und Vollkommenheit in Bezug auf Wechsel und Verharren der Erscheinungen in sich schließt, ein Gleichgewicht, welches nicht duldet, daß eine oder die andere Erscheinung darin bevorzugt wird, um mit ihr maßlos ins Extrem zu gehen und beim Rückgang in die richtige Proportion des Gleichgewichts dem Denker den Glauben vorzuspiegeln, daß dieser Rückgang der Proceß des wahrhaft Unendlichen selbst ist. (Hegel.)\*

---

\* Vgl. das folgende Kapitel.

**Die ursprüngliche Entwicklung der Künste und die sich ergebenden Sätze einer mit den Gesetzen der Aesthetik und den Thatsachen der Geschichte übereinstimmenden Philosophie.**

Völliger Mangel alles eigentlichen Schönheitsfinnes innerhalb der ursprünglichen Auffassungsweise des Urmenschen. — Die Kunstentwicklung ursprünglich in völliger Abhängigkeit von der aufstrebenden Religion. — Das ursprüngliche Vorherrschen des Maßlosen, Unförmlichen und Häßlichen in der frühesten Naturgeschichte sowol wie in der Urgeschichte der Kunstentwicklung. — Der in der irdischen Naturgeschichte und in der Urgeschichte des Geisteslebens unverkennbare Entwicklungsproceß zum Vollkommenern. — Ist die Idee der Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen an sich als völlig umfassend und nothwendig anzunehmen und somit auf die Bewegung des Weltganzen übertragbar? — Gründe, die sich hiergegen geltend machen. — Das Weltganze als das unvergänglich Vollkommene und der Abfall vom Vollkommenen ins Unvollkommene als partielle und accidentelle Phase innerhalb des Weltganzen. — Das planctarische Leben der Erde innerhalb einer solchen Phase der Unvollkommenheit und das sich hiermit ergebende Streben zum Progreß auf allen Gebieten des Lebens und der Umgebung. — Die Kunst in ihrer geschichtlich rascheren Entwicklung in Bezug auf das Ideal gegenüber der Entwicklung der Erkenntniß und des sittlichen Willens.

---

Nicht minder belehrend wie die früheste Entwicklungsgeschichte des Erkenntnißlebens erscheint das erste Emporkommen der Kunsttriebe und die beginnende Ausbildung der Kunst. Ebenso wenig wie der Mensch der Urzeit ein bereits geistvoll gebildetes Erkenntniß-

vermögen besaß, ebenso wenig war auch seine Kunstanlage ursprünglich entwickelt und gebildet. Freilich hatte man es ehemals für möglich gehalten, daß der Urmensch ursprünglich auf Erden vollkommener war als wir ihn im spätern Verlaufe der Geschichte rücksichtlich seiner geistigen Eigenschaften antreffen; aber diese Auffassung bricht zusammen gegenüber den Thatsachen, welche darthun, daß der unentwickelte Mensch ursprünglich hienieden nicht im Paradiese wandelte, sondern die Ungunst aller Umstände mit den Thieren theilend, sich nur erst langsam und schwierig jenem Drange der Verhältnisse zu entziehen mußte, um freier aufathmen zu können und die nöthige Muße und Sammlung für die Entwicklung höherer Anlagen zu gewinnen. Wir waren bemüht, dem Verlaufe dieser Entwicklungsgeschichte zu folgen, wir sahen, wie und wodurch die Erkenntniß wachsen konnte, wir thaten dar, welche Phasen die Entwicklungsgeschichte der Religion zu durchlaufen hatte, und da es sich mit der Kunst unmöglich als Geistesanlage anders verhalten kann wie mit dem Proceß der Religion und der Erkenntniß, so sind wir verpflichtet, auch einen Blick in den frühesten Entwicklungsproceß der Kunst zu werfen.

Da das Auge des Menschen noch gebannt war in einen engen Interessentkreis, und sein Sinn noch gefesselt lag in jenem engern Betrachtungskreise, welchen die Psychologen im Gegensatze zur innern Bewußtseinsenge die Apperceptionsenge nennen, da blickte der Urmensch noch thierisch blöde in die Welt hinaus. Wild und zusammenhanglos breitete sich diese Welt vor den Blicken des Betrachters aus; das flüchtig umherirrende Auge fand noch nicht jene sanften, behaglichen Ruhepunkte, die in der Brust melodische Gefühle wachrufen; denn die innere Seele selbst war beunruhigt durch die mannichfachen Gefahren, die sie in ihrer engern Umgebung umlauerten, und so mächtig mußte sie den Druck dieser Gefahren empfinden, daß sie noch nicht jene Sammlung gewann, um hinreichendes Interesse zu nehmen an Gegenständen der entferntern Welt. So blieb die kind-

liche Anschauung anfänglich unswölft, und über die Objecte und Schönheiten der weiten großen Welt breitete sich ein Schleier, der nur erst nach und nach zerrissen werden konnte. Aber verstand auch die Seele des frühesten Urmenschen noch nicht mit entzückendem Auge die Schönheiten dieser Welt zu genießen, so regten sich doch bereits in der Menschenbrust die ersten Reime und Anlagen, aus denen der grüne Lebensbaum der Kunst allmählich emporblühen sollte. Schon früh übten sich die kunstfertigen Hände der Menschen, um Waffen und Tongeräthe zu verfertigen; aber das Bestreben jener frühesten Kunstfertigkeit war nur angeregt und bedingt durch die Befriedigung der äußern Interessen, die sich dem Urmenschen aufdrängten, und es wurde zugleich unterstützt durch die Antriebe der Handgeschicklichkeit, die sich unwillkürlich nach Objecten sehnten, an denen sie sich bethätigen konnten.

Wie lange aber hat es noch gedauert, bevor den Kindern der Urzeit der Werth des innern Kunstideals ahnungsvoll in der Seele aufstieg, wie viele Jahrtausende mochten sie, den primitivsten äußern Kunstbestrebungen hingegeben, noch verbracht haben, ehe sie die Kunst um des Werthes selbst willen, und dieselbe neben Sittlichkeit und Religion ihres eigenen Ideals halber zu treiben begannen? Und doch, wie mächtig sehen wir im Laufe der Entwicklung diese ersten Kunsttriebe unter dem rückwirkenden Einflusse der vorschreitenden Religion und Sittlichkeit bereits wachsen. Wie hätte auch die Begeisterung von seiten der Religion und des Priesterthums ohne Einwirkungen für das Gefühlsleben bleiben können, das von innerer Seite aus den äußern Kunsttrieben entgegenkam, um sie zu beleben und allmählich zu verklären. Die Kunst konnte nur keimen und gedeihen auf dem Boden einer tiefern edeln Begeisterung, und die erste Pflegestätte dieser Art von Begeisterung war allein die Religion. Sie war es, welche das Thun und Treiben der Menschen erhöhte und ihren Werken einen tiefern, unvergänglichen Glanz selbst da verlieh, wo die Mittel noch nicht hinreichten, den Formen eine vom Kunst

ideal angehauchte Gestalt zu verleihen. Die Religion erst war es, welche den zumeist ursprünglich auf kleinliche Interessen gerichteten technischen Kunsttrieben eine Richtung beibrachte, die sie über das Gewöhnliche und Alltägliche erhob. So kann es nicht wundernehmen, daß sich die Gräberbauten emporhoben zu einer Höhe, die, unförmlich in ihrer Art, doch schon die Richtung auf das Erhabene wenigstens ahnen lassen, so erhob sich die Redeweise der Sänger und Priester zu einer überschwenglichen und pathetischen Ausdrucksweise, die, unförmlich und schwülstig wie sie gewesen sein mag, dennoch später die Anknüpfungspunkte für die auf das edle Maß des Ausdrucks gerichtete gebundene Redeweise und Dichtkunst bot. Die Richtung auf das Erhabene war es, welche die Religion auf die sich entwickelnden Kunsttriebe sehr früh übertrug und vererbte, sie war gleichsam das mächtige und ernste Erziehungsmittel, durch welches die Religion als Lehrerin die Schülerin der Kunst zu bilden bemüht war. Aber so früh wir die Richtung auf das Erhabene in der Kunst lebendig werden sehen, so verlor sich dieselbe doch anfänglich noch völlig ins Maßlose und Unförmliche; denn noch ahnte der Geist nicht klar das Wesen der wahrhaft erhabenen Unendlichkeit und Unvergänglichkeit, welche letztere nicht im Maßlosen und Unförmlichen, wohl aber in der vollendeten, maßvollen, durchsichtigen und schönen Form die ewige Dauer ihres Daseins begründet. Es war daher im Verlaufe der frühesten vorgeschichtlichen Kunstausbildung im Grunde nur der Zug zum Ungewöhnlichen, Absonderlichen und Unförmlichen, der sich Geltung verschaffte, wieweil wir nicht verkennen wollen, daß die Tendenz durchblickte, das Erhabene zu gewinnen. Dieser deutlich durchblickende Zug zum Kolossalen und Uberschwenglichen wird uns in der frühesten Kunstentwicklung mehr und mehr erklärlich, sobald wir beachten, daß es religiöse Antriebe waren, die ursprünglich den eigentlichen Kunstsinne begeisterten. Religion und Kunst waren ihrem Wesen gemeinsam darauf gerichtet zu erheben; allein da sie die wahre Erhebung noch

nicht kannten, sondern nur erst erstrebten, so schossen sie über das Ziel hinaus ins Ungewöhnliche und Absonderliche, indem sie mit beidem über das Irdische und Gewöhnliche ahnungsvoll hinausweisen zu können glaubten. So erklärt es sich, daß das Auftreten der Magier und Zauberer ursprünglich, im Hinweis auf ihre sonderlich hervorragenden Künste, darauf gerichtet war, zugleich durch einen eigenthümlichen Aufpuß und durch noch seltsamere Geberden diesen Gegensatz zum Gewöhnlichen hervorzuführen. Aber eben dieser Zug zum Ungewöhnlichen und Absonderlichen wurde von den Schamanen und Zauberpriestern (wie wir das am besten an den Zaubernern der heutigen Naturvölker noch beobachten können) in einer ganz zügellosen, maßlosen und unförmlichen Weise übertrieben, sodaß wir uns häßlich davon berührt und abgeschreckt fühlen. Dieser oft abschreckende häßliche Zug, der sich bei den Zaubernern in einer übertriebenen Ekstase, die sich äußerlich in Grimassen, schreienden unschönen Tönen und barocken Sprüngen Luft macht, spiegelt sich ganz deutlich in ähnlicher Weise in den frühesten Gestaltungen des vorgeschichtlichen Kunstlebens. So finden wir denn auch hier in Bezug auf den von der ersten Entwicklung der Religion abhängigen Kunstproceß dieselbe Erscheinung, die uns im letzten Kapitel bei der Betrachtung der frühesten Erkenntnißentwicklung entgegentrat: nämlich den Zug zum Maßlosen, Chaotisch-Unförmlichen und Uebertriebenen. Erst nach und nach schlifff sich diese Ueberschwenglichkeit nach allen Seiten hin ab und schränkte sich ein zu einer maßvoll schönen und erhabenen Form, in der nunmehr das Kunstideal deutlicher durchblickte. So stellt also die Bewegung aus dem Unförmlichen und Maßlosen bis zur vollendeten Einschränkung einer maßvollen, schönen und erhabenen Vollkommenheit, wie sie sich in höchster Annäherung später in den Werken der Griechen spiegelt, denjenigen Entwicklungsproceß der Kunst dar, welcher der Urgeschichte und vorgeschichtlichen Zeit angehört.

Ohne Zweifel ist es für den psychologischen Historiker eine auffallende und beachtenswerthe Erscheinung, die sich auf allen Entwicklungsgebieten wiederholt und der wir daher schon mehrfach begegnet sind, daß nämlich der Ursprung jeder unvollkommenen Entwicklung mit bestimmten extremen und maßlosen Schwankungen und Bewegungen beginnt, die sich nur erst allmählich gleichsam abklären, sämftigen, zu einer maßvollen Form einschränken und vervollkommen. Wir wollen hier bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß in neuester Zeit Weltweise und Philosophen diesen Entwicklungsgang vom maßlos Unvollkommenen zum gesetzlich Vollkommenen, der sich deutlich auch in der kosmischen Entwicklung unsers Planeten nachweisen läßt, für den tiefern, umfassenden und gesetzlich nothwendigen Entwicklungsproceß des ganzen Weltalls gehalten haben.\* Doch so verführerisch es aussieht, diesem

---

\* Bekanntlich war es Hegel, der diesen Entwicklungsgang für einen nothwendigen, somit völlig umfassenden Verlauf des absoluten Weltprocesses erklärte. Repräsentirt indessen der Proceß des ganzen Weltalls zugleich die Verwirklichung der Wahrheit, so ist es ersichtlich, daß die Wahrheit nicht völlig und nothwendig von sich selbst abfallen, d. h. sich selbst durch Nothwendigkeit nicht untreu werden darf. Was aber nicht nothwendig erscheint, kann nur accidentell gedacht werden, d. h. das erscheint vom Gesichtspunkte des Ganzen nicht absolut nothwendig, sondern setzt im einzelnen bestimmte Möglichkeiten und Bedingungen voraus, die nur unter Umständen und accidentellerweise einen Abfall zum Unvollkommenen herbeiführen können, und die zugleich, was Hegel nicht gethan, erklärt werden müssen. Auch Hartmann in seiner trefflichen Arbeit über die „Philosophie des Unbewußten“ suchte neuerdings auszuführen, daß es das sogenannte Unbewußte im Weltall sei, das nothwendig in einen solchen abfälligen, unvollkommenen Zwischenproceß geräth, aus dem es sich schließlich wieder zu befreien sucht. Ist dieser unvollkommenere Zwischenproceß, durch welchen das Unbewußte über sich hinaus zum Bewußtsein strebt, aber ein nothwendiger Act, so muß er auch zur wahren Vollkommenheit führen, und führt er durch geistige Befreiung zur schließlichen Versöhnung mit dem unvollkommenen Bestande der Dinge und somit zu einer tiefen geistigen Vollkommenheit, so ist nicht abzusehen, weshalb das Unbewußte ursprünglich nothwendig in die Zwischenphase jenes unvollkommenen Processus hineingerieth. Denn der Zweck des Weltalls kann nothwendig nur die dauernde Erhaltung der Vollkommenheit forderu.

Gedanken zu folgen, so wenig erscheint er geschichtlich betrachtet als möglich und berechtigt; denn soll eine gewisse Vollkommenheit erreichbar und nicht völlig unerreichlich, somit ziellos sein, so setzt dieser Proceß auch eine geschichtliche Beendigung voraus. Eine Beendigung aber im erreichten Ziele der Vollkommenheit weist nothwendig auch auf einen frühern geschichtlichen Abfall von diesem wieder zu erreichenden Zwecke hin, da sich sonst die Bewegung des Processes und die Geschichte selbst nicht erklären würden. Nun aber ist leicht zu ersehen, daß sich eben dieser Abfall von der Vollkommenheit und Wahrheit nicht totaliter am Weltall ereignen konnte, es sei denn, wir wagten zu behaupten, daß die ewige Wahrheit ihrem vollen Umfange nach von sich selbst abfallen kann, ein Widerspruch, mit dem sich die Wahrheit in sich selbst aufheben und vernichten würde. Da nun eine solche absolute und nothwendige Vernichtung der Wahrheit nicht gedacht werden darf, konnte sich auch jener bewegte Abfall nur partialiter und accidentellerweise geschichtlich vollziehen, er repräsentirt daher nur ein accidentelles historisches Zwischenspiel eines Theiles im Weltall, über dessen unnöthiges Aufschwellen bis zum unvollkommenen Dasein, das sich wieder zur Vollkommenheit (wie die Bewegung beweist) aufzuheben und zu ihr zurückzustreben sucht, wir geschichtlich wie ästhetisch gesehen nicht im Zweifel

---

Die Wahrheit kann nothwendig nicht von sich selbst abfallen oder über ihr Ziel hinauschießen, das Wesen des Unbewußten wird daher auch niemals mit Nothwendigkeit den von Hartmann vorgeschriebenen psychologischen Entwicklungsgang durchlaufen. Denn entweder das sogenannte „Unbewußte“ ist das Unvollkommene, so wird es nun allerdings mit Nothwendigkeit zur höhern Entwicklung streben, allein hiermit auch einen frühern Abfall vom Vollkommenen (also volles Bewußtsein) zur ursprünglich nothwendigen Voraussetzung haben, da das an sich Unvollkommene nur unsubstantiell ist und seinen Halt allein an der durchsichtigen, in sich selbst einleuchtenden vollkommenen Substanz (d. h. am vollen Bewußtsein) findet; oder aber das sogenannte „Unbewußte“ ist selbst die „hellsehende“, vollkommene Substanz; dann jedoch ist der Abfall ins Unvollkommene an sich nicht nothwendig und „entwickelungsumwändig“, und dieser Ansicht gemäß das Streben zum Bewußtsein im Weltall nicht nothwendig gefordert, somit auch nicht erklärt.

sind. Erklärlich ist es daher, daß es vorzugsweise die Kunstphilosophie (die sich auf die untrüglichen Erfahrungen des innersten Gefühllebens stützt) ist, welche darthut, daß ein völliger, totaler Abfall vom Normalen, vom Vollkommenen und Schönen dem Gewissen der Kunst und dem tiefen gebildeten Gefühle überhaupt etwas zugleich Unerträgliches, Udenkbares und Widerstrebendes sind. Und sonderbar, je extremer und umfangreicher, selbst nur partialiter angesehen, ein solcher sogenannter Abfall vom ewig Schönen auftritt, um so mehr fühlt sich das gebildete Kunstgewissen beleidigt, und um so mehr also muß die Größe der Unerträglichkeit wachsen und der Entschluß und das Bestreben zur Umkehr aus derselben eintreten. — Diese psychologischen Thatsachen führen uns mit Hinblick auf die Geschichte daher zu bestimmtern philosophischen Resultaten. Spiegelt nämlich das Weltall und der Makrokosmos der Idee der Kunst gemäß die harmonische Weltordnung, so können die daran participirenden ordnungsliebenden Theile einen sogenannten Abfall zur extremen Unordnung nothwendig im größern Umfange und in langer Dauer darin auch nicht dulden, tritt aber dennoch eine solche Unordnung ein, so wird sich die Bewegung der ergriffenen Theilchen um so eher zur Umkehr getrieben fühlen, je schwerer der sich hieraus ergebende Druck der Unerträglichkeit auf ihnen zu lasten beginnt. Auch vom Gesichtspunkte der Kunstphilosophie ergibt sich daher die Wahrheit, daß es in der Construction der vollkommenen Weltordnung liegt, daß sich die mit ihr gegebenen Verhältnisse nicht dauernd und nicht völlig umfassend (totaliter) in die Extreme unerträglich-chaotischer Zustände stürzen lassen. Was aber ebenso wenig völlig umfassend wie ewig dauernd im Weltall vorgehen konnte, das vermochte sich geschichtlich nicht nothwendig, sondern nur unter gewissen Umständen partialiter zu ereignen. Allein gerade unsere irdische Schöpfung als Theil des Weltalls bietet merkwürdigerweise bezüglich einer tiefern ästhetischen Naturbetrachtung ein überreiches Material dar, um die Thatsache zu

erhärten, daß wir uns auf Erden geschichtlich in einem solchen Zwischenzustande befinden, gleichsam einen solchen Abfall vom Vollkommenen durchlaufen, aus dem wir uns ästhetisch und sittlich gezwungen fühlen, wieder zu erlösen. So erklärt sich uns denn das, was uns die ganze irdische Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit zeigt, nämlich der Progreß. Leicht ist es, diesen Progreß in der Geologie sowie in der organischen Welt von der Entwicklung der unvollkommenen Thierstufen bis zum Menschen hinauf zu verfolgen, und im Menschenthume selbst wiederum tritt uns die innere Entwicklung der Geschichte deutlich bezüglich einer sittlichen und geistigen Bervollkommnung entgegen. Aber sonderbar, was Sittlichkeit und Handlungsweise des Menschen innerhalb dieser Geschichte gerade am allerlangsamsten in Bezug auf ihre Bervollkommnung erreichen, und auch der dem Kunsttriebe mannichfach verwandte Erkenntnistrieb in der Geschichte noch keineswegs völlig zu erringen wußte, das verwirklichte sich im Gefühlsproceß der Kunst viel früher, und geschichtlich in einer verhältnißmäßig viel kürzern Zeit.

Waren es die kunst sinnigen Griechen, welche im Alterthum die Begründer der eigentlichen Philosophie wurden, so wurden diese Völker in gleicher Weise auch geschichtlich die Begründer und Schöpfer einer frühen hohen Kunstvollkommenheit, denn sie waren es, die dem ewig feststehenden Kunstideal, d. h. dem Werthe des Gleichmaßes und der maßvoll schönen Ordnung der Verhältnisse, als Sinnbild der ewig schönen Vollkommenheit und wahren inhaltvollen Unendlichkeit, einen am meisten lebendigen, deutlichen Ausdruck verschafften. Mit der deutlichen und durchsichtigen Feststellung dieses Ausdrucks begann indessen, wie bereits erwähnt, die eigentliche Kunstgeschichte, während die Vorgeschichte und primitive Entwicklungsgeschichte der Kunst nur denjenigen Verlauf des Processes umfaßt, der von dem ursprünglichen Ausdruck unförmlicher, maßloser Unvollkommenheit bis zur griechischen Kunst-

epoche verläuft. Erst während dieser Epoche, in der sich das gebildete Gefühl und der Formensinn zu einer Höhe erhoben, auf der die Idee der Kunst klar und durchsichtig wurde, schlug die eigentliche Geburtsstunde der Kunst, die frühere urgeschichtliche Zeit gewährt uns nur den Einblick in eine embryonale Entwicklungsperiode.

Nicht geschichtlich so früh wie die Kunst und das durch sie gebildete ästhetische Gefühl erreichten, wie erwähnt, Wille und Erkenntniß im Geiste die Höhe dieses Ziels, sondern wir dürfen vielmehr behaupten, daß der Proceß der sittlichen Handlungsweise ebensowol wie der des Erkenntnißvermögens noch heute weit von diesem Ziele überhaupt entfernt sind. Was aber die Vernunft verhältnißmäßig so früh geschichtlich im gebildeten ästhetischen Gefühle erreichte durch den Hinweis auf die Harmonie, sollte sie das nicht auch im sittlichen Willen und im erkenntnißthätigen Verstande dereinst verwirklichen können? Gewiß, so dürfte man im Hinblick auf die Idee der unendlichen Weltordnung behaupten, es muß dereinst eine solche Epoche für die Menschheit hereinbrechen, in der auch die sittliche Handlungsweise der Menschen diesen durchsichtigen, ansprechenden Ausdruck ihrer Bewegungen und Thaten zu finden im Stande ist, der sich mit den Gesetzen der harmonischen Weltordnung verträgt, wie das Erkenntnißvermögen dereinst im Verstande fest und sicher den wahren Ausdruck für das Ewige und Unendliche übereinstimmend feststellen lernen wird. — Wir haben keinen Grund, uns einer hoffnungsvollen und erhebenden Fernsicht nach seiten der Zukunft auch in sittlicher und erkenntnißtheoretischer Beziehung völlig zu verschließen. Uns indessen beschäftigt hier nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit, und so wenden wir denn unserer Aufgabe gemäß unsere Blicke in die Urzeit zurück, um den frühesten Entwicklungsproceß der Kunst zu übersehen.

---

### Die Entstehung der Kunstidee und die geschichtliche Thatsache der Aberration.

Möglichst auf die erste Ausbildung und Entwicklung der ursprünglichen Kunstfertigkeit. — Das Unförmliche in der urgeschichtlichen Kunst. — Die Leitung der Kunst durch die Religion, und die erste Ausbildung der Kunst durch die Priester. — Die Kunstidee, ihre Verwandtschaft zum philosophischen Princip und ihre Entstehung und Abklärung durch die Betrachtung des Makrokosmos. — Gefühl, Erkenntniß und Handlungsweise, verglichen in ihrer verschieden raschen Entwicklung in Bezug auf das Ziel ihrer Bildung. — Die ästhetischen Proportionen und Bewegungen innerhalb der Breite des Schönen und die positiven und negativen Werthe der Dissonanzen und unästhetischen Aberrationen. — Die Harmonie und die sie belämpfenden Störungen in Bezug auf die Aufgabe des Künstlers. — Die sittlich-ästhetischen Anforderungen an die Bewegungen der Atome im Weltall des Schönen und Hinweis auf die Entstehung der Aberration und des Uebels. — Das Kunstwerk als Sieg der Harmonie über die störenden Conflict. — Die Gewißheit und Nothwendigkeit in der Wahrnehmung, entstehend durch den begrenzenden Gesamthinblick auf die sich empirisch ausschließenden Unwahrscheinlichkeiten. — Hinweis auf den Werth und Unwerth der kleinen und zu großen Dissonanzen in Bezug auf die sittliche Aufgabe im ästhetisch geordneten Weltall. — Spiegelung dieser sittlichen Aufgabe in dem harmonischen Verhalten der Theile und Theilschen zueinander im vollendeten Kunstwerke.

---

Wie sich der Intellect anfänglich durch das Vehikel der Sprache, die Religion ursprünglich an der Hand des Familienlebens und der

staatlichen Gemeinschaft, später an der Hand der Naturzauberei und des Mythos, endlich aber, wie wir im Folgenden noch genauer sehen werden, an der Hand der von der wahren religiösen Idee durchdrungenen Sittenlehre entwickelt hat, so entfaltete sich die Kunst ursprünglich durch die Stütze der Hand und Fingergeschicklichkeit.

Auch die Thiere zeigen vielfach gewisse Fertigkeiten, auch sie erwerben sich auf Grund angeborener Geschicklichkeit und angeborener Organe eine Reihe von Kunsttrieben, mit ihnen um die Wette aber eiferte ursprünglich die Hand des Menschen. Durch das engere Staatsleben und die mit ihm vorschreitende Arbeitstheilung gewannen die Kunsttriebe eine fertigere Ausbildung. Der Verlauf der Urgeschichte lehrt uns, daß sich schon sehr früh ein sogenannter arbeitender und kunsttreibender Stand in den primitiven urstaatlichen Gemeinden absonderte, ein Stand, der freilich ursprünglich sehr misachtet und sklavisch behandelt wurde; denn zumeist waren es die zum herumstreifenden Jagdleben körperlich Untauglichen, welche sich mit Arbeit, beziehungsweise Kunstthätigkeit befassen mußten.\* Allein gerade dadurch, daß die kunstfertigen Arbeiter der Urzeit durch die Umstände mit Nothwendigkeit und Ausdauer auf ihr Geschäft hingewiesen waren, sammelten sich in ihnen die geistigen Kräfte. Kunstfertigkeit und Erfindungsgeist steigerten sich und der Intellect nahm zugleich einen bedeutenden Aufschwung. So, sahen wir, sollten die frühesten kunstfertigen Arbeiter der begabtesten Völker zuerst zu der größten culturbringenden Erfindung, nämlich der Feuererfindung gelangen. Aus diesen Arbeitern gingen später die Flamines hervor, die anfänglich ebenso sehr geschickte Handwerker wie Künstler waren, welche sich später indessen zu primitiven Naturforschern und priesterlichen Zauberern und Heilkünstlern umwandelten.

Mit der Epoche, welche das Auftreten der Flamines in der Urgeschichte der Religion hervorrief, beginnt auch für die vorge-

\* Vgl. Buch 4, Kap. 2.

schichtliche Kunst ein neuer Aufschwung. Neben dem uralten Gräberbau entstand nunmehr auch der kunstsinige Tempelbau, der Bau von Altären und schön geschmückten Opferstätten. Die Plastik, die bisher nur kunstfertig gearbeitete Steinwaffen, einfache Grabdenkmale und vielfache Formen von Tongeräthen aufzuweisen hatte, begann sich jetzt erhabenern Gegenständen zuzuwenden; denn mehr und mehr bestrebten sich die Meister der Bildkunst, die ihnen vor-



Idol auf den Sandwichinseln.

schwebenden Gestalten der Götter zu versinnlichen. So wuchsen die Gebiete der Kunst, und das Streben nach dem Erhabenen trat in den Vordergrund. Aber der eigenthümliche Sturm und Drang, der die Urgeschichte und Vorgeschichte des eigentlichen Kunstlebens kennzeichnet, kommt nicht sogleich zu vollendeten Auffassungen des Erhabenen. Statt das Erhabene mit dem Schönen und dem Unendlichen zu vermählen, treibt es den Geist ins Maßlose und unförmlich Schrankenlose, und die Formen werden nicht schön, sondern häßlich übertrieben und verzerrt. Häßliche Misgestalten treten uns entgegen mit dem herausfordernden Anspruch, als das Erhabene gelten zu wollen. Statt

eines ehrfurchtsvollen Charakters und eines sittlich strafenden und doch wohlwollenden Zuges, erscheinen die uns aus dieser Zeit entgegnetretenden Darstellungen gemein, widerlich und schreckhaft. Die meisten heutigen Naturvölker haben diese früheste und niedrige Stufe der religiösen Bildkunst nicht überschritten, und auch unter den Culturvölkern des frühesten Alterthums gehören nur wenige Denkmale und Bildwerke schon einer höhern Stufe an. Vieles in Aegypten und Mexico zeigt uns nur das völlig Unförmliche und erinnert uns an das berühmte Idol auf den Sandwichinseln und der Osterinsel. Bis zur furchtbarsten Häßlichkeit ausgebildete Formen

find man unter Basaltstatuen, welche am Fuße des Teokallis aufgestellt waren. Es waren Riesenköpfe von Thiermaschinen umschlossen, welche gierig die Zunge bis zur Brust herausstreckten und im Begriff waren, ein Herz zu verzehren. Aber es sind nicht etwa nur die Anfänge der bildenden Künste, welche uns den Eindruck der häßlichen Maßlosigkeit und Zügellosigkeit verschaffen, sondern viel mehr noch wie die ursprünglich rohen Züge der unförmlichen Baukunst, der Plastik und der mit der rohen Bildschrift beginnenden Malerei, tragen auch die Ursprungsformen der übrigen Künste ganz das nämliche Gepräge. Nicht minder überschwenglich, schwülstig und oft völlig maßlos erscheinen die frühesten Anfänge der eigentlichen Dichtkunst. Nichts ist hier von der schönen, maßvoll gebundenen Form an den begeisterten Redewendungen und prophetisch gespendeten Lehren und Sinnsprüchen aller der Sänger und Priester zu bemerken, obwol wir deutlich durchfühlen, daß sie mächtig vom Sturm und Drang nach dem Erhabenen durchweht werden. Und nicht anders war es mit dem Beginn der ursprünglich noch eng zusammengehörigen Ton- und Tanzkunst. Der Klang der erhobenen Stimme fand noch ebenso wenig klare melodische Formen der Töne, wie die sich in wilden Sprüngen Luft machende berauschte Freude schon ursprünglich taktvolle und maßvolle graziöse Formen der Bewegung fand, die nach schönem Gleichmaße strebten. Wer Gelegenheit hat, nach dieser Seite hin unsere heutigen Naturvölker zu beobachten, der erblickt die Reihe dieser höhern Künste hier noch in ihren primitivsten Formen. In zügellosen, unförmlichen Sprüngen tanzen die Indianer nächtlich um das heilige Feuer, begeistert regen sie die Füße zum wilden formlosen Tanze, auch ihre Stimme wird fortgerissen von der Begeisterung, aber die Klänge die hervorbrechen, sind noch völlig unmusikalisches, die Töne erscheinen wie ein wildes Geheul, oder wie langsam gezogene unschöne Klageklänge. Noch wilder und ungemessener aber erscheinen die Tänze der Zauberpriester, heiserer und häßlicher noch das Geschrei ihrer Stimme.

Ebenso wie der Zauber in seiner Art verzerrte formlose Elemente der wahren Religion durchblicken läßt, so verbindet sich in dieser verzerrten Weise auch damit die Kunst. So ist das mistönende Geschrei und die erhobene Stimme des Zauberers noch kein Gesang, seine ausgelassenen bacchantischen Sprünge noch kein Tanz, und das wirre Geräusch seiner Zauberklopfer oder seiner Trommel, um das wilde Geschrei zu begleiten, noch keine Musik, aber dennoch sind es die noch formlosen Anfänge aller dieser höhern Künste. Innig gehen ursprünglich Kunst und Religion in dieser Weise noch Hand in Hand, und schwierig wird es, sie in ihren Anfängen zu trennen. Das Element, das in der Religion zur begeisterten Erhebung und endlich zum Erhabenen treibt, reißt die ursprünglich angeborene Geschicklichkeit und die äußern Kunsttriebe mit sich fort, durchgeistigt sie und theilt ihnen mit von dem Feuer der edeln Begeisterung, welche das Streben zum Erhabenen charakterisirt. So verschwimmt sich die bildende Technik, die anfänglich nur den gewöhnlichsten äußern Interessen gebient, sehr früh mit der Religion, und wird, von ihrem Lichte angehaucht, zur Kunst verklärt. Die begeisterte Redegabe läutert sich zur Dichtkunst, und die erhobene Stimme als Ausfluß hoher Befeligung wird allmählich zum Gesange, der sich zu verstärken und zu begleiten sucht durch das Anschlagen klangvoller Gegenstände (wie gegerbte Thierhaut, Stein, Metall, Holz, Stierhörner u. s. w.), und die von der hohen Freude getragene Bewegung gestaltet sich zur graziösen Tanzkunst. So stehen alle Künste durch das Moment des Erhabenen und Erhebenden, das sie in sich bewegen, in innigster Verwandtschaft mit der Religion. Und bei dieser natürlichen Verwandtschaft von Kunst und Religion kann es nicht wundernehmen, daß die alten Völker die Kunst überhaupt von den Göttern ableiteten und namentlich die von den Zauberern und Priestern vorzugsweise geübte Tonkunst als ein ganz besonderes Geschenk der Götter ansahen. Gewiß, der so innig zum Gefühl sprechende Gesang und Klang war ganz besonders dazu geeignet,

den Geist zu erheben und zu begeistern, und merkwürdig früh hat sich das Zauber- und Priesterthum dieser Kunsttriebe bemächtigt, um sie zu bilden und im Dienste der Religion zu verwerthen. Aber nicht nur der Tonkunst, sondern fast aller Kunsttriebe haben sich ursprünglich, wie uns die Geschichte lehrt, die Zauberer und Priester (die ja selbst aus dem bildenden arbeitenden Urkünstlerthum hervorgegangen waren) bemächtigt, um sie zu entwickeln und zu üben und ihnen so einen heiligen und geweihten Charakter zu verleihen, und hiervon macht nicht einmal die triviale Tanzkunst eine Ausnahme. Keinem Stande hat daher die erste vorgezeichnete Ausbildung der Künste so viel zu danken wie dem Priesterthum. Im Schoße des Priesterthums ging, so dürfen wir mit Recht behaupten, der erste umfangreiche Bildungsproceß der Künste vor sich, und einige derselben haben sich nur erst sehr spät vom Priesterthume selbständiger emancipirt. Während Baukunst und Plastik sich freilich schon früher verselbständigten und später nur ihre edelsten Formen wieder im Dienste der Religion verwerthet wurden, standen indessen Dichtkunst und Tonkunst verhältnißmäßig noch sehr lange unter dem bildenden Einflusse der Priesterwelt.

Wie sich die Religion in den verschiedenen Phasen, die sie äußerlich durchlaufen hat, verhältnißmäßig nur sehr langsam entwickelte, so anfänglich auch die von ihr abhängige Kunst. Formlos und ungezügelt blieben noch lange Zeit hindurch die ersten bedeutendern Kunstschöpfungen. Wie aber die niedrigsten Völker aus dem Stadium dieser widerspruchsvollen, häßlichen Formenschöpfung sich überhaupt gar nicht herausarbeiteten, so erreichten doch auch die begabtern Culturvölker, die mit ihren Kunstproductionen sich bedeutend höher erhoben, keineswegs alle dasjenige höchste Stadium der Kunst, in welchem der Geist durch seine Schöpfungen zeigt, daß er das Räthsel gelöst und in das eigentliche Geheimniß der Aesthetik eingedrungen ist. Es war daher im Alterthum genau genommen nur einem höher begabten Culturvolke beschieden, ein tieferes Verständniß

für die Kunstwahrheit zu entwickeln, und dieser Volksstamm waren die Griechen.

Wenn es wahr ist, daß der Erkenntnistrieb in der Art seines innern Verhaltens Verwandtes zeigt mit dem äußern Kunsttriebe, und daß er wie dieser, nur auf einem andern Wege und mit andern Mitteln, doch dasselbe Ziel der höchsten ewig schön erscheinenden Wahrheit anstrebt, um in ihr den wahren Ausdruck für das Unendliche und Unvergängliche festzustellen, so kann es psychologisch nicht wundernehmen, daß es die mit dem tiefsten innern Erkenntnistriebe ausgestatteten Griechen zugleich waren, die auch in der Kunst sehr früh den höchsten Triumph feiern sollten. Als die Schöpfer und Begründer der eigentlichen Philosophie wurden die Griechen daher auch zugleich die Schöpfer der wahren und eigentlichen Kunst.

Allein haben auch die Griechen in fast allen Künsten sich in hohem Maße dem Kunstideale genähert, und schien ihnen vor allen übrigen Völkern die große Aufgabe zuzufallen, den Schleier der Isis in dieser Beziehung zu zerreißen und das Geheimniß der Kunst allgemeiner zu enthüllen, so war die Annäherung und der Uebergang zu dieser höchsten Stufe doch auch bei ihnen nur ein langsamer Proceß, von dem nicht in gleichem Maße und zu gleicher Zeit alle Künste und Kunsttriebe zugleich ergriffen wurden. In diesem Sinne, und zwar nur in diesem, kann man behaupten, daß die Künste als solche nicht alle gleichalterig sind, obwol der Anlage und Aeußerung nach alle Kunsttriebe im Menschen ursprünglich nebeneinander gleichzeitig ausgesprochen erscheinen.

Nicht mit Unrecht hat man die Dichtkunst in diesem Sinne als die erste und älteste wahrhafte Kunst bezeichnet; denn in ihr war bereits deutlich eine hohe Annäherung an das eigentliche Kunstideal zur Entwicklung geblieben, als die übrigen Künste alle noch im Formlosen und Maßlosen umherschwannten. Früher wie in allen übrigen Kunstthätigkeiten bildete sich in der erhabenen und erhebenden Redeweise der religiösen Sänger und Psalmdichter jene er-

greifende, gebundene, maßvollere und schöne Form, in der ein angewandter Accent sowie Rhythmus und Gleichmaß deutlich erkennen lassen, daß im Gefühle ahnungsvoll neben dem Erhabenen auch die wahre und richtige Idee des Unendlichen als des ewig Schönen und des dauernd Vollkommenen emporzusteigen begann. Maßvolle durchsichtige und übersichtliche Eintheilung, Gleichmaß der Verhältnisse und Rhythmus der Bewegungen erscheinen ja ohne Zweifel als die Grundformen jener ewig schönen und damit allein erhabenen Unendlichkeit, die sich im Weltall ausgesprochen findet. Nicht im Chaotischen, Maßlosen und völlig Willkürlichen kann sich das Weltall dauernd erhalten, nicht in die Extreme dieser unerträglichen Verhältnisse läßt sich sein Aufbau stürzen, sondern die sich im Weltganzen bewegenden Theile suchen die gesetzliche Ordnung und fühlen sich zur Aufgabe getrieben, diese ewig schöne, allein wahrheitbringende, sich harmonisch und rhythmisch gestaltende Weltordnung zu erhalten. Wie weit sich daher auch unter den auf die verträgliche Ordnung gesetzlich hingewiesenen kleinsten Theilchen des Weltalls durch allmähliche Hingabe an kleinste unnormale Bewegungsdifferenzen (Dissonanzen) mit der Zeit durch das Anwachsen derselben Einseitigkeiten, und vom Gesichtspunkte der Ordnung betrachtet, Aberrationen ergeben, wie weit sich thatsächlich in der Welt durch Ansammlung störender Elemente eine Anarchie unter Umständen bis zum gewissen Grade verwirklichen mag, und so sehr ein Chaos demgemäß geschichtlich wachsen und sich ausbreiten kann — der Makrokosmos wird nicht müde werden, Widerstände hiergegen zu organisiren, um diese Dissonanzen zu bekämpfen. Mit andern Worten, die Majorität der Wesen und Atome im Weltall wird die Ordnung bewahren und die Minorität der störenden Elemente stets einschränken und zurückdrängen. Aber dennoch ist die Möglichkeit des Wachstums auch der Dissonanz und Störung gegeben, und um denselben vorzubeugen, müssen dieselben schon im Keime bekämpft werden. Zu allen Zeiten freilich hat es Geister gegeben, welche die um sie

her vorgehenden geschichtlichen Thatfachen der Aberration, d. h. die Erscheinungen des Elends, der Krankheit, der Misgestaltung, der Disharmonie sowie der Anarchie und des Chaos als Formen vertheidigen, die im Weltall (Makrokosmos) sein sollen, weil auch sie, wie man annimmt, zur Harmonie des Weltganzen stimmen und der unästhetische Eindruck, den diese Erscheinungen hervorrufen, nur subjectiver Natur sei. Aber man frage diese mit der Aesthetik so wenig vertrauten Geister, ob sie ihren gesunden Körper mit dem eines Aussätzigen vertauschen möchten, man frage die Mehrheit derer, die unter der Sonne athmen, und diese Mehrheit wird diese Frage auf der Erde entscheiden, ohne daß wir nöthig hätten, den einsichtigen Staatslenker zu fragen, der seine ganze Verantwortlichkeit fühlt, sobald er hinsichtlich des Fortschritts, der sich in einem Staate Bahn brechen will, dieser Bewegung den reformatorischen gesunden Entwicklungsgang zu ertheilen im Stande ist, während er von Ordnungsstörern gedrängt wird, der Revolte diese Bewegungen zu überlassen. Mit den Bewegungen des Weltalls ist es nicht anders, und eine Anarchie des Makrokosmos ist dem Philosophen kein zugänglicher Gedanke. Aber die Weltgeschichte lehrt uns, daß sich das Uebel der Anarchie und des Chaos bis zum gewissen Grade thatsächlich zu vollziehen im Stande sind, und die vorgefundenen Verhältnisse der organischen Welt unsers Planeten beweisen historisch, daß sich Aberrationen oft sogar in verhältnißmäßig sehr hohem Maßstabe verwirklichen können, sodaß wir selbst im Cultur- und Staatsleben fortdauernd die Mächte fürchten, welche sich jederzeit von neuem zur Anarchie und zu socialen Aberrationen gezogen fühlen, um die Errungenschaften des ganzen gesitteten Culturlebens in Frage zu stellen. Im Weltall herrschen überall die nämlichen Geseze, dennoch sind drei Grundbewegungen und Richtungen möglich für die Summe der Einzeltheilchen, welche dasselbe umschließt. Die eine dieser Richtungen ist die normale und die gesetzlich vorgeschriebene, neben und in ihr dagegen treten die Bewegungen von Fortschritt und Rückschritt

auf; denn die Bewegung ist geschichtlich betrachtet keine absolute Größe. In der Natur gibt es überhaupt nichts Absolutes, und wie wir uns vergeblich bemühen, eine Species in der organischen Formenwelt ihrer Erscheinung nach als absolut aufzuweisen, so streben wir ebenso vergeblich nach einem absoluten Maße jener Grundbewegung, welche das Weltall geschichtlich beherrscht. Nicht als wenn wir eben diese das Weltall durchzitternde Bewegung in ihrer Gesetzmäßigkeit leugnen könnten, das wäre unmöglich; denn dem Naturhistoriker macht sie sich bemerkbar in den Kräften, welche den Krystall zur Bildung treiben, in den Bahnen, in welchen die Weltkörper das Himmelsgewölbe durchheilen und in den organischen Gestaltungen; aber wir begingen einen Irrthum, wenn wir für den Ausdruck aller dieser Bewegungen nach einem allgemeinen Maße suchten, dessen Größe so absolut wäre, daß in ihr auf dem Wege unendlich kleiner Differenzen keine Abweichungen innerhalb gewisser Grenzen stattfinden könnten. Gäbe es diese Aberrationsmöglichkeit innerhalb des gesetzlichen Causalnexes nicht, so wäre vom Gesichtspunkte der gesetzlich normalen Durchschnittsbewegung aus gesehen, in der Weltgeschichte kein Fortschritt und kein Rückschritt, d. h. die Geschichte selbst nicht möglich, denn die geschichtliche Bewegung wäre in sich selbst alsdann unbestimmbar, weil der Fortschritt in der Geschichte nur seine erkennbare Bestimmung gegenüber dem möglichen Rückschritt erhält. Die Bewegung des Unendlichen kann aber nicht geschichtslos sein; denn geschichtlich unbestimmt und zugleich ziel- und zwecklos erscheint das Unendliche in seinen Bewegungen nur unter den Formen des ordnungslosen und leeren Chaos. Das Abfallen der geschichtlichen Bewegungen nach seiten dieser negativen Grenzen hin kennzeichnet eben den Rückschritt gegenüber der geschichtlichen Bewegung, die sich innerhalb der normalen ästhetischen und harmonischen Weltordnung abspielt. Aber die gesetzliche Grundbewegung, welche die geschichtliche Weltordnung repräsentirt, sagten wir, ist ihrer Richtung nach keine absolute Größe, welche innerhalb gewisser

Grenzen die Aberration ausschöpfe, und fürwahr, wie wäre ohne Hinblick auf diese Grundwahrheit die bewegende Kraft in der geschichtlich organischen Welt, deren Transmutations- und Aberrationsfähigkeit nach seiten der verschiedensten Differenzen der größte unserer heutigen Naturforscher thatsächlich nachzuweisen im Stande war, zu verstehen? Mit Rücksicht auf die Thatfachen, welche uns in so reichlichem Maße die geschichtlichen Bewegungen des organischen Lebens bieten, die continuirlich zusammenhängen mit den geschichtlichen Grundbewegungen, welche den Makrokosmos durchbeben, läßt sich allein das Problem lösen, das uns die geschichtliche Forschung hinsichtlich der Begriffe von Freiheit und Nothwendigkeit stellt. — Wir müssen zuerst in Bezug hierauf unterscheiden zwischen dem gesetzlichen Causalnexuſ (unter dessen Bewegungen sich ausnahmslos alle Erscheinungen im geschichtlichen Weltall vollziehen) und der Richtung, welche geschichtlich der Verlauf des Causalnexuſ einhält. Vollzieht sich geschichtlich alles natürlich und gesetzlich, d. h. alles durch den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, so vollzieht sich der geschichtliche Verlauf des Causalnexuſ dennoch nicht ausnahmslos nach einer einzigen gegebenen Richtung hin. Denn gäbe es nur eine absolute, d. h. eine einzige Richtung für die Bewegung aller Theile und Theilchen im Weltall, so ließe alles parallel und die physikalische thatsächliche Wechselwirkung der Dinge wäre hiermit ebenso wie alle Geschichte aufgehoben. Andererseits, gäbe es gar keine vorgeschriebene Richtung für die Summe der Theilchen im Weltall, so flüßte alles durcheinander wie im tiefsten Chaos, und auch hier wäre, wie schon erwähnt, die natürliche physikalische Wechselwirkung ebenso wie die Geschichte wiederum aufgehoben. Daraus folgt, daß es im geschichtlichen Causalnexuſ keine völlig absolute und keine völlig dissolute Bewegung und Richtung der Theilchen geben kann. Anders ausgedrückt, im gesetzlichen Verlaufe der Dinge kann es keine so starre Nothwendigkeit geben, daß wahrscheinliche Differenzen der Aberrationen der Richtung unter den Bewegungen völlig ausgeschlossen

feien, während andererseits keine solche Richtungs- und Bewegungsfreiheit hierin möglich ist, daß unwahrscheinliche Abweichungen oder Sprünge sich verwirklichten. Somit ist das, was wir Gewißheit im geschichtlichen Weltall nennen, mit Hinblick auf die Richtung des gesetzlichen Verlaufs nur der empirische Gesamthinblick auf alle unwahrscheinlichen Abweichungen der Bewegungen, die im Augenblicke denkbar sind. In der Geschichte, welche es vorzugsweise mit der Beobachtung der Richtung der Bewegungen und Dinge auf dem Grunde des gesetzlichen Causalnexus zu thun hat, läßt sich daher nichts absolut vorausberechnen, sondern nur mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung ein annähernd richtiger Schluß gewinnen. Denn Rückschritt und Fortschritt, Vorwärtsbewegungen und Umwege sehen wir häufig die geschichtliche Richtung thatsächlich einschlagen, und so unwahrscheinlich es in Bezug auf die Geschichte des Makrokosmos ist, daß binnen kurzer Zeit das Weltall sich in ein Chaos stürzt, weil uns empirisch die Anordnung und Bewegung der Gestirne eine tiefe, dauernde und unbezwingliche Ordnung erkennen läßt, so wenig hindert dieser empirische Einblick in die unbezwingliche Ordnung des Makrokosmos, daß wir leider andererseits, sobald wir unsere Blicke den Gebieten des Mikrokosmos, d. h. unserer nächsten Umgebung, zuwenden, die empirische Thatsache wahrnehmen, daß die Ordnung hier geschichtlich nicht überall so gefestigt ist, daß die Anarchie und die Verwirrung der socialen Verhältnisse ebenso unwahrscheinlich sind wie in der Geschichte des Makrokosmos. Im Gegentheil, die Ereignisse unsers geselligen Lebens, ebenso wie die Ereignisse auf dem Gebiete der organischen Schöpfung unsers Planeten beweisen es nur zu deutlich, wie leicht und wie rasch sich ein Umschlag der Richtung hinsichtlich edler Bestrebungen zu vollziehen im Stande ist. Erklärlich ist es daher, daß wir im Gemüth so tief den Abstand in der Geschichte des Makrokosmos und unserer engern planetarischen Entwicklungsgeschichte fühlen, sodaß wir unsere innern sittlich-ästhetischen Grundanschauungen nur so schwierig mit den Er-

eignissen unserer äußern nächsten Umgebung in Harmonie zu setzen wissen. Versetzen wir uns nun in die Geschichte der Urzeit zurück, so lehrt sie uns, daß es damals auf Erden für die Geschöpfe des Schönen und Gefälligen noch wenig gab. Im Gegentheil, Jammer, Elend, bössartige Krankheiten, häufig ausbrechende Hungersnoth traten mit ihren Erscheinungen zunächst in den Vordergrund. Kein Wunder daher, daß die Völker der Alten voll sind von Anrufungen und Gebeten, daß die Götter dieses Elend von ihnen abwehren möchten. — Aber die Grundanschauung der harmonischen Ordnung, der Regelmäßigkeit und des proportionirt gebauten Ganzen, die auf eine schöne und wohlberechnete Eintheilung und auf einen dauernden Frieden hinweist, fand sie nicht jetzt der zum Erhabenen gestimmte und sehnsuchtsvoll emporblickende Menscheng Geist, trotzdem er um sich her in seiner Nähe noch so viel des Zügellosen und Wilden sah, thatsächlich ausgesprochen in den Erscheinungen am Makrokosmos und in der Harmonie der Sphären, auf welche der regelmäßige Verlauf der Gestirne so deutlich hinwies? Und fürwahr, wie konnte der von der Religion zum Erhabenen gezogene Menscheng Geist die Erscheinungen des Makrokosmos mit ihrem rhythmischen friedlichen Wandel und ihrer beglückenden Eintracht, die sie in so ergreifender Weise spiegeln, vom irdischen Jammerthale aus betrachten, ohne erfasst zu werden von jenem beseligenden Gefühle, das den Sinn nicht nur zum sittlichen Frieden führt und zur Gerechtigkeit stimmt, sondern auch ebenso den Geist zur schönen maßvollen Form hinleitet, an der allein eben dieses Gefühl ein dauerndes Wohlgefallen findet. Wie erklärlich daher, daß die so vielfach zum Himmel blickenden Magier und priesterlichen Sterndeuter der Urzeit auch unwillkürlich zum regelmäßigen Bau der Worte in ihren von Begeisterung getragenen Reden und Gesängen gezogen wurden, um damit allmählich die Pforten des Kunsttempels zu öffnen und dem Kunstideale der schönen, maßvollen und durchsichtigen Ordnung einen ersten hervorragenden Ausdruck zu verschaffen.

Es wird sich nicht behaupten lassen, daß es nur erst die Griechen waren, welche die erhebende Redeweise und die von begeisternden Gedanken getragene Sprache zur eigentlichen kunstfertigen Dichtung gestalteten; denn immerhin müssen wir zugeben, daß andere Volksstämme, wie beispielsweise Indier und Hebräer (wir erinnern an die Psalmen), gleichfalls schon sehr früh in Hinsicht auf die Ausbildung dieses Kunsttriebes hervorragende Talente verriethen. Aber es ist sonderbar, daß die genannten Völker in Bezug auf die Ausbildung der in ihnen angelegten und vielleicht bei ihnen sogar früher zur Entwicklung gekommenen Kunsttriebe dennoch nicht jene Stufe erreichten, auf welcher wir mit Recht die Griechen später bewundern. — Nachdem sich ursprünglich das Wesen von Gleichmaß, Regelmäßigkeit und schöner harmonischer Ordnung innerhalb eines Kunsttriebes unter einzelnen hervorragenden Völkern eine durchschlagende Geltung verschafft hatte, da verbreitete sich allmählich nunmehr der Sinn dieser Ideen und Formen auch auf die Reihe der übrigen Künste. Der Gesang wurde gemessener und der Klang in seiner Anwendung rhytmischer, ebenso der Tanz. Die bildenden Künste hingegen arbeiteten sich nur mit Mühe und ganz allmählich aus der Tiefe der Unförmlichkeit hervor, um sich dem wahren Wesen der Kunst anzuschließen. Aber gerade diese Künste, nicht minder wie die andern, haben sich bei keinem Volke in so reiner Weise in dem neuen Lichte der echten Kunstidee verklärt, wie bei den Griechen. Mit den Griechen beginnt daher eine neue Epoche der Kunstgeschichte; denn erst hier gewannen die Künste insgesamt jene hohe und eigene Selbständigkeit, durch welche sie sich später neben Religion und Wissenschaft eigenthümlich fortzubilden im Stande waren, erst hier erreichten sie insoweit die Höhe des Ideals, als die ausgebildeten Formen dasselbe durchsichtig machten und klar erkennen ließen.

Doch mit dieser großen Kunstepoche begann auch für den wachsenden Menscheng Geist, und insbesondere für

das sich ausbildende Gefühl ein neuer ungeahnter Aufschwung. Der neu gebildete Sinn für Regelmäßigkeit, Rhythmus und harmonische Verhältnisse führte den Geist in ein neues Reich wunderbar tiefer Offenbarung. Schienen doch Gefühl und Empfindung jetzt gefunden zu haben, wonach sie unbewußt sich gesehnt hatten, begannen sie doch jetzt deutlicher den hehren Zweck des Weltalls, den wahren Inhalt des Unendlichen und Unvergänglichen und den Werth des lebendigen Daseins zu ahnen. Fühlte der Geist doch nun unmittelbar, daß im Gleichmaße, in der edeln Proportion, im Rhythmus und in der Harmonie sich eine unumstößliche Form der unendlichen Wahrheit ausgesprochen findet, die ihn bei ihrer Betrachtung und Hingabe begeistert und sittlich veredelt.

Freilich war es nur eine innere unmittelbar sprechende Stimme, welche diese Offenbarung dem Geiste verkündete, doch diese Stimme genügte, um die Kunst zu fördern und das Gefühl sittlich und erhaben zu durchgeistigen. Aber der volle umfassende Menscheng Geist wurde hiermit noch nicht völlig geläutert, und in Zweifel versunken, schenkte er nicht immer dieser unmittelbaren Stimme der Kunst Gehör; denn förderte er auch die Künste und verwirklichte er in Werken mehr und mehr ihre unendliche Idee, so schwankte er doch nur zu oft mit seinen sittlichen Thaten, um der ästhetisch ansprechenden Gerechtigkeit auch im Gebiete des Handelns zu gehorchen. Der Geist des Handelns erwies sich indessen noch widerspenstig, er war noch nicht ergriffen und gebildet genug, um sich von der tiefen Offenbarung des veredelten Gefühls, das zur Schönheit sich gezogen fühlte und das der sittlichen Gerechtigkeit das Wort redete, leiten und erziehen zu lassen. Und nicht minder zügellos und widerstrebend erwies sich gleichfalls noch der zweifelnde Erkenntnistrieb, der, sich mit der Kunst verwandt fühlend, ahnte, daß er einem gleichen Ideale zur Feststellung der unendlichen unumstößlichen Wahrheit nachzustreben habe.

Aber so verwandt das Streben und die Thätigkeit der Erkenntniß

mit der Kunstthätigkeit war, so sehr waren dieselben in ihren Bewegungen noch unwillkürlich beeinflusst durch die schwankende Bildung des unlautern und widerspruchsvollen Geistes des Handelns. Was das Gefühl ahnte und unmittelbar und gleichsam unbewußt in den Kunstschöpfungen festhielt, das konnte sich noch nicht im Gebiete der nach außen strebenden Handlungen und ebenso wenig im Gebiete der innern Erkenntniß eine volle Geltung verschaffen; denn in der That fühlte sich die Handlungsweise und die Erkenntniß nach außen hin noch beengt, und durch unlaute Widerstände und wahrgenommene Widersprüche in der Umgebung gedrückt. Die Harmonie, die das Gefühl bereits kannte und in Bezug auf den Makrokosmos ahnte und erblickte, stand noch im Widerspruch zu den unsittlichen Vorgängen der engern alltäglichen irdischen Umgebung und den engern sinnlichen Erfahrungen des Lebens. So fand sich die nach außen hin strebende Handlungsweise ebensowol wie die Erkenntniß des Geistes mitten in einem wilden äußern Kampfe, der nur erst nach und nach durch die edle Herrschaft der innern Gefühle und deren Aufklärung bezwungen werden konnte.

Das der Kunst verwandte Erkenntnißvermögen, das beeinflusst ist von den Widersprüchen des handelnden Geistes und denen der nächsten sinnlichen Umgebung, steht psychologisch gleichsam mitten inne zwischen Gefühl und Handlung, es erblickt hier den widerspruchsvollen Kampf der von außen gedrückten Handlungen, und sieht dort die innern Mächte des begeisterten und geläuterten Gefühls; so hat es eine Rolle der Vermittelung zu spielen, die im wahren Sinne des Wortes erziehend wirkt.

Eilte in dem sich entwickelnden Menschengenisse das Gefühl in der Bildung geschichtlich allen übrigen Trieben und Kräften des Geistes voraus, so sucht ihm geschichtlich zunächst die Erkenntniß zu folgen, um endlich durch die Macht der Bildung auch den Geist des Handelns im Sinne der Aesthetik, der Wahrheit und Gerechtigkeit zu veredeln und sittlich umzuformen. So wirkt die Offenbarung,

die dem Gefühle im Laufe der geistigen Entwicklung, insbesondere durch den Verlauf der religiösen Entwicklungsgeschichte (die auf wunderbaren Wegen, wie wir sahen, den Geist angeleitet hatte, den Blick auf das Erhabene und auf die Wunder des Makrokosmos zu lenken, um ihm hier die ästhetische Harmonie und den sittlichen Frieden, der aus ihnen spricht, zum Verständniß zu führen) zutheil geworden war, unmittelbar aufklärend und beseligend. Diese tiefere Aufklärung bereitete, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, zugleich geschichtlich im Geiste den Boden des Verständnisses vor für die belehrenden und ermahnenden Worte und Thaten der großen Religionsstifter, welche mit der Kraft ihrer Bildung und ihrem Beispiel sich an die Zügellosigkeit des Willens und der damit verbundenen unsittlichen Handlungsweise wenden, um dieselbe von ihrer Unvollkommenheit zu erlösen und ihr den Weg der Regeneration zum Ziele des sittlichen Ideals gleichfalls vorzuschreiben.

Betrachten wir nun im Sinne der Kunstphilosophie alle einzelnen Künste und Kunstformen, sehen wir zu, wie jeder Kunsttrieb mit Bezug auf das Material, durch welches er dem Ideale Ausdruck zu verschaffen bestrebt ist, nach dem gleichen Ziele ringt, so werden wir alle verschiedenen Künste gleichmäßig schätzen lernen. Strebt jede Kunstform auch auf ihrem eigenen Wege, so führen alle Wege doch zum gleichen Ziele. War einmal das Kunstideal im Gefühle lebendig geworden, hatte der Geist Verständniß gewonnen für die ansprechenden Formen von „golden geschnittenen“, d. h. kunstförmigen Proportionen, rhythmischen Bewegungen und harmonischen Klängen, so war den Meistern der Kunst der Weg zum idealen Ziele deutlich vorgezeichnet. Dieser Weg lag vor ihnen in einer maßvollen „Breite des Schönen“; innerhalb dieser Breite lagen unzählige von wahrscheinlichen, schönen und ansprechenden Formen, welche den künstlerischen Bildungsgeist zur Erfindung herausforderten, ihm aber auch zur Aufgabe machten, sich nicht einseitig den Grenzen zu nähern, die von der mittlern Schönheitsbreite fortführten nach seiten des

Unschönen und Häßlichen. Wohl konnte es innerhalb der „Breite des Schönen“ noch feinere Züge von Schatten und Dissonanzen geben, diese mußten sogar bis zum gewissen Grade aufgenommen werden, um durch den zart angedeuteten Gegensatz den Reiz und den unendlichen Werth des Schönen zu erhöhen. Aber mit der feinfühligsten Aufnahme dieses nur unendlich zart angedeuteten Gegensatzes war die Möglichkeit eines einseitigen Wachsthums desselben gegeben, das bekämpft werden mußte. Diese fein hineinspielenden Schatten und Dissonanzen waren in ihrer unendlich zarten Andeutung noch positiv störungslos und praktisch daher für die Vollendung des Ganzen von werthbarem Charakter, aber sie konnten sich einseitig summiren, verdichten und so einen negativ praktischen Störungswerth annehmen, der das Kunstwerk in seiner Vollkommenheit und Schönheit entstellte. Dieser negative Störungswerth mußte daher bekämpft und überwunden werden, und fürwahr, je mehr die Anlage eines Kunstwerkes in ihrer Großartigkeit beweist, daß dem schöpfernden Künstler die Conflictte mit den sich verdichtenden Dissonanzen und Störungen nicht ganz erspart werden, obwol der Beurtheiler sieht, daß er diese Conflictte trotzdem besiegt und beherrscht im Hinblick auf die Harmonie, welche durchsichtig das Ganze zur Schau trägt, um so erhabener und werthvoller erscheint uns die Kunstschöpfung. So spiegelt uns das echte Kunstwerk den wahren Werth derjenigen Form, in welcher sich das Unendliche als Unvergängliches darstellt. Ahnungsvoll bemerkt in ihm die Erkenntniß, daß die störenden unvollkommenen Dissonanzen (die hervorgehen aus unlauteren Conflictten der Bewegungen der Theilchen), sobald sie auftreten, nur von accidentellem Werthe sein können, so sehr sie auch im einzelnen anschwellen und zeitweise den Ueberblick umbunkeln mögen, und nicht minder ahnungsvoll erkennt in ihm der Philosoph, daß es für alle Atome und Individuen eine innere, tiefe, sittliche Aufgabe gibt, durch welche allen ordnungsliebenden Wesen des Weltalls, ähnlich wie dem Künstler, zur Pflicht gemacht wird, die unendlich

zarten und in dieser Form noch praktisch störungslosen „Dissonanzen“ nicht zu einer extremen, thatsächlich störenden Größe heranzuziehen und anwachsen zu lassen, in welcher Größe und Summe sie allein erst als Formen des Uebels auftreten, die nach physischer und moralischer Seite drückend empfunden, nur zu oft zu unlautern Thaten Veranlassung geben, welche die Wesen untereinander zu immer weitern unerträglichen Conflicten führen. So ergibt sich uns hier, wo wir den sich entwickelnden Menscheng Geist begleitet haben, bis zu der Stufe, da er das Auge auf den Makrokosmos richten lernte, um in seiner Erscheinung die Gewißheit der ewig schönen und erhabenen Weltordnung zu ahnen und die Höhe der Unwahrscheinlichkeit zu ermessen, welche die Totalität dieser Ordnung zu stürzen im Stande ist (um freilich ebenso im Hinblick auf das Jammerthal der Erde nur zu tief den Contrast zu empfinden, der die Erscheinungen des Mikrokosmos auf unserm Planeten von dieser Ordnung trennt), ein Fingerzeig, von dem aus sich auch das geschichtliche Problem über das Uebel mit Hinblick auf die Thatfachen lösen läßt. Wer sich den Ueberblick über die Geschichte bewahrt, der wird angesichts der Thatfachen nicht davon zu reden wagen, daß die Erscheinung des Uebels und des Elends, sei es moralisches und sociales oder physisches Elend, vom tiefern Gesichtspunkte gesehen, nur von relativer und subjectiver Bedeutung sei. Es ist sonderbar genug, daß es Philosophen gegeben hat, welche derartige Ansichten, die sich historisch so wenig beglaubigen, zu vertheidigen wagten. Was wäre denn im Hinblick auf die Zustände des Elends, welche die Wildheit und Roheit mit sich führen, das gemeinsame objective Streben nach Cultur in der Geschichte, wenn ein solches Bestreben sich nicht geschichtlich aus der ganz allgemein getheilten Auffassung aller herleitete, daß wir mit einer höhern Gefittung unerträglichen Verhältnissen und Drangsalen entgegen, denen das uncultivirte gemeine Dasein fortdauernd ausgesetzt bleibt. Hungersnoth und Pestilenz, Erscheinungen, welche in so

hohem Maße das noch uncultivirtere Leben der Urbölker heimsuchten und beängstigten, wurden zu allen Zeiten, und selbst von den niedrigsten Völkerstämmen, als furchtbare Drangsale angesehen, denen man durch gemeinsame Maßregeln, wo es sich thun ließ, zu entgehen suchte. Soweit das Leben auf unserm Planeten athmet, mußten ihm diese Grundstörungen und Hemmungen seines Daseins tatsächlich als Uebel erscheinen. Aber wie diejenigen Weltweisen, welche im Hinblick auf die Geschichte das Uebel völlig leugneten und seine Subjectivität behaupteten, ihre Augen den Thatsachen verschlossen, so übersehen andere, denen die Blicke in die Geheimnisse des psychologischen Lebens verschlossen sind, daß nicht alle Formen der Unlust und Hemmung des Lebens schon ein Uebel sind. Denn wie wäre eine Lust nur denkbar, wenn sie nicht durch die sanften Wellen des Schmerzes in ein bestimmtes Licht gestellt würde. Wie das helle Licht nicht ohne die zarten Züge des Schattens, so ist auch die Lust nicht ohne den Schattenflor von sanftern Unlustwellen denkbar. Nicht Unlust und Schmerz in ihren sanften Erscheinungen an sich sind bereits ein Uebel, sondern nur der Sturm, der diese sanften Wellen, in denen sich unser Leben schaukelt, zu schäumenden wilden Wogen zusammentreibt, um die Gefühle aller gleichmäßig hiermit in ein Chaos zu stürzen, erst dieser Sturm bringt das Uebel zur furchtbaren Erscheinung. So wie der Orkan entsteht, so entsteht das Uebel. Anfänglich sind es nur sanfte abwechselnde Wellen von Lust und Schmerz, in denen sich die Wesen wie Lusttheilchen im sanften Winde normalmäßig schwingen, aber als wenn sich diese Theilchen darin gefielen, böswillig einem einseitigen Zuge zu gehorchen, thun sie sich aberrativ zusammen zu einer gleichgewichtslosen einseitigen, furchtbaren Strömung, und je einseitiger diese Strömung wächst, um so mehr reißt sie andere Theilchen in diese für alle furchtbar werdende Bewegung hinein, und die gewachsene Masse schwillt an zum Sturme, und der tobende Sturm, der die Bäume zu entwurzeln beginnt, gestaltet sich zum alles verheerenden Orkan, dessen unaufhaltsame Kraft

das Weltall zum Chaos mit sich fortreißen könnte, hätten sich nicht inzwischen von innen und außen Widerstände organisirt, welche den furchtbaren dämonischen Fluß der entfesselten Masse hemmen und zum Austoben bringen. Wie den Theilchen des sanft und harmonisch vom Lichte bewegten Luftmeeres, so ergeht es den lebendigen Atomen und Wesen des Weltalls, sie schaukeln und sonnen sich ästhetisch in den abwechslungsreichen sanften Kräuvelungen von Licht und Schatten, von Lust und Unlust, aber wehe, wenn sie sich aberrirend einseitig aus dem normalen Spielraum ihrer Schwingungsweite begeben und mit wachsender Größe zu einer störenden Bewegung sich zusammenrotten, um die Ordnung zu entfesseln; erst dann, ungehemmt fortschreitend in dieser schiefen Richtung, verwirklichen sie für alle die Erscheinung des Uebels mit seinen Schrecken. In der ästhetischen Weltordnung herrscht somit trotz der Wellen von Lust und Wehmuth das Uebel nicht, es muß und soll daher nicht erscheinen; aber mit der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit seines partialen Auftretens in derselben erwächst zugleich allen Theilchen die sittliche Aufgabe, sich einer ästhetischen normalen Bewegungsrichtung zu bestreben, um die Harmonie des Ganzen zu erhalten. Und was wäre im ästhetisch geordneten geschichtlichen All das Leben aller zur Ordnung gezogenen Atome und Theilchen, wenn sie ganz ohne jegliche sittliche geschichtliche Aufgabe wären? Müßten sie in einer Welt ohne jede Aufgabe nicht durch Langeweile umkommen, um im dauernd gleichförmigen Genuße jedes edeln Strebens zu entbehren. Sonderbar, so lehrt uns die Kunst ebenso wie das sittliche Leben und die Geschichte die zarten Schatten und Dissonanzen gleichmäßig schätzen; denn dieselben bedingen nicht nur den sanften Wechsel des Daseins, sondern indem mit ihnen die Möglichkeit ihres Wachsthums und ihrer unrechtmäßigen Ansammlung (Aberration) gegeben ist, rufen sie in allen Theilchen das Streben wach, durch ihr sittlich ästhetisches Verhalten die Unwahrscheinlichkeit einer Gesamtsföderung so hoch zu machen, daß die Erhaltung des Ganzen

als Harmonie zugleich geschichtliche Gewißheit bleibt. Ich unterlasse es, an diesem Orte die Philosophie hierüber fortzuspinnen, und weise nur darauf hin, wie mannichfaltig die Ergebnisse der Kunstphilosophie ebensowol für die Sittenlehre wie für die Erkenntnistheorie erscheinen, sobald wir uns bemühen, Gefühl, Erkenntniß und Willen im Zusammenhange ihrer geschichtlichen Entwicklung zu betrachten.

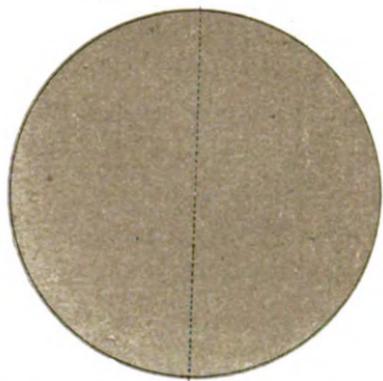
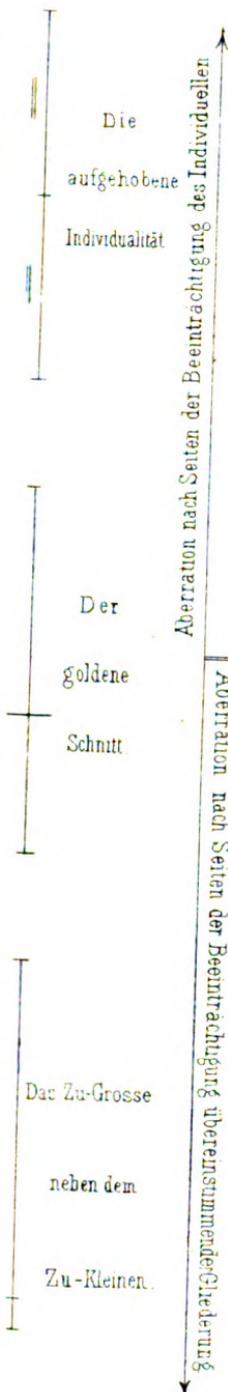
Der Sieg des Schönen und der Harmonie über die ihr aufgegebenen Conflicte, die sich aus summirenden unendlich feinen Differenzen, Dissonanzen und Schattenelementen gestalten, der ist es, der uns in den hehren Kunstwerken daher so unendlich tief hinreißt und fesselt. Wie erhebend und herrlich muthen uns in dieser Beziehung die großartigen Bauwerke der griechischen Kunstepoche an! Wie geheimnißvoll und doch beredt spricht zu uns die hier ausgesprochene richtige Proportion der Verhältnisse in der Architectonik der Bauwerke, wie „golden geschnitten“ erscheinen uns hier die Eindrücke des Aehnlichen und Unähnlichen, und wie sehr sich auch in zartester Weise die widerstrebenden Elemente als Misverhältnisse angedeutet finden, um eine individuelle Mannichfaltigkeit und Gemischtheit des Eindrucks im kleinen hervorzurufen, der Blick auf das Ganze verkündet uns in mächtiger und erhabener Weise dennoch den Sieg der Harmonie, und in ihr die Vermählung des Erhabenen mit dem wahrhaft Unendlichen. So tritt das Schöne im Bilde wohlervogener Ordnung als das Ewige, Lichtvolle und Vollendete mit einem mächtigen Uebergewicht in den Vordergrund, um die individuellen Schatten und in ihnen die störenden Elemente nur im Hintergrunde, und freilich auch hier nur bis zum gewissen Grade, ihr freieres unschädliches Spiel treiben zu lassen. Daher gefallen uns alle Formen, welche deutlich die richtige Proportion des Individuellen im allgemeinen lichtvollen Zusammenhange erkennen lassen, mit Einem Worte, wo Licht- und Schattenverhältnisse richtig gegeneinander vertheilt sind. Wie wunderbar findet sich im Aufbau alles Vollendeten das

Grundverhältniß der sich im Ganzen spiegelnden harmonischen Ordnung auch in den Verhältnissen der einzelnen individuellen Theile zu einander ausgesprochen. Wie sorgfältig meidet am vollendeten Organismus die Natur die Stellung des Zugroßen neben das ihm nahe tretende Zukleine. Wie sehr ist die organische Schöpfung in der Vervollkommnung bestrbt, in der Proportion der Verhältnisse dem Wesen jener Grundform zu folgen, die man in der Mathematik mit dem besondern Ausdruck des „goldenen Schnitts“ belegt hat.\* Nicht als wenn dieser Ausdruck überall mathematisch absolut getroffen werden könnte, aber die organische Vervollkommnung und das Bildungsgesetz suchen diesen Weg im allgemeinen einzuhalten, um den von diesem Grundverhältniß zu extrem abweichenden Formen zu entgehen, weil sich die einzelnen ordnungsliebenden Theile den Unvollkommenheitsverhältnissen der zu sehr voneinander abweichenden Größen in der Zusammengesellung nicht dauernd fügen können. Daher durchgängig in der Geschichte die Thatfache, daß das Zugroße neben dem Zukleinen zu allerlei krankhaften Ausartungen, unschönen häßlichen Reibereien und unerträglichen Erscheinungen führt, welche eben auf die Dauer unmöglich werden und sich einander aufheben. Doch wunderbar, je mehr wir in die Verhältnisse der Urwelt unsers Planeten geschichtlich zurückgehen, um so deutlicher noch finden sich die extremen und maßlosen Mißverhältnisse an allen Bildungen ausgesprochen. Wie miß-

---

\* Daß mathematisch betrachtet der sogenannte goldene Schnitt das Wesen der ästhetischen Harmonie und die ästhetische Grundidee des Weltalls widerspiegelt, hat zuerst Adolf Zeising erkannt. Ihm folgten neuerdings Fehner (vgl. dessen Schrift: „Zur experimentalen Aesthetik, Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften“, Bd. 9, Nr. 4) und Konrad Hermann („Das Gesetz der ästhetischen Harmonie und die Regel des goldenen Schnitts“ in den „Philosophischen Monatsheften“ von F. Bergmann, Jahrg. 1871, Heft 1). Daß auch für die philosophische Idee der Wahrheit dieses Gesetz die nämliche Gültigkeit besitzt, hoffe ich in einer ausführlichen Geschichte des Erkenntnislebens später genauer darlegen zu können. (Vgl. die beiliegende Karte.)

# Das Organisch-Aesthetische Grundgesetz des Weltalls und seine Aberrationen.



Die unterschiedslose Leere. (Die krankhafte Monotonie)



Die allgemeine Übereinstimmung

Die normale Proportion der Unterschiede u. Theile im Weltall.  
(Die Weltordnung)



Das unnormale Verhalten der Unterschiede zu einander  
(Die krankhafte Missbildung. Das Chaos)

UNIV. OF CALIFORNIA

NO. 100  
1000000000

gestalten und unvollkommen erscheinen uns die Riesen der urweltlichen Thiere neben den übrigen Zwergwesen, welche von jenen, aufgemuntert durch das zu große Uebergewicht ihrer Größe und Stärke, raubgierig vertilgt werden. Wie ungeschlacht und misgestalten erscheint der wilde zügellose Naturmensch gegenüber dem wohlgeformten ästhetisch gebildeten Griechen, wie vollkommen die Bauart des Menschen als des vollendetsten organischen Geschöpfes auf der Welt überhaupt gegenüber den im einzelnen viel unschöneren Thierarten. Unumstößlich tritt uns bei der Betrachtung aller geschichtlichen Verhältnisse und Prozesse unsers Planeten die Wahrheit vom ästhetischen Gesichtspunkte entgegen, daß wir uns mit der uns umgebenden Natur in einem Proceß der Entwicklung bewegen, hiermit aber nur gleichsam eine solche oben angedeutete unvollkommene Zwischenphase durchlaufen, die zurückdeutet auf einen frühern Abfall\* vom Vollkommenen; denn das Vollkommene eben suchen die Verhältnisse wiederum zu erreichen, indem sie den Progreß anstreben. Erst die Kunst, welche das Vollkommene als das allein wahrhaft Ewige und Unvergängliche hinstellt, lehrt uns die Verhältnisse um uns her in diesem richtigen Lichte betrachten. Darum wendet sich die Kunst an die vollkommenen Formen. In der Baukunst sucht der Künstler selbständig diese Form zu verwirklichen, die Plastik aber sucht sich in der Natur in dem vollendeten Bau der Organismen diejenigen Formen auf, in denen die Schöpfung in ihrer Weise diesem Ideale bereits nachkam. So folgen alle Künste unwillkürlich dem Grundgesetze der Vollkommenheit, in dem allein nach ewigen Regeln sich das Einheitliche mit dem Mannichfaltigen richtig vermählt. Nicht das Uebergewicht des Zuungleichen, nicht das Uebergewicht des Ordnungslosen oder Monotonen, sondern die Herrschaft und den Sieg derjenigen schönen Proportionen und „goldenen“ Formen erstrebt der Künstler, in denen allein sich die Vollkommenheit und sinn-

\* Ueber die Möglichkeit dieses Abfalls (Aberration) vgl. zugleich die Anmerkungen des Kapitels.

bildlich die schöne harmonische Ordnung verewigt. So sucht der Maler in seinen Gemälden ebensowol das Monotone wie das sich Verwirrende in der Zusammenstellung von Farben und Figuren, die er auf die Leinwand wirft, zu meiden; er folgt den geheimnißvollen Gesetzen des schönen Farben- und Formenspiels, ohne die sanften und gedämpften Schatten, die sich in ihm unwillkürlich verdichten, zu einer unschönen, störenden Größe anwachsen zu lassen. Aber fast mehr noch wie der Maler eifert der Tonkünstler in dem Spiele der Klänge und Töne gegen die Monotonie, und ebensowol gegen die sich im mannichfaltigen Klangspiele verdichtenden Dissonanzen und Klangverwirrungen. Den Sieg der Harmonie und der von ihr getragenen Melodie über die sich aufdrängenden disharmonischen Tonmassen und Abweichungen sucht der gewandte Componist in der Anlage seiner Tonwerke dem Gefühle unmittelbar anschaulich zu machen. In diesem Sinne steht der große Tonkünstler dem Dramatiker zur Seite, der in seinen Kunstwerken aus dem Leben schöpft und den Sieg der poetischen Gerechtigkeit durch den dauernden Sieg der sittlichen edeln Handlungsweise und den Triumph der sittlichen Stärke über die von bösen störenden Gewalten herbeigeführten Conflicten Zuschauern zum Bewußtsein führt. Was in der Welt der Farben die den Reiz derselben erhöhenden zarten Schatten, und in dem Reiche der Töne die sich zart mischenden und die Accorde eigenthümlich färbenden feinen Dissonanzen sind, das sind, wie bereits erwähnt, in der innern Gefühlswelt dem entsprechend die sanften Wellen des Schmerzes, die in dieser noch störungslosen Feinheit und Andeutung noch keinen eigentlichen Schmerz, wohl aber jene tiefbringende Wehmuth erzeugen, welche die Lust und den Reiz am Wohlgeföhle und der Harmonie nicht hindert, sondern im Gegentheil dieselben erhöht, und die verständnißvoll die Würze und das Aroma der Kunst genannt zu werden verdient. — In diesem Sinne nennt der tief sinnige Jean Paul die höchste Lust ein tief verhülltes Leid. Und was wäre die Lust ohne jene sanft hineinspielenden Wellen der

Wehmuth, nichts vielleicht wie ein in Eintönigkeit dahinsterbendes Gefühl; denn was wäre das Licht ohne die zarten Töne der Schatten, welche so wunderbar das Farbenspiel erhöhen, nichts wie eine unerträgliche und erdrückende Helle, und endlich was wäre die Harmonie der Töne ohne die heimlich mitschwingenden Dissonanzen, wol nicht mehr als die glühende, erstickende Helle ohne die lindernde Kühle. Noch ahnen wir kaum, was in der Dekonomie der unendlichen Weltordnung das sanfte Gewährenlassen jener spielenden Bewegungen zu bedeuten habe, jener Bewegungen, die mit der Harmonie des Ganzen nur dann unverträglich sind, wenn sie sich zu sehr verdichten und summiren und in dieser Form ordnungslose Unvollkommenheiten zu Tage fördern, welche das Wesen des vollkommenen Ganzen beeinträchtigen. Aber was wäre wol eine Weltordnung ohne sittliche Aufgabe, nicht mehr wie eine hohle Form ohne Inhalt. Repräsentirt daher das Weltganze eine schöne harmonische Weltordnung, so fällt hiermit den an ihr participirenden ordnungsliebenden Theilen die Aufgabe zu, alle unlautern Verdichtungen und Ansammlungen der ordnungsstörenden Dissonanzen im größern Maßstabe zu verhindern, um so durch einen sittlichen Kampf, der den Reiz des Daseins durch eine tiefere Aufgabe erhöht, zugleich die Ausbildung des Uebels zu besiegen. Dem Künstler fällt das herrliche Los zu, den Werth dieser sittlichen Aufgabe im Gebiete der Schönheit auf Erden erkennbar zu machen. Mitten in die Wogen des bewegten Lebens greift der Dramatiker hinein, um diesen sittlichen Kampf zu schildern und die Conflictte zu kennzeichnen, die sich ergeben, sobald sich die ordnungsstörenden bösen Elemente planvoll zusammengeseßen, um das Gute und Edle zu unterdrücken. Doch zu welcher Höhe sich auch die sich ergebenden dramatischen Conflictte erheben, die Peripetie tritt nur um so gewaltiger ein, und mit ihr erleuchtet und zerstreut die Sonne der poetischen Gerechtigkeit durch die Sühne das Dunkel, aus dem die Conflictte sich erzeugten. Was in der sittlichen Welt des Handelns die böswilligen Mächte und

unsittlichen Gewalten, das sind im Zusammenklang der Töne und in der Symphonie die im Flusse der Tonwellen sich verdichtenden Dissonanzen, und innerhalb eines größern Musikstückes die gegen die musikalische Grundidee anstrebenden Zwischenspiele. Welche Ausdehnung diese widerstrebenden Disharmonien auch im musikalischen Flusse des Ganzen nehmen mögen, welche Geltung sie sich erobern, nur um so vollklingender und erhebender wird auch in der Symphonie der Componist die Peripetie eintreten lassen, um der Melodie und der musikalischen Grundidee gleich der poetischen Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. — So steht die Musik, die zu dem Gefühle spricht, dem wirklichen Leben mit seinen Conflicten näher als wir zu glauben geneigt sind; denn was sich hier unsichtbar im Reiche der Töne abspielt, das verwirklicht sich im Dasein, und was die Musik wie die Künste überhaupt in Ausführung ihrer Ideen lehren, das sind sittliche Fingerzeige fürs Leben, in dem wir uns bewegen und handeln, das sind zugleich aber auch Sinnbilder der Grundform des wahrhaft Unendlichen und Unvergänglichen für die zweifelnde Erkenntniß. In diesem Sinne sind die großen Meister der Kunst nicht minder hohe sittliche Führer des Volkes wie die Meister der zur Erkenntniß strebenden Weltweisheit und die Religionsstifter. Bildend und erziehend wirken die Künste in einem Grade, der noch keinesweges genügend genug neben der Religion gewürdigt wird. Ein Volk ohne tiefern Kunstsinne kann sich bei andern sittlichen Anlagen und hoher Erkenntnißbegabung immerhin veredeln; aber das höchste Ziel freier und vollkommener Entwicklung kann es niemals erreichen.

---

Was zuerst das in diesem Kapitel besprochene Problem von Freiheit und Nothwendigkeit anlangt, so sei hier in den Anmerkungen noch Folgendes darüber nachgetragen. — Stellen wir die beiden Begriffe von nothwendiger Gesetzmäßigkeit einerseits und frei vollzogenem Wunder andererseits einander gegenüber, und bedenken wir, daß nach dem Begriffe des Wun-

ders der herrschende gesetzliche Causalnexuz suspendirt und willkürlich durchbrochen wird, so unterliegt es keinem Zweifel, daß das ungesetzliche, weil willkürlich unternommene Wunder, als solches im geschichtlichen Weltall ausgeschlossen ist. Richten wir aber unser Augenmerk auf die Abfolge des gesetzlichen Causalnexuz unter den Dingen selbst, so läßt sich dennoch innerhalb desselben der relative Gegensatz von Freiheit und Nothwendigkeit in der Bewegung und Thätigkeit alles Einzelnen recht wohl begründen. — Betrachten wir nämlich den Gegensatz von Nothwendigkeit und Freiheit, wie uns hier obliegt vom Gesichtspunkte der Geschichte, so zeigt es sich sogleich, daß sich der causale Mechanismus der Verhältnisse, in welchem sich alle Atome und Wesen im Weltall bewegen, insofern zwar stets nothwendig abspielt, als in allen diesen causal vorgehenden Bewegungen alle sogenannten Unwahrscheinlichkeiten ausgeschlossen werden. Um das einzusehen, sei Folgendes bemerkt. Wenn A eine bestimmte Bewegung repräsentirt, die auf die Abfolge von B, C, D und E u. s. w. gerichtet ist, so ist es vom Gesichtspunkte der hohen Wahrscheinlichkeit und ebenso vom Standpunkte der Nothwendigkeit begründet, daß stets auf A B folge und dann erst C, D u. s. w., ganz unwahrscheinlich und unmöglich ist es daher, daß auf A D folge. Es begründet sich also hiernach der Satz, daß in der Natur und im Weltall niemals sogenannte „freie“ unbegründete und unbegriffene Sprünge (Wunder) vorkommen, welche leßtern sich eben nicht durch den Werth der Wahrscheinlichkeit überblicken und erklären ließen. Nun aber kann es dennoch vorkommen, daß auf ein A in einem gegebenen Momente drei Bedingungen und zwar mit gleich starker Anziehung einwirken, und zwar  $B_1$ ,  $B_2$  und  $B_3$ ; die Wahrscheinlichkeit der Direction von A ist daher unter diesen Umständen nicht sogleich mit jenem frühern hohen Grade von Nothwendigkeit gegeben, denn sie hebt A hiermit in einen relativen Gleichgewichtszustand, der einen, wie man ganz richtig sagt, freieren Spielraum der Verhältnisse einschließt, innerhalb dessen erst hinterher eine neue Bewegung, nämlich die Entscheidung durch die Eigenbewegung von A vor sich geht. Wenn sich nun auch A durch Nothwendigkeit seines Charakters getrieben nach  $B_1$  hinbewegt haben sollte, so kann mit Hinsicht auf die Summe aller causalen Bedingungen und trotz der höchsten Wahrscheinlichkeit dennoch vermöge längerer Schwankung des A diese Charakterbewegung dahin ausfallen, daß sich A um ein Unmerkliches dem  $B_2$  oder dem  $B_3$  genähert hatte. Diese Unmerklichkeit der Abweichung konnte sich also nur ergeben aus der schwankenden Eigenbewegung von A, gegenüber allen seinen Bedingungen, welche es beeinflussten; diese anfängliche Unmerklichkeit

zann sich aber bis zur Mercklichkeit im oftmaligen Wiederholungsfalle so sehr steigern, daß endlich A nicht wieder auf  $B_1$ , sondern sich bei Charakterwandlung auf  $B_2$  oder  $B_3$  zubewegt. Ist die Richtung von A auf  $B_1$  die Normalrichtung und  $B_2$  und  $B_3$  die Aberration, so ergibt sich hieraus der Satz, daß sich Aberrationen und Wandlungen des Charakters ursprünglich stets auf dem Wege des Unmerklichen, d. h. der unendlich kleinen Differenzen herleiten. Geschichtlich betrachtet kann daher, in diesen engen Grenzen eingeschlossen, unter oben angegebenen gesetzlichen Umständen und Bedingungen, sobald sie auftauchen, niemals das Wesen der Freiheit (resp. der Charakterwandlung) für irgendein mit Eigenbewegung behaftetes Atom und Wesen (und es gibt keine andern im Weltall) geleugnet werden. In diesem richtig betrachteten Sinne hat daher die Freiheit innerhalb jedes gesetzlichen Causalnexes ihre begründete Annahme. Und wohin würden wir wol geschichtlich kommen, gingen wir, ohne Rücksicht auf Gesetz und Nothwendigkeit, von einer absolut freien Willkür aller Bewegungen der Dinge im Makrokosmos aus? Offenbar bliebe unter diesen Umständen die Welt mit ihren Erscheinungen eine ganz verständnißlose Anarchie, in der die Geschichte eben völlig untergegangen wäre. Ginge man indessen umgekehrt von einer eng und absolut begrenzten gesetzlichen Nothwendigkeit aller mechanischen Bewegungen und Theilchen im Mikro- und Makrokosmos aus, so daß in ihr jede Freiheit, d. h. auch die kleinste, durch Eigenbewegungen ausgeschlossen bliebe, so versielen wir damit in einen prästabilierten Automatismus aller Erscheinungen, und in diesem Sinne in einen hohlen geschichtslosen Fatalismus, innerhalb dessen jede geschichtliche Aufgabe, und damit wiederum die Geschichte selbst, aufgehoben wäre. — Es ist hier nicht unsere Aufgabe nachzuweisen, wie demgemäß die Probleme zu lösen sind, welche nach dieser Seite hin die Physiologie und die Psychologie uns entgegenstellen. Aber andeuten möchte ich, daß wir in diesen Gebieten nur dann zu einer Lösung dieser Fragen gelangen werden, wenn wir jedes Atom als sogenanntes „biologisches Atom“ ansehen. (Vgl. des Verfassers Schrift: „Die psychophysische Bewegung in Rücksicht der Natur ihres Substrats.“) Das biologische Atom kann nicht wie ein Automat nur von außen getrieben werden, sondern da es in sich selbst voller Leben ist, so geht es innerhalb des Causalnexes seinem eigenen Triebe nach, so daß es unter Umständen, wo es sich in mechanische Bedingungen verflochten findet, unter welchen nachweislich von vielen Seiten gleichstark auf dasselbe eingewirkt wird, es innerhalb dieses Gleichgewichts der Anziehungen nur derjenigen folgt, zu der es relativ frei, d. h. sich seinem innern Charakter gemäß lebendig getrieben fühlt. Es

ist daher ganz richtig in psychologischer Hinsicht, daß, wenn wir genau den Charakter eines Wesens kennen, wir auch mit hoher Wahrscheinlichkeit zu bestimmen im Stande sind, welchen der gleichmäßigen Anziehungen bestimmter Motive er Folge leisten werde. Allein der Charakter eines Wesens und Atoms ist eben im Laufe der Zeit selbst, wie oben gezeigt, etwas Wandelbares, die Wahrscheinlichkeit seiner Entscheidung daher nicht für immer vorauszu sehen, und zwar um so weniger, als von außen zugleich mit der Zeit die verschiedensten ihm unbekanntem Lebenslagen an dasselbe herantreten, welche oft des Zufälligen scheinbar für dasselbe einzuschließen scheinen. Ein Wesen oder „biologisches Atom“, das daher heute mit hoher Wahrscheinlichkeit sich stets harmonisch bewegte, braucht sich daher nicht für immer so zu bewegen oder zu handeln, da es in immer andere Lagen verstrickt und verschieden beeinflusst, mit Wahrscheinlichkeit seine Richtung demgemäß unmerklich oft ändert und sich so allmählich gewissen Einseitigkeiten anpassen und hingeben kann, die, sobald sie unbekämpft bleiben, gegen seinen frühern Wandel verschieden sind. Kommt ein solches einseitig handelndes, oder allgemein ausgebrüdt aberrirtes Atom alsdann mit andern Atomen in Berührung, so kann es durch einseitige Beeinflussung diese andern ihm nahe tretende Atome als Verführer zur Nachahmung anregen und also Anstreckung bewirken, sodas sich oft unmerklich auf ganz natürlichem und gesetzlichem Wege, d. h. innerhalb des Ablaufs des mechanischen Causalnexus, eine Aberration vieler Theilchen gleichzeitig verwirklicht, welche erkennbar wird gegenüber allen übrigen normalen Bewegungen der Nachbartheilchen und der frühern Bewegungen der aberrirten Theilchen selbst. So können unter den strengsten Gesetzen des physikalisch-chemischen Lebens im lebendigen Organismus Aberrationen des Orts, der Ausbildung, des Wachstums u. s. w., mit Einem Worte Transmutationen vor sich gehen, um zugleich unter den Zellen das Wesen der Krankheit zu verwirklichen. Es liegt im Wesen der Sache, daß damit die Aufgabe für die Theilchen eintritt, diese merklich gewordenen Aberrationen an sich und den übrigen zu hemmen und dieselben zur Rückbildung zu nöthigen. Ganz ähnliche Erscheinungen gehen im Staatsleben und in der moralischen Charakterthätigkeit der Menschen im Laufe ihres socialen Lebens vor sich. Viele wandeln sich in ihrem Thun und Lassen so oft und lassen sich so gehen, daß wir mit Recht sagen, sie seien charakterlos, andere dagegen zeigen eine sichere Constanz ihres Benehmens, und solche Charaktere loben wir, sie erscheinen uns sogar als freier wie diejenigen, welche vielen äußern Einflüssen zugänglich, rasch zu neuen Schritten hingerissen werden. Am unberechen-

barsten, scheinbar am freiesten, aber vielmehr nur am willkürlichsten handelt etwa ein Wahnsinniger, der allen merklichen und unmerklichen Störungen und Einflüssen preisgegeben ist, ohne diese bekämpfen zu können. Der Mikrokosmos der Gedankensphäre eines solchen spiegelt deutlich das Chaos. Zielen alle Wesen in ähnliche Delirien, so könnte sich keine sociale Ordnung verwirklichen, die Anarchie wäre ausgebrochen und die gesetzliche Freiheit in diesem Zusammenhange gestört. In solchen Zuständen herrscht daher krankhafte Willkür, aber keine Freiheit. Freiheit existirt daher nur unter dem Schutze eines zu befolgenden Gesetzes, das nothwendig sein soll, ohne daß es die unter seinen Schutze gestellten Theilchen in absolute Fesseln schlägt. Das wahre Gesetz lebt daher umgekehrt nur in einem gewissen Spielraume der Freiheit, und die wahre Freiheit nur unter dem Mantel eines sie zart umfassenden Gesetzes. Diese Freiheit im nothwendigen Gesetze bringt auch die Kunst zur Darstellung. Kein Gesetz freilich hindert im geschichtlichen Weltall, vermöge des Spielraums der Freiheit, das Ausbrechen von Krankheiten und Aberrationen durch unmerkliches Umgehen des Gesetzes und Mißbrauch der Freiheit. Deshalb aber entsteht im geschichtlichen Weltall kraft der gewährten Freiheit die sittliche Aufgabe, diese Umgehung der Gesetze, sobald sie merklich wird, an sich und an andern zu hindern. Ein Volk ist aber in der Geschichte um so freier, je constanter es sich an seine Gesetze bindet, die in ihrer Form so liberal sind, daß sie dem freien Streben des selbstbewußten Einzelnen keine Fesseln anschnieden. Während die Ansichten Spinoza's über die unbedingte Herrschaft einer eisernen Nothwendigkeit, welchen so viele Philosophen später gefolgt sind, die Erscheinung des Uebels innerhalb des gesetzlichen Causalnetzes völlig unerklärt lassen, ist es vorzugsweise der gedankenreiche Leibniz gewesen, der sich hierüber eine Anschauung gebildet hatte, die der unsern verwandt ist. Dieser Anschauung gegenüber sind wir verpflichtet, die unsere abzugrenzen. Leibniz setzt in seinen „*Essais de Théodicée*“ auseinander: „daß wir ein dreifaches Uebel zu unterscheiden haben, und zwar ein metaphysisches, ein physisches und endlich ein moralisches.“ Das metaphysische Uebel leitet Leibniz im allgemeinen aus der Leidensfähigkeit der Monaden überhaupt ab. Da jede Monade eine passive Seite hat, so muß sie auch neben der Lust das Leid erfahren, und neben den Wellen der Harmonie, von denen sie getragen wird, muß sie abwechselungsweise auch von Dissonanzen nothwendig ergriffen werden. Wir haben schon früher gezeigt, daß die Wesen und Atome im Weltall gleichsam umkommen müßten in der absoluten Glut eintöniger Helle, wäre dieselbe nicht zart abgedämpft durch sich leise dazwischenschiebende Schatten.

Auch ließe sich eine Harmonie ohne diese zart mitschwingenden Dissonanzen, gegen welche sich dieselbe erhält, gar nicht denken. Stimmen wir in diesem Punkte mit Leibniz überein, so trennen uns indessen sogleich seine Folgerungen. Leibniz sucht nämlich nicht nur die psychologische Dissonanz einer sanften Wehmuth gegenüber der einseitigen Lust an allen Wesen mit Hinblick auf seine Annahmen von der „besten Welt“ zu rechtfertigen, sondern anknüpfend hieran vertheidigt er auch die umfangreichern Dissonanzen, die sich mit ihren Rückwirkungen in der socialen Welt und im praktischen Gesammtleben der Geschöpfe oft grauenvoll abspielen. So führt Leibniz aus, um den Schöpfer zu rechtfertigen, daß alle (selbst die furchtbarsten) Uebel in der Welt zugelassen seien, um als Strafen und Besserungsmittel der Geschöpfe zu dienen, eine Ansicht, die mittelalterlich in ihrer Art, von speculirenden Theologen oft genug wiederholt wurde. Diese Ansicht geräth offenbar in die allergrößten Widersprüche, da die Weisheit, Güte und Heiligkeit des Schöpfers sich niemals mit einer Zulassung so übergrausamer Strafverfahren vereinigen lassen wird. Die Entstehung derartiger übergroßer Dissonanzen, unter denen sich eben oft ein Theil der Geschöpfe im Weltall verblutet, bleibt daher zu erklären. Leibniz hat uns diese Erklärung nicht gegeben, und doch bietet die richtig gefasste Monadologie immerhin eine geistvolle Basis, um die Anschwellung der Dissonanzen zu unnormalen Größen genügend zu erklären, sobald wir auf die oben gegebenen Ausführungen über die Entstehung der Aberration und der Charakterwandlungen der Wesen und Bewegungen innerhalb des gesetzlichen Causalnexüs achten. Daß auch hier bei den Charakterwandlungen die unmerklichen Differenzen Leibniz' die richtige Grundlage der psychologischen Erklärung bieten, haben wir oben gezeigt. Leibniz vermochte diese Erklärung nicht zu finden, da er sich durch die Annahme der prästabilirten Harmonie verirrt hatte. Nach dieser Ansicht war nämlich jede äußere Wechselwirkung der Wesen aufgehoben; denn alle Wesen glitten hiernach harmonisch in einer gegebenen Richtung.\* Von mechanisch-psychologischen Wechselwirkungen unter den Monaden konnte Leibniz im Grunde daher gar nicht reden. Wie sich für die Monade in Wechselwirkung mit andern in gegebenen Momenten ein Gleichgewicht der bedingenden Motive ihrem Charakter gegenüber ausbilden konnte, um so die Charakterbewegung der Entscheidung einer Monade einsehen zu lassen, lernte Leibniz in diesem Falle nicht mehr einsehen. Wie aber die Charakterwandlung und die Aberration

---

\* Vgl. Caspari, „Leibniz und die Begriffe von Kraft und Stoff“.

ber Wesen zu Stande kam gegenüber der normal zu ver-  
folgenden Laufbahn und Kreisbahn derselben im harmonischen  
Weltall, und wie durch fortgesetzte Aberrationen die Har-  
monie völlig gestört und die zarten noch störungslosen Disso-  
nanzen (vgl. oben Text) in wirklich objective Störungswerte  
und übergroße, unerträgliche Dissonanzen verwandelt werden  
konnten, das mußte Leibniz, obwol er den Werth des Unmerk-  
lichen so geistvoll behandelt hatte, dennoch verschlossen bleiben.  
Nachdem wir uns so über die Erklärung der in der Geschichte auftretenden  
Dissonanz und des Uebels unterrichtet haben, lehren wir zur Kunstent-  
wicklung zurück, um in Bezug auf das im Texte Gegebene noch einige  
Zusätze nachzutragen. Zeichneten sich Indier und Hebräer sehr früh in  
Bezug auf die Dichtkunst aus, so waren es die Indier gleichfalls, nebst  
den Chinesen, die sich verhältnißmäßig sehr früh um die Entwicklung der  
Tonkunst hohe Verdienste erwarben. Diese Völker erfanden früher wie  
andere brauchbare Klanginstrumente, auf denen sie eine Reihe von Tönen  
hervorbringen konnten. Durch eine besondere Begabung für die Klang-  
formen waren Indier und Chinesen mehr wie andere Völker der Tonkunst  
zugethan, und so ist es begreiflich, daß wir bei den letztern schon in alters-  
grauer Zeit ein Tonssystem von 12 Tönen antreffen. Bedenken wir aber,  
wie nur mit großer Aufmerksamkeit und Berechnung die feinem Intervalle  
der Tonleiter geschieden und gefunden wurden, so müssen wir den bevor-  
zugten Erfindungsgeist dieses Volkes für die Musik außerordentlich be-  
wundern. Was die Fixirung der Einzeltöne anlangt, so haben wir Grund  
anzunehmen, daß sich aus dem Klanggewirre der noch ungeschiedenen  
Töne zuerst das Verhältniß des Grundtons zur Quinte bestimmter aus-  
geprägt und festgestellt habe; es bilden diese Töne die Grenzen der Breite  
des mittlern Registers der menschlichen Stimme, in welchen sich ohne  
Schwierigkeiten die Bewegungen des Muskelapparates vollziehen können.  
Nicht die Octave war der vom Grundtone zunächst unterschiedene Folge-  
ton, denn die Octave ist nur die höhere Wiederholung des Grundtones,  
sondern die Unterscheidung blieb eben des bestimmten Contrastes halber  
bei der Quinte stehen, und so erklärt es sich, daß das Quintenverhältniß  
in der frühesten Entwicklungsgeschichte der Tonkunst eine so große Rolle  
zu spielen begann. Nachdem das früheste Tonverhältniß zwischen Grund-  
ton und Quinte einmal fixirt war, liegt es nun nahe anzunehmen, daß  
sich die Stimmen unwillkürlich der Terz und der Secunde u. s. w. zuwandten,  
und in der That ist dies so geschehen. Die so unterschiedenen Töne  
wurden von den Priestern mit bestimmten Namen belegt, und die Chinesen

nannten beispielsweise den ersten Kung, Kaiser, den zweiten Aſchang, Minister, den dritten Rio, das gehorchende Volk, den vierten Iſche, Staatsangelegenheit, den fünften Nu, Gesamtbild aller Dinge. Von den Indern wissen wir, daß sie ganz dieselbe Tonleiter erfanden; im „Soma“ wird erzählt, daß sie ihre Tonleitern nach den Provinzen des Reichs nannten und hiermit durch die Namen Māravi, Dhangāsi, Bhairasi, Mhedhyamabi u. s. w. bezeichneten. Die Töne waren den Indern liebliche Nymphen, und die Tonleitern Nymphenfamilien. Die Inder erfanden zugleich eine überaus große Anzahl von verschiedenen Tonarten, und zwar werden im heiligen „Soma“ deren 960 erwähnt. Freilich waren von diesen Tonarten nur die wenigsten brauchbar; aber dennoch bedienten sie sich deren 22. Von diesen 22 brauchbaren Tonarten stimmten ebenso viele zur Freude wie zur Trauer. Nachdem sich verhältnismäßig sehr früh der Rhythmus und das Versmaß in der erhebenden Sprache eine künstlerische Geltung erobert hatten und die priesterliche Redeweise hiermit zugleich Würde und Nachdruck angenommen hatte, kann es nicht wundernehmen, daß die Takteinteilung und der Rhythmus auch auf die Tonwelt übertragen wurde; denn der Gesang war ja im Grunde nichts weiteres wie die zur höchsten Begeisterung gestimmte Sprache, oder doch die zur höchsten Wirkung erhobene Stimme. Da nun die Priester sich dem Gesange mit ganz besonderer Vorliebe hingaben und ihre rhythmischen Redeweisen gern mit Gesang begleiten, war die Uebertragung des Rhythmus und der Zeiteinteilung auf die Tonfolgen zu nahe gelegt, als daß sie hätte unterbleiben können. Ähnlich verhält es sich mit der Tanzkunst, die zur Musik in inniger Verwandtschaft steht und auch nur den Ausdruck einer tiefen freudigen oder gespannten Bewegung spiegelt. Daß sich neben dem wachsenden Sinne für die Zeitordnung auch der Sinn für die Raumordnung und für schöne Proportion und Symmetrie ausbilden mußte, ist psychologisch selbstverständlich, und so sehen wir denn auch die auf der Raumeinteilung sich begründenden Künste nach und nach einer Vereblung entgegen gehen. Immerhin werden wir anzunehmen haben, daß die sich auf ebenmäßige Zeiteinteilung begründenden Künste, die Dichtkunst sowol wie Ton- und Tanzkunst, früher den Ausdruck echter Kunstform angenommen haben wie Baukunst, Plastik und Malerei. Obwohl alle Künste gleichberechtigt sind, da sie auf ihrem Wege und mit Rücksicht auf das ihr zukünftliche Material ein gleiches Ziel anstreben, so findet man nicht selten die Dichtkunst und Tonkunst als die edelsten Künste angegeben. Es wird sich diese Meinung indessen niemals in Rücksicht auf das Ideal und die Kunstidee rechtfertigen lassen; auch von dem edlern und unedlern Material wird

sich nicht reden lassen; denn überall redet die vollendete Kunstidee als solche in Bezug auf das gebildete Gefühl mit gleich erhabener Zunge. Dennoch liegt ein Anhaltspunkt für die große Bevorzugung der Musik und Dichtkunst in der Entwicklungsgegeschichte begründet. Betrachten wir nämlich die Künste zugleich als bildende und veredelnde Erziehungsmittel, so kann es nicht wundernehmen, weshalb das so tief einschneidende Wort, und also die Sprache, sich am frühesten durch den Nachdruck der veredelnden Kunstform verkärt hat, während erst die Welt der Töne und endlich die übrigen Künste diesen zugleich sittlich wirkenden Nachdruck von der gehobenen Rede entliehen haben. Als bildende Erziehungsmittel angesehen sind die beiden redenden Künste im engern Sinne die höchsten, und Dramatiker und Lirndichter sind nicht ohne Grund gewöhnt, sich im Volke am höchsten gestellt zu sehen. — Nicht alle Völker besaßen in Bezug auf die Kunsttriebe eine gleiche Begabung, und namentlich verschieden erschien diese Begabung in Bezug auf die Musik. Nicht alle Culturvölker wußten in dieser Kunst schon früh etwas zu leisten, im Gegentheil erscheinen neben den alten Indern und Chinesen, deren Verdienste sich indessen nur auf die Anfänge der Musik beziehen, nur die Aegypter, die Hebräer und Griechen später hierin wahrhaft hervorragend. Während die alten Aegypter mehr Sinn für die melodische Gestaltung besaßen, legten die Hebräer und Griechen mehr Werth auf die Accentuation. Die Aegypter hatten sehr früh gewisse musikalische Leistungen aufzuweisen, sie liebten die Harfe und Lyra, und gebrauchten die Flöte und Trompete. Ganz besonders war es die Flöte, welche von den dem Serapis geweihten Spielern zur Begleitung der im Tempel gesungenen Lieder verwendet wurde. In besonders hohem Ansehen stand in Aegypten die Kesselpaule, deren 45 zum Zeichen der obrigkeitlichen Gewalt den Königen voraufgetragen wurden. Neben den Aegyptern waren es besonders die Hebräer, welche viel Sinn für die Musik entwickelten. Bei den Juden fand daher die Musik schon sehr früh und ursprünglich eine ausgedehnte Anwendung beim Tempeldienst. Daß die Kunst der Musik eine hervorragende Beschäftigung des alten Priesterthums war, wurde bereits im Texte erwähnt. Keine Kunst ist wol in hervorragendem Maße neben der Dichtkunst von Priesterhänden so gepflegt worden wie die Musik, es erklärt sich das nicht nur in Rücksicht auf den Ursprung dieser Kunst, sondern auch dadurch, daß die der Musik angehörenden Gefühlswirkungen die Idee der Kunst besonders lebendig vor Augen führen und hiermit eine sittlich veredelnde Einwirkung auf Herz und Gemüth ausüben. Bei den tiefreligiösen Juden fand die Musik im Stamme Levi nach dem ausdrücklichen Gebote des Moses die

eifrigsten Fortbildner. David theilte die Leviten in Priesterdiener, Thürhüter, Säger, Musiker und Richter. Im Tempel war für die Säger eine Sägerbühne (Doushan) angebracht, die sich gegenüber der Bundeslade erhob. Hauptsächlich waren es Psalmen, welche den Sägern zu den verschiedensten Zeiten vorgeschrieben waren. So lehrt uns die Geschichte, daß es vorzugsweise die dem Erhabenen zugeneigte religiöse schwermüthige Hingabe der Hebräer war, welche sie hervorragend musikerständig machte. Mehr wie viele andere Volkstämme konnten daher die Hebräer den tiefmusikalischen Sinn in sich lebendig erhalten, und begreiflich ist es daher, daß noch heute die Compositionen der Juden neben denen der Italiener und Deutschen unter den in der Tonkunst wetteifernden Völkern einen hohen Rang behaupten. (Vgl. dem gegenüber Richard Wagner, „Das Judenthum in der Musik“.) Den tiefsten Sinn für Musik offenbarten indessen im Alterthum wiederum die kunst sinnigen Griechen. Der allem Schönen und Melodischen zugängliche Sinn der Hellenen faßte das Wesen der Musik so tief, daß sie in ihrem geistigen Entwicklungsgange oft nahe daran waren, ihre Erkenntnißweise völlig mit der musikalischen Anschauungsweise zu verschmelzen. Wir werden im Folgenden genauer zu erwähnen haben, daß es die Pythagoräer waren, welche von dem tiefen Hauche diejer Gefühlsoffenbarung durchdrungen waren, eine Offenbarung, die in ihren Rückwirkungen selbst noch einen Plato so tief erschütterte, daß er in der unendlichen Idee der Ordnung eine göttlich klingende Musik zu erblicken glaubte. So hingerissen waren die Hellenen von der Offenbarung der Musik, daß sie Orpheus als einen göttlichen Heroen anstauten, der zu den weisesten des Geschlechts gezählt wurde. Wer in die Tiefe der griechischen Philosophie hinabtaucht, und wer den Werth der Grundbegriffe von Maß und Verhältniß ermißt, wer ferner zugleich überblickt, wie sich die Griechen durch ihren klaren plastischen Formensinn und ihr anschauliches Darstellungsvermögen über die abstracten Zügellosigkeit der orientalischen Priesterphilosophen und der Dichter der Kosmogonien erhoben, der wird das Wort Strabo's, daß die Griechen alle Bildung und allen Geist der Musik verdanken, völlig verstehen. Und in welchem Volke hätten Maß und Eintheilung, melodische Formen und rhythmische Klänge sich tiefer eine Geltung im Geistesleben verschaffen können als bei den Griechen, deren Sprache von Natur aus zur Melodie hinneigte und deren Accentuation sich fast unwillkürlich dem Rhythmus anpaßte. Rhythmus und Symmetrie in Form der Sprache wie in Form künstlerischer Thätigkeit, und dazu Ueberblick und Klarheit in der Philosophie, das ist es, was wir bei den Griechen gleichmäßig bewundern.

Daß bei einer solchen tiefen Kunst- und Erkenntnißanlage alle Kunsttriebe sich in sehr hohem Grade veredeln konnten, und unter den Händen dieses kunstbegabten Volkes auch die Baukunst und Plastik sich ihrer bisherigen unbethülften Formlosigkeit entäußern mußten, wird uns leicht erklärlich. So war es denn den Griechen beschieden, in allen Hauptkunstzweigen das Kunstideal in höchster Weise zu verwirklichen, und mit diesem Volke beginnt daher nicht nur eine neue Epoche der Kunstgeschichte, sondern eine neue höhere Culturgeschichte. — In uralter Zeit waren es die Peläger und Thraker, und zwar besonders die Letztern, deren Sinn für Musik und Tanz ganz außerordentlich begabt und hervorragend war. Zur Verehrung der Demeter sangen sie religiöse Lieder, begleitet von Tanz und den Klängen einer schalmeiartigen Rohrflöte. In keinem Volke hat der urwüchsigste Volksgesang eine so heimische Stätte gefunden wie in Griechenland. Priesterliche Sänger und Dichter traten unmittelbar und frei aus den Reihen des Volks hervor, um am Altare der Götter ihre Begeisterung kundzuthun. Hymnen wurden gesungen, um die Feste der Götter zu feiern, und fast unwillkürlich gestaltete sich die melodiose Sprache zur rhythmischen Strophe, und die Tonfolgen des begeisterten Gesanges zur taktmäßigen Musik. Früh waren die Griechen bestrebt, ihre ursprünglichen einfachen Instrumente zu vervollkommen. Die Tonarmuth der einfachen Flöte genügte ihnen nicht, und so erfanden sie bald die Doppelflöte (Syrinx), und um die Tiefe und Höhe der Töne schneller wechseln zu können, stellten sie viele Flöten aneinander, und so entstand die Panflöte, aus der sich später unsere Orgel entwickeln sollte. Pauke, Klapper und Becken waren bei den Griechen früh im Gebrauch, und ihre lärmenden Töne wurden ganz besonders in den wilden Festen des Dionysos und der Kybele verwendet. Mit dem Verfall der Poesie und des sittlichen Staatslebens in Griechenland begann auch der Sinn für die Musik zu erschlaffen. Wie die Sophisten in vieler Hinsicht die Philosophie in den Staub zogen, so auch geschah es mit der Musik in ähnlicher Weise durch die Techniten und Agonisten; die Kunst wurde jetzt nicht mehr um ihrer sittlichen und künstlerischen Idee willen gepflegt, sondern sie diente nur noch zur Effecthascherei und zum Erwerb. Das Virtuosenhum nahm überhand und verstand sich bei dem gefunkenen Volke einzuschmeicheln. Es war nicht mehr die innige Hingabe an die tiefergreifende Melodie und das Erhabene in der ansprechenden Ausdrucksweise, sondern nur noch die Technik und die äußere Fertigkeit, die man zu bewundern sich gewöhnt hatte. Solchen Technikern setzte man in einer übertriebenen falschen Begeisterung später in Griechenland Denkmale, und einer fertigen Flötenspielerin, Lamia, errichtete

man zu Athen sogar einen Tempel. So sank allmählich die schöpferische Kraft der Griechen, ebensowol in der Kunst wie auch in den übrigen geistigen Thätigkeiten, die ein offenes Ohr für die aus der Tiefe des sittlichen Gewissens kommenden Einflüsterungen voraussetzen. Ausgestattet mit einer überaus reichen Kunstbegabung und mit einem mächtigen Erkenntnißtriebe, fehlte dieser sinnlichen und träumerischen Nation, was viele Jahrhunderte hindurch dem ihr am meisten ähnlichen Volke, nämlich den Deutschen mangelte: die sittliche Thatkraft und die Energie des Willens und Handelns. So geschah es, daß die griechischen Stämme politisch innerlich zerfahren blieben und nur zu bald die Beute mächtiger Nachbarn wurden. Freilich konnte die geforderte sittliche Thatkraft in Griechenland noch nicht den Boden finden, den sie zu ihrem Gedeihen nöthig hatte, denn dieser Boden wird allein durch eine haltbare sittlich religiöse Idee geebnet, die den Griechen noch mangelte und zu welcher sie sich trotz ihrer großen Begabung nicht emporzuschwingen verstanden. Es war im Verlaufe der Entwicklungsgeschichte andern Völkern vorbehalten, eine haltbare sittlich-religiöse Idee zum Durchbruch gelangen zu lassen, wenden wir uns daher im folgenden Kapitel, unserer Aufgabe gemäß, dem frühesten Entwicklungsverlaufe der geistigen Bestrebungen auch nach dieser Seite hin zu.

---

### Das Wesen der religiösen Idee und die Religionsstifter.

Religion, Kunstsinne und primitives Erkenntnißleben in ihrer Verwandtschaft und Wechselwirkung untereinander. — Recapitulation der urgeschichtlichen Religionsentwicklung. — Das Streben nach sittlicher Vollkommenheit und die psychologische Entstehung der Erlösungsidee. — Das Auftreten der Religionsstifter in den subtropischen Ländern als dem Haupttheater der religiösen Entwicklungsgeschichte. — Die Lehre Zoroaster's als ursprünglicher Brennpunkt der Entwicklung der moralischen Idee im Religionsleben der Urböcker. — Confucius, der Verkünder der Erlösungsidee in China. — Die Erlösungsidee in Indien. — Die religiösen Eigenschaften der alten Hebräer und die historischen Schicksale dieses Volkes. — Die Hebräer werden der Knotenpunkt der höhern religiösen Entwicklungsgeschichte des Orients. — Das Auftreten Christi. — Das Beispiel seines Lebens als Zielpunkt sittlicher Handlungsweise. — Die Unfähigkeit der Willenstriebe, sich zur Höhe eines reinen Handelns zu erheben, und das Zurückbleiben der sittlichen Entwicklung gegenüber der Entwicklung der Kunstanlagen. — Die Vermittelung der Erkenntniß und die Wechselwirkung aller geistigen Entwicklungsfactoren. — Das zukünftige Geistesleben.

Die Urgeschichte und Entwicklungsgeschichte des ursprünglichen Geisteslebens fanden wir, wie unsere Betrachtungen hinreichend gelehrt haben, auf das innigste verknüpft mit dem innern Aufschwunge des religiösen Lebens. Religion und Nächstenliebe erhöhten den Menschenfinn und bereiteten den Boden vor, sodas nach dem ersten

äußern Anstöße der Geist die thierische Auffassungseuge und Betrachtungsweise völlig überschreiten und seinen Gesichtskreis erweitern konnte. Mit dieser Erweiterung aber wuchs der Intellect, und nicht minder der tiefere Kunstsin. Ursprünglich feierten Religion, Kunstsin und primitives Erkenntnißleben einen engen, innigen Bund, der sich nur erst im Laufe des weitem Entwicklungsprocesses nach und nach lösen sollte, indem sich alle diese Anlagen und Triebe des menschlichen Geistes schärfer differentiirten und gegenseitig emancipirten. Aber so hoch auch die Selbständigkeit aller dieser Geistesanlagen in der Folge wachsen sollte, so blieben sie doch miteinander verwandt, und so verschieden sich die Wechselwirkung dieser Triebe in den verschiedenen Völkern und Individuen entwickeln sollte, so blieb die Wechselwirkung als solche doch unter ihnen bestehen. Während diese Wechselwirkung aber in den niedrigsten Völkern keinen tiefen und bedeutendern Aufschwung nahm, hob dieselbe das Geistesleben unter den begabtesten Völkern, und unter ihnen wiederum das der begabtesten Individuen, zu jener Höhe, für die wir stets Bewunderung an den Tag legen.

Wir haben im Laufe der urgeschichtlichen Entwicklung des Geisteslebens den religiösen Proceß durch alle Phasen verfolgt. Vom psychologischen Gesichtspunkte war uns die Aufgabe gestellt worden, die Spuren der religiösen, entwicklungsfähigen Gefühlsanlagen schon in den Thieren nachzuweisen; nachdem wir diese Aufgabe erfüllt, betrachteten wir der Reihe nach alle äußern Anstöße und Stützen, die als Behikel dem religiösen Leben einen entwicklungsfähigen Aufschwung ertheilten. — Wir sahen, wie Ehrfurcht, Familienanhänglichkeit, und mit ihr Wohlwollen, Nächstenliebe und Dankbarkeit in der durch Arbeitstheilung sich staatlich gliedernden Urgemeinde einen erhebenden Aufschwung nahmen, wir sahen, wie sich die Sitten vergeistigten und sich die erste Anschauung der Welt vor den noch blöden Augen des Urmenschen ausbreitete. — Nach der Entdeckung des Feuerzündens und dem begeisterten Auftreten der Flamines er-

weiterte sich der Erfahrungskreis des Menschen in Bezug auf die äußere, entferntere Natur; der Geist überschritt die ursprünglich angeborne Apperceptionsenge, und es bildete sich eine neue, tiefere und umfangreichere Weltanschauung, welche zugleich die Wunder des Makrokosmos in das Reich der religiösen Betrachtung zog. Mit der dauernden und aufmerksamen Beobachtung der Erscheinungen des Makrokosmos begann aber eine neue großartige Entwickelungsperiode des Geisteslebens. Kunstsinne und Intellect begannen sich deutlicher zu entfalten, und rascher wie alle andern Triebe eilte der Kunstsinne und das nach Vollkommenheit in der Anschauung strebende innere Gefühl einer Stufe hoher Veredlung entgegen. Weniger rasch folgte das Erkenntnißleben, und am weitesten zurück blieb verhältnißmäßig gegenüber dem Gefühl, in der Bervollkommnung und Veredlung die sittliche Willenskraft und Handlungsweise. Gewiß, es dürfte wunderbar erscheinen, daß das gebildete Gefühl bezüglich seiner Schönheitsbestrebungen so früh einen gewissen Sieg der Veredlung und Vollendung feiern konnte, während Wille und Erkenntniß von diesem Ideal auf ihren Gebieten noch heute weit entfernt sind. Aber der Verlauf dieser sonderbaren innern und äußern Entwickelung kann im Grunde dem Psychologen nur begreiflich sein; denn der Wille und in gleicher Weise die nach anschaulicher Klarheit und Vorstellung ringende Erkenntniß streben mit der Wahrnehmung nach außen und kommen somit mit den ihnen fremdesten, unfügbarsten Mächten und den widerstrebendsten Erscheinungen in Berührung, während dem gegenüber das innere lebendige Gefühl die Wohnstätte seiner Bildung nur im innern Organismus aufgeschlagen hat und sich nur im innern wohlgeformten adäquaten Körper durch Empfindungen reflectirt. Die Wohnstätte des innern Gefühls besitzt daher einen engern wohlorganisirten, harmonischen und adäquaten Resonanzboden, und das menschliche Gefühl genießt zudem den Vorzug, daß es seine innere Bildungsstätte in demjenigen Organismus aufschlagen durfte, der auf Erden als der vollkommenste

und wohlgebildetste erscheint. So geschieht es, daß sich die tiefsten Empfindungen des innern gesunden, wohlgeformten und vollkommenen Organismus durch den Einfluß von Seele und Körper viel früher bilden und veredeln und zu einer vollendeteren Stufe emporsteigen, während der nach außen strebende Wille oft die Beute fremder unlenksamer, äußerer Mächte wird, mit denen er äußerlich unterhandeln muß, um hierbei auf Widerstände zu stoßen, die er nicht immer im Drange der Umstände zu besiegen im Stande ist. Möge daher der Wille des einzelnen noch so sittlich und sein Zweck noch so edel sein, er bringt nicht durch, sobald er um sich her niedriger stehende Genossen und Wesen antrifft, die ihm fremd und widerstrebend entgegen treten. Ähnlich ergeht es dem Erkenntnistriebe; auch dieser sieht sich häufig äußerlich sinnlichen Täuschungen und Misgriffen anheimgegeben, denen er oft nur auf Umwegen erst auf die Spur kommt, sodaß es ihm nur nach und nach gelingt, sich vor Verwechslungen und Verirrungen zu schützen. So, sehen wir, durchlaufen die Triebe der Erkenntniß und des Willens psychologisch und geschichtlich einen viel schwierigeren Entwicklungsgang als das sich veredelnde innere Gefühlsleben, auf dem sich der Kunstsinne aufbaut, und während der letztere mehr und mehr ahnt und klar fühlt, was er erstrebt, findet sich der Geist der Erkenntniß und mit ihm der Wille oft den tiefsten Zweifeln und einer unklaren Verwirrung hingegeben, und beide wissen im Drange der widerstrebenden Umstände nicht das Rechte zur Anerkennung zu bringen. Neben den erziehenden und voranleuchtenden Meistern der Kunst, den Heroen der Erkenntniß, den naturkundigen Weltweisen und Himmelskundigen, mußte die Geschichte daher in gleicher Weise auch auf den Gebieten des sittlichen Handelns sehr früh hervorragende Persönlichkeiten hervorbringen, welche zu Knotenpunkten der Fortentwicklung der hier so schwierigen geschichtlichen Bewegung dienen konnten. Ja, das Bedürfnis nach Archaisationspunkten sittlicher Erziehung auf dem Gebiete des Willens und Handelns mußte sich psychologisch sogar

viel eher als auf den übrigen Gebieten des geistigen Entwicklungslebens einstellen. Dies erforderte die Aufgabe der hier geschichtlich zu besiegenden Schwierigkeiten und der äußere Drang der Verhältnisse, in welchen sich die ursprünglich noch ungesittete und zügellose, rohe Handlungsweise im Kampf um Leben und Dasein zu vertiefen genöthigt sah. Führte doch dieser äußere Kampf um die Erhaltung unter den Völkern oft zu einem unerträglichem äußern Elend und zu einem Drucke furchtbaren Jammers, von dem sich das rein innerlich nach Veredlung strebende Gefühlsleben eher befreien konnte. Nicht wunder kann es unter diesen Umständen nehmen, wenn wir wahrnehmen, wie fast alle begabtern Völker ursprünglich schon deutlich den Zwiespalt durchfühlen und sich zum Bewußtsein führen, der zwischen den ästhetischen Anforderungen des Gefühls und Gemüths und den sich in ihrer äußern Umgebung zutragenden und widersprechenden Ereignissen sich erhob. Innen in der Seele die edeln Triebe, die nach klarer, reiner Erkenntniß und wohlklingendem Gefühle ringen, und dort außen die irdische Umgebung mit ihren Schäden, ihrem Elend und ihren oft so unerträglichem jammervollen Missethungen und Uebeln. Welch ein greller Contrast! Im Innern des Geistes der Drang nach ästhetischer Vollkommenheit, in der Außenwelt dagegen, in welche die Handlungsweise eingreift, der widerspruchsvolle Kampf des Lebens mit seinen Trivialitäten, seinen Uebeln und störenden Unvollkommenheiten. Je deutlicher in den Culturvölkern die Entwicklung zur Kunst zur Geltung kam und der Sinn für das Erhabene und Vollkommene zu wachsen begann, um so deutlicher mußte der angedeutete Contrast zwischen Gemüth und Leben zum Bewußtsein kommen, und um so höher mußte in der Seele der Mismuth steigen über das Elend und die Verkommenheit, die dem Auge allenthalben nur zu häufig begegneten. Unter dem Einflusse dieses Mismuths und unter den Stimmungen einer tiefen berechtigten Wehmuth tauchte daher psychologisch im sittlich gebildeten Gefühlsleben der begabtern Völker geschichtlich die tiefe, unauslöschliche

Vorstellung von der Erlösung auf. Erlösen wollte der tief fühlende, sittlich ringende Geist sich und die Menschheit, befreien und erretten wollte er sich von der Gewalt jener Unvollkommenheiten, die ihn als Fluch der bösen That fortdauernd von Bösem zu Bösem zu treiben schien. So, sehen wir, mußte unter allen Völkern, die in ihrer innern Gefühlsentwicklung nach dem Erhabenen und ästhetisch Vollkommenen strebten, in dem wirren Getriebe des Lebens geschichtlich nothwendig die Idee der Erlösung erwachen. Nicht etwa nur die Hebräer, sondern in demselben Grade auch die Inder, Chinesen und Perser und andere orientalische Völkerschaften wurden von dieser tief sittlichen und religiösen Idee ergriffen, ja so naturgemäß war diese Idee, daß sie im Grunde keinem mit Kunstsinne begabten Volke gänzlich fehlen konnte, und es lassen sich daher mehr oder weniger deutlich Spuren dieser Vorstellung bei fast allen höhern Völkern, ja in Andeutungen selbst bei niedrigeren Völkern nachweisen. Wenn es wahr ist, daß der Contrast zwischen dem innern ästhetischen Ideale und den beobachteten Unvollkommenheiten der äußern Umgebung, in welche sich Sinnes- und Handlungsweise versetzt sehen, geschichtlich nothwendig die Idee der Erlösung und der sittlichen Befreiung auftauchen machte, so werden wir es begreiflich finden, daß diese Idee bereits mit der frühesten Kunst- und Religionsentwicklung Wurzel schlagen mußte. Mit dem Aufdämmern der erweiterten Weltanschauung, die nach der Epoche der Feuerentdeckung im Geiste platzgriff, beginnt daher geschichtlich die Erlösungsidee bereits eine deutliche Gestalt zu gewinnen. — Die erste Gelegenheit hierzu bot der tiefgreifende Gegensatz von Licht und Finsterniß, der sich der beginnenden Erkenntnißentwicklung aufgedrängt hatte und der zugleich Gelegenheit bot, den innerlich gefühlten Contrast von klarer, reiner Vollkommenheit und unklarer Unvollkommenheit sinnlich zu veranschaulichen. Was die Seele innerlich durchlebte und fühlte, das suchte sie unwillkürlich auch äußerlich im Spiegel der Natur, und es schien, als wenn der Makrokosmos mit seinen Erscheinungen dieser

inneren Vorstellungsweise gewissermaßen entgegengesetzt. Licht und Finsterniß, sahen wir früher, bildeten den allgemeinen Hintergrund der späteren kosmo-magischen Weltanschauung, welche zur Zeit die Völker beherrschte, und angezogen durch diesen Gegensatz, glaubte der Geist unwillkürlich darin ein äußeres Abbild jenes Zwiespaltes zu erblicken, der in ihm im Hinblick auf seine sittlichen Ideale, gegenüber den Ereignissen der rauhen Wirklichkeit lebendig war. Schien es doch dem kindlichen Menschengenosse, als sei es das Licht, als das Edle, Reine und Vollkommene, das sich zu erlösen und zu befreien strebte von den bösen, unreinen Mächten der Finsterniß, jenen sich stets verdichtenden, dunkeln Schatten, die fortdauernd feindlich gegen das Licht wirkten. Eine wunderbare innere Stimme war es, die dem Herzen zuflüsterte, daß das Licht als das Reine, Durchsichtige und ästhetisch Vollkommene allein den Sieg erkämpfen müsse, um hiermit die widerstrebenden Mächte der Bosheit, des Schadens und des Uebels zu vernichten. — Das Licht, so sagte sich der sich ästhetisch entwickelnde Menschenfuss, ist die siegreiche, unauslöschliche, unbezwingliche und ewig schöne Macht, vom Lichte geht alles Leben aus, und von ihm, dem himmlisch Reinen, muß auch alle Erlösung und Befreiung kommen. — Wie früh haben die tiefer begabten Culturvölker der alten Welt unter dieser Einkleidung die Idee der Erlösung und Befreiung vom Bösen und vom Uebel in sich aufgenommen und ausgebildet! Und wie wenig seltsam erscheint uns das, sobald wir nur ins Auge fassen, wie das mit Licht und Feuer so innig verknüpfte medicinische Zauberehre der Urgeschichte und die sich daran anschließende culturbringende Prophetie der frühesten Priesterwelt, der tiefen Idee gemäß, keine andern Aufgaben hatten, als durch barmherzige Nächstenliebe die im Elend versunkene Menschheit von Krankheit und allerlei Uebeln zu befreien, mit Rath und That Beistand zu leisten und durch hervorragend sittliche Handlungsweise ein Beispiel der sittlichen Veredlung zu geben. So fühlte sich die von höherer Begeisterung getragene Nächstenliebe fortgerissen

auf dem Wege aufopfernder und edler Handlungsweise, und die sittlich hervorragenden Führer der Menschheit schlugen damit geschichtlich den Weg zur Erlösung ein, indem sie als Religionsstifter die religiöse Grundidee durch eine hervorragende, edle, sittliche Handlungsweise, durch beispielgebende That, sowie durch Lehren und Gleichnisse einleuchtend machten. So geschah es, daß sich durch den ganzen Verlauf der urzeitlichen Religionsgeschichte die Idee der Erlösung und Befreiung tief in die Gedankenkreise der Culturvölker für ewig einlebte. — Erwartungsvoll blickten die Völker des Orients in die Zukunft, ahnungsvoll schauten sie zum Himmel, um die Sterne zu deuten und sich der Zeit zu vergewissern, in der ihnen der Messias erscheinen würde.

War die Messiasidee im Verlaufe des geistigen Entwicklungslebens erwachsen, hatte sie Boden gefunden unter allen höher denkenden und tiefer fühlenden Völkern, so mußte sie an Inhalt sich bereichern und an Werth gewinnen, sobald sich der Druck der Uebel durch den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse und durch die Misstände äußerer Verhältnisse vermehrte. Die ursprüngliche Entwicklungsgeschichte der Culturvölker, die innig, wie wir sahen, verknüpft war mit dem Aufschwunge des religiösen Lebens, und deren Hauptschauplatz das südliche Asien und nordöstliche Afrika war, ist überreich an Thatfachen und tiefgreifenden Ereignissen, welche geeignet waren, den Druck gefährlicher, unerträglicher und unsittlicher Uebel nach allen Seiten hin fühlbar zu machen. — Werfen wir Blicke zurück auf die furchtbaren Rassenkämpfe der Urzeit, ferner auf die Kämpfe, in welche die Culturvölker des Orients durch die nach weltlicher Herrschaft strebenden Priesterkasten in so früher Zeit verwickelt wurden, und nehmen wir dazu die dauernde Streitsucht und Unverträglichkeit unruhiger Völkerstämme überhaupt, so entrollt sich uns mit Hinblick auf das Theater des urgeschichtlichen Entwicklungslebens der Culturvölker ein Bild tiefen Jammers und trostlosen Elends. Mehr wie anderswo auf der Erde hatte sich hier

im Herzen der Cultur- und Entwicklungsgeschichte, wo sich am tiefgreifendsten alle diese Kämpfe abspielten, und wo zudem ein heißes Klima das Fleisch und den sittlichen Willen der Völker erschlafften, eine sittenlose Versunkenheit eingeschlichen, welche das Mark der Stämme verzehrte. Ein Heer von Uebeln und aufreibenden Krankheiten nebst häufig ausbrechender Hungersnoth \* durchzogen als Weisel alle diese südlichen warmen Landstriche des Orients, und alle diese Erscheinungen machen uns mit Hinblick auf die damaligen politischen Zustände den allgemeinen Aufschrei des Vammers nach Besserung und Erlösung unter allen morgenländischen Völkern hinreichend erklärlich. Kein Wunder daher, daß unter der Sonne der subtropischen Länder, in denen sich die Urgeschichte der religiösen Entwicklung vorzugsweise abspielte, auch die Erlösungsidee ihre höchsten Blüten trieb, und zugleich in den morgenländischen Gefilden alle berühmten Religionsstifter auftraten, welche durch ihre Lehren und ihr Wirken eben dieser tief sittlichen Idee einen sprechenden unvergänglichen Ausdruck verliehen.

Die Geschichte hat uns über die vorzeitlichen Religionsstifter verhältnißmäßig nur wenige Namen aufbewahrt; denn sie erinnert heute nicht mehr genau an alle jene Zauberpriester, Wunderthäter und Propheten des Orients, welche in hervorragender Weise direct oder indirect auf die Erlösungsidee hinwiesen, da die historischen Urkunden nur bis zu jener Epoche zurückreichen, in welcher die Schrift Anwendung bereits fand. Die wenigen Namen aber, welche über diese Epoche hinausreichen, bieten wenig Verlaßliches, und schwieriger Untersuchungen bedarf es, um die hierher gehörigen Persönlichkeiten historisch genau festzustellen. Wie dem sei, in jedem Falle haben wir in den Propheten und hervorragenden Priestern der Vorzeit die ersten bedeutendern Krystallisationspunkte des urgeschichtlichen religiösen Entwicklungslebens zu suchen. Als solche dürfen wir unter

\* Vgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 410.

den frühesten morgenländischen Religionsstiftern mit Recht Zoroaster, Moses, Confucius und Buddha betrachten. Einer schon historischen Zeit gehören sodann Christus und Mohammed an.

Sehr früh hervorragend unter allen erscheint uns in der Ur-  
geschichte der Feuerpriester und Magier Zoroaster. Wie weit auch  
der in der Urgeschichte stets lebendige Mythos das Leben und die  
Persönlichkeit des Zoroaster mit lustigen Phantasiegebilden später  
ausgestattet hat, immerhin haben wir in historischer Hinsicht anzu-  
nehmen, daß von einem hervorragenden Manne und Propheten  
Irans eine Lehre als eigene Deutung und Zuspitzung der unter  
den Völkern herrschenden kosmo-magischen Weltanschauung ausging,  
welche ursprünglich zum Brennpunkte der Entwicklung der moralischen  
Idee im Religionsleben der orientalischen Kulturvölker werden sollte.  
Der endliche Sieg des Wahren und Guten über die angewachsene,  
sich verdichtende Macht des Bösen, und die Erlösung und Befreiung,  
welcher das von den bösen Mächten umgebene und gedrückte Menschen-  
thum entgegengehen soll, das war der tiefe philosophische Kern jener  
seltsamen Lehre über den Streit von Licht und Finsterniß, der Kern  
jener merkwürdigen Anschauung über die heilbringende Macht der  
geheimnißvollen Schwingungen des ätherischen Lichts, die ja noch  
heute ahnungsvoll unsern forschenden Sinn von wissenschaftlicher  
Seite in Anspruch nehmen. Der Sieg und Triumph des Guten  
über die schwarzen lichtzerstörenden Mächte der Bosheit, das war  
die Verheißung, die unter den Völkern des Morgenlandes sich weiter  
und weiter ausbreitete, das war der Hinweis auf die Erlösung vom  
Uebel, dem die geängstigten Völker freudig entgegenjauchzten. Er-  
wartungsvoll harrten sie der Zeit, auf welche alle ihre Propheten  
hinwiesen, und mit religiöser Hingabe erwarteten sie die Stunde,  
da der Erlöser als ein befreiender Fürst des himmlischen Lichtes er-  
scheinen würde. — Schon früh trat unter den Chinesen Confucius  
mit seiner Weissagung hervor, welche deutlich mit Hinweis auf die  
Lichtlehre die Idee der Erlösung durchblicken läßt. „Die Völker

erwarten den Heiligen, wie die welcke Pflanze nach dem Thau lechzet“, so lehrte ein Schüler des Confucius, Meng-tseu. „Hundert Chi, d. i. 3000 Jahre, sind nach den Büchern der Chinesen in der Erwartung des heiligen Mannes verflossen. Confucius war der erste, der seine Erscheinung im Westen voraussagte und ihn als Wiederhersteller des Reiches der Tugend am Ende der Tage bezeichnete. Er ist der von Anfang der Zeiten Ersehnte, fort und fort erwartet ihn das Volk und nennt ihn vorausverkündender euphemischer Weise darum auch seinen Beherrscher, den Sohn des Himmels.“\* Hat sich die sittliche Idee der Erlösung, wie wir hiernach sehen, tief nach Ostasien hin verbreitet, so ist es begreiflich, daß auch die Inder diese Lehre tief in sich aufgenommen haben. Als christliche Missionare in späterer Zeit zum ersten mal mit der Botschaft von der Erlösung Christi zu den Indern kamen, erstaunten sie, daß diesem Volke die große Kunde des Evangeliums nichts Neues sei. Wohl aber waren die indischen Brahmanen erstaunt, daß die christlichen Priester nur von einer einzigen erlösenden Menschwerdung Gottes zu berichten wußten, während ihnen die Noth und das Elend der Menschen so groß erschienen, daß sie mit Festigkeit an eine sich oft wiederholende Erlösung und Menschwerdung Gottes zum Heile der Menschheit glaubten. Die Brahmanen erklärten ferner mit Stolz, daß Chrißna, d. i. in ihren Augen Christus, der Gesalbte, zu ihnen bereits einige Jahrhunderte früher gekommen sei, wie zu den Juden, und alles was ihnen die Christen von seinem heiligen Lebenswandel zu erzählen wußten, war ihnen im Grunde nichts Neues. Die christlichen Missionare waren verwundert, ohne zu ahnen, daß das Märtyrertum, wie es Christus erlebte, in der Geschichte derer, die mit heilbringenden Erlösungsideen auftraten, ein tragisches Geschick ist, das sich leider nur zu häufig in einer ähnlichen Weise auch anderswo

---

\* Vgl. Sepp, „Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum“, III, 73.

wiederholen konnte. Kämpft ja doch jeder Träger einer großen und neuen Offenbarung einen Kampf, um zum Siege auf dem Wege der Aufopferung und des Duldens und Leidens vorzudringen. Und wie der Kampf um neue fruchtbare Ideen den Geist nur zu häufig in tiefe Leiden stürzt, so erzeugen andererseits eine Reihe von schweren Prüfungen, Erfahrungen und tiefeingreifenden Leiden oft neue heilbringende Ideen und erlösende Offenbarungen. Und fürwahr, der Gedanke der Erlösung selbst gewinnt nur erst wahrhaft an Werth und Bedeutung, je mehr wir im Kampf um Leben und Dasein dulden und den Druck unvollkommener Verhältnisse hinreichend erfahren. — Wol kein Volk des Alterthums hat den sittlichen Werth der Erlösungsidee so tief durch seine geschichtlichen Erlebnisse erkannt und erfahren wie die Hebräer. Alles schien sich bei diesem Volke in psychologischer und historischer Hinsicht vereinigt zu haben, was den Boden für die Saat und das mächtige Wachsthum der Erlösungsidee vorbereiten konnte. Innige Familienanhänglichkeit, fromme und liebevolle Hingabe der Einzelnen an die Stammgemeinschaft, ein mächtiger Sinn für das Erhabene, der den hebräischen Charakter nicht nur demüthig, sondern im Hinblick auf trübe Erfahrungen oft sogar kleinmüthig stimmte, konnte angesichts einer vielbewegten erfahrungsreichen Geschichte diesem Volke die Idee der Erlösung und Errettung näher wie andern vor Augen führen. Mehr wie andere Völker gewannen daher die Hebräer, rücksichtlich ihrer psychologischen Naturanlagen, jenen mitleidsvollen, schwermüthigen Blick für das Elend, Mitgefühl für die Wunden ihrer Brüder und Verständniß für die Geschichte ihrer Leiden. Nicht hervorragend kriegerisch geartet, waren die Hebräer früh von andern Völkern unterjocht und elend gedrückt worden, und als ihnen dieser Druck im ägyptischen Lande zu unerträglich wurde, da entschlossen sie sich, geführt durch Moses, zur Auswanderung. Aber das langjährig unterjochte Volk war im Laufe der Zeit schwach geworden, überall, wohin es zog, wurde es von stärkerer Gewalt siegreich abgewiesen,

und zu vierzigjähriger Wanderung verurtheilt, lernte es, den Kelch des Elends bis zur Gese lehrend, nicht nur den Werth sittlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit schätzen, sondern gewann auch jene innere Familienanhänglichkeit, die für die Entwicklung des sittlichen Pflichtgefühls und der tiefen Pietät, wie uns die Urgeschichte lehrte, vom Standpunkte der Religion von so hoher Bedeutung ist. In keinem Volke des Morgenlandes konnte daher die Prophetie in Bezug auf den Messias eine solche Höhe und Bedeutung gewinnen wie unter den Hebräern, und kein Volk war wie dieses geeignet, aus sich so tief sittliche und religiös hervorragende Charaktere hervorgehen zu lassen.

So erklärt es sich, daß die Geschichte der Hebräer schon in früher Zeit zum Brennpunkt der religiösen Entwicklungsgeschichte erhoben wurde; denn kein anderes Volk hatte sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung die Fähigkeiten angeeignet, welche nothwendig waren, das sittliche Ideal zu verwirklichen. Was die Griechen für die Entwicklungsgeschichte der Kunst, das wurden die alten Hebräer für die Entwicklung des religiösen Processes. Aber so wahr das ist, so wenig sollte sich dieses hervorragende Volk, das einst der Stimme eines Moses gehorchte, dauernd an der Spitze des religiösen Entwicklungsprocesses behaupten. Wunderbar, zu eben der Zeit, als die erworbenen religiösen Eigenschaften in höchster Potenz in einem Wesen gipfelten und in einem erhabenen Charakter zum Ausdruck kamen, der uns durch seine Handlungsweise und seinen Lebenswandel ein unvergängliches Beispiel gegeben, ein Beispiel, das so erhaben war, daß allen Völkern an ihm deutlich der Werth aufopfernder Nächstenliebe und hiermit die sittlich-religiöse Grundidee überhaupt erkennbar wurde, da waren die Eigenschaften dieses Volks, und die nach sittlicher Unfehlbarkeit ringenden Fähigkeiten der Priesterwelt, bereits wieder gesunken. Es ist das eine für den Historiker höchst beachtenswerthe Erscheinung; denn es legt uns dieselbe zur Evidenz klar, daß ein früher auserwähltes und berufenes

legitimes Priesterthum mit der Zeit im Kampfe mit den feindlichen Mächten völlig entarten und die ursprünglichen Fähigkeiten zu seinem Berufe wieder einbüßen kann. Als der Messias erschien, war eine solche Entartung des legitimen, einstmalig berufenen hebräischen Priesterthums thatsächlich eingetreten, es war zu einem hochmüthigen „Pharisäerthum“ ausgeartet, in welchem sich der heilige Geist Gottes in seiner Reinheit nicht mehr verständlich machen konnte. Deshalb geschah es, daß Christus fernab von diesen dereinst berufenen Priestern als selbständiger Lehrer auftreten mußte, um sogleich mit den sogenannten Unfehlbaren der damaligen Zeit einen Kampf einzugehen. So lehrt uns die Geschichte des Religionslebens, daß kein noch so sehr ursprünglich berufenes geheiligtes Priesterthum in seiner Leitung vor dem Fluche der Entartung in das Pharisäerthum geschützt ist. Verwickelt in den Kampf, in dem alle Mächte sich befinden, in den Streit mit den unlautern bösen Gewalten dieser Welt sinkt nur zu leicht auch das ursprünglich mit den besten Waffen begabte Priesterthum, um sich zu entweihen, und gegen eine solche unbewußt eingreifende Entweihung schützt keine Annahme eines sogenannten Unfehlbarkeitsdogmas. Die Geschichte lehrt klar, daß jedes Priesterthum und seine Leitung im Kampfe mit der Sünde und den bösen Mächten sinken und steigen kann. Ist es gesunken, wie dereinst die berufenen Priester des „ausgewählten Volkes Gottes“, so knüpft die Geschichte der Erlösung oft seitab an ein scheinbar unberufenes Wesen an, das sich erst später durch geistigen Erfolg in der Geschichte beglaubigt. So mußte Christus in einem Stalle geboren werden, abseits vom Palaste des ausgewählten Hohenpriesters, ebenso mußte, als wiederum die Leitung des dereinst berufenen christlichen Priesterwesens sich befleckt hatte, ein Nachapostel Christi (Luther) in einfacher Mönchsgestalt erscheinen, um den neuen Brennpunkt der heiligen Erlösungsgeschichte der Menschheit zu bilden und auf den Reinigungsproceß hinzuweisen, den die heilige Kirche in sich vorzunehmen hatte, wollte sie sich ihrer Entartung wieder entziehen. Schien

sich in Christus die höchste und vollkommenste Blüte am Baume des althebräischen Religionslebens entfaltet zu haben, so war zu eben dieser Zeit, da der Geist Gottes in Christus leuchtete, der Sinn dieses Volkes ebenso wie seine berufenen Priester bereits ent-sittlicht und die wahre Religion in ihnen bereits untergraben. Als die Blüte vom Baume fiel, sollte die Frucht daher am selben Baume nicht mehr reifen. Die Fähigkeiten und Eigenschaften, die sich in den Hebräern in sittlicher Beziehung ursprünglich so reichlich angesammelt hatten, schienen verderbt und nicht mehr auszureichen, die herrliche Frucht jener Blüte zu schützen und zur vollkommenen Reife gedeihen zu lassen. Tragisch und herzerreißend wurde mit dem Auftreten Christi der Faden der religiösen Entwicklungsgeschichte in diesem erhabenen Volke zerrissen. Von neuem gerieth damit der sittliche Proceß in tiefe Schwankungen, und neue Brennpunkte mußten an andern Orten und unter andern Völkern entstehen, um der Fortentwicklung der Religion zu neuen Ansatzpunkten zu dienen. Aber immer von neuem sollte in ähnliche Schwankungen der geschichtliche Entwicklungsproceß der religiösen, sittlichen Handlungsweise hineingerathen. War auch mit dem Beispiele und der sittlich hervorragenden Handlungsweise Christi ein für allemal ein sicheres Ideal für das Streben der Sittlichkeit gewonnen, so errang die Menschheit und mit ihr die Priesterwelt im Laufe der Jahrhunderte dennoch nicht die Fähigkeiten, sich dieser eminent sittlichen Handlungsweise in dem Maße allgemein zu nähern, wie es dem Ideale gemäß zu fordern war.

Unablässig ringen noch heute alle Völker im sittlich-politischen Leben nach einer edeln und reinen Handlungsweise, die sich in ihrer Reinheit dem möglichst anschließt, was wir hinsichtlich unserer ästhetischen Bildung nach Seite des Gemüths so deutlich empfinden und in der Kunst erheben, versinnlichen und zum Ausdruck gestalten. — Und dieser Kampf, den wir mit uns selbst und dem Leben in sittlicher Beziehung kämpfen, ist auch dem Erkenntnißleben

nicht erspart, wenngleich wir auf diesem Gebiete, im Hinblick auf die bisherigen Leistungen und Errungenschaften, bereits eher hoffen dürfen, uns allmählich einer Stufe zu nähern, auf der die Zweifel mehr und mehr schwinden vor der deutlichen Erkennbarkeit der höchsten und erhabenen Idee, die wir von dieser Seite suchen im wahren Inhalte des ewig Unvergänglichen und Unendlichen. Erst dann, wenn es gelungen ist, diese Höhe der Erkenntniß im Geiste zu gewinnen, wird sich dieselbe mehr und mehr dem ihr ursprünglich verwandten Kunsttriebe ähnlich zeigen. Von neuem verschwifert, werden Kunst und Erkenntniß alsdann im Glanze eines neuen Lichtes Hand in Hand gehen, um mit vereinten Kräften auf die noch immer ungeläuterte Handlungsweise zurückzuwirken, und so auch sie zur Höhe ästhetischer Durchbildung heranzuziehen. Erst dann, angekommen auf diesem erhabenen Gesichtspunkte, werden sich auch im sittlich-politischen Leben alle diejenigen Ideale wahrhaft verwirklichen lassen, die wir heute nur erst ahnen und deshalb bis jetzt nur so unvollkommen anstreben.

Was wir in den letzten Abschnitten unserer Aufgabe gemäß zu entwickeln hatten, war die Urgeschichte und die Entwicklung des geistigen Lebens, aber der Verlauf dieser Entwicklung lehrte uns, daß dieser Proceß im wesentlichen zusammenfiel mit dem Aufschwunge des religiösen Lebens in der Menschheit überhaupt. Das religiöse Leben war ja die Wurzel, aus der sich die übrigen höhern Geisteskräfte als Triebe deutlicher differentiirten und sich selbständiger loslösten. Aber soweit sich alle in ihrer Entwicklung betrachteten verschiedenen Geistesanlagen voneinander trennen mögen, ihre Wechselwirkung in der einheitlichen Seele des Individuums dürfen sie ebenso wenig wie im Leben des ganzen Volks völlig verlieren. Je inniger aber in Zukunft diese Wechselwirkung unter allen Entwicklungsfactoren in den Völkern hergestellt ist, je mehr das ästhetisch gebildete Gefühl durch die geläuterte Erkenntniß Rückwirkungen auf die noch unsichere sittliche Handlungsweise ausübt, und je vollstän-

diger zugleich die nach allen Seiten hin gespannten Kräfte in dieser Beziehung ins Gleichgewicht gesetzt werden, um so reicher und reiner wird sich das Geistesleben der Menschen zukünftig in seinem Glanze und seiner Schönheit überhaupt entfalten.

Wie im Letzte bereits erwähnt wurde, sind es hauptsächlich die subtropischen Länder des Orients, in denen die Religionsstifter der Reihe nach auftraten. Hier in diesen Landstrichen hatte sich die Fülle des Stoffes angeammelt, der zur Unterlage der Entwicklung des religiösen Processes diente. Erst der Verlauf der Urgeschichte beantwortet uns die Frage: weshalb gerade diese Länder die vorzüglichsten Krystallisationspunkte zur Fortentwicklung des religiösen Processes hervorbrachten. Im Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts überhaupt erklärt es sich leicht, daß in der Zone der subtropischen Landstriche, wo die Brennpunkte der alten Cultur lagen und wo das Haupttheater des geistigen Aufschwungs überhaupt gesucht werden mußte, auch die Knotenpunkte der religiösen Entwicklung gefunden werden. Denn der primitive geistige Aufschwung, das zeigte sich uns, war innig verwachsen mit der Ausbildung des religiösen Lebens. Allein wir werden nicht verkennen dürfen, daß es nicht nur der bloße politische und historische Entwicklungsgang der Ereignisse war, der die Anregungen zu dem Aufschwunge des geistigen und religiösen Lebens nach einer ganz bestimmten Richtung hin (und zwar zur Messiasidee) darbot, sondern daß hierzu auch entferntere Factoren hinzukamen, die wir in dem Charakter der bestimmten Weltgegend, und also im Klima und der Natur des Himmelsstrichs aufzusuchen haben. Wir werden diese Factoren nicht ganz zu übersehen haben, ohne daß wir so weit zu gehen haben, wie das Budle mit seiner lebendigen Phantasie zu thun versucht. „Geben wir ihm Gehör“, sagt Oskar Peschel \*, „so wäre nichts einfacher und faßlicher als die Rückwirkungen des Wohnorts auf die Erscheinungen der Gemüthswelt. Da wo die Natur mit großen Schreckmitteln den Menschen bedängstigt, wird die Einbildungskraft starker entwickelt werden als der Verstand, und dort wird der Wunderglaube üppiger ins Kraut schießen. Italien, Spanien, Portugal, sagt Budle, werden in Europa unter allen Ländern von Erdbeben am meisten heim-

\* Vgl. „Einfluß der Ländergestalten auf die menschliche Gefühls-“ („Ausland“, Jahrg. 1869, S. 407).

gesucht, Erdbeben schüchtern das menschliche Gemüth ein, und folglich hat sich bei ihren Bewohnern mehr als anderwärts der Glaube an Eingriffe überfinnlicher Mächte in die physische Weltordnung zäh erhalten. — Daß Portugal unter die erdbebenreichsten Länder gezählt wird, mag die schwere Katastrophe, welche Lissabon vor mehr als hundert Jahren betraf, einigermaßen rechtfertigen, obgleich sie in ihrer Großartigkeit vereinzelt steht, aber Spanien, obgleich nicht gänzlich verschont, gehört doch nicht unter die vorzugsweise oder nur streng heimgesuchten Länder. Japan, welches so oft unter dem Dreizack des Poseidon erzittern muß, wird von einem heitern, zu Schelmerei und Kurzweil stets aufgelegten und in religiösen Dingen sorglosen Menschenschlag bewohnt. Rußland wiederum ist fast gänzlich frei von Erdbeben; aber von einem Sporciemensput, wie er in der griechischen Kirche noch vorherrscht, ist Italien doch schon längst gereinigt.“

„Leben die Drohungen und Beängstigungen, welche mit irgendeinem Wohnort verknüpft sind, über die Gemüther einer Bevölkerung jene Herrschaft, die ihnen Bude zumuthet, so müßten die Holländer viel wundergläubiger sein als die Belgier. Ihnen droht beständig, und ganz vorzüglich zur Zeit der Syzygien des Mondes, ein Gegner, der so wenig Erbarmen kennt wie das Erdbeben, nämlich das Meer, das sie als Bewohner unterferischer Fluren um ein Erbstück geschmäleret haben. Oft genug schon hat sich die verdrängte Macht gerächt, wie damals, als der Zuydersee und der Dollart durch plötzliche Einbrüche sich füllten und alle Ortschaften sammt ihren Bewohnern hinabschlagen.“ Schlagender wol sind alle derartige Ansichten, welche ohne weitere psychologische und historische Einsicht von vornherein bedeutende Einflüsse der Außenwelt für die innere Entwicklung des Geistes, und besonders der Religion, constatiren zu können meinen, nicht zu widerlegen. Nur erst dann, wenn wir den Werth der psychologischen Grundlage geprüft und den historischen Entwicklungsgang der Erweiterung eben dieser Grundlage genau erkannt haben, kann es gelingen, den Einfluß entfernter physischer Factoren auf den Aufschwung, resp. den Verfall, der Gesittung und des Geisteslebens genügend zu begreifen. Nur erst dann bewahrheitet sich das tiefe Wort A. von Humboldt's: „daß das Wesen und der Naturcharakter verschiedener Weltgegenden mit der Geschichte des Menschengeschlechts und mit der seiner Cultur auf das innigste verknüpft ist“, und desgleichen der nicht minder wahre Ausspruch des nämlichen Autors: „Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das geheimnißvolle Zueinanderwirken des Sinnlichen und Außerfinnlichen, gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höhern Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz.“

Nichts ist aber geeigneter, diesen Reiz zu erhöhen, als das Studium der *Ungeschichte* und der ursprüngliche Verlauf des geistigen Entwicklungslebens, der in Bezug auf obenerwähntes geheimnißvolles *Ineinanderwirken*, wie wir gesehen haben, so viele wichtige *Data* an die Hand gibt.

Was die im Orient entstandenen *Messias*sagen anlangt, so sei hier bemerkt, daß in China die Bücher *Eikyti* einen Helden ankündigen, der alle begangenen Verbrechen der Welt sühnen und die verderbte Welt wieder in ihren frühesten Stand zurückbringen werde. Ferner heißt es, *Zien-gien* wird der *Gottmensch* sein, er wird unter den Menschen wohnen, obwohl sie ihn nicht kennen, und man wird ihn geißeln und schlagen. Fast könnte man vermuthen, daß diese Anschauungen der *Bibel* entlehnt seien, und doch liegt hierzu nicht der geringste Grund vor, denn alle diese *Ideen* über das *Martyrerehum* des *Gottgesandten* sind ebenso wenig entlehnt und der *Heiligen Schrift* entnommen, wie *Platon's* Schilderung des *Gerechten*, von dem es heißt: „Tugendhaft bis zum Tode wird er für einen Ungerechten und Verkehrten gelten und als ein solcher geißelt, gemartert und zuletzt ans Kreuz geschlagen werden.“ Gewiß, diese Worte sind *psychologisch* wahr, und deshalb sind sie *prophetisch*, sodas *Rousseau* in seinem „*Emile*“ I, IV, leicht bekennen durfte: „Wenn *Plato* in seinem Bilde von dem Gerechten, diesen, der aller Belohnungen der Tugend würdig ist, mit aller Schmach des Verderbens bedecken läßt, so malt er Zug für Zug *Jesusum Christum*.“ Wir sehen, es liegen *psychologische Gründe* vor, welche von allen Seiten, d. h. unter den verschiedensten Völkern die *Weissagungen* über das *Schicksal* des *Messias* ähnlich lautend ausfallen ließen. Die wahre, *moralische* und *religiöse Idee* der *Geschichte* hat sich daher auf *psychologischem Wege* viel weiter verbreitet als das *engherzigen Priestern* glaublich erscheint, welche nur meinen, auf dem Wege *wunderlicher Dogmatik* diese *allgemeine Verbreitung* erzielen zu können. Was aber der *Verbreitung* des *Christenthums* unter vielen Völkern am meisten entgegensteht, ist nicht etwa das *Unverständnis* für die *Auffassung* des *tiefften edeln Kerns* und der *eigentlich religiösen Grundidee*, sondern gerade eben nur die *Art und Weise* der bestimmten *dogmatischen Einkleidung*, die oft *unpsychologisch* in vieler Hinsicht sich unter andern Völkern keinen *psychologischen Boden* erringen kann. Dies ist aber namentlich bei denjenigen Völkern der Fall, welche die *Messiasidee* sehr früh in sich aufgenommen und in eine eigene Form *eingekleidet* haben, die, gleichfalls von *Priesterhand* herührend, *sonderbar* in ihrer *Art der Gestaltung* genannt werden muß. Hier tritt denn hinsichtlich der *Verbreitung* eine *orthodoxe speculative Priesterdogmatik* der andern gegenüber, beide suchen sich für immer

auszuschließen, denn beide leiden an gleichen Mängeln, und keine will einlenken auf den psychologischen Weg der Verständigung, um die allein wahre und höchste psychologisch-religiöse Grundidee zu retten. Man kann daher mit Recht behaupten, daß sich die Idee des wahren Christenthums nur erst dann unwiderstehlich allgemeiner ausbreiten wird, wenn im Laufe des geistigen Entwicklungsprocesses durch Bildung von allen Seiten das Weiswerk einseitiger Priesterspeculation wieder beseitigt worden ist.

Wie bereits oben angedeutet wurde, war es ursprünglich die Zoroaster'sche Lehre, welche der psychologisch-religiösen Grundidee den ersten deutlichen Ausdruck verlieh und die den Anstoß zur weiteren Entwicklung des hierher gehörigen Gedankentreibes unter den morgenländischen Völkern gegeben hat. Die Lehre Zoroaster's ist verhältnißmäßig viel älter, als gemeinhin angenommen wird. Dunder datirt ihren Urheber 13 Jahrhunderte vor Christus zurück, und nach den neuesten Forschungen von Martin Haug haben wir Grund, die Entstehung dieser Lehre noch um ein Jahrtausend weiter zurückzuverlegen. Das Wesentlichste der uralten Lehre Zoroaster's ist die thatsächliche Anerkennung einer dem Guten feindlichen Macht, die im Stande ist sich zu behaupten und eine gewisse Herrschaft zu gründen, deren Anhänger vernichtend und zerstörend gegen die Segnungen des Heiligen und Wahren und Guten verfahren. Trotz aller Anerkennung der geschichtlichen Herrschaft der Uebel und aller derjenigen bösen Kräfte, die dasselbe in unserer Umgebung verwirklichen, prophezeit Zoroaster jedoch den endlichen Sieg des Guten und gibt Vorschriften, wie der Mensch handeln soll, um des Guten und Reinen theilhaftig zu werden. Daß diese Ideen ihren Anstoß erhielten durch den ästhetischen Effect, den die in der Natur sich entgegentretenden Eindrücke von Licht und Finsterniß auf unser Gemüth ausübten, haben wir im Text bereits angedeutet, indem wir schon an frühern Orten leise daran erinnerten, in welcher eine seltsame geheimnißvolle Beziehung die kosmischen Erscheinungen von Licht und Finsterniß zu unserm Gemüth überhaupt treten, sobald sich eben das Gemüth thatsächlich im Menschen nur erst bis zum gewissen Grade entwickelt hatte, sodas der Geist ein tieferes Verständniß und dauerndes Interesse für die Wunder des Makrokosmos gewinnen konnte. Denn das war das Resultat unserer psychologischen Ausführungen, daß die äußern Erscheinungen nur erst dann zu uns in eine wahrhaft tiefe Wechselwirkung treten, und also nur dann erst zu unserer Seele deutlich zu reden beginnen, sobald der Geist durch Bildung, Entwicklung und Reife innerlich selbst sein Entgegentommen durch erworbenes Verständniß zu beweisen im Stande war. — Nach:

dem sich Gemüth, Auffassung und Geist durch die der Reihe nach nachgewiesenen empirischen Anstöße entwickelt hatten, da waren die Ausführungen und Lehren Zoroasters um so nahe liegender, als alle Elemente derselben bereits, wie wir sahen, in den Einzelanschauungen der kosmo-magischen Gesamtanschauung nach der Feuerepoche zerstreut lagen, sodas es nur eines geschickten prophetischen Mundes bedurfte, um diese Theile folgerichtig zu sammeln und lehrreich zu verwerthen. Daher können wir uns nicht wundern, das selbst in Amerika ganz deutliche Anklänge an die Zoroaster'sche Grundansicht bei den Mexicanern wiedergefunden werden. Mögen diese Anklänge nun ein psychologischer Fingerzeig sein für ein ähnlich geartetes Nachdenken und Auffassungsvermögen der amerikanischen Culturvölker mit den Culturvölkern der alten Welt, oder mögen sie (durch ihre Mythen, aus denen sie stammen) zurückdeuten auf eine uralte Verbindung des Idenaustausches unter diesen weit getrennten Völkern, oder endlich mögen sie (weil sie nach der Aufnahme der kosmo-magischen Weltanschauung zu nahe liegend waren) hier selbständig erzeugt worden sein, immerhin ist es von Interesse zu bemerken, das selbst die mexicanischen Völker von gleichen und doch sehr ähnlichen Grundlehren besungen waren. Bei den amerikanischen Culturvölkern war Quetzalcoatl der Urheber alles Guten und Reinen und der ewige Freund des Friedens, ihm zur Seite stand Tezcatlipoka, der Lebensschaffende und Lebenerwedende (also das Licht \*), ihm gegenüber trat Huizilopochtli, d. i. der Schredliche und Verderbenbringende. Knüpft sich an die erste Gottheit das Moment der Liebe und des Wohlwollens, so kommt hier im letztern das Moment der Furcht vorwiegend zum Ausdruck. Der Huizilopochtli hat mannichfache Bedeutungen angenommen. Er wurde anfangs durch den Mythos zum Gott der Fruchtbarkeit erhoben, auch wird von Huiziton gesagt, er habe die Axteln auf ihrem Auswanderungszuge Feuer reiben gelehrt. \*\* Wie dem sei, es mischte sich später mit den Vorstellungen des Huizilopochtli nicht sowol die Macht des Lebengebens, als auch die des Lebenverderbens und des Zerstörens. Deshalb wurde er der Grausame und Schredliche. Ihm brachten die Mexicaner die großen Menschenopfer, die sich nach spanischen Berichten jährlich auf 20000 Häupter beliefen, auch wurden ihm die Kinder ge-

\* Genauer das Feuer; denn Tezcatlipoka heisst der rauchende Spiegel. Dieser Gott führte als Hauptattribut zwei rauchende Fackeln, und sein Bildniß war aus schwarzem Stein gefertigt, der von den Einwohnern „der göttliche Stein“ genannt wurde. (Vgl. Müller, „Geschichte der amerikanischen Religionen“, S. 613.)

\*\* Clavig., I, 178; Müller, S. 596.

weist, indem man dieselben an Leib und Brust durch Einschnitte zeichnete. So, sahen wir, nahmen die Mexicaner eine aufbauende, bejahende Gottheit und eine zerstörende Gottheit an, der Gegensatz aber, der sich hieraus ergab, erschien ihnen ebenso wenig wie dem Zoroaster als dauernd möglich, und so lehrten sie denn ähnlich wie jener, daß Quetzalcoatl als Fürst des ewigen Friedens den Kampf zwischen Tezcatlipoca und Huizilopochtli ausgleiche, um als Messias endlich ein Reich des Glücks und der ewigen Wohlfahrt zu begründen. — Es ist also auch hier der durchgeführte Kampf zweier disharmonischer Mächte und deren Einflüsse, welcher der religiösen Weltanschauung dieser von den Kulturvölkern der alten Welt so weit abseits sich entwickelnden Amerikaner zu Grunde lag.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen flüchtigen Gesamttrückblick auf die Geschichte der Religion, so zeigt sich, daß wie die Religion im einzelnen Menschen ihre Wurzeln in der Gesinnung und im Herzen hat, im weitern vorzugsweise ihre Heimstätte im Staats- und Familienleben zu suchen ist. Auch das entstehende Priestertum konnte sich nur begründen und erhalten im Staate und im wohlgeordneten Gemeindeleben. Das eigentliche Priestertum, dessen Bestrebungen wir die frühesten tiefern geistigen Errungenschaften verdanken, indem es zugleich Nächstenliebe und moralische Gesinnung mit der Religion verbreitete\*, fand nicht nur bis zum gewissen Grade geschichtlich bereits ein recht wohlgeordnetes Staatsleben unter den Völkern, sondern zugleich einen bereits bestimmt entwickelten religiösen Fond vor, und ohne diesen vorgefundenen geebneten Boden wäre die culturgeschichtliche Mission des entstehenden Priestertums unausführbar gewesen. Es ist daher, von seiten der heutigen Leitung des katholischen Priestertums geschichtlich betrachtet, im höchsten Grade ungerecht, daß sie die göttliche Aufgabe der weltlichen Macht und deren erziehungsthätigen Einfluß auf das sociale Leben so gering anschlägt, daß sie diese Macht sich unterzuordnen bestrebt ist, während man doch im höchsten Falle nur berechtigt wäre, mit Rücksicht auf die Geschichte die Missionsarbeiten von Kirche und Staat einander zu coordiniren, da ja der Staat bereits in seiner Weise, ehe noch an die Begründung einer eigentlichen Kirche irgendwie gedacht werden konnte, eine hohe Aufgabe mit göttlichem Beistande erfüllt hatte. Mag man sich daher drehen und wenden wie man will, die Kirche als solche ist immerhin nur die Tochter des Staats, denn auf dem Boden seines fruchtbaren Mutter Schoßes konnte dieselbe allein

---

\* Vgl. Buch 5, Kap. 3.

erst in vollendeter Gestalt zur Geburt kommen.\* Will man daher im geschichtlichen Sinne etwa eine Unfehlbarkeit im Missionsleben der am meisten zur Erlösung der Menschheit beitragenden Kirche gelten lassen, so könnte sich höchstens dieselbe aus dem Zusammenwirken der beiden durch Gott zur Erziehung der Menschheit berufenen Factoren, nämlich aus Staats- und Kirchenleitung ergeben, niemals aber einseitig und absolut in einer Hand liegen. Hiermit würde sich daher immer wieder die auch von berühmten Vertretern der katholischen Kirche vertheidigte Ansicht feststellen, daß die Unfehlbarkeit überhaupt nur einem richtig zusammengesetzten Concile zugesprochen werden könne, in welchem aber auch, wie hinzuzusetzen, die berufenen Staatsleiter gleichwerthige beratende Stimmen besitzen. Die katholische heutige Hierarchie übersteht den Werth dieser Beistandsleistung von seiten begabter Staatsleiter, sie tritt dem Staate, sich selbst einseitig überhebend, entgegen, und es bleibt dem Historiker nur übrig in Bezug hierauf zu antworten: „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden, wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“ Aber selbst ein regelrecht zusammengesetztes Concil wird sich nicht früher eine Unfehlbarkeit vindiciren können, als die Vorsehung durch den Erfolg der Geschichte im Laufe der Jahrhunderte seine Entschlüsse thatsächlich beglaubigt hat. Der sogenannte unfehlbare Sieg der sittlich-religiösen Grundwahrheit und des sittlichen Fortschritts in der Geschichte, an welche wir alle wol festhalten, ist als Anticipation, innerhalb „des schweren Kampfes“, in welchem sich hienieden die Wahrheit (und die Kirche) mit den Mächten der Lüge, der Bosheit und der sündlichen Gewalt noch fort-dauernd befindet, sittlich betrachtet ebenso jesuitisch hochmüthig wie lächerlich. Es erinnert eine solche Anticipation des Sieges an das eitle Siegesgeschrei, das wir bei den Franzosen schon vor dem Kampfe zu hören gewöhnt sind und das sich schon so oft gestraft hat. Die wahre Kirche Christi hat, will sie den Kampf mit Sünde und Bosheit in dieser Welt tief genug würdigen, keinen Grund zu solchem Hochmuth, mit dem ja der Teufel befanntlich zugleich stets in der Geschichte die Obern, besonders die Kirchenobern und Priester (Pharisäer) geblendet hat, wenn er sie verderben wollte. Die wahre Kirche Christi soll in sich selbst froh und innerlich siegesbewußt, aber nach außen hin demüthig und bescheiden sein, sie soll ihre Unfehlbarkeit des Sieges daher bezüglich jener Welt innerlich ahnen und glauben,

---

\* Oder, was auf das Gleiche herauskommt, der heilige Geist Gottes wählte sich die frühesten und ersten Werkzeuge zu seinem Erlösungswerke unter den hierzu befähigten weisen Staatslenkern.

nicht aber durch Feststellung als Dogma in dieser Welt bereits zum anticipirten Wissen erheben. Nur erst am Ende des Kampfes, im Rückblick auf den gewonnenen Sieg, kann die sogenannte Unfehlbarkeit hienieden als Product der Geschichte sich enthüllen, jede Anticipation in Form eines wissentlich ausgesprochenen Dogmas in dieser Hinsicht ist dem christlichen Dulderthum und seinem Kampfe in dieser Welt völlig fremd. Das Wesen unsers christlichen Schaffens und Handelns liegt eben im Kämpfen um die sittlichen Ziele, wüßte ein Kämpfer aber im voraus, daß er unfehlbar siegen würde und müßte, so wäre sein Kampf als solcher nur eine unwirkliche Farce, die sinnlos wäre, da der Kampf selbst hienieden, wie es Christus am Delberge bewiesen, thatsächlich nur ein relativ wahrscheinliches Hoffen, nicht aber ein absolutes unfehlbares Wissen des Ausgangs voraussetzt. So gewiß wir in religiöser Hinsicht den endlichen Sieg der sittlich-religiösen Wahrheit in dieser Welt der Lüge und des Irrthums erhoffen und mit Wahrscheinlichkeit erstreben, so wenig sind wir im Stande, mit absoluter Gewißheit, und eine solche schließt eben eine Unfehlbarkeit in sich, in eben dieser Welt darüber zu reden und von hier aus zu urtheilen. Alle derartigen Ansichten, zu denen sich der Jesuitismus verstiegen, beruhen auf Unkenntniß des Problems über relative, freie (wahrscheinliche) und absolute, das heißt eben unfehlbare Bewegung des Fortschritts in der Geschichte. (Man vgl. die auf den letzten Punkt bezüglichen Ausführungen S. 371 fg. dieses Buches.)

---

### Die Pythagoreer.

Die Förderung der urgeschichtlichen Priesterbeschäftigungen, insbesondere die hervorragende Förderung von Musik, Himmelskunde und Mathematik durch die Pythagoreer. — Die Verschmelzung der Grundideen von Kunst und Wissenschaft und Religion in der pythagoreischen Weltanschauung und der Hinweis auf die Idee des Kosmos.

Der Mensch hatte Himmel und Erde durchforschen lernen, und das ins Unendliche blickende Auge hatte sich in seiner Kraft erweitert und der Geist veredelt. Wir haben im Laufe der Entwicklungsgeschichte die Gründe kennen gelernt, die unser Augenmerk rücksichtlich der tiefern geistigen Entwicklung vorzugsweise auf die Griechen lenkten. Alles schien sich unter dem heitern Himmel Griechenlands vereinigt zu haben, was die Triebe des Geistes, die unter den hier eingewanderten Völkern so üppig wucherten, zu einer vollendeten Blüte entfalten konnte. Kunst, Wissenschaft und Religion hatten sich hier nebeneinander hoch entwickelt, und obwol deutlich voneinander geschieden, feierten diese geistigen Triebe dennoch hier in vollendeter Wechselwirkung einen tiefern Bund der Eintracht. In keiner philosophischen Schule kam die Eintracht dieser geistigen Entwicklungszweige indessen so früh und so vollendet zum Ausdruck wie in der der Pythagoreer. Die Pythagoreer bildeten eine Gesellschaft, welche zunächst durch religiöse sittliche Uebungen ihre Glieder veredeln und dem griechischen Ideale der Tugend gemäß

bilden wollte.\* Aber diese sittlich-religiösen Bestrebungen wurden getragen durch die Bildung des Gemüths und Gefühls vermöge der Einflüsse der Kunst. Vorzugsweise war es die Musik, die recht eigentlich als diejenige Kunst bezeichnet werden konnte, welche die religiösen sittlichen Gefühle bilden half, und welche daher, wie wir sahen, seit frühester Zeit durch Priesterhand gefördert und gepflegt worden war. So geschah es, daß die Pythagoreer auf die natürlichste Weise die Musik zur Hand nahmen, um die sittliche und religiöse Bildung zu befördern, sie folgten hiermit nur unwillkürlich einem Antriebe, dem die ganze Priesterschaft der vorzüglichsten Culturländer, welche sich ja um Erfindung und Entwicklung der Musik so hohe Verdienste erworben hatte, in der gleichen Weise gefolgt war. Aber der griechischen Sekte der Pythagoreer war es vor allen übrigen beschieden, durch ihre hervorragende Begabung diese alte Priesterkunst, wie wir sie in historischer Hinsicht wol nennen dürfen, am meisten zu fördern. Diese Förderung hatte zugleich noch einen andern Grund, der uns von neuem an die Beschäftigungen des alten Priesterthums erinnert. Die Pflege der Himmelskunde und der Astrologie nämlich waren es, die, wie wir gesehen haben, vorzugsweise dazu aufforderten, auch die mathematische Wissenschaft zu fördern. Zahl, Maß, Eintheilung und Berechnung bezüglich der Himmelserscheinungen waren nothwendig geworden, um tiefere Orakel spenden zu können, wie sie in späterer Zeit in den Culturländern des Orients verlangt wurden. Wie früh waren daher in den Priestergemeinschaften die mathematischen Künste und Hülfsmittel zur Geltung gekommen, wie weit hatten es hierin die Babylonier, die Chaldäer und andere begabtere Völker des Orients gebracht. Wie nahe aber lag es daher, daß eine sich in Griechenland bildende Sekte mit sittlich-religiösem Grundcharakter sich mit um so größerm Fleiße diesen alten historisch überlieferten Priesterbeschäftigungen hingab, als deren

---

\* Zeller, „Abhandlungen“, S. 38.

Mitgliedern zugleich eine ganz besondere Anlage zukam, diese Thätigkeiten mit philosophischem Geiste tiefer zu durchgeistigen. So erklärt es sich auf die einfachste Weise, daß sich im Hinblick auf die Musik und im Hinblick auf die Himmelskunde der damaligen Zeit eine philosophische Anschauung ausbilden konnte, die Zahl, Maß, Verhältniß und endlich die Harmonie überhaupt zur Grundlage ihrer ganzen Weltbetrachtung machte. Es liegt nicht mehr in dem Bereiche unserer Aufgabe, historisch den genauern Zusammenhang aufzusuchen, der durch das Leben und die Erlebnisse des Pythagoras, als Stifter der nach ihm benannten Gemeinschaft, mit den Anschauungen und Beschäftigungen einzelner Priesterschaften anderer Länder des Orients bedingt sein könnte. Wie viel oder wie wenig von dem Leben des Pythagoras auch vielleicht zu beglaubigen ist: daß die Pythagoreer Anklänge in ihren Beschäftigungen und vielen andern Einzelheiten an die Priesterschaften des Orients verrathen mußten, würde sich ohnehin auf die natürlichste Weise erklären. Daß indessen die Wissenschaft der Priester, nämlich die Himmelskunde, im Hinblick auf die alte Priesterkunst der Musik und im Hinblick auf eine tiefere mathematische Grundanschauung, somit die Zweige von Kunst und Wissenschaft zu einer tiefern philosophischen Gesamtschauung verschmolzen wurden, um einen erhabenen Hintergrund zu bilden, an dem sich die sittlich-religiösen Antriebe der gestifteten Gemeinschaft erheben und erbauen konnten, das bleibt ohne Zweifel das eigene Verdienst der Pythagoreer. In diesen letztern Bestrebungen trat eben jener philosophische Zug zu Tage, der die Griechen den übrigen Priestergemeinschaften anderer Völker gegenüber so hervorragend charakterisirte. Daß sich Dichter, Sänger und Priester der frühesten Zeit in ihren Hymnen auf die Götter und den Kosmos in Griechenland oft in Anschauungen ergingen, welche hier und da mit den Producten von Priestern anderer Länder im Einklange waren, wird kaum zu bezweifeln sein, aber schon die frühesten Erzeugnisse der eigentlichen Philosophen in

Griechenland tragen den Charakter eines freieren Geistes an sich, der sich weit über die Anschauungen des Priesterthums hinaus hob. Nicht den außerweltlichen, über und hinter dem Kosmos stehenden Göttern gestand ein Thales von Milet die Macht zu, die kosmischen Kräfte zu bilden, sondern vielmehr innerhalb des Kosmos selbst, nämlich im Wasser, glaubte er thatsächlich diese schöpferische Grundkraft auffuchen zu müssen. Die frühesten griechischen Sänger und Philosophen, die Wasser, Luft und Feuer u. s. w. zur Grundlage solcher frühesten philosophischen Betrachtungen machten, waren aber in gewissem Sinne noch unvollendete naive Materialisten. Diesen gegenüber war es allerdings den Pythagoreern beschieden, den tiefern Grund zu einer idealern, umfassendern Weltanschauung zu legen, denn nicht in den bloßen Stoffen selbst, sondern in den Formen und Verhältnissen derselben zueinander suchten sie die Grundlage ihrer Betrachtung. Es war der Grundbegriff der Ordnung, nach welcher alles in harmonischer Gliederung zueinander stehen sollte, wie es die Kunst der Musik zunächst nahe gelegt hatte, der die Pythagoreer begeisterte und sie dahin führte, das Wesen dessen, was wir *Κοσμος* oder Weltordnung nennen, tiefer zu begreifen. Unverkennbar war es also die Grundidee der Kunst, die hier das Wissen bereits zu beherrschen begann, oder sich doch tiefer mit ihm zu verbinden suchte. Mit dem Hinweis auf die Pythagoreer schließt das Reich der Urgeschichte ab; wir haben mit diesem Hinweise auf die frühesten philosophischen Bestrebungen der Griechen sogar das Gebiet der Geschichte bereits berührt. Was bei den Pythagoreern in einer freilich noch unvollendeten Weise im Beginne der geschichtlichen Zeit zum Ausdruck gekommen war, nämlich die innige Verschmolzenheit von Kunst, Wissenschaft und Religion in der tiefern Weltbetrachtung, das bleibt in einer höhern, vollendeteren Weise offenbar das geschichtliche Ziel aller tiefern geistigen Bestrebungen.

### Rückblicke und philosophische Ergebnisse.

Kant's Ansicht über die Natur der „Dinge an sich“. — Die Veränderung der Anschauung durch den fortschreitenden Wechsel des innern Gesichtspunktes. — Rückblick auf die Thatfachen, welche diesen Wechsel in der Geschichte des Menschengeschlechtes zu Stande gebracht haben. — Der Verlauf der äußern historischen Ereignisse zwingt die Seele zur Anknüpfung an hervorragende Stützen, welche die Körperwelt bietet, und diese werden zu Behelfen der geistigen Entwicklung. Die äußern Stützen spielen gleichsam die Rolle einer Stufenleiter. — Der geschichtliche psychologische Entwicklungsproceß lehrt eine tiefere Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwelt, und Mikrokosmos und Makrokosmos. — Ist diese Wechselwirkung Zufall? — Leibniz und der Gedanke der Harmonie. — Die Thatfachen unserer nähern Umgebung widersprechen der Harmonie. — Auch Herder erblickt überall Harmonie, ohne indessen den Umfang der Uebel im naturgeschichtlichen Entwicklungsproceß genügend zu übersehen. — Die Harmonie offenbart sich nur im Hinblick auf die Gesamterscheinung des Makrokosmos, spricht sich im reinen Gefühl und in der Kunst aus, steht indessen in zu hohem Contrast gegenüber den Unvollkommenheiten des äußern Lebens und den Uebeln der nähern Umgebung, in welche Handlung und Erkenntniß eingreifen. — Der geschichtliche Zug zur Erlösung und die sittliche Aufgabe. — Die Wechselwirkung des Zufalls herrscht nur im Chaos, die der geforderten völligen Conformität dagegen nur in der vollkommenen Harmonie der Weltordnung. — Wir stehen auf der Umgebung unsers Planeten in einem Proceß, in welchem die Causalität noch nicht frei ist vom Drucke widerspruchsvoller, hemmender Mängel, die disharmonischen, unvollkommenen und gesunkenen Zuständen angehören. — Das Problem des Kriticismus und das geschichtliche Entwicklungsleben des Geistes. — Die Entstehung des Widerspruchs ist der Aufgabe des heutigen Kriticismus gemäß geschichtlich zu erklären. — Der

Widerspruch ist im Rückblick auf die geschichtlichen Thatfachen weder objectiv nothwendig (Hegel und die Idealisten), noch subjectiv illusorisch (Herbart und die Realisten). — Nur erst der geschichtliche Entwicklungsproceß des Geisteslebens gewährt eine klare Einsicht in die geheime Wechselwirkung zwischen Seele und Körperwelt, sowie zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos. — Hinweis auf den hohen Aufschwung des Geisteslebens durch die Erkenntniß des Makrokosmos. — Schlußbetrachtung.

---

„Daß alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel, denn wodurch sollte das Erkenntnißvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren und theils von selbst Vorstellungen bewirken, theils unsere Verstandesfähigkeiten in Bewegung bringen.“ Vielleicht mehr wie jede andere psychologische oder empirische Betrachtung war der Verlauf der behandelten Entwicklungsgeschichte des ursprünglichen Geisteslebens dazu geeignet, uns die Wahrheit dieser bedeutungsvollen Worte Kant's vor Augen zu führen. Auf Schritt und Tritt folgten wir der Ausdehnung und Erweiterung des Erfahrungskreises, und wir sahen, wie demgemäß das Erkenntnißvermögen wuchs und immer entferntere Gegenstände in den Horizont der genauern und dauernden Beobachtung traten. Kant war es indessen vorzugsweise, der schärfere Zweifel gegen das Verhalten und die Natur dieser uns afficirenden äußern Gegenstände erhob, er behauptete, daß sie uns ihrem Wesen nach völlig unbekannt seien, und nicht ganz mit Unrecht; denn in der That, die Auffassung und der Werth dieser äußern Objecte gestalten sich nur innerhalb unserer innern Anschauung, und sobald sich diese Anschauung verändert mit der Stellung und dem Gesichtspunkte, den wir selbst einnehmen, um sie zu betrachten, so scheinen sich auch die Objecte demgemäß umzuformen. Dem Thiere, das sich mit seinen dauernden Beobachtungen stets in jenem engern Betrachtungskreise der Umgebung bewegt, den wir in psychologischer Beziehung die

Apperceptionsenge nannten, blieben die Erscheinungen des Makrokosmos nur lichte Punkte, die ihm dauernd kein aufmerksames Interesse abnöthigten. Dies geschah nicht nur deshalb, weil dem Thiere der Sinn fürs Erhabene noch völlig mangelte, sondern weil ihm die Erfahrung noch keine geeigneten Beziehungen bot, die zur Anknüpfung dauernder Interessen für entlegene Gegenstände überhaupt hätten dienen können. Wir hatten es uns zur psychologischen Aufgabe gemacht, ebensowol den innern geistigen Entwicklungsgang, sowie die ins Gewicht fallenden Erfahrungen historisch und empirisch zu verfolgen, welche der Reihe nach Anknüpfungen boten für Ideenassociationen, die geeignet waren, die natürliche und ursprüngliche vom Menschen mit auf die Welt gebrachte Apperceptionsenge zu durchbrechen, damit er nach diesem Durchbruch die engere Welt und Umgebung des Mikrokosmos mit den entferntern Objecten und Erscheinungen des Makrokosmos durch bestimmte haften bleibende Beziehungen dauernd und folgerichtig zu vermitteln im Stande war. Die Geschichte hatte uns gelehrt, daß es dem Menschengenosse im Laufe der Entwicklung vergönnt war, von der thierischen Stufe der Auffassung einen merkwürdig hohen geistigen Aufschwung zu nehmen, einen Aufschwung, durch welchen er den Erfahrungskreis unabsehbar erweiterte und eine Reihe von entlegenen fernern Objecten in einem ganz neuen, früher nicht gekannten Lichte erblicken lernte. So hatte sich im Laufe der Entwicklung die Außenwelt vor den Augen des Menschen in merkwürdig hohem Grade verändert, der Geist hatte im Wachsthum wechselnde Gesichtspunkte eingenommen, und siehe da, mit jedesmaligem innern Wechsel des Standpunktes erschienen ihm die äußern Gegenstände in einem neuen Gewande. — Aber wie war in psychologischer Beziehung diese innere Bervollkommnung und Erhöhung des Gesichtspunktes zu Stande gekommen? Hatte der Geist für sich allein oder etwa in lockerer Wechselwirkung mit andern Wesen und Geistern seiner Gattung diese Erhöhung gewonnen; oder aber hatte die lose Wechselwirkung der Geister unter

sich noch nicht vollends genügt, diesen merkwürdigen hohen Aufschwung seines Wesens zu bewirken? — Jetzt am Schlusse dieses Abschnitts sind wir im Stande, mit Rückblick auf den Verlauf der Geschichte diese höchst wichtigen Fragen zu beantworten. — Nein, so dürfen wir antworten, nicht für sich allein, auch nicht einmal im lockern Verbande der sogenannten Herdengenossenschaft waren Geist und Seele im Stande gewesen, den Werth aller dieser Güter zu erringen, sondern nur erst die geschlossene Einheit des Staatszusammenhanges mit seiner fein durchgeführten Arbeitstheilung konnte den ersten tiefern Grund zum Aufschwunge aller organischen Geistesentwicklung legen; denn nur im engeren organischen Verbande, sahen wir, hoben sich die Anlagen der Sprache zur tiefern Mittheilungsfähigkeit, die von so unabsehbaren Rückwirkungen auf das Geistesleben war. Und doch müssen wir, belehrt durch den Entwicklungsverlauf des ursprünglichen Geisteslebens, gestehen, daß auch hiermit nur erst der Boden geschaffen war, auf welchem eine noch viel weiter reichende Wechselwirkung sich entwickeln sollte. Nicht die engere organisch-staatliche Wechselwirkung der Geister unter sich genügte vollends, um den Menscheninn zu der Höhe zu heben, auf der er weiter schreiten sollte, nein, der Verlauf der Ereignisse selbst brachte neue Stützpunkte herbei, auf deren Gerüst sich die Wechselwirkung mit der Außenwelt erheben sollte. Denn neue Fühlfäden entwickelte jetzt gleichsam der Geist, um mit ihnen in das dunkle, geheimnißvoll verschleierte Bereich des Makrokosmos hineinzutasten. So entwickelte sich eine Wechselwirkung, welche die Thiere nicht mehr erlangten, und nun erst trat erhaben die Vernunft — die menschliche Vernunft — aus dem Schatten hervor, der sie bisher umdunkelte. Jetzt war es dem Menschengenoste gestattet, ausgerüstet mit den nöthigen Hülfsmitteln, auf der Bahn eines höhern Geistesfluges jenen Aufschwung zu nehmen, von dessen Höhe wir fast mitleidvoll auf das niedere organische, thierische Dasein herabblicken, indem wir kaum noch begreifen, daß nicht ursprünglich und ewig

diese Kluft, die einen Hiatus für den Unbefangenen einzuschließen scheint, vorhanden war.

Es war unsere Aufgabe gewesen, der Reihe nach alle diejenigen äußern Stützen und Hilfsmittel im äußern Erfahrungskreise genau festzustellen, die jedesmal als äußere Behikel für den Aufschwung der innern Geistesentwicklung dienten. Wie einen Schwimmenden, der auf trügerischen Wellen einem Ziele zustrebt, sehen wir den sich geschichtlich entwickelnden Menscheng Geist im Laufe der Ereignisse nach allen denjenigen Stützen greifen, die zu seinem Aufschwunge dienten und die ihm gleichsam zum Seil und Gerüste werden, an dem er sich in die sonnigere Höhe hob. Aber wo fand der Geist diese Stützen, entwickelte er sie aus sich selbst? Nein, denn ausdrücklich lehrt die Geschichte, daß sie stets der Verlauf der Ereignisse erst herbeiführte. Auch deutet das Wort „Stütze“ auf eine äußere Wechselwirkung hin; denn die Stütze als solche ist ein äußeres Object, das der Seele als ein Etwas gegenüberliegt, an dem sie sich eben vermitteln und festhalten kann. Diese äußern Stützen, die als Hebel der Wechselwirkung dienten, waren es eben, welche wir sorgfältig empirisch aufsuchten und innerhalb jedes einzelnen Entwicklungsprocesses betonten. So hob sich, sahen wir, der Intellect ursprünglich durch das nicht der Seele selbst, wohl aber dem Körper angehörige Instrument des sprachfähigen Kehlkopfes und der Sprachfähigkeit, und ebenso der Kunstsinne durch die äußerliche, dem Körper angeborne Geschicklichkeit der Hände und Finger. Mit diesen körperlichen Stützen ausgerüstet, strebte der Geist äußerlich aufwärts, und immer mehr gelang es ihm, sein engeres Erfahrungsgebiet zu erweitern. Neue Ideenassociationen erzeugten sich, und neue Gedankenkreise erschlossen sich ihm; mit mächtigem Schritt erhob er sich von Stufe zu Stufe. Und als endlich der allmählich erfinderisch gewordene Menscheng Geist an dem äußern Material von Holz und Stein das helle Feuer zünden lernte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; denn neue Fühlfäden gewann der Blick, neues Verständniß

und neue Interessen erwachten, und der ahnungsvolle Geist trat in geheimnißvoller Weise in Verkehr mit den entfernten lichten Mächten des Himmels. Die Wunder des Makrokosmos erschlossen sich, und welch eine Fülle von unvergänglichen Gedanken riefen die mit so hehren, erhabenen Zungen redenden Mächte und Erscheinungen des Firmaments in der staunenden Seele hervor!

Und blicken wir jetzt zurück auf den Verlauf der Ereignisse, wie wunderbar erscheinen uns da alle jene äußern Anstöße, die, rein körperlicher oder empirischer Natur, dem inneren Geiste die Stützen in die Hand spielten, um so gleichsam die Rolle einer Leiter zu spielen, auf welcher der Mensch emporstieg, einmal, weil er den inneren sittlichen Willen und eine gewisse Anlage besaß, die Sprossen zu erfassen, und andererseits, weil die Wechselwirkung ihm unsichtbar gleichsam entgegenkam, um ihn die Sprossen auch sicher erfassen zu lassen. Aber, um auf Kant zurückzukommen, wenn dieser unsterbliche Weltweise wol nicht unrecht hatte zu behaupten, daß die Außenwelt mit ihren „Gegenständen an sich“ uns völlig unbekannt sei, so lehrt uns dennoch der Verlauf der Geschichte der geistigen Entwicklung und die Wechselwirkung des Geistes mit den äußern Gegenständen überhaupt, daß der uns so fremd erscheinenden Außenwelt eine verwandtschaftliche Beziehung hinsichtlich der Bestrebungen des Geistes innewohnen muß; denn wie wäre sonst im Verlaufe der Ereignisse das gleichsam sympathische Entgegenkommen körperlicher Hülfsmittel erklärlich, durch das gewissermaßen der strebenden Seele die ersten Sprossen auf der Stufenleiter der Entwicklung entgegengetragen wurden. Gewiß, das schöne Wort Goethe's: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wie könnte es das Licht erblicken“, bewahrheitet sich am tiefsten durch die ursprüngliche Entwicklungsgeschichte des Geistes; denn diese lehrte uns eben zusehen, wie nach und nach das menschliche Auge wahrhaft sonnenhaft wurde, und indem wir diesem Prozesse folgten, bemerkten wir deutlich, wie die Factoren der Außenwelt zu unserm Innern nicht ohne Echo bleiben.

Die ganze psychologische Entwicklungsgeschichte, wie wäre sie denkbar ohne jene geheimnißvolle Wechselwirkung von Innen- und Außenwelt, die sich fortspann bis zu Knotenpunkten, die in der auffälligsten Weise stets der Seele bemerkbar machten, daß sie in Beziehungen zur körperlichen Außenwelt verwickelt ist, welche sie umfassen halten und zu Anknüpfungen zwingen. Indem aber die Seele diesen Anknüpfungen folgte, geriethen ihre Kräfte in einen mächtigen Aufschwung, und dieser letztere ließ durch seine wohlthätige Entwicklung, die er herbeiführte, jedesmal erkennen, wie nothwendig eben jene Anknüpfungen waren.

Jene tiefe, geheimnißvolle Wechselwirkung zwischen den Bestrebungen der Seele und der ihr scheinbar fremden Außenwelt, oder, wie wir uns in weiterer Beziehung auch ausdrücken können, die Wechselwirkung zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos, beruht sie auf blindem und leerem Zufall, oder repräsentirt sie vielmehr das nothwendige Walten einer Vorsehung, die in wohlweislicher Harmonie die Wirkungen zusammenführt, um sie miteinander nothwendig zu verketteten? Wäre diese Wechselwirkung Zufall, woher stammt dann ihre jedesmalige deutliche und sichtbare Wiederkehr im Entgegenkommen an ereignisreichen kritischen Wendepunkten der geschichtlichen Entwicklung? Wenn aber die hier beobachtete Causalität offenbar nicht auf Zufall beruhen kann, so werden wir zu schließen geneigt sein, weist sie auf eine bestimmte und nothwendige Harmonie oder Conformität der sich einander gegenüberstehenden und verbindenden Glieder und Kräfte hin. Der Gedanke der Harmonie erinnert uns an einen Philosophen, den wir Deutschen neben Kant ganz besonders hoch verehren, wir meinen Leibniz. Allein Leibniz irrte, indem er den Gedanken über die Harmonie der wechselwirkenden Glieder (die im Grunde hier gleichbedeutend mit einem wohlweislich wirkenden Fatum wäre) äußerte. Denn bestände jene Harmonie für die Entwicklung, warum besteht sie dann nicht allenthalben und für immer? Wie wenig muß doch diese Harmonie

im allgemeinen auffällig und sichtbar sein, wenn kurz nach Leibniz so viele hochbegabte und bedeutende Denker gegen diese so wichtige Thatsache die gewichtigsten und treffendsten Zweifel beibringen konnten. Auch uns, die wir zurückblicken nicht nur auf die ursprüngliche Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geisteslebens, sondern auf die Bildungsgeschichte der ganzen organischen Welt, will es nicht scheinen, als habe innerhalb jenes furchtbaren und herzzerreißenden Kampfes, den die Geschöpfe mit den Bedingungen ihrer Außenverhältnisse zu führen gezwungen sind, der Gedanke der Harmonie einen statthaften und berechtigten Platz. Nein fürwahr, die wahre Einsicht in das noch wüste ungefüge Leben der Urzeit, mit allen seinen Unvollkommenheiten und Furchtbarkeiten, gibt uns nicht den Beweis an die Hand, daß der an sich schöne Gedanke einer Harmonie eine umfassende geschichtliche und unumstößliche Wahrheit sei.

Wie herrlich doch wäre es, hätte der treffliche Herder, der, eingenommen von den Gedanken eines Leibniz, vor nunmehr beinahe hundert Jahren seine berühmten Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit schrieb, recht mit den so sinureich klingenden Worten: „Alle Werke Gottes haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich; denn sie beruhen alle in ihren gewissen Schranken auf dem Gleichgewicht widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte. Mit diesem Zeitfaden durchwandere ich das Labyrinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische göttliche Ordnung; denn was irgend geschehen kann, geschieht, was wirken kann, wirkt. Vernunft aber und Billigkeit allein dauern, da Unsinn sich und die Erde verwüsten.“\* O, wäre der Kern des hier Gesagten ebenso wahr wie der Nachsatz. Nicht die eigentliche Geschichte, wohl aber die Urgeschichte der Menschheit haben wir durchwandert; aber ein anderes Bild entrollte sich uns, und nichts gewahrten wir von den so beseligenden Anschauungen Herder's.

\* Herder, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, III, 460

Dieser wohlwollende Forscher kannte nicht die auf der Erde herrschenden Uebel ihrem vollen Umfange nach; noch war die Wissenschaft zu seiner Zeit nicht weit genug gediehen, um ihm vom Gesichtspunkte des Arztes, des Naturforschers und Seelsorgers einen Einblick zu gewähren in das unsagliche Elend und die furchtbaren Verwüstungen, welche der Kampf ums Dasein hinter dem Vorhange des freien Naturlebens verbirgt. Nein, die Erscheinungen der geistigen Urgeschichte und Entwicklungsgeschichte sowie die Entwicklungsgeschichte des ganzen organischen Lebens, ja mehr noch, die zu ungleicher Vertheilung der Kräfte sowie der sich hierauf begründende oft unerträgliche Kampf der Elemente auf unserm Planeten überhaupt, bestätigen uns nicht jene dauernde Ordnung und jenes harmonische Gleichgewicht der Bedingungen, von denen Herder mit solcher Begeisterung redet. — Wohl offenbart sich dem Menschengeiste die Harmonie im Hinblick auf die weitab von ihm liegenden Gesammterrscheinungen des Makrokosmos, wohl bahnte sich diese beseligende Offenbarung den Weg zur Seele, und hinwiederum die Seele zu ihr, und der von diesen erhabenen Ideen erleuchtete Geist säumte nicht, ihnen Ausdruck in der Kunst zu verschaffen; aber gleichzeitig drängte sich unabweislich dem edeln Gefühle auch der Contrast auf, der zwischen den Ideen besteht, die zur vollendeten Schönheit anleiten, und den Unvollkommenheiten des Lebens und der nächsten Umgebung, welche diesen Ideen und Trieben mächtig widerstreben. So fand sich der Mensch inmitten eines Kampfes, aus dem er sich zu erlösen bestrebt ist. Wir fühlen deutlich den Zug, der uns bessern Zuständen durch den Fortschritt entzweigt, wir erblicken sogar in den Knotenpunkten der geschichtlichen Entwicklung deutlich und sichtbar den Arm, der uns gleichsam emporzuheben bestrebt ist, sobald wir ihm nur die Hand entgegenstrecken; aber damit erkennen wir auch, daß jene Harmonie, die unser Ziel ist, nur erst erreicht wird durch die Erfüllung einer sittlichen Aufgabe, die wir selbst durch eine zum Vollkommenen strebende Handlungs-

weise zu vollziehen haben. Lassen wir ab von dieser Aufgabe, so ist uns jene Harmonie nicht beschieden, und wir sinken zurück in jenes unerträgliche Chaos, in das wir gerathen sind durch das Ablassen normaler sittlicher Bestrebungen, eine Anarchie, aus der wir mühevoll emporstreben. Aber hätten wir selbst jene Harmonie bereits wiedererrungen, so wäre uns nun zwar die Aufgabe unendlich erleichtert, nicht aber völlig genommen; denn da die Erscheinungen des Chaos und der Anarchie, welche die Ordnung stören, die Gefühle verletzen, den Hinblick der Erkenntniß aber zum Ziele trüben und die Handlungsweise entfittlichen, wie uns die Geschichte lehrt, sich thatsächlich in der Welt jederzeit verwirklichen können, so haben in der Weltordnung, welche der Makrokosmos spiegelt, alle integrirenden, für die Ordnung geschaffenen Theilchen Sorge zu tragen, daß sich jene in sich haltlosen Zustände als zu weitreichende dissonirende und hemmende Zwischenspiele nicht ereignen, und die extremen Kämpfe, aus denen wir uns immer wieder erlösen müssen, nicht stets von neuem uns und unsere engere und weitere Umgebung in Verwirrung setzen, da uns die Verwirrung physisch und geistig zurückwirft und den Gesichtspunkt erniedrigt. — Nur in der Verwirrung aber kann der blinde Zufall die Wechselwirkung hemmen und regieren, dem entgegen aber herrscht nur in der vollkommenen Welt jene ästhetische Conformität der Wechselwirkung, welche die zur Ordnung gezogenen Theile (die kraft ihrer steten Aufgabe die Harmonie in der Weltordnung verwirklichen) zu erhalten bestrebt sein sollen. Wir Menschen als integrirende Theilchen des Weltalls aber stehen auf unserm Planeten, den Thatsachen gemäß, schwankend mitten in einem wilden Proceß von Eindrücken, Bewegungen und Ereignissen, die einer Harmonie nur erst zustreben und sich offenbar noch nicht völlig befreit zeigen von dem Druck und den Mängeln jener ungleichen widerspruchsvollen Causalität, die unleugbar verwirrenden, oft unerträglichen und verwerflichen Verhältnissen angehört. Wir befinden uns daher in einer geschichtlichen Entwicklung, die, um Rückfällen

vorzubeugen, die Erfüllung einer sittlichen Aufgabe doppelt zur Pflicht macht. Denn ahnen und anticipiren wir auch im reinen Gefühle, und demgemäß in der Kunst, die Harmonie und die Wechselwirkung der Glieder in einer vollkommenern Welt, so wissen wir andererseits doch auch in Rücksicht auf unsere bis jetzt noch ungeläuterte Erkenntniß und durchschnittlich noch niedrig stehende Handlungsweise den Kampf mit der Bosheit, den Irthümern, den Widersprüchen und naturwidrigen Verhältnissen unserer nähern Umgebung und Erfahrung überhaupt zur Genüge zu würdigen, um daraus in psychologischer Hinsicht zu erkennen, inwieweit jene geforderte conforme und harmonische Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwelt, und zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos für die Menschheit noch gehindert, gehemmt und beeinträchtigt wird. Keine bloße metaphysisch-kritische Betrachtungsweise der reinen Vernunftthätigkeit im Sinne des Criticismus, wie ihn Kant schuf, und keine rein psychologische Untersuchung des Seelenlebens kann uns daher das Räthsel über die Natur und Thätigkeit der Dinge an sich und über das Verhältniß der Causalität zwischen Innen- und Außenwelt und ihre Widersprüche vollkommen lösen, sondern alle diese Betrachtungsweisen und Untersuchungen, so werthvoll sie an sich sind, werden sich nothwendig zu unterstützen haben durch den Rückblick auf die Geschichte, auf die Aesthetik und die Entwicklung des ursprünglichen Geisteslebens überhaupt, welche letztere uns die merkwürdige Erscheinung bietet, daß sich von frühester Zeit an die geschichtlichen Ereignisse oft an gewissen kritischen Wendepunkten so zuspitzen, daß die hinter den Dingen der Außenwelt lebendigen Kräfte gewissermaßen tiefer und harmonischer zum Durchbruch kommen, um zugleich die Verwandtschaft zu unserm innern sittlichen Willen und dem in uns lebendigen ästhetischen Bestreben deutlich bemerkbar zu offenbaren, und die sich dazwischenschiebenden hemmenden Widersprüche zurückzudrängen. Nur im Hinblick auf den ganzen historischen Entwicklungsgang des Geisteslebens überhaupt sind wir im Stande, den Ur-

sprung und die Erscheinungen sowie die Bedeutung des eigentlichen Widerspruchs überhaupt zu erklären, jener sonderbaren feindlichen Größe, welche sich ähnlich wie die hemmenden Uebel in das wirkliche Leben, wie ein Schattenschleier in den Ablauf unserer innern psychologischen Gedankenwelt einschleicht, um unsern geistigen Horizont zu umdunkeln und das Nachdenken und die innere Gesamtanschauung zu Irthümern und zu metaphysischen Täuschungen zu verleiten. Fürwahr, Kant hatte recht, die sogenannten Paralogismen und Antinomien des Gedankenlebens sind feindliche Größen der Vernunft, mit welchen dieselbe ebenso rechnen muß, wie das kämpfende Leben mit den lebenszerstörenden Uebeln. Aber woher, so fragt eben diese Vernunft, stammen ursprünglich diese feindlichen Größen? Kant gebührt das erhebliche Verdienst, das Dasein dieser Feinde des Erkenntnislebens für die Forderungen der Vernunft aufs deutlichste nachgewiesen zu haben. In seinen spätern Arbeiten bemühte sich der berühmte Philosoph nach einem Mittel zu suchen, diese feindlichen Größen des Erkenntnislebens aus seiner metaphysischen Gesamtanschauung zu eliminiren. Aber wie diese Eliminirung bewerkstelligen? Hier liegt das tiefere Problem des Kriticismus! Und nun frage ich mit Hinblick auf ebendieses Problem: Lassen sich diese innern Feinde der nach harmonischer Gesamtanschauung strebenden Vernunft besiegen, lassen sich die hemmenden Größen des Gedankenlebens eliminiren, sobald wir uns nicht die ursprüngliche Entstehung und Entwicklung dieser so merkwürdigen Erscheinungen vorerst geschichtlich und psychologisch erklärt haben? Wir meinen nein, und müssen nothwendig zu dem Schlusse kommen, daß ebenso wie ohne Einsicht in die psychologischen Probleme, die hiermit gestellt sind, auch ohne Hinblick auf die Geschichte und deren tiefere Entwicklung das Grundproblem des Kriticismus nicht zu lösen ist. Es leidet gar keinen Zweifel, daß die großen Denker der nachkantischen Zeit und der Neuzeit, und Philosophen wie Schelling und Hegel einerseits und Herbart anderer-

jeits, deren Weltanschauungen noch immer die Grundpfeiler des heutigen philosophischen Entwicklungslebens bilden, nur deshalb zu so entgegengesetzten Behauptungen über Werth, Dasein und Größe des Widerspruchs gekommen sind, weil sie den Einblick in die Geschichte der Philosophie und des psychologischen Erkenntnißlebens nicht zu ergänzen wußten durch die Einsicht in die Thatfachen und tiefern Lehren der Geschichte überhaupt. Nur so läßt es sich erklären, daß sich ein Hegel und seine Schüler in die reale Größe dieses Widerspruchs, der als Uebel Leben und Dasein ebenso hemmt, wie er als Täuschung und Irrthum unsere klare Erkenntniß einschränkt, so sehr vertieften, daß sie diese Erscheinung für völlig nothwendig nahmen und damit ebendiese Größe zu einem nothwendig geforderten Factor der ganzen objectiven mikro- und makrokosmischen „Entwicklung“ machten, während dem entgegen Herbart in diesen störenden Größen des Bewußtseinslebens zunächst nichts Weiteres erblicken zu können meinte als einen subjectiven Mangel unsers innern psychologischen Erkenntnißvermögens, dessen störende Einflüsse illusorisch gemacht werden können, sobald wir die metaphysische Erkenntniß durch reinigende Bearbeitung unserer irrthümlichen Anschauungen und Begriffe über das reine widerspruchslose Sein abklären, umformen und somit erhöhen. Beide tiefsinnigen Denker hatten indessen vom historischen Gesichtspunkte betrachtet unrecht; denn das Erkenntnißleben begann ursprünglich nur erst geschichtlich zu wachsen mit der Einsicht in die Grundgesetze der Aesthetik, nach welchen sich uns der Einblick eröffnet, daß nicht das Wesen der bloßen Negation, gegenüber der Position, bereits den Widerspruch zur Geltung bringt, sondern daß nur erst die Uebertreibung dieser beiden Größen gegeneinander zu widerspruchsvollen, unerträglichen Extremen und Aberrationen führten, um den eigentlichen Widerspruch auf allen Gebieten des Daseins (und hiermit das Nichtseinsollende, d. h. das Uebel) zur Erscheinung zu bringen. (Vgl. S. 382.) Hieraus ergab sich uns die in historischer Beziehung höchst wichtige Thatfache, daß die widerspruchsvolle Unordnung und

das Uebel keine objectiv störenden (sonit nothwendigen) Größen in der Harmonie der Weltordnung werden durften. Aber in gleicher Weise lehrten die Thatfachen der Geschichte und das organische Grundgesetz, daß derartige Störungen und Aberrationen der geforderten Ordnung, wenn auch nicht nothwendig, so doch thatsächlich objectiv möglich waren. Das Auftreten des eigentlichen Widerspruchs von der geschichtlichen Seite betrachtet, war daher keineswegs, wie man andererseits mit Rücksicht auf Herbart und eine Reihe von frühern Philosophen folgern dürfte, nur als eine bloße subjective Erkenntnißillusion, d. h. als eine sich als Täuschung ergebende falsche Verwerthung von Erfahrungsbegriffen des an sich widerspruchslosen Seins anzusehen, eine Täuschung, der man sich durch bloße Umformung und richtige Bearbeitung der Erfahrungsbegriffe etwa völlig entheben könnte. Denn gesetzt, die Metaphysik hätte durch richtige Behandlung die Erfahrungsbegriffe umgeformt und gereinigt, so würde sie mit dieser Reinigung nur erst um so mehr erkennen müssen, inwieweit sich die Erscheinungen des Widerspruchs geschichtlich in der Welt objectiv zu verwirklichen im Stande sind. Nur um so mehr müßten wir daher vermöge der regressiven Methode Herbart's, welche so viele Vorzüge vor der progressiven Hegel's und der Idealisten voraushat, begreifen, wie weit wir auf allen Gebieten mit Ausnahme der Kunst von der Einsicht in das Ziel dieser Reinigung entfernt sind. Der Kunst und ihren innern reinern organischen Bestrebungen war es historisch, wie wir sahen, zuerst im Bereiche der Gefühle beschieden, das Ideal zu ahnen und das reine Ziel möglichst klar auszusprechen und zu verwirklichen. Ihm wollte die dem Kunsttriebe nahe stehende innere Erkenntniß folgen, aber der Erkenntniß war es historisch nicht so früh beschieden, sich dem Ideale der Kunst anzuschließen oder zu nähern. Es ist diese Annäherung noch heute das Ziel des Erkenntnißprocesses der Zukunft. So lastet daher auf den Gebieten der Metaphysik und des Erkenntnißlebens noch heute ein Gewicht von Widersprüchen, das durch Begriffs-

reinigung und Umformung, trotz eines Herbart, erst in Zukunft zu besseitigen sein wird. Noch tiefer indessen greifen die sich historisch objectiv geltend machenden Widersprüche in das wirkliche Leben und die sociale und politische Handlungsweise ein, um uns hier zu zeigen, wie im ganzen verhältnißmäßig nur wenig das Gute und Edle gegenüber dem Schlechten in der Welt zugenommen haben. Mit keiner philosophisch skeptischen Vorstellungsweise derer, welche so gern leichten Fußes durch metaphysische Sprünge oder mit nicht tief genug erfaßten physikalischen Ansichten über das Wesen der historischen Widersprüche hinweghüpfen, werden daher diejenigen Widersprüche getilgt werden, welche sich uns aufthürmen durch die Probleme der socialen Fragen und des sittlichen Handelns, Fragen, die, wie wir sehen, so innig verwachsen sind mit den Uebeln, die sich in der ganzen Geschichte der organischen Welt in den verschiedensten Formen von Gesundheit und Krankheit widerspiegeln. Aber obwohl uns kein metaphysischer Skeptiker über die sich historisch geltend machenden Widersprüche des Lebens und Daseins hinforthelfen wird, so ist die wahre Metaphysik, die sich genügend zu reinigen weiß von falschen skeptischen Ansichten und die sich stützt auf Principien, die sich mit den Thatfachen der Aesthetik und der Geschichte vertragen, dennoch dazu berufen, Herz und Gemüth zu veredeln, das Kunstgefühl von neuem zu beleben und eine Versöhnung anzubahnen zwischen den fundamentalen Thatfachen der Geschichte, der Erkenntniß und der Aesthetik. Ist uns das Ziel objectiv nur erst wieder mit Zurückdrängung kleinmeisterlicher Skeptiker und Kritiker lebendig geworden, so wird sich die Cultur der Menschheit trotz aller sich geltend machenden Schwierigkeiten und Widersprüche dennoch endlich siegreich insoweit zu erheben wissen, daß sie ihr Gesamtdasein, von den lästigsten Uebeln befreit und in Harmonie zu setzen weiß mit der Grundwahrheit des Gesetzes im Makrokosmos, das die Menschen, wie wir sehen, so früh empirisch in der Harmonie der Sphären erkannten. Alles was uns die Geschichte des ursprünglichen Geisteslebens in frühesten Zeit lehrte,

war geeignet uns die Wahrheit vor Augen zu führen, daß die Harmonie zwischen Innen- und Außenwelt keine angeborene feste Thatsache war. Im Gegentheil, es zeigte sich, wie sehr dieselbe mangelte, aber wie früh dieselbe geschichtlich auf allen Gebieten angestrebt wurde. Durch den Uebertritt aus dem lockern Heerdenleben in das engere, solidarisch alle Glieder gleichmäßig verpflichtende Staatsleben, kam geschichtlich dieses Streben in frühesten Zeit am tiefsten zum Ausdruck. Hiermit aber läuterten sich, wie wir gesehen haben, alle innern Anlagen des Geistes, sodaß derselbe endlich auch die Fäden mit den Wahrheiten, welche die Erscheinungen des Makrokosmos lehrten, zugleich anspinnen konnte, um sich höher und höher zu heben. Die Heroen der Kunst, des religiösen Lebens und der Weisheit wirkten als Apostel der Erlösung durch ihre Thaten dahin, diese Hebung zu befördern, beziehungsweise das neue Sinken in die Aberration zu verhüten, und damit, sahen wir, schritt, wenn auch oft in Umwegen und Rückfällen, die Culturgeschichte in der Menschheit vorwärts. Diese Kraft des Fortschritts, die sich seit Jahrtausenden in der Menschenwelt gegenüber dem unsittlichen Stehenbleiben der Thierwelt geschichtlich beglaubigt hat, darf uns Muth für die Zukunft gewähren. Was auch kommen möge, die Bande der Familie und des Staats werden uns unlöslich tragen, um uns in die rohern Lebensformen der Thierwelt nicht wieder jählings zurücksinken zu lassen. Kein lebendiger Zellencomplex hat wol innerlich eine tiefere Transmutation im Laufe der Jahrhunderte auf der Erde erlitten als das menschliche Gehirn und seine Functionen; an ihm und den Leistungen dieser Anlagen bewährt sich das Gesetz, daß nichts in der Welt völlig stabil ist, wol am deutlichsten. Um wieviel harmonischer hat sich im Laufe der Jahrtausende die tiefere Wechselwirkung aller feinen Gehirntheilchen mit der Seele gestaltet, gegenüber derjenigen im Gehirne der Urmenschen der Steinzeit, welche noch disharmonisch im Kampfe mit den boshaftesten Feinden der Thierwelt wild hin- und hergeworfen wurden. Um wieviel harmonischer aber

mag sich das geistige Leben dereinst nach vielen Jahrtausenden in den Köpfen der Menschen spiegeln, wenn ihnen zugleich die fernere Entwicklungsgeschichte unsers Planeten durch Verbesserung der Klimate und der äußern Lage die Mittel zu einer üppigern Bodencultur und Güterproduction überhaupt gewährt hat. \* Und wenn uns der heutige, noch halb verstandene Darwinismus die furchtbare Uebervölkerung Chinas als drohendes Gespenst mit allen seinen Schrecken der Hungersnoth und anderer sich daran anschließender Uebel durch die progressiv zunehmende Fruchtbarkeit und Uebervölkerung einer herrschenden Rasse auf der Erde für die Zukunft in sichere Aussicht zu stellen sucht, so weisen wir ihn auf die von uns geltend gemachte Thatsache zurück\*\*, daß die Fruchtbarkeit und Vermehrung der Völker und der Klassen durch das höhere Wohlleben der Völker sich normaler der gesetzlichen Sterblichkeitsziffer dereinst anpassen wird. So, sehen wir, haben wir zunächst keinen Grund, in Rücksicht auf die Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu verzagen, wenn wir daraus Schlüsse für die Bewegung der Zukunft zu ziehen versuchen. Alles aber wird für diese gedeihliche Entwicklung darauf ankommen, daß wir gemeinschaftlich das Ideal ins Auge fassen und uns nicht beirren lassen durch den Geist desjenigen Scepticismus, der überhaupt keine Ziele der Menschheit kennt und das *laissez-aller* auf seine Fahne geschrieben hat. Wie es in der Nationalökonomie eine sogenannte Manchester Schule gibt, deren Anhängern alles gleich gut wie schlecht im socialen Leben zugeht, so auch in der tiefern Wissenschaft. Auch in ihr war eine Art von Manchester Schule im Laufe der Jahrhunderte thätig, die den

---

\* Bekanntlich muß allmählich die tangential wirkende Kraft unsers Planeten immer geringer werden und durch Reibung am Aether und größere Anziehung der Sonne sich immer mehr dem Lichtleben der Sonne nähern, womit die planetarischen Verhältnisse sowol wie die Geschöpfe einer Umgestaltung durch Anpassung entgegengehen müssen.

\*\* Vgl. Bd. 1, Kap. 2.

Boden zertreten hat, den es heute wieder gilt zu ebnen. Noch sind die höchsten Wahrheiten bei weitem nicht alle im Leben des Makrokosmos erkannt, aber die Geschichte hatte uns gelehrt, wie viel wir gerade diesen Forschungen für das geistige Entwicklungsleben von frühester Zeit an zu verdanken hatten. Was wäre der sich entwickelnde, aufstrebende Menscheng Geist gewesen und geblieben ohne die Wunder des Himmels, die sich ihm mehr und mehr erschlossen, und ohne die geheimen Kräfte der Natur, an welche seine Erfahrung anknüpfte, um von ihnen zu den Erscheinungen des Firmaments hinübergeleitet zu werden. Noch haben sich uns freilich diese Wunder, wie erwähnt, nicht völlig erschlossen, aber rastlos ist unsere Erkenntniß thätig, ihre Forschungen zu erweitern und zu vervollständigen. Je tiefer die Einsicht eindrang in das Reich des Erhabenen, um so höher entwickelte sich auch in der Folge das Geistesleben. In manches Geheimniß ist die Himmelskunde während der geschichtlichen Zeit eingedrungen, und durch die Rückwirkungen dieser Entdeckungen sehen wir neue Epochen herbeigeführt, welche die veralteten Weltanschauungen in Trümmer legten, um den Grund zu dem Aufbau neuer zu legen.

---

### Verichtigung.

Seite 233, Zeile 12 von unten, lies statt den Geiß, dem Geisse.

---

# Register.



## M.

- Aaron**, II, 128.  
**Aberglauben**, II, 62. 63. 49.  
**Aberration**, Wesen derselben, II, 338;  
 Erscheinung derselben in der Ge-  
 schichte, II, 370. 382.  
**Abfall**, Begriff des, II, 342. 347. 359.  
**Abhängigkeitsgefühl**, I, 270. 271; II,  
 119.  
**Abscheidung der Seele vom Körper**,  
 II, 112.  
**Absolute**, das, II, 371.  
**Abstammung des Menschen**. Wichtig-  
 keit der vergleichenden Psychologie  
 bezüglich der Frage nach derselben,  
 I, 6; nicht ganz außer Beziehung  
 zu den Affen zu setzen, I, 7.  
**Abstraktionsvermögen**, II, 257.  
**Ackerbau**, Entstehung desselben, II,  
 130 fg.  
**Ackerbauer**, II, 94.  
**Adamsmythen**, I, 357.  
**Adaption**, I, 18.  
**Addition**, II, 265.  
**Abler**, Verehrung desselben, I, 368.  
**Aegypten**, Thiercultus daselbst, I, 349.  
**Aegypter**, I, 240, treten an die Spitze  
 der culturgeschichtlichen Entwicklung  
 der Urgeschichte während einer Pe-  
 riode, I, 241; II, 167. 313; Priester-  
 thum derselben, II, 314; Götterlehre  
 derselben, II, 316.  
**Altesten**, die des Volks, II, 160.  
**Altegypten**, Die Urgeschichte der Menschheit. II.
- Aeschylus**, II, 180.  
**Aesthetische Bestrebungen bei der Zucht-**  
**wahl**, I, 16.  
**Afrikanische Stämme**, I, 204.  
**Affe**, lebende Arten derselben nicht  
 Stammältern der Menschen, I, fg.  
**Aglaophtis**, II, 71.  
**Agui**, II, 45. 350.  
**Ahnencultus**, II, 105.  
**Alexandrinus, Clemens**, II, 314.  
**Alsurus**, I, 218.  
**Allerheiligste**, das, im Tempel, II, 154.  
**Allgemeinverständniß**, sprachliches, rück-  
 sichtlich seiner Ausbildung, I, 166 fg.  
**Alphabet**, II, 251.  
**Altäre**, II, 154.  
**Alter des Menschengeschlechts**, I, 185.  
 254.  
**Ameise**, Staatenbildung und Geberden-  
 sprache derselben, I, 11. 95.  
**Amerika**, Nord-, I, 195.  
**Amerikaner**, Vergleich derselben mit  
 den Afrikanern, I, 230; ehemaliger  
 Contact der Mittelamerikaner mit  
 Ostasien, I, 231.  
**Anarchie**, Erscheinung derselben in der  
 Geschichte, II, 346, 370.  
**Angirafen**, II, 53.  
**Anhänglichkeit**, Gefühl derselben, I, 268.  
**Anlagen**, Verschiedenheit derselben unter  
 den Rassen, I, 207.  
**Anthropophagenthum**, I, 362.

- Apachen, II, 40.
- Apperceptionsenge, I, 180; =fähigkeit, I, 259; der Thiere, I, 273; Werth derselben bezüglich der Auffassung, I, 309; Ueberschreitung derselben, II, 81.
- Arani, II, 75. 103.
- Arbeitertbum der Urzeit, II, 27; II, 363.
- Arbeitstheilung, sich ergänzende, friedlich zusammenwohnender Arten und Individuen, I, 16. 51; Wurzel des Staatslebens, I, 83.
- Aristokratie der physischen Kraft im Urstaate, I, 112.
- Armaliosa, II, 154.
- Asen, II, 166.
- Asien, I, 197.
- Astrologen der Urzeit, II, 299.
- Astrologie, II, 286.
- Atharvanen, II, 53.
- Athem, II, 100.
- Atom, II, 390.
- Aubin, II, 241.
- Auffassungseuge, s. Apperceptionsenge.
- Aufgabe, die sittliche, der Wesen im Weltall, II, 379. 387.
- Aufrechtgehen, Entstehung desselben beim Menschen, I, 136. 221.
- Auftreten, das erste, des Menschen auf der Erde, I, 185.
- Ausathmung, Werth derselben hinsichtlich der Sprachbildung, I, 138.
- Australien, Fauna dortselbst, I, 194.
- Australier, II, 137 fg.
- Auswanderung, hervorgerufen durch Ausbeutung im Kampfe ums Dasein, I, 16.
- Autochthonentheorie, Widerlegung derselben, I, 188.
- Automatische Bewegungen der Zellen, I, 31.
- Autorität, Werth derselben hinsichtlich der religiösen Entwicklung, I, 286 fg.
- Babylon, II, 264.
- Babylonier, II, 265.
- Bastian, I, 311. 356. 359; II, 150. 206.
- Baukunst, II, 367.
- Baumeister, II, 277.
- Bautrieb der staatlich lebenden Thiere, I, 92; Entwicklung derselben, I, 225.
- Bebbve, I, 370.
- Bedeutungslehre, sprachliche, I, 179.
- Begabung, verschiedene, der Völler, hinsichtlich des Erfindungsgeistes, II, 30.
- Begattung, äußerliches Entwicklungsziel der organischen Wesen, I, 21; Anschauung derselben als Fenerreißung während der spätern Periode der Urzeit, II, 108.
- Beobachtungsfinn, Wachsthum desselben, II, 218.
- Berber, I, 240.
- Berge, II, 117; Anbetung derselben, II, 154.
- Bernharby, II, 206.
- Beuteltiere, I, 64.
- Bhrgus, II, 53. 75.
- Bibel, Werth der, kosmogonische Schilderungen in derselben, I, 183; Entstehung als heilige Schrift, II, 313.
- Biber, I, 224.
- Biene, Staatenbildung derselben, I, 11; I, 94 fg.; Verehrung ihrer Königin nach dem Tode, I, 364.
- Bildschrift der Mexicaner, II, 56; in Australien II, 237.
- Bleed, I, 176. 370.
- Blig, Gewöhnung an dessen Erscheinung, I, 307; spätere Verehrung desselben, II, 115.
- Blumenbach, I, 7.
- Borneo, I, 199.
- Böse, das, II, 306.
- Bourgeois, I, 196.
- Bowler, I, 370.
- Brasilianerstämme, II, 141.

Brehm, I, 263.  
 Brodhaus, II, 261.  
 Bronze und Bronzezeit, I, 255.  
 Budde, I, 312; II, 416.  
 Buddha-Gautama, II, 350. 409.  
 Busch, Moritz, I, 362.  
 Buschmänner, I, 218.

## C.

Callery, II, 250.  
 Cantor, II, 261.  
 Causalzusammenhang, verborgener, der Naturkräfte, II, 44.  
 Centralisation, Werth derselben im Staate, I, 86.  
 Champollion, I, 367; II, 245.  
 Chaos, Begriff des, II, 261. 296; in den Kosmogonien, II, 329.  
 Charakter des Menschen, I, 549; Möglichkeit der Wandlung desselben, II, 389 fg.  
 Charakteristische Sprachstufe, I, 148.  
 Charaktertypus des Menschen, I, 59.  
 Charlevoix, II, 173.  
 China, Hauptlingcultus daselbst, I, 355.  
 Chinesen, I, 202. 237; II, 167; Bildschriften derselben, II, 250.  
 Christenthum, Verbreitung der Idee des, II, 419.  
 Christus, II, 409. 413.  
 Clavigero, II, 241.  
 Cohen, II, 19. 75. 101. 118. 152.  
 Collectivgenossenschaft, niedrige Organismen als Beispiele derselben, I, 86.  
 Combination, Wesen derselben und Beziehung zum Erinnerungsvermögen, I, 248.  
 Compagnieschaft, organische, zwischen Kapitalisten und Arbeitern, I, 39.  
 Confucius, II, 409.  
 Constant, I, 302.  
 Constellationstafeln der Gestirne, II, 286.  
 Cool, II, 36. 173.

Kreuzer, II, 206.  
 Cultur, eigentlicher Beginn derselben, II, 44; geht in ihrem Aufschwunge mit der Religion Hand in Hand, II, 131.  
 Curtius, I, 179.

## D.

Dachs, I, 224.  
 Dämonen, Cultus derselben, I, 358; Begriff derselben, II, 102. 150.  
 Dankbarkeit, Gefühl der, I, 268.  
 Darwin, I, 8. 15. 17. 261. 269. 312; II, 34.  
 Darwinismus, II, 144.  
 Davis, II, 221.  
 Deciduat, I, 47; Characteristica derselben in psychologischer Beziehung, I, 50.  
 Delaunay, I, 196.  
 Delbrück, II, 208.  
 Demeter, II, 277.  
 Demotische Schrift, II, 248.  
 Denken und Sein, II, 348.  
 Denkmale, II, 238.  
 Deus ex machina, Begriff des, II, 297. 324.  
 Dichtkunst, II, 202. 355. 365. 368.  
 Diebstahl, II, 175.  
 Differentiirung, I, 82.  
 Ding an sich, II, 348.  
 Dionysos, I, 367.  
 Dissonanz, II, 340. 369; positive und negative hinsichtlich der Harmonie, II, 379 fg. 387.  
 Divergenz des Charakters, I, 99.  
 Dobrizofer, II, 113. 221. 300.  
 Dogma, II, 318. 346.  
 Donner, Verehrung desselben, I, 307.  
 Doppelwesen von Thier und Mensch, I, 348.  
 Drachen, II, 172.  
 Dramatiker, II, 386.  
 Dressur, I, 269.  
 Dryopithecus, I, 196.

Dult, II, 286.  
 Dunder, II, 419.  
 Dunkele, das, im Körper als Krankheit,  
 II, 111.  
 Dupuis, II, 205.

### E.

Ehrenfechter, I, 300.  
 Ehrfurcht, I, 290.  
 Ehrgefühl, I, 316.  
 Eichhörnchen, Verehrung desselben, II,  
 152.  
 Einbalsamirung, I, 361; II, 97.  
 Eisen, I, 255.  
 Eisenerze, Aufschmelzen derselben durch  
 ganz Afrika verbreitet, I, 229.  
 Eiszeit, I, 196.  
 Elfkase, II, 46. 356.  
 Elefant, I, 65.  
 Elend, Erscheinung desselben in der  
 Geschichte, II, 370.  
 Eleusis, II, 276; s. Mysterien.  
 Gypsum, II, 277.  
 Ende des Weltalls, Vorstellung über  
 das, II, 338.  
 Endlose, Begriff desselben, II, 292.  
 Engel, II, 102. 282.  
 Ennemoser, II, 76.  
 Entschlafene, II, 102.  
 Entschlafene, Auffassung derselben  
 durch die Armenen, I, 337.  
 Entwicklungsgeschichte, Schauplatz der  
 geistigen, I, 205; äußere und innere  
 des Menschengeschlechts, I, 218;  
 Werth der religiösen, I, 312.  
 Entwicklungstheater der organischen  
 Welt, I, 193.  
 Epicur, II, 237.  
 Erblichkeit, I, 18.  
 Erdbeben, Gewöhnung der Menschen  
 an dasselbe, I, 307.  
 Erde, II, 71.  
 Erdhöhlenbewohner, I, 255.  
 Erfindungsgeist, Ausbildung desselben

im Kassenkämpfe, I, 208; nicht allen  
 Völkern zugleich eigen, I, 213.  
 Erfinder des Feuers, II, 20.  
 Erfindung, II, 12.  
 Erhabenheit, Gefühle der, I, 274;  
 Entwicklung der, I, 326; Ber-  
 schmelzung der Momente von Furcht  
 und Liebe in der sittlichen, I, 365;  
 II, 119. 225; in der Kunst, II, 355.  
 Erinnerungsvermögen, Wirkung dei-  
 selben, I, 124; Beziehung desselben  
 zur Combination, I, 248; hinsichtlich  
 des Abstractionsprozesses, II, 257.  
 Erkenntniß, Aufschwung derselben, II,  
 43; Täuschungen derselben, II, 348;  
 Stellung derselben in Bezug auf  
 Handlung und Gefühl, II, 377. 403.  
 Erkenntnißanfang, der klare, II, 293.  
 Erkenntnißgesetz, das psychologische,  
 II, 297.  
 Erkenntnißvermögen und Kunsttrieb,  
 II, 336.  
 Erlöser, Begriff des, II, 324.  
 Erlösung, Idee der, II, 347; Ent-  
 stehung derselben, II, 407; in China,  
 II, 410; bei den Indern, II, 410;  
 bei den Hebräern, II, 411.  
 Ernährung, regelrechter Werth derselben  
 für das Zusammenleben von Orga-  
 nismen, I, 21.  
 Erschaffung der Welt nach Calvinus,  
 I, 183.  
 Erziehung, I, 268.  
 Etymologie, I, 179.  
 Euhemerismus, II, 204.  
 Europa nicht der ursprüngliche Schau-  
 platz der organischen Entwicklung-  
 geschichte, I, 196.

### F.

Familienleben der Thiere, I, 81. 86;  
 Ioderes der Raubthiere, I, 88;  
 Werth derselben bezüglich der Reli-  
 gionsentwicklung, I, 286. 317. 325.

- Farbe, II, 87.  
 Farbensinn, II, 92.  
 Farrar, II, 125.  
 Fehner, II, 384.  
 Fettschmms, I, 304; II, 62; Fettsch-  
 objecte, die frühesten, II, 53; Ent-  
 stehung derselben, II, 79; Fettsch-  
 häufer, II, 154.  
 Feuer, das, II, 69.  
 Feuer und Baum, II, 152.  
 Feuerbach, I, 310.  
 Feuerbohrer, II, 36.  
 Feuererfindung, I, 207. 212; II, 4;  
 Zeit derselben, II, 38; Verbreitung  
 derselben, II, 49; II, 72. 132.  
 Feuergott, II, 26.  
 Feuermvthus, II, 73.  
 Feuerquellen, II, 31.  
 Feuerschlange, II, 48.  
 Feuerschmiede, I, 255.  
 Feuersteingeräthe, I, 253.  
 Feuerzündungsmethoden, II, 37.  
 Fische, Gedächtniß und Geselligkeitsinn  
 derselben, I, 11.  
 Fixsternhimmel, früheste Beobachtung  
 desselben, II, 301.  
 Flamines, II, 48.  
 Fleisch zu Zauber- und Heilzwecken,  
 II, 70.  
 Flüsse, II, 71.  
 Fluttsage, II, 175.  
 Föderativstaat, I, 86.  
 Forchhammer, II, 206.  
 Freiheit und Nothwendigkeit, II, 372.  
 388; und Gesetz, II, 392.  
 Friedreich, II, 287.  
 Fruchtbarkeit, normale, gegenüber der  
 Sterblichkeit, I, 14; Ueberschuß der-  
 selben ursprünglich unter den Arten  
 nicht vorhanden, I, 22; sehr große  
 unter den Arbeitern, I, 27; Ab-  
 änderung derselben gegenüber der  
 Ernährung, I, 27; II, 444.  
 Fuchs, I, 224.  
 Führerschaft, Nothwendigkeit derselben  
 im Staatsleben, I, 118.  
 Furcht, Werth derselben bezüglich der  
 Religion, I, 290.
- G.**
- Gans, die, Anbetung derselben, II, 93.  
 Geberdensprache, I, 132.  
 Gebiß des Urmenschen, I, 222; der  
 Affen und Nagethiere gegenüber den  
 Raubthieren, I, 223.  
 Geburt, II, 98.  
 Gebenzzeichen, II, 283.  
 Gefühle, Erweiterung derselben, II,  
 158 fg.; rascher Aufschwung derselben  
 gegenüber von Handlung und Er-  
 kenntniß, II, 377; Erklärungsgründe  
 hierzu, II, 402.  
 Geheimkräfte der Natur, II, 71.  
 Geheimlehren, II, 272.  
 Geier, I, 368.  
 Geiger, I, 151. 175. 368; II, 142. 153.  
 Geisterbegriff, I, 313. 316; II, 102.  
 Gemüth, I, 265.  
 Generalisationsvermögen, zu weit gehen-  
 des, II, 224.  
 Genesis, II, 74.  
 Geometrie, II, 301.  
 Gerland, I, 356. 370; II, 140.  
 Germanen, I, 360; II, 127.  
 Geschichte, Beginn der, II, 267; Be-  
 wegungsrichtungen in derselben, II,  
 370; Freiheit und Nothwendigkeit  
 in derselben, II, 389.  
 Geschichtschreibung der frühesten Zeit,  
 II, 269.  
 Gestattung der Thiere, im psychologischen  
 Zusammenhange stehend mit Tem-  
 perament, Naturell und Charakter,  
 I, 77.  
 Gespenster, II, 101.  
 Gestaltungskraft, Werth der innern  
 und äußern derselben, I, 243.  
 Gestirne, Anbetung derselben, I, 271;  
 II, 15. 91; Wechsel derselben bezüglich  
 der Auffassung des Menschen, II, 267.

- Gewißheit, Begriff derselben mit Bezug auf die Erscheinungen in der Geschichte, II, 373.  
 Gewitter, Verehrung desselben, I, 271; Gewittersturm, II, 71.  
 Gewohnheit, Werth derselben hinsichtlich der religiösen Auffassung der Erscheinungen, I, 307.  
 Giganten, II, 176.  
 Gorilla, I, 4.  
 Görres, II, 76.  
 Goethe, I, 17; II, 433.  
 Gott und Welt, II, 121. 311.  
 Götter, II, 122; als Schöpfer und Erzeuger, II, 324.  
 Göttersystem, II, 272.  
 Gottheitsbegriff, I, 300. 305. 323 fg. 327; II, 116. 119; nicht als solcher angeboren, II, 124. 134 fg.; bei den Australiern, II, 140; bei den Brasilianern, II, 146; bei den südafrikanischen Völkern, II, 147; vollendete Ausbildung desselben, II, 149; etymologische Entstehung desselben, II, 152; in den Kosmogonien, II, 324.  
 Götzenbilder, II, 126.  
 Götzendienst, II, 126 fg. 226.  
 Grabcultus, II, 110.  
 Greis, hinsichtlich sittlich-religiöser Verehrung, I, 321.  
 Grenzwerthe innerhalb der Erkenntniß, II, 262.  
 Griechen, II, 320; hinsichtlich der Kunstentwicklung, II, 360. 368; hinsichtlich ihrer sittlichen Thatkraft, II, 399.  
 Grimm, II, 101. 113.  
 Grotefend, II, 267, 300.  
 Guevara, II, 145. 225.  
 Gut und Böse, II, 307.
- S.**
- Saare, rothe, der Hexen, II, 78. 93.  
 Sädel, I, 100. 218.  
 Sai, Verehrung desselben; I, 368.
- Halbaffen, I, 5; spärliche Ueberreste derselben, I, 6.  
 Samiten, I, 240; II, 30.  
 Samster, I, 224.  
 Sandgeschicklichkeit, I, 134. 216; Grundlage des Kunsttriebes, I, 224; II, 20.  
 Handlungsweise, s. Wille.  
 Harmonie, Begriffswertb derselben hinsichtlich der Kunst und Erkenntniß, II, 376. 383. 434.  
 Hartmann, Eb., II, 357.  
 Hase, Verehrung desselben, II, 152.  
 Haupt im Staatsleben, I, 112; in der Herde, I, 113.  
 Häuptling, I, 114; Verehrung desselben, I, 323.  
 Hausknecht, I, 300.  
 Hayne, II, 206.  
 Hebräer, II, 411.  
 Herde, I, 88. 317.  
 Hegel, I, 300; II, 351. 357. 440.  
 Helmholz, II, 228.  
 Heilige, das, II, 51.  
 Heilkunst, II, 77.  
 Heilkünstler, II, 57.  
 Heilkräuter, II, 71,  
 Hepphästos, II, 166.  
 Herabkunft des Feuers, II, 75.  
 Herbart, II, 440.  
 Herder, II, 435.  
 Hering, I, 125.  
 Herkunft des Menschen, Frage nach derselben fällt zusammen mit der der Deciduatens, I, 68.  
 Hermann, Rom., II, 384.  
 Hermes, II, 314.  
 Herodian, II, 127.  
 Herobot, II, 107. 127.  
 Hesperiden, II, 301.  
 Hexenhammer, II, 78.  
 Hierarchie, II, 156.  
 Hieratische Schrift, II, 248.  
 Hierogrammaticus, II, 314.  
 Himmelserscheinungen, Anbetung derselben, II, 117.

- Himmelsgewölbe, Verehrung desselben, II, 225.  
 Himmelskuube, II, 298.  
 Hinds, I, 367.  
 Hirschfeld, I, 300.  
 Höhlenbär, I, 8.  
 Höhlenhyäne, I, 8.  
 Höhlentiger, I, 8.  
 Holz, II, 28; zur Zauberei verwendet, II, 53.  
 Holzarten hinsichtlich der Feuerzün-  
 dung, II, 34.  
 Holzzeitalter, I, 254.  
 Horoskopos, II, 314.  
 Horst, II, 63.  
 Hottentotten, Sprache derselben, I, 165.  
 Huber, I, 126.  
 Humboldt, II, 229. 417.  
 Hume, I, 302. 305.  
 Hund, I, 368.  
 Huxley, I, 7.  
 Hyäne, Grund der Anbetung derselben,  
 I, 367.  
 Hydromebuse, als Beispiel des Staats-  
 verbandes, I, 83 fg.
- J.**
- Jagleben, frühestes, der Menschen,  
 I, 107.  
 Jäger, Gustav, I, 137.  
 Japanesen, I, 237.  
 Jbis, Anbetung desselben, II, 93.  
 Idealismus, der früheste, II, 168.  
 Ideenassociation, I, 178; Aufschwung  
 derselben, II, 248. 258. 329.  
 Isole, II, 127.  
 Jean-Paul, II, 386.  
 Jehovah, II, 287.  
 Jessen, II, 348.  
 Indeciduat, I, 47.  
 Jnder, Kosmogonie der, II, 349.  
 Indianer, I, 227.  
 Indischer Ocean, vereinstiges Festland  
 in demselben, I, 217.  
 Individualität, biologische, I, 101.
- Indogermanen, I, 240; Hinweis auf  
 die Entwicklungskämpfe dieser Völ-  
 kerstämme, I, 241; die Anlagen der-  
 selben, I, 241; bilden in ihren Er-  
 lebnissen nebst den Semiten das Herz  
 der geistigen Entwicklungsgeschichte  
 der Urzeit, I, 241; II, 30.  
 Indra, II, 300. 349.  
 Industrial partnership, I, 39.  
 Instinct, I, 125.  
 Intelligenz der Raubthiere, I, 57.  
 Interjectionsprache der Thiere und  
 Menschen, I, 142.  
 Johanniskraut, II, 71.  
 Irrlicht, II, 101.  
 Irrthümer, die frühesten in der Er-  
 kenntniß, II, 297.  
 Israelliten, in Bezug auf Erhabenheit  
 und Gottheitsvorstellung, II, 125.  
 Jungenliebe der Affen und Nagethiere,  
 I, 57.  
 Jungenspflege, sorgsamere, im Staats-  
 leben, I, 107. 268.
- K.**
- Kaffern, I, 365.  
 Kaiser, I, 300.  
 Kalender, der früheste, II, 298.  
 Kampf der Arten gegeneinander ums  
 Dasein, I, 14; Beurtheilung desselben  
 vom sittlichen Gesichtspunkte, I, 16.  
 317.  
 Kannibalismus, I, 205. 310; Ent-  
 stehung desselben, I, 351.  
 Kant, II, 228. 429. 433.  
 Kapital und Arbeit, I, 38.  
 Kapitalriesen gegenüber den Arbeitern  
 und dem Proletariat, I, 37; unfittliche  
 Herzlosigkeit derselben, I, 37.  
 Katarrhinen, I, 4.  
 Katastrophe, die, in der geschichtlichen  
 Entwicklung, II, 212.  
 Kaulaster, I, 202; Intellect derselben,  
 I, 204; den Mongolen gegenüber, I,  
 237.

- Keilschrift, II, 264.  
 Keule, I, 254.  
 Kind, Apperceptionsenge desselben, I, 305. 309.  
 Kleidung der Urmenschen, I, 257.  
 Knochenthiere, I, 64.  
 Knochen, Bearbeitung desselben, I, 254.  
 Knochenreste in Grabstätten, I, 352.  
 Kobold, II, 101.  
 Kochkunst, II, 49. 70. 111. 172.  
 Kolossale, das, in der Kunst, II, 355.  
 Konrad von Würzburg, II, 204.  
 Kossa, die, II, 106.  
 Körperlosigkeit, Mangel dieses Begriffs in frühesten Zeit, I, 339; wesentliches Begriffsmerkmal der Seele, II, 102.  
 Körperwanderung, II, 103.  
 Kosmische Anschauung, II, 95.  
 Kosmogonien, II, 309.  
 Kosmogonische Speculation, II, 202.  
 Krähe, Verehrung desselben, I, 368.  
 Krankheit, Wesen derselben in physiologischer Hinsicht, I, 16; Anschauung derselben während der Urzeit, II, 109. 306; Möglichkeit der Entstehung derselben, II, 389.  
 Krankheitsheilung durch Zauberer und Priester, II, 51.  
 Criticismus, der, mit Rücksicht auf die Geschichte, II, 439.  
 Krotobil, Grund der Anbetung desselben, I, 368.  
 Krüppel bei den hentigen Naturvölkern, II, 40.  
 Krysalisationspunkte normaler socialer Entwicklung, I, 36. 37.  
 Kuhn, Adalbert, II, 73. 75. 101. 152. 177. 197.  
 Kuhn, E., II, 113.  
 Kunst, II, 33; Entwicklungsproceß derselben, II, 353.  
 Kunst und Erkenntniß, II, 343. 368.  
 Kunst und Religion, II, 354.  
 Kunstgeschichte, Beginn derselben, II, 360.  
 Kunstideal, 354.  
 Kunstidee, Entstehung derselben, II, 374.  
 Künstler, II, 52.  
 Kunstsinne, Anlage desselben bei den Thieren, I, 224; Wesen desselben, I, 239; Werth desselben, II, 388.  
 Kunstwerk, Idee des vollendeten, II, 379.
- Q.
- Laborarii, II, 26; scintillae, II, 48.  
 Laet, de, II, 145.  
 Lahmen, die, in den Traditionen der Völker, II, 26.  
 Lamarck, I, 17.  
 Lamm, II, 93.  
 Lange, Ab., I, 39.  
 Latreille, I, 100.  
 Lazarus, I, 125. 175.  
 Leben und Tod als Begriffe, II, 101. 102.  
 Leere, Begriff der, II, 261.  
 Leguével, I, 358.  
 Leib und Seele, II, 6.  
 Leibeswandlung, I, 354. 337.  
 Leibniz, II, 392. 434.  
 Leichenfraß, I, 353.  
 Leichenverbrennung, II, 75. 105.  
 Leichenverehrung, I, 341. 353.  
 Leitthier, I, 88.  
 Lemuria, I, 198.  
 Lenormand, I, 362. 367.  
 Lepflus, I, 367.  
 Leuchhart, I, 101.  
 Licht und Finsterniß, II, 307. 344. 406.  
 Lichtenstein, I, 226; 106. 146.  
 Pichter am Altar, II, 112.  
 Pichtzauber (weißer), II, 47.  
 Liebe und Güte, Werth derselben hinsichtlich der Religion, I, 290.  
 Piesbald, II, 145.  
 Pinné, I, 7.  
 Pivingstone, II, 27.  
 Pivius, II, 107.  
 Localisten, II, 272.

See, I, 126.  
 Löwe, Grund der religiösen Verehrung  
 desselben, I, 349. 367.  
 Sabbod, I, 8. 312; II, 125.  
 Luchs, Verehrung desselben, I, 368.  
 Luft, II, 70.  
 Luther, II, 413.  
 Spell, I, 7.  
 Sykhanthopie, I, 369.

## M.

Madagascar, trümmerhafter Rest eines  
 sich von hier nach Java und Hinter-  
 indien erstreckenden Festlandes, I, 5.  
 Magie, Entstehung derselben, II, 62;  
 Herleitung des Wortes, II, 76;  
 schwarze und weiße, II, 77.  
 Magier, die ersten, II, 46. 161.  
 Malaien, I, 191; auf Madagascar, I,  
 203; verglichen mit den übrigen  
 Völkern, I, 237.  
 Malakka, I, 191.  
 Malthus, I, 18.  
 Mammuth, I, 8. 257.  
 Manchestererschule, II, 444.  
 Manen, II, 102.  
 Mannbarkeit, II, 98.  
 Mannbarkeitsserklärung der Jünglinge  
 bei niedern Völkern, I, 326.  
 Marcgrab, II, 145.  
 Martinus, II, 146.  
 Maß und Gewicht, II, 265.  
 Matariqan, II, 75.  
 Materialismus, frühestes, I, 339; II,  
 97. 168.  
 Mathematiker der Urzeit, II, 265.  
 Medicinmänner, II, 52.  
 Nebietät, II, 265.  
 Meiners, I, 300. 361 fg. 362; II, 104.  
 107.  
 Menschenfraß, I, 352; bei den Bra-  
 silianern, II, 144; vgl. Anthropo-  
 phagenthum.  
 Menschengeschlecht, die Krone des Ge-  
 schlechtsbaumes, I, 72.

Menschenopfer, I, 352; II, 106.  
 Menzel, II, 300.  
 Messiasidee, II, 407.  
 Messiasagen, II, 418.  
 Metallarbeit, II, 77.  
 Metalle und Metallzeitalter, I, 255.  
 Mexicaner, I, 236; Werth der Bild-  
 werke derselben hinsichtlich der Steu-  
 zeit, II, 55; Religion derselben, II,  
 420.  
 Meyer, Bona, I, 126.  
 Militarismus in der Staatenbildung der  
 Ameisen, I, 96.  
 Missionare hinsichtlich ihrer Auffassung  
 von Gottheitsvorstellungen bei Natur-  
 völkern, II, 124.  
 Mitempfung, Bedeutung derselben  
 für Charakter und Verhalten leben-  
 digen Wesen, I, 51.  
 Mitgefühle, I, 268.  
 Mohammed, II, 409.  
 Monarchie, Werth derselben gegenüber  
 der Republik, I, 86; Regierung in  
 derselben, I, 119.  
 Mond, II, 115; Verehrung desselben,  
 II, 221.  
 Mondwechsel, II, 299.  
 Mongolen, I, 237 fg.; II, 22.  
 Monotheismus, II, 129; Entwicklung  
 desselben bei den Griechen, II, 278.  
 Moses, II, 128. 409.  
 Müller, J. G., II, 143.  
 Müller, M., II, 176. 197.  
 Multiplication, II, 265.  
 Münter, II, 287.  
 Musik, s. Tonkunst.  
 Mysterien, II, 276.  
 Mythembildung, II, 184. 186 fg.  
 Mythos, Theorie des, II, 74. 184;  
 Umbildung desselben zur Lehre.

## N.

Nachahmungstrieb, Concentration des-  
 selben im Urstaate auf den Führer,

- I, 222; Verbreitung von Erfindungen durch denselben, I, 213.
- Nächstenliebe, Werth derselben in Hinsicht auf die Religionsentwicklung, I, 285. 317, der Priestertätigkeit, II, 51.
- Nägeli, I, 15.
- Nagethiere, I, 15.
- Nahrungsangebot, Mangel desselben und Frage nach ursprünglicher Entstehung desselben, I, 22.
- Nahrungselection der Zellen im gesunden Einzelorganismus, I, 24.
- Nährungsvertheilung, regelrechte, als Grundbedingung normaler organischer Gliederung und Entwicklung, I, 24; im gesunden Organismus, I, 24.
- Nashorn, I, 8.
- Naturanschauung, zauberische, II, 69.
- Naturell der Rassen in der Uranlage bereits divergirend, I, 218; sicherstes psychologisches Unterscheidungszeichen der Rassen, I, 219.
- Naturforscher, die frühesten, II, 47. 200.
- Naturkräfte, unsichtbare, Entstehung des Begriffs derselben, II, 48.
- Naturmensch, I, 305.
- Naturphilosophie der Griechen, II, 201.
- Neanderthalthöhle, I, 58.
- Neger Westafrikas, II, 29.
- Negerraffen, I, 202.
- Neuseeland, I, 190.
- Nichts, Begriff des, II, 261. 296.
- Nirvana, II, 350.
- Nothfeuer, II, 37.
- Null, Entstehung des Begriffs der, II, 261.
- Numerationsmethode, II, 261.
- D.**
- Oberpriester, II, 315.
- Ocean, Indischer, als Heimat der Halbaffen, I, 5.
- Offenbarung, II, 45.
- Opfer, I, 332; II, 70.
- Opfercultus, I, 358; II, 106.
- Opferkammern, I, 358.
- Opferplätze, II, 154.
- Opferwesen, II, 171.
- Orakel, II, 93.
- Orang (Satyras orang), I, 4. 199.
- Ordnung, Begriff der, II, 297.
- Organismus, als Beispiel friedlicher Umbildung und Ausbildung zusammenwohnender, verschiedener organischer Individuen; auch die Gesammtreihe der lebendigen Wesen und Arten müßte einen solchen repräsentiren, I, 27.
- Ortsbeschaffenheit, Werth derselben hinsichtlich der Ausbildung der Völker, I, 227.
- Oxyriskraut, II, 71.
- ß.**
- Pantheismus, II, 134.
- Panther, Verehrung desselben, I, 367.
- Papuanen, I, 218.
- Paradies, Sage über die Ausweisung aus demselben, II, 177. 353.
- Paradiesische Wohnsitze der Culturvölker, II, 167.
- Parasitismus, tiefgehende Bedeutung desselben in der Pathologie des Social- und Zellenlebens, I, 31.
- Personificirung der Naturgewalten, II, 122.
- Peruaner, I, 236.
- Perbin du Sac, II, 223.
- Peschel, I, 190. 217. 229. 230. 236. 416.
- Pfahlbauten, I, 255; in Australien und Amerika, I, 256.
- Pferd, Gewohnheit desselben an bestimmte Erscheinungen, I, 307.
- Pfleiderer, I, 305.
- Phallusdienst, II, 104.
- Phantasie, I, 249; Aufschwung derselben, II, 80. 158.

Pharisäerthum, II, 413.  
 Philosophie, II, 77; Beginn derselben, II, 319.  
 Phlegger, II, 165. 176.  
 Phonetische Schreibweise, II, 244.  
 Phönizier, Schreibkunst derselben, II, 251.  
 Picus, II, 152.  
 Placentalthiere, I, 47.  
 Plastik, II, 367.  
 Plato, II, 418.  
 Plejaden, Verehrung derselben, II, 221.  
 Plinius, II, 109. 127.  
 Plutarch, II, 127.  
 Polarvögel, I, 237.  
 Polytheismus, I, 304.  
 Positionsarithmetik, II, 261.  
 Poterie, de la, II, 223.  
 Pramantha, II, 104.  
 Prescott, II, 229.  
 Priester gegenüber den Zauberern, II, 129.  
 Priesterkämpfe, II, 166.  
 Priesterkaste, II, 156.  
 Priesterthum, fand in der allerfrühesten Zeit in der Menschengemeinde noch keine Entwicklung, I, 332; II, 132; Entwicklung aus dem Schamanenthum, II, 155 fg.; Herrschergefühle desselben, II, 156. 170; Aufschwung desselben durch die Schrift, II, 274; Philosophie des, II, 349; gesunkenes, II, 413.  
 Productive Völker, II, 41.  
 Progreß, Erklärung des, in der irdischen Geschichte, II, 360.  
 Prometheus, II, 180.  
 Prometheusfage, II, 73. 74. 175.  
 Psalmenbichter, II, 368.  
 Psychologie, ältere, bezüglich der Entwicklung der Religion, I, 273.  
 Ptah-Solari Ostris, II, 27.  
 Pyramiden in Amerika, I, 235; in Aegypten, 354. 358. 361.  
 Pythagoreer, II, 424.

## Q.

Quellen, II, 71.  
 Quipu, II, 259.

## R.

Rabe, Verehrung desselben, I, 368; II, 93.  
 Radenhausen, I, 301.  
 Rassen, active und passive, I, 226.  
 Rassenkampf, I, 205.  
 Raubsucht, Ausübung derselben durch den Kampf ums Dasein, I, 18.  
 Raubthiere, unftitliche Gewohnheiten derselben, I, 12; Verwandtschaft derselben mit den übrigen Decubaten, I, 48.  
 Raubbögel, II, 93.  
 Rauch, II, 70.  
 Raum und Zeit, II, 227.  
 Raumanfchauung, II, 219.  
 Raumleere, Begriff der, II, 296.  
 Rechenbret, II, 265.  
 Rechnungskunst, II, 261.  
 Rechtsbegriff, Ursprung desselben, I, 325.  
 Regen, Verehrung desselben, II, 226.  
 Regenmacher, II, 227.  
 Reibung beim Feuerjünden, II, 19. 29.  
 Reimarus, I, 300.  
 Reinhard, I, 300.  
 Religion, inwieweit dem Menschen angeboren, I, 264 fg.; Spuren derselben bei den Thieren, I, 267; gegenüber den Naturgewalten, I, 270; Quelle und Entwicklung derselben, I, 285. 286; Wesen derselben, I, 296; ursprünglich mit den Triebkräften von Kunst und Intelligenz verschmolzen, II, 33.  
 Religionsfifter, II, 262. 378. 407.  
 Religiöser Entwicklungsproceß, II, 401.  
 Religiöser Proceß, I, 248.  
 Republik, I, 86. 119.  
 Rhythmus, II, 369.  
 Richardson, I, 369.

- Richterthum, primitives, sich anlehneud  
 an die Häuptlinge und Fürsten, I,  
 334.  
 Riesen, II, 176.  
 Riesenhirsch, I, 8.  
 Riesenjagen, II, 177.  
 Rothholz, II, 113.  
 Roffäus, I, 300.  
 Rothflehchen, Verehrung desselben, II,  
 152.  
 Röh, II, 313. 319.  
 Ruffen, I, 355.
- S.**
- Salamander, II, 94.  
 Sänger, priesterliche, II, 314.  
 Sabage, I, 4.  
 Sago, II, 204.  
 Schäbelformen, zur Untersuchung der  
 Rassenverwandtschaften psychologisch  
 nicht durchgreifend genug, I, 219.  
 Schafal, Verehrung desselben, I, 368.  
 Schallnachahmung, I, 150.  
 Schamanen der Urzeit, II, 51; der  
 Naturvölker, II, 53; Schamanen-  
 wesen, II, 62. 133; Ansehen derselben  
 bei Naturvölkern, II, 155.  
 Schatten als Begriff der Seele, II, 102.  
 112.  
 Schelling, I, 301. 207; II, 440.  
 Schimpanse, I, 4.  
 Schlagworte, II, 194.  
 Schlange, Verehrung und Cultus der-  
 selben, I, 368; II, 32; Mythos über  
 die, II, 62; vielföpfige, II, 171.  
 Schlegel, I, 300.  
 Schleicher, I, 179.  
 Schleifen der Steine im Steinzeitalter,  
 I, 254; II, 28.  
 Schmarotzerwesen, Ausbildung desselben  
 durch den Kampf ums Dasein, I, 18.  
 Schmiede, I, 369; II, 77.  
 Schmiedekunst, II, 148.  
 Schmitz, II, 40.  
 Schnitt, der goldene, II, 384.  
 Schöne, Idee des, II, 378.  
 Schöpfer, die Götter als, II, 327.  
 Schrift, II, 232 fg. 268; Schattenseiten  
 derselben, II, 274; Einfluß derselben  
 auf die mythische Betrachtung der  
 Dinge, II, 312.  
 Schriften, heilige, II, 312.  
 Schriftgelehrte, II, 269.  
 Schriftsprache, II, 235.  
 Schriftstufen, II, 244.  
 Schulze, Fritz, I, 301. 309. 363; II,  
 83. 221. 223.  
 Schwam, Anbetung desselben, II, 93.  
 Schwarm, I, 88.  
 Schwarzkünste, II, 77.  
 Schwarzkünstler, II, 47.  
 Sclater, I, 198.  
 Seele, Mangel des Begriffs in frühesten  
 Zeit, I, 339. 354; Bildung dieses  
 Begriffs, II, 7. 97. 220; bei den  
 Drastilianern, II, 142; Beziehungen  
 derselben zur Außenwelt, II, 434.  
 Seele und Vogel, II, 152.  
 Seelenstüb, II, 151.  
 Seelenthätigkeit, II, 231.  
 Seelenwanderungslehre, I, 354; II,  
 103. 142.  
 Seher, II, 77, 315.  
 Seidlich, I, 41.  
 Sein, Begriff des, II, 261.  
 Selbsterhaltungstrieb der organischen  
 Zellen, I, 20.  
 Selectionstheorie, I, 18.  
 Seligmann, I, 219.  
 Semiten, I, 240; II, 30.  
 Seneca, II, 286.  
 Sepp, II, 410.  
 Siebengestirn, II, 300.  
 Simrod, II, 174.  
 Sitte, I, 168; Ursprung derselben, I,  
 125; religiöse, I, 326.  
 Sittlich-ästhetische Formen, II, 225.  
 Sklaven der Gemeinden der Urzeit, II, 26.  
 Soziale Frage, Einsicht in dieselbe mit  
 Hinblick auf die Lehren Darwin's,  
 I, 19.

- Sociales Uebel, causa efficiens** derselben in der ganzen organischen Welt, I, 34.  
**Socialleben**, wohlgeordnetes und friedliches, der organischen Zellenwelt, als Bedingung zum Gedeihen der Individuen, I, 19.  
**Socialwissenschaft** in Beziehung zur Naturforschung, I, 29.  
**Soma**, II, 71.  
**Sonne**, Verehrung derselben, II, 221.  
**Speisung der Todten**, I, 358.  
**Spencer**, I, 312.  
**Sphinx**, I, 349.  
**Spieltrieb**, Wichtigkeit desselben hinsichtlich der geistigen Ausbildung, I, 244.  
**Spiegel**, II, 75. 197. 325.  
**Spinoza**, II, 392.  
**Spiz**, II, 141.  
**Sprache**, I, 131; **Sprachfähigkeit**, I, 131; -**wurzeln**, I, 157; war keine **Erfindung**, I, 215; mußte sich **notwendig** entwickeln, I, 216; **rückfichtlich** der Verwandtschaftsbestimmungen der Völker, I, 219; **Grundlage** des Erkenntnistriebes, I, 224.  
**Sprachproceß**, **Verwilderung** desselben in niedern Stämmen, I, 216.  
**Spring**, I, 371.  
**Staat**, seine **Unterscheidung** von Schwarm und Herde, I, 90; **Entartung** desselben bei niedern Völkern, I, 93.  
**Staatenbildung**, I, 11.  
**Stammältester**, **Verehrung** desselben, I, 321.  
**Stände** im ursprünglichsten **Staatsleben**, I, 104.  
**Stern**,  $\epsilon$ , II, 248.  
**Sterndeuterei**, II, 286.  
**Sterne**, II, 115; **Verehrung** derselben, II, 221.  
**Stein**, II, 28.  
**Steinhügel**, I, 359.  
**Steinkocher**, II, 172.  
**Steinkreise**, II, 255.  
**Steintal**, I, 148. 175; II, 75. 197.  
**Steinwaffen**, **Tragen** derselben machten nicht alle Völker gleichzeitig **ursprünglich** zur **Gewohnheit**, I, 245; **Verarbeitung** derselben hinsichtlich ihrer **psychologischen Voraussetzungen**, I, 246. 253.  
**Steinwaffenarbeiter** als **Erfinder** des **Feuerzündens**, II, 24.  
**Steinzeit**, I, 253.  
**Stier**, **Anbetung** desselben, II, 93.  
**Stolifes**, II, 315.  
**Storch**, II, 93. 113. 152.  
**Strabo**, I, 371; II, 397.  
**Sturm**, **Verehrung** desselben, I, 271; II, 70.  
**Substanz**, **Begriff** der, II, 261. 339.

## T.

- Tabakrauchen** als **religiöse Ceremonie** der **Indianer**, II, 223.  
**Tabernakelträger**, II, 315.  
**Tabu**, I, 356.  
**Tacitus**, I, 360.  
**Tantièmesystem**, **Werth** desselben bezüglich der **socialen Frage**, I, 38.  
**Tanzkunst**, II, 365.  
**Tätowirung**, II, 238.  
**Taube**, II, 93.  
**Taube (weiße)**, als **Symbol** der **Seele**, II, 113.  
**Tempel**, II, 154.  
**Tempelbilder**, II, 234.  
**Teufel**, II, 27. 78.  
**Thiercharakteristik**, **Wichtigkeit** derselben, I, 45. 46.  
**Thiercultus**, I, 341. 360. 362; **Erklärung** desselben, I, 364; **Thiersymbolik**, II, 93. 142.  
**Thiere**, **Verehrung** derselben, I, 283; **Apperceptionsenge** derselben, I, 305; **urweltliche** in **ästhetischer Beziehung**, II, 385.  
**Thierfabel**, I, 369.

- Thierisch-naive Weltanschauung, I, 339.  
 Thomasson, II, 300.  
 Thompson, II, 227.  
 Thornton, I, 39.  
 Thünen, I, 39.  
 Tiger, Verehrung desselben, I, 367; II, 142.  
 Titanenkampf, II, 166.  
 Todeserscheinung, falsche Anschauung derselben, I, 258. 338; Thiere hinsichtlich derselben, I, 339.  
 Todesvorstellung, II, 66.  
 Todtenbuch der Aegypter, I, 367.  
 Todtendenkmale, II, 234.  
 Todtengabe, II, 106.  
 Todtenverehrung, I, 257. 306.  
 Tonangeber hinsichtlich der Ausbildung der Sprache, I, 161. 317.  
 Tonkunst, II, 365; bei Indern und Hebräern, II, 394; bei Aegyptern und Griechen, II, 396.  
 Traditionen, Werth derselben bezüglich der Mythenbildung, II, 188.  
 Trägheit, Gesetz derselben bezüglich der Rassenwanderung, I, 199; hinsichtlich des Naturells und der Handgeschicklichkeit, I, 225.  
 Transmutation hinsichtlich der Ernährung der Individuen, I, 42.  
 Traum, I, 336; II, 5.  
 Trautvetter, II, 206.  
 Tumuli, I, 360.  
 Tupan, II, 144.  
 Tylor, E. B., I, 8. 217. 312; II, 35.  
 Tyndall, II, 35.
- U.**
- Uebel, Erscheinung desselben im Weltall, II, 380; philosophische Beurtheilung desselben mit Rücksicht auf die Geschichte, II, 392. 440.  
 Uebermuth des urgeschichtlichen Priestertums im Orient, II, 169.  
 Ueberfluß von Keimen, Frage nach der Entstehung derselben, I, 22.  
 Ueberfinnliche, das, Begriff desselben, II, 4 fg.  
 Uebervortheilung der Völker im Kampfe ums Dasein, I, 250.  
 Umformung insolge von Auswanderung und Anpassung an neue Klimate, I, 25.  
 Unbestimmte, das, Begriffswertb desselben, II, 263.  
 Unbewusste, Philosophie des, II, 357.  
 Unenbliche, das, Begriff desselben, II, 262. 292.  
 Unendlichkeit, Begriff der, II, 128.  
 Unsehbarkeit, II, 422.  
 Unförmliche, das, in der Kunst, II, 355.  
 d'Unienville, I, 358.  
 Unlust, nicht jede als Uebel anzusehen, II, 381.  
 Unmerkliche Differenzen, II, 389.  
 Unordnung, Begriff derselben, II, 262.  
 Unsichtbarkeit als Vorstellung hinsichtlich des Gottheitsbegriffes, I, 327;  
 Unmöglichkeit der Begriffsbildung derselben in der allerfrühesten Zeit, I, 335.  
 Unterschiedslose, das, Begriff desselben, II, 263.  
 Unterwelt, Symbol derselben, I, 368.  
 Urrzeuger der Menschen nach Darwin's Schilderung, I, 73.  
 Urgeschichte, erste Periode derselben, I, 210.  
 Urheimat des Menschengeschlechts, I, 185 fg.; Wechselwirkung der Rassen in derselben, I, 200.  
 Urlaute, I, 165.  
 Urmensch, Abstammung desselben, I, 59; Stellung der Thierwelt gegenüber, I, 60. 61; in religiöser Hinsicht, I, 274 fg.; Apperceptionseuge desselben, I, 305; Naturell desselben, I, 63.  
 Urrassen, I, 109.  
 Ursache und Wirkung, II, 46; übernatürlicher Zusammenhang von, II, 66; im Verlauf der Geschichte, II, 372.  
 Ursprung der Sprache, I, 175.

## B.

Basconcellos,  
 Vater, hinsichtlich sittlich-religiöser Verehrung, I, 321.  
 Bebbahs, die, II, 36.  
 Verbindungen, früheste, der Urvölker und Rassen untereinander, I, 189.  
 Verbreitung, die früheste, der Menschenrassen, I, 199.  
 Vererbung von Eigenschaften, welche gleichgültig sind für den Kampf ums Dasein der Thiere, und rein ästhetischer Natur sind, I, 15.  
 Verschlinger der Todten, I, 367.  
 Vertheilung, ungleiche, von Nahrung und Existenzbedingungen, I, 17.  
 Vervollkommnung, Proceß der, im Weltall, II, 385.  
 Verwandlung von Menschen und Zauberern in Thiere, I, 366.  
 Verwandtschaftsbeziehungen, genauere, der Menschenrassen bis jetzt noch unermittelt, I, 218.  
 Verwandtschaftstrieb der Zellen zueinander, I, 20; Wesen derselben in dem attractiven Streben derselben, ebend.  
 Viehzucht, sittigende Wirkung derselben, I, 229; ist von der Landesbeschaffenheit abhängig, ebend.; ist erst später entstanden, II, 139 fg.  
 Viehzüchter, II, 94.  
 Virtuositenthum, späteres, bei den Griechen, II, 398.  
 Vögel, II, 113.  
 Vogelschau, II, 93.  
 Vogt, Karl, I, 100.  
 Vollkommene, Idee des, II, 385.

## W.

Waffenarbeiter der Urzeit, II, 28.  
 Wagner, Andreas, I, 195.  
 Wagner, Moriz, I, 197.  
 Wagner, Richard, II, 397.

Wahsmonarchie, I, 128.  
 Wahrsager, Häuptlinge, Könige und Fürsten als früheste, I, 332; später der Zauberer, II, 51.  
 Wahrsagereien, II, 78.  
 Wahrscheinlichkeitsrechnung, Werth derselben mit Bezug auf die Geschichte, II, 373.  
 Waiz, I, 226. 249. 305. 359. 365; II, 142. 147. 221.  
 Wallace, I, 18.  
 Wanderung der leiblichen Kräfte im Thiere, I, 348.  
 Wanderung der Rassen, I, 199.  
 Wärme zur Heilung von Krankheiten, II, 51. 111.  
 Wasser, II, 69. 111.  
 Weber, II, 104. 176.  
 Wechselwirkung der innern psychologischen Geistesfactoren, II, 401.  
 Weibrauch, II, 70. 77.  
 Weltbrand, II, 337.  
 Weltordnung, Begriff der, II, 261. 340. 341. 369. 427.  
 Weltweisen, die ersten, II, 46.  
 Werden, Begriff des, II, 350.  
 Whitley, I, 253.  
 Widder, Anbetung derselben, II, 93.  
 Widerspruch, der, mit Rücksicht auf die Thatsachen der Geschichte, II, 439.  
 Wiege des Menschengeschlechts, I, 5. 185.  
 Wieland, der Feuerschmied, II, 27.  
 Wildheit des Urmenschen, I, 257.  
 Wildheit, physische, gegenüber der Intelligenz, I, 210.  
 Wille und Handlungsweise in der Geschichte, II, 361. 403.  
 Wind, II, 70.  
 Winkelhaken, II, 264.  
 Wissen, das früheste, II, 51. 158.  
 Wissenschaft, Beginn der, II, 284.  
 Wolf, Verehrung desselben, I, 368.  
 Wunder, II, 48. 64. 388.  
 Wunderkräuter, s. Heilkräuter.  
 Wurzelsmythen, II, 195.  
 Wuttfle, I, 300.

## D.

Dufatefen, I, 236.

## Z.

Zahlen und Ziffern, II, 253.

Zählen, II, 255, der Thiere, s. ebend.

Zauberei, I, 304; als Mittel der Priester, ihre Autorität zu beglaubigen, I, 332; II, 60.

Zauberer der Urzeit, II, 50; Herrschaft derselben unter Naturvölkern, II, 60; gegenüber den Priestern, II, 123. 133.

Zauberinnen, II, 106.

Zauberflapper, II, 145.

Zeifing, Adolf, II, 384.

Zeitbestimmung, II, 299.

Zeiteintheilung, die früheste, II, 298.

Zeitleere, Begriff der, II, 296.

Zeitmaß, II, 283.

Zeitstun, II, 219.

Zelle, Selbsterhaltungs- und Affinitäts- trieb derselben, I, 20.

Zellenleben, gleichartige Geseze des- selben in der ganzen organischen Welt, I, 31.

Zellenstaat, der Organismus als sol- cher, I, 31.

Zeller, Ed., II, 278. 320.

Zeugung, Auffassung derselben während der Urzeit, II, 99. 103.

Ziefer, II, 173.

Zimmermann, II, 138.

Zoroaster, II, 307. 319. 409.

Zoroaster'sche Lichtlehre, II, 74. 109. 419.

Zuchelli, II, 29.

Zuchtwahl nach ästhetischen Merkmalen, I, 14 fg.

Zugvögel, Ortsgedächtniß derselben, I, 12.

Zündungsmethoden des Feuers, I, 234.

Zusammenhang, ursprünglicher, der Urvölker, I, 211.

Zweifel, Begriff des, II, 348.

Die  
**Urgeschichte der Menschheit**

mit Rücksicht  
auf die  
natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens.

Von  
**Otto Caspari,**  
Docent an der Universität zu Heidelberg.

---

Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten  
Tafeln.

**Zweiter Band.**



Leipzig:  
F. A. Brockhaus.  
—  
1873.



Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

## Vorbemerkungen zum zweiten Bande.

---

Im ersten Bande dieses Werks wurde die früheste Entwicklungsgeschichte der Menschheit einer Betrachtung unterzogen. Der Mensch trat uns dort zunächst auf der rohen Stufe der Thierheit entgegen. Wir sahen, wie er von dieser niedern Stufe aus sich weiter entwickelte und sich bald im staatlichen Verbande in geistiger Hinsicht über die ihm nahe stehenden Thierarten erhob. Die Aufgabe des zweiten Bandes ist es nun, nachzuweisen, wie auf Grundlage der vollzogenen Kulturanfänge der Mensch zu jener Höhe des Geistes gelangen konnte, die wir an den hervorragenden Völkern des Alterthums mit Recht bewundern.

Es wird sich uns im Verlaufe dieser psychologisch-historischen Entwicklung Gelegenheit bieten, die empirische Grundlage nachzuweisen, auf welcher das eigentliche Priesterthum im Staate entstand und allmählich zu einer bedeutenden Macht neben dem weltlichen Herrscherthum emporstieg. Unverkennbar verdankt die Menschheit ihre edelsten geistigen Güter, und namentlich auch die Anleitung zu den frühesten tiefern Kulturbestrebungen im Staate, den Bemühungen des urgeschichtlichen

Priesterthums. Aber so viel auch das innere und äußere Culturleben der Menschheit dem naturkundigen Priesterthume der Urzeit verdankt, und so sehr in frühester Zeit das Gedeihen des Staates selbst durch dasselbe gefördert wurde, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß die Anfänge zu einem Culturleben bereits mit der ersten staatlichen Gestaltung sich im Menschenthume begründet hatten, die ersten Führer des Staates daher keineswegs als verdienstlos um die Cultur-entwicklung angesehen werden dürfen. Im Gegentheil, die Daten lassen mit Rücksicht auf die historisch-psychologischen Untersuchungen keinen Zweifel darüber, daß sich bereits vor dem ersten geschichtlichen Auftreten des Priesterthums im engeren Sinne ein primitives Religionsleben im Staate entwickelt hatte, welches vorerst in den weltlichen Herrschern und Fürsten und in der Gemeinde selbst seine Anlehnepunkte fand. (Vgl. Bd. 1, Buch 3, Kap. 2 und 3.) Ich weiß recht wohl, wie vielen gegenwärtig noch herrschenden Meinungen und Anschauungen ich hiermit entgegentrete, aber ich bin mir bewußt, die empirischen Bedingungen historisch und psychologisch aufs genaueste geprüft zu haben, und fand, daß die Resultate in ihrer Folgerichtigkeit meine Voraussetzungen durchweg bestätigten. Will man mit Rücksicht auf das früheste urgeschichtliche Auftreten des Priesterthums und auf die sich später hiermit entwickelnde Kirche die letztere nicht schlechtthin die Tochter des Staates, sondern aus Pietät gegen die großen Verdienste des Priesterthums um die spätere Entwicklung des Staatslebens die Kirche die Schwester des Staates nennen, so lehrt uns doch die Geschichte, daß diese Geschwisterschaft leider sehr früh mit dem Fluche beladen wurde, mit dem so vieles Irdische behaftet ist. Dieser Fluch ist die Unverträglichkeit. Nicht wie edle Geschwister haben sich

diese beiden gleichberechtigten und durch den Rathschluß der Vorsehung berufenen Erziehungsfactoren der Menschheit (deren einer auf Geist, Gefinnung und Gemüth einwirken, der andere aber die äußeren Handlungen der Menschen richterlich beaufsichtigen und leiten soll) miteinander vertragen, sondern sie haben sich im Gegentheil zumeist einander angefeindet, und nicht selten war es priesterlicher Hochmuth, der, sich weiser dünkend als die weltliche Regierung, auf Kosten der letztern die Schicksale der Völker allein zu leiten sich anmaßte. Nicht alle Völker wußten sich vor den Folgen zu bewahren, welche eine solche ungerechte und einseitige Ueberhebung herbeiführte. Wie eine im Capidarstil geschriebene Warnung tritt in dieser Beziehung dem Geschichtsforscher die verhältnißmäßig so bald erfolgende geistige Erstarrung und Versteinerung jener orientalischen Culturländer entgegen, in denen so früh und so hoffnungsvoll die geistigen Bestrebungen der Menschheit begonnen hatten. So viel im allgemeinen.

Was nun die in diesem Bande behandelten Einzelheiten anlangt, so wolle man nicht vergessen, daß es hier nur darauf ankam, zum ersten male die Grundzüge zu einer allgemeinen geistigen Urgeschichte der Menschheit zu entwerfen; eine große Reihe von untergeordneten Punkten mußte daher unberücksichtigt bleiben. Sollte das Buch eine handliche und übersichtliche Form behalten, so war es ferner geboten, den Leser nicht durch Mittheilung des massenhaft vorliegenden Belagsmaterials zu ermüden; nur das Wichtigste und Werthvollste davon war ich daher herauszugreifen bemüht. Ueber viele der behandelten Stoffe fehlte es bisher gänzlich an Vorarbeiten, ich habe keine Mühe gescheut, um dieselben durchzuführen, und hoffe dadurch mannichfache Anregung zu weiteren Untersuchungen

gegeben zu haben. Leider erst nach dem Druck dieses Bandes kam mir das vortreffliche und umfangreiche Werk von Heinrich Wuttke: „Geschichte der Schrift und des Schriftthums“ (Bd. 1, Leipzig 1872), zu Händen; doch war es mir angenehm, zu bemerken, daß sich unsere Anschauungen über die Entstehung und Aufnahme des Schriftwesens im wesentlichen berühren.

Zum Schlusse meiner Arbeit lag es mir nahe, zugleich eine Reihe von wichtigen philosophischen Problemen, welche auf die folgerichtige Entwicklung des Geistes und auf die Lehren der Geschichte Bezug nehmen, der Betrachtung zu unterziehen. Diesen Untersuchungen durfte ich mich mit um so größerer Vorliebe hingeben, als es mir der behandelte Stoff nahe legte, den Versuch zu wagen, die Probleme der Philosophie nicht blos durch rein theoretische, der Denkweise einer bestimmten Schule entlehnte Speculationen zu lösen, sondern eine unbefangene Prüfung derselben an den Gesetzen und Lehren der psychologischen Entwicklung des Geistes und vorzugsweise an den Thatfachen der Geschichte überhaupt anzubahnen.

Heidelberg, im October 1872.

**Der Verfasser.**

## Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

Vorbemerkungen zum zweiten Bande .....	Seite V
--	------------

### Viertes Buch.

## Die Feuererfindung und ihr Einfluß auf die Entwicklung der Religion.

### 1. Einleitung.

Hinweis auf den Werth der Feuererfindung in innerer und äußerer Beziehung rücksichtlich der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. — Der Begriff des Uebersinnlichen und Unsichtbaren und Hinweis auf die sich auf diesen Grundbegriff aufbauende neue Weltanschauung mit Rücksicht auf den empirischen Anstoß durch die Feuererfindung .....

3

### 2. Die Feuererfindung.

Hinweis auf das Wachsthum der Kunsttriebe während der Steinzeit. — In welcher Art und wodurch angeregt konnte der Urmensch der Steinzeit zur Feuererfindung vorschreiten? — Vorläufige Hindeutung auf die Folgen der Feuererfindung für die tiefere Entwicklung des religiösen Ideenlebens. — Die bisher geltenden Hypothesen in Bezug auf die Feuererfindung. — Zurückweisung der Ansicht, daß die Erdbebenquellen und Vulkane Veranlassung zur Entdeckung des Feuerzündens gegeben haben. — Abweisung der Ansicht, daß die Beobachtung der Entstehung von Waldbränden dem Urmenschen den Vorgang zur Feuerzündung ursprünglich in die Hände spielte. — Nothwendigkeit sehr häufig gemachter Beobachtungen nach einer Richtung hin in Rücksicht auf alle ursprünglichen Entdeckungen. — Aneignung bestimmter

Manipulationen und durch Gewohnheit erworbener Geschicklichkeit im Schleifen und Reiben von Holz- und Steinblöcken als äußere Vorbedingungen zur Erfindung des Feuerzündens. — Weshalb konnten nicht alle Stämme und Rassen ursprünglich zugleich zur Feuererfindung vorschreiten? — Hinweis auf diejenigen Glieder der in Arbeitstheilung lebenden Urgemeinden, welche zuerst dasjenige Maß von Geschicklichkeit und Combination erwarben, das zur Erfindung notwendig war. — Das Arbeiterthum der Urzeit. — Die Lahmen und Krüppel als arbeitende Sklaven der Urgemeinden und ihre Beziehung zur Feuererfindung nach den Traditionen der Völker. — Die höchsten kaukasischen Stämme in Rücksicht auf ihre Begabung und in Hinsicht auf ihre Traditionen als die Erfinder der Feuerzündung. — Hinweis auf die Stufe der Achtung und des Erhabenen, auf die sich die ersten Feuererfinder ursprünglich stellten. . . . .

9

### 3. Die Entstehung des Schamanenwesens und des Priesterthums der Urzeit in Rücksicht auf die Feuererfindung.

Die Religionsentwicklung ursprünglich Hand in Hand gehend mit den Culturfortschritten. — Die erste hervorragende Erfindung und deren psychologische Rückwirkungen. — Kunstbegabung, Erkenntnistrieb und sittlich religiöse Begeisterung, deren ursprüngliche embryonale Undifferentiirtheit und Verschmolzenheit in der Erscheinung des ursprünglichen Zauberthums. — Hindeutung auf den Uebergang von der naiven, rein sinnlichen Beziehungsweise von Ursache und Wirkung auf eine überfinnliche, geheimnißvolle Betrachtung der Zusammenhangsweise der Naturkräfte durch den Anstoß der Feuererfindung. — Die Zauberer der heutigen Naturvölker und die Feuerschamanen der Urzeit. — Die magisch hervorgelechte Flamme in der naiven Phantasie des Urmenschen als Schlange und der hieran anknüpfende weitverbreitete Schlangencultus. — Die ursprüngliche Stellung der Feuerzauberer in Bezug auf das Wesen der Erhabenheit. — Die sich entwickelnde fetischistische Erhabenheit von Feuer, Wasser, Rauch, Luft und den geweihten Zaubermaterialien von Holz und Stein. — Hinweis auf die Erhabenheit, in die sich nunmehr folgerichtig und im Zusammenhange die leuchtenden Gestirne zu kleiden beginnen, und die hiermit auftauchende, auf den Makrokosmos gerichtete Weltanschauung . . . .

12

### 4. Die Weltanschauung der Feuerzeit und deren religiöse Gebräuche und Erscheinungen.

Der Aufschwung der Phantasie. — Die Objecte des Makrokosmos lagen ursprünglich nicht im Bereiche der dauernd interessirenden Auffassung.

— Rückblick auf die ursprüngliche Entwicklung des Erhabenheitsbegriffs im Nächstenkreise. — Die Feuererfindung und die sich daran anknüpfenden religiösen Gebräuche als empirische Anstöße zur Entwicklung tiefen und dauernden Interesses an den leuchtenden Erscheinungen am Himmel. — Die sich über die leuchtenden Erscheinungen des Himmels und über bestimmte Naturebjecte, wie Stein, Holz, Feuer, Wasser, Rauch, Sturm, Wolke und Gewitter nunmehr folgerichtig ausbreitende fetischistische Anschauung. — Die Zunahme des Farbensinnes der Völker während der ersten Feuerzeit und der sich durch den Fetischismus des Lichts und der hiermit associirten Zauberfarben erweiternde Thiercultus. — Erklärung des vorzugsweis religiösen Interesses für die Vögel. — Rückwirkungen der sich jetzt auf den Makrokosmos richtenden Weltanschauung auf den Cultursinn der Völker, insbesondere auf die Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht. — Hinweis auf die neue Begriffsbildung während der Feuerzeit. . . . .

80

5. Die Ausbildung des Seelen- und Geistesbegriffs während der Epoche der Feuerzeit und des empfortauchenden Fetischismus.

Die in Rücksicht auf die Weltanschauung der frühesten Feuerzeit sich im Zusammenhange eigenthümlich aufklärenden Erscheinungen von Zeugung, Geburt, Mannbarkeit, Krankheit und Tod. — Die Seele als glimmendes Feuer und rauchender Athembampf. — Die Zeugung als Feuerreibung und der sich entwickelnde und verbreitende Phallusdienst. — Die Leichenverbrennung. — Der blutige Opfercultus und die Menschenopfer. — Die Auffassung der Krankheit als Besetzung, Verdunkelung und Verunreinigung des lichten Seelenfeuers im Körper und der hieran sich anknüpfende medicinische Zauber der Urzeit. — Die Heilung als Reinigung . . . . .

96

6. Die früheste fetischistische Betrachtung der leuchtenden Himmelserscheinungen.

Die Gestirne in der ursprünglichen Anschauung als magische Feuer, entzündet von Zauberpriestern und zauberischen Lichtherren. — Die sich allmählich ausbildenden tiefen Abhängigkeitsgefühle gegenüber den zauberhaft erscheinenden Naturgewalten. — Das Auftauchen des ästhetischen Erhabenheits- und Unendlichkeitsbegriffs in Bezug auf den Makrokosmos. — Die hiermit vor sich gehende genauere Trennung von Göttern und Priestern bei den Culturvölkern. — Die Idolatrie und deren Beeinträchtigung des Erhabenheitsbegriffs. — Die Unterdrückung der Idolatrie bei den Hebräern in Rücksicht auf die höhere Ausbildung des Erhabenheitsbegriffs der Gottheit. — Nicht alle Völker

der Erde sind gleichmäßig und gleichweit in die Weltanschauung der Feuerzeit mit ihrer Begriffsbildung eingetreten. . . . . 114

### 7. Die Religionsanschauungen der niedrigsten Völkerrämme mit Rücksicht auf die religiösen Anschauungen der Urzeit.

Der Seelen- und Gespensterbegriff bei den Australiern. — Die Leichensverbrennung der Australier. — Die sogenannten Gottheiten der Australier sind Erabitionen, die sich an die Geschichte mächtiger Zauberpriester anlehnen. — Mangel des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs bei den Australiern. — Die Religionsanschauungen der niedrigsten Brasilianer. — Die an die thierisch-naive Weltanschauung erinnernden Religionsitten der Brasilianer, insbesondere in Bezug auf Leichencultus und Menschenfresserthum. — Unklare Seelenbegriffe bei den Brasilianern und Mangel jeglichen makrokosmischen Erhabenheits- und Gottheitsbegriffs bei allen diesen Völkern. — Untersuchung des Wortes Tupan. — Die Silbasfricaner und deren Religionsanschauungen. — Mangel aller makrokosmischen Erhabenheitsvorstellungen und Gottheitsvorstellungen bei diesen Völkern. — Niedrige und thierische Sitten dieser Stämme überhaupt. — Thierische Behandlung ihrer Leichname. — Hinweis auf die höhere Durchbildung des Seelenbegriffs, des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs und der dem entsprechenden Gottheitsbegriffe bei den höher entwickelten Culturvölkern. . 137

### 8. Die Priesterkämpfe der Urzeit unter den begabtesten Culturvölkern.

Rückblick auf die Geistesentwicklung während der Feuerzeit. — Die Lehren des entstandenen Zauber- und Priesterthums als neue Offenbarung im Kampfe mit den herkömmlichen religiösen Sitten und Gebräuchen der frühesten Zeit. — Rückblick auf die ältesten Religionsitten. — Hinweis auf die Kämpfe der Flamines mit den weltlichen Fürsten und Oberhäuptern. — Die hierdurch entstehenden socialen Kämpfe der theilhaftigen Völker und die durch diese Kämpfe hervorgerufenen Spaltungen und Auswanderungen. — Die Ueberlieferungen und Sagenanklänge an die Priesterkämpfe bei den begabtesten Völkern. — Hinweis auf die anfängliche Berechtigung der Priester im Kampfe gegen ihre Widersacher bezüglich der Verbreitung ihrer neuen Lehren, Künste und Anschauungen. — Die spätern frevelhaften Uebergriffe der Priester gegen die weltlichen Machthaber und das übermüthige Streben der Priester nach größerem weltlichen Besitz und weltlicher Macht. — Die weltliche Herrschaft duldet keine Präponderanz der geistlichen Macht, sondern sie fordert durch rechtmäßige Arbeitstheilung deren Ergänzung und Mithilfe zur gemeinsamen Erziehung und Fortbildung des Volkes. —

Das Uebersehen dieser Wahrheit und der daraus entspringende Despotismus in Bezug auf die geistige Fortentwicklung der Menschheit von seiten der Priesterklasse. — Das Streben nach Alleinherrschaft des urgeschichtlichen und geschichtlichen Priesterthums . . . . . 157

### 9. Der Mythos in Rücksicht auf die religiöse Entwicklungsgeschichte der Urzeit.

Der Ausschweifung der Phantasie zur poetischen Begeisterung. — Der mythische Proceß als Bruchstück der ursprünglichen religiösen Entwicklungsgeschichte. — Die sittlich-poetische Begeisterung im Dienste der ursprünglich religiösen Weltanschauung. — Durch welche Stütze getragen geschah die allgemeinere Verbreitung der Mythen über verschiedene Völker hinaus mit verschiedenen Culten und Gottheitsanschauungen? — Die Traditionen und die tiefeingreifenden geschichtlichen Erlebnisse und ihr Werth in Bezug auf den mythischen Proceß. — Die Traditionen als ursprünglich objective Wurzeln des Mythenaufbaues. — Der mythische Proceß verglichen mit dem Sprachproceß. — Das verständliche Wort als Schmelzproduct von innerer Sprachform und Laut, die ursprüngliche Mythe als Schmelzproduct von Elementen der kosmogonischen Anschauung und geschichtlicher Tradition. — Die Feststellung von Wurzelmythen oder Stammsagen gegenüber den Fortbildungen und Verzweigungen derselben zu ausgedehnten Sagentreisen. — Hinweisungen auf die Anfänge einer wissenschaftlichen Behandlung der heutigen Mythologie mit Rücksicht auf die Arbeiten von Steinthal, Müller und Kuhn. — Die Complicirtheit der im mythischen Proceß wirkenden Gesetze. — Der Begriff des Mythos und Hinweis auf die verschiedenen Entwicklungsphasen des mythischen Proceßes. — Das ursprüngliche Hervortreten des traditionellen Elements während der ersten Phase des mythischen Proceßes. — Die kosmisch-religiöse Symbolik und der vorherrschend physikalisch-religiöse Charakter der zweiten Phase. — Die Ausartung des Mythos nach seiten einer freien und willkürlichen poetischen Gestaltungsgabe und der Uebergang des mythischen Proceßes in die kosmogonische Speculation während der letzten Phase. — Die im urwüchsigen Mythos gemeinsam verschmolzenen ethisch-bidaktischen (historischen) und physikalischen Elemente. — Hinweis auf die gemeinsamen Ausgangspunkte des Priester- und Naturforscherthums von der Basis der im Mythos verschmolzenen religiösen und physikalischen Elemente. — Uebergang zum folgenden Abschnitt . . . . . 181

## Fünftes Buch.

## Der ursprüngliche Aufschwung des intellectuellen Lebens.

## 1. Die Rückwirkungen der makrokosmischen Anschauung auf den Vorstellungsproceß.

Seite

Die Entwicklungsgegeschichte und die Erscheinung der Katastrophe. — Rückblick auf den bisherigen Entwicklungsgang des Geistes. — Die hohe Entwicklung der ackerbautreibenden Culturvölker nach seiten ihrer Naturanschauung und Auffassung des Erhabenen und Unendlichen. — Die sich an der Hand der Regelmäßigkeit und Stetigkeit der makrokosmischen Erscheinungen aufschwingende Geistesentwicklung. — Die ruhelose abscweifende Phantasie gegenüber der Stetigkeit des tiefern Nachdenkens. — Die Einschränkung der Phantasie, die Zunahme der geistigen Sammlung und die tiefere Ausdehnung des Nachdenkens. — Das sich in Rücksicht auf die Erscheinungen des Makrokosmos stärkende Zeit- und Raumbewußtsein, und die sich hieran von neuem aufschwingende Geistesentwicklung. . . . . 211

## 2. Die ursprüngliche Entwicklung des Schriftwesens.

Rückblick auf die äußern Stützen und Behikel zur Ausbildung der tiefern Seelenthätigkeiten. — Die Schrift als neue Stütze der durch die Sprache bereits gehobenen Gedächtniskraft. — Die Schrift ist ebenso wenig wie die Sprache in ihren Anfängen eine Erfindung. — Die natürlichen und primitiven Anfänge des Schriftwesens. — Der Bildungsproceß der Schrift verglichen mit dem Sprachbildungsproceß. — Unterschiede zwischen beiden Vorgängen. — Das primitive Schriftwesen der Urzeit und der niedern Völker. — Die Tätowirung. — Die Schrift unter den Culturvölkern. — Die amerikanischen Culturvölker sowie die Aegypter und die Völker der Keilschriften als die vorzugsweise schriftschöpferischen Völker der Erde. — Die phonetische Schriftstufe und die Mexicaner. — Die Fortbildung der Schrift auf der phonetischen Stufe verglichen mit der Fortbildung der Sprache auf der dem entsprechenden charakterisirenden Stufe. — Die alphabetische Schriftstufe und die Aegypter. — Die Hieroglyphen und das hiermit verbundene Gemisch der Schriftweisen. — Die Hebung der intellectuellen Kräfte durch die Schrift. . . . . 230

### 3. Die Entstehung der Zahlzeichen.

Die Steinkreise als selbstverständliche niedergezeichnete Zahlzeichen. — Das Zählen als schärfstes und bestimmtestes Merken und Erinnern. — Die Unterstützung des Zählens als schärfste knüpfende und sondernde Verständesoperation vermöge der Zahlzeichen als dauernde Erinnerungsmerkmale. — Hinweis auf die schwächere und undeutlichere Zahlunterscheidung der Thiere. — Die Feststellung der Zahl als vergleichbare Größe in Rücksicht auf einen constanten objectiven Grundmaßstab. — Das Zählen der niedern Völker durch Körpermaße, wie Finger und Handbreiten. — Das Zahlenmerken durch den Quipu und die Verbreitung dieser Zahlenmerkmale. — Hinweis auf die Hervorbildung der Zahlzeichen aus den Bildschriften. . . . . 253

### 4. Der Einfluß der Schrift auf Mythos und Religion.

Rückblick auf die drei großen Entwicklungsansätze des Geisteslebens. — Der Anstoß und die Einwirkung der Schrift auf die zur Zeit noch phantastische und mythische Denkweise. — Die frühesten Aufzeichnungen noch völlig vom mythischen Proceß beeinflusst. — Die Aufzeichnung der Sagentheorie durch die Priesterwelt und die schärfere Charakterisirung der Sagen unter dem Einflusse der Schrift. — Die ursprünglich nur dem Eingeweihten zugänglichen Priesterschriften und die sich an den Schriftsakungen ausbildende Priesterlehre. — Der Aufschwung des Priesterthums durch die Schrift, der sich neu begründende Wechselverkehr der Priester in Rücksicht auf Sagen und Lehren, und die Zusammenfassung der Localculten innerhalb eines Volkstheiles zu bestimmten herrschenden Göttersystemen. — Der im polytheistischen Göttersystem anerkannte und hervorgehobene Mittelpunkt eines Götterkönigs als Entwicklungskeim des Monotheismus. — Die Licht- und Schattenseiten des Schriftwesens und die Möglichkeit dauernder Festlegung des Irrthums durch den Buchstaben . . . . . 266

### 5. Die beginnende Himmelspeculation in Form der Astrologie und die auf Maß, Eintheilung und Berechnung sich gründende klare Erkenntniß.

Rückblick auf das bisherige Wachsthum der Anschauungen. — Die sich durch die Sternbedeutung unwillkürlich einführende Berechnung und Wissenschaft der Gestirne und des Natroskosmos. — Die Astrologie als Appendix des mythischen Proceßes. — Das Bestreben zur Aufsuchung eines festen objectiv hervorragenden Stützpunktes zur Maßnahme der Beobachtung und zur Grundlage klarer und übereinstimmender Erkenntniß. — Die Anknüpfung aller Entwicklung an

einen hervorragenden Mittelpunkt zur übereinstimmenden Sammlung der Bewegungen. — Nachweis der Gültigkeit dieses Gesetzes in Bezug auf die Entwicklung der Außenwelt und Innenwelt. — Das Siebengefüß als Mittelpunkt und Orientierungspunkt der Gestirnbewegung in den Anschauungen der alten Völker. — Die Vorstellung des ewigen Wechsels und die Apperception des Begriffs der Ewigkeit. — Das in der Vorstellung Endlose und Unerfaßbare gegenüber dem Begriff der wahren Unendlichkeit und Ubergänglichkeit. — Der klare Erkenntnißanfang und die Erkenntnißgrenzen der Vorstellung. — Die Grenzvorfstellungen der Raumleere oder des Chaos und der Zeitleere. — Die höchste und niedrigste Erkenntnißgrenze und die Vorstellung vom Weltanfang im Chaos. . . . . 281

#### 6. Der Uebergang des mythischen Processes in die kosmogonische Speculation.

Die letzte Phase des mythischen Processes. — Rückblick auf die Anschauungen der Priesterwelt in Bezug auf das heilende Licht und das unheilvolle Dunkel, sowie auf die sich daran knüpfenden Vorstellungen von Zeugung, Seele, Krankheit, Tod u. s. w. während der Feuerzeit. — Die neuen Ansätze der Himmelskunde in Bezug auf das Erkenntnißleben. — Unterschied der kosmogonischen Lehren von der bisherigen Vorstellungsweise der Dinge und von der später entstehenden philosophischen Denkweise. — Das Sammelwesen heiliger und mythischer Priesterchriften. — Die Entwicklung des Priestertums in Aegypten und die ägyptisch-kosmogonische Götteranschauung. — Die Hierarchie und Dogmatik als Hemmschuh der weitem Entwicklung des Geisteslebens im Orient. — Griechenland als einzige Stätte der weitem Entwicklung des Erkenntnißlebens. . . . . 303

#### 7. Fehler, Mängel und Unklarheiten der frühesten kosmogonischen Priesterspeculationen.

Hinweis auf den Werth der Untersuchung der ursprünglichen und frühesten Verirrungen des Erkenntnißtriebes. — Die Idee der Ubergänglichkeit und Ewigkeit und die gleichzeitige Apperception der dieser Idee widersprechenden Erscheinungen. — Die Vorstellung von der Schöpfung des Weltganzen aus dem Chaos durch die formende Hand der Götter und Hinweis auf die Gleichnisse, deren sich der kindliche Geist bediente, um diese Anschauung vorstellbar zu machen. — Der philosophische Erkenntnißtrieb verglichen mit dem Kunst- und Gestaltungstriebe. — Der Zerstörungstrieb der Kinder und das erste Gebaren des Erkenntnißtriebes. — Werth und Unwerth dieser Thätigkeit bezüglich der Einsicht in den wahren Sachverhalt. — Die

Vorstellung des Chaos als Weltleere und formlose Zerfährtheit des Weltalls. — Weshalb diese Anschauung nicht als Anfang und Fundament der Entwicklung gedacht werden kann. — Wertlosigkeit der Frage nach dem Beginn und Ende des Weltalls überhaupt. — Die formlose Leere und das Chaos gegenüber dem Begriffswerthe der Substanz als unvergängliche in sich klare Weltordnung. — Die Grundregeln der Kunst und Erkenntniß in ihren gleichartigen Forderungen. — Die Construction des Weltalls als Weltordnung und die chaotischen Zustände als accidentelle Zwischenzustände. — Der Proceß der Kunst und der Erkenntnißproceß in ihrer Aehnlichkeit der Thätigkeit, und ihre Verschiedenheit der Aufgabe. — Licht und Finsterniß als Gegensatz der äußern Grundanschauung, und die Beziehungen derselben zu dem innern Gegensatz der geistigen Vorstellungsverhältnisse. — Das Licht kann nicht aus der Finsterniß stammen, ebenso wenig wie die Weltordnung aus dem Chaos. — Rückblick und nochmaliger Gesamthinweis auf die Entstehung der mangelhaften Vorstellungen und ursprünglichen Verirrungen des priesterlichen Erkenntnißlebens . . . . . 322

### 8. Die ursprüngliche Entwicklung der Künste und die sich ergebenden Sätze einer mit den Gesetzen der Aesthetik und den Thatfachen der Geschichte übereinstimmenden Philosophie.

Völliger Mangel alles eigentlichen Schönheits sinnes innerhalb der ursprünglichen Auffassungsweise des Urmenschen. — Die Kunstentwicklung ursprünglich in völliger Abhängigkeit von der aufstrebenden Religion. — Das ursprüngliche Vorherrschen des Maßlosen, Unförmlichen und Häßlichen in der frühesten Naturgeschichte sowol wie in der Urgeschichte der Kunstentwicklung. — Der in der irdischen Naturgeschichte und in der Urgeschichte des Geisteslebens unverkennbare Entwicklungsproceß zum Vollkommenern. — Ist die Idee der Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen an sich als völlig umfassend und nothwendig anzunehmen und somit auf die Bewegung des Weltganzen übertragbar? — Gründe, die sich hiergegen geltend machen. — Das Weltganze als das unvergänglich Vollkommene und der Abfall vom Vollkommenen ins Unvollkommene als partiale und accidentelle Phase innerhalb des Weltganzen. — Das planetarische Leben der Erde innerhalb einer solchen Phase der Unvollkommenheit und das sich hiermit ergebende Streben zum Progreß auf allen Gebieten des Lebens und der Umgebung. — Die Kunst in ihrer geschichtlich raschern Entwicklung in Bezug auf das Ideal gegenüber der Entwicklung der Erkenntniß und des sittlichen Willens . . . . . 352

### 9. Die Entstehung der Kunstidee und die geschichtliche Thatsache der Aberration.

Rückblick auf die erste Ausbildung und Entwicklung der ursprünglichen Kunstfertigkeit. — Das Unförmliche in der urgeschichtlichen Kunst. — Die Leitung der Kunst durch die Religion, und die erste Ausbildung der Künste durch die Priester. — Die Kunstidee, ihre Verwandtschaft zum philosophischen Princip und ihre Entstehung und Abklärung durch die Betrachtung des Makrokosmos. — Gefühl, Erkenntniß und Handlungsweise, verglichen in ihrer verschieden raschen Entwicklung in Bezug auf das Ziel ihrer Bildung. — Die ästhetischen Proportionen und Bewegungen innerhalb der Breite des Schönen und die positiven und negativen Werthe der Dissonanzen und unästhetischen Aberrationen. — Die Harmonie und die sie bekämpfenden Störungen in Bezug auf die Aufgabe des Künstlers. — Die sittlich-ästhetischen Anforderungen an die Bewegungen der Atome im Weltall des Schönen und Hinweis auf die Entstehung der Aberration und des Nebels. — Das Kunstwerk als Sieg der Harmonie über die störenden Constitute. — Die Gewißheit und Nothwendigkeit in der Wahrnehmung, entstehend durch den begrenzenden Gesamthinblick auf die sich empirisch ausschließenden Unwahrscheinlichkeiten. — Hinweis auf den Werth und Unwerth der kleinen und zu großen Dissonanzen in Bezug auf die sittliche Aufgabe im ästhetisch geordneten Weltall. — Spiegelung dieser sittlichen Aufgabe in dem harmonischen Verhalten der Theile und Theilchen zueinander im vollendeten Kunstwerke. . . . . 362

### 10. Das Wesen der religiösen Idee und die Religionsstifter.

Religion, Kunstsinne und primitives Erkenntnißleben in ihrer Verwandtschaft und Wechselwirkung untereinander. — Recapitulation der urgeschichtlichen Religionsentwicklung. — Das Streben nach sittlicher Vollkommenheit und die psychologische Entstehung der Erlösungsidee. — Das Auftreten der Religionsstifter in den subtropischen Ländern als dem Haupttheater der religiösen Entwicklungsgeschichte. — Die Lehre Zoroaster's als ursprünglicher Brennpunkt der Entwicklung der moralischen Idee im Religionsleben der Urbölker. — Confucius, der Verkünder der Erlösungsidee in China. — Die Erlösungsidee in Indien. — Die religiösen Eigenschaften der alten Hebräer und die historischen Schicksale dieses Volkes. — Die Hebräer werden der Knotenpunkt der höchsten religiösen Entwicklungsgeschichte des Orients. — Das Auftreten Christi. — Das Beispiel seines Lebens als Zielpunkt sittlicher Handlungsweise. — Die Unfähigkeit der Willenstriebe, sich zur Höhe eines reinen Handelns zu erheben, und das Zurückbleiben der sittlichen Entwicklung gegenüber der Entwicklung der Kunstanlagen. — Die

Bermittelung der Erkenntniß und die Wechselwirkung aller geistigen  
Entwickelungsfactoren. — Das zukünftige Geistesleben . . . . . 400

### 11. Die Pythagoreer.

Die Förderung der urgeschichtlichen Priesterbeschäftigungen, insbesondere die hervorragende Förderung von Musik, Himmelskunde und Mathematik durch die Pythagoreer. — Die Verschmelzung der Grundideen von Kunst und Wissenschaft und Religion in der pythagoreischen Weltanschauung und der Hinweis auf die Idee des Kosmos . . . . . 424

### 12. Rückblicke und philosophische Ergebnisse.

Kant's Ansicht über die Natur der „Dinge an sich“. — Die Veränderung der Anschauung durch den fortschreitenden Wechsel des innern Gesichtspunktes. — Rückblick auf die Thatfachen, welche diesen Wechsel in der Geschichte des Menschengesistes zu Stande gebracht haben. — Der Verlauf der äußern historischen Ereignisse zwingt die Seele zur Anknüpfung an hervorragende Stützen, welche die Körperwelt bietet, und diese werden zu Behältern der geistigen Entwicklung. Die äußern Stützen spielen gleichsam die Rolle einer Stufenleiter. — Der geschichtliche psychologische Entwicklungsproceß lehrt eine tiefere Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwelt, und Mikrokosmos und Makrokosmos. — Ist diese Wechselwirkung Zufall? — Leibniz und der Gedanke der Harmonie. — Die Thatfachen unserer nähern Umgebung widersprechen der Harmonie. — Auch Herber erblickt überall Harmonie, ohne indessen den Umfang der Uebel im naturgeschichtlichen Entwicklungsproceß genügend zu übersehen. — Die Harmonie offenbart sich nur im Hinblick auf die Gesamterscheinung des Makrokosmos, spricht sich im reinen Gefühl und in der Kunst aus, steht indessen in zu hohem Contrast gegenüber den Unvollkommenheiten des äußern Lebens und den Uebeln der nähern Umgebung, in welche Handlung und Erkenntniß eingreifen. — Der geschichtliche Zug zur Erlösung und die sittliche Aufgabe. — Die Wechselwirkung des Zufalls herrscht nur im Chaos, die der geferbten völligen Conformität dagegen nur in der vollkommenen Harmonie der Weltordnung. — Wir stehen auf der Umgebung unsers Planeten in einem Proceß, in welchem die Causalität noch nicht frei ist vom Drucke widerspruchsvoller, hemmender Mängel, die disharmonischen, unvollkommenen und gesunkenen Zuständen angehören. — Das Problem des Criticismus und das geschichtliche Entwicklungsleben des Geistes. — Die Enttöbung des Widerspruchs ist der Aufgabe des heutigen Criticismus gemäß geschichtlich zu erklären. — Der Widerspruch ist im Rückblick auf die geschichtlichen Thatfachen weder objectiv nothwendig

	Seite
(Hegel und die Idealisten), noch subjectiv illusorisch (Herbart und die Realisten). — Nur erst der geschichtliche Entwicklungsproceß des Geisteslebens gewährt eine klare Einsicht in die geheime Wechselwirkung zwischen Seele und Körperwelt, sowie zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos. — Hinweis auf den hohen Aufschwung des Geisteslebens durch die Erkenntniß des Makrokosmos. — Schlußbetrachtung.....	428

---

### Verzeichniß der Illustrationen im zweiten Bande.

Ibol des heiligen Feuers zu Widdah.....	47
Mexicanischer Zauberer der Vorzeit.....	52
Mexicanischer Feuerpriester.....	55
Ein Menschenopfer in Otahiti.....	106
Ibol auf den Sandwichinseln.....	364
Das organisch-ästhetische Grundgesetz des Weltalls und seine Aberrationen.....	384

## **Viertes Buch.**

**Die Feuererfindung und ihr Einfluß auf die Entwicklung  
der Religion.**



## 1.

### Einleitung.

Hinweis auf den Werth der Feuererfindung in innerer und äußerer Beziehung rücksichtlich der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. — Der Begriff des Ueberfinnlichen und Unsichtbaren und Hinweis auf die sich auf diesen Grundbegriff aufbauende neue Weltanschauung mit Rücksicht auf den empirischen Anstoß durch die Feuererfindung.

---

Die Betrachtungen im ersten Bande hatten uns gezeigt, daß das noch wild geartete Naturell des Urmenschen ursprünglich keine so hohe Stufe einnahm, daß wir es nicht mit dem der ihm nahe stehenden thierischen Verwandten hätten vergleichen können. Im Gegentheil, die vergleichende Methode unserer Untersuchung zwang uns, nicht nur die Wurzeln der ganzen geistigen Bildung des Menschen, sondern auch die frühesten Keime der Religion bis zu den Fasern zu verfolgen, welche sich mit denen der Thierwelt verschlingen; denn nur dann sind wir im Stande, den innern Bau des Menschengeistes von Grund aus zu begreifen, wenn wir das Fundament so weit zerlegen, daß wir genau diejenigen Ecksteine zu bezeichnen im Stande sind, die als elementare Bausteine auch in der Entwicklung der höchsten Thierwelt von der Schöpfung verwandt wurden. — Wie auf diesem noch thierisch gearteten Boden der früheste Aufschwung des Geistes vor sich gehen konnte, haben wir im einzelnen betrachtet. Blicken wir zurück auf die im Zusammenhange stehenden

Erscheinungen des Leichen- und Thiercultus und des von bestimmten Ideen geleiteten Anthropophagenthums, so gewahren wir, daß sich das Bewußtsein des Menschen unter dem noch trüben Lichte dieser Weltanschauung noch im Bereiche der rohesten sinnlichen Auffassung bewegte. Alle Erscheinungen in ihrem Zusammenhange betrachtet lehrten uns, daß hier gleich den Thieren dem Bewußtsein noch jede Ahnung mangelte, daß in und hinter den Dingen und außer ihren sinnlichen Bethätigungen noch geheime fernwirkende Kräfte verborgen lagen, die nur zum Vorschein kamen, wenn der Mensch selbst die geheime Macht besaß, dieses Verborgene und Ueberfinnliche ans Licht zu ziehen. In welchem langen Zeitraume mochte diese nur auf den Sinnenchein gerichtete thierisch-naive Betrachtungsweise der Dinge unter den Urvölkern geherrscht haben, bevor ein empirischer Anstoß kam, der den Geist anleitete, tiefer in das Naturleben einzudringen, um jene verborgenen Kräfte, die sich ihm bisher wie den Thieren völlig überfinnlich versteckten, hervorzurufen. Und andererseits von welcher Tragweite mußte die erste Entdeckung sein, welche mit ihren einzelnen Erfahrungen dazu beitrug, die bisherige thierisch-naive Betrachtungsweise der Dinge in Trümmer zu legen, um einer neuen Auffassung zur Geburt zu verhelfen, die bisher noch geschlummert hatte, da sie des empirischen Anstoßes harren mußte, um hervorbrechen zu können. — Es ist die Aufgabe des ersten Theils dieses zweiten Bandes, zu zeigen, daß die merkwürdigste, früheste und großartigste Entdeckung, welche die Menschheit je gemacht, auch die geistig tiefgreifendste insofern war, als sie den Anstoß dazu lieferte, den Schleier, der sich über das Walten scheinbar verborgener, unerkannter Naturkräfte lagerte, obwohl er sich bereits früher ahnungsvoll gelüftet haben mochte, nunmehr vollends zu zerreißen. Wir werden sehen, daß der Urmensch durch diesen Anstoß in ein ganz neues Bereich überfinnlich versteckter Kräfte blicken lernte, da für ihn die Erscheinungen, wie etwa Holz, Wasser, Stein u. s. w. bisher nur Dinge waren, denen er von solchen unnatürlichen geheimen

Kräften bisher sinnlich nichts angemerkt hatte, obwol er sie täglich in Händen bewegte. Diese hervorragendste aller menschlichen Erfindungen war die Feuererfindung, sie wurde der Grundstein, wie sich zeigen wird, nicht nur aller äußern Cultur der ganzen Menschheit überhaupt, sondern sie hat, was damit im Zusammenhange steht, zugleich den Impuls geliefert, den Aufbau einer höhern und weitgreifendern Weltanschauung anzustreben, welche neben den sinnlichen sichtbaren Erscheinungen auch die mehr unsichtbaren übersinnlichen Kräfte in Betracht zu ziehen begann. Innerhalb dieser Betrachtungsweise lernte der Mensch, wie wir zeigen werden, einsehen, daß Feuer und Wärme übersinnlich verborgen im Steine und im Holze lebten, und hieran anschließend lernte er allmählich jetzt im Körper die verborgene Wärme als Seele suchen, und erst mit dieser tiefern Unterscheidung, die sich sehr bald auch auf den Umfang einer ganzen Reihe von andern Erscheinungen ausdehnte, traten im richtigen Lichte die Begriffe vom Sinnlichen und Uebersinnlichen und vom Geist und Körper folgerichtig ins Bewußtsein.

Eine Reihe von Autoren haben (wie bereits im ersten Bande erwähnt wurde, vgl. S. 313) den Begriff des Uebersinnlichen und Geistigen an die Erscheinungen der Traumbilder und der Hallucinationen anzuknüpfen versucht, indem sie folgerten, daß die Bilder des Traumes, die uns von einem Wesen im Schlafe erscheinen, bereits die Vorstellung von einer Trennung der Seele vom Körper zum Bewußtsein führen. Sobald man einen Todten ins Grab gelegt hatte und später dessen Bild im Traume seinen frühern Gefährten und Freunden erschien, so meint man war damit schon eine Trennung des Sinnlichen vom Uebersinnlichen ausgesprochen und die Unterscheidung von Körper und geistiger körperloser Erscheinung gegeben. Diese Erklärung des Uebersinnlichen aber übersieht, daß die Traumbilder selbst nur eine Reproduction des Sinnlichen und Körperlichen selbst sind, daher auch stets nur auf das Körperliche und Sinnliche zurückgedeutet werden können, ohne daß es möglich ist, die Erscheinung

der seelischen Körperlosigkeit daraus folgerichtig abzuleiten. Sobald das Traumbild eines Verstorbenen dem noch sehr sinnlich gearteten Urmenschen erschien, konnte in ihm dasselbe daher kein anderes Bewußtsein hervorrufen als das der Erinnerung an das frühere körperliche Dasein des geschiedenen Genossen, und da ihn die lebhafteste Sinnlichkeit noch außerordentlich tief beherrschte, so mochte er sich einbilden, daß der Verstorbene eben nur ein Schlafender sei, dem es vergönnt war, heimlich aufzustehen, um wie in früherer Weise seinen Beschäftigungen nachzugehen und durch Handlungen den Bedürfnissen des Lebens zu genügen. So erklärten sich uns aus dem Mangel einer klaren Todesanschauung eine Reihe der verschiedensten Gebräuche, die sich nur begreifen ließen im Hinblick darauf, daß man den Todten noch nicht für völlig abgeschlossen, seine Seele noch nicht in ein unerreichliches Jenseits entrückt glaubte, wie das später von vielen Völkern durch die Aufnahme eines tiefern Seelenbegriffs geschah, durch welchen sich zugleich auch die Anschauung der Todeserscheinung und der Begriff der Abscheidung tiefer abklärte. Daher in alter Zeit und unter den tiefstehenden Völkern noch heute die Sitte der Todtenspeisung, der Einbalsamirung und Aufbewahrung ihrer Leiber, ohne welche man sich den Verstorbenen eben noch nicht denken konnte. Wir müssen daher durchaus daran festhalten, daß der eigentliche Seelenbegriff im Bewußtsein der Völker nur erst da folgerichtig auftritt, wo die Möglichkeit einer völligen Nichtbezüglichkeit der Seele zum Leibe, d. h. die volle Befreiung und Abscheidung derselben vom Körper eingesehen wurde. Diese Einsicht in die völlige Befreiung der Seele vom Leibe findet sich bei den Völkern der frühesten Zeit ebenso wenig wie bei vielen sehr tief stehenden Naturvölkern. Diese Thatsache wird sich uns in der Folge erklären. Wir werden zeigen, daß die Einsicht in die völlige Loslösung der Seele vom Leibe eine Reihe von bestimmten empirischen Erfahrungen und deren Deutungen voraussetzt, welche nur erst später von den Völkern ge-

macht wurden. Viele der heutigen Naturvölker können aber noch heute den Seelenbegriff, wie wir sehen werden, nicht in voller Klarheit denken, weil die Erfahrungen, welche dieser Begriffsbildung zur Stütze dienten, von ihnen entweder nicht nach dieser Seite hin genügend beachtet wurden, oder aber weil sie geistig zu ungelent waren, die Erfahrungen in richtiger Weise zu erklären. So begreift es sich endlich, daß Völker angetroffen werden, welche in ihren Vorstellungen über die Seele wirklich schwanken, obwohl andere sich zu einer völlig abgeklärten Anschauung nach dieser Seite hin erhoben haben. Unsere Naturvölker werden noch heute von einer Glut sinnlicher Anschauungen beherrscht, daß es nicht auffallen kann, daß sich die Traumvorstellungen bei ihnen greller gestalten, und dieselben somit leichter Verschmelzungen mit den Erfahrungen des wirklichen Lebens eingehen; aber eben diese Verbindungen und Uebergänge beweisen, daß der Traum nur das Widerspiel des Lebens ist, um sich in allen seinen Formen der Sinnlichkeit völlig anzuschließen. Was wir nicht sinnlich erfahren haben, sind wir daher nicht im Stande zu träumen, wohl aber geschieht es umgekehrt, daß der von Hallucinationen Heimgesuchte sich einbildet, seine Träume sinnlich zu erfahren. Daß der todte Freund ihn besucht habe, bildet sich daher der Naturmensch in ähnlicher Weise ein, wirklich erfahren zu haben, obwohl ihm diese Erfahrung doch nur als Traumbild erschien. Ähnlich verhielt es sich mit den alten Völkern, solange sie kein bestimmteres Kriterium des Uebersinnlichen und Ueberirdischen erkannt und erfahren hatten; als sich ihnen indessen später Erfahrungen an die Hand gaben, welche zeigten, daß sich das Sichtbare vor ihren Augen ähnlich wie Dampf und Rauch in der Luft völlig unsichtbar verflüchtigen könne, um unsichtbar und übersinnlich gen Himmel zu steigen, da bildete sich unter der Hand ein wirklicher Begriff des Uebersinnlichen, Ueberirdischen und körperlos Seelenhaften, ein Begriff, der völlig von allen frühern Vorstellungen und Anschauungen hierüber verschieden war. Nur andeutungsweise sei auf diese Wandlung der Vorstellungsweisen

8 IV. Die Feuererfindung und ihr Einfluß auf die Entwicklung der Religion.

hier in der Einleitung hingewiesen, um darauf hinzudeuten, wie sehr neue Erfahrungen unter Umständen geeignet sind, die Anschauungen der Dinge in tiefeingreifender Weise umzugestalten. Die Feuererfindung war aber, wie wir in der Folge sehen werden, ein solches geschichtliches Ereigniß von unabsehbarer Tragweite, nicht sowohl für die äußere Cultur als für den geistigen Idenauffschwung. Wir werden in der Folge sehen, wie sich mit Rücksicht auf dieses wichtige geschichtliche Ereigniß eine Reihe der verschiedensten Erscheinungen auf geistigem und religiösem Gebiet ebenso folgerichtig und im Zusammenhang erklären, wie das unter dem Lichte der frühern Weltanschauung der Fall war, welche sich, wie wir sahen, dadurch charakterisirte, daß ihr die Begriffsbildung des Ueber Sinnlichen, Ueberirdischen und Geistigen bezüglich der erwähnten Merkmale mangelte.

---

## 2.

### Die Feuererfindung.

Hinweis auf das Wachsthum der Kunsttriebe während der Steinzeit. — In welcher Art und wodurch angeregt konnte der Urmenſch der Steinzeit zur Feuererfindung vorſchreiten? — Vorläufige Hindeutung auf die Folgen der Feuererfindung für die tiefere Entwicklung des religiöſen Ideenlebens. — Die bisher geltenden Hypotheſen in Bezug auf die Feuererfindung. — Zurückweiſung der Anſicht, daß die Erdbälquellen und Vulkane Veranlaſſung zur Entdeckung des Feuerzündens gegeben haben. — Abweiſung der Anſicht, daß die Beobachtung der Entſtehung von Waldbränden dem Urmenſchen den Vorgang zur Feuerzündung urſprünglich in die Hände ſpielte. — Nothwendigkeit ſehr häufig gemachter Beobachtungen nach einer Richtung hin in Rückſicht auf alle urſprünglichen Entdeckungen. — Aneignung beſtimmter Manipulationen und durch Gewohnheit erworbener Geſchicklichkeit im Schleifen und Reiben von Holz- und Steinſtücken als äußere Vorbedingungen zur Erfindung des Feuerzündens. — Deshalb konnten nicht alle Stämme und Klaſſen urſprünglich zugleich zur Feuererfindung vorſchreiten? — Hinweis auf diejenigen Glieder der in Arbeittheilung lebenden Urgemeinden, welche zuerſt dasjenige Maß von Geſchicklichkeit und Combination erwarben, das zur Erfindung nothwendig war. — Das Arbeiterthum der Urzeit. — Die Lahmen und Krüppel als arbeitende Sklaven der Urgemeinden und ihre Beziehung zur Feuererfindung nach den Traditionen der Völker. — Die höchſten kaukaſiſchen Stämme in Rückſicht auf ihre Begabung und in Hinſicht auf ihre Traditionen als die Erfinder der Feuerzündung. — Hinweis auf die Stufe der Achtung und des Erhabenen, auf die ſich die erſten Feuererfinder urſprünglich ſtellten.

---

Der Geiſt des Menſchen hatte ſich, wie wir im erſten Bande ſahen, zu einer allgemeineren Anſchauungsweiſe emporgehoben. Geſtützt von einer Reihe von Entwicklungsfactoren, geſtügt vorzüglich

durch das Medium der Sprache, war es ihm gelungen, die ihm ursprünglich angeborene Apperceptionsenge zu erweitern. Vergangenheit und Zukunft, für welche die Thiere nur eine sehr eng begrenzte Uebersicht, wenn überhaupt eine solche, besitzen, begannen jetzt in seiner Vorstellung einen größeren Gedankenkreis zu umfassen, welcher die innere Aufmerksamkeit eingehender wie bisher zu fesseln im Stande war. Freilich hatte sich innerhalb dieser frühesten Gedankenkreise noch kein Gottheitsbegriff entwickelt; ja es war dem Urmenschen noch nicht einmal eine klare und bestimmte Todesvorstellung vor's Bewußtsein getreten, und von einem Seelenbegriffe war noch viel weniger ursprünglich die Rede. In einer verhältnißmäßig sehr engen Schweite hatte sich der religiöse Horizont des Urmenschen bisher ausgebehnt, denn nur wenige bestimmt hervorragende Thiere hatten sich auf dem Wege der Ideenassociation mit einem religiösen Interesse umkleidet und waren hiermit zusammenhangsvoll in den frühesten religiösen Betrachtungskreis gezogen worden, der anfänglich nur wenig über den engern „Nächstenkreis“ hinausragte. Mit diesem ersten kurzen Schritte der Religion aus dem Bereiche des Nächstenkreises heraus war indessen zugleich, wie sich ergeben wird, der erste Impuls gegeben zu einer religiösen Auffassung auch anderer entfernter liegender Naturobjecte. Immer mehr und mehr begann die anfänglich im Bewußtsein herrschende thierisch-naive Betrachtungsweise der Objecte zu schwinden, um nun einer tiefern, wenn auch anfänglich noch abergläubischen Anschauungsart Platz zu machen. Eine völlig neue religiöse Naturbetrachtungsweise sollte nunmehr die bisher herrschende thierische Anschauungsart verdrängen. Allein wir irren, wenn wir meinen, daß diese Erweiterung der natürlichen und angeborenen Apperceptionsenge des Geistes ganz ohne äußere Anstöße, d. h. ohne von außen hinzukommenden Zwang, oder richtiger ausgedrückt, sich ganz ohne psychologische Hülfen hätte vollziehen können. Alle psychologischen Thatfachen und Erfahrungen würden dem widersprechen; denn die innere Entwicklung des Geistes bleibt stets an

die äußere Erfahrung gebunden und kann sich ohne Wechselwirkung mit derselben nicht erheben. Es wird im Folgenden daher unsere Aufgabe sein, mit Rücksicht auf den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse der Urzeit diese äußern Hülfsen, welche die Entdeckung der religiösen Ideenassociation im weitern unterstützten, nachzuweisen.

Zu jener Zeit, da sich durch die Entwicklung des religiösen Geisteslebens neben dem Hauptlingscultus ein Leichencultus, und damit im psychologisch folgerichtigen Zusammenhange stehend, wie wir sahen, auch ein gewisser Thiercultus in der Urgeschichte entfaltet hatte, war auch der Bautrieb und die kunstfertige Geschicklichkeit der Hand bereits zu einer beträchtlich höheren Stufe gestiegen. Wir erkennen das heute noch deutlich aus der Bauart aller jener Grabstätten und Dolmen, aus denen wir die Mumien oder Skelete jener Zeit an das Tageslicht fördern. Die Waffen und Geräthe, die wir in diesen uralten Gräbern auffinden, beweisen uns, daß die Fortentwicklung nach dieser Seite im Menschen ihre ersten und frühesten Phasen bereits durchlaufen hatte. War die Bearbeitung der Steine, wie uns die Grabbauten darthun, zur Zeit des Leichencultus zu einem gewissen Aufschwunge gediehen, so hatte es offenbar zu jener Zeit der Mensch in der Geschicklichkeit der Bearbeitung von Holz und Knochen schon viel weiter gebracht.

Angeregt durch die sich immer stärker regenden Kunsttriebe, aufgemuntert ferner durch die wachsende Spannkraft aller intellectuellen Kräfte, betritt nunmehr das menschliche Geistesleben die Stufe, auf der sich durch bestimmte Beobachtungen der Zunder der Erfahrungen so vielfach und so umfangreich ansammelt, daß wir aus ihm ploglich die Flamme der eigentlichen Erfindung emporschlagen sehen. Nicht ohne jeden Erfindungsgeist freilich war schon jene Periode der Urgeschichte gewesen, aus welcher die Denkmale der alten Grabermwelt so vernehmlich zu uns sprechen; denn wie erfinderisch in seiner Art tritt uns bereits jener Urmensch entgegen, der, wie wir sahen, seine Todten bestattete, kunstfertig Steine zu spalten und zu sprengen ver-

stand und sich Waffen zu verschaffen wußte, mit denen er sich schützen lernte, um sein Leben im Kampf ums Dasein erhalten zu können. Aber so erfinderisch uns der Urmensch der frühesten Zeit entgegentritt, eine eigentliche Erfindung, d. h. eine auf bestimmten Gedankencombinationen beruhende großartige Neuerung von einer solchen Tragweite, daß mit ihr gleichsam wie mit Einem Schläge das Erkenntnißvermögen des Menschen sich bedeutend erweiterte, sodaß er plötzlich im Stande war, in einen bisher ihm unbekanntem geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte einzubringen, eine solche Art von Entdeckung hatte er bisher noch nicht gemacht. Und dennoch, wie früh sehen wir jetzt den Menschen der Urzeit auch diesen Fund thun, und wie rasch schreitet er nun zu einer wenn auch immerhin noch primitiven Weltanschauung vor, auf welcher, wie wir im Folgenden sehen werden, noch heute viele unserer Naturvölker thatsächlich stehen geblieben sind.

Es ist wunderbar, wie in der Urgeschichte alles ineinandergreift, und von hoher Bedeutung, wie eine ursprüngliche, aber freilich großartige Erfindung, welche zugleich die Cultur anbahnen sollte, auch zum Hebel einer neuen umfassenden Natur- und Weltanschauung unter den Urbölkern werden konnte. Allein wir werden das begreiflich finden, sobald wir darauf achten, in welcher enge und innige Beziehung ursprünglich alle menschlichen Erfahrungen und Thätigkeiten zur Entwicklung der Geistesanlagen traten. Ohne Zweifel ist jeder Aufschwung der künstlerischen Geschicklichkeit und das Einbringen des Geistes in das Gebiet der Erfahrung aufs innigste verflochten mit der Ausbildung der innern intellectuellen Fähigkeiten, und ebenso ging die Erweiterung der Intelligenz zugleich auf das innigste Hand in Hand mit dem Wachsthum der frühesten sittlichen und religiösen Natur- und Weltanschauung. Bei dieser ursprünglichen Verschmolzenheit aller menschlichen Anlagen und deren gemeinsamer Entwicklung leuchtet es daher ein, von welcher Wichtigkeit und Tragweite die Rückwirkungen waren, welche ein solches Ereigniß wie

die Erfindung des Feuerzündens auch auf den menschlichen Geist ausüben mußte. Und mit dieser Einsicht tritt uns daher die Aufgabe entgegen, vom psychologischen Gesichtspunkte nachzuforschen, wie und in welcher Weise der Urmensch diese großartigste und merkwürdigste aller Erfindungen im Erfahrungsgebiete machen konnte, eine Erfindung, durch welche, wie erwähnt, der Geist allmählich in den Tempel der frühesten Cultur eintrat. — Allein nicht nur die Frage: wie konnte der Urmensch diese Erfindung machen, sondern ebenso sehr interessirt es uns festzustellen, welche Kräfte es in der Arbeitstheilung der frühesten menschlichen Gesellschaft waren, in denen der erfinderische Geist, durch eine bestimmte Ansammlung von Erfahrungen getrieben, nach einer bestimmten Richtung hin so reichhaltige Blüten zur Reife brachte, daß zugleich diese erste großartigste Erfindung als gereifte Frucht abfiel. Doch auch damit darf sich der psychologische Historiker noch nicht begnügen, denn es liegt ihm endlich noch ob, vorzugsweise auch die Folgen eines solchen hochwichtigen Ereignisses zu untersuchen, eines Ereignisses, durch welches, wie sich ferner zeigen wird, der menschliche Geist den Schleier des geheimnißvollen Zusammenhangs der Naturkräfte zum ersten male stärker heben sollte. Und nicht uninteressant wird es sein, bei dieser Gelegenheit nachzuweisen, wie der Urmensch vor seiner eigenen entdeckenden Hand anfänglich noch ängstlich zurückbebt, und wie zugleich hiermit mehr und mehr neue, bisher nicht geahnte Gefühle und neue sittliche Vorstellungen in ihm rege wurden, durch welche er sich vor sich selbst und den Nebenmenschen gegenüber in eine zauberhaft erhabene Würde kleidete. Der weitere Verlauf der Geschichte wird uns lehren, wie er diese Würde und Erhabenheit sittlich anwandte, um sie unter dem Drange einer ihn beseligenden Begeisterung und geistigen Erhebung zu einer religiösen Macht zu gestalten, durch welche er Furcht und Achtung, d. h. wahre Erhabenheitsvorstellungen zugleich um sich her zu verbreiten suchte, um durch diese Mittel die Entwicklung der Religion zu einem neuen bisher nicht gekannten

Auffschwung zu verhelfen. Von nun an sollte die angeborene Apperceptionseuge umfassender wie bisher durchbrochen und überschritten werden, und eine große Reihe von Objecten, die dem Urmenschen bisher indifferent und interesselos erschienen, oder an denen er sich durch die Macht der Gewohnheit getrieben nicht zu ergötzen wußte, und die er als Alltägliches nicht mehr einer tiefern Achtung unterwarf, sollten sich von nun an ein für allemal mit einem Interesse umkleiden, durch das allein eine dauernde und für immer haften bleibende Apperception derselben im Bewußtsein des Urmenschen ermöglicht wurde. Und jetzt, nachdem sich somit diese gleichgültigen Betrachtungsweisen so vieler einzelnen Naturobjecte zu ändern beginnen, jetzt, nachdem sich mit Hilfe eines Netzwerks neuer Ideenassociationen, denen wir zu folgen haben, diese Objecte gleichsam magisch und sittlich erhaben verklären, steigt endlich der Ur Mensch auf eine neue höhere Stufe der Weltanschauung, in deren Lichte sich ganz neue Begriffe zu bilden beginnen, durch welche das „tiefere Nachdenken“ des Menschen belebt werden konnte.

Doch um diesen neuen großartigen Aufschwung, den wir flüchtig andeuteten, um den Leser in diese neubeginnende Epoche der Urgeschichte einzuleiten, genauer verfolgen zu können, haben wir im einzelnen die oben angeführten Fragen zu beantworten, und es tritt uns also vorerst die Aufgabe entgegen, in Rücksicht auf die psychologische Analyse zu untersuchen: wie und in welcher Weise der Ur Mensch die Erfindung des Feuerzündens zu machen im Stande war.

Es tritt uns leider viel Sonderbares bezüglich der bisherigen Handhabung der Psychologie in der Urgeschichte entgegen, sobald wir genauer untersuchen, mit welchen Hypothesen sich die Forscher rücksichtlich der Feuererfindung bisher begnügt haben. Wir werden sehen, wie leichtfertig man über eine Thatsache und deren Untersuchung hinweggegangen ist, von der es erwiesen, daß sie bezüglich der äußern Erfahrung der Grundstein und das Fundament aller und jeder höhern menschlichen Cultur überhaupt geworden ist, und von der

wir daher in jeder Hinsicht auch in psychologischer Beziehung voraussetzen können, daß sie dem erwachenden, kindlichen Menschengesteig zugleich einen bedeutenden, tiefeingreifenden Anstoß zum Nachdenken über den geheimnißvollen überfinnlichen Zusammenhang der Dinge und Kräfte in der Natur gegeben habe. Sei es uns daher im Folgenden gestattet, von den vielfachen, kaum berücksichtigungswerthen Ansichten zwei derselben hier anzuführen, welche sich wenigstens auf solche Gründe stützen, die wir von vornherein nicht als völlig undenkbar zurückzuweisen haben.

Ist denn das Feuer, wie es noch heute von unserer menschlichen Hand beherrscht wird, in Wahrheit einst entdeckt und erfunden worden, so hört man wol noch heute hier und da fragen? Sind nicht die vielfachen Naphthaquellen und die feuerspeienden Berge ursprünglich selbstentzündliche Brandherde gewesen, an denen der Urmensch sehr rasch Feuer zünden konnte, sobald er nur verstand, durch einen bestimmten Zunder dasselbe weiter zu verbreiten? Diese Anschauung ist vielfach verbreitet, obwol es doch sehr leicht zu übersehen ist, daß sie jeder psychologischen Unterlage von vornherein entbehrt. Allein wir sind gewohnt, uns die natürlichen Geistesanlagen und Auffassungen der frühesten Menschen in den allerverschommensten Farben vorzustellen, und finden es halb und halb erklärlich, wenn uns einerseits gesagt wird, der Urmensch habe vor allen Naturobjecten (und seien es selbst die alltäglichsten) einen angeborenen Schauer und die Furcht des Erhabenen empfunden, obwol uns andererseits häufig ebendieselben Psychologen, ohne an das Furchtgefühl zu erinnern, versichern, der Urmensch habe sich wohlgenuth an den Krater feuerspeiender Berge, oder an die Flammensäulen loderner Erddölquellen begeben, nicht mit dem Gedanken (den wol jedes Thier, und sei es das niedrigste, gehabt hätte), das Feuer, sobald man ihm sehr nahe komme, könne gefährlich werden, sondern vielmehr wie ein gebildeter Naturforscher, nämlich darauf bedacht, den passenden Zunder zu suchen, mit dem er das Feuer fortzuschleppend

und benutzend weiter experimentiren könne, vermuthlich um sogleich die Kochkunst zu entwickeln. Selbst nun angenommen, der Urmensch hätte an den Feuerflammen der Erdölquellen Feuer zünden lernen, so wäre die Verbreitung der Kunst des Anzündens in der Art, wie wir sie thatsächlich überall antreffen, nämlich das Zünden durch Reibung, offenbar noch zu erklären. Dabei dürfen wir zudem nicht übersehen, daß der Mensch nur das wahrhaft als erfunden betrachten kann, das er so beherrscht, daß er sich zu jeder Zeit und an jedem Orte, wo die Bedingungen vorliegen, sich derselben bemächtigen kann. Das aber hätte niemals geschehen können, wäre das Bekanntwerden des Menschen mit der Kraft des Feuers ein Zufall gewesen, durch den es einem bevorzugten Geiste gelungen wäre, ein Holzstück an irgendeiner Naphthaquelle zum Brennen zu bringen. Denn das Brennen eines Holzstücks konnte auf diese Art dem Urmenschen wiederum nur ein neues sonderbares Phänomen sein, das sein Staunen um so mehr rege machte, als dasselbe bald verlosch und das Experiment von vorn hätte angefangen werden müssen. Offenbar also, sehen wir, hätten diese Experimente den naiven Urmenschen nur im Kreise umhergeführt. Gottlob, die Psychologen sind heute über solche Ansichten hinaus. Dennoch aber meine man nicht, daß die Variationen dieser Ansicht sich nicht mehr heute unter andern Formen noch wiederholen könnten. Erwähnen wir sogleich eine andere ähnliche Betrachtungsweise desselben Gegenstandes. Sind es nicht die feuerspeienden Berge, auch nicht die flammenden Erdölquellen gewesen, durch welche sich der Mensch in den eigenen dauernden Besitz des Feuers setzen konnte, so mögen es doch die Waldbrände gewesen sein, meint man, welche die Menschen auf das Feuer ganz besonders aufmerksam gemacht haben. Wie entstehen aber Waldbrände, so fragte man sich? Waldbrände entstehen nun häufig, wenn auch nicht immer, dadurch, daß gegen einandergelagerte trockene, aber frei bewegliche Aeste durch den Sturm so lange aneinandergequetscht werden, bis durch die Reibung sich

plötzlich die Aeste entzünden. Offenbar, so schließt man sogleich im Hinblick auf die erste und ursprünglichste Methode das Feuer durch Reibung zu zünden, haben die Urmenschen das beobachtet, nachgeahmt und rasch mit Erfolg sich desselben Verfahrens bemächtigt. Diese Anschauung, geistvoller in ihrer Art, wiederholt dem strengen Psychologen dennoch indessen nur, was an psychologischen Unmöglichkeiten sich bei der zuerst erwähnten Betrachtungsweise aufdrängte. Abgesehen davon, daß Waldbrände und die damit verknüpften Sturmercheinungen dem noch in seiner Art thierischen, oder noch halb thierischen Urmenschen ebenso wenig Gelegenheit zum aufmerksamen Beobachten ihrer Entstehung wie Ruhe, Muße und Geduld gönnten, so ist es noch viel schwieriger, dem Urmenschen auch in psychologischer Beziehung neben Geduld, Aufmerksamkeit und Stimmung zugleich auch die sichere Schlussfolgerungsweise beizumessen, die in jedem Falle nothwendig gewesen wäre, um eine solche Beobachtung, wie sie die Natur unter immerhin nur zufälligen und seltenen Verhältnissen mit zwei Baumstäben liefert, richtig zu benutzen. Sturm und Orkan, die dem Urmenschen zwar nicht direct gefährlich waren, trugen doch nichts dazu bei, ihn in diesem Falle zum strengen aufmerksamen Beobachter zu machen. Zwar brauchte der Urmensch vor Sturm und Orkan nicht religiös zu schaudern, und sich ebenso wenig wie die Thiere vor ihnen als vor etwas Gefährlichem zu fürchten, aber diese Erscheinungen waren auch nicht danach angethan, den Beobachtungssinn des Menschen auf eine einzige Stelle concentriren zu lassen, im Gegentheil, das Knarren und Zittern der Stämme und Aeste, das von allen Seiten kam, mußte nur zu leicht diese thierisch-naive Aufmerksamkeit zerstreuen, und den Grad des hierzu nöthigen Beobachtungssinnes im Urmenschen hemmen und vernichten. Allein angenommen, es hätte sich zufällig alles vereinigt, was wider alle noch niedere Natur des Urmenschen ihn dennoch in die richtige psychologische Stimmung und Lage gebracht hätte, die zu so seltsamen Beobachtungen nothwendig war, und angenommen, der Urmensch

hätte plötzlich, während eines anhaltenden und brausenden Sturmes bei Reibung zweier trockener Aeste aus den Wipfeln eines Baumes Feuer emporlodern sehen, dürfen wir nun im Ernst folgern, daß hiermit alle Bedingungen gegeben waren, welche den noch kindlichen Menschen zu der richtigen Folgerungsweise und zu dem richtigen Schlußverfahren bezüglich der Feuerreibung gebracht hätten? Wer die einfache Schlußfolgerungsweise unserer heutigen noch kindlich erscheinenden Naturvölker psychologisch folgerichtig zu würdigen weiß, sieht leicht, daß Folgerung und Schluß bei dieser Gelegenheit ganz anders ausfallen mußten. Nicht jene beiden Aeste, sondern der für den kindlich zerstreuten Sinn viel mehr bemerkbare brausende Sturm erscheint dem noch oberflächlich beobachtenden Auffassungsvermögen nothwendig, als dasjenige, das das lodernde Feuer plötzlich als Ursache in die Zweige hineinwirft. Die Reibung jener beiden Aeste aber wird in dieser Anschauung übersehen, und durch den gleichsam persönlich vorgestellten schleudernden Sturm naiverweise nicht im rechten Lichte betrachtet, somit nicht mit der eigentlichen Ursache in Verbindung gesetzt. Allein angenommen, der kindliche Urmensch habe alles das, was hier zur richtigen Folgerung dient, bereits genau ermogen, so wird man schließlich nicht doch noch vorzubringen wagen, daß der thierisch-naive Sinn auch bereits das Schlußverfahren der Analogie correct in Anwendung brachte, nach welchem der Urmensch berechnete, daß das, was im Walde vor seinen staunenden Augen zwei Bäume im Großen vollzogen, nun ferner auch fortan von ihm selbst mit zwei winzigen Stückchen Holz nachgeahmt werden könne und gelingen müsse. Wir erkennen leicht, daß wir mit der Annahme, nach welcher die Erfindung des Feuerzündens mit der zufälligen Entstehung eines Waldbrandes in Verbindung gebracht wird, nahe daran sind, dem kindlichen Bewußtsein eine Combinationsgabe zuzutrauen, wie sie etwa ein mittelmäßig aufmerksamer Naturforscher unserer Tage besitzen würde. Derartige Annahmen sind, wie leicht zu ersehen, ohne jedes haltbare psychologische

Fundament gemacht und erscheinen dem Psychologen daher wie mit Haaren herbeigezogen, d. h. als rein willkürlich. Nun gibt es freilich, wie erwähnt, eine Reihe von Annahmen über die Erfindung des Feuers, die noch viel sonderbarer erscheinen, und wenn uns beispielsweise von Philologen kurzweg versichert wird, die Feuerreibung haben die Menschen der Sonne abgesehen, die sie sich als ein Rad vorstellten, das man nachgemacht, und in Drehung versetzt habe, bis es an seiner Achse Feuer sprühte, so zeigt uns solche Forderung, wie man sich leider gewöhnt hat, in der Psychologie ohne jeden Zusammenhang zu denken. Als wenn der naturforschende Urmensch schon von der „Drehung“ der Sonne etwas gewußt hätte, als wenn man der Sonne eine Reibung ansehen könne, die sie feurig glühend mache, und als ob überdies der kindliche Mensch, noch bevor er das glühende und wärmende Feuer selbst in Händen hatte, zu sagen wußte, ob jene Licht ausstrahlende Scheibe auch eine glühende Feuermasse sei, die man sich nachahmend verschaffen könne. Das heißt offenbar alle Logik auf den Kopf stellen; denn es ist freilich auf der Hand liegend, daß nur erst umgekehrt, nachdem der Mensch die lichtspendende Kraft und Wirkung des Feuers kennen gelernt hatte, auch in ihm der Gedanke aufsteigen konnte, daß jene leuchtenden und strahlenden Punkte und Scheiben brennende Feuermassen seien.\* Doch wir wollen uns nicht bemühen, die Reihe ähnlicher Annahmen hier aufzuführen, sondern uns vielmehr nach den Bedingungen umthun, die in psychologischer Beziehung jede erste Erfindung überhaupt notwendigerweise voraussetzt.

Die Forschungen über Urgeschichte lehren uns, daß die ursprünglichste Art, das Feuer zu erzeugen, durch Reibung geschah, freilich nur durch solche Reibung, die mit einer ganz bestimmten Geschwindigkeit, und mit dem hierzu allein passenden Material voll-

\* Vgl. auch „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ (Cohen, „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele“, V, 409).

führt wurde. Die zu lösende Frage ist die, wie der Urmensch alle passenden Momente zu dieser Erfindung zusammenfand.

Es ist in dieser Hinsicht nun einleuchtend, daß der Urmensch nicht mit Bewußtsein darauf ausgegangen sein konnte, eine Erfindung nach irgendeiner bestimmten Richtung hin à tout prix machen zu wollen. Eine Annahme, welche dem frühesten Menschen eine solche Berechnung und demgemäß Ausdauer in der Beobachtung und Schlußfolgerungsweise zuschreibt, ist, wie wir sahen, von vornherein zu verwerfen, der Urmensch war eben noch kein Forscher, sein Beobachtungstalent und seine Aufmerksamkeit wurden daher noch nicht durch die in der That seltsamen und seltenen Fälle geleitet, wie später nach weiterer Entwicklung des Geistes, sondern im Gegentheil, sollte seine ursprüngliche Beobachtungsgabe überhaupt angeregt werden, so mußte umgekehrt vielmehr die sehr große Häufigkeit von sich wiederholentlich aufdrängenden Erscheinungen und Erfahrungen ihn gewissermaßen zwingen, seine Beobachtung nach einer Richtung hin zu leiten, um seine noch ungeschulte Aufmerksamkeit in richtiger Weise in Anspruch zu nehmen. Es konnte daher eine erste Erfindung nicht durch einen benutzten und ausgebeuteten Zufall, sondern nur durch eine naturgemäße Anleitung und Hinleitung auf die Sache geschehen, durch welche alle berechnende Absicht von Seiten des Menschen ausgeschlossen wurde. Es verhält sich mit der frühesten Erfindung in der Urzeit also noch in einer ähnlichen Weise, wie mit der Sprache, die ja auch, wie wir sahen, nicht mit Absicht, Berechnung und Willkür erzeugt, sondern nur durch die Gewalt und den Drang der natürlichen Umstände unter den Menschen hinsichtlich der Anlagen in Fluß gebracht wurde. Wie wir aber zugleich bei Gelegenheit der Sprachentwicklung sahen, daß nur die hervorragenden Individuen die Träger der objectiven sprachlichen Mittheilungsfähigkeit wurden, und diese daher in gewisser Hinsicht die Sprachschöpfer und Erfinder genannt werden konnten, so verhält es sich auch mit den ersten thatsächlichen Erfindern. Denn nicht alle Individuen

zugleich waren zu den Bedingungen in gleich hohem Grade prädisponirt und in die Lage gebracht, jene erste Erfindung thatsächlich machen zu können, während uns andererseits schon bei der Sprachentwicklung die Bedingungen lehrten, daß von einer Ausbreitung des Gewonnenen und Entdeckten nur dann die Rede sein konnte, wenn die Erscheinung selbst sich in ein solches Interesse zu kleiden wußte, daß dauernd die Aufmerksamkeit der Uebrigen hiermit in Anspruch genommen wurde, und ferner die Entdecker selbst nicht nur dafür Sorge trugen, daß dieses Interesse rege blieb, sondern daß sie sich auch auf einem so erhöhten Standpunkte zu erhalten im Stande waren, daß sie aus der Masse hervortretend von allen Seiten mit ihrer Erfindung dauernd beachtet werden mußten. Wie und in welcher Weise sich in Bezug auf die Feuererfindung alle diese psychologischen Bedingungen zusammenfanden, wird uns der weitere Verlauf der Urgeschichte lehren. Zuvörderst bleibt uns hinsichtlich der Bedingungen die Frage zu beantworten, wer die Erfinder unter den durch natürliche Arbeitstheilung geschiedenen Kräften der Urgemeinden waren. Hier leuchtet es nun sogleich ein, daß es weder den Weibern, noch den stets auf Beute ausgehenden Urmenschen, d. h. den Jägern der Gemeinde, gelingen konnte, durch die hier in Betracht kommenden Erfahrungen nach einer gewissen Richtung hin zu so bestimmten Beobachtungen dauernd angeregt zu werden, welche diese Erfindung voraussetzt. Und da sich uns ergeben wird, daß die Summe der zu machenden Erfahrungen in dieser Hinsicht zugleich nur auf der bestimmten Unterlage einer schon sehr hoch entwickelten Handgeschicklichkeit geschehen konnte, so waren folglich auch, wie aus dem Früheren erhellt, nicht alle Völker gleichmäßig zu dieser hervorragenden That vorbereitet, sondern nur den in dieser Beziehung hoch hervorragenden, auserwählten, d. h. den am wenigsten trägen und schwerfälligen Stämmen und Völkerschaften konnte diese Frucht naturgemäß in den Schoß fallen. Es wird sich zeigen, daß die betreffende Erfindung nicht nur von geschickten, sehr beweglichen und geübten Menschenhänden gemacht

werden konnte, sondern daß auch diese Geschicklichkeit fortbauern und mit vielfacher Wiederholung durch bestimmte Beschäftigung mit gewissen Gegenständen stets nach einer Richtung hin geleitet sein mußte. Die trägen und zur Handbeweglichkeit überhaupt nicht geneigten Völker werden wir aus diesem Grunde nicht für die geeigneten halten können, denen es vergönnt war, diese erste großartige Culturthat zu vollführen, und daß auch die in intellectueller Beziehung schwerfällig angelegten Rassen (wie die Mongolen u. s. w.) nicht aus der Summe der gesammelten Erfahrungen das geschickte Facit zu ziehen wußten, wird um so mehr einleuchten, sobald wir bedenken, daß selbst das Aufsammlen von mannichfachen Erfahrungen nach einer bestimmten Richtung hin eine gewisse hohe innere intellectuelle Geistesbeweglichkeit voraussetzt, welche der äußern Geschicklichkeit innerlich zu Hülfe kommen muß, um beim Sammeln richtig trennen und sondern zu können. Sind folglich nicht alle Völkerstämme gleichmäßig im Stande alle hier geforderten psychologischen Bedingungen genügend zu erfüllen, so sind innerhalb des Stammes und der Gemeinde selbst wiederum nicht alle durch Arbeitstheilung geschiedenen Glieder in gleich hohem Grade hierzu befähigt. Weder die in ihrer intellectuellen Thätigkeit wenig befähigten, noch die durch ihre gänzlich anderweitige Beschäftigung zu ausdauernden Beobachtungen aufgemunterten Weiber, wie andererseits die dem rohen Nahrungserwerb obliegenden und durch Jagd sich zerstreuenden Männer des Stammes konnten, wie einleuchtet, die Frucht dieser Erfahrungen pflücken; denn allen diesen war es nicht möglich, die Geschicklichkeit so einseitig auszubeuten, daß ihnen die zur Erfindung nöthigen Vorbedingungen ungezwungen und ungesucht in den Schoß fielen. Denn auf eben diese Ungezwungenheit kommt es, wie uns die Bedingungen zeigen, der Natürlichkeit der Sache wegen an. Es konnte sich mit den ersten Entdeckungen der Urzeit, wie schon hervorgehoben, nicht wie mit den in späterer Zeit gemachten verhalten. In der Urzeit mußte sich durch anhaltende einseitige und bestimmte Beschäftigungsweise all-

mählich erst gleichzeitig in einer größeren Anzahl von Individuen ein bestimmtes Erfahrungsmaterial ansammeln, um zu einer Erfindung heranzureifen, während in späterer Zeit, wo der Geist bereits selbständiger und sozusagen geistig spürfähiger geworden ist, ein einzelner lange Zeit ganz im stillen oft selbst unbewußt diesen Entdeckungsweg geht, um dann scheinbar plötzlich und oft wie durch Zufall angeregt mit der Entdeckung hervorzutreten. Einen bestimmten schwierigen Entdeckungsweg gehen zu können, war in der Entwicklung der spätern Culturgeschichte meist nur dem einzelnen vergönnt, der es durch seine ihm eigenthümlichen Geistesanlagen und Talente dahin gebracht hatte, ihn aufsuchen zu können. Diese Vereinzelung des Talents und die hiermit hervortretende individuelle Selbständigkeit des Erfinders und Entdeckers kennt die Urzeit noch nicht. So hoch war die Selbständigkeit des einzelnen hier noch nicht erwachsen, und wir müssen uns daher hüten, von einem einzelnen Erfinder oder Entdecker des Feuerzündens zu reden. Obwol wir aber die hohe Selbständigkeit der Individuen in der Urzeit nicht zugeben können, so müssen wir indessen doch darauf zurückkommen, daß es andererseits ebenso wenig allen Völkern gleichartig vergönnt war, die Vorbedingungen der Erfindung und ersten Entdeckung in sich völlig reifen zu lassen, und zwar ebenso wenig, wie in denjenigen Völkerstämmen, welche in sich alle Bedingungen hierzu vereinigten, es hinwiederum nicht allen Individuen gleichzeitig ermöglicht sein konnte, eine so edle Frucht zu pflücken. Die sich ursprünglich ausbreitende Arbeitstheilung hatte zur Genüge dafür gesorgt, daß die Auffammlung der Vorbedingungen zur Erfindung nicht allerwärts unter den Individuen stattfand, und wie erwähnt, konnte es ungewollt nur allen denjenigen gelingen, zu erfinden, deren Beschäftigung rücksichtlich bestimmter Materialien dauernd darauf hintrieb. Wir haben nun, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, gewichtige Gründe anzunehmen, daß es in der Urgemeinde nur diejenigen Elemente waren, welchen die besprochene Erfindung des

Feuerzündens zuerst zufiel, welche durch dauernde Uebung ihrer Aufmerksamkeit, vor allem aber durch Uebung ihrer Handgeschicklichkeit zu der reichhaltigsten Auffammlung der hierzu nöthigen Erfahrungen kamen, und damit gibt sich uns, wie sich im Folgenden zeigen wird, die Schlußfolgerung an die Hand, daß es sonderbarerweise die durch eine dauernde Beschäftigung mit Stein und Holz allein hierzu prädisponirten Kiesel- und Steinwaffenarbeiter der Urzeit waren, denen diese so weittragende Erfindung ein glückliches Geschick in die Hand spielte.

Bevor wir aber genauer darauf hinweisen, in welchen Volksstämmen und in welcher Weise das geschah, müssen wir vorerst noch einige Blicke auf das nur erst in den Anfängen aufkeimende eigentliche Arbeiterthum der Urzeit werfen.

Daß in den frühesten noch uncultivirten Urgemeinden der Menschen nicht alle Individuen gleichmäßig im wahren Sinne des Wortes arbeiteten, sondern schon ganz ursprünglich eine Reihe von lästigen und mühseligen Geschäften von der herrschenden Aristokratie der Gemeinde abgestreift und auf diejenigen Gemeindeglieder übertragen wurden, die hier die körperlich schwächern und unterdrückten waren, das leuchtet ein. Ein Blick auf die in Staaten lebende Thierwelt (namentlich auf die Ameisen), mehr aber noch ein Blick auf die sonderbar ungerechte Arbeitstheilung der staatlich rohen und primitiv lebenden Naturvölker der heutigen Zeit, muß uns rasch genug die Ueberzeugung beibringen, daß der primitivste und früheste Urstaat bereits den Sklavenstand zum Ausdruck brachte. Die ursprünglich ausgeprägten Unterschiede von stark und schwach und die sich durch Arbeitstheilung daran anknüpfenden Divergenzen waren es, welche das Sklaventhum nur zu früh zur Erscheinung kommen ließen. Es ist betäubend genug, zu sehen, wie die sich in ungerechtester Weise vollziehende Arbeitstheilung auch unter unsern Naturvölkern das Sklaventhum in einer oft widerlichen Art zur Geltung bringt. Fast immer

zeigt es sich hier, daß es das stärkere Geschlecht, mit Einem Worte die Kräftigen sind, welche sich der Faulheit ergeben, um den Schwachen die eigentlichen Arbeiten aufzubürden. Es liegt das ebenso sehr in der Natur der ersten Entstehung der staatlichen Unterschiede selbst, daß wir nicht zweifeln dürfen, daß das Sklaventhum schon in dieser Weise ganz ursprünglich unter den Völkern der Urzeit zur Erscheinung gekommen war. Bei unsern heutigen Naturvölkern sind es den gegebenen Bedingungen gemäß leider zumeist die Frauen, welche zum Sklaventhume verurtheilt sind, neben ihnen selbstverständlich die Schwachen und Krüppel, d. h. solche, die durch irgendwelche äußern Gebrechen nicht zur Aristokratie der Kraft und Gewalt gezählt zu werden vermögen. Es ist eben der Fluch des Menschen, daß er von der frühesten Zeit an diese Schwachen und Krüppel mit dem, was wir äußere Arbeit und mühselige, lästige Handthätigkeit nennen, belastet hat, während sich ursprünglich die Stärkern und Gesunden auf Kosten dieser Ausgebeuteten zu ernähren und doppelt zu erhöhen mußten. Sofern nun auch bezüglich der Urzeit nur im beschränktern Sinne wie heute von eigentlichen Arbeiten und von dauernden, lästigen Handthätigkeiten geredet werden konnte, die im wirklichen Sinne des Wortes große Mühe machten, großen Fleiß beanspruchten und thätige Ausdauer erheischten, so irren wir doch, wenn wir meinen, daß in allerfrühester Zeit es nicht dennoch schon derartige Beschäftigungen schwieriger und wahrhaft mühseliger und lästiger, weil einseitiger Natur, gegeben hätte. Das Sprengen und Bearbeiten der Kiesel, die Schärfung der Waffen und Pfeile, die Holzbearbeitung, und endlich später sogar die Ausschmückung und Politur der frühesten Waffen und Geräthe, erforderten ohne Zweifel bereits, wie wir aus bestimmten Gegenständen noch erkennen, sehr geschickte und kunstgeübte Hände und äußerst mühselige und einseitige Arbeit im wahren Sinne des Wortes. Daß aber zu diesen frühesten in ihrer Art zugleich schwierigen und anstrengenden Arbeiten in der Urzeit die unkräftigen Hände des weib-

lichen schwachen Geschlechts allein hingereicht hätten, dürfen wir schon deshalb kaum annehmen, weil das gebärende und ihre Kinder pflegende Weib nicht die zu diesen oft harten Arbeiten nöthigen und natürlichen Anlagen und Körperkräfte besitzen konnte. Es waren daher vorzugsweise die schwächern Männer unter den Gemeindegliedern, und zwar zunächst die von Geburt Fehlerhaften, besonders aber die mit ungeschickten lahmen Füßen Versehnen (d. h. die zum Gehen und Laufen Untauglichen), welche sich als Sklaven den mühseligen Handthätigkeiten während der Urzeit nothwendig unterziehen mußten. Denn diese Invaliden beanspruchten den Schutz der Stärkern vor Feinden und Raubthieren in gleicher Weise wie Weiber, obwol sie zum Jagdwerb und andern äußern männlichen Thätigkeiten der Urzeit unbrauchbar waren. Wir können daher diesen frühesten, sich durch natürliche Arbeitstheilung herausbildenden Sklavenstand, der in jedem überhaupt arbeitenden Urstamme klein oder groß war, mit dem Gesamtausdrucke der Laborarii bezeichnen. Der Ausdruck Laborarius mag uns bei dieser Gelegenheit nicht sowol an das Arbeiten, sondern auch an das sogenannte „laboriren“ erinnern, mit dem wir zuweilen den Sinn des körperlichen Stümperns und Leidens verbinden. Diese Laborarii waren durch die Arbeitstheilung gewissermaßen mit Nothwendigkeit darauf hingewiesen, gegenüber dem Mangel in der Stärke ihrer Füße, ihre Fertigkeiten der Hand um so höher auszubilden, und wir können uns daher nicht wundern, wie im Verlauf der Urgeschichte gerade diese Volksklasse es wurde, in der sich zugleich später die Anfänge zum höhern Aufschwunge von Kunst und Erfindung sammelten. Durchgehen wir alle Traditionen der Völker, um nach Spuren zu suchen, die sich auf „die Lahmen“ beziehen, so finden wir seltsamerweise, daß die Sagen ausgebreiteter Völkercreise übereinstimmend den Feuergott als lahm bezeichnen. Diese Traditionen besitzen eine große Verbreitung unter den Völkern, denn sie werden selbst in Südafrika aufgefunden. Abgesehen von griechischen und römischen Traditionen lassen uns die

germanischen Volksagen Wieland, den Feuerschmied, bekanntlich als lahme erscheinen. Livingstone fand bei afrikanischen Völkern Göttheiten, die stets mit einem krummen Beine vorgestellt wurden, ähnlich dem ägyptischen Ptah-Sokari Njiris (vgl. Thlor, S. 463). Selbst in Australien und Südamerika finden sich noch deutliche Anklänge an lahme gedachte göttliche Wesen. Die Uebertragung der Lahmheit auf den Teufel hängt mit diesem Ideenkreise zusammen, ist aber selbstverständlich viel später entstanden. Wir sehen aus der merkwürdig weiten Verbreitung dieser sagenhaften Anschauung, daß dem etwas Traditionelles zu Grunde liegen muß, und in der That wird uns der Verlauf der urgeschichtlichen Entwicklung lehren, daß wir hier Fäden in der Hand halten, die in symbolischer Weise auf die Feuererfinder zurückdeuten. Wie dem sei, das vorläufig steht fest, daß die Misgestalteten in der Urzeit zu Sklaven ausersehen waren, um sich den lästigen und den von den übrigen gemiedenen Geschäften zu unterziehen. Allein dadurch eben blieb es ihnen andererseits auch überlassen, ihre Geschicklichkeit mehr zu üben, ihre Aufmerksamkeit besser zu schärfen, mit Einem Wort, mit Hand und Geist ihre ganze Erfindungsthätigkeit thatsächlich auszubilden. Was wunder, wenn nach Verlauf so vieler Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende, in denen bereits in der Urzeit die Stärkern geherrscht und gewaltet hatten, nunmehr auch die Unterdrückten geschichtlich durch eine eigenthümliche Leistung auftreten, eine Leistung, die sie in ihrer Art, wie wir sehen werden, bald hervorragend machte. Was wunder, daß die dauernde und lästige Art ihrer einseitigen Unterdrückung die Erfindungsgabe nicht nur rege gemacht hatte, sondern diese auch so hoch emporschraubte, daß endlich Kunst und Geschicklichkeit einen merkwürdigen Sieg feiern konnten. — So weisen uns die psychologischen Eigenschaften, welche die frühesten Erfinder charakterisirten, der Reihe nach mit Entschiedenheit auf das früheste thätige, und dadurch zu schärferer Beobachtung im einzelnen angehaltene schaffende Arbeitertum der Urzeit, d. h. auf die slavisch

unterdrückten Waffenarbeiter und Gerätheverfertiger des urzeitlichen Gemeinbewesens, überhaupt auf alle diejenigen einzelnen Kräfte hin, denen durch die natürliche primitive Arbeitstheilung das Los zufiel, die ersten Materialien, die der Urmensch aufnahm, das ist Holz und Stein, durch den Fleiß geschickter Hände zu bearbeiten. Und weiter müssen uns die Bedingungen lehren, daß Holz und Stein (jene in der Urzeit mit Recht so hochgeachteten Materialien) auch der belebende Zunder waren, aus welchem die ersten Flammen hervorloderten, sodaß an der Bearbeitung dieser Stoffe die großartigste und in ihren Folgen unabsehbarste Erfindung der Urzeit zu Stande kam. Arbeit macht erfinderisch, dieses bedeutungsvolle Wort sollte seine tiefe Wahrheit schon zu einer Zeit begründen, da der Mensch nur soeben im Begriff war, die Pforte zum eigentlichen Tempel der Cultur zu sprengen. An dieser Pforte lag in der That Holz und Stein, beides dem Menschen der Urzeit Dinge, ohne welche er den Riegel zum Culturtempel nicht zu sprengen vermochte und ohne welche eine Cultur unter der Menschheit überhaupt wol ebenso wenig denkbar wäre wie ohne das Feuer, das aus Holz und Stein der Mensch hervorlocken lernte. Wie aber war das geschehen? Das nun wollen wir im Folgenden untersuchen.

Mehr wie alle andern Glieder der Urgemeinde konnte der geübte Steinarbeiter der Urzeit seine Aufmerksamkeit auf die ihm täglich bei der Arbeit unter den Händen aus den Kieseln und Steinen hervorspritzenden und leuchtenden blizartigen Funken lenken, sie zündeten nicht diese Kiesel Funken, aber sie regten in ihrer leuchtenden Helligkeit das erste Nachdenken und die früheste Beobachtung nach einer bestimmten Richtung hin an. Sie machten den geschicktern Waffen- und Kiesel schmied der Urzeit, wenn wir ihn so nennen dürfen, darauf aufmerksam, daß stets unter der Hand beim Schleifen der zusammengeriebenen Steine ein helles Leuchten entstand, das ihn, da es seine schaffenden Hände hervorzauberten, seltsam genug berühren mochte. Holz und Stein waren die beiden Materialien,

welche der primitive arbeitende Künstler dauernd in seinen Händen bewegte, Geschicklichkeit und Einseitigkeit nach bestimmter Richtung hin aber andererseits die Factoren, die zugleich die geheimnißvolle Macht bildeten, welche dem aufmerksamen Künstler der Urzeit seine wunderbare, zauberhafte Entdeckung ungezwungen und absichtslos in die Hände spielte. Brechen, Sprengen und reiben waren die Grundthätigkeiten der Steinarbeiter der Urzeit, und Schleifung und Reibung, obwol einer spätern Periode der Steinzeit angehörend, mußten bereits im Schwunge gewesen sein, als unsere Erfindung zur vollendeten Thatsache wurde. Reibung war das merkwürdige Lösungswort, mit dem sich der Zauber vollzog. Miteinander gerieben, wissen wir, fangen Kiesel bereits an Funken zu sprühen und matt zu leuchten, und noch heute finden wir Negerstämme Westafrikas die (nach Zuchelli) im Stande sind, aus der geschickten Reibung von Steinen auf bestimmte Holzarten, das Holz zu entzünden. Allein die eigenthümliche Reibung erfordert großes Geschick und anhaltende Ausdauer, die bei der lästigen Arbeit nur der entwickelt, der unaufhörlich und ohne zu ermüden seinen Zweck verfolgt. In diesem einseitigen, aber zweckmäßigen Verfolg der angestrebten Arbeitsrichtung, mit Hinblick auf die Ahnung, hiermit eine neue Erscheinung hervorzurufen, darin lag das Wesen dieser frühesten eigentlichen Erfindung. Nicht jede Holzart und nicht jede Steinart eigneten sich zum Zünden, und so liegt denn das Talent der ersten erfinderischen Geister vorzugsweise darin, mit Geschicklichkeit diejenigen Stein- und Holzarten herausgesucht oder vielmehr gefunden zu haben, aus welchen nach ausdauernder Reibung der Funke des Prometheus zur rauchenden feurigen Flamme emporlodern konnte.

Halten wir eine psychologische Rundschau unter den großen Völkerrassen der Urzeit, so erkennen wir jetzt, nachdem wir die Bedingungen der Erfindung eingesehen haben, doppelt, daß den körperlich und geistig trägen Völkern nicht die Talente ursprünglich zu Gebote standen, die nöthig waren, ihren Erfahrungskreis und ihre

Thätigkeiten so unermüdblich zu stärken, daß ihnen diese Erfindung gelang.\* Es traten daher ursprünglich die rohen und trägen, besonders also die schwarzen Völkerschaften vom Standpunkt der Erfindungsthätigkeit in den Hintergrund. Wir haben schon im vorigen Bande gesehen, daß wir Grund haben zu vermuthen, daß die von Natur sehr trägen Völker nur erst durch Nachahmung angeregt und sozusagen nur durch die allgemeine Concurrenz der übrigen Völker gezwungen sich die lästigen Gebräuche und Geschicklichkeiten der ganzen Steinzeitperiode angeeignet haben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir auch die Geschicklichkeit dieser Völker sich nicht so hoch entfalten sehen, sodaß folglich ihr Erfindungsgeist gegen den der übrigen Völker ursprünglich zurückblieb. Allein auch die geistig schwerfälligen (wiewol äußerlich nicht geradezu trägen) Völkerrassen, wie die amerikanische, die malaiische und selbst die geistig so unbeholfene mongolische Rasse, vereinigten, wie erwähnt, nicht die nöthige Summe von Bedingungen, welche den Erfindungsgeist in genügender Weise zuschärften, um ihn zum richtigen Griffe zu führen. Beachten wir hingegen die Anknüpfungspunkte der spätern Entwicklungsgeschichte des aufstrebenden Erfindungsgeistes, und blicken wir zugleich auf die uralten Traditionen der Völker über die Feuererfindung, so werden wir gezwungen, in dieser Beziehung unsere Augen auf die semitischen, hamitischen und indogermanischen Völkerstämme zu richten. Nur in ihnen war die Begabungshöhe ursprünglich von der Anlage, daß sie den richtigen Wegen zur tiefern Erfindung folgen konnten, und nur ihnen konnte daher der glückliche Griff und Fund gelingen. Wir haben genügende Gründe, in Bezug auf die genannten Völkerstämme anzunehmen, daß sie den frühesten und bedeutendsten Focus aller eigentlich religiösen Urgeschichte überhaupt bildeten; alle mit dem Aufschwunge der Religion in Verbindung stehenden Ereignisse sollten sich vorzugsweise

---

\* Vgl. zugleich Bd. 1, Buch 2, Kap. 6.

hier entwickeln, um von hier aus langsam über die Völkerrassen und Stämme der Erde (die in jener Zeit, wie wir sahen, noch Fühlung miteinander besaßen), auszustrahlen. In der That haben wir mit Rücksicht auf Tradition und Geschichte, sowie mit Hinblick auf die zu erfüllenden Bedingungen von psychologischer Seite, nicht zu zweifeln, daß in diesen Stämmen sich zuerst das Licht der neuen, großen, welterobernden Erfindung Bahn brach. Freilich erst nachdem die ersten störenden Rückwirkungen beseitigt und ausgeglichen, und nachdem, wie sich zeigen wird, durch harte Kämpfe „die große Neuerung“ mit ihren revolutionären Folgen auf allen Gebieten zum Segen durchgedrungen war, erst da konnten sich diese ersten Funken der erfinderischen Thätigkeit unter eben diesen Völkern zu einer nie mehr verlöschenden Flamme anfachen. Verhältnißmäßig sehr früh aber begannen sich dennoch alsbald die Strahlen und die Helle jenes ersten Aufleuchtens tiefer erfinderischer Thatkraft auch unter die übrigen Völker zu verbreiten, sie alle empfanden diese neuern Anstöße, und alle begabtern Völker nahmen hiermit einen Anlauf zu erneuter Größe, hinter welcher die übrigen weniger begabten weit zurückblieben. Nachdem, wie sich zeigen wird, die Kämpfe unter den indogermanischen Stämmen mit ihren Folgen vorüber waren und sich diese so erfinderisch angelegten Völker zu erholen begannen, da sammelten sich die in den Urzeiten gebrochenen Kräfte an andern Orten der Erde von neuem, und nun erst war es den Nachkommen dieser ursprünglich am meisten erfinderisch angelegten Völker vergönnt, in der Geschichte dauernd und tonangebend an die Spitze zu treten.\* Die psychologische Untersuchung lehrte uns, welche Bedingungen nothwendig waren, den Funken des Prometheus zu entzünden, und wie der Mensch Herr über die Gewalt des Feuers werden konnte. Solange der Urmensch nur die Flammen der Feuerquellen, die Glut der Waldbrände und die Feuererscheinungen der Vulkane und

---

\* Vgl. Bd. 1, Buch 2, Kap. 6.

die Lichtwirkungen der Gestirne vor sich sah, waren alles das nur für ihn bunte unverstandene Phänome, denen er auswich oder sich an ihre Einwirkungen dauernd gewöhnte, um sie indifferent zu betrachten. Als aber die eigene Hand die Bedingungen erfüllt hatte, um die ähnliche Erscheinung gleichsam zauberhaft zu erzeugen, da, als das kindliche Bewußtsein auf die Ursachen dieses Zaubers durch die eigene Hand hingewiesen wurde und der Menscheninn zum ersten mal Ursache und Wirkung in neuer, tieferer Weise sonderte und verknüpfte, da begann nun der Urmensch das innigste und wesentlichste Interesse an allen feurigen Phänomenen zu nehmen. Das Feuer blieb ihm nun keine bloße Erscheinung mehr, sondern er sah es unter der Hand wachsen zu einer Macht, einer Macht die er zugleich mit seinem Willen frei hervorbringen konnte und deren Gewalt er jetzt aus nächster Nähe kennen lernte. Kein Wunder, daß die ersten Erfinder vor ihrem eigenen Thun anfänglich fast erschreckten, kein Wunder ferner, daß der kindliche Menscheng Geist die leckende und züngelnde, vielköpfige Flamme anfänglich schier als ein Thier ansah, das alles um sich her auffraß, um ähnlich wie die Schlangen alles Lebendige zu verschlucken und zu verzehren, kein Wunder endlich, wenn sich eben jene Erfinder, welche mit ihren Händen diese scheinbar bestialische Kraft zu entfesseln im Stande waren, zugleich bemühen lernten, diese entfesselten feurigen Gewalten zu bändigen. Und rasch genug erforschten in der That die Erfinder alle Mittel, die gierige Macht durch andere Naturkräfte im Zaum zu halten. Erst jetzt, nachdem der freie Wille und die Willkür des Menschen die wunderbare Naturkraft beherrschten, war das Feuer tatsächlich erfunden. Erstaunliches hatte der Menscheng Geist erreicht, und was uns heute so alltäglich, den Forschern aber oft kindlich primitiv erscheint, das erblickt der Psychologe durch sein klareres Fernglas als ein hehres Ereigniß, an das sich die sonderbarsten Folgen knüpfen mußten. Er sieht, wie im Lauf der religiösen Entwicklungsgeschichte die seltsamen Feuererfinder, die sich als die ersten

Herren jenes mächtigen Naturelements fühlten, das der Menge durch seine Erscheinungen in der Hand des Menschen ein erhabener Schrecken wurde, versucht fühlten, sich in den Nimbus des Erhabenen zu kleiden, um hiermit ihre Macht zu erhöhen, sich Einfluß zu verschaffen, und so ihre Kunst und ihren Naturglauben zu einer Grundlage eines neuen religiösen Cultus zu gestalten. Und verdienten es die ersten Erfinder, welche in ihrem Glanze aus dem tiefen Dunkel einer noch völlig geistlosen Zeit emportauchten, nicht in der That, erhaben gefeiert zu werden? Waren doch in den Geistesanlagen dieser ersten angestaunten Erfinder, wie uns die Entwicklungsgeschichte lehren wird, die treibenden Keime von Kunst, Religion und Intelligenz unmittelbar miteinander lebendig, und hatte daher jede dieser Anlagen einen bestimmten Antheil an der merkwürdigen Erfindung und deren Verbreitung. In der That, die ersten Erfinder waren in ihrer Art Künstler; denn sie bearbeiteten mit Geschicklichkeit Steine und andere Objecte, sie besaßen zugleich in ihrer Art auch den übrigen gegenüber am meisten Intelligenz; denn die Kunstarbeit selbst war es, die sie dazu mehr wie die andern anregte, endlich aber mußten diese Künstler auch einen tief sittlichen, religiösen Drang in sich fühlen, ihre Kunst zur Geltung zu bringen, denn es wird sich zeigen, daß sich ihre Erfindung nur dadurch verbreitete, daß sie dieselbe ursprünglich in den sittlichen Dienst der Heilwirkung (wenn auch durch Zauber) stellten. Doch hierüber Genaueres im folgenden Kapitel.

---

Wir sehen, daß die Erfindung des Feuerzündens ein Ereigniß war, das sich eng verknüpfte mit den Arbeiten der ursprünglichen Holz- und Steinzeit. Hatte sich die Thätigkeit der begabtesten und am wenigsten trägen Völker der Bearbeitung von Holz- und Steinmaterialien zugewandt, so mußte es endlich auch nothwendig den talentvollern unter den arbeitenden Steinkünstlern gelingen, die Feuerzündung zu erfinden. Allerdings war die Zündung uranfänglich eine sehr schwierige Kunst, die sich erst nach und

*Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit. II.*

nach dadurch erleichterte, daß es den Erfindern später gelang, bessere und leichtere Reibungsmethoden und passendere Materialien zu finden, durch welche Erleichterung die Nachahmung in höherem Maße ermöglicht und mit Rücksicht auf die treibenden sittlichen und geistigen Ursachen die Verbreitung der Erfindung herbeigeführt werden konnte. Das Kunstgeheimniß der Feuerzündung bestand aber nicht nur in der Geschicklichkeit der Reibung, sondern zugleich in dem Hinweis auf die richtigen Holz- und Steinarten, als den allein brauchbaren Zunder, durch welche die Feuerreibung gelang. Welche Regeln zu beobachten waren, um stets passende Zündmaterialien in der Hand zu haben, ersehen wir aus Vorschriften der alten Chinesen, die sich im zweiten Theil im „Syn-Yu“, Kung-Tu-Kiü's Werke aufgezeichnet finden. Wer dem Holze durch Reibung Feuer entlockt, heißt es hier, der muß der Jahreszeit gemäß mit dem Holz wechseln. Im Frühling entlockt man solches aus Ulme und Weide, im Spätsommer aus Maulbeerbaum und Baum dshé, im Herbst aus Baum dsu und yčü, im Winter aus huaí und thau. So gehörte also zugleich eine große Sachkenntniß der Materialien und besonders der Holzarten in ihrem Verhalten von Härte, Weichheit und Feuchtigkeit dazu, die Unterlage der Erfindung zu gewinnen, eine Sachkenntniß, die vor ihrer allgemeinen Verbreitung, wie alle specifischen Kunstkenntnisse, noch etwas Geheimes und nur den Eingeweihten Zugängliches an sich hatte. Zudem waren aber große Ausdauer und Geschicklichkeit bezüglich des Hervorrufens und Vändigens des anfänglich gefürchteten Elements erforderlich, um die vor den Augen des kindlichen Armenschen in ihrer Art merkwürdige Erfindung als eine anfänglich mysteriöse Erscheinung weiter zu verbreiten.\* Wie und in welcher Weise diese Verbreitung verhältnißmäßig rasch unter den Völkern der Urzeit sich zugleich vollzog, ohne daß hiermit ursprünglich einem Bedürfniß der Selbsterhaltung gebient wurde, das werden uns die folgenden Kapitel lehren. — Das Feuerzünden war also ursprünglich eine bestimmte Kunst, und obwol die niedrigsten Völkerschaften die Methode des Zündens nachgeahmt und erlernt haben, so gehört dennoch heute, wo diese Methoden durch die passenden Materialien, die verwandt werden, sehr erleichtert ist, immerhin noch große Geschicklichkeit dazu, das Holz in Flammen zu setzen. Darwin erzählt, daß auf Tahiti das sehr leichte Holz von *Hibiscus tiliaceus* zu diesem Zwecke verwandt wurde. Ein Eingeborener verstand damit Feuer zu zünden, ihm selbst dagegen war es sehr schwierig. Walter Raleigh schrieb im Jahre 1595 von Guayana: „Die Europäer können das Feuer-

---

\* Vgl. das folgende Kapitel.

zünden den Eingeborenen nicht nachmachen. Sie nehmen zwei Hölzer verschiedener Art, wovon das eine weicher wie das andere ist. In das weichere, welches sie Hiri-Hiri nennen, machen sie eine kleine Vertiefung, in welcher sie mit großer Geschicklichkeit Funken erzeugen“. Das beste Holz zum Feuermachen im nördlichen Theil des südlichen Afrika liefert nach Livingstone der Schikaba-kadsi, ein Name, welchen der Baum von dieser Anwendung erhielt. — Eine Umschau unter den Naturvölkern bezüglich der Methode des Feuerzündens (wie sie Lylor in seinem trefflichen Werke über Urgeschichte vorgenommen) zeigt uns, daß verhältnißmäßig bei weitem nicht alle Völker von der primitiven Stufe sich emporgehoben haben. Welches freilich die eigentlich ursprünglichste Art war, das Feuer durch Reibung zu erzeugen, sind wir heute nicht mehr im Stande anzugeben, nur so viel wissen wir mit Bestimmtheit, daß Stein und Holz ursprünglich die Grundmaterialien waren, die zur Erzeugung verwandt wurden. Wir sind heute nicht mehr in der Lage, feststellen zu können, ob die Reibung durch zwei bestimmte Holzarten gegeneinander vermittelt Stab und Rinne, welche so viele Forscher (so auch Lylor) als die erste und ursprünglichste Zündungsmethode anzusehen geneigt sind, auch zweifellos die erste und früheste war. Daß nicht alle Völker, unter denen sich noch primitive Feuerreibungsarten erhalten haben, sich zweier Holzarten bedienen, beweisen uns viele Regersämme, die (wie schon im Text bemerkt) sowohl Holz als gleichzeitig auch Stein hierzu benutzen und mit Steinen und Quarzsand auf Holz reiben und auch auf diese Weise das Holz in Brand zu setzen wissen. „Wenn sie (die Regers Westafrika) einen Feuerstein auf der Straße fanden, knieten sie dabei nieder, nahmen ein Stückchen Holz in ihre Hände, streuten Sand zwischen Stein und Holz und rieben beides so lange gegeneinander, bis das Holz zu brennen begann, und damit zündeten sie alle ihre Pfeifen an und setzten rauchend ihre Reise wieder munter fort.“ (Zuchelli, „Wertwürdige Missions- und Reisebeschreibung nach Congo“, S. 344.) Immerhin ist es möglich, daß ursprünglich dem ähnliche Methoden von Reibung dieser beiden Grundmaterialien bestanden haben, welche ungleich schwieriger, aber mit Rücksicht auf die Art der Erfindung primitiver waren. Daß die Steinschleifer durch ihren eigenthümlichen Umgang mit Steinen bemerken mußten, daß darin leuchtende Kräfte schlummerten, liegt auf der Hand; denn sie mußten nicht nur beim Schlagen häufig genug das Funkensprühen bemerken, sondern sie sahen, wie die Quarzkiesel bei Reibung gegeneinander sogar deutlich anfangen zu leuchten. So sagt Lyndall in seinem berühmten Werk: „Die Wärme betrachtet als eine Art der Bewegung“ 3. 13: „Sie sehen diese beiden Quarzkiesel, ich reibe sie gegeneinander

und sie beginnen zu leuchten.“ Da die Reibungsmethoden nun im spätern Steinzeitalter außerordentliche Fortschritte machten, so kann es nicht wundernehmen, daß man zugleich auch Steine auf Holzarten und endlich Holz auf Holz gegeneinander schleifen lernte und hierbei kunstgeübte Hände auf die Feuerzündung stießen. Wie schon oben erwähnt, ist die heute noch unter vielen Völkern vorkommende Manier, einen Stab innerhalb einer Holzvertiefung zu reiben, eine der ursprünglicheren Methoden. Durch eine eigentümliche drehende Handhabung des reibenden Stabes entsteht der sogenannte „Feuerbohrer“. Der Feuerbohrer wird in Australien hauptsächlich angewandt, woselbst ihn Cook vorfand. Die Verbreitung des Feuerbohrers scheint die größte auf der Erde zu sein. Cook fand ihn in Unalaska und bei den Russen in Kamtschatka, wo ihn viele Jahre hindurch Stein und Stahl nicht zu verdrängen im Stande waren. Der Feuerbohrer wird noch heute bei den wilden Beddahs auf Ceylon gebraucht und man kann annehmen, daß er in Indien herrschte, bevor die Arianer ins Land fielen. Der Feuerbohrer wird ferner in ganz Südafrika angetroffen, in Nordamerika besaßen ihn Eskimos und Indianerstämme. In Mexico findet er sich unter den Bildschriften gemalt, er wird im ganzen Centralamerika, in Westindien und in Südamerika bis hinab zur Magellansstraße gefunden.\* Wir dürfen daher aus dieser weiten Verbreitung schließen, daß die „Feuerbohrung“, nach welcher durch Drehung innerhalb eines andern passenden Holzes das Feuer hervorgerufen wird, auch zugleich diejenige Methode war, durch welche sich diese Kunst unter den Völkerstämmen allgemein in frühester Zeit verbreitet hat und Nachahmung fand.\*\* Allein diese Nachahmung ist verschieden schwierig, je nach den Holzarten, welche zum Gebrauch hierzu verwandt werden können, und nicht selten kommt es in manchen Gegenden vor, daß zwei Leute beim Zünden dergestalt thätig sein müssen, daß der eine am obern Ende des Stodes anfängt, wenn seines Kameraden Hände ziemlich bis zum Boden gelangt sind und so fort,

\* Vgl. Tylor, „Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit“, S. 305 fg.

\*\* In dieser Weise finden wir auch die Feuererzeugung bei den Griechen. Sie nahmen zwei Holzstücke, deren eins als Unterlage (*εσχαρα*) diente, es war zumeist von der *ἀδραγενή*, einer Schlingpflanze, genommen, während das andere Stück, der Bohrer genannt (*τρούπανον*), zumeist vom Lorber (*δαφνή*) genommen wurde. Es wurden aber außerdem noch Dorn (*ρῶμος*), Linde, Ephen und eine Eichenart genannt. Besonders waren es stets Weichheit, Härte und Trockenheit der Holzarten, auf welche die Reibekunst in der Auswahl derselben zu achten hatte.

bis Feuer kommt.\* Es kann uns daher nicht wundern, daß später als die Intelligenz der Völker allgemein zu wachsen begann, auch unter den begabtern Völkern sehr rasch bessere und leichtere Methoden zur Zündung erdacht wurden. In diesen spätern Verbesserungen weichen nun die meisten Völker voneinander ab und häufig findet sich, daß im Laufe der Zeit selbst sehr niedrige Völker in dieser Beziehung Nachahmungen von Nachbarvölkern vornahmen, die sie zu verbesserten Feuererzeugungsmethoden brachten, auf die sie selbständig vielleicht schwerlich gekommen wären. Mit den Fortschritten der Arbeitsfähigkeit indessen, so dürfen wir sagen, schritten im allgemeinen auch die Erfindungen in dieser Beziehung vor. Arbeitsamkeit und Material geben zu Verbesserungen stets die Veranlassung, und dort wo sich bessere Materialien vorfanden und die Thätigkeit anspornten, hat sich auch bald das Verbesserungswesen bezüglich alles Handwerkszeugs, und so auch hinsichtlich des Feuerbohrers geltend gemacht. Wo Schwefelkies und Eisenpyrit gefunden wird, hat man sich später sehr rasch dieser Stoffe bemächtigt, und als Eisen und Stahl erst in Gebrauch kamen, da begannen die verschiedensten Methoden unter verschiedenen Völkern platzzugreifen, doch ist es wunderbar genug, wie viele Völkerschaften trotzdem ihre uralten Methoden, Feuer zu zünden, mit Zähigkeit und — wie wir später erkennen werden — vorzugsweise durch Aberglauben geleitet festgehalten haben. Und selbst in unsern hochcivilisirten Staaten hat der Aberglaube hierüber bekanntlich sich in manchen Stücken erhalten, wir erinnern nur an die Nothfeuer zur Vertreibung von Seuchen, bei welchen das Feuer nicht auf moderne Weise, sondern in der primitivsten Weise erzeugt werden muß, wenn es helfen soll. Die zwei letzten Berichte von eigentlichen Nothfeuern, die uns Ad. Ruhn angibt, sind aus Hannover vom Jahre 1828 und aus England vom Jahre 1826. Der „Mirror“ vom 24. Juni dieses Jahres entnimmt dem „Perth Courier“ eine Beschreibung des Ritus, wie er nicht weit von Perth von einem Farmer ausgeübt wurde, welcher mehrere Stück Vieh durch eine Krankheit verloren hatte. Einige Steine wurden im Hofe zusammengetragen, und nachdem man Holzfohlen daraufgelegt, wurden diese mit Wilt-fire, d. h. mit Feuer, welches durch Reibung erlangt war, angezündet, das Vieh mußte nun dem Alter nach durch diese Flammen hindurch getrieben werden. Doch gehört die Reihe ähnlicher hierher gehöriger Gebräuche in das Kapitel, das uns über die Heiligung und Weihe des Feuers aufklären wird, welche letztere allerdings, wie hier nur erwähnt sein möge

---

\* Inler, S. 305.

viel dazu beigetragen hat, daß die Völker nicht gern von ihren Zündmethoden abließen. — Was die Zeit der Feuererfindung anlangt, so haben wir dieselbe verhältnißmäßig früh anzusehen, wenn auch nicht so früh wie die Ursteinzeit, d. h. die erste Periode der Steinzeit, der ja doch im allgemeinen das Holzzeitalter und diesem wiederum noch diejenige Periode (wie nicht zu vergessen) vorausging, in welcher sich die Menschen ursprünglich träge auf ihre bloße physische Kraft verließen. Allein nachdem sich die schwächern Rassen gezwungen fühlten, ihre Kräfte künstlich zu vermehren und das Beispiel zur Aufnahme von Holz Waffen gaben, da schloß sich diesem verhältnißmäßig rasch das Steinzeitalter an. Man begann, der größern Dauerhaftigkeit und Kraft wegen, statt bloßer Knittel und Holzleulen, Steinspitzen dauernd zu handhaben, und man fing somit an, Steine zu bearbeiten. Das Steinzeitalter, das vielleicht von einer Dauer war, die nach Jahrtausenden zählt, hat die während dieser Zeit entstandenen eigenthümlichen Gebräuche über alle Völker der Urzeit verbreitet. Daß alle Völker gleichzeitig in das Steinzeitalter ursprünglich eintraten, ist nicht gut anzunehmen, da sich die verschiedensten Anlagen in Bezug auf Charaktereigenschaften und Trägheit unter ihnen geltend machten und für manche Rassen nur erst der Zwang der Concurrrenz nothwendig war, um sie zu dieser mühseligen Thätigkeit und zur Nachahmung aller lästigen Gebräuche in dieser Hinsicht zu nöthigen. Dennoch feierte der primitive Nachahmungstrieb während des Steinzeitalters seine Blüteperiode. Die Zeit der Feuerzündungserfindung fällt höchst wahrscheinlich in die spätere Steinzeit, oder vielmehr in die Zeit, um es genauer zu bezeichnen, in welcher es die kunstgeübtesten Völker in der Politur, Bohrung und Steinschleifung der Steingeräthe und Steinwaffen weit genug gebracht hatten. Dennoch sind zu dieser Zeit die Völker und Rassen offenbar noch im äußerlichen Connex untereinander gewesen, sodaß sich diese merkwürdige Erfindung (zugleich, wie wir im Folgenden sehen werden, von Religion und Cultus getragen) früher oder später über alle Völker verbreiten konnte. Wir dürfen daher, um einen bestimmtern Abschnitt (zugleich den Blick auf die Karte der Urzeit gewendet) festzustellen, im allgemeinen annehmen, daß die Feuererfindung noch vor jener Zeit stattfand, da die östlichen Völker gänzlich nach Amerika verdrängt und durch spätere weitere Einschnitte des Oceans nach Westen hin völlig und für lange Zeit abgeschnitten wurden. Da wir also die Feuererfindung in eine so frühe Zeit zu setzen haben, kann es uns nicht wundernehmen, daß man heute kein Volk, ja nicht einmal auf einsame und entfernte Inseln verschlagene Horden aufgefunden hat, welchen das Feuer ganz unbekannt war. Im Laufe der Jahrtausende

mußte die hervorragende Erscheinung bis in die entferntesten Weltwinkel getragen werden. Frühere Betrachtungen hatten uns gelehrt, daß die Stämme und Rassen sich ursprünglich nicht vereinzeln, sondern daß der Druck der Stärkeren die Völker nur langsam drängte und die Schwachen allmählich von ihren Ursitzen vertrieb, ohne sie auseinanderzujagen oder weit voneinander zu vereinzeln.\* So konnte sich die Feuererfindung ebenso wie viele andere Gebräuche der Urzeit nach allen Seiten hin unter den Völkern zeitig verbreiten, und alle diejenigen Nachrichten, die uns noch heute von Völkern Kunde geben wollen, welche die Feuererfindung nicht kennen, sind zu verwerfen. Trotzdem reichen die Traditionen vieler alten Völker in Mythen und Sagen bis in die Zeit zurück, da ihnen noch das Feuer unbekannt war. So berichten uns beispielsweise noch chinesische Sagen von einer Zeit, da man kein Feuer kannte. Pomponius Mela erzählt von den Feuerlosen in Aethiopien, die das ihnen unbekannte Feuer umarmt hätten, als es Eudoxus bei seiner Entdeckungsfahrt in ihrem Lande anzündete. An einer solchen Feuerumarmung wird indessen wol ebenso sehr wie an der Thatsache überhaupt gezweifelt werden müssen. In keinem Falle dürfen wir vergessen, daß die Flamme dem Urmenschen anfänglich ebenso wie den Thieren etwas Schreckhaftes und in ihrer Art Furchtbares war. Wie wir noch heute in Afrika den Löwen und die Raubthiere durch angezündete Feuer bei Nacht fern halten, so näherten sich die mit dem Feuer nicht bekannten Urmenschen gleichfalls nur unter Grauen und Angst denjenigen, welche die Flamme zu beherrschen, zu zügeln und zu zünden gelernt hatten. Auch Plinius erzählt uns von Feuerlosen im sogenannten Aethiopien, die erst zur Zeit des Ptolemäus Lathyrus das Feuer kennen lernten, doch setzt er diese Menschenorte zwischen die Stummen und Pygmäen. Aropf hörte von den nur vier Fuß hohen Dofos südlich von Kassa und Suja erzählen, die sich von Kräutern und Schlangen nährten, ohne das Feuer zu kennen. Von den Guanchos in den Canarien berichtet Galvano, daß sie das Fleisch früher roh gegessen hätten aus Mangel an Feuer.\*\* Die letzte Ansicht, glaublich in ihrer Art, besagt uns nichts von der Existenz eines wirklich feuerlosen Volkes. Wir stimmen daher Lylor bei, der in seinem Werk über Urgeschichte S. 302 sagt: „Die Nachrichten vom Aufstehen feuerloser Stämme sind von sehr zweifelhaftem Werth. Möglicherweise sind sie bis zu einem gewissen Grade wahr, doch ist dies nicht wahrscheinlich. Für die Existenz anderer Völker, welche (durch Nachbarn) Feuer besaßen,

\* Vgl. Bb. 1, Buch 2, Kap. 5.

\*\* Vgl. zugleich Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie“, Jahrg. 1, Heft 5.

aber es nicht selbst erzeugen konnten, liegen bedeutendere Zeugnisse vor. Andererseits aber gehört beides, der Besitz des Feuers und die Kunst es zu machen, der ungeheuern Mehrheit der Menschheit an, und es ist dem so gewesen, so weit unsere Forschung zurückreicht.“ Was die Methode der Feuerentdeckung anlangt, so ist es sehr erfreulich, daß ich die bisher noch von keinem Forscher vertretene Ansicht, daß der Urmench durch Schleifen und Reiben von Holz und Stein die Kunst des Feuerzündens erfunden habe, zugleich von Lubbock vermuthungsweise in dessen Werk: „Prehistoric Times“ (1865), S. 473 fg., ausgesprochen finde, und wie ich ersehe ist auch Darwin auf diese Stelle aufmerksam geworden, denn er schreibt in seinem Werk: „Ueber die Abstammung des Menschen“ (überetzt von Carus), S. 44: „Beim Zerbrechen der Feuersteine werden Funken hervorgesprungen sein, und beim Schleifen derselben wird sich Wärme entwickelt haben: hierdurch können die beiden gewöhnlichen Methoden Feuer zu erhalten entstanden sein.“ Die psychologische Analyse lehrt uns, daß es im Grunde sich nicht anders verhalten haben konnte. Was die Sklaven und die Krüppel anlangt, die in der Urzeit zur Arbeit verurtheilt waren, so ist es nicht uninteressant, in dieser Beziehung vergleichsweise auf unsere heutigen niedern Naturvölker zu blicken. Mit Rücksicht darauf schreibt D. Schmitz über die Apachen („Ausland“, Jahrg. 1871, S. 350): „Trotz der vielen kräftigen Gestalten unter diesen Wilden findet man doch eine große Zahl verkrüppelter und verkümmelter Individuen. Gehen die Gekündeten auf den Raubzug aus, so bleiben diese als Invalidencolonie zurück und sammeln sich im Gefühl ihrer Hilflosigkeit zu größern Trupps. War die Beute nicht ergiebig und die Krieger kommen hungrig zurück, so flüchten die Invaliden meist schon von selbst. Bleiben sie und die Nahrungsmittel werden knapp, so müssen sie zurückstehen vom Mitgenuß und verhungern, oder werden mit aller Gemüthsruhe niedergemacht, in seltenen Fällen flüchten sie auch zu fremden Stämmen.“ Diese Beobachtung ist wichtig, denn sie weist uns darauf hin, wie weit die Verwilderung vorschreiten kann, um die regelrecht eintretende Arbeitstheilung zu verhindern. Die besser angelegten und weniger zur Verwilderung geneigten Völker mußten eben folgerichtig die Krüppel als Sklaven ernähren, während sich diese ursprünglich nützlich zu machen suchten durch anderweitige Geschicklichkeit und Arbeit, der sie sich zu unterziehen im Stande waren. Freilich wird diese naturgemäße Folge der Arbeitstheilung auch nur unter den besser und verträglicher angelegten Völkern regelrecht vor sich gegangen sein, und in dieser Hinsicht

also haben wir doppelten Grund anzunehmen, daß die Vorbedingungen zur Erfindung nur auch hier unter diesen am besten begabten Völkern sämtlich erfüllt werden konnten. Man könnte mit Rücksicht auf den Erfindungsgeist die Völker in productive und reproducirende eintheilen, und es würde sich alsdann zeigen, daß nur die höchsten kaukasischen Stämme ein ursprünglich hervorragend productives Vermögen besaßen, während alle übrigen Völker mehr oder weniger auf Nachahmung der von ihnen ausgehenden Leistungen beschränkt blieben.

---

### Die Entstehung des Schamanenwesens und des Priesterthums der Urzeit in Rücksicht auf die Feuererfindung.

Die Religionsentwicklung ursprünglich Hand in Hand gehend mit den Culturfortschritten. — Die erste hervorragende Erfindung und deren psychologische Rückwirkungen. — Kunstbegabung, Erkenntnistrieb und sittlich religiöse Begeisterung, deren ursprüngliche embryonale Undifferentiirtheit und Verschmolzenheit in der Erscheinung des ursprünglichen Zaubertthums. — Hindeutung auf den Uebergang von der naiven, rein sinnlichen Beziehungweise von Ursache und Wirkung auf eine übersinnliche, geheimnißvolle Betrachtung der Zusammenhangsweise der Naturkräfte durch den Anstoß der Feuererfindung. (Vgl. zugleich die Anmerkungen.) — Die Zauberer der heutigen Naturvölker und die Feuereschamanen der Urzeit. — Die magisch hervorgelechte Flamme in der naiven Phantasie des Urmenschen als Schlange und der hieran anknüpfende weitverbreitete Schlangencultus. — Die ursprüngliche Stellung der Feuerzauberer in Bezug auf das Wesen der Erhabenheit. — Die sich entwickelnde fetischistische Erhabenheit von Feuer, Wasser, Rauch, Luft und den geweihten Zaubermaterialien von Holz und Stein. — Hinweis auf die Erhabenheit, in die sich nunmehr folgerichtig und im Zusammenhange die leuchtenden Gestirne zu kleiden beginnen, und die hiermit auftauchende, auf den Makrokosmos gerichtete Weltanschauung.

Bei einem geschichtlichen Ereignisse von solcher Tragweite, wie es in der Urzeit die Erfindung des Feuerzündens war, genügt es nicht, nur die Reihe der äußern Bedingungen kennen zu lernen, welche das Ereigniß hervorriefen, sondern wollen wir im rechten Lichte die mit dieser geschichtlichen That verflochtenen unabsehbaren Culturfortschritte betrachten, so ist es zugleich psychologisch von der größten Wichtigkeit, die innern Rückwirkungen zu untersuchen, welche sich an

alle diese Erscheinungen auch in geistiger Beziehung knüpfen mußten. Wir dürfen mit Recht sagen, daß angesichts dieses großen Kulturfortschritts neue Strahlen der Erkenntniß aufflammten, um die herrschende, finstere und noch tief kindliche Weltanschauung jener Zeit-epoche zu beleuchten. Neue und ungeahnte Geisteskräfte mußten diejenigen vorzugeweise jetzt entwickeln, deren intellectueller Horizont sich im Hinblick auf die vielfach gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen mit dem neuentdeckten Element rasch erweitert hatte. Nicht wunder darf es daher nehmen, daß wir sehen, wie die ersten Entdecker und Erfinder durch tiefere Einsicht in den geheimnißvollen Naturzusammenhang der Kräfte und durch die ihnen hiermit gewordene Erleuchtung und Aufklärung einem gewissen Drange und einer edeln sittlichen Begeisterung unterlagen, die sie mit der Zeit zu selbstamen religiösen Handlungsweisen fortriß.

Wir haben schon mehrfach darauf hingedeutet, daß es in der Urgeschichte im Grunde kein hervorragendes Ereigniß von Bedeutung gab, das bei der noch geringen Arbeitstheilung unter den geistigen Anlagen nicht auch zugleich tief und innig mit dem Gebiet der Religion und der religiösen Entwicklungsgeschichte verflochten erscheint. Der Geist des Menschen jener noch sehr kindlich denkenden Zeit war bewegt und getragen von Ideenassocationen, die Gefühl und Handlung auch nach religiöser Seite jederzeit ganz besonders in Anspruch nahmen. Kulturfortschritt, Erkenntnißerweiterung, sowie gleichzeitig die Entwicklung bestimmter sich hieran anschließender religiöser und sittlicher Handlungsweisen, finden wir in der Urzeit daher stets innig miteinander verwachsen. Mit dem Aufschwunge der Kultur trat daher selbstverständlich auch ein Aufschwung der Erkenntniß und der Weltanschauung ein, und damit zugleich war wieder ein Fortschritt des religiösen Processes verbunden. Wir würden das Ereigniß der Feuererfindung daher nur halb, oder im Grunde gar nicht geschichtlich begriffen haben, wenn wir nicht zugleich den Aufschwung der Weltanschauung sowie des religiösen Processes, der sich hieran

psychologisch knüpfte, genauer ins Auge fassen. Die merkwürdige Erfindung des Feuers, in welcher die geschichtlichen Ereignisse der Steinzeit gipfeln, führte uns vor die Schwelle der eigentlichen menschlichen Cultur. Wir treten hiermit in den Vorhof des sich großartig aufbauenden Tempels, zu welchem die frühesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Kunst und Arbeit, sowie aufmerksame Beobachtung und geistige Combination das Fundament gelegt hatten. Wir sehen die sklavisch gedrückten Laborarii der Urzeit emsig beschäftigt, Holz und Stein künstlerisch bearbeiten, schleifen, reiben, bohren und poliren. Aber obwol äußerlich geknechtet, wol auch misachtet und von den Unterdrückern in der Stammgemeinschaft eben nur ausgebeutet, sucht sich die arbeitsame menschliche Kraft unter dem Druck dieses äußern Elends einen Ausweg zu neuer specifischer Entfaltung. Neuere Geschicklichkeit und eine hiermit innerlich correspondirende geistige Regsamkeit begannen sich mächtig unter den Unterdrückten zu steigern. Und siehe, diese in ihrer Art einseitige (weil vom Druck äußerer Verhältnisse von allen Seiten eng eingeschränkte) Ausbildung der Anlagen sollte einen ungeahnten Triumph der Erfindung feiern. Geleitet durch die sich reichlich auffammelnden einzelnen Erfahrungen sollte der Geist den Schleier zerreißen, der vor den Augen der Erkenntniß über den geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte gebreitet lag. Fürwahr, ein geheimnißvoller Zusammenhang von Kräften, die sich dem Menschen bisher völlig verborgen hatten, war ergründet worden. Aus einer Reihe von Bedingungen hatte menschliche Kunst und Geschicklichkeit, wie wir sahen, eine in ihren Wirkungen ganz neue, bisher völlig unbekannte Kraft erzeugt. Es war zugleich eine erste, freilich anfänglich noch dunkle und unbewußte Ahnung von einem tiefern Causalzusammenhange verborgener und heimlich wirkender Naturkräfte überhaupt, die den arbeitenden Menschengestalt jetzt überkam. Eine Ahnung, welche die Erfinder geistig zu erleuchten begann, um sie zu begeistern und zu sittlichen Handlungen anzutreiben. Innerer Drang war es, der die Erfinder ergriff und sie antrieb,

den Uneingeweihten die zauberhaften und furchtbaren Wirkungen jener geheimnißvoll auftauchenden Kräfte, welche sie aufgefunden hatten, gleichsam als eine ihren Händen und ihrem Geiste gewordene Offenbarung mitzutheilen.

Es ist etwas Wunderbares um die innere Offenbarung, durch welche der begabte Menscheng Geist innerlich erleuchtet und hellsehend seinen geistigen Gefühls- und Erkenntnißkreis plötzlich erweitert sieht. Es ist etwas Wunderbares um die Kunst, die nach rastloser Mühe sich mit Einem Schlage durch eine glückliche Erfindung belohnt findet, und etwas nicht minder Wunderbares um den tief sittlichen Antrieb, der die Seele auf der Höhe dieses erquickenden Gesichtspunktes ergreift. Noch heute glüht im wahren Künstlerherzen ein deutlicher Anklang an alle diese Antriebe, Antriebe, die heute abgeschliffen und gesittet in ihrer Art erscheinen, uns dennoch aber dunkel den Drang und die Handlungsweise jener frühesten künstlerischen Vorfahren ahnen lassen, deren Verdienste um die Cultur wir heute kaum noch zu schätzen im Stande sind. In der Stille geboren und großgezogen unter den mannichsachsten Kämpfen und Entbehrungen, drängt jede künstlerische und geistige Offenbarung mit unwiderstehlicher Gewalt nach außen, den Geist zur Mittheilung drängend und Herz und Gemüth zur sittlichen Thatkraft und zu einer prophetischen Begeisterung stimmend. Nicht im geheimen und im stillen vermögen die Erfinder ihr neues Wissen eingeschlossen zu verstecken, nicht verkannt und vergessen wollen sie bleiben, sondern zur Mittheilung und Aeußerung treibt es sie und gleich allen übrigen heroischen Kräften ringen sie nach Anerkennung und Verehrung. Wir stehen in der Urgeschichte der Menschheit an einem der merkwürdigsten Wendepunkte. Geist und Geschicklichkeit sind an der Stufe angekommen, auf der die Selbständigkeit des künstlerischen Schaffens und die Antriebe zu eigener Erfindung und Leistung zu einem höhern Bewußtsein und zu tieferer Klarheit sich emporzuheben suchen. Alle physischen Kräfte spannen sich an und spiegeln nach außen jene tiefgreifenden innern Bewegungen wider,

die erkennen lassen, daß das Gefühl des Schaffenden und des von den Geheimnissen seiner Erfindung Erleuchteten von einer Begeisterung bewegt ist, die sich mehr und mehr Luft macht in erhabener Rede und in sittlich edler That. Wer es nicht kennt, das hinreißende Gefühl der Begeisterung, das den schöpferischen Künstler und Erfinder, den erleuchteten Propheten und den unermüdblichen Forscher beseelt, dem allerdings mag es schwierig sein, die hier geschilderten Gefühle psychologisch zusammenzufassen, dem allein mag das Wesen der Ekstase überhaupt befreundlich erscheinen, noch viel schwieriger aber wird es ihm werden, in geschichtlicher Beziehung jene in ihrer Art noch wildere und rohere Ekstase einer urgeschichtlichen primitiven Künstlerschaft zu begreifen, der ihre Kunst und Erfindung selbst noch in kindlicher Weise als eine Art von Zauber erschien, der ihre Phantasie abergläubisch und dämonisch besetzte. Noch war der menschliche Geist nicht genügend vorbereitet, um völlig klar einzudringen in das Wesen des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung in der Natur, noch war das unter den Händen der Erfinder hervortretende Wirken dieser neuen Kräfte etwas ihnen selbst tief Geheimnißvolles, Befremdliches und Wunderbares, noch stellten sich ihre eigenen erfinderischen Thaten nach dieser Richtung hin wie ein Zauber vor die Seele, der sie einerseits erschreckte, andererseits aber begeisterte, zunächst und vor allem aber auch mit Aberglauben, Angst und Furcht beseelte. Ergreifen und gewissermaßen ehrfurchtsvoll standen die Feuererfinder vor dem Erfolge ihrer eigenen erhabenen That, von ähnlichen, aber roheren Gefühlen vielleicht eingenommen, wie weiland die nach dem Steine des Weisen suchenden religiösen und abergläubischen Forscher des Mittelalters. Was jenen der brodelnde chemische Hexenkessel, waren den ersten Experimentatoren die geheimnißvollen Zündstoffe von Holz und Stein. Der funkensprühende Stein und das flammende Holz waren die geweihten und erhabenen Materialien jener frühesten und ersten Weltweisen, die als Magier in der Urgeschichte des Menschenthums auftreten. Nicht wie ihre erst sehr späten Nachkommen

waren diese Magier „Schwarzkünstler“, sondern im Gegentheil der zauberische Funken des Prometheus, den sie entflamnten, ließ sie in hehrer, lichter Gestalt erscheinen; denn ihr Zauber war ursprünglich der Zauber des Lichts und der magisch leuchtenden Flamme.

Durch Stein und Holz vollzogen sie kraft ihrer Kunst eine wunderbar erscheinende Magie, mit der sie naturgemäß die Menge in ein erhabenes furchtvolles und abergläubisches Erstaunen setzten. So feierte die Begeisterung und das ekstatische Auftreten dieser primitivsten Weltweisen, dieser frühesten Naturforscher und kunstbegabten Erfinder einen Triumph, der sie in der Gemeinde und unter den Völkern als erhabene Tausendkünstler in ein Licht der Berühmtheit, der Furcht, Achtung und erhabenen Ehrfurcht zugleich stellte, eine Art von Erhabenheit, an welche nur noch dunkel heute die Traditionen der am meisten an diesen Vorgängen beteiligten Völker erinnern. Kunst, Wissenschaft und Reli-



Idol des heiligen Feuers zu Biddah.

gion lagen auf merkwürdige Weise hier noch völlig undifferentiirt gleichsam embryonal im Thun und Treiben jener frühesten Geistesheroen (in denen wir, wie sich zeigen wird, die ersten und frühesten

Flamines oder Laborarii scintillae, oder kurz gesagt die ersten Magi zu erblicken haben) verschwistert. Jene frühesten, von der ersten kindlichen Erkenntniß erleuchteten Weltweisen traten freilich noch nicht auf mit mystischen Büchern und andern gelehrten Sachen späterer Zeit, aber sie schlangen als Zauberstab das flammenerregende Bohrholz, begeisterten die Menge und rissen sie ehrfurchtsvoll fort durch ihre anfänglich als Wunder erscheinenden Fertigkeiten. Denn sie eigneten sich Fähigkeiten an, durch welche sie bald neben dem Feuer seltsame Naturkräfte überhaupt beherrschen lernten, vor allem aber lernten sie zauberhaft und geheimnißvoll aus den dunkeln geweihten Materialien von Stein und Holz, welche der Urmensch sich ursprünglich gewöhnt hatte als nützliche, aber gefahrlose Dinge zu betrachten, die gefährliche und gefürchtete und darin verborgene Feuerschlange hervorrufen. So waren Arbeit und Kunst ursprünglich, wie es in der Natur der Sache lag, erfindend und schöpferisch geworden, und die Phantasie der Menge wurde hiermit tief ergriffen. Begann der Geist doch gleichzeitig jetzt das Wesen von Ursache und Wirkung übersinnlich tiefer zu erfassen, und schienen sich ihm jetzt plötzlich unsichtbare Naturkräfte vor der Seele zu entwickeln, die der thierisch-naive Menscheninn noch nicht ahnte, weil er sie ebenso wenig wie die Thiere vorher kannte, und so tauchte allmählich neben dem sinnlich erblickten Erscheinungskreis ein zweiter verborgener Zusammenhang der Kräfte auf, der unsichtbar, wie er war, zunächst nur die Phantasie des Menschen belebte. Mehr und mehr begann der Mensch im Gebiet der Naturbeobachtung durch diesen Anstoß jetzt zu ahnen und zu forschen, und allmählich sollte die aufkeimende Erkenntniß in das anfänglich noch verschleierte Gebiet hinüberwandern, in dessen Zwielficht die Phantasie jene sonderbaren Auswüchse trieb, die uns erkennen lassen, daß der Geist seine Sehkraft zu erweitern bestrebt war, obwol ihm Phantasie und Ungeschicklichkeit geistiger Bewegung noch fast unüberwindbare Fesseln anlegten. So trat der nach dieser Sekte am frühesten angeregte Trieb der Zünder der Urzeit

in das Gebiet der Zauberei, eine Erscheinung, durch welche sich ursprünglich allein die Feuererfindung, die hiermit verwebt wurde, verbreiten konnte. Denn in der Verbreitung dieser Erfindung liegt eben zugleich das psychologische Räthsel, das wir zu lösen haben. Wäre die Feuererfindung etwas von vornherein Nützliches für den Menschen gewesen, und hätte sie ursprünglich zu seiner Selbsterhaltung gedient, so wäre es nicht schwierig einzusehen, weshalb sie sich verhältnißmäßig so rasch über den Erdbreis unter allen Völkern verbreitet hätte. Aber der Nutzen, den das Feuer mit seiner Anwendung zur Kochkunst schuf, datirt erst aus verhältnißmäßig sehr später Zeit, und fordert zugleich eine neue psychologische Erklärung, da die Urmenschen ja das Kochen selbst erst mit dem entdeckten Feuer wiederum erfinden mußten. War aber das Feuer in der Hand des Menschen ursprünglich der Menge nichts weiter wie eine unbefannte schreckhafte Erscheinung, so lag in dieser Schreckhaftigkeit zwar für die ersten Zünder, welche die geheimen und geweihten Materialien bestimmter Stein- und Holzarten besaßen, es zu erzeugen, darin ein Mittel, Furcht und im Nächstenkreise um sich her sittliche Achtung zu verbreiten und die Aufmerksamkeit der Mitmenschen im höchsten Grade eine Zeit lang auf sich zu ziehen, aber nichts mehr, denn selbst diese Schreckhaftigkeit, die das neue Phänomen anfänglich erregte, mußte sich eben allmählich durch Gewohnheit wiederum abstumpfen, endlich gänzlich verlieren, und damit wäre ohne Zweifel der Nimbus der Zauberer und des Zaubers rasch genug wieder untergegangen und an eine Verbreitung des Feuers über alle Völkerkreise wäre nicht zu denken gewesen. Und ohne Zweifel erschien das hiermit gestellte Räthsel unlöslich, wenn wir nicht durch das mit der Feuererfindung psychologisch entstehende und nothwendig damit verschmelzende Zaubertum (das psychologisch die ersten Keime zum Forschungstrieb ebenso wie das Wesen künstlerischer Begeisterung zum Ausdruck brachte) noch auf eine dritte Wurzel folgerichtig hingewiesen wären, die, wie die Thatfachen zugleich lehren, direct zur

Religion hinüberweist. Wir würden allerdings, wie sich im Folgenden noch genauer zeigen wird, das entstehende Zauberthum mit Rücksicht auf die Feuererfindung nur halb verstehen, wenn wir die in ihren ersten Vertretern vorhandenen religiösen Antriebe übersähen, ja es wird sich zeigen, daß das Zauberthum in seiner Entstehung ebenso-  
 wol wie die hiermit zusammenhängende Verbreitung des Feuerzündens sowie die später entstehende Kochkunst sich nur hinreichend erklären, wenn wir die ursprünglich zur Religion hinüberweisenden Antriebe ins Auge fassen. Wären die begeisterten Erfinder des Feuers ursprünglich nichts wie bloße Gaukler gewesen, eine Meinung, die fälschlicherweise zuweilen selbst auch von den Nachkommen der Zauberer der Urzeit unter unsern heutigen Naturvölkern gehegt wird, so wäre es psychologisch nicht verständlich, wie sich dieselben beim Volke in dauerndem Ansehen hätten erhalten können. Allein der mit der Feuererfindung gegebene erste und früheste Impuls zur Zauberei mit verborgenen und herrschenden Naturkräften, hatte ursprünglich viel tiefere und sittlichere Antriebe. Mochten die ersten Erfinder in ihrer ersten Anwendung von Begeisterung auch das neuerfundene Phänomen nur dazu benutzt haben, damit sich selbst und andern Schrecken zu bereiten und zu gaukeln, dieser Antriebe mußten sie bald müde werden, denn sie dauerten nur so lange, als der Erfolg der Neuheit vorhielt. Dieser nur kurze Zeit dauernde äußere Erfolg konnte nicht lange befriedigen. Bedenken wir doch nur, welche widerlichen und oft ekelhaft anzuschauenden Prozeduren die Zauberer unserer heutigen Naturvölker vornehmen müssen, um sich das Moment der Furcht- und Schreckenregung im Volke zu bewahren. Ganz von selbst wurde daher der in den Erfindern entflammte Ehrgeiz dahin getrieben, zugleich auch eine sittliche Nutzenanwendung dieser Erscheinung zu machen, die ihren Erfolgen von anderer Seite zugleich eine unvergängliche Dauer des Interesses sicherte. Nicht die einseitige Furcht hätte dieses geforderte Interesse dauernd regem gemacht. Hätten die Erfinder dieser seltsamen Kunst nur diese ein

seitig in der Menge hervorgerufen, sie wären sehr bald wie wilde Thiere von allen Seiten verfolgt, bekämpft und unterdrückt worden, da sie aber mehr und mehr von echt sittlichen und religiösen Trieben einer edeln Kunst- und Erfindungsbegeisterung beseelt waren, so verschmolzen sie mit dem Moment der Furchterweckung ihres seltsamen Handwerks hauptsächlich das Moment sittlicher Güte und Liebe, indem sie bemüht waren, ihre Kunst zugleich nützlich und segensreich zu machen. Erst damit, daß die kunstbegabten Erfinder der Urzeit durch die Wirkungen des entdeckten Feuers und der Wärme und den damit sich rasch verbindenden abergläubischen und zauberischen Gaukeleien mit andern Naturkräften Krankheiten heilend und somit segensreich auftraten, stellte sich die früheste hervorragende Kunsterfindung nebst deren Verbreitern in das volle Licht des sittlich Erhabenen und wie der Ausdruck sagt „des Heiligen“ und Verehrungswürdigen, um allgemeine Anerkennung zu gewinnen und Verständniß und Nachahmung für ihre neue Kunst hervorzurufen. So also wurde die Religion ursprünglich allein das treibende und verbreitende Element jener merkwürdigen ersten culturbringenden Erfindung. Und wie hätte auch ein dauernder Aufschwung jener frühesten Culturbringer unter den Völkern stattfinden können, wären sie nicht zugleich den religiösen Antrieben der Nächstenliebe gefolgt, welche danach trachtet, die neuen Kenntnisse praktisch zum Heil der Menschheit zu verwerthen, Antriebe, aus denen mit der Zeit jene vielfachen Beschäftigungen hervorgingen, die sich in Wahrsagerei, vor allem aber in jener zauberhaften Heilkünstelei, wie sie Schamanen, Priester und Propheten der Urzeit betrieben, entfalteten. Es war dieser Antrieb eben die der echten und edeln Begeisterung zu Grunde liegende Nächstenliebe, die das früheste gewonnene Wissen über die neuentdeckte Naturkraft als eine Offenbarung zur Erlösung der Menschheit zu verwerthen trachtete. Noch wild und ungebunden in seiner Art, und nur erst von unbestimmten Ahnungen über den natürlichen Zusammenhang der Kräfte

beseelt, greift das kindliche Bewußtsein vorerst zur Naturzauberei und zu den hiermit verknüpften Gebräuchen, auf welche unvollendetes, unklares Wissen und Träumen durch die mit ihnen ursprünglich verflochtene Begeisterung und Ekstase hintreiben.



Mexicanischer Zauberer der Vorzeit.

Wir haben nur nöthig, das noch heute so merkwürdige Treiben der unter allen Völkern der Erde verbreiteten Schamanen, Zauberer und sogenannten Medicinmänner psychologisch vergleichsweise zu betrachten, um zu erkennen, wie in ihrer noch ungeläuterten Natur der begeisterte gauklerische Künstler, der primitive Heilkünstler und der zu gleicher Zeit von Nächstenliebe und Barmherzigkeit durch-

drungene Tröster, Berather, Helfer, Wahrsager und Priester noch unentwickelt verschmolzen liegen.\* Aber freilich die Zauberer und Schamanen unserer heutigen Naturvölker sind nur die bereits im Laufe der Geschichte und Entwicklung der Jahrtausende verwandelten (wenn auch freilich am wenigsten verwandelten) Nachkommen der ursprünglichen Flamines, welche begeistert mit dem zauberischen Bohrhölze und den frühesten geweihten Materialien von Holz und Stein unter den Völkern umherzogen, überall Anhang warben und das Feuer als frühestes eigentliches Fetischobject im Verein mit Heilkunst nach allen Seiten hin im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende als Propheten verbreiteten. Bekanntlich weisen uns die Traditionen der morgenländischen Völker in den mannichfachen Zügen auf diese Feuerzauberei und Flamines der Urzeit zurück, und wir überlassen es ausführlicheren Einzelarbeiten, die hierher gehörigen traditionellen Elemente genauer zusammenzustellen und zu behandeln. Nur darauf hinweisen möchte ich hier, daß die in den indischen Ueberlieferungen erwähnten Agirasen und Bhrgus sowie das Geschlecht der Atharwanen, die uns ausdrücklich als die Bringer, Holer und Zünder des heiligen Feuers bezeichnet werden, zwar ganz vorzugsweise an die frühesten sich unter den morgenländischen Völkern kastenartig absondernden Feuerchamanen erinnern, dennoch aber doch schon als spätere Nachkommen jener Urmagier anzusehen sind. Wie vieles mußte sich im Ablauf der Zeiten an diesen seltsamen Gestalten verändert und verwandelt haben, bis zu der Zeit, da erst die schriftliche Ueberlieferung möglich wurde und bis wohin allein unsere heutigen Kenntnisse zurückreichen. Und doch, wie vieles Unverkennbare ist an

---

\* Unter vielen Völkern hat sich im Laufe späterer Entwicklung eine Art von Arbeitstheilung unter den Functionen der Zauberer vollzogen, die deutlich erkennen läßt, wie sie alle aus Einer Wurzel herbersprossen, zumal bei sehr vielen Völkern, unter andern auch bei den Eskimos, noch heute der Zauberer ebenjowol als Priester wie als Seher und Wahrsager, als Jongleur und als Medicinmann auftritt.

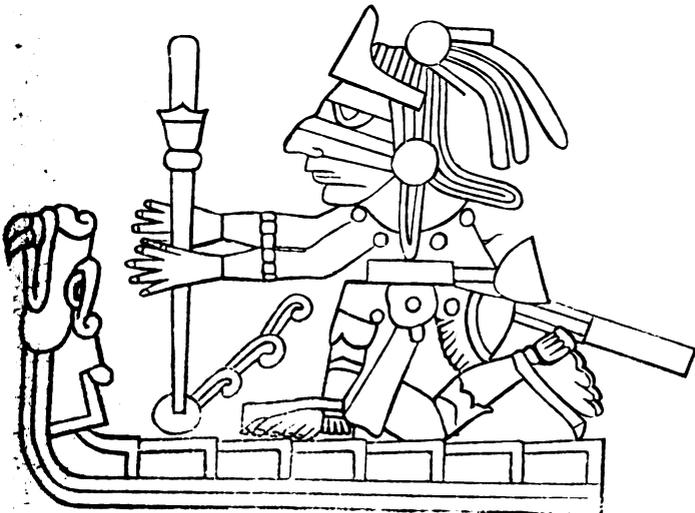
dem wunderthätigen Zauber- und Priesterthum der niedern Völker, ja in vielen Stücken selbst noch an dem Priesterthum der civilisirten Länder bis heute daran hängen geblieben! — Freilich nur hinweisend erinnern uns noch die überall hin verbreiteten vielfachen Gebräuche der Naturvölker, in denen das Feuer bei priesterlichen Ceremonien und zauberhaften Manipulationen in hohem Ansehen steht (da es nur von geweihten Händen gezündet werden darf, während es die übrigen anbetungsvoll umkreisen), an die Flamines der Urzeit und deren Thätigkeit; aber die überaus zahlreichen Hinweisungen dieser Art sind dem Psychologen äußerst werthvoll, zumal sie der Reihe nach unterstützt werden durch die Sagen und Ueberlieferungen aller Menschenstämme\*, besonders aber aller morgenländischen Völker, und durch Bildwerke, die nur durch den Ueberblick über den innigen Zusammenhang aller dieser Erscheinungen gedeutet zu werden vermögen. Erst dadurch, daß wir in der Feuererfindung und deren psychologischen Folgen ein Ereigniß vor uns haben, das richtig gedeutet, uns den Zusammenhang bestimmter Gebräuche und religiöser Erscheinungen der Urzeit erklärt, die sich unter allen Völkern der Erde vorfinden, ohne daß wir dieselben bisher psychologisch umfassend und zusammenhangsvoll zu verstehen wußten, beginnt sich uns der Entwicklungsverlauf der Religion in der Urgeschichte, wie sich zeigen wird, zu erhellen.

Es kann vorläufig nicht unsere Aufgabe sein, alle hier zu erwähnenden Data einzeln anzuführen, das Material ist zu groß, und es muß das theilweise andern Händen überlassen bleiben. Nur das Wichtigste und Unumgänglichste uns erlaubt in Folgendem anzuführen.

Betrachten wir uns die Bildwerke der alten Kulturvölker, die in ihren für uns meist räthselhaften Darstellungen geheimnißvolle Worte sind, die zugleich aus einem Dunkel der Zeit herübertönen,

\* Vgl. Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie“, Jahrg. 1, Heft 5, und Anmerkungen des Kapitels.

von welcher meist keine weiteren Ueberlieferungen der Völker zu uns dringen, so fällt unser Blick neben den uralten Denkmälern der Aegypter vorzugsweise auf die Bildwerke der Mexicaner. Es würde uns an dieser Stelle zu weit führen (zumal das im ganzen aus dem hervorgeht, was wir im ersten Bande bereits entwickelt haben), im einzelnen darzulegen, weshalb die Denkmale der amerikanischen Culturvölker für den Forscher, der die Sitten und Gebräuche der Steinzeit studiren



Mexicanischer Feuerpriester.

will, von höherm Interesse sind wie die den verschiedensten Zeitaltern angehörenden Zeugnisse der Aegypter. Kein Volk der Erde hat den Charakter dieser merkwürdigen Epoche der Steinzeit, von der wir hier zu reden haben, so treu bewahrt, und kein Volk hat dieses Zeitalter zu so charakteristischer Spiegelung in seinen Bildwerken gebracht wie die amerikanischen Culturvölker. Eine Fülle von seltsamen Figuren, reich überladen mit Symbolen und Bildzeichen, die zum großen Theil noch heute ihrer Deutung harren, treten uns hier entgegen. Raum ein charakteristischeres Bildwerk aber läßt sich unter diesen nachweisen wie das in der Figur auf S. 52 wiedergegebene, das uns

einen Feuerpriester der Urzeit, umgeben von einer Reihe von Symbolen darstellt, die zu seinem Handwerk gehören. Die mexicanische Bildschrift gibt uns den priesterlichen Flaminen indessen noch charakteristischer wieder, indem sie ihn darstellt, wie er eben im Begriff ist, mit dem geweihten Bohrholz das heilige Feuer zu zünden. (Vgl. S. 55.) Auffällig ist, daß sich fast stets bei diesen charakteristischen Darstellungen das Symbol der Schlange befindet, und hier treffen wir zugleich auf einen Punkt, den wir etwas umständlicher zu erörtern gezwungen sind. — In der That, nehmen wir die Frage, was die Schlange wol mit dem Feuer zu thun haben kann, psychologisch auf, so müssen wir bekennen, daß das Bild der Flamme mit ihren flackernden, züngelnden Spitzen, die vom Winde getrieben eine verzehrende Glut erzeugen, den naiven Sinn an nichts deutlicher in der Thierwelt zu erinnern vermochte, wie an die schleichende, sich züngelnd emporrichtende, zischende Schlange, deren Hunger durch Opfernahrung bestimmter Stoffe gestillt werden mußte. So konnte der noch tief kindlichen Phantasie jener Zeit das heilige Opferfeuer der ersten Feuerpriester als ein seltsames lebendiges Geschöpf erscheinen, dessen Wärme wunderbar heilsam dem Kranken zu helfen vermochte, während es dem Priester zugleich etwas Kostbares war, das er durch seine wunderthätige Hand mit den geweihten Materialien zwar zu erzeugen, aber nur dann lebendig erhalten konnte, wenn er die geweihte Nahrung zur Hand hatte, welche das Feuer zum Unterhalt als Opfer forderte. Psychologisch zergliedert erscheint es uns daher in keiner Weise wunderbar, daß uns die Traditionen dieser Zeit so häufig an Schlangen, feuerfarbige Eidechsen und an schlangenköpfige Drachen erinnern.\* Durch eine Art kindlicher Analogie trat beim Anblick der züngelnden Flamme das nahe liegende gefürchtete Bild der sich aufrichtenden, alles Lebendige verschlingenden Schlange vor die Phantasie, und mit einer erneuten und verstärkten Lebendigkeit wurde daher

---

\* Vgl. Figur S. 47.

dieses gefährliche giftige Thier\* in das Bereich einer religiösen abergläubischen Verehrung gezogen. Erst hiermit erklärt sich uns die hohe Bedeutung, die im Thiercultus vor allem der Schlangencultus später unter fast allen Völkern gewonnen hat. Die neuesten Untersuchungen, welche wir über den Schlangencultus besitzen, rühren von Herrn James Fergusson her. Fergusson kam bei seinen Vergleichen der Topen bei Amravati und Santschi zu der Einsicht, daß sich Baum- und Schlangendienst merkwürdig eng zusammen und fast überall verwachsen finden. Die Erklärungen, welche Fergusson indessen hierüber beibringt, tragen noch ganz das Gepräge der Schlußfolgerungsweise einer naiven Psychologie: „Die Heilighaltung von Bäumen, die namentlich den arischen Völkern eigen ist“, sagt er, „kann wol nicht befremden, denn manche Baumformen hinterlassen auch auf den Hochgebildeten noch immer den Eindruck einer sinnvollen Persönlichkeit. (?) Schwieriger ist die Erklärung des Schlangendienstes, zumal die Schlange fast überall als Sinnbild von Weisheit und Macht aufgefaßt wurde.“ (Vgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1215.) Nur erst die Urgeschichte ist im Stande, wirkliches Licht darauf zu werfen, daß der Schlangendienst mit dem Baum- und Holzcultus sich innig verbinden konnte. Wir sahen ja, daß die schlangenartig vorgestellte Flamme aus dem Holze, das für geeignet zur heiligen zauberischen Reibung gefunden wurde, gleichsam hervorsprang unter den geweihten Händen der weisheitsvollen, mächtigen Flamines. Wir wollen hier sogleich hinzufügen, daß sich mit dem Bilde der Schlange später nicht nur Macht und Weisheit, sondern auch frevelhafter Uebermuth und Ueberhebung (Schlange im Paradies als Verführer zur Sünde und Ueberhebung des Menschen) verband, eine Thatsache, die sich nur aus der weitern Geschichte der Flamines (Phlegher) und des später nach umfassender weltlicher

\* Noch heute sehen Naturvölker das Feuer als schlangenartiges Thier an. Von den Aegyptern bezeugt es ausdrücklich Herodot, III, 16. Ebenso sagt Cicero, „De nat. deor.“, III, 14: „Ignis animal.“ Vgl. Schultze, „Fetischismus“, S. 187.

Herrschaft strebenden Priesterthums erklärt. (Vgl. hierüber Kapitel 7.) Ueber die Einzelheiten des Schlangen-, Holz- und Baumdienstes bei den verschiedenen Völkern vgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1215 fg. — Wie häufig treffen wir noch heute bei den Zauberern unserer Naturvölker Schlangen an, welche sie als ein ihnen selbst nicht mehr verständliches Symbol mit sich führen, um an ihnen Zauberkünste zu vollziehen, durch welche sie einen Rest jener uralten Traditionen auf merkwürdige Weise bewahrten. Es wird uns schließlich nach alledem nicht mehr in Staunen setzen, wenn wir zugleich bemerken, daß es neben Feuer, Wärme und Licht ganz vorzugsweise die geweihten Grundmaterialien der ganzen Zeitepoche, d. h. Stein und Holz waren, welche in den verschiedensten Formen mit dem frühesten Wesen des Zaubers und der Magie überhaupt verflochten wurden, sodaß der hieran anknüpfende und sich später entwickelnde Fetischismus der Völker gerade in diesen harmlosen, dem Urmenschen jederzeit bezüglich des Erhabenen gleichgültigen und ungefährlichen Gegenständen etwas Zaubrerhaftes, Erhabenes und Heiliges erblicken konnte, denen man wie dem „Stein der Weisen“ Verehrung zu verleihen hatte. Aber nicht nur Stein, Holz, Baum und Strauch u. s. w. wurden von der Entwicklung der religiösen auf das Erhabene gerichteten Ideenassociation ergriffen, sondern auch die Flamines selbst wurden in einer ähnlichen Weise, wie in der frühern Periode die Häuptlinge des Stammes, in das Bereich des sittlich Erhabenen und der ehrfurchtsvollen Verehrung gezogen. Waren doch in Bezug auf diese seltsamen Feuerpriester alle Bedingungen erfüllt, die nothwendig waren für die Menge, um sie in den Nimbus des sittlich Erhabenen zu stellen. Denn nicht einseitig nur furchterregend, und auch nicht einseitig nur freundlich und also ohne jede Furchterweckung traten sie unter der Menge hervor, vielmehr war gerade in ihren Händen die Macht des Feuers und Lichts eine solche, die von ihnen den sittlichen Umständen gemäß angewandt werden konnte. Nicht ungerecht und zufällig wirkend, wie die Naturerscheinungen, sondern mit freier,

gerechter Beurtheilung der Verhältnisse suchten die Flamines durch das Feuer zauberisch zu heilen oder dem Verfolgten durch geheime Naturkräfte Schaden zuzufügen. Alles vereinigte sich also hier, die von Menschenhänden gezeugte Naturmacht als eine vollkommen erhabene hinzustellen, und kein Wunder daher, daß diese Erhabenheit so tief sich der Menge einprägte, daß auch die Flamines selbst hiermit in das Gebiet des Erhabenen hineingezogen wurden. Allein die Art dieser den ersten Zauberpriestern gespendeten erhabenen Verehrung griff bereits ihrem Charakter gemäß bei weitem tiefer ein als jene den Stammältesten und Ersten der Staatsgemeinschaft auf natürliche Weise bewiesene sittliche Ehrfurcht. Die Ehrfurcht und der sklavische Respekt der Menge vor den Ältesten und Herrschern und der entwickelte religiöse Cultus, der sich an die Aufbewahrung ihrer Leichen angelehnt hatte, beruhte ursprünglich, wie wir sahen, der Entstehung gemäß auf der natürlichen sittlichen Achtung vor dem Alter und dem Respekt gegen den sittlichen Vorgesetzten überhaupt. Hier aber, bei den Flamines, suchte die Menge Hülfe, Rath, Nutzen, Beistand, Barmherzigkeit und somit Nächstenliebe in einer andern Weise. Nicht die natürliche, mächtige, schützende Gewalt, sondern die übernatürliche Begabung war es, die man bei den Flamines anrief. Die Flamines waren ja zugleich die ersten hervorragenden Heroen des übersinnlichen, übernatürlichen Wissens. Es gefellte sich daher zu der hier von der Menge bewiesenen religiösen Hingabe und Ehrfurcht vorzugsweise sozusagen der Glaube an diese ihre geheime Wissenschaft, oder richtiger betrachtet, der furchtvolle Aberglaube an die geübte Zauberkunst und an die zauberhaften geheimnißvollen Fähigkeiten der Priester und Schamanen. Daß sich durch diesen Hinblick auf die von den Flamines ausgeübte Herrschaft über geheime Naturkräfte der Menge eingeflößte sklavische Respekt vor den Zauberpriestern noch erhöhte und die nach Nächstenliebe dürstende Ehrfurcht einen noch ehrfurchtsvollern (weil zugleich abergläubischen) Charakter annahm, ist psychologisch leicht

erklärlich. Es ist daher begreiflich, wenn noch heute die Herrschaft der Zauberpriester unter den meisten Naturvölkern in ihrer Art in der Gemeinde weiter reicht als die der weltlichen Herrscher. Kein Wunder, daß man diese Zauberer abergläubisch ehrt und sie mit vielen Geschenken belohnt, sie freilich aber andererseits ebenso auch leicht umbringt, wenn ihre Kunst ohne Nutzen erscheint. Im hohen Alterthum, wo die Menge noch leitfamer, noch kindlicher, furchtvoller und abergläubischer und leichter zu täuschen war, hoben sich die Magi und Feuerpriester dagegen, wie leicht zu ersehen, in einen fast unbegrenzten Respect und gelangten, wie wir sehen werden, unter einzelnen Stämmen zu einer wahrhaft bedeutenden Herrschaft, die der weltlichen Macht gegenüber zu einer Reihe von geschichtlichen Ereignissen führte. Noch war ja zugleich das Auftreten dieser Erscheinungen und Gestalten neu, und die Gewalt, durch welche sie zugleich kunstgeübt eine in der That mächtige und großartige Naturkraft beherrschten, war nothwendig in den Augen der kindlichen Urmenschen ein Phänomen, über das sie sich um so weniger beruhigen und zum Unterschiede anderer gleichförmig wiederkehrender Naturerscheinungen am Himmel, um so weniger gewöhnen konnten, als sie dasselbe in den Händen ihres eigenen Nächsten sahen, der mit ihm direct strafen und lohnen konnte, je nach menschlichem Maßstab und Ermessen der sittlichen Umstände des Augenblicks. So, sehen wir, waren auf einem andern Felde als dem der physischen weltlichen Macht nunmehr geschichtlich neue Helden und Herrscher aufgetaucht, welche mit andern Waffen und Kräften übersinnlicher, geistiger Art sich die Aufmerksamkeit der übrigen Mitmenschen zu erringen mußten. Und dieses Gebiet, auf welchem die ersten Lichtblicke der geistigen Combinationsgabe einen Triumph feiern sollten, war ursprünglich das der Zauberei, oder wenn wir wollen der Wunderthat. Alle geheimen Erziehungskünste der Priesterwelt, alle tiefere sittliche und religiöse Nächstenliebe, aber auch alle äußere Priesterherrschaft sollten sich auf dem Boden dieses neuentstandenen Gebiets jetzt entwickeln,

mit dessen Auftauchen in der Urgeschichte eine neue Epoche anbricht. Begann doch jetzt eine völlig neue Anschauung der Dinge in dem Zeitalter des entstehenden Feuer- und Magiercultus platzzugreifen, und die menschliche Phantasie sollte einen weiten Schritt hinausthun in die vor dem Menschenauge ursprünglich noch gleichgültig und mehr oder weniger interesselos ausgebreitete entferntere Außenwelt, welche mit ihren Erscheinungen Leben und Erhaltung des Menschen nur indirect berührte. Stein, Strauch, Holz und Baum, Feuer und Wasser, Rauch und Luft und andere Objecte, die mit dem heiligen Feuer in Verbindung traten, begannen sich vor der kindlichen Phantasie durch Ideenassociation mit geheimnißvoll wirkenden erhabenen Kräften zu befeelen und mußten sich vor dem Bewußtsein jetzt gleichsam verzaubern. Eine Reihe feuerfarbiger Thiere, und, wie wir sogleich sehen werden, vorzugsweise die am Horizont flammenden und leuchtenden Gestirne sowie der feurige Blitz traten plötzlich verständnißvoll in den magisch-religiösen Gesichtskreis des Urmenschen. Denn jetzt, nachdem man das Wesen der lichtstrahlenden Wärme aus nächster Nähe schätzen und sie als heilendes und erhabenes Feuer und als lichtspendende Flammen hatte betrachten lernen, konnte der Urmensch die richtigen Prämissen zu dem Schlusse gewinnen, daß jene lichtstrahlenden Scheiben gezündetes und geriebenes Opferfeuer in sich trügen, das die leuchtende heilsame Wärme zur Erde herabsandte, deren sich der Mensch täglich erfreute, ohne daß er bisher direct daran gedacht hätte. So tauchte nunmehr ein ganz neues, verwandeltes und erweitertes Bewußtsein vor der Seele auf, neue Sitten und Gebräuche, neue Begriffe und Anschauungen bildeten sich, und auf allen Gebieten des menschlichen Lebens brachen sich neue großartige Fortschritte Bahn, die genauer zu betrachten wir den folgenden Kapiteln überlassen wollen.

Die Entstehung der Magie und des Schamanenwesens gehören zu den wichtigsten und interessantesten Erscheinungen der ganzen Ur- und Völkergeschichte. Es leitet sich, wie uns die psychologische Analyse lehrt, zugleich hierdurch geschichtlich auf natürliche Weise der tiefere, geistige, intellectuelle Entwicklungsproceß der Menschheit ein, dessen tief in die empfindende Menschenbrust hinabragenden Wurzeln allmählich zu einem Stamm emporwachsen sollten, dessen Wuchs sich zu den großen weitgreifenden Ästen der „dogmatischen“ Religion, der Heilkunst und der philosophischen Wissenschaften entfalten sollte. Die Magie und das Zauberwesen erscheinen uns in der That als der noch verhüllte und umschleierte Baum der allgemeinen Erkenntniß. Auch die sich im Urzauberthum bewegende Schlange mit ihren züngelnden Flammenzungen fehlt nicht, und die sinnreiche Sage über die Verführung der Schlange, durch welche sie den Menschen vom Baume der Erkenntniß pflücken lehrt, schwebt bezüglich ihrer Ideenverbindungen nicht so in der Luft, wie es leicht den Anschein hat. In der That leitet ja das züngelnde Licht der Feuer Schlange in eine ganz neue erkenntnißreiche Zeit hinüber. Ein neues und wirkliches Reich der Cultur begann nunmehr seine Herrschaft auszubreiten. Der intellectuelle Proceß, der in der Feuererfindung einen ersten Sieg gefeiert hatte, begann nach allen Seiten hin den Gedankenkreis des Menschen zu erweitern, und nachdem das äußere Behikel der Sprache die Fähigkeiten genügend gestärkt und erhöht hatte, thaten nunmehr Verstand und Vernunft einen großen Schritt vorwärts.

Es ist für die Entwicklungsgeschichte der tiefern Geistesanlagen, insbesondere für den Aufschwung der Erkenntniß überhaupt hierbei von eigenthümlicher Bedeutung, daß sie ursprünglich nur mit einem ahnenden unklaren Halbwissen begann. Unter dem noch unheimlichen Dämmerlichte dieser tiefern Ahnungen entfalteten sich alle die Gefühle des Aberglaubens, welche der nun folgenden Periode der Zauberreligion, als welche man den sogenannten Fetischismus bezeichnen kann, ihren eigenthümlichen Charakter aufprägen. Jahrtausendlang sollte der Geist von nun an im magischen Zwielicht über den wirklichen Zusammenhang der Wirkungen unter den wichtigsten Naturkräften verharren, und jahrtausendlang mußten sich die Gefühle daher in dieser Hinsicht in eine Unsicherheit und Unruhe getrieben fühlen, von welcher selbst die heutigen Culturvölker nur äußerst langsam und allmählich durch die Macht der wissenschaftlichen und philosophischen Aufklärung befreit werden. Was wunder, wenn sich die Gefühle des furchtvollen Aberglaubens unter allen Völkern so tief in das menschliche Gemüth hineinlebten, daß wir trotz mannichfacher Fortschritte dennoch in

den aufgeklärtesten Ländern im ganzen genommen noch heute unter dem Banne und der Folter dieser abergläubischen, religiösen oder besser irreligiösen Gefühle stehen.\* Die Gefühle des Aberglaubens sind nicht die echten Gefühle der Religion und der Nächstenliebe, aber ihre Entstehung stammt aus jener Zeit, da sich alle Gefühle und Handlungen noch rasch mit der wirklichen Religion verschmolzen. Während die begabtesten und civilisirtesten Völker heute nun allmählich im Begriffe sind, den Scheideproceß der wahren von den falschen Religionsgefühlen und Vorstellungen wieder zu vollziehen und hiermit echte Religion von der unechten mit all ihren Schladen und unreinen Anhängseln zu sondern, ist die Religion der wildern Naturvölker völlig in dieser Verschmolzenheit stehen geblieben. Zauber, Aberglaube und Religion der Nächstenliebe sind bei ihnen in einer unklaren Vermischtheit geblieben, die aufzuklären uns kaum mehr gelingen kann. Haben doch selbst die höhern Culturvölker mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, die der Religion noch heute anklebenden Reste des finstern Zauber Glaubens abzustreifen.

Das Wesen der natürlichen Religion und der Nächstenliebe hatte sich, wie wir sahen, längstens geschichtlich entwickelt unter den Menschen, bevor noch Zauber- und Schamanenwesen platzgriff. Wurde jetzt die natürliche Religion geschichtlich durch das aufkommende Zauberwesen und Wunderwesen überjponnen, so war dieser Zusatz eben nur ein geschichtlicher Anwuchs, der sich nothwendig wieder abstreifen und im Laufe der Zeit also wieder mehr und mehr verlieren mußte. Wie aber keine Auscheidung und Differentiirung vor sich gehen kann ohne Grund und ohne natürliche Bedingungen, die dazu treiben, so kann auch umgekehrt jokusagen kein Anwuchs und keine (noch so merkwürdige) That zu einer Sache hinzukommen, ohne daß die geschichtliche Nothwendigkeit des natürlichen Entfaltungsprocesses dazu die bestimmteste Veranlassung gibt. Die

---

\* Man sehe nur zu, wie sich selbst die geistvollsten Männer in manchen jonderbaren Gewohnheiten vom Aberglauben nicht ganz emancipirten. Und in diesem Sinne erscheinen die Worte Herfs als wahr, wenn er im Eingange seiner bekannten „Zauberbibliothek“ sagt (II, 5): „Die Neigung zum Aberglauben ist durch die innerste Natur des Menschen bedingt.“ Allein man vergesse nicht, daß „die innerste Menschenatur“ das, was sie geworden ist, nur erst im Laufe der Entwicklungsgeschichte wurde. Von einer sogenannten „Angeborenheit“ des Aberglaubens aber kann, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, gar keine Rede sein, und deshalb eben muß auch die Möglichkeit geacben sein, daß wir uns gänzlich von seinen Einflüssen wieder befreien.

Entfaltung des höhern religiösen Entwicklungsprocesses mußte eben nothwendig die Stufe des Wunder- und Zauberwesens durchlaufen. War es den religiösen Gefühlen der Nächstenliebe, die sich entfalteten, im Zusammenhange des ganzen übrigen geistigen Entwicklungsprocesses einmal beschieden, neben sich die Erkenntniß emporkwachen zu sehen, so mußten sich eben diese Gefühle, wie es in ihrer Natur lag, auch sofort dieser primitiven Erkenntniß bemächtigen, um sie zum Nutzen, zum Heil und zum Segen der Menschen zu verwerthen. Diese Verwerthung nun geschah freilich ursprünglich in einer äußerst kindlichen und beschränkten Weise, wie es den Stufen der niedrigsten Erkenntniß und dem dämmerigen Halbwissen entsprach. So trat die früheste und erste Erkenntniß also ganz nothwendig anfänglich in den Dienst der Religion (oder, wie schon oben im Text gesagt, beides war eigentlich noch nicht in der Entstehung genau voneinander zu trennen). Durch dieses ursprüngliche Wechselverhältniß aber entsprangen ebensowol Vortheile für die soeben ausblühende Erkenntniß als für das Wesen der Religion selbst. Die ausblühende Erkenntniß und Wissenschaft fanden in Zauberern, Magiern und Priestern, wie wir später genauer noch sehen werden, einen festen gebiegenen Stamm strebamer Fortbildner, die nothwendig waren, um den intellectuellen Proceß in Fluß zu bringen. Andererseits aber ehrte sich die Religion auf eine natürliche Weise dadurch, daß sie die frühesten und ersten eigentlichen Errungenschaften des Wissens und der Combination praktisch und sittlich hilfreich, und wenn auch noch in sehr kindlicher Weise und nur durch das Wesen des Zaubers, anwendbar zur Erlösung der Menschheit zu machen suchte. Offenbar hob sich durch diese Gesinnung, zu der die sittlich-religiöse Begeisterung die Magi und Flamines hintrieb, das Wesen der Nächstenliebe und Religion bedeutend. Die Religion selbst setzt sich aber durch die früheste Herrschaft über das ursprüngliche Wissen und Erkennen in einen hohen sittlichen Respect, denn die frühesten und ersten Errungenschaften der auf bestimmten Erfahrungen beruhenden Combination waren der Menge noch etwas Neues und Hinreißendes, gleichsam Bezauberndes im wahren Sinne des Wortes, sie fühlte sich hiermit ergriffen und ihre Aufmerksamkeit vor allem wurde so aufs höchste auf die religiös aufstrebenden Kräfte der vom Wissensdrange begeisterten Zauberer und Propheten gerichtet. So verschaffte sich die Religion und ihre Diener mit der Verwerthung des frühesten Wissens eine hohe Achtung und Aufmerksamkeit, die sie nicht zu ihrer weitem Verbreitung und Entwicklung entbehren konnte. Was hätte auch jede tiefere religiöse Offenbarung genügt, wenn sie sich nicht äußerlich hätte stützen können auf sinnliche Mittel, welche die Aufmerksamkeit

zuerst sammelte, sodaß die Augen aller sich auf den Mund des Propheten richten konnten. So strebt jeder religiöse Fortschritt dahin, zuerst die Aufmerksamkeit der Menge äußerlich auf sich zu ziehen und die schwerfällige Gleichgültigkeit oder die ihm entgegenstehende Feindschaft der Masse durch diesen aufmerksamen Anhängerkreis zu überwinden. Auf diese Weise kann es uns in der Geschichte der Religion nicht wundern, wenn wir selbst in verhältnißmäßig noch später Zeit große Religionsstifter halb instinctiv ihre Zuflucht zum Wunder- und Zaubertum nehmen sehen. Es galt eben die Menge zu gewinnen und zu begeistern sowie gläubige Anhänger zu jammeln. Die ursprünglichen Traditionen des religiösen Entwicklungsprocesses brachten es zugleich mit sich, die Zuflucht zum Wunderthum nahe zu legen, ja fast in noch frühesten Zeit verzeihlich und nothwendig zu machen. So erklären sich die Wunder und alle hierher gehörigen vielfältigen ähnlichen Erscheinungen allein aus der ganzen Geschichte der Religion und des Menschengesistes. Während in hochcultivirten Ländern alle derartigen Erscheinungen sich als Anachronismen darstellen, hat es eine Zeit gegeben und gibt es noch heute unter den Naturvölkern eine Zeit, in welcher der Geist instinctiv und nothwendig sich getrieben fühlt, das Wunderthum mit der lebendigen Religion zu ihrer bessern Wirksamkeit zu verschmelzen. Heute, wo die civilisirten Völker die geheimnißvollen Wirkungen der verborgenen Naturkräfte besser kennen gelernt haben wie ehemals, haben auch die Wunder an Macht verloren, und obwohl wir den feinem, tiefem und geheimnißvollen Zusammenhang der mannichfachen Kräfte noch immer nicht ganz und vollkommen klar durchschauen, steht das Wesen der Religion dennoch zu hoch, als daß das Priestertum nöthig hätte, der Wissenschaft die Kraft und das Streben zu entziehen, alles Geheimnißvolle in den Naturkräften völlig klar zu legen.

Bevor wir in den Anmerkungen noch einiges über die Verbreitung und geschichtliche Entwicklung des Zaubers überhaupt und besonders in den Culturländern hinzufügen, sei es uns noch gestattet, die Frage über die „Angeborenheit des Aberglaubens“ und die sich an den Aberglauben knüpfenden Vorstellungen des Uebernatürlichen und Wunderbaren vom psychologischen Gesichtspunkte zu betrachten. — Der eigentliche Aberglaube oder wenn wir wollen Zauberglaube wurzelt, wie wir wissen, psychologisch in einer unklaren mystischen Betrachtungsweise des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung und den ineinandergreifenden Bedingungen, auf denen sich die Erscheinungsweise der Naturkräfte gründet. Weil aber dieser Zusammenhang nicht klar übersehen und erkannt wird, geräth Vorstellung und Gefühl hier in jene ängstliche Unsicherheit, in welcher alle weitem

Fragen zur Untersuchung in kindlicher Einfalt dadurch abgeschnitten werden, daß man den Zusammenhang ins Geheimnißvolle und sogenannte Uebernatürliche hinausrückt, unter dessen absolutem Dunkel der natürliche Zusammenhang der Naturkräfte geleugnet und voreilig zur Seite geschoben wird. Es tritt eben gleichsam für die Vorstellung hier eine geheimnißvolle Hand dazwischen, die den sonst beobachteten Hergang und Zusammenhang der Wirkungen unterbricht, um einen völlig unbekanntem übernatürlichen, durch unbekanntes Fernwirkung vermittelten Causalnexuz einzuführen, der neben dem bisher beobachteten nun gänzlich eigenartig in der Luft schwebt und mit ihm nicht mehr zu vergleichen ist. Möge diese Art von Causalnexuz als ein geheimnißvoller Rapport, oder als Sympathie, oder auch kurzweg in seiner Abänderung als Wunder bezeichnet werden, immerhin ist es psychologisch von Wichtigkeit, zu beachten, daß der natürliche und der übernatürliche Causalnexuz sich so fern voneinander, oder geradezu so gegenüberstehen, daß beide sich wie Bekanntes und völlig Unbekanntes gegenseitig völlig verdunkeln und aufheben, und solange das Unbekannte seines sogenannten übernatürlichen Charakters nicht entkleidet wird, sich auch nicht vergleichen lassen. Wir ersehen, daß um zwei Gegensätze zum Bewußtsein zu führen, die sich miteinander contradictorisch aufheben, der kindliche Menschengestalt in seiner Betrachtungsweise schon ziemlich weit vorgeschritten sein mußte; denn im tiefstehenden Bewußtseins-horizonte des Thieres und des noch thierischen Menschen haben die künstlichen Vorstellungen eines contradictorischen Gegensatzes von Natürlich und absolut Uebernatürlich oder von Etwas und Nichts u. s. w. in dieser Weise noch keinen Boden, um entstehen zu können. Zwar bezieht das kurzichtige Thier ähnlich wie das Kind Ursache und Wirkung häufig sehr unrichtig und falsch aufeinander, und die angeborene Betrachtungsweise der Dinge durch das Glas von Ursache und Wirkung betrachtet, unterliegt daher auf der thierischen und kindlichen Stufe oft den größten Täuschungen nach vielen Seiten, aber diese kindliche Täuschung im Fehlgreifen der richtigen Beziehungsweise involviret noch nicht statt dessen die Substituierung eines übernatürlichen und übersinnlichen Causalzusammenhangs, und noch nicht die Herbeiziehung der Vorstellung des Uebernatürlichen und Wunderbaren, die jetzt eine Rolle zu spielen beginnt, und dem Wesen des Zauberszusammenhangs und Wunderzusammenhangs zur Voraussetzung dient. Denn nur hiermit erst wird recht eigentlich die Vorstellung der völligen Kenntnißlosigkeit des Zusammenhangs ins Bewußtsein gehoben. Die Macht und Gewohnheit, alle Wirkungen im betrachteten Zusammenhang auf irgendwelche nahe liegenden (wenn auch falsche) Ursachen

zu beziehen, ist den Thieren und allen Geschöpfen so innewohnend, daß sie den Begriff der sich dazwischenschiebenden geheimnißvollen übernatürlichen und durch Fernwirkung herbeigeführten völlig unbekanntem Ursache als Wunder und Zauber im eigentlichen Sinne noch nicht zu bilden vermögen. Dieser letztere Begriff mußte daher erst, wie wir sahen, psychologisch, geschichtlich entstehen, um im Bewußtsein zur Geltung zu kommen, er mußte mit Einem Worte dem Menschen erst wirklich bewußt werden. Und sonderbar, nur erst durch die Kenntnißnahme und Bildung des scharfen Gegensatzes und durch Aufnahme des Begriffs des erkennbar Natürlichen und des unerkennbar Uebernatürlichen wurde dem Menschen auch das Wesen des eigentlichen Causalnexes erst in einem höhern Sinne völlig bewußt, und erst jetzt begann dieses ihm angeborene Gesetz ihm klarer vor die Seele zu treten, erst jetzt begann der Mensch ein Nachdenken an das Verhältniß von Ursache und Wirkung zu knüpfen, ein Nachdenken, daß die sinnlich und unbewußt handelnden Thiere und die frühesten Urmenschen hierüber nicht entwickeln und wozu der Urmensch daher erst von neuem durch Erfahrungen angeleitet werden mußte. Läßt es sich psychologisch durch Experimente leicht zeigen, daß das Thier unbewußt und instinctiv stets Wirkungen auf nahe liegende Ursachen thatsächlich zurückbezieht, sodas wir deutlich erkennen, wie angeboren diese Betrachtungsweise ihm ist, so läßt es sich andererseits leicht zeigen, daß der Geist nur erst später, sobald das Gesetz ins wirkliche Bewußtsein getreten ist, von neuem daran anknüpft, um nunmehr Ursache und Wirkung nicht nur aufeinander einfach nahe liegend zu beziehen, sondern den Zusammenhang erst reflectirt zu suchen, und zwar angeregt durch die Erfahrung, daß es nicht immer die nahe liegenden Beziehungen sind, durch welche sich Ursache und Wirkung vermitteln, sodas es oft schwierig ist, diese Vermittelung zu finden. Die Naturvölker und die niedern Stämme, sowie anfänglich die Urmenschen der hier behandelten Feuerperiode, verließen sich auf die erkannten Schwierigkeiten der neuerkannten oft fern wirkenden Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung, und da sie noch nicht im Stande waren, die Mittel herbeizuziehen diese Beziehungen exact zu erforschen, so verfielen sie nun in Combinationen, die sie zwar der thierischen Auffassung überhoben, aber sie zugleich auch im Gefühle viel ängstlicher und abergläubischer machten. So, sehen wir, wurde die sinnlich naheliegende und naive Causalauflassung auf Grund neuer Entdeckungen und Erfahrungen, welche das Thier nicht mehr zu machen im Stande war, durchbrochen und ersetzt durch den empirischen Hinweis auf fern wirkende Mächte und Heilkräfte. Erst als die Zauberer durch geschichtliche Ereignisse und Entdeckungen auf den tiefern und verstecktern Zusammenhang von Ursache

und Wirkung aufmerksam zu machen im Stande waren, begann der Mensch empirisch auch sein Nachdenken auf dieses geheime Verhältniß zu richten, und nur jetzt erst begann er, ängstlich und zweifelhaft gemacht, überall noch tiefer liegende Geheimkräfte zu wittern und vorauszusetzen, die das Thier und der Urmenſch früher gar nicht in ihrer sinnlichen unmittelbaren (naiven) Betrachtungsweise ahnen, und da sie von der Gewohnheit abhängig sind, sich auch hierüber keine Schmerzen bereiten. War das Thier erkrankt, so war es gezwungen, sich der zunächstliegenden Ursachen zu bemächtigen, um sich diesen Zustand zum Verständniß zu führen. Es bezog daher psychologisch folgerichtig die Krankheit auf feindliche Wesen, die in seinem Leibe Schmerzen verursachten; der früheste Urmenſch konnte unter dem Lichte der thierisch-naiven Weltanschauung nicht anders denken. Anders der jetzt in die fetischistische Anschauung übergetretene Urmenſch und der heutige Naturmenſch. Ein Kaffer schlug von einem Schiffsanker eines gestrandeten Schiffes ein Stück ab und starb bald darauf, und siehe da, man bezog jetzt die Ursache seiner Erkrankung und seines Todes auf den entfernt liegenden Anker. In andern Fällen ist es ein entfernter Feind, ein entfernter Dämon, Zauberer oder dergleichen. Kurz, der in die fetischistische Betrachtung übergetretene Mensch fühlt sich, unähnlich seiner frühern naiven Beziehungsweise gegenüber, die ihn zum Nächstliegenden zu greifen zwang, dahin getrieben, nach einem fern wirkenden ursächlichen Object zu suchen, dessen Macht übersinnlich verborgen ist. Aus seiner bisherigen Gewohnheit jetzt hiermit aufgeschreckt, beginnt für den Menschen und seine empirische Betrachtungsweise der Dinge nunmehr eine neue, anfänglich offenbar ängstlichere, zweifelhaftere Anschauung der Objecte. Eine ganze Reihe von bestimmten Objecten werden durch die Ideenassociation jetzt abergläubisch mit Geheimkräften ausgestattet und beginnen sich so vor dem Bewußtsein zu verzaubern. Aufgeschreckt aus der rein unmittelbaren bisherigen gewohnheitsmäßigen sinnlich-naiven Betrachtung, und andererseits kritisch noch unfähig, den richtigen und correcten Zusammenhang der Bedingungen vollständig zu überblicken, geräth das Bewußtsein in das Dämmergebiet juchztoller Ahnungen, die es beklemmen und die den Menschen mit einer Scheu gewisse Gegenstände betrachten lassen, die er früher gleichgültig ansah. Diese Art von kritisch zweifelhafter und bewußt abergläubischer Betrachtungsweise der Dinge, sagten wir, lernt das Thier in der Entwicklung nicht mehr kennen. Die Fragen, welche das Thier an die Objecte stellt, beantwortet es sich ebenso wie der früheste Urmenſch rasch, es untersucht und prüft die Dinge zuerst dahin, ob sie ihm Zutrauen einflößen, ist das

der Fall, so gewöhnt es sich merkwürdig rasch an dieselben, oder aber es wittert an ihnen etwas Gefährliches, dann aber flieht es unfehlbar, ohne einen Augenblick zu zweifeln. Niemals kommt das Thier zu dem schon reflectirten Gedanken, daß ihm die im Objecte stehenden gefährlichen übernatürlichen Geheimkräfte auch nützen könnten, sobald es sich bemüht, sie geneigt zu machen durch Anbetung und Ehrfurcht. Dieser Gedanke des Ausnützens der heiligen (d. h. heilenden) Geheimkräfte durch eine Art von religiöser Weihe und Anbetung, mußte daher erst geschichtlich am Experiment erfahren werden. Denn nur mit der ersten hierauf bezüglichen Erfahrung konnte der Schluß heranreifen, daß unsichtbare Geheimkräfte der Macht des Menschen zugänglich sind, sobald er es nur versteht, sie durch Zauber und heilige Handlungen zu gewinnen. In diesem Sinne waren daher die ersten Magier und Flamines, als die frühesten Entdecker übersinnlicher Heilkräfte, die Urheber des Zauber- und Fetischdienstes und derjenigen zauberischen Naturanschauung der Dinge, von der der primitivste Urmensch und das Thier noch nichts wußten, da sie über die naive oberflächliche Erfahrung des Augenscheins nicht hinausgingen. Es sind also die Flamines und Zauberer der Urzeit die ersten kritischen Zweifler am augenscheinlichen Zusammenhange der Dinge überhaupt. Sie zerreißen zum ersten male die kindliche Betrachtungsweise der Dinge und finden sich kraft ihres Zweifels in die ersten mit einer primitiven Naturforschung beginnenden reflectirten Betrachtungen hinein. Die primitiven Flamines der Urzeit repräsentiren zugleich die ursprüngliche Wurzel aller spätern durch Arbeitstheilung und durch Differentiirung entstandenen Gebiete der intellectuellen Anlagen. Sie schließen den wahr sagenden Priester und, wenn wir wollen, Theologen ebenso in sich, wie den begeisterten Künstler und den kritischen Naturforscher und Philosophen. Erst mit dieser Einsicht in die Wurzel und den primitiven Sachverhalt begreifen wir die Verwandtschaft sowie auch den Streit und die Feindschaft der Anschauungen aller durch Differentiirung hervorgegangenen Vertreter dieser zusammenhängenden geistigen Gebietszweige. Nicht über alle Gegenstände zugleich gerieth das kindliche Bewußtsein aus der Gewohnheit seiner beruhigten angewöhnten Betrachtungsweise heraus, sondern zuerst und zunächst waren es diejenigen Objecte, welche mit dem frühesten Naturzauber in Verbindung und in einer gewissen Ideenassociation standen, welche sich im mystischen Lichte des Zaubers verklärten und sich mit einem geheimnißvollen Gewande umkleideten. Zunächst waren es Feuer und Wasser, deren Wirkungen die primitivsten zauberischen Naturforscher sehr bald in ihrer merkwürdigen Wirkungsweise aufeinander schäzen, anwenden und abergläubisch heilig

(heilfähig) und nutzbar zu machen suchten. Durch diese furchteinslösende Heißfähigkeit wußten sich die Magier und Flamines der Urzeit in eine außerordentlich ehrfurchtsvolle Achtung zu setzen, und da ihnen vorzugsweise die gedrückte Menge und die Heimgesuchten entgegenkamen, so brachte ihnen die Menge nach dem Brauche der Urzeit Weihgeschenke und Opfer, indem sie Trost, Rath, Heilung und Hülfe beanspruchten. So wurden ihnen Trant und Feldfrüchte dargebracht als die frühesten allgemeinen Opfergaben, die man auch den Leichen mit ins Grab gab, doch brachte man ihnen auch Fleisch, vielleicht, wie zu vermuthen steht, selbst Menschenfleisch, dessen Verpeisung, wie wir gesehen haben, sich mit religiösen Gebräuchen verschmolzen hatte. Später, als der Cultus des Feuers der Magier und Flamines sich ausbreitete, warf man das Fleisch der Thiere als Opfer ins Feuer, das bisher roh genossene Fleisch wurde gebraten und nun als heilende, heilige Speise verzehrt und in abergläubischer Verehrung genossen. Erst später, vielleicht nach Jahrhunderten, als das Feuer und sein Cultus ganz allgemein geworden waren, entwickelte sich aus einem derartigen lange Zeit instinctiv betriebenen religiösen Gebrauch die schöne Culturform der Kochkunst, die wir so hoch schätzen, ohne zu ahnen, wie lange es gedauert haben mag, bevor sich der Mensch diese Sitte auf natürliche Weise aneignete und den gewohnten Rohgenuß der Speisen hiergegen zurückstellte. Eine Reihe von andern religiösen Sitten und Gebräuchen, die sich an die Heilighaltung des Feuers knüpfen, wie die der Leichenverbrennung u. a. (die sich zugleich an den nunmehr entstehenden Seelenbegriff knüpfen), werden wir im folgenden Kapitel genauer kennen lernen. Neben den Geheimkräften von Feuer und löschendem Wasser, die ursprünglich wol sehr früh dem Zauber verfielen, war es nun gleichzeitig die Zauberkraft von Holz und Stein, oder richtiger gewisser Holz- und Steinarten, die sehr rasch ein geheimnißvolles Ansehen erzwingen mußten. Was den Begriff der elementaren Luft anlangt, so sind einige Völker (wie z. B. die Brasilianer, vgl. Martius) noch heute nicht im Stande, ihn zu bilden, sie kennen gar kein Wort für Luft, und die sogenannte Atmosphäre existirt für sie nicht. Was sie bilden und ausdrücken, ist nur der Begriff der stark bewegten Luft, also der Wind, der Sturm und Orkan, die sich durch Empfindung geltend machen. So erklärt es sich, daß, als sich eine Reihe von Objecten verzauberte, daher auch sehr bald Wind und Sturm, welche die lobenden Flammen und Rauchsäulen so deutlich bewegten und den Weihrauch gen Himmel zu führen schienen, in das Gebiet der erhabenen geheimnißvollen Wesen übergangen, welche Anbetung auf sich zogen, wie denn in der That vorzugsweise Perser und Inder,

sowie Celten u. s. w. Wind und Sturm (wie sich zeigen wird), besonders aber den mit dem flammenden Blitze in Beziehung stehenden Gewittersturm verehrten. Neben den Elementen von Feuer, Wasser und Luft, oder besser Sturm, gerieth die Erde, als Allgemeingut, nur erst sehr spät in das Bereich der Betrachtung. — Ueber die magische Kraft des Feuers liesse sich ein Buch schreiben (vgl. zunächst hierüber Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie“, Jahrg. 1, Heft 5), nicht minder über die magischen Steine und Holzarten, Sträucher, Quellen, Flüsse, Bäume und Zauber- und Wunderkräuter. Was die Steine anlangt, so haben wir nur an die vielen großen Wundersteine des Orients zu denken, man erinnere sich des Zaubersteins Mnizurim, der in der chaldäisch-ägyptischen Theurgie eine so große Rolle spielt. Man lese das letzte Buch der Naturgeschichte des Plinius, um über den Steinzauber unter den alten Culturvölkern einen Begriff zu erlangen. Von den Naturvölkern will ich gar nicht reden, da sich Bände hierüber anfüllen ließen. Daß endlich auch durch die ursprünglich mit der Magie verschmolzene Heilkünstelei mancherlei eigenthümliche Pflanzen und Kräuter dem Zaubertraje anheimfielen, leuchtet ein. Man benutzte ihre Säfte zugleich zur Bereitung berauschernder Getränke, durch welche die natürliche Begeisterung zur nervösen Ekstase überging, die bekanntlich ein uralter Brauch der Magie und der wahrtragenden Geheimkünste ist. Die Reihe solcher Kräuter, wie sie bei Naturvölkern vorkommen, anzuführen, würde hier zu weit führen. In den alten Culturländern war zu diesem Zwecke sehr früh der Aglaophtis (wahrscheinlich Hagebutte oder auch die Pöonie) in Gebrauch; man denke an das Dyriskraut, an das Johanniskraut, an die Somapflanze u. s. w., und würden wir geschichtlich fortfahren, so würde sich zeigen, daß wir in diesen fetischistischen Geheimkräutern die Urahnen unserer heutigen Heilkräuter zu suchen haben, ohne welche die Pharmacie nicht bestände, wol auch die Medicin nicht in der Art zur Entwidlung gekommen wäre. — Bestimmte Strauch- und Baumgewächse, die sich ihrer Härte oder Trockenheit wegen zum Feuerreiben ganz besonders eigneten, geriethen vor der kindlichen Phantasie und Ideenassociation gleichfalls in das Reich des Zaubers und der übernatürlichen Wirkungen. Sehr bald schlossen sich hieran noch andere Dinge an, und der Zauber begann sich nun mehr und mehr auszubreiten und Tausende von fast indifferenten Objecten tauchten jetzt mit zauberthätigen Geheimwirkungen auf. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, die große Reihe von merkwürdigen Gebräuchen auch unter den Naturvölkern zu erwähnen, die uns in dieser Hinsicht interessiren könnten und die noch heute häufig die innigste Beziehung des Zaubers zum Feuer-cultus darbun, sodas wir ganz allgemein erkennen, wie alles Schamanen-

und selbst das cultivirtere Priesterwesen des Alterthums mit Feuer, Licht und Rauch in die innigste Verbindung treten, was uns besser noch einleuchten wird, sobald wir im Folgenden die neue Weltanschauung betrachten lernen, die während der Licht- und Feuerperiode am Horizonte des menschlichen Bewußtseins emporstieg und welche nicht sowol neue Begriffe ins Leben rief, als sie den Sinn des Menschen zugleich zu dem flammenden Blitze und zu den feurigen Gestirnen hinüberleitete, um so aus dem engeren bisher betrachteten Kreise den Blick des Urmenschen auch auf den Makrokosmos richten zu machen.

Legen wir uns nun bei dieser Gelegenheit nochmals die Frage über Ursprung und Verbreitung des Feuercultus und des Zaubers vor, so müssen wir fürs erste das nicht unwichtige Factum verzeichnen, daß unter allen Völkern der Erde nicht sowol das Feuer selbst als vielmehr auch eine bestimmte Weise der Heilighaltung und des Cultus desselben aufgefunden wird. Und ganz ebenso verhält es sich mit dem Zauberkultus. Bei den Californiern ist wie bei den Namaquas, Buschmännern, Wilden von Guiana, Grönländern, Ostjaken, Samojeden u. s. w. Götter- und Zauberdienst ebenso wie Priester und Zauberer synonym (vgl. „Uebersetzungen zur Geschichte unserer Zeit“, Jahrg. 1812, S. 7). Mögen wir gehen wohin wir wollen, überall finden wir die Völker der Erde bis zum Zauberkultus und dem sich hieran anschließenden Fetischismus vorgebrungen und entwickelt. Sei es der die australischen Völkerschaften durchziehende Koradschi, der sich des Nachts auf die Gräber der Verstorbenen legt, um an sie (und an den Seelen- und Gespenstercultus, der uns im folgenden Kapitel entgegengetreten wird) seine Zauberei anzuknüpfen, oder der südamerikanische Pajé, dem die Geierarten die Boten der Verstorbenen sind, oder endlich der sogenannte Medicinmann der nordamerikanischen Rothhäute und der Schamane der Polarländer, der noch heute mit Steinen, Holzstückchen und Schlangen zaubert, — in allen Weltgegenden hat der Zauber Wurzel geschlagen und Nachahmung, Verbreitung und Verständniß gefunden. Mythen, Sagen und Traditionen feiern große Zauberer und mit Drachen kämpfende Helden, und sonderbar, die Mythen aller Völker feiern den ersten Erfinder des Feuers oder noch gewöhnlicher denjenigen, der es ihnen nach vorhergegangenem Verlust aufs neue zurückbrachte\*) und es ihnen anzündete. Allein nur in Culturländern der Erde ist der Feuer- und Zauberkultus zu einer Höhe von wahrhaft geschichtlicher Bedeutung und Entwicklung emporgewachsen. Und das erklärt sich uns, sobald wir

\* Bastian, „Zeitschrift für Ethnologie“, Jahrg. 1, Heft 5.

die niedere Begabung aller peripherisch stehenden Völker (vgl. Bd. 1, Kap. 5) in Betracht ziehen und beachten, daß sie den Zauber nur durch Nachahmung in sich aufnahmen und von Stamm zu Stamm verbreiteten. Dazu kam, daß die Zauberpriester unter den meisten niedern Völkern nur wild umherzogen, ohne sich zum Staate ein für allemal eine feste Stellung zu geben. Ohne Anlehnung an die weltliche Macht aber bedurfte es oft der furchtbarsten Einwirkungen auf das Volk, um dem Zaubertume dauernd Achtung zu verschaffen; die wild umherziehenden Zauberer niederer Völker bleiben aus diesen Gründen daher vorzugsweise auf den Aberglauben angewiesen, den sie durch Hinweis auf die Seltsamkeit ihrer Künste zu erregen wissen. Und da sich die Menge so leicht an das Seltsame gewöhnte, so mußten folgerichtig hier die größten Ausschweifungen als Erregungsmittel in Anwendung gezogen werden. In den Culturländern kam hingegen den Zauberern die Menge mit größerem Verständniß entgegen, aber auch hier hätten sie sich in ihrem Einflusse nicht dauernd behauptet, wenn sie ihre Kunst nicht beschränkt und das Heilwesen und sich selbst nicht in den Dienst der überirdischen, übernatürlichen Götter gestellt hätten (vgl. die folgenden Kapitel). Wir haben im vorigen Abschnitt nachzuweisen versucht, daß wir Grund haben, unter den Culturvölkern in den kaukasischen Stämmen diejenigen zu suchen, von denen die Erfindung des Feuers vorzugsweise ausging. Hiernach wäre der Orient also die ursprüngliche Wiege des Feuerkultus, und hier wären also auch die Stätten zu suchen, an denen die frühesten Magier auftauchten, um hervorragende Epoche in der Urgeschichte zu machen. Ich unterlasse es vorerst, im einzelnen die große Reihe der Gründe aufzuführen, die uns mit tausend Fäden von Mythen, Traditionen und Thatfachen in Bezug auf die Feuerentdeckung zu den Urstätten der Indogermanen leiten. Seitdem es dem trefflichen Kuhn gelungen ist, uns den Feuermythus dadurch verständlicher zu machen, daß er die berühmte Prometheus-sage mit den Sagen der Inder als den ältesten der indogermanischen Urstämme verglich\*, ist es uns bezüglich der Feueranbetung immer klarer geworden, daß bei den Indogermanen überhaupt diese Fäden sich zu einem Knoten schürzen, den wir nur im Hinblick auf die früheste Urgeschichte des Indogermanentums selbst vollständig zu lösen im Stande sind. Eins steht fest, kein Volkstamm der Erde besitzt so tief eingegrabene Traditionen in Bezug auf den Feuerkultus wie der der Indogermanen, und Semiten, namentlich Inder, Germanen, Pelasger, Perser, Hebräer und

---

\* Vgl. Adalbert Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen“.

Römer besitzen nach dieser Seite hin die hervorragendsten Traditionen. Kein Volk vermag in dieser Hinsicht an solche Wurzeln anzuknüpfen wie diejenigen, an welche sich der Prometheuscultus anlehnt, wie er auf Kolonos noch in später Zeit geübt wurde, und wie ihn in noch deutlicheren Zügen, wenn auch in anderer Art, die übrigen indogermanischen Stämme gleichfalls wiederfinden lassen. Licht und Feuer, sowie Zauber- und Magierthum, das sind die merkwürdigen Grundbuchstaben, die uns aus dem Buche der frühen Vorzeit jener Stämme immer und immer wieder zusammen entgegenleuchten. Dabei wollen wir nicht so vorurtheilsvoll sein, der übrigen der begabtesten Völkerstämme, namentlich der Semiten und Hamiten, hierbei gar keiner Erwähnung zu thun. Wie wäre es dem Dichter der Genesis möglich gewesen, sein tiefsinniges „Es werde Licht“ mit einer solchen Begeisterung niederzuschreiben, hätten ihn nicht die Ueberlieferungen seines Volkes im Hinblick auf die herrschende Religion und die uralte Zoroastrische Lichtlehre (von der wir später handeln werden) hierzu angeleitet? Auch die semitischen Völker standen der Sache daher nicht so fern wie viele andere, wengleich es den Anschein hat, als treten sie gegen die Indogermanen in dieser Hinsicht dennoch zur Seite.

Schon bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen (was in dem Kapitel über die Auffassung des Mythos noch genauer geschehen wird), daß in den tiefen weitverbreiteten Sagen der Völker nicht immer nur reine Gedankenge spinsle einer bunten verschwommenen dichterischen Phantasie zu suchen sind, sondern im Gegentheil, die genauere Theorie des Mythos wird uns lehren, daß wir häufig genug auf bestimmte Wurzeln und Anknüpfungspunkte stoßen, in welche sich traditionelle Thatfachen von geschichtlich weittragender Bedeutung mischen.\* Es ist hier noch nicht der Ort, psychologisch zu untersuchen und genauer nachzuweisen, daß die ganze Entstehung und Verbreitung des Mythos gewisse Stammwurzeln besitzen mußte, um überhaupt verständnißvoll fortwuchern zu können und auf den geflügelten Wegen der Phantasie weitere Sprossen zu treiben und angedichtete Pfropfreiser mit der Stammsage zu verschmelzen.\*\* Ohne Zweifel birgt auch die, wie Kuhn gezeigt hat, mit der Erfindung und Erzeugung des Feuers in Verbindung stehende Prometheus-sage eine tiefere feste Stammwurzel in sich, die weit mit ihren Ueberlieferungen in

---

\* Der Mythos ist also nicht immer, wie M. Müller darlegen will, bloße Dichtung.

\*\* Vgl. das letzte Kapitel dieses Abschnitts.

die Urgeschichte mit ihren Erlebnissen und Ereignissen zurückreicht. Freilich hat sich diese Ueberlieferung im Laufe der Zeit mit einem Netzwerk von phantastischen dichterischen Zusätzen und einem duffigen Gespinste halbdräumerischer Gedankengebilde umkleidet, so daß nur sehr wenig noch von den thatsächlichen Anknüpfungspunkten hindurchschimmert; dennoch läßt sich mancher leise Anklang an den wirklichen Sachverhalt hier und da nicht verkennen. Offenbar ist der hier erwähnte Mythos geschichtlich erst während der Zeit der nun folgenden Licht- und Feuerperiode entstanden. Gestirns- und Gewitterdienst\* verschmolzen zugleich mit all ihren mythisch-symbolischen Vorstellungen der spätern Zeit mit dem ursprünglichen halbvergessenen traditionellen Factum der Feuererfindung, dessen Andenken indessen noch in der Priesterwelt in später Zeit in gewisser Weise lebendig war. Wir haben es hier nicht mit der sprachlichen Kritik der von Ruhn erlangten Ergebnisse bezüglich des betreffenden Mythos über die Herabkunft des Feuers zu thun, und verweisen kurz auf die Kritik von Steinthal in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, II, 1—23, und auf den Artikel „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele“, psychologisch entwickelt von H. Cohen, ebend., V, 396; vgl. ferner „Ausland“ Jahrg. 1869, S. 1039 fg., Professor Spiegel, „Briefe über vergleichende Mythologie“. Das aber geht im allgemeinen aus allen Untersuchungen und Beurtheilungen hervor, daß das ursprünglich gezündete Urfeuer in deutliche Verbindung mit den ersten Priestergeschlechtern gebracht wird. „Mâtarigvan“, so erzählt die Sage, „holt den Agni (das Feuer), da es von der Erde verschwunden war, und sich in einer Höhle verborgen hatte, von den Göttern zurück und verleiht ihn den Bhrgus, einem der ältesten Priestergeschlechter, oder dem Manu (dem Stammältesten, zugleich als ersten und höchsten Menschen).“ Agni selber aber wird auch Mâtarigvan genannt, und zwar ist (nach Roth) diese Bedeutung die ursprünglichere, das Wort Mâtarigvan bedeutet „der in der Mutter Schwellende“, wobei sich der Begriff der Mutter auf die arani (das sind die beiden reibenden Hölzer, mit denen das heilige Feuer gezündet wurde) bezieht. Der Agni selber hat eine Reihe von Beinamen, die sich bald auf Mâtarigvan, das sind die zündenden Hölzer, bald auf die Bhrgus, das sind die ursprünglichen Feuerpriester und Feuerbringer, endlich auch noch auf den Atharvan, das ist der Stammvater eines noch andern Priestergeschlechts, das auch als feuerbringendes bezeichnet wird, beziehen.\*\* Aus alledem geht zur Genüge hervor, wie innig der Mythos an die gegebenen geschichtlichen

\* Vgl. das folgende Kapitel.

\*\* Ruhn, „Die Herabkunft des Feuers“, S. 7 fg.

Verhältnisse anknüpft, um von dieser Wurzel aus nun die verschiedensten mythologischen Phantasien, die sich theils auf die Gestirne, theils auf Blitz und Gewitter beziehen, fortzuspinnen.

Von der Verbreitung des Zaubers haben wir bereits gesprochen, sie ist gleich der des Feuers eine ganz allgemeine, und wir finden nicht nur kein Volk ohne Feuer und ohne Zaubertum, sondern alle Völker sind auch zugleich in die sich nunmehr unter dem Einflusse der Feuerkenntniß bildenden neuern Weltanschauung übergetreten, die wir mit ihren wesentlichsten neuen Gebräuchen und Begriffen im Folgenden beleuchten werden. Bevor wir jedoch dieses Kapitel schließen, ist es von Wichtigkeit, noch einiges über die neben der spätern Entwicklungsgeſchichte der Religion nebenherlaufende Entwicklung der Zauberei in den Culturländern hinzuzufügen.\*

Das Wort Magie deutet unverkennbar bezüglich seines Ursprungs nicht nur auf etwas Erlaubtes und Gutes hin, sondern es bedeutet auch sogar etwas Ehrenwerthes, Großartiges, Respecteinflößendes. Meh oder Megh im Persischen = groß, trefflich, geehrt. Meghestan ist die Allgemeinbezeichnung der Schüler des Zoroaster.\*\* Wir finden die sogenannte Magie bei den ältesten orientalischen Völkern uranfänglich in der Geschichte in der That noch als etwas sehr Geachtetes. Bei den Persern, Medern, Indern und Aegyptern gilt die Magie als die treffliche und wichtige Kunst, geheime Naturkenntnisse zum Nutzen der Menschheit, d. h. im sittlichen, religiösen Sinne zu verwerthen. Allein

---

\* Vgl. hierüber: Eunemoser, „Geschichte der Magie“ (Leipzig, 1844); Georg Konrad Forst, „Zauberbibliothek“ (5 Bde., Mainz 1821); Soban, „Geschichte der Hexenproceſſe aus den Quellen dargestellt“ (Tübingen 1843); J. Görres, „Die christliche Mystik“, (5 Bde.) Bezüglich der Zauberei unter den Naturvölkern vgl. Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, Bb. 2.

\*\* Auch mit dem Sinn und der Bedeutung der Erzeugung einer hervorragenden „außerordentlichen Wirkung“ hängt das Wort Zauber in etymologischer Beziehung zusammen. Tylor sagt hierüber: „Die Weise, in welcher die magischen Künste sich das Wort thun angeeignet haben, als beanspruchten sie die Fähigkeit des Thuns par excellence, gibt uns bisweilen eine Gelegenheit, ihre Bedeutung im Geiste des Volks zu erproben. Wie in Madagascar die Zauberer und Wahrsager von Mantitanana (vielleicht mit Pramantha zusammenhängend) den Namen Mpissa, d. i. Wirker (Erzeuger) erhalten haben. Im Sanskrit hat die Magie sich einer ganzen Familie von Wörtern bemächtigt, die von Kr, thun abgeleitet sind. Krtya, Zauberei, Krtvan, bezaubernd (wirkend, erzeugend), Kärmana, Bezauberung (hervorragendes Werk, That)“.

schon verhältnißmäßig früh ging die Idee der Magie in andere Zweige über und es erhielt sich ein dürrer Sproß mit dem sehr rasch die gute und heilige Bedeutung des Wortes erlosch. Das ursprüngliche Zaubertum mußte sich in der That rasch im Laufe der Entwicklung zersetzen und differentiiiren. Der Keim, die Naturkenntnisse zu verwerthen, bildete sich unter den Priestern später zur eigentlichen Heilkunst aus. Aus dem instinctiv begeisterten Tröster und durch Nächstenliebe geleiteten Priester wurde später alsbald zugleich ein nach den Sternen wahr sagender Seher, Prophet und Orakelspender, und der Sinn, die Kräfte der Natur zu ergründen und den Weltzusammenhang zu begreifen, führte schließlich bekanntlich zur Philosophie und zur kosmologischen Wissenschaft. Auch der im primitivsten Zaubertume ursprünglich vertretene geschickte Handwerker und Künstler wandte sich später nach der Steinzeit den verschiedensten Künsten und Kunstarbeiten zu. Hauptsächlich war es die Metallarbeit, die sich in dem später beginnenden Metallzeitalter diese Feuerschamanen kunstgerecht zuerst aneigneten. Die Ueberlieferungen hiervon und die Anklänge an das uralte Feuerzaubertum haben sich denn auch am meisten bei den Feuerschmieden der alten Völker erhalten.\* In späterer Zeit, als sich in den Culturländern aus dem Priester als Opferer der Orakelspender, der Wahrjager und Prophet, der Arzt und der musiktreibende Künstler hervorgebildet hatten und alle diese durch Arbeitstheilung entstandenen Priesterfunctionen zunftmäßig gemeinsam fortgebildet und geleitet wurden, da bildete sich dem gegenüber in sehr vielen Culturländern nebenher noch ein unzüftiges wildes Priester- und Wahrjagerthum aus, das an die Zauberei anknüpfte und den zunftmäßigen Priestern ins Handwerk pflußte. Als später alsdann die Lehre des Zoroaster Boden gewann, welche, wie wir sehen werden, an den Gegensatz des Lichts und der Finsterniß anknüpfte, da entwickelte sich sehr rasch zugleich eine sogenannte schwarze und weiße Magie. Die weiße Zauberkunst trat mit dem Lichte in Beziehung, es war zugleich die von den Priestern zunftmäßig heilig gehaltene, denn sie konnte nur von guten Seelen ausgeübt werden. Dieser Lichtzauber hat sich noch heute in Anklängen in der Kirche erhalten, man denke an die brennenden Lampen in den Kapellen, an die Lichter des Altars, an den Weihrauch und die Räucherung u. Der unzüftige, von den Priestern gehaßte Zauber knüpfte an die Macht der Finsterniß an, er konnte nach dem Ausspruche der

---

\* Die Schmiede der südafrikanischen Negervölker lassen sogar noch heute mancherlei Gebräuche erkennen, die an das eigentliche Zaubertum, das jetzt der Schamane übt, erinnern.

Zunftpriester nur von bösen Seelen betrieben werden, und es prägte sich dieser Zauber in allerlei lockern und losen Künsten und Wahrsagereien aus, die als sogenannte Schwarzkünste noch im Mittelalter im Schwunge waren und heute theilweise, namentlich in katholischen Ländern, die dem Zauber überhaupt noch näher stehen, gleichfalls vorkommen. Hatte sich der Lichtzauber später mit dem Gestirndienste, wie wir sehen werden, verschmolzen, und wandelte sich unter den höchsten religiösen Culturvölkern die Religion des Lichts und der Finsterniß in die Anschauung Gottes und des Teufels um, so konnte es nach dieser Verwandlung nicht ausbleiben, daß die unglückliche Zauberei als schwarze Zauberei oder Zabelei\* zur Macht des Sabolus, d. h. zur Macht des schwarzen Diabolus und Teufels in Beziehung trat.\*\* So konnte es selbst noch zu Ende des 15. Jahrhunderts geschehen, daß im sogenannten „Hexenhammer“ eine Art von teuflischem Zaubersystem von der fürchtbarsten Consequenz aufgestellt werden konnte. Feuer, Wasser, rothe Haare und alle Merkmale, die an die fernsten und finstersten Zeiten erinnern, begannen in diesem Teufelszauber eine neue Rolle bezüglich der berühmten Hexenproceduren zu spielen. Heute, wo die Traumbücher und Wahrsagereien aus Kaffeesatz und Karten sich mehr und mehr zu verlieren beginnen und auch die christliche Religion überhaupt einem großen Reinigungsproceß in dieser Hinsicht entgegengeht, dürfen wir mit Recht sagen, daß durch Aufklärung, Kunst und Wissenschaft endlich die Triebreife jenes dürrn abgestorbenen Zweiges, der uns dunkel an die frühesten Zeiten erinnert, ersterben werden. Werfen wir schließlich nochmals einen Gesamttrückblick auf die geschichtliche Entwicklung und Entstehung des Fetischismus, so sehen wir, daß das Ergebnis folgendes war. Die Analyse lehrte, daß vor der empirischen Einsicht in einen verborgenen und übersinnlichen Zusammenhang zwischen unsichtbaren Kräften der Fetischismus psychologisch ohne Unterlage war. Das thierische Bewußtsein bezog alle Wirkungen (wenn auch oft mit Unrecht) jedesmal auf die nächstliegenden

\* Das deutsche Wort Zauber hängt gleichzeitig bekanntlich mit dem Ausdruck Ziefer und Opfer zusammen.

\*\* Es wäre mit Hinblick auf die Entwicklungsgeschichte des Fetischismus nicht unwichtig, zu untersuchen, welche Rolle der Zauber im bösen Sinne gegenüber dem Heilzauber, d. h. dem im guten Sinne in der Bibel spielt. Obwohl die Heilige Schrift uns bezüglich der Zauber- und Wunderthaten ein beachtenswerthes Material an die Hand gibt, so müssen wir im ganzen genommen doch bekennen, daß sich diese Schrift immerhin in dieser Hinsicht sehr auszeichnet gegenüber den religiösen Sammelschriften anderer Völker, wie etwa Manus' Gesetzbuch, der Zend-Avesta, das heilige Buch der Gentoos und der Koran.

innlichen Ursachen, jetzt aber, da man die verbreiteten Wirkungen vieler geheimnißvollen verborgenen Naturkräfte und deren Beziehung zu andern Naturkräften empirisch kennen gelernt hatte, Beziehungen, die oft äußerlich weit auseinanderlegen, entstand zum ersten mal der Glaube an verborgene übernatürliche geheime Fernwirkungen, und da der Geist zu schwach war, diese Wirkungen zu übersehen, gerieth er in das Furchtgefühl des Aberglaubens. Wir sehen, daß der erste Anstoß zu dieser sich jetzt unter den Menschen systematisch ausbildenden fetischistischen Weltansicht von der ersten Entdeckung verborgener übernatürlich fern wirkender Kräfte abhing, auf welche die Zauberer dauernd hinwiesen, indem sie auf die heilbringenden und schadenbringenden Wirkungen derselben aufmerksam machten. In diesem Sinne sind die ersten Entdecker dieser fern wirkenden übersinnlichen Beziehungen der Dinge und Naturkräfte, unter denen die fetischistische Beziehung des Feuers zum Wasser, zum Holze, zu Steinen, endlich zu Menschen und andern Objecten obenansteht, zugleich die Begründer des Fetischismus überhaupt. Daß die sogenannte Heiligkeit, d. h. die Heilkraft des Feuers, des Lichts und der Wärme und der zu ihnen fetischistisch in Beziehung gesetzten Stoffe und Thiere gleichsam das Centrum des Fetischismus und den empirischen Krystallisationspunkt der ganzen Anschauungsweise bildeten, lehrt uns, wie wir sahen, nicht nur die ursprüngliche Entwicklungsgeschichte, sondern zugleich die Geschichte des sogenannten Zaubers unter den Völkern überhaupt. Wir sahen, im Hinblick auf die geschichtliche Verbreitung daher die beachtenswerthe Thatsache, daß allen Völkern der Erde das Feuer fetischistisch heilig ist, während weitere hieran angeknüpfte Ideenassociationen bezüglich fetischistischer Betrachtung anderer Objecte der Natur durchschnittlich vielfach unter den Stämmen wechseln. Die Entwicklungsgeschichte lehrt uns ferner, daß sich nur durch das Wesen der Religion, d. h. auf dem Wege der religiösen Zauberei die Kunst des Feuerzündens, die den Völkern kein Bedürfnis war, verbreiten konnte, und die später auftauchende Sitte des Kochens sich nur erst wiederum an die Zauberei anlehnt, und die Heiligkeit des ursprünglichen Mahls sich nur von hier aus psychologisch erklären läßt. So, sehen wir, zwingen uns nicht allein psychologische Gründe, sondern die Erklärung bestimmter Thatsachen überhaupt, die Feuererfindung als ein epochemachendes Ereignis bezüglich des innern Ideenaufschwungs zu betrachten, während der sich an diese Erfindung anlehrende äußere Culturaufschwung der Menschheit nur erst eine Folge jener innern geistigen und religiösen Erhebung war.

#### 4.

### Die Weltanschauung der Feuerzeit und deren religiöse Gebräuche und Erscheinungen.

Der Aufschwung der Phantasie. — Die Objecte des Makrokosmos lagen ursprünglich nicht im Bereiche der dauernd interessirenden Auffassung. — Rückblick auf die ursprüngliche Entwicklung des Erhabenheitsbegriffs im Nächstenkreise. — Die Feuererfindung und die sich daran anknüpfenden religiösen Gebräuche als empirische Anstöße zur Entwicklung tiefer und dauernden Interesses an den leuchtenden Erscheinungen am Himmel. — Die sich über die leuchtenden Erscheinungen des Himmels und über bestimmte Naturobjecte, wie Stein, Holz, Feuer, Wasser, Rauch, Sturm, Wolke und Gewitter nunmehr folgerichtig ausbreitende fetischistische Anschauung. — Die Zunahme des Farbensinnes der Völker während der ersten Feuerzeit und der sich durch den Fetischismus des Lichts und der hiermit associirten Zauberfarben erweiternde Thiercultus. — Erklärung des vorzugsweis religiösen Interesses für die Vögel. — Rückwirkungen der sich jetzt auf den Makrokosmos richtenden Weltanschauung auf den Culturinn der Völker, insbesondere auf die Entwicklung von Ackerbau und Viehzucht. — Hinweis auf die neue Begriffsbildung während der Feuerzeit.

---

Wir haben im letzten Kapitel das bedeutsamste Ereigniß der Urzeit und die wichtigste sich daran knüpfende Folge geschildert, und hiermit die wesentlichsten Voraussetzungen kennen gelernt, die nothwendig waren, um den Geist des Menschen in eine neue Phase der Entwicklung und zu einer höhern Weltanschauung überzuführen. Die Phantasie war es vorzugsweise, welche sich durch den Anstoß, den die neuen Erfahrungen gaben, zu einer gewissen Lebendigkeit und Höhe aufschwingen sollte. Was ehemals die blöden und noch stumpfen thierischen Augen des Urmenschen nicht aufmerksam beachteten, oder worüber

sie innerhalb der angeborenen Apperceptionsenge gleichgültig und ohne jegliches bestimmteres Interesse hinwegstreifen, das trat nun mehr und mehr, da diese Enge durchbrochen wurde, in einem ganz neuen Lichte vor die Seele. Ganz neue Worte und Begriffe für neu hervorspringende sinnliche Unterscheidungsmerkmale entstanden, und mit dem bereicherten Erfahrungskreise bereicherte sich zugleich die Unterscheidung der Sinne eigenthümlich, ebenso wie das Begriffsvermögen und der Sprachschatz.

Es war, wie wir gesehen haben, der Gesichtspunkt der natürlichen psychologischen Entwicklungslehre, der uns zwang, davon auszugehen, daß der Urmensch sich mit den ihm zunächststehenden am höchsten entwickelten Thieren ursprünglich auf gleicher Stufe der Interessen und der hiermit verknüpften angeborenen engern Beobachtungsbasis (Apperceptionsenge) der Außenwelt befunden habe. Aus diesem Grunde, sehen wir, konnte der Mensch keine angeborenen religiösen erhabenen Ehrfurchtsgefühle und Gefühle des Aberglaubens ursprünglich allen denjenigen Naturobjecten und Naturereignissen gegenüber besitzen oder entwickeln, welche zu diesem frühesten Interessenkreise in keiner directen Beziehung standen, die ihm also niemals dauernd schaden und angriffen, und die er mit den Thieren daher gemeinsam als indifferente Ereignisse und Thätigkeiten betrachtete, an welche er sich ursprünglicherweise durch ihre häufige ähnliche und einförmige Wiederkehr gewöhnt hatte. Standen also die äußern kosmischen Ereignisse, wie im vorigen Bande dargethan, zum Ursprunge und Ausgangspunkte der Religion in keiner unmittelbaren Beziehung, so zeigte sich uns dem gegenüber, daß der sogenannten „Nächstenkreis“ die alleinige erste Heimstätte und Geburtsstätte der Religion gewesen ist, sodas dieselbe sich nur erst von diesem Entwicklungscentrum aus über andere entferntere Naturgegenstände verbreiten konnte. Allein zu dieser Erweiterung des sittlichen Erhabenheitsbegriffs bedurfte die noch stumpfe Erkenntniß der Hülfe und der anregenden Mitwirkung bestimmter Ideen-

associationen, durch welche allen entferntern, ungefährlichen Objecten ein interessirendes Merkmal zuwachsen konnte, vermöge dessen sie sich allein dauernd psychologisch in der Apperception des Urmenschen zu behaupten im Stande waren. So geschah es, daß nur erst allmählich und nach und nach der Schwung der Phantasie die nöthigen Stützen empfing, die zu ihrer Beflügelung nothwendig waren, und nur erst im Laufe einer ganz bestimmten Entwicklungsgeschichte auch eine anthropopathische Anschauung der entlegenen und entferntern Naturobjecte hervortreten konnte. — Wir irren, wenn wir psychologisch ohne weiteres voraussetzen, daß der noch thierisch geartete Urmensch hinter den Wirkungen von Sturm, Orkan und Gewitter, sowie hinter der heiß strahlenden Sonnenscheibe und dem matt leuchtenden Monde sich Wesen vorgestellt hätte, die ihm direct zu nützen oder zu schaden, ihn zu lieben oder zu vernichten suchten. Wir irren ferner, wenn wir meinen, daß der Urmensch als Viehzüchter und Ackerbauer auf die Welt gekommen sei, um hiermit ursprüngliche Interessen für Wind und Wetter, für Regen und Sonnenschein geltend zu machen. Der Kampf ums Dasein zwang den frühesten Menschen ursprünglich zu näher liegenden Beschäftigungen, und Ackerbau und Viehzucht sind nur erst Producte einer verhältnißmäßig späten Cultur, zu welcher sich der primitive Mensch erst empor-schwingen mußte. Der früheste Mensch war um seiner Selbsterhaltung willen auf die Jagd angewiesen; und in diesem Sinne glich er den Raubthieren, deren Handwerk er theilte. Und wie sich das gehegte Wild ebenso wenig wie der jagende Panther um Regen und Sonnenschein, oder den Sonnenschein der Nacht, den Mond kümmert, wenn ihn der nagende Hunger treibt, so auch der Urmensch, seine directen Interessen lagen anfänglich in andern Kreisen. Noch unterlag der Mensch in jener Zeit, auf welche wir mit Rücksicht auf die Einleitung des vorigen Buches zurückweisen, der Macht des Instinctes, dessen Apperceptionskreis umschrieben ist wie das Bild des gemeinschaftlichen Gesichtsfeldes beider Augen, das was nach beiden

Seiten noch gesehen wird, bleibt undeutlich, wird übersehen und gewinnt im Interesse psychologisch keine Dauer; das aber, was sich indirect der Betrachtung darbietet (wie die Betrachtung von Mond und Sonne), darf durch häufigere Wiederkehr, für welche der Instinct ein höchst merkwürdiges rasches Anpassungsvermögen besitzt, sich nicht durch Gewohnheit abstumpfen. Und hier zeigt die Erfahrung bei allen hochentwickelten Thieren, daß ihnen der durchschnittlich sich gleichbleibende Wechsel der Witterung, sowie der des Mondes und der Sonnenschein und alle Ereignisse des Himmels nur eine wirre, gleichsam dumpfe Anschauung sind, deren einzelne hervorspringende Züge ihnen durch Erfahrung und angeerbte Gewohnheiten zu rasch bekannt werden, als daß sie thatfächliche und directe Gefahren oder irgendwelche andere Interessen bei ihrem ursprünglichen Thun und Treiben darin auffinden können. Ja wäre der früheste Mensch bereits ein sinnlich contemplativer Träumer und Beobachter oder ein Ackerbauer gewesen, hätte er Buch führen können über den Nutzen und Schaden der Witterung bezüglich seiner Saaten, hätte er Statistik zu treiben verstanden über die Opfer, welche hier und da binnen Jahren einem Blitzschlage oder andern Naturereignissen erlagen, so wäre ein directes Interesse erklärlich gewesen. Was aber (wie die Tödtung eines Individuums durch Blitzschlag) nur verhältnißmäßig sehr selten und zufällig auftrat, das reichte eben noch nicht aus, die kindlichen Erfahrungen des Urmenschen zu berühren, und nur die drückende und übergroße Anzahl der Fälle hätte hinreichendes Gewicht zur dauernden Beachtung finden können. Auch andere Forscher haben sich dieser Einsicht nicht verschlossen, und auch Schulze zieht in seinem Werke über Fetischismus in Erwägung, inwieweit wir berechtigt sind, in der Auffassungsenge des Urmenschen ein ursprüngliches Interesse desselben für die Himmelskörper anzunehmen, und er sagt richtig: „Es gab eine Zeit, wo die Himmelskörper noch nicht zum Objecte des Menschen geworden waren.“

Aber indem er nachweist, weshalb sie dem Thiere und dem Urmenschen noch kein Interesse boten, sucht er dennoch ein solches hinterher abzuleiten aus der angeborenen Hingabe des Auges an den bloßen Gestaltenwechsel, wie ihn der Mond, die nächtliche Sonne, dem Menschen darbot. Allein auch Zu- und Abnahme des Mondes erfolgen verhältnißmäßig so allmählich, daß es schon eines sehr hohen Interesses bedurfte, um die Gefühle der Gewohnheit hiergegen aus andern Gründen zu vernichten. Aber selbst angenommen, der Mond wäre von allen übrigen Himmelskörpern vom Auge einer Betrachtung unterworfen worden, mehr noch, der Mond wäre mit einer anthropopathischen Beziehung ausgestattet worden, würde uns dieses alles eine religiöse Erklärung gerade für dieses Object als das am frühesten verehrte (das nicht einmal wie die Sonne wohlthuhende Wärme spendet) erklärlich machen? Was that denn der Mond dem Urmenschen, er schadete ihm, wie die Gewohnheit lehrte, niemals, und in keiner Weise flöste er daher solche Furcht ein, wie sie eng zur Religion gehörte. Im Gegentheil, sein Licht verscheuchte jedes natürliche Furchtgefühl der Nacht. Aber man irrt, wenn man umgekehrt nun aus dieser Unnehmlichkeit, die der Mond hiermit dem Menschen gewährte, ein Religionsgefühl für ihn herleiten wollte. Hier liegt wieder das Gleichgewicht der natürlichen, instinctiven Gewohnheit, die den Dieb, wenn ihm der Mond auf seinem Raubzuge ein nützlicher Begleiter war, vergessen läßt, was er ihm zu danken hatte, und die daher dahin wirkte, daß nicht das geringste Dankbarkeitsgefühl für diese so häufig wiederkehrende Wohlthat in Bezug auf den oft am entlegensten Horizont stehenden Mond dem frühesten Urmenschen abgenöthigt wurde. Denn nicht genug ist psychologisch zu beachten, daß alles häufig wiederkehrende Nützliche und Freundliche viel schwieriger gegen die alles vergessen machende Gewohnheit ankämpft, als das, was sich durch furchtvolle Achtung zu erhöhen weiß. Kein Wunder daher, daß die Sonne von so vielen Völkern gar nicht beachtet wird, und auch der Mond selbst von

Völkern, die sonst im Grunde dankbarer und nicht unentwickelter Natur sind (wie beispielsweise von den Kamtschadalen), gar nicht in den Bereich ihrer Betrachtung gezogen wurde. Viel eher dürfte es auffallen, daß Sturm, Blitz und Gewitter dem Thiere und vielen australischen Völkern keine Beachtung abnöthigen. Aber auch hier ist es die furchtbare Macht der Gewohnheit, welche den noch thierisch gearteten Sinn so völlig gegen das sich Wiederholende abstumpft und indifferent macht. Aber nähmen wir selbst an, der thierische Urmensch habe alle derartigen Himmelsereignisse, die ihn direct nicht berührten, gegen die Gewohnheit mit Furcht und Angst betrachtet (was psychologisch nicht zu begründen ist), so hätte wiederum, wie schon im vorigen Bande gezeigt, eine solche, diesen Ereignissen anhaftende einseitige Angst- und Furchterregung dennoch nicht die zarten Saiten der Religion selbst im rohesten, niedrigsten Menschenherzen anklingen gemacht. Denn diese religiösen Saiten waren gespannt auf dem Boden der Erfahrung, der sich früh gebildet hatte aus den Eindrücken, die, unvergleichlich mit allen andern, diejenigen Einflüsse hervorriefen, welche allein der Nächste dem Nächsten gegenüber geltend zu machen weiß. Diesen Eindrücken hatte der Mensch unmittelbar angemerkt, daß sie mit dem tiefsten Verständniß seinem Innern sympathisch folgen, während er ebenso unmittelbar durchfühlte, daß ihn mit allen andern Dingen und Wesen im Weltall nicht die gleiche Sympathie des Verständnisses verlettete. — Aus der Summe von Erfahrungen, wie sie selbst in den rohesten Formen Menschen unter Menschen machen, baute sich der reiche Schatz religiöser Gefühle auf, die wie durch eine geheimnißvolle, unmittelbar verständliche Sympathie dem rohesten Menschen zuflüsterten, daß alle jene eintönig auftretenden Naturerscheinungen viel zu blind und einseitig wirken, als daß sie in bestimmten Augenblicken frei, d. h. je nach Ermessen der sittlichen Umstände hätten eine edle und respectvolle, von Nächstenliebe durchdrungene Gerechtigkeit üben können, eine liebevolle, erhabene Gerechtigkeit,

deren Einflüsse und Folgen allein die Gefühle der Religion erzeugen. Fürwahr, von den einförmigen und blindwirkenden Erscheinungsweise der Naturobjecte überhaupt kam kein ursprünglicher Gedanke der Religion, der Nächstenliebe und der erhaben wirkenden Gerechtigkeit in des Menschen Herz, und nur auf Umwegen konnte eben dieses Herz daher dazu gelangen, allen diesen im Verhalten gleichförmigen Gegenständen derlei sittliche Wirkungen anzudichten. Diese Umwege wollten wir untersuchen, und die Voraussetzungen wollten wir prüfen und die Wegweiser auffinden, die zur Entwicklung dieses sonderbaren Gedankenganges hinführten.

Es lehrte uns also die psychologische Analyse die religiöse Entwicklungsweise des Menschen vom Nächstenkreise aus zu beginnen, von allen Seiten wurden wir darauf hingewiesen, daß anfänglich und ursprünglich nur hier im engern und engsten Lebenskreise, ähnlich wie bei den Thieren, ein tieferes religiöses Walten und Sinnen auch des Menschen stattfand, nur hier alle ursprünglichen Interessen sich kreuzten und ihre sprachliche Bezeichnungsweise fanden, während wir noch heute von so vielen entlegenen Objecten deutlich nachweisen können, daß sich ihre Bezeichnungsweise aus tiefern Wurzeln abgezweigt hat, die dem engern Gemeinleben entsproßen. Jahrtausende waren vielleicht darüber hingegangen, bevor sich aufmerksame Anschauungsweise, Bezeichnungsweise und Ideenassociation des Urmenschen auf die ihm entfernt liegenden kosmischen Objecte des Himmels und der Natur hinwandte; denn die Entwicklungsgeschichte lehrt uns, daß es erst eines Anstoßes, eines Behikels, ja mehr noch eines großartigen Ereignisses und Erlebnisses innerhalb des frühesten Erfahrungskreises bedurfte, bevor sich psychologisch die empirische Stütze und natürliche „Hülfe“ bildete, um den engern und zunächst liegenden Erfahrungskreis des Urmenschen empirisch zu durchbrechen. Erst jetzt, nachdem mit der Feuererfindung dieser empirische Anstoß

geschehen, konnte sich die Phantasie so erheben und beläßen, daß sie ein seltsames religiöses Interesse auch jenen Gegenständen abgewann, die der frühern Betrachtungsweise gemäß im Strome der Alltäglichkeit untergingen.

Wir haben diese tief eingreifenden Ereignisse, die als Anstöße wirkten, geschichtlich und psychologisch betrachtet und dürfen mit Recht im Hinblick auf die Erfindung des Feuers und die sich im großartigen Maßstabe hieran anknüpfende Magie sagen, daß es nunmehr erst im Geiste des Menschen zu tagen begann. Es fühlte der Geist erst jetzt nach diesen empirischen Anstößen unmittelbar die Wahrheit des Wortes: es werde Licht, denn es ward vor seinen Augen nunmehr heller und heller. „Frage man, warum Licht und Farbe keine benennbaren Objecte für die erste Sprachstufe gewesen seien, wohl aber das «Auffstreichen» der Farbe, so liegt die Antwort darin, daß der Mensch zuerst nur seine Handlungen oder die von seinesgleichen benannte, daß er beachtete, was von ihm selbst und in seiner unmittelbaren ihn interessirenden Nähe vorging, als er noch für so hohe Dinge wie Licht und Dunkel, Glanz und Blitz keine Sinne, kein Auffassungsvermögen hatte.“\* Und weiter sagt der geistvolle Sprachforscher, der diese Worte schrieb: „Die Anschauung der Farbe ist aus mehr als Einem Grunde besonders geeignet, uns die ganze Armuth des menschlichen Denkens in einer Zeit ermessen zu lassen, wo diese Anschauung ihm noch nicht aufgegangen war.“\*\* Diese Zeit, auf welche der scharfsinnige Sprachforscher durch die ethnologische Analyse in gleicher Weise zurückgeführt wird, wie der Psychologe durch die folgerichtige Entwicklung, gehört jener Periode an, in welcher die thierisch wirre Auffassung und der enge thierische Gesichtskreis noch die Anschauung des Menschen beherrschten.

\* Bgl. Geiger, „Der Ursprung der Sprache“ (1869), S. 152 fg.

\*\* Ebend., S. 154 fg.

Wir hatten gesehen, daß in jener Vorperiode der Feuerzeit, in welcher der menschliche Geist noch ähnlich dem der Thiere dunkel beschattet war, derselbe doch schon eine gewisse Anschauung besaß, so armfelig und tief kindlich dieselbe auch noch gewesen war. Sitten, Gebräuche und Vorstellungen seltsamer Art hatte diese Zeit mit sich gebracht und in wunderlichen Formen hatte sich die Religion während dieser Periode einen bestimmtern Ausdruck verschafft. Eine tief kindliche, noch halb instinctive und sich sklavisch ausnehmende, abgöttische Ehrfurcht hatte sich gegenüber den erhabenen Stammältesten und Herrschern, als den in Traditionen und Sagen früherer Zeit so vielfach figurirenden sogenannten „ersten Menschen“, erzeugt.

Doch mit dieser sklavischen Ehrfurcht und sittlichen Achtung vor dem Oberhaupte war zugleich eine gewisse sittliche Zucht entstanden, unter deren Einflüssen allein religiöse Gerechtigkeit und Nächstenliebe gedeihen konnten. Und daß jene noch sehr frühe Zeit schon einen warmen Ausdruck liebevoller Nächstenliebe unter den Menschen kannte, das beweist uns die hohe Pietät und die große Sorglichkeit und Anhänglichkeit, mit der man die Verstorbenen behandelte. Man wird nach unserer Darstellung diesen Thatsachen nicht mehr, was bisher geschah, das so verabscheuungswürdige, vielverbreitete Anthropophagenthum der Urzeit entgegenzustellen versuchen. Denn wir sahen ja, daß der Menschenfraß in Verbindung mit Thier- und Leichencultus eine von naiven Anschauungen getragene Erscheinung war.\* Voten sich doch vielfach (wie das noch heute bei einzelnen Brasilianerstämmen der Fall ist) die alten Leute freiwillig den jüngern zur Speise an, da sie hiermit meinten, sich mit ihren Kräften dem Menschenthum erhalten zu können und dem „ewigen Schlafe“ zu entgehen. Es wird unserer heutigen Anschauung schwierig, sich zurückzuversetzen in jene früheste Zeit tiefster träumerischer naiver Anschauung, aber wir müssen es wenigstens versuchen,

\* Vgl. Bd. 1, Buch 3, Kap. 3.

um in der Beurtheilung vom religiösen und sittlichen Gesichtspunkte aus dieser fernen Zeit mit ihrer tiefen geistigen Beschränktheit und Naivetät gerecht zu werden.

Als die Feuererfindung während der Steinzeit auftauchte, um eine neue Epoche herbeizuführen, und die frühesten Erfinder und Künstler als Zauberer und Propheten auftraten, welche die beschränkte kindliche Menge wie wunderbare Phänomene anstaunte, da konnte es nicht ausbleiben, daß auch Nächstenliebe und Religion nummehr einem neuen Stadium der Entwicklung entgegengingen. Wir würden nach unserm heutigen Maßstabe gemessen freilich in vieler Beziehung Grund haben, die nun entstehenden Religionserscheinungen sittlich zu verachten und sie als Verirrungen zu bezeichnen; aber sobald wir uns unbefangen in die kindlichen Anschauungsweisen jener Zeiten zurückzugeben verstehen, werden wir zu einem andern Urtheile gelangen.

Die wichtigste Erscheinung, die uns in dieser merkwürdigen Zeitepoche entgegentritt, ist der Nimbus des sittlich und ästhetisch Erhabenen, mit dem sich jetzt die frühesten prophetisch auftretenden Erfinder als Zauberer umkleideten.

Zu dem sittlich Erhabenen und Mächtigen wußten die frühesten Zauberer zugleich das Naturerhabene zu gefallen. Umgaben sich doch diese Zauberer mit neuen bisher in dieser Weise nicht gekannten Naturkräften und Eindruck machenden Erscheinungen, und besaßen sie neben diesen natürlichen Mitteln, die religiöse Furcht auf ästhetischem Wege rege zu machen, doch gleichzeitig auch das, was ursprünglich den einförmigen Naturerscheinungen an und für sich gänzlich, wie wir zeigten, abging, nämlich ein menschlich fühlbares, zugängliches Herz, das sich je nach Umständen in sittlich freier Beurtheilung durch gerechte Gesinnung und barmherzige, liebevolle Handlungen auszuzeichnen vermochte. Blicben vor den Augen des Instincts, wie wir sahen, die Himmelserscheinungen in ihrer Art einförmig, um so durch die Macht der Gewohnheit zur Indifferenz

herabzusenken, so wurden die Naturerscheinungen jetzt in den Händen und in der Herrschaft der Menschen nicht nur im sinnlichen Sinne ästhetisch interessant, sondern auch sittlich effectvoll; denn eben diese menschlichen Hände konnten diese Erscheinungen, wie alle Thätigkeiten, jetzt zum Nutzen oder zum Schaden der Nebenmenschen und Nächsten je nach Umständen anwenden. Jetzt, da die Menschenhände selbst die Naturkräfte geheimnißvoll beherrschen und nutzen lernten, mußten nun vor der naiven Anschauung alle Naturkräfte aus ihrer unmittelbaren Indifferenz heraustreten, und jetzt erst war die Bahn für die beginnende Ideenassociation geebnet, um den gleichgültigen und den Menschen nicht direct berührenden Naturwesen auch geheime, wahrhaft anthropopathische Beziehungen anzuhängen. Was wir früher völlig unerklärt voraussetzten oder erschlichen, das beginnt sich jetzt psychologisch zu begründen und zu erklären, nämlich die Thatsache, daß der kindliche Mensch die oft wichtigsten, scheinbar gleichgültigsten Objecte in ein magisches, erhabenes, zauberhaft-religiöses Licht rückt und hiermit die Religion des Fetischismus erzeugt. Die kindliche Betrachtungsweise beginnt jetzt zu ahnen, daß es in bestimmten Objecten, auf welche die Ideenassociation hinleitete, fernwirkende, verborgene Naturkräfte gäbe, mit denen der Mensch geheimnißvoll in Verbindung treten könne, um ihre heilenden Einwirkungen zu erfahren und anwendbar zu machen. — So, sehen wir, konnte die kindliche Phantasie rege werden und eine neue Weltanschauung ins Leben rufen, durch welche sich, gestützt auf Zauberei und Fetischismus, ein auch ästhetisch erhabenes zauberhaftes Licht über das Reich ursprünglich entfernter und ganz indifferenter Objecte verbreiten konnte. Zauberei, Schamanenthum und Fetischismus, psychologisch gemeinsam entstanden, treten jetzt mehr und mehr in den Vordergrund, um das Bild, das sich der Mensch bisher von der Natur der Dinge entwarf, zu färben und zu beleuchten. — Wie

haben bereits die hauptsächlichsten Objecte bezeichnet, welche sich zuerst in den Gesichtskreis magisch erhabener und fetischartiger Beleuchtung stellten. Die Geheimnisse des funkensprühenden Steines, die feurigen Reibhölzer zum Bohren des Feuers, und durch Ideenassociation sich hieran anschließend alle Holzgewächse und Bäume, welche sich vorzugsweise zur heiligen magischen Feuerreibung eigneten. (Man denke nur beispielsweise bei den Griechen an Eiche, Dorn, Lorbeer, Linde, Ephen u. s. w.) Hierzu treten selbstverständlich die so früh beobachteten verwandtschaftlichen Geheimwirkungen von Feuer und Wasser, sowie der aus der magischen Flamme aufsteigende Rauch, den der lebendige Sturm gen Himmel führte, um den Blick zu den wasserspennenden Wolken zu leiten. Blitz, Sturm und Regenwetter, dereinst auf niedriger Stufe völlig mit thierischer Gleichgültigkeit betrachtet, wurden jetzt im Lichte einer neu hervortauchenden Weltanschauung zu magisch erhabenen Wirkungen, welche den Menschen umspannen, um seinen Blick in den dunkeln oder lichten Zauberkreis der äußern Natur hinauszuführen. Welche Wandlung erlitt das Gemüth, welche Bereicherung erfuhren jetzt die sich nach außen wendenden Sinne! In welche nie gekannte erhabene und geheimnißvolle Stimmung gerieth das Herz jetzt im Lichte dieser neuen Weltanschauung beim Schalle des dumpfen Donners und beim Leuchten des magischen Blitzes! Und die flammenden, feurigen Gestirne, konnten sie, die bisher dem naiven Auge als bunte glanzvolle Punkte und Flächen erschienen, jetzt noch betrachtet werden, ohne an die glühende Flamme des Feuers zu erinnern? Fürwahr, die Phantasie beflügelte sich, eine neue Anschauung, sagen wir es kurz, die früheste und primitivste makrokosmische, aber freilich noch zugleich tief mystische Anschauung der Dinge tauchte im Geiste empor. Es waren die ersten kindlichen Erfahrungen über die fernwirkenden Geheimkräfte der Natur, welche diese seltsame Weltanschauung ins Leben riefen.

Der Wechsel von Tag und Nacht, der in eintöniger Wiederkehr

den Instinct und die thierisch naive Auffassung gleichgültig stimmte, trat jetzt wie neu hervortauchend und verklärt, durch ein bestimmtes Interesse umkleidet in seinem Gegensatze völlig neu ins Bewußtsein. Hell und dunkel, welch längstgekannter und doch jetzt im neuen bewußten Lichte so neu und tief erscheinender Contrast. Fast war es, als sollte das Auge unter dem Lichte dieses neuen Bewußtseins auch neu zu sehen anfangen. Neue Unterschiede, bisher vom Auge unbeachtet gebliebene Farbengegensätze, schienen plötzlich hervorzuspringen. Der Farbensinn des Auges nicht minder wie das vom magischen Donner berührte Ohr erweiterte sich jetzt eigenthümlich im Lichte einer neuen, gleichsam magischen, ästhetisch-erhabenen Beleuchtung. Mit psychologischer Trefflichkeit sagt Geiger: „Die Unterschiede der Farben stellten sich erst später ein. Noch mehr, das Licht, das Feuer ist in der Sprache nicht ursprünglich. Die Sprache ist älter, weit älter als jeder Gebrauch des Feuers: aber von dem Lichte der Sonne hätte man glauben sollen, daß es einem unmittelbaren Ausdrucke der Gesichtswahrnehmung erreichbar sei. Es ist nicht so; seltsam genug, das Licht entlehnt vom Dunkel den Namen.“ (Vgl. L. Geiger, „Der Ursprung der Sprache“, S. 148.) Auch eine neue Reihe von Thieren sollte von dieser magischen Beleuchtung gleichsam jetzt erhaben bestrahlt werden, und zwar solche Thiere, welche durch ihre auffälligen äußern Farben, oder durch andere charakteristische Eigenschaften in Beziehung zur hellen lichten Farbe der heiligen Feuerflamme, zum Lichtglanz der Gestirne, oder aber zur dunkeln geheimnißvollen schwarzen Nacht traten. Alle solche Thiere mußten jetzt dem Zauber und dem beginnenden blutigen Opfercultus, sowie dem heilkünstlerischen Schamanenthum verfallen.\* So begann man jetzt der

---

\* „Unter den Benennungen, die von der Farbe ausgehen, sind die jüngsten die der Metalle, sie entwickeln sich mit dem Gefühle des Farbenunterschiedes und schließen sich schon verschiedenen Farbestufen an: Gold der gelben, Silber der weißen, Blei der blauen, d. i. schwarzen. Einer unvergleichlich ältern

gierigen Flamme als „Feuerschlange“ unter den geweihten Händen der Zauberpriester vorzugsweise den weißen und schwarzen Stier, das weiße und schwarze Lamm und den sich in gleichen Farben auszeichnenden Widder zu opfern. Ganz besonders aber waren es die ähnlich der Rauchsäule zum lichten erhabenen Himmel und zu den flammenden Gestirnen emporsteigenden, erhaben in den Wolken schwebenden und wiederum schnell wie der zuckende Blitz dahinschießenden farbigen Vögel, welche das Auge des Zauberers auf sich zogen. Ihrem himmelwärts zu den lichten Gestirnen gehenden Fluge suchte er zu folgen, und da sie im Verkehr mit den leuchtenden erhabenen Regionen zu stehen schienen, so suchte er ihrem geheimnißvollen Fluge eine Geheimkenntniß abzugewinnen, vermöge welcher er in die dunkle Zukunft schaute und Orakel spendete.\* Aber nicht

---

Zeit müssen die Namen der Thiere angehören, da Säugethiere wie Vögel, in außerordentlich großer Zahl als etwas Farbiges aufgefaßt worden sind.“ (Ebenb., S. 154.) So erklärt es sich, daß später, da die Farben selbst unter den magisch wirkenden Gesichtspunkt von Licht, feuerroth und dunkel traten, auch die mit diesen in Beziehung stehenden Thiere sehr früh zu Aberglauben, Opferdienst und Zauberei Veranlassung gaben. Man denke an die roten Haare unserer Hexen, an die weiße Taube u. s. w.

\* Daß es unter den Vögeln ursprünglich die fleischfressenden Geierarten, Raubvögel und Raben waren, auf welche die religiöse Anschauung sich richtete, haben wir in Hinsicht auf die frühern Ideenassoziationen bereits einsehen lernen. Diesen bestimmten Vogelarten reihen sich hier nun in erster Linie die Schlangenvertilger deshalb an, weil das Bild der Schlange während der Feuerperiode überhaupt eine sehr hervorragende Rolle zu spielen begann und diese Vogelarten zugleich von weißen Farben ausgezeichnet sind. In dieser Beziehung also ist der weiße Ibis (mit schwarzen Füßen) und der weiße Storch (mit feuerrothen Füßen) zu nennen. Der lichten Himmelsfarbe halber schließen sich ferner hieran an die weiße Taube, der weiße Schwan und die weiße Gans. Dat sich nun auch das emporblühende Zauber- und Priesterthum bei weitem nicht aller Thiere bemächtigt, so traten später bei immer mehr zunehmender Phantasie noch eine große Anzahl verschiedener Thiere neben allen bereits genannten (vgl. den Text und auch die Stellen der frühern Kapitel über Thiercultus) hinzu. Obwohl indessen dieser Eintritt der Thiere in den magisch-religiösen Ideenkreis niemals ganz willkürlich geschah, sondern ein bestimmter Ideenzusammenhang bezüglich jeder einzelnen Art in jedem Falle stattfand, so

nur himmelwärts wurde das jetzt mehr und mehr nachdenkliche Auge geleitet, nicht nur dem Himmelsfluge der Vögel, dem geheimnißvollen Rauschen des Windes und der sprudelnden Wasserquelle, sowie den dahineilenden, wunderbar gestalteten Wolken, dem tosenden Donner, dem wie ein stinker Vogel herniederfahrenden Blitze und den glühenden Gestirnen suchte der zum Erhabenen in der Natur geleitete Blick zu folgen, sondern auch den heiligen und fruchtbaren Mutter Schoß der Erde lernte er jetzt mehr und mehr schätzen und würdigen. Die Ergründung der Fruchtbarkeit des Bodens, die Erforschung der Keimkraft der Pflanzen, die Einsicht in alles das, was dem Wachstume derselben förderlich war, endlich der Nutzen der Ernte, alle diese Beobachtungen waren geistige Errungenschaften, die nur erst erworben wurden durch die jetzt auf den Makrokosmos hingeleitete Weltanschauung. So war es die Erweiterung der Religion und der Weltanschauung also, welche aus dem rohen Jäger der Urzeit allmählich einen fleißigen Ackerbauer und beobachtenden Viehzüchter machte. Wir sehen, der erweiterte Kreis der kosmischen Anschauung leitete den Menschen zugleich an zur Cultur, und mit ihr wuchsen die Erfahrungen, welche den Geist zur größern Entfaltung drängten.

Nicht alle Völkerschaften der Erde sind, wie wir wissen, gleichmäßig und mit gleichartig reichem Ideenkreise begabt in die neue Weltanschauung und dem entsprechend in das große lichte Reich der Cultur im engsten Sinne des Wortes getreten. Viele, sehr viele

---

erlangte doch in spätern Zeiten die Willkür und Phantasie bezüglich der heiligen Symbolik einen so weiten Spielraum, daß es dem Forscher oft schwierig erscheint, diesen Zusammenhang in jedem einzelnen Falle nachzuweisen. Nicht zu vergessen ist ferner von feuerfarbenen Thieren der Salamander, der mit der Schlange so häufig zusammen und mit dem Feuer vereinigt sich abgebildet findet, nicht nur seines Aussehens halber, sondern auch, weil er im Feuer nicht so leicht verbrennt wie andere Thiere und Dinge, da es bekannt ist, daß dieses Thier einen Saft ausschwitzt, der ihm vor rascher Verbrennung und Verletzung durch Feuer Schutz gewährt. (Vgl. Fig. S. 47.)

Völker blieben zurück und schienen nicht auserwählt, diesen erhabenen Tempel zu betreten. Doch obwol nicht alle Stämme die eigentliche Schwelle der Cultur überschritten, so gibt es doch kein Volk auf dem weiten Erdenkreise, das nicht wenigstens bis zum gewissen Grade und sozusagen bruchstückweise in den Beobachtungskreis der kosmischen Weltanschauung eingetreten wäre. Sind alle Völker in den Besitz des Feuers gelangt, so hat sie das hiermit verschmelzende Naturzauberthum, das wir bei allen Bewohnern der Erde finden, alle mit der Zeit in eine mehr kosmische und auf das Erhabene der Natur gerichtete Weltanschauung hinübergeleitet, wenngleich es häufig nur eben Theile sind, die wir hiervon bei ihnen vorfinden. Nicht alle Völker konnten dem nun beginnenden hohen Fluge der Anschauung soweit folgen wie die Indogermanen, nicht alle soweit wie die Semiten und Hamiten, und endlich bei weitem nicht alle erhoben sich innerhalb dieses Gesichtskreises soweit wie die Chinesen und die amerikanischen Culturvölker. Aber soweit auch viele, ja man darf sagen, die meisten Völker, hinter den letztern Culturvölkern zurückblieben, alle sind dennoch durch den Geist der neu emporblühenden Weltanschauung wenigstens berührt worden; denn alle haben mehr oder weniger Begriffe gebildet, von denen wir im Folgenden nachweisen werden, daß sie nur unter dem Einflusse einer kosmischen Weltanschauung und folglich nur nach der Erfindung des Feuers psychologischen Boden zu ihrer Bildung gewinnen konnten. Gehen wir im Folgenden näher auf den Complex dieser in der That wichtigen, neu hervortretenden Begriffsbildung dieser Weltanschauung ein.

---

### Die Ausbildung des Seelen- und Geistesbegriffs während der Epoche der Feuerzeit und des emportauchenden Fetischismus.

Die in Rücksicht auf die Weltanschauung der frühesten Feuerzeit sich im Zusammenhang eigenthümlich ausflärenden Erscheinungen von Zeugung, Geburt, Mannbarkeit, Krankheit und Tod. — Die Seele als glimmendes Feuer und rauchender Athemdampf. — Die Zeugung als Feuerreibung und der sich entwickelnde und verbreitende Phallusdienst. — Die Leichenverbrennung. — Der blutige Opfercultus und die Menschenopfer. — Die Auffassung der Krankheit als Besetzung, Verdunkelung und Verunreinigung des lichten Seelenfeuers im Körper und der hieran sich anknüpfende medicinische Zauber der Urzeit. — Die Seilung als Reinigung.

Wir haben dargethan, daß es in der ältesten Zeit dem Urmenschen ebenso wenig wie den Thieren ursprünglich möglich war, eine klare Todesvorstellung zu bilden. Wir sahen vielmehr, wie der früheste Mensch mit kindlicher, naiver Anschauung die Leichen als in tiefen, lange anhaltenden Schlaf versunkene indifferente Körper anschaute. Sein Auge schweifte wie das des heutigen Kindes und des Thieres noch träumerisch befangen über den starren Leichnam hinweg, seine noch ungelentken Gedanken blieben haften an dem lebendigen Körper, und die Frage, wohin die frühere thätige Lebenskraft des Todten gekommen war, tauchte noch nicht auf; denn man hatte die thätige Kraft noch nicht klar und richtig von der Materie und dem Körper geschieden. Indem der naive Sinn beide miteinander

stets beobachtete, verstand er noch nicht relativ zu sondern, und so stand der kindliche Menschenverstand auf der befangenen Stufe eines sinnlich-naiven Materialismus, der sich zu klaren und genauern Vorstellungen des Ueberfinnlichen noch nicht emporheben konnte. — Wohl begannen die achtsamern, entwickeltern Völker schon verhältnißmäßig früh am Leichnam das innere und von selbst hervorbrechende Zerstörungswerk der Verwesung zu beobachten; aber die mit dieser Beobachtung zugleich auftauchende Sitte, den Leichnam durch Einbalsamirung hiergegen zu schützen, beweist uns nur um so deutlicher, daß der kindliche Sinn nicht wußte, worum es sich bei der Todeserscheinung eigentlich handelte. Freilich mußten die Aegypter später einsehen, daß das Unternehmen einer Leichenconservation in Bezug auf den Todten unnütz sei; aber trotzdem behielten sie die Sitte des Einbalsamirens bei und glaubten noch in spätester Zeit, als sie bereits längst in klarster Weise den Begriff der vom Körper und Leichnam sich abscheidenden Seele zu bilden verstanden, daß eben diese Seele in einer geheimen Beziehung zum Leibe verharre, sodaß sie Grund hatten, denselben doppelt sorgfältig zu bewahren. Deutlich noch trägt der Charakter der ägyptischen Leichenbehandlung Spuren jener frühern befangenen Anschauung an sich, welche von einer wirklichen Loslösung und Abscheidung der seelischen Lebenskraft vom erstarrten Körper nichts wußte.

Es war einer spätern Zeit vorbehalten, die Vorstellungen über die Todeserscheinung völlig zu klären; denn nur erst in der in das geistige Leben tief eingreifenden Epoche der Feuererfindung und nach dem Emporkommen der mit den Naturkräften mythisch umgehenden Zauber-künstler sollte der Seelenbegriff Wurzel schlagen. Die klare Bildung des Seelenbegriffs war aber als Voraussetzung nöthig, sollte es dem kindlichen Gedankengange möglich werden, auch die Vorstellungen über die Todeserscheinung und über die Ursachen der Verwesung in ein helleres, deutlicheres Licht zu heben. Fast alle Völkerschaften haben später in größerer oder geringerer Deutlichkeit den Seelen-

Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit. II. 7

begriff bilden lernen, und man darf, ohne unbehutsam zu sein, behaupten, daß alle Stämme auf Erden, wenn auch oft unklar, den Begriff des vom Körper sich unsichtbar abscheidenden Schattens und Geistes, sowie den Begriff von Gespenstern und Dämonen als böseartige und gefährliche Seelen der Verstorbenen, sich in gewisser Weise zum Bewußtsein zu führen im Stande waren. Deshalb aber eben ist es geschichtlich und psychologisch um so wichtiger, den folgerichtigen Gedankengang kennen zu lernen, der zur Annahme einer vom Körper sich unsichtbar abscheidenden, schattenhaften Seele führte. Freilich wäre es hierbei ein Irrthum, wollten wir annehmen, der während der Feuerzeit sich so rasch erweiternde Erfahrungskreis des Urmenschen habe vorzugsweise nur eben den Seelenbegriff allein ins Bewußtsein gehoben. So konnte die Apperceptionsfähigkeit unmöglich wirken; denn es liegt im Wesen der Apperception, daß sie eine Reihe von Erfahrungen gleichzeitig umfaßt, um ihnen mit Rücksicht auf eine gewonnene Einsicht eine Reihe von neuen Seiten abzugewinnen, durch welche sich diese gegenseitig erhellen und verdeutlichen und damit eben in den klaren Gesichtskreis steigen, der von den frühern Gesammterfahrungen erfüllt ist. Diese Bewegung des Steigens und Verdeutlichens kraft des Gewichts, das die Erscheinungen und Vorstellungen durch ein bestimmtes Interesse erlangen, das sie früher nicht besaßen und das sie jetzt mit dieser Erhellung plötzlich erwarben, ist eben der eigenthümliche psychologische Vorgang der Apperception. Wir werden uns daher nicht wundern, jetzt eine ganze Reihe von Vorstellungen und Erscheinungen im Zusammenhange plötzlich erhellt zu sehen, die dem Urmenschen, bevor er die Grunderfahrung des Feuers nicht kannte, aus Mangel an Einsicht und Erfahrung nothwendig dunkel bleiben mußten, nun aber gemeinschaftlich und folgerichtig in das Licht der Apperception treten. Von allen Ereignissen aus dem dem Urmenschen zunächstgelegenen Lebenskreise waren es schon sehr früh, ja man darf sagen ursprünglich, die so oft beobachteten Phänomene von Zeugung, Geburt,

Mannbarkeit, Krankheit und Tod, die ihn auf das tiefste interessirten und sein kindliches Nachdenken in Anspruch nehmen mußten. Wir haben daher schon bei einer frühern Betrachtungsweise zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sich an diese Erscheinungen in der allerfrühesten Zeit eine Reihe seltsamer Sitten und religiöser Ceremonien angelehnt hatten. Gebräuche, welche wir in deutlichen Anklängen noch heute bei derartigen Gelegenheiten bei unsern heutigen Naturvölkern wiederfinden. Kein Wunder daher, daß sich an eben diese Erscheinungen unter dem Eindruck neuer Erfahrungen auch die ersten sich vertiefenden Betrachtungen und Begriffsfortschritte anknüpfen. Brachte es doch das Zauberhandwerk und die entstehende Heilkunst der Schamanen und der Magier jetzt mit sich, das Nachdenken über die geheimnißvollen, verborgenen Kräfte, die sich hinter den Objecten und Körpern regten, mehr und mehr in Bewegung zu setzen. Den Magiern zunächst war daher die große Aufgabe gestellt, neue und treffendere Ansichten über alle diese Phänomene dem uneingeweihten Volke beizubringen. Und sie säumten daher auch nicht, ihre Beobachtung und ihren Scharfsinn anzustrengen, wenngleich die noch zu lebendig wirkende Phantasie allen wirklichen Sachverhalt mit einem Schleier verdeckte, den zu zerreißen die kindlichen Geister jener Zeit noch nicht fähig waren. Noch wurde es dem kindlichen Beobachtungsinne unmöglich, Ursache und Wirkung richtig aufeinander zu beziehen, und so verfielen die Zauberer und Magier nur zu leicht in die oberflächlichsten Betrachtungen, die vorzugsweise von der Phantasie geleitet waren. Aber alle diese immerhin noch sehr naiven Beobachtungen und Anschauungen waren dennoch, wie wohl zu beachten, durch die allerfrühesten Kenntnisse und Erfahrungen über wirkliche Naturkräfte unterstützt, und hierin lag der Unterschied von jener naiven Anschauungsweise der Dinge während der frühern Periode vor der Feuererfindung, die wir eingehend geschildert haben. Die ersten Erfahrungen mit übersinnlichen verborgenen Kräften auf dem Gebiete

der Natur bilden den Mittelpunkt, von dem die kindlichen ersten Erklärungen der hierher gehörigen interessirenden Erscheinungen gemeinsam ausgehen, sie sind gleichsam das leitende Princip, das den Beobachtungssinn instinctiv an die Hand nahm. Wir müssen es daher begreiflich finden, wenn wir in allen Begriffen und Anschauungen, die in der jetzigen Periode gebildet werden, das brennende, lodernde Feuer und die eingreifenden Wirkungen von Licht und Dunkelheit sowie von Wärme und Kälte als die gegebene gemeinsame Basis antreffen, von der die sinnliche Betrachtungsweise ausging und auf welche man in allen verschiedenen Erklärungen zurückkam. So tief griffen die ersten Erfahrungen auf dem Gebiete der geheimen Naturkräfte in den Verlauf des Nachdenkens ein, und so hoch hielt man die aufgefundenen verborgene Kraft des Feuers, daß selbst noch in verhältnißmäßig später geschichtlicher Zeit Dichter, Denker und Philosophen die Nachklänge in ihren Schriften hiervon vielfach erkennen lassen.

Das Feuer und die in neuem bewußterm Lichte jetzt erscheinenden Gegensätze von Kälte und Wärme und hell und dunkel bildeten also den Ausgangspunkt aller dieser neuen Betrachtungen. Früher wol wie die rohe Menge nahmen die Feuerpriester der Urzeit wahr, daß es vorzugsweise die dampfende, gleichsam wie Rauch verfliegende Wärme war, welche den erstorbenen Leib des Todten verlassen hatte. Todt und erkaltet lag der Leichnam da, ohne jede Wärme, alle Thätigkeit und alles Leben war erstarrt, Wärme und empfindende Lebenskraft waren entwichen und hatten sich vom Körper abgeschieden. Was wunder, wenn man jetzt, da man aus nächster Nähe die Wirkungen von Wärme und Kälte an der Opferflamme des Zauberers hatte kennen lernen, darauf verfiel, im lebendigen Leibe ein sanft loderndes Feuer anzunehmen, das den warmen Athem als eine Feuerluft erzeugt, die, wie man thatsächlich wahrnahm, warm aus dem Munde jedes Körpers hervorströmte. So also war es, so schloß der Urmenſch der Feuerzeit, die warme Feuerluft, die den

warmen lebendigen Körper durchströmte und die als eine Art von feuriger, luftartiger, geheimthätiger Kraft den Körper beseelte und belebte, wie das verborgene Feuer die dunkeln Reibhölzer und den geschliffenen Stein. Und dieser lebenspendende, im Körper verborgene „feurig rauchende Athemdampf“ war es ebenso, der mit seiner beseelenden Kraft als „Seele“ wie ein feiner Rauch unsichtbar und geheimnißvoll den Körper verließ, sobald er sterbend erstarrte und eisig erkaltete. So begann also der Seelenbegriff emporzutau- chen, indem der Urmensch darauf achten lernte, daß ein verborgener „feuerluftartiger Athemdampf“ den Körper unsichtbar verließ, um sich von ihm zu trennen und abzuscheiden und ihn damit dem Tode der Verwesung und der Zerstörung zu übergeben. „Die Vorstellung, daß das Feuer das Lebendige im Menschen sei, sehen wir in vielen Mythen unter verschiedenen Völkern mit durchsichtiger Bestimmtheit auftreten.“ (Vgl. „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, IV, 118.) „Die Lebenskraft“, sagt Grimm („Deutsche Mythologie“, 2. Aufl., S. 812), „war gebunden an ein Licht, eine Kerze, ein Scheit, mit deren Verzehren der Tod erfolgt.“ Daher sagen die alten Dichter: der Tod hat ihm das Licht ausgeblasen. (Cohen, „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele“, „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, IV, 119.) „In unserm deutschen Volksglauben“, sagt Grimm, „läßt sich der Übergang der Seelen in gutmüthige Hausgeister oder Kobolde nachweisen.“ Die Kobolde und Seelen der Verstorbenen stehen aber mit dem Feuer aufs engste in Beziehung, wie auch Kuhn in Bezug auf Grimm erwähnt, welcher letztere die Kobolde für Feuergottheiten hält. Aber auch die mit den Seelen zusammenhängenden Gespenster und Dämonen und die altnordischen draugar werden von Feuer umgeben dargestellt und sind dann die Irrlichter und Irrwische. (Ebend., S. 120.) Mit Einem Schlage trat aber zugleich mit der Apperception des Seelenbegriffs eine neue klare Todesvorstellung vor's Bewußtsein. Denn Leben und Tod treten nunmehr als neue, tiefer geschiedene Gegensätze im Bewußtsein auf, um die

Anschauung zu beherrschen. Das Leben wurde jetzt als etwas Wandelbares, Luft- und Feuerartiges aufgefaßt, das als Seele nicht immer mit jedem Körper vereinigt zu sein brauchte und dem todtten erstorbenen Körper nicht anklebte. Die Seele konnte erst jetzt an ihrem wesentlichen Merkmal appercipirt werden, nämlich an dem der unsichtbaren Körperlosigkeit. Erst jetzt schied sich die Seele vom todtten Körper wie der Rauch von der Flamme, um sich unsichtbar und erhaben im Himmel zu verlieren. Und der kindliche Blick, der nun die Seelen nicht etwa als Traumgestalten ansah, die ja noch ihren Körper erkennbar machten, sondern als unsichtbare körperlose Hauchgestalten und Schatten, folgte ihnen zum Himmel, um hier zunächst den Wolken zu begegnen, die sich dem Rauche in ihren Erscheinungen näherten; in ihre wunderlichen Gestalten malte sich ein phantasievoller Sinn zunächst die verklärten Seelenbilder hinein. Aber er begleitete die rauchartig zum Himmel steigenden Seelenschatten noch höher hinauf, um ihnen zu folgen ins überirdische Jenseits, — dort droben sah er sie unter den Himmelslichtern und unzähligen Sternen unsichtbar mit weißen Kleidern angethan als Engel erscheinen. Dort droben schienen sie sogar als Flammen mit verwandeltem, neuem überirdischen Körper wieder aufzutauchen. Das Wesen des Körpers sollte die Seele jetzt abstreifen in Rücksicht auf das erfahrungsmäßig gewonnene neue Substrat des sich verflüchtigen Rauches und Dampfes, aus ihm webte die Phantasie das weiße Kleid, an das sich der so sehr an das Sinnliche gewöhnte Mensch hielt, um den Schatten, den Manen und Engeln eine jetzt überirdische Vorstellung zu verleihen. Erst jetzt bevölkerte sich die Luft mit Gespenstern, Geistern und Dämonen in der Phantasie des Urmenschen und Naturmenschen. Denn nun erblickte er in jedem Irrlicht eine Seele, und während er ehemals nur von Entschlafenen oder Traumgestalten redete, die körperlich auftraten und die ihn glauben machten, daß der Verstorbene nur ein tief Schlafender und Ruhender war, bildete er jetzt den Begriff des

gespenstischen Geistes, der unsichtbar körperlos im Dunkel durch die Lüfte rauschte. In keinem Lande hat die Seelenvorstellung und die Art ihres abgesetzten Lebens eine reichere und seltsamere Behandlung in der Anschauungsweise erfahren wie in Aegypten. Zwar war die hier auftretende Lehre von der Seelenwanderung schon, wie wir sahen, vorbereitet gewesen durch die frühern Anschauungen, welche den lebendigen Leib in alle diejenigen Thiere verfesten, die ihn verschlangen und verzehrten; allein erst jetzt gestaltete sich anknüpfend hieran die eigentliche Vorstellung der Metempsychose, nach welcher die abgesetzten Seelen und Geister zugleich ins Jenseits wanderten. Bei sehr vielen Naturvölkern finden wir bekanntlich die Seelenwanderungslehre gleichfalls deutlich ausgebildet, doch werden die hierüber herrschenden Anschauungen nicht immer klar von der vorausgegangenen Anschauung über die Körperwanderung gesondert. Konnte die Seele jetzt aber den Leib im Tode verlassen, konnte sie sich trennen und abscheiden, wie konnte sie alsdann in den Körper hineinkommen? So lenkte sich, wie wir sehen, im Zusammenhange damit die primitive Priesterweisheit sogleich auf das Nachdenken über den Zeugungsact. Auch hier war es das Feuer, oder vielmehr die Feuererzeugung und Feuerreibung, welche die kindliche Phantasie zu den wunderlichsten Vorstellungen über den Zeugungsact veranlassen sollten, Anschauungen, an welche sich später wiederum die sonderbarsten religiösen Sitten und Gebräuche angeschlossen. War die Seele ein feuriger, heißer Athembampf und sanft glimmendes Feuer, so war auch die Zeugung im Leibe folgerichtig eine Art von Feuerreibung und Feuererzeugung. „Goldnen waren die arani, mit denen die göttlichen Arvinen den Funken hervorquirkten. Diesen Keim lege ich in dich, daß du ihn gebärest im zehnten Mond.“ — (Vgl. bei Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers“, S. 74.) Gleichwie das heilige Feuer durch Reibung entsteht, so zeugen auch die Menschen den prometheischen Funken der Seele, um ihn als ein neu lodernes Feuer dem Weibe einzupfropfen, auf daß es diesen Funken im zehnten

Monde gebäre. So erklärt es sich, daß man den Zeugungsact als eine Feuerzündung auffaßte, wie dies im letzten brähmana des „Bradh-Aranyaka“ ausgeführt wird (in Weber's Ausgabe des „Catapatha-brähmana“, XIV, 9, 4, 20; vgl. ferner bei Kuhn S. 74). Spuren einer solchen Vergleichung der Feuerentzündung mit dem Zeugungsact haben sich auch bei den Griechen erhalten; Aristophanes nennt das Pudendum muliebre ἐσχάρα. (Ebend., S. 77, Anmerkung.) Das zeugende männliche Glied trat als ein heiliger Feuerbohrer vor das kindlich vergleichende Bewußtsein, es war ein göttlicher, erhabener „Pramantha“, dem Verehrung gezollt werden mußte, da eine magische, geheimnißvoll zeugende und wirkende Kraft in ihm lag. Mit diesen noch tief kindlichen Vorstellungen war der Keim gelegt zu jenem in frühester Zeit sich weit verbreitenden Phallusdienst, von dem Meiners schreibt: „Nicht leicht ist die Natur einer andern Gottheit und die Entstehung sowol als weite Verbreitung eines Götzendienstes so schwer zu erklären als die des Phallus oder Lingam und seiner Verehrung. Einige beteten das männliche Glied an\*, andere das weibliche Zeugungsglied, und noch andere die vereinigten Zeugungsglieder beider Geschlechter. Man trug das Bild der Gottheit nicht nur an den ihr geheiligten Festen umher\*\*, sondern Weiber bekränzten es auch, oder küßten es gar in der Natur mit unbegrenzter Schamlosigkeit oder Einfalt, und Bräute opferten ihm ihre Jungfrauschaft.\*\*\* Dies Geschenk empfingen hin und wieder die Priester im Namen der Gottheit, aber nicht von allen jungen Weibern, sondern nur von den Bräuten der Könige und Vornehmen.“ Sicherlich gehört der Phallusdienst, der ferner dahin führte, daß der Lingamsgestalt auch die Säulen der ägyptischen Tempel, ja vielleicht die Säulenform der heiligen Bauten überhaupt

---

\* Die ältesten Griechen (Herobot., II, 44), auch die Aegypter, die Assyrer, Syrer und Phönizier, die Hindus und andere.

\*\* In Hindostan.

\*\*\* Bei den Phöniziern, Assyrern, Griechen und Römern.

in ihren Variationen ursprünglich angepaßt wurde, zu den merkwürdigsten religiösen Ausartungen jener hier geschilderten Zeit. Es lag eben im Geiste jener Epoche, allen frühesten Auslegungen der Zauberer und Priester über einen geheimnißvollen Vorgang, wie den der Zeugung, auch einen religiösen tief ehrfurchtsvollen Glauben entgegenzutragen. Und wir können uns daher über die seltsamen und sich sehr weit verbreitenden Sitten dieser Art nicht wundern. Eine Sitte, welche gleichfalls der Epoche dieser Zeit entstammt, ist die Leichenverbrennung, die sich als religiöser Brauch sehr weit verbreitet hat.\* — Die Leichenverbrennung, die auf das innigste mit dem Seelen- und Ahnencultus zusammenhängt, erklärt sich leicht. Hatten viele Völker ähnlich den Aegyptern die Körper, in dem Glauben, sie der Seele zu erhalten, einbalsamirt, so begann man jetzt, da sich die Vorstellung der feurigen, zum erhabenen Himmel aufsteigenden Seele gebildet hatte, hier und da unter den Völkern den heiligen Brauch einzuführen, den Leib zu verbrennen, um ihn durch Feuer seelenhaft verwandelt der Seele mit auf den Weg zu geben. Die zu Asche verwandelten Reste sammelte man, um sie in ein geweihtes Gefäß niederzulegen, das der Seele gehörte und nicht wieder berührt werden durfte.

So hatten sich im Lichte der neuen Erfahrung die Phänomene von Zeugung, Geburt und Tod allmählich mehr aufgeklärt, und es war zugleich der tiefeingreifende Begriff der feurigen Seele, des abgeschiedenen Geistes und damit zusammenhängend der der jenseitigen Ahnen und Manen gebildet worden. Mehr und mehr begann sich im Lichte dieser Vorstellungen der bisher geübte religiöse Leihencultus und der hiermit verbundene Gebrauch des Opfers am Grabe in einen eigentlichen Seelen- und Ahnencultus umzuwandeln. — Es erzeugten sich demgemäß neue, an eigenen Stätten geübte und

---

\* Findet sich doch die Leichenverbrennung selbst bei den Australiern noch heute vor.

am heiligen Feuer vollzogene Opfergebräuche, die nunmehr, von den Magiern, Zauberern und Priestern geleitet, sich allmählich mit dem sich gleichzeitig erzeugenden Gestirndienste verschmelzen und vereinigen sollten.

Wir haben früher bereits gesehen, daß der tiefsittliche Brauch des Opfern sich aus der ältesten Zeit herschreibt. Man brachte dem Stammältesten, um ihm in seiner Erhabenheit Dank und Verehrung zu erweisen und seine Hilfe anzurufen, Gaben dar, nicht sowol an Früchten als auch an Fleisch und Getränken. Später, als sich der Gebrauch „der Todtengabe“ ausbildete, trug man Speise und Trank (wie noch heute unter einigen Naturvölkern geschieht) in gleicher Weise auch an die Grabstätten, endlich belohnte man auch die heiligen Zauberkünste der Magier durch Darbringung derartiger sittlich geweihter Gaben\*, und so erscheint es geschichtlich nicht auffällig, daß man im Laufe der Zeit, da der Gestirndienst sich mit dem Feuer- und Zaubercultus rasch innig verschmolz, auch dazu überging, durch das flammende Opferfeuer der strahlenden Sonne und dem blitzen- den Donnerer zu opfern. Aber nicht nur Thiere wurden dargebracht, sondern auch Menschen gaben sich den erhabenen heiligen Wesen hin, um von ihnen als lichte Seelen aufgenommen zu werden.

So bildete sich der blutige Opferdienst und das Menschenopfer, Gebräuche, die uns zugleich an das mit religiösen Vorstellungen verwebte Anthropophagenthum der Urzeit erinnern. Um nicht als Leichen von Thieren und Würmern gefressen zu werden, opferte man sich, vielleicht unter ähnlichen Vorstellungen wie noch heute die altersschwachen Greise gewisser Naturvölker, dem Munde eines Gottes. So wurden freiwillig oder gezwungen je nach der Meinung der Priester Menschen am Altare der Götter unter religiösen Ceremonien

---

\* Bei den Kooßa in Afrika werden noch heutigtags die Zauberinnen mit Stücken Vieh belohnt. (Vgl. Lichtenstein, „Reise im süßlichen Afrika“, S. 415.)





hingeschlachtet und Mütter brachten ihre Kinder herbei, um sie zu opfern und die zürnende Gottheit zu versöhnen. Während der spätern Feuerzeit, wo sich, wie wir sogleich zu zeigen gedenken, neben dem Seelenbegriffe nunmehr auch der Gottheitsbegriff ausgebildet hatte, waren die Menschenopfer zu einer allgemeinen, heiligen Sitte geworden. Diese geschahen freiwillig, wenn der sich selbst Opfernende einen persönlichen, heiligen Zweck verfolgte, oder sie wurden von Seiten der Zauberer und Priester gezwungen angeordnet zur Versöhnung der Götter.\* Um Gesundheit, Sieg oder andere Güter zu erbitten, wurden unter vielen Völkern Menschenopfer im großen Maßstabe gebracht. Leib und Seele der Geopferten und Verbrannten sollten sich mit der erzürnten oder abgeneigten Gottheit vereinen, um sie günstig zu stimmen, und den Sinn des Gottes zu erweichen. Je mehr Seelen man der Gottheit zur lichten Höhe hinauffandte und darbrachte, um so eher glaubte sich das bittende Volk Gehör verschaffen zu können und um so mehr Menschen wurden der heiligen, verzehrenden Flamme übergeben und auf dem geweihten Altare niedergelegt.\*\*

Alein nicht immer griffen die Völker zu gezwungenen Menschenopfern, meist begnügte man sich mit der Darbringung von Gaben an Feldfrüchten, Fleisch und Getränken. Was dem Menschen angenehm war, das konnte auch die Götter nicht entehren. War es indessen nicht gleichgültig, wie und zu welchem Zwecke man die Gaben darbrachte, so war es in jener Zeit ebenso wenig gleichgültig, welche Gegenstände zum Opfern bezüglich der verschiedenen Gottheiten verwendet werden durften. Der religiöse Zaubersinn der frühesten Schamanen und Priester jener Zeit hatte nun längst diejenigen Wesen und Objecte erforscht, oder richtiger mystisch erfonnen,

\* Vgl. Herodot, VII, 135; Livius, VIII, 6, 9, 10; X, 28, 29; XXII, 5, 7; Plinius, XXVIII, 2 u. f. w.

\*\* Vgl. die verschiedenen Völkerschaften, die aus diesen oder jenen Gründen zum Menschenopfer griffen, bei Meiners, „Geschichte aller Religionen“, S. 76 fg.

die zur heiligen Flamme und den flammenden Gestirnen und Gottheiten in einer geheimen Beziehung stehen konnten. Und so entstanden alsbald die genauesten Vorschriften darüber, was für Objecte und Thiere, und in welcher Art dieselben den verschiedenen Gottheiten zu opfern waren. Wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit beiläufig erwähnt, daß es zumeist die zum Licht (d. h. die weißen) und die zur Dunkelheit, d. h. die schwarz aussehenden Thiere waren, die zum Feuer- und Opferdienste zuerst in die engste Beziehung traten, später indessen waren es farbige Objecte aller Art, vorzugsweise aber dennoch stets die rothbraunen, rothen und gelb gefärbten, die der zauberischen Geheimkraft verfielen. Freilich die mehr und mehr sich entwickelnde Phantasie zog später durch die wunderlichsten Ideenassociationen eine kaum zu übersehende Zahl von Wesen und Objecten in das magische Bereich dieser Geheimwirkungen, sodas es schwierig wird, diesen Gedankenwindungen im einzelnen zu folgen, zumal sich diese Art von erkundschasteten Geheimwirkungen nicht nur auf den rein religiösen Opferdienst, sondern nebenbei auch auf die mit dem frühesten Priesterthum auf das engste verbundene Kunst, durch Geheimwirkungen zu heilen, bezogen. Daher ist es erklärlich, daß nicht nur die Phänomene von Zeugung, Geburt und Tod, sondern auch das Wesen der Krankheit und Heilung zugleich dem ersten kindlichen Nachdenken schon während der frühesten Periode der Feuerzeit unterlagen.

Geschah die Zeugung nach Art der Feuerreibung, war der Körper- und Seelenkeim ein „promethischer Funke“ und die Seele im Körper eine feurige, glühende Luft, ein heißer Athembampf, so nimmt es psychologisch nicht wunder, wenn wir bemerken, wie das Wesen der Krankheit gleichsam als eine Erstickung, Verdunkelung, Verfinsternung und Verunreinigung dieses im Körper dampfenden Lebensfeuers aufgefaßt und appercipirt werden konnte. — Das warme, reine und weiße Licht verschmolz ursprünglich rasch nicht nur mit den Begriffen des Geweihten, Heilbaren, Heiligen und Er-

haben, sondern auch mit denen der Gesundheit, des Wohltuns und der Güte. Finster, unrein und dunkel waren dagegen das Unangenehme, das Kranke, Häßliche, Unheilige, Schadenbringende und Böse. So früh, sehen wir, traten in der Geschichte der Religion und der hiermit Hand in Hand gehenden Entwicklung der Weltanschauung die Gegensätze der lichten Reinheit und der dunkeln, bösen, krankhaften Unreinheit ins Bewußtsein.\* — Böse und unreine Seelen und Dämonen tauchten vor der Phantasie der Völker auf, und während die lichten und reinen Seelen in die lichten, himmlischen Gefilde und in das freudentreiche Jenseits wanderten, hausten jene unreinen Geister als boshafte Kobolde und Gespenster an allen finstern und dunkeln Orten des irdischen Diesseits. Diese schwarzen und bösen Dämonen, die dem Lichte feindlich waren, drangen zuweilen verborgen in den Körper ein, um die Seele zu verunreinigen und Krankheiten hervorzurufen, weshalb denn das Wesen der Krankheit auch als eine Art Besessenheit von seiten böser, dämonischer Geister aufgefaßt wurde und allerlei Heilmethoden gesucht wurden, diese Dämonen wieder herauszutreiben. So suchten die von der religiösen Phantasie geängstigten Menschen sich vor den übelwollenden Seelen und Dämonen jetzt in gleicher Weise zu schützen, wie gegen Krankheit und Lebensgefahr, und die mit den Geheimmitteln betrauten Zauberpriester und Magier befaßten sich, getrieben durch die religiöse Nächstenliebe, mit den Wundercuren, durch welche alle Unreinheiten und Entheiligungen gesühnt und ver-

---

\* Wenn wir daher finden, daß Plinius (nach Hermippus und Demokrit) behauptet, daß die Lehre des Zoroaster von der Krankheitslehre und Arzneikunde ausgegangen sei, und gleichsam durch ihn eine höhere und heilige Medicin eingeführt wurde, so zeigt es sich, welche allgemeinen Anhaltspunkte hierzu vorliegen. Plinius sagt ferner: Hierzu sei dann die Kraft der Religion selbst gekommen, und endlich die Monddeuterei und die Lehre, die Zukunft aus dem Himmel zu erforschen, und so habe diese Lehre durch ein dreifaches Band die Sinne des Menschen in Beschlag genommen, und sei endlich zu solcher Höhe emporgewachsen, daß sie im Orient den Königen der Könige gebot. (Vgl. auch bei Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 175.)

trieben werden sollten. „Keine Art von Unreinheit scheint früher und allgemeiner anerkannt, und gegen keine so sorgfältige Gegenmittel erfunden worden zu sein, als gegen die Schwächlichkeiten und Zufälle, denen das andere Geschlecht zu gewissen Zeiten, während der Schwangerschaft und in und nach der Geburt unterworfen ist.“ Unrein waren und sind die Weiber in den angezeigten Zuständen unter den Israeliten, Griechen und Römern und untern Persern und Hindus, in Formosa, Ceylon, Siam, ferner unter den Mongolen, den Ostiafen, Samojuden, den Lappen in Nordamerika, Florida, am Orinoco und unter den Hottentotten. (Vgl. Meiners, „Geschichte aller Religionen“, S. 82.) „Fast alle Völker halten Kranke, besonders Ausfällige, Mißgeburten, Sterbende, Leichname von Thieren und Menschen, Trauerhäuser, Gräber für unrein (verdunkelt) und befleckend.“\* So konnten die Anschauungen sich in der Zeit und unter den Völkern, wo der Seelenbegriff in Kraft trat, wandeln. Waren während der Steinzeit die Gräber geehrt, so begannen sie während der Feuerzeit, und später, während des emporblühenden Seelencultus, unter vielen Völkern als verdunkelt und befleckend angesehen zu werden. „Ebenso dachte man von den Berührungen gewisser Thiere“ u. s. w. „Zu den schwersten Verunreinigungen aber rechnete man die Entweihung heiliger Orter oder Geräthe.“ (Vgl. Plutarch, I, 335; II, 327; Thucydides, I, 126, 128 u. s. w.) Allein hierbei blieb die Phantasie nicht stehen, auch alle bösen, schadenbringenden Handlungen der Seele wurden als entweihend, verunreinigend, unheilbringend und befleckend angesehen, und so meinte man andererseits auch alle Sünden und Verbrechen durch heilende Reinigungen sinnlicher Art zauberisch tilgen zu können. Aehnliche Hülfsmittel brauchte das Volk gegen Bezauberungen und Beschwörungen, die man gleichfalls für etwas Befleckendes und Ansteckendes hielt. (Vgl. Meiners, Kap. 11.) Daß aus solchem Grunde die Vorschriften für

\* Eben., S. 82, f. daselbst die genauern Belegstellen unter allen Völkern.

die heiligen Gebräuche des Opfern, des Schlachtens der Opfertiere und namentlich auch die Anordnungen des heiligen Feuerzündens sehr sorgfältig waren, erhellt in diesem Zusammenhange von selbst. Genau waren daher die Maße bestimmt zu den Werkzeugen, mit denen das heilige Feuer entflammt wurde, genau das heilige und geweihte Holz angegeben, von dem gerieben und gezündet werden mußte.

„Von der *uttarārani* genommen sei stets der *pramantha*, denn wer einen andern als *mantha* braucht, wird mit dem Fehler des *yonisamkara* behaftet.

„Eine nasse, löcherige, verkrümmte, eine mit Rissen versehene *arani* und *uttarārani* ist den Opfernern nicht heilsam.

„Was das *guhya* (*pudendum*) genannt wird, das heißt die *yoni* (Geburtsstätte) des Feuergottes, das Feuer, das hier geboren wird, heißt segenbringend. Die aber an andern Stellen reiben, gerathen in Gefahr von Krankheit.“\* Wir sehen, daß das Feuer unvorschriftsmäßig, ungeweiht, gewissermaßen unrein gezündet Krankheiten zu bringen vermag. Daß das Feuer Krankheiten verursachen und heilen konnte, und Krankheit der kindlichen Phantasie jener Zeit, wie wir sehen, folgerichtig etwas gleichsam Befleckendes, Unreines, Dunkles (gegenüber dem gefunden, lichten Seelenfeuer im Körper) war, darf nicht wundernehmen, da ja die Schamanen der Urzeit, wie wir früher gesehen hatten, durch die Heilkunst selbst Feuer und Wärme als heilige, heilsame Erscheinungen verbreitet hatten. Erst als hieraus geschichtlich später die Kochkunst, wie wir sahen, hervorgegangen (vgl. die Anmerkungen zu Kap. 3) und das Feuerzünden und das Kochen der Speisen allgemeiner geworden war, sank durch Gewohnheit der Zauber von diesen Gegenständen, obwol er sich trotzdem in fast allen Religionen der Erde bis zum gewissen Grade erhalten hat. In der Urzeit aber war die

\* Vgl. *Kuṣu*, S. 73 u. 74.

Heilwirkung durch Wärme und heiße Dämpfe u. s. w. allgemein. Wärme und Dampf von Kräutern, Zaubersubjecten und Thieren gehörten daher zu den ersten und bedeutendsten zauberischen Heilungs- und Reinigungsmitteln. (Vgl. Tibull, II, 6; Propert, II, 28, Juvenal, „Satiren“, II.) Erst später trat hierzu das natürliche Reinigungsmittel, das Wasser (bei den Griechen und Israeliten, Numer. 19, 13); allein auch mit Menschenfleisch und gekochten Thieren, mit Speichel, Honig, Opferblut und Menschenblut suchten noch in später Zeit die priesterlichen Heilkünstler zu heilen und zu reinigen.

---

Es würde zu weit führen, wollten wir im einzelnen dem Zusammenhange gemäß ausführen, was sich in allen Völkern noch heute über diese Anschauungen deutlich vorfindet und in den civilisirten Religionsanschauungen erhalten hat. Die Lichter am Altar, das Wasser in der Taufe, der Weihrauch der Chorknaben sind Symbole, die noch heute als Reste hiervon unsern religiösen Gebräuchen anleben. Bezüglich der Naturvölker erscheint das Material zu umfangreich, um es an diesem Orte geben zu können, es sei mir daher gestattet, auf die von Tylor, Lubbock und Bastian hierüber gesammelten Einzelheiten zu verweisen. Nur hinsichtlich des Seelenbegriffs will ich mir hier noch einige genauere Nachträge gestatten. Wir sehen, daß das wesentlichste Merkmal des Seelenbegriffs die körperlose völlige Absehung vom Leibe ist. Wie der Rauch sich von der Flamme trennte, um emporzusteigen in den überirdischen Himmel, oder vom Winde fortgeführt zu werden, dorthin, wo die Sonne aufging oder unterging, mit Einem Worte ins Jenseits, so auch die körperlose Seele, sie schied sich ab vom Leibe, und wie der Rauch im Lichte der Sonne einen dunkeln Schatten warf, so war auch der Rauch und das warme Pneuma der Seele gleichsam den Urvölkern etwas in diesem Sinne körperlos Schattenhaftes. Wir müssen die hier bezüglichen, sinnlichen Erscheinungen, die auf die Bildung des Schattenbegriffs einen Einfluß übten, scharf zusammenhalten, um den Zusammenhang der Combination und die sinnliche Unterlage der eigenthümlichen Ideenassociation genau einzusehen. Nicht das Traumbild des Körpers war im Stande, den Begriff des seelenhaften Schattens entstehen zu lassen, sondern nur das sinnliche Substrat, das als dampfende und rauchende Wärme sich abschied, um sich ver-

flüchtigend unsichtbar in den Himmel zu heben. Hiermit stimmen die Ergebnisse der Sprachforschung vollständig überein. Der Ausdruck der Tasmanier für Schatten und Geist ist derselbe, desgleichen bezeichnen die indianischen Algonquins die Seele des Menschen mit Otakuf, d. h. sein Schatten. In der Quichésprache wird das Wort natub für Schatten und Seele gebraucht. (Martius.) Das ueja der Kravacer bedeutet Schatten und Seele. Wenn Dobrizofer erzählt, daß die Abiponer das Wort loakal für Schatten, Seele, Echo und Bild gebrauchen, so ist das eben nur in Bezug auf die ersten Begriffe correct, das andere aber hinzugebichtet. Die Zulus gebrauchen nicht allein das Wort tunzi für Schatten und Geist, sondern sie denken auch, daß der beim Tode eines Menschen vom Körper sich scheidende Geist zugleich der Geist eines Vorfahren zu werden im Stande ist. (Vgl. Tylor, S. 388.) Der Begriff der Seele als Athemdampf kann durch den ganzen semitisch-arischen Sprachkreis verfolgt werden. Im Hebräischen heißt nephesh Athem, zugleich aber auch Leben, Seele, Gemüth, während ruach und neshamah den Uebergang von Athem auf Geist durchmachen. Diesen Worten entsprechen im Arabischen nefs und ruh. Athem bedeutet in den Sanskritsprachen átman und prāna, im Griechischen haben wir psyche und pneuma. Im Slavischen steht die Bedeutung von duch für Seele, Athem, Geist. Hierher gehören auch die lateinischen Bedeutungen von animus, anima und animal als lebendiges Wesen, Thier. War der Blick des Menschen durch den Rauch der Opferflamme, ferner durch die sich als Dampf und Rauch vom Körper abscheidende Seele und durch die damit im Zusammenhange stehende Leichenverbrennung gen Himmel geleitet, so kann es nicht auffallen, daß man hier in den Lüften zunächst den Vögeln wieder begegnete, welche man daher vielfach als Sendboten der Seele oder, wie die weiße Taube, als Symbol der Seele selbst faßte\*, auch wurde der Vogel als Seelenbringer aufgefaßt, man denke an den Storch und ähnliche in diesen Ideen-zusammenhang gehörige Erscheinungen, an welche sich auch wiederum das schon früher erwähnte Weissagen aus dem Vogelzuge anlehnt. (Vgl. zugleich die Anmerkungen Kap. 6. Vgl. ferner E. Kuhn, „Die Vorstellungen von Seele und Geist“, Berlin 1872, S. 7 fg.)

---

\* Vgl. Grimm, „Mythologie“, S. 788; Kochholz, „Sagen“, I, 245, 293 und II, 44, Anmerk. zu 269; vgl. zugleich Kuhn, „Herabkunft des Feuers“, S. 107.

### Die früheste fetischistische Betrachtung der leuchtenden Himmelserscheinungen.

Die Gestirne in der ursprünglichen Anschauung als magische Feuer, entzündet von Feuerpriestern und zauberischen Lichtherren. — Die sich allmählich ausbildenden tiefen Abhängigkeitsgefühle gegenüber den zauberhaft erscheinenden Naturgewalten. — Das Austausch des ästhetischen Erhabenheits- und Unendlichkeitsbegriffs in Bezug auf den Makrokosmos. — Die hiermit vor sich gehende genauere Trennung von Göttern und Priestern bei den Culturbölkern. — Die Idolatrie und deren Beeinträchtigung des Erhabenheitsbegriffs. — Die Unterdrückung der Idolatrie bei den Hebräern in Rücksicht auf die höhere Ausbildung des Erhabenheitsbegriffs der Gottheit. — Nicht alle Völker der Erde sind gleichmäßig und gleichweit in die Weltanschauung der Feuerzeit mit ihrer Begriffsbildung eingetreten.

In Rücksicht auf die im Zusammenhange sich ausbildenden religiösen Gebräuche, Sitten und Anschauungen jener merkwürdigen und großartigen Entwicklungsperiode der Feuerzeit müssen wir anerkennen, daß der Geist in der Beurtheilung der Erscheinungen seiner Umgebung und innerhalb seines Lebenskreises jetzt unennbare Fortschritte gemacht hatte. Wie sonderbar wäre es bei der sich nach allen Seiten hin stärkenden Beurtheilungsgabe daher gewesen, wäre der Geist, der das Feuer zu zünden erfand, mit seinen Augen jetzt noch haften geblieben am Erdboden. Unmöglich konnte sich der nunmehr befähigtere Sinn mit dem engeren Wahrnehmungskreise der

Thiere begnügen. Phantasie und auf Ähnlichkeitswahrnehmungen gestützte Betrachtungsweise trugen alsbald die Augen durch ein neues Bewußtsein gestärkt zum Himmel, und der kindliche Mensch that, trunken von Ahnungen und geheimnißvollen Empfindungen, den ersten tiefen Blick in die erhabenen Wunder des Makrokosmos. — Da strahlten sie denn hoch droben und erhaben am Himmel, die feurigen Punkte und die flammenden Kreise, aus welchen früher der stumpfe thierische Blick nichts Tieferes zu machen wußte. Jetzt freilich war es anders geworden. Die roth glimmende Sonnenscheibe, die früh des Morgens am Horizont auftauchte, um bei Tage im lichten Glanze Glut und Wärme zu strahlen und am Abend wieder in glühender Röthe wie ein verkohlendes Feuer zu verlöschen; der sich glanzvoll erhellende und wieder verdunkelnde Mond, die schimmern- den Lichtpunkte der Sterne, und der zackige, feuerstrahlende Blitz: das waren nunmehr die sich mit dem neuentstehenden Interesse des religiös Erhabenen umkleidenden Objecte der entferntern Außenwelt, auf welchen das Auge verständnißvoller als bisher haften blieb. So weit war der kindliche Geist in seiner Entwicklung vorgeschritten, daß er nunmehr an die leuchtenden Objecte und Erscheinungen des Himmels mit wirklichem Interesse und dauernder Theilnahme anknüpfen konnte, sodaß der Phantasie eine bestimmtere Basis geboten wurde, von der aus sie diese Objecte in ein allgemeinverständliches Licht zu setzen im Stande war. Daß in allen jenen phantasiereichen Anschauungen der leuchtenden Himmelerrscheinungen die Analogie mit der lodernden Opferflamme eine wichtige Rolle spielen mußte, ist leicht einzusehen. Alle am Horizont angeschauten dahinschwebenden Lichtflächen wurden jetzt dem Auge zu erhabenen, mächtigen Feuern. Doch wer zündete diese aufflammenden und wieder untergehenden Himmelsfeuer stets von neuem wieder an? Wer war die Ursache hinter jener Wirkung des Anzündens und Erlöschens? Lebendige, wenn auch gleichgültige Wesen waren es bereits der thierisch-naiven Anschauungsweise gewesen. Offenbar, so folgerte

jetzt die von bestimmter Seite her angeregte Phantasie, waren es mächtige Feuererzeuger und mit zeugender Kraft begabte erhabene Zauberpriester, welche die hellen Feuer am Himmel entflammen und wieder verlöschen machten. Wir sehen, es flossen der kindlichen Anschauung die Vorstellung von den feuerzeugenden erhabenen Priestern mit den erhabenen Feuerzündern am Himmel noch gewissermaßen zusammen; denn es lagen diese Vorstellungen hier noch durch bestimmte Ideenassoziationen inniger miteinander verschmolzen. So war Atharvan nicht bloß derjenige, der den Agni vom Himmel holte, sondern zugleich auch der Genosse der Götter, „und in gleicher Weise sehen wir die Bhrgus mit den Göttern verbunden“. „Einerseits“, sagt Kuhn, „traten die Bhrgus an die Stelle der Götter, andererseits übernahmen sie das Geschäft des Matarigvan (ein feuerreibendes und feuerbringendes, halbgöttlich gedachtes Wesen), während sie drittens auch als Menschen neben dem Manu (dem Stammältesten) und seinem Geschlecht erscheinen. Das sind anscheinend ganz verschiedene Kreise der Thätigkeit, und es scheint schwer, für sie eine Vermittelung zu finden. Sehen wir uns indessen anderweitig um, so wird von den Angirasen, einem andern der alten Priestergeschlechter, gleichfalls erzählt, daß sie wie die Bhrgus den in der Höhle befindlichen Agni gefunden haben, und Agni selber wird vielfach Angiras genannt. In gleicher Weise erscheint Atharvan, der Stammvater eines dritten Priestergeschlechts, gleichfalls als der, welchem die Herabholung des Agni zugeschrieben wird, wie er andererseits auch als ein Genosse der Götter, als ihr Verwandter und im Himmel wohnend erscheint.“ (Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers“, S. 6 fg.) Wir sehen, wie die Ideenassoziation von den erhabenen Feuerpriestern und Magiern zu den erhabenen Göttern hinüberführte, und wie zugleich alle hierauf bezüglichen Vorstellungen noch gewissermaßen verschmolzen und ursprünglich ineinanderfloßen. Erst in einer spätern, fortgeschrittenern Zeit differenzierten sich die verschwimmenden Bilder, und die Priester mit

ihren Lehren selbst waren es, welche diese Trennung dem Volke mehr und mehr später zum Bewußtsein führten. Zwar waren die feuerzündenden und zauberthätigen erhabenen Herrscher am Himmel mit Augen nicht erkennbar, aber wie sollten auch in so weiter Ferne hoch oben und erhaben in den Wolken die Feuerzünder sichtbar sein, da ja die Menschen den auf hohen Bergen opfernden und zündenden Priester ebenfalls nicht wahrnahmen, obwol seine heilige Flamme in weiter Ferne deutlich leuchtend sichtbar war. Aber in der Phantasie des Urmenschen mochten die mächtigen Feuerzünder aus ihrer lichten Höhe bis auf die Berge herabsteigen, wenn sie in den Wolken, die sich an den Bergen lagerten, im Dröhnen des Donners nach herniedergesandtem feurigen Blitze ihre ehernen Stimmen vernahmen. Erst jetzt fanden sich die Fäden psychologisch zusammen, die es der Phantasie des Menschen möglich machten, einen directen Einfluß der Himmelserscheinungen auf das sociale, sittliche Leben zu supponiren. Einer neuen Wandlung gingen nun die bisherigen gleichgültigen Vorstellungen über die Himmelserscheinungen entgegen. Denn nach den Erfahrungen, die der Mensch mit den von den Priestern gezündeten Feuern gemacht hatte, fand die Phantasie ein reiches Feld vor, auf welchem sie nach Erklärungen über fernwirkende Beziehungen der leuchtenden Erscheinungen am Himmel zu Priestern, Opfern und Menschen suchen konnte. Daß der kindliche Ideenwandel darauf verfiel, die Himmelsfeuer mit den Opfern der Feuererzeuger zu vergleichen und die zu den Himmelserscheinungen gesuchten Ursachen sich in das Gewand des Priestertums hüllten, das kann uns hiernach nicht auffallen.

Freilich mußten es gegenüber den irdischen Feuerreibern noch mächtigere Priester und Flamines sein, die jene Himmelsfeuer zündeten, aber selbst dieser Unterschied des Grades konnte nicht sogleich in voller Stärke vor das kindliche Bewußtsein treten, da der Mensch gewohnt war, mit dem Auge das in nächster Nähe Gesehene zu vergrößern, das Entferntere dagegen mit einem geringern Maßstabe

zu messen. Daher bedurfte es denn erst der Mithilfe der priesterlichen Weisheit, der Menge diesen Unterschied des Grades bezüglich der Erhabenheit beizubringen, und es wird uns damit erst erklärlich, daß viele Völker, da sie durch ihre Priester nicht veranlaßt wurden, diesen Unterschied in der Erhabenheit in sittlich tiefer Weise zu bilden, denselben auch niemals erfaßt haben.\* Anders gestalteten sich daher die Ideen hierüber unter vielen sehr niedrigen Naturvölkern, anders unter den höher begabten Culturvölkern. Je mehr die von primitivem Nachdenken geleiteten Zauberpriester und Magier der begabtern Völker die Vorstellungen über die Naturmächte von überschwenglichen Phantasien umkleidet im Geiste bewegten, um so mehr erkannten sie hiermit zugleich, daß sie diesen feuererzeugenden, schöpferisch wirkenden Machthabern gegenüber doch nur als ohnmächtige Diener und Knechte erschienen. Doch obwol ohnmächtiger und geringer, fühlten sie sich dennoch mit jenen Gewalten in einer geheimen engern Verbindung wie die übrige Menge, sie fühlten im Hinblick auf ihre Leistungen und Zauberkennnisse, daß sie allein vor allen übrigen ein Anrecht hatten, die Begnadigten dieser gewaltigen und erhabenen Mächte zu sein. Schien es ihnen doch, als hätten sie aus ihren Händen ihre merkwürdigen Kenntnisse empfangen, ja es hatte den Anschein, als seien sie die eigentlichen Abkömmlinge, die directen Nachkommen jener Erhabenen und Mächtigen dort droben. Sie be-

\* Auch Cohen in seiner Abhandlung: „Mythologische Vorstellungen von Gott und Seele“ („Zeitschrift für Völkerpsychologie“, Bd. 5), geht auf die Aehnlichkeit und die Verschmolzenheit jener Vorstellungen ein und sagt: „Die beiden Feuerreißer (nämlich der irdische priesterliche und der überirdische am Himmel) sind in der Kategorie «Ding» gleich, in Bezug auf ihre Eigenschaft verschieden: der eine wird zunächst als größerer Mensch, also blos quantitativ, dann aber als Gott, also qualitativ verschieden, objectivirt, während der andere Mensch bleibt.“ (S. 427.) Daß diese Trennung von Gott und Mensch oder besser von Feuerpriester und Lichtherr nur erst nach ihrer qualitativen Seite hin ganz allmählich vor sich gehen konnte, ist in Rücksicht auf alle hier in Betracht kommenden psychologischen Momente und Thatsachen offenbar leicht zu erkennen.

faßen ja zugleich wie jene die gleichen Kenntnisse in der heiligen und erhabenen Geheimkunst, die zeugende Kraft des Feuers und des Lichts hervorzurufen. Konnten oder mußten daher nicht jene sie diese Kunst in älterer Zeit einst gelehrt haben? Gewiß schien es so; denn waren nicht Jahrhunderte verflossen, waren nicht viele Generationen begraben worden, bevor nach dem wirklichen Hergange der Sache ein auf diesen Gedankenkreis gelenktes Nachdenken sich entwickeln konnte? Wie lange mochte es gewährt haben, bevor der Seelenbegriff vom Bewußtsein völlig klar appercipirt war, sodaß er zum Gemeingut der großen Menge werden konnte. Sollte es mit dem sich ausbildenden Gottheitsbegriffe anders gewesen sein? Langsam und allmählich war er im Laufe des großen Umschwungs der Anschauungen, den die Epoche der Feuererfindung mit sich brachte, erwachsen. Allmählich nur drängte sich unter den begabtesten Völkern innerhalb des neuen Erfahrungskreises das tiefe Gefühl directer sittlicher Abhängigkeit von jenen lebendig und personificirt gedachten Naturgewalten auf, und siehe da, als man sich endlich im höhern Maße dieses Abhängigkeitsgefühl zum Bewußtsein führte, da war nun mit Einem Schlage das Moment des sittlich-kosmisch Erhabenen, also des Erhabenen bezüglich der hehren Naturgewalten, vor die kindlich denkende Seele getreten. Jetzt nun wurden folgerichtig die Begriffe der Feuer- und Lichtherren am Himmel gebildet und mit den Attributen einer zeugenden (weil feuererzeugenden) schöpferischen Kraft ausgestattet. Damit war die früheste Basis gegeben, auf welcher die Begriffe der Götter, Schöpfer und Erhalter bestimmter Naturkräfte sich entwickeln konnten. Die Religion ging nun einem neuen Aufschwunge, einer neuen, tiefern Entwicklung entgegen.

Werfen wir einen Augenblick, um diese Entwicklung zu übersehen, einen Blick zurück auf die ursprüngliche Ausbildung des Erhabenheitsbegriffs. Wir hatten gesehen, wie sich die bisher entwickelnde Religion mit ihrer ganzen sittlichen Fülle und Hingebung ursprünglich auf die natürlichen, sittlichen Vorgesetzten geworfen hatte.

Den Greis, die Väter und die Patriarchen hatte man achten lernen, das Volk beugte sich ehrfurchtsvoll vor den Stammältesten und brachte ihnen sittliche Huldigungen dar, während die Phantasie diese Mächtigen mit einem Nimbus des Erhabenen umkleidete, der die sittliche Hingabe bis zu einem Cultus steigerte. In der spätern Epoche der Feuerzeit, sahen wir, wurden nur zu rasch auch die mächtig werdenden Magier und Zauberer als ehrfurchteinflößende, erhabene und sittlich verehrungswürdige Wesen betrachtet, man brachte daher auch ihnen Opfer dar, bewarb sich um den Nutzen ihrer geheimnißvollen Heilkünste und bewies ihnen eine tiefe abergläubische, religiöse Dankbarkeit. In allen diesen sich entwickelnden und geschichtlich auftauchenden „sittlich leitenden Mächten“ hatte die naive Hingebung nicht nur den Menschen, sondern vielmehr den sittlich erhabenen Vorgesetzten anerkannt. Der von ihnen ausgehenden sittlichen Leitung und ihren durch Nächstenliebe und Barmherzigkeit eingegebenen Handlungen galten allein alle religiösen Huldigungen. Aber je mehr die Menge selbständig wurde, je mehr die Mängel und Fehler selbst der erhabensten Herrscher in sittlicher Beziehung von allen Seiten durchgeföhlt wurden, um so mehr mußte nach und nach die Religion nach dieser Seite hin erschlaffen. Aehnlich verhielt es sich mit den Zauberern und Magiern; solange ursprünglich die Menge in ihrem dumpfen, sklavischen Sinne geblendet war von der Neuheit und Seltsamkeit ihrer Künste, konnten sie eine tief eingreifende religiöse Herrschaft entfalten. Aber diese Herrschaft sank mit der Länge der Zeit auf ein gewisses Maß herab, je mehr man erkannte, daß die Heil- und Zauberkünste nicht immer die versprochenen Wirkungen erzeugten und je mehr sich die Menge allmählich an das zauberische Gaukelspiel gewöhnte. So drohte sich die Achtung und der Nimbus des Erhabenen in Bezug auf „den sittlichen Vorgesetzten“ und in Bezug auf die ersten berufenen Verbreiter der Nächstenliebe und des Gerechtigkeitssinnes allmählich, wenn auch nicht gänzlich zu verlieren, so doch sich abzustumpfen.

Aber je mehr sich geschichtlich unter den Culturvölkern diese religiösen Wirkungen in Bezug auf die Achtung und Autorität der sittlichen Vorgesetzten unter den Menschen abschwächten, um so mehr fügte es die Entwicklung, daß sich diese Achtung nun auf neue Träger übertrug. Von neuem tauchten, wie wir sehen, auf dem Wege der Ideenassociation hinter jenen am Himmel sichtbaren Objecten sittliche, jetzt erhabene erscheinende Autoritäten empor, welche mit übermenschlicher Gewalt zu herrschen schienen, denen gegenüber sich der Mensch daher jetzt mehr und mehr abhängig fühlte. Diese überirdischen Machtwesen, durch welche der sittliche Erhabenheitsbegriff in den Naturerscheinungen Wurzel fassen sollte, waren die Götter. Auf sie wurde jetzt die Religion übertragen, diese Gewalten lernte der Mensch jetzt als die wahren, unnahbaren, erhabenen Autoritäten und leitenden Herrscher schätzen, alle übrigen Vorgesetzten aber schienen hiermit nur die irdischen, niedern Stellvertreter jener zu sein.

Von nun an entwickelte sich ein ganz neues sittliches Bewußtsein. Das Wesen der Autorität, das ursprünglich, wie wir sahen, im Menschenthum seine ersten natürlichen Stützen und Träger hatte, erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch die neuentstehenden Ideen in Bezug auf die Naturkräfte. Das Volk hob jetzt die sittlich lenkenden und regierenden Autoritäten über das Niveau des irdischen Menschenthums hinaus und legte ein ganz neues, bisher nicht gekanntes Moment, nämlich neben dem ethischen zugleich das der kosmisch-ästhetischen Erhabenheit hinein. Unnahbar, überirdisch entfernt, unerreichbar, das ist eben kosmisch erhaben, thronten jetzt jene neuen, von der Menschheit losgelösten Autoritäten. Zwar lief das neue Bewußtsein vom Erhabenen nunmehr Gefahr, diese Naturerhabenheit so hoch, so übernatürlich und übertrieben, d. h. mythisch zu denken, daß alle diese vorgestellten erhabenen Autoritäten ihre natürliche Vermittelung zur irdischen Sphäre verloren\* ; allein eben

\* So daß einerseits aus dieser übertriebenen Trennung sich eine unüberbrückbare Kluft zwischen Gott und Welt aufthat und der falsche Schluß ge-

diese Gefahr, sofern sie sich später in der Religionsgeschichte verwirklichen sollte, wurde für jetzt durch die kindlich malende Phantasie ausgeglichen, welche noch nicht im Stande war, die Vorstellung des Irdischen und Himmlischen, und dem entsprechend die Vorstellung von Priestern und Göttern, vermittelungslos auseinanderzureißen. — War ja geschichtlich nur erst vor kurzem die Vermittelung durch die Ideenassociation vollzogen worden, wie also konnte diese Verbindung so schnell wieder zerstört werden? Alle personificirten Ursachen hinter abgegrenzten Wirkungen im kosmischen Leben erhob jetzt folgerichtig die kindliche Phantasie zu schöpferischen Wesen und zu Herrschern über bestimmte Naturkräfte. Man wies ihnen Wohnstätten an und dachte noch nicht abstract genug, um nicht jede Gottheit irgendwo genau localisiren zu müssen. So entstand im Laufe der Zeit unter den Völkern die große Reihe der kosmischen Götter, als erhabene regierende Machthaber über bestimmte Naturobjecte und Naturgewalten. Bei bloßen indifferenten Personificirungen, wie bisher, konnte jetzt die kindliche Phantasie nach den gemachten neuen Erfahrungen nicht mehr stehen bleiben. Aber freilich war es, wie angedeutet, noch ein weitläufiger Proceß, der den Menschen zu der Einsicht leitete, daß diese überirdischen Gewalten, die zu ihm und seiner Selbsterhaltung (da er noch kein Ackerbauer und Hirte war

---

zogen werden konnte, daß Gott als Schöpfer früher wie die Welt war, d. h. Gott auch ohne Welt bestehend gedacht werden könne. Andererseits aber führte das Moment der mystischen Erhabenheit auch die Philosophen dahin, die sittliche Weltautorität (d. h. Gott) so erhaben und allumfassend, d. h. so absolut und zugleich abstract zu denken, daß das göttliche Wesen gar nicht mehr als Person, sondern nur noch als ein alles umfassendes, unvorstellbares, unpersönliches Abstractum aufgefaßt wurde, das nichts mehr als ein „Un Ding“ war. War es daher ein großer Fortschritt in der religiösen Entwicklung des Bewußtseins, noch höhere, überirdische und erhabene Autoritäten, gegenüber den im Menschenthume sich darstellenden „sittlichen Vorgesetzten“, zu begreifen, so verlangte es doch die richtige Art dieser Trennung, die Autorität ebenso wenig zu menschenähnlich wie zu abstract zu setzen; denn beide Einseitigkeiten werden dem religiösen Gefühle nicht gerecht.

und als Jäger den jagenden Thieren noch gleichstand) keine directen, über den Erfahrungskreis der höchsten Thiere hinausgreifenden Beziehungen besaßen, mehr zu fürchten waren wie die Zauberpriester, die ihm aus nächster Nähe und gleichsam aus erster Hand nützen und schaden konnten. Erst die Priester selbst mußten, wie schon oben erwähnt, die Menschen zu dieser Einsicht anleiten, erst ihren Einwirkungen war es zuzuschreiben, daß sich der Geist in die Einflüsse der kosmischen Mächte verständnißvoller versenkte wie bisher, sodaß Blitz und Donner, Sturm und Regen, Sonnenschein, Mondwechsel und Finsterniß die Gefühle der Gewohnheit abstreiften und sich mit einem Zaubermantel umkleideten, den die intelligentesten Thiere, wie aus ihrem naiven, sich gleichbleibenden Gebaren hervorgeht, nicht mehr kennen lernten. Waren die Priester die Berufenen und Auserwählten bezüglich einer aufmerksameren Beschäftigung mit den Heil- und Naturkräften und deren Wirkungen, so gelangten sie auch früher und eindringlicher zu der Einsicht, wie sehr ihnen in ihrem Thun und Treiben die Naturgewalten in aller Beziehung überlegen waren. Indem sie aber die Menge auf diese Ueberlegenheit nachdrücklich hinwiesen und darauf hindeuteten, wie sie mit diesen überirdischen, heiligen Mächten in einer innigern Verbindung standen wie alle übrigen, stärkten sie von neuem ihr priesterliches erhabenes Ansehen und verliehen der Religion einen neuen Aufschwung. Dieser Aufschwung kam nicht allen Völkern gleichmäßig zugute; denn die Zauberer erhoben sich nicht überall zu Priestern, zu denen sie sich ja nur erst dadurch machten, daß sie sich als die Diener und Vermittler jener höhern, überirdischen Mächte hinstellten. Nicht alle Völker bildeten daher den ästhetisch-kosmischen Erhabenheitsbegriff, der als die Grundlage der eigentlichen Gottheitsvorstellung und gewissermaßen als ein Grundmerkmal derselben anzusehen ist, und finden wir auch eine große Anzahl von Volksstämmen, welche kosmische Mächte und Erscheinungen abergläubisch verehren, so achte man wohl darauf, welche Art von Er-

habenheitsvorstellungen sie hiermit verbinden. Findet es sich aber, daß sie Vorstellungen über die kosmischen Erscheinungen besitzen, die nichts wahrhaft Erhabenes in sich tragen, und zeigt es sich ferner, daß sich unter eben diesen Völkern kein eigentliches Priesterthum aus den Zauberern entwickelt hat, so dürfen wir mit Recht schließen, daß dem ganzen Volksstamme die wahre Erhabenheitsvorstellung der Gottheit nicht zum Verständniß gebracht wurde, sodas die hierzu vor allem berufenen Zauberer sich nicht die wahre Demuth vor den überirdischen und übersinnlichen Mächten aneigneten und die rohe Menge somit unter diesen Umständen diesen Gefühlen fremd blieb. Unter diesen niedern Völkern werden daher zwar die Zauberer als Fetischbesitzer und Beschwörer verehrt und gefürchtet, und neben ihnen die geheimnißvollen Werkzeuge, die sie zum Zaubern benutzen, ja es werden hiermit im Zusammenhange sehr oft auch einzelne Gestirne verehrt, aber die Art dieser Verehrung trägt nicht den tief erhabenen Charakter an sich, wie bei den Culturvölkern. In den Augen dieser niedern Stämme sind daher die Gestirne und andere kosmische Objecte keine Götter, sondern im Grunde nichts mehr wie Fetische, aus denen sie mit den Zauberern heilige Schemwirkungen ableiten, die, wenn sie sich wirksam erweisen, verehrt, wenn nicht, gehaßt und verabscheut werden. Freilich haben die Missionare, sobald sie nur irgendeine Gestirnverehrung (die, wie wir zeigen werden, sich aus den verschiedensten Wurzeln ableiten kann) wahrnahmen, oder sobald sie von irgendeinem großen Manne und Herrscher (der als Seele oft in den Gestirnen gesucht wurde) reden hörten, sofort auf das Dasein einer Gottheitsvorstellung geschlossen, aber wie weit das gefehlt ist, wird sich aus dem Zusammenhange unserer Entwicklungen ergeben.

Von einer Angeborenheit der übersinnlichen Gottheitsvorstellung kann nach allem Vorausgeschickten und in Rücksicht auf die Thatfachen keine Rede sein, und es kann daher nicht auf fallen, wenn uns der strebsame Lubbock („Prehistoric Times“, 2. Aufl.,

1869, S. 564) und F. Farrar („Anthropological Review“, August 1864, S. 217) in ihren trefflichen Aufsätzen eine große Anzahl von Völkern aufführen, die keinerlei Worte für den Begriff der Gottheit in ihrer Sprache überhaupt besitzen. So, sehen wir, ist es um die Bildung des eigentlichen ästhetisch-ethischen Erhabenheitsgefühls und eines dem entsprechenden tiefen, demuthsvollen Abhängigkeitsgefühls vor den kosmischen Mächten ein eigen Ding, denn wir sehen, welcher Vermittelung es erst bedurfte, um der Menge diesen Grad von Erhabenheit zum Verständniß zu führen. Diese Vermittler aber waren anfänglich die Zauberer, und indem sie diese Vermittelung unternahmen, machten sie sich hiermit zu Dienern der Gottheiten, d. h. zu Priestern. Gleichgültig hierbei ist es in Rücksicht auf diesen Unterschied, ob sich das Priesterthum im Volke als herrschende Kaste erhalten konnte, oder ob es sich in einer freieren Weise entwickelte.

Konnte nicht allen Völkern der Erde derjenige Grad von Erhabenheit zum Bewußtsein geführt werden, der sich als nöthig erweist, den wahren und sich dauernd erhaltenden Gottheitsbegriff zu begründen, so meine man nicht, daß dieser bestimmte übersinnliche Grad von den begabtern Völkern sogleich erkannt wurde. Auch das erweist sich als irrthümlich. Es wird sich zeigen, daß nur erst nach und nach der zur Vorstellung nöthige übersinnliche Grad von Erhabenheit erworben werden konnte, was schon daraus hervorgeht, daß wir die Erhabenheitsvorstellungen über das Wesen der höchsten Gottheit und der Gottheiten untereinander selbst unter den Culturvölkern dem Grade nach sehr verschiedentlich antreffen, und zwar bei einzelnen verhältnißmäßig so sehr verschieden, daß wir über ihre auseinandergehenden Ansichten hierüber erstaunen. In der That war es im Grunde nur den Semiten, vorzugsweise aber unter ihnen nur den Israeliten beschieden, das höchste Moment des Erhabenen im Gemüth und in der Vorstellung klarer und ausdrucksvoller zur Geltung zu bringen.

Alle übrigen Culturvölker haben eben nur Anläufe im Laufe

der Zeit zu diesen tiefern Vorstellungen gemacht, und wenn auch die meisten sehr bald so weit vorschritten, die himmlischen Götter von den Priestern, Gestirnen und den Götzenbildern stärker zu unterscheiden, so blieben diese Götter im ganzen doch noch recht wenig erhabene Wesen, selbst in der Zeit, da unter den Culturvölkern der Göttercultus seine höchste Blüte und seinen strengsten Geist entfaltet hatte, von der Periode des religiösen sittlichen Verfalls gar nicht zu reden, wo auch die Götter wieder in den Staub gezogen wurden.

Haben die zur Cultur übergehenden Urvölker, wie erwähnt, nur erst mit der Zeit die tiefern Vorstellungen gewonnen, durch welche sie die Götter möglichst über den Menschen erhaben vorstellten, so liegt es auf der Hand, daß ursprünglich und anfänglich hiervon noch keine Rede sein konnte. Im Gegentheil, die sinnliche Menschenähnlichkeit drängte sich dem frühesten Sinne nach dieser Seite hin noch so mächtig auf, daß der religiöse Geist vorerst versuchte, jene nicht mehr sichtbaren, wohl aber vorausgesetzten priesterlichen Götterwesen möglichst menschenähnlich sinnlich nachzubilden. Nur in der Größe und Kolossalheit der Auffassung und Bearbeitung der Abbilder (Götzenbilder) dieser Wesen deuteten die Völker zuweilen auch das Bestreben an, dem Gefühle der übersinnlichen Erhabenheit bis zu einem gewissen Grade möglichst gerecht zu werden. Aber auch dieser Uebergang von den Göttervorstellungen (welche, wie wir sahen, die kindliche Phantasie jetzt an die kosmischen Objecte und Kräfte knüpfte) zu sinnlichen Nachbildungen und Abbildern derselben in Stein und Holz und andern Materialien, vollzog sich nur nach und nach, und unter den hohen Culturvölkern nicht in gleichem Maße und zu gleicher Zeit. Meiners schreibt: „Ursprünglich (?) verehrten alle Völker die Gestirne (?) und andere kosmische Kräfte ohne bildliche Vorstellungen. In der Folge aber errichtete man sowol der Sonne als dem Monde Statuen von allerlei Gestalt, sowol menschenähnliche als unförmliche und ungeheuer. Nachdem man diese himmlischen Körper eine Zeit lang in Statuen abgebildet hatte,

vergaß man die Entstehung der Letztern und fing an, die Gottheiten, die sie vorstellten, von der Sonne und dem Monde zu unterscheiden. Nur in einzelnen Fällen wurde die Einerleiheit solcher allmählich abgeforderten Gottheiten anerkannt. (Bezüglich des letzten Punktes vgl. Herodot, II, 42; Herodian, V, 6 u. f. w.) Allein von vielen Völkern wird uns berichtet, daß sie sich gar keine Abbilder schufen, obwol sich ihre kosmisch-religiöse Weltanschauung vom Mittelpunkte des Feuers aus sehr ideenreich gestaltet hatte. Schon bei den Persern und Iranern trat der eigentliche Götzendienst in den Hintergrund, und dies war noch mehr der Fall bei den Germanen.\* Wir dürfen eben nicht außer Acht lassen, daß die künstlerische Begabung, welche die Phantasie und die gestaltende Hand zur Verfinnbildlichung anspornten, nicht bei allen Culturvölkern die gleiche war. Unter den Stämmen aber, welche Trieb und Anlage hierzu besaßen, entwickelte sich die Gottheitsreligion im Verein mit Götzendienst, der sich seiner Natur nach alsdann zugleich innig mit dem Fetischismus und der Zauberei verband. Wie man durch die Zauberei bereits Steine, Bäume, Feuer und anderes hatte verehren lernen, so knüpfte demgemäß auch die Verehrung in niedrigster Weise an die Götzenbilder an. „Man diene den Bildern wie den Göttern selbst. Man behandelte die Statuen wie lebende Wesen. Man reinigte, bekleidete und schmückte sie (über die Affen auf dem Kaukasus vgl. Pallas, „Beiträge“, III, 334, über Mingrelies Lambertis, S. 230), man gab ihnen Schmäuse und andere Lustspiele. (Ueber die Statuen der Römer vgl. Plinius, V, 8, 34, c. 7, bei den Griechen Pausanias, I, 26, 27, auch Plutarch, VII, 126, berichtet über hierher gehörige Punkte.) Man bedrohte und mißhandelte sie aber auch, wenn man

---

\* Wir reden hier selbstverständlich nur von Culturvölkern, denn viele tiefer stehenden Völker bildeten, wie wir im weiteren Verlaufe des Textes sehen werden, meist deshalb keinen eigentlichen Götzendienst aus, weil sie überhaupt gar nicht belangreich genug in die religiöse makrokosmische Weltanschauung eintraten, und überhaupt keinen Gottheitsbegriff bildeten.

von ihnen vernachlässigt oder verrathen zu sein glaubte.“ (Vgl. Meiners, S. 62.) — That es bereits dem eigentlichen Gefühle und Gedanken der Erhabenheit und Unendlichkeit Abbruch, daß man die über die Menschen erhobenen Götterwesen sich trotz ihrer weiten Trennung und erhabenen Entfernung gar zu sinnlich-menschlich vorstellte, so wurde dieser Abbruch offenbar noch größer und verstärkter durch die Verbildlichung der Götter und den hieran geknüpften Götzendienst. Hier im bildlichen Götzendienste, wie in jeder religiösen Verfinnlichung, schien der Gedanke der Erhabenheit und Unendlichkeit wieder verläßt und verwischt zu werden, und wir dürfen uns nicht wundern, wie bedeutende Religionsstifter und Priester, wie z. B. Moses, Aaron und andere, welche tiefer von dem Gefühle einer wirklichen Erhabenheit der Gottheitsidee durchdrungen waren, hauptsächlich gegen den Götzendienst und die sinnliche Verbildlichung der Gottheit auftraten.

Offenbar mußte die Religion, da sie das Auge jetzt zum Makrokosmos und seinen Erscheinungen gezogen hatte, das Moment der ergreifenden Erhabenheit, beziehungsweise der Unendlichkeit in sich aufnehmen, und die Erhabenheit mußte (wenn auch maßvoll) die Vorstellungen der Gottheit umweben. Es war daher offenbar nur ein Stehenbleiben auf halbem Wege, wenn viele Culturvölker die Götter als Menschen in den Gestirnen und in der sinnlichen Höhe, d. h. auf Bergen u. s. w. suchten.

Wurden aber die Götter in die leblosen Statuen übertragen, um diese Bildwerke zugleich zu fetischartigen Zauberobjecten umzugestalten, so wurden offenbar die neuen Gedanken der Erhabenheit wieder größtentheils abgeschwächt. Man muß daher diese Ueberleitung der religiösen Anbetung auf nachgebildete Götterdarstellungen und Idole als eine Verirrung des religiösen Gefühls im religiösen Entwicklungsgange bezeichnen, eine Verirrung, die von den sich in religiöser Beziehung am höchsten entwickelten semitischen Stämmen (Israeliten) später überwunden wurde. Erst dadurch, daß die Völker

sich gewöhnten, den Versinnlichungen und Götzen möglichst zu entzagen und erhabener und zugleich tiefere Gedanken über das Machtbereich der Gottheit anzunehmen, erst da konnte die wahre Religion voranschreiten, und der Blick durfte sich unbefangener, gefühlvoller wie bisher zu den erhabenen und unendlichen Höhen des Himmels und zu den Offenbarungen der makrokosmischen Erscheinungen erheben. Daß der erhabene durchdachte Gedanke über die höchste weltregierende Gottheit zugleich zum Monotheismus führte, während umgekehrt die polytheistischen Gottheitsanschauungen um so mehr auswucherten, je flacher und oberflächlicher und menschenähnlicher die Götter in ihrer Würde gedacht wurden, das ist un-  
 schwierig zu erkennen. Blieben die meisten heidnischen Kulturvölker in der Entwicklung des Gottesbegriffs gegenüber den semitischen Hebräern zurück, so blieben bezüglich eben dieses Begriffs eine Anzahl von tiefer stehenden Völkern noch weit mehr zurück, und viele Stämme unter den Naturvölkern finden wir, wie bereits erwähnt, welche trotz eines sehr ausgebreiteten Fetischismus und einer damit eng verknüpften Zauberei über die Gottheiten im Makrokosmos gar keine Vorstellungen entwickeln, sodaß sie in den Feuern der Gestirne nur die Seelenflammen ihrer erhabenen Vorfahren, nicht aber darin getrennte, erhabene Götter suchen. Daß alle Völker auf der ganzen Erde, selbst die niedrigsten, in die fetischistische übersinnliche Weltanschauung der Feuerzeit eingetreten sind, und alle Völker bis zum gewissen Grade ferner den Seelenbegriff auffassen lernten, auch über Krankheit, zauberische Heilung, Tod und andere Erscheinungen des geselligen Lebens bestimmtere, wenn auch phantastische Vorstellungen entwickelten, das lehren den vergleichenden Psychologen die ethnologischen Thatfachen zur Genüge. Allein schon über das gesellige Leben hinaus zu den religiösen Anschauungen über die Gestirne erhoben sich bei weitem nicht alle Völker, und unter sehr niedrigen Völkern findet sich oft nichts weiteres wie Vorstellungen über bedeutende verstorbene Zauberer,

Häuptlinge und große Männer, deren umherschweifende Seelen als gefährliche Dämonen gefürchtet werden. Noch tiefer stehende Stämme finden wir, welche selbst den Seelenbegriff mindestens auf nicht ganz klare Weise ausbilden. Es ist leicht einzusehen, daß solche Stämme noch weiter wie alle jene zurückblieben, da sie über die Vorstellungen eines fetischartigen Zauberdienstes und seltsame Grabceremonien, welche an die sinnliche, thierisch-naive Weltanschauung der Vorfeuerzeit deutlich erinnern, gar nicht hinauskamen. Daß hier in sittlicher Beziehung daher nur die Begriffe von „Vater“, „Herrscher“, „großer Häuptling“, „großer Herr“ und „erhabener Zauberer“ bekannt sind, und sich für den Ausdruck einer erhabenen, überirdischen, makrokosmischen Gottheit gar kein Wort in ihren Sprachen findet, darf dem Ethnologen daher nicht sonderbar erscheinen.

---

Wie man früher wol ohne Rücksicht auf die psychologische Forschung annahm, daß das Bedürfnis zu kochen dazu beigetragen hätte, den Menschen anzuregen, das Feuerzünden zu erfinden, ohne zu bedenken, daß das Kochen dem Urmenschen noch kein Bedürfnis war und die Frage eben die ist, nachzuweisen, aus welchen Gründen sich ein solches Bedürfnis entwickeln konnte, so verhält es sich auch mit der Ansicht über die Entstehung des Ackerbaues und der Viehzucht. Noch vielfach findet sich die Meinung verbreitet, daß der Mensch ein ursprüngliches Bedürfnis empfand, den Ursachen des Wachstums der Kräuter und Bäume nachzuforschen, oder aber, meint man, mindestens war ihm ein ursprünglicher Hang eigen, sich der Viehzucht anzubequemen, da ihm die Beute der Thiere ja ein Bedürfnis war. Allein alle derartigen Vorstellungen sind nur oberflächlicher Natur; denn das Bedürfnis, dem Wachsthum der Pflanzen nachzuforschen, erforderte eine große Reihe von vermittelnden Vorstellungen, zu welchen der im Kampfe mit der Thierwelt lebende Urmensch so ohne weiteres, wie man annahm, nicht vorschreiten konnte. Denn von Kräutern und Blättern lebten die Menschen nicht, sondern neben der thierischen Kost, welche die Hauptnahrung bildete, von Baumfrüchten. An Bäumen und Sträuchern aber ließ sich das eigentliche Wachsthum und die Requisiten zur Fruchtbarkeit nicht in dem Grade beobachten wie an Kräutern und

Samen. Das Ausfäden von Samen war daher erst wiederum eine Erfindung der spätern Zeit, die auf nicht mehr ursprünglichem Boden gedieh. Ähnlich verhält es sich mit der Viehzucht. Wohl hatte der Urmensch ein großes Bedürfnis nach fleischlicher Nahrung und thierischen Producten, aber auf den Gedanken die Thiere zu zähmen, sie an sich zu fesseln und mit ihnen gemeinsam nach Nahrung zu suchen, kam er dennoch nicht so ursprünglich, wie man meint; denn das scheue Wild der Urzeit ließ sich lebendig nicht einfangen, und wenn es eingefangen war, nicht so rasch zähmen, wie das heute den Anschein hat in Rücksicht auf unsere Haus- thiere, die nach jahrtausendelanger Zähmung hierzu heute eine angeerbte Prädisposition mitbringen. Solch eine Art von Zähmung war ursprünglich eine gewisse Kunst, die verstanden sein wollte, denn ohne sie wären die Thiere nur zu rasch wieder entlaufen. Es gehörten daher schon Erfindungen der verschiedensten Art dazu, die Thiere zu gewöhnen, sie beisinanderzuhalten, sie zur Begattung zu bringen und Milch und andere Producte von ihnen zu erwerben. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß nur die begabtern Völker dem urwüchsigen Gange zur Jägerei entzogen und dazu übergingen, den Beobachtungssinn auf diese Dinge zu richten. Daß die hinsichtlich der Naturbeobachtungen am meisten geschärften Priester an der Feststellung aller hierher gehörigen Erfahrungen einen großen Antheil hatten, ist nicht zu bezweifeln, und wenig auffällig ist es daher, daß die Flamines unter diesen höher begabten Völkern sich zu einer ganz andern Stellung emporschwingen konnten, und mit viel umfangreichern Naturerfahrungen ausgestattet, der mit der Entwicklung der Religion Hand in Hand gehenden äußern Cultur einen höhern Aufschwung zu ertheilen im Stande waren. Daher ist es begreiflich, daß dort, wo Ackerbau und Viehzucht angetroffen werden, Religion und Priestertum einen ausgeprägtern, höhern Charakter an sich tragen, ja im Grunde nur hier das eigentliche Priestertum gegenüber dem sogenannten Zaubertum platzgreifen konnte. Nur unter diesen begabtern Culturvölkern bildeten sich erhabnere Gottheitsvorstellungen aus, die sich dem Grade nach von den zauberischen Fetischen unterschieden. So, sehen wir, ging die Entwicklung der Religion aufs innigste mit den Fortschritten der Cultur Hand in Hand. Beide, Religion und Cultur, sind in ihrer Ausbildung wechselseitig voneinander abhängig, beide aber mußten selbst unter den begabtesten Völkern ursprünglich erst errungen und erworben werden. Alle Culturvölker mußten daher, bevor sie Ackerbau oder Hirtenthum trieben, schon ein Stadium durchschritten haben, innerhalb dessen sie nur dem rohen und wilden Jagd- leben ergeben waren, wie die übrigen, im verwilderten Zustande ge-

bliebenen Naturvölker. Diesem Zustande aber entspricht in religiöser Beziehung das niedrige Zauberwesen, während mit dem Beginn von Viehzucht, Hirtenthum und endlich Ackerbau sich die Religion bedeutend hebt und die Schamanen zu einem größern Einfluß gelangen, der endlich zur Entwicklung des Priesterthums hinüberführt. Daß die Semiten, Indogermanen und Hamiten in jener Zeit, da die Flamines auftraten und das Feuer erfunden wurde, schon Viehzüchter oder Ackerbauer waren, dürfen wir in keinem Falle annehmen. Die Forschung lehrte uns, daß die Entdeckung des Feuers in die Periode der Steinzeit fiel, in welcher die Völker noch dem rohen Jägerleben ergeben waren. Die Entdeckung des Feuers fällt viel weiter zurück, als wir anzunehmen geneigt sind, und es ist daher wahrscheinlich, daß alle diese genannten Völkerschaften sich noch in einem sehr rohen, verwilderten Zustande befanden, als die Flamines auftraten und das erste Zauberthum in Schwung kam. Daß unter den begabtern Völkern nach dieser Epoche alsdann sehr rasch der Aufschwung zur Cultur stattfand, wird indessen nicht zu bezweifeln sein. Wie dem sei, der Satz, daß die Entwicklung der Religion stets innig mit dem Aufschwunge der Cultur verflochten war, und umgekehrt auch die Cultur durch die Entwicklungseinflüsse der Religion wesentlich gefördert wurde, wird zur Genüge durch den Verlauf der Urgeschichte bestätigt.

Ein zweiter Punkt, den wir im Texte nur andeuten konnten, bezog sich auf den Hinweis, daß der Grad von Erhabenheit, der zur wahren Gottheitsvorstellung nöthig ist, von den meisten Völkern nicht erreicht wird, während die Hebräer vorzugsweise das auserwählte Volk waren, das die Gottheitsvorstellung in ihrer wahren Tiefe zu erfassen bestrebt war. Daß in jener Zeit, da der menschliche Intellect sich noch innerhalb der ursprünglichen Apperceptionseuge bewegte, noch von keiner Gottheitsvorstellung unter den Völkern die Rede sein konnte, geht nach dem früher Gesagten bereits zur Genüge hervor. Solange die Menschen nur in naiven Anschauungen befangen innerhalb eines engern Kreises von Vorgängen lebten, die sich zu ihrem Leben in directe Beziehung setzten, gelangten sie noch nicht folgerichtig zu dem Bestreben, die sittliche Autorität in den ihnen fern gelegenen Kosmos hinauszuhoben, und wir haben die Gründe beleuchtet, die sich diesem Bestreben als psychologische Hindernisse in den Weg stellten. Erst jetzt war die Zeit gekommen, da in Rücksicht auf die gemachten Erfahrungen diese Hindernisse von selbst fortfallen, denn hinter den so oft betrachteten, mit naivem Gleichmuth angeschauten Bildern der Gestirne erhoben sich nun nicht mehr wie früher gleichgültige Leiter und Lenker, sondern menschenähnliche Feuerzauberer, deren nützliche

und schädliche Wirkungen die Menschen direct kennen gelernt hatten. Die Erfahrungen indessen vermittelten anfänglich nur das Interesse an den leuchtenden kosmischen Erscheinungen, und dieses Interesse verlieh vorerst den Gestirnen gegenüber der Menge einen noch erhabenen, gewissermaßen nur fetischistischen Charakter, den wir bei so vielen niedern Völkern thatsächlich noch heute wiederfinden. Erst den Zauberern der begabtern Völker ist es zu danken, daß sie das Volk dauernd darauf hinwiesen, wie ohnmächtig ihre Künste bleiben gegenüber dem Wirken jener überirdischen Gewalten, die, obwohl dem Menschen äußerlich sehr fern stehend, dennoch ihre unsichtbaren Einflüsse auf Baum und Strauch, und Feld und Flur in geheimnißvoller, verborgener Weise geltend zu machen wußten. Der Zauberer zwar weist gleichfalls hin auf die geheimnißvolle Verbindung, die ihn an die fetischistischen Naturobjecte, unter ihnen oft auch die Gestirne letten, aber er fühlt sich diesen gegenüber nicht in gleichem Grade abhängig, wie die unter den höchsten Culturvölkern sich fortbildenden Priester, welche diese Abhängigkeit immer tiefer und gewaltiger ahnten und damit demuthsvoll auf das Uebergewicht und die Erhabenheit hindeuteten, die ihnen gegenüber die mächtigen Naturgottheiten einnahmen. Der Zauberer und Schamane steht daher nur im Dienste des Volks, er benützt seine vorgebliche Verbindung mit den Naturmächten nur, um sich der abergläubischen Menge dienstbar zu erzeigen, erst der Priester tritt demuthsvoll in den Dienst der überirdischen Gottheit. Daher der Unterschied in den Erhabenheitsvorstellungen über die Gottheiten unter den Culturvölkern gegenüber den niedrigen Völkerstämmen. Dem Schamanen erscheint, in Rücksicht auf seine Zauberkunst, jede Bitte erreichbar, der Priester hingegen ermißt erst den Gedanken der Erhabenheit seiner Gottheit, die ihm in einer oft unerreichbar hohen Entfernung thront. Erst durch dieses Ermessen der Erhabenheit, erst durch den Hinblick auf die Klust und die Entfernung, die oft groß, ja oft unerreichlich groß ist zwischen Mensch und Gottheit, tritt der eigentliche und wahre Gottheitsbegriff dem Bewußtsein näher. Hiermit stimmt meine eigene individuelle Erfahrung überein; denn ich erinnere mich, wie schon früher angedeutet, daß mir als Knabe der erhabene Begriff des unsichtbaren „lieben Gottes“ nur erst in dem Augenblicke verständlicher vor Augen trat, als man mir mit Hinweis auf die unabsehbar große Entfernung der Sterne die unsichtbare Höhe begreiflich machen wollte, in der ich den überirdischen Ort des höchsten Wesens, nach dem ich forschte, zu suchen hatte. — Wenn wir nun im Hinblick auf die bisherige Entwicklungsgeschichte der Religion gehen haben, wie im Individuum sowol wie in der Menschheit überhaupt

der Gottheitsbegriff geschichtlich entstehen konnte, wenn wir ferner darauf hinweisen, daß wir Gründe haben, den Grad der Erhabenheit zwischen Gott und Mensch nicht zu gering, aber auch nicht umgekehrt in der Weise abstract zu denken haben, daß dem höchsten Wesen selbst die Persönlichkeit abgesprochen wird, sodas durch den Grad der Verallgemeinerung nur noch ein hohles, unverständliches und abstractes Etwas bestehen bleibt, in welchem Gott und Welt unterschiedslos zusammenfallen (Pantheismus), so dürfte vielleicht hier zugleich die Frage am Plage sein, ob wir denn mit Rücksicht auf die geistige Entwicklungsgeschichte wol ein Recht haben, an überirdische unsichtbare Autoritäten und demzufolge auch letzten Endes an eine höchste sittliche Macht im Weltall überhaupt zu glauben. Offenbar, so lehrt uns die geistige Entwicklungsgeschichte der Urzeit, ist der Gottheitsbegriff eine Uebertragung der im engsten Familienkreise, im Staat und in der Gesellschaft ursprünglich anerkannten sittlichen und richterlichen Autorität auf den ganzen Kosmos. Die Annahme der Gottheit stützt sich daher allein auf einen natürlichen Schluß der Analogie. Angeboren ist dabei nur der natürliche, sittliche Einfluß, den im Familienkreise Vater und Kinder sowie Gemeindeglieder unmittelbar und ursprünglich miteinander empfinden und erfahren, um so mehr erfahren, je mehr Anhänglichkeit und Verträglichkeit unter den Familiengliedern und den socialen Gliedern ausgeprägt sind, um so weniger, je mehr das Gleichgewicht von Mitgefühl und Selbstgefühl durch die entgegengesetzten Bedingungen unter den Gliedern gestört ist. Ebenso stützt sich im Staate die Achtung vor der regierenden Gewalt (sei es in der Republik oder in der Monarchie) dem Grade nach auf die gesunden sittlichen Charaktereigenschaften des Volks. Wird niemand die Berechtigung der sittlichen Anerkennung von Autoritäten in Familie und Staat leugnen wollen, so werden sich dennoch sehr viele dagegen sträuben, die im geselligen Menschenleben und in ähnlicher Weise schon im Thierleben, ja man kann sagen im organischen Leben überhaupt in dieser Beziehung anerkannten sittlichen Gliederungen auch durch Analogie auf den Kosmos und das Weltganze zu übertragen. Wie dem sei, so viel steht fest, je geistvoller und durchdachter es auf dem Boden einer gesunden Philosophie gelingt, den Schluß der Analogie (das treffende tiefe Gleichniß) nach dieser Seite hin zu rechtfertigen, den berechtigten Analogieschluß überhaupt zu verteidigen, um so schlagender wird sich, mit Rücksicht auf Staat, Familie und organische Gesellschaft, die Anerkennung einer höchsten regierenden, persönlichen Macht im Weltall (d. i. der Begriff der persönlichen Gottheit) vertheidigen lassen. Es liegt uns hier fern, den Beweis zu

führen, daß wir fast in allen Wissenschaften mit Hilfe eines berechtigten Schlusses durch Analogie (d. h. durch Ähnlichkeitsregeln) die höchsten Wahrheiten erzielt und unsern Erfahrungskreis aufs tiefste durch eben diese Schlussfolgerungsweise erweitert haben. Erwähnen möchte ich, daß gerade auf dem Gebiete der Kosmologie auf diese Weise verhältnismäßig das meiste erreicht wurde, und philosophisch kann das nicht auffallen; denn ständen die Erfahrungen in unserer engeren physikalischen und geistigen Umgebung nicht im continuirlichen Zusammenhange mit den geistigen Verhältnissen und Gliederungen, nicht nur zunächst der ganzen organischen Welt, sondern des Weltalls überhaupt, so befänden wir uns auf einer isolirten Insel, von der aus kein Weg zum Kosmos überhaupt gefunden werden könnte. Und doch könnte eine solche völlige Isolirung nur gedacht werden, wenn wir die schiefe Annahme machen, daß ein undurchdringliches Etwas die Continuität und den Zusammenhang des Kosmos zerrissen hätte, um uns in unserm Erscheinungskreise zu isoliren. Wäre dem so, so könnte die Weltordnung im Makrokosmos uns nicht sinnlich vor Augen stehen, wie es doch thatsächlich und nachweislich ist. (Vgl. den folgenden Abschnitt.) Wie man sich philosophisch dabei wenden und drehen mag, den Zusammenhang der Erscheinungen des Weltganzen in einer Weltordnung müssen wir anerkennen, es sei denn, wir setzen an Stelle dessen das unerträgliche zerrissene Chaos, dessen Werth der erhabenen zusammenhangsvollen Weltordnung gegenüber ästhetisch, ethisch, erkenntnistheoretisch und logisch = 0 wäre. So, sehen wir, läßt uns die Logik nur die Wahl, die Weltordnung, den Kosmos, d. h. den Zusammenhang im Weltganzen anzuerkennen, und in diesem Zusammenhange kann die irdische sociale Welt, welche die sittliche Autorität als eine richterliche Gewalt voraussetzt, um eben die Mächte, die sich zur Immoralität, zur Anarchie und zur Ordnungslosigkeit gezogen fühlen, zu unterdrücken, auch nicht ganz außer Beziehung stehen zu der organisch-staatlichen Anordnung des Weltganzen überhaupt. Lassen wir daher, anderer Gründe halber, die wir an dieser Stelle nicht zu erörtern haben, das begriffliche Moment schöpferischer weltzeugender Kraft aus dem Begriffe Gottes zunächst beiseite, lassen wir den sogenannten Weltenschöpfer fallen, um besser das Moment des richterlichen gerechten Strebens und der sittlichen Gewalt im Begriffe der Gottheit festzuhalten, so mögen wir uns den Kosmos in seiner Organisation (was im Grunde hier bezüglich der bloßen Begriffsfeststellung nicht von Belang ist) republikanisch oder monarchisch angelegt und durch richterliche Verwaltung gehandhabt denken, die Annahme einer regierenden, zur Ordnung anleitenden höchsten Macht werden wir in der sittlichen Weltordnung,

in welcher nur zu leicht durch den Mißbrauch der Gesetze Aberrationen platzgreifen können (vgl. das hierauf bezügliche Kapitel), um die sittlich-ästhetischen Grundverhältnisse zu beeinträchtigen und Störungen zu veranlassen, nicht entbehren können. So trägt uns der instinctive, durch eine nicht unbegründete Analogie vollzogene Schluß in den Stimmungen des Erhabenheitsgefühls nicht in dem Grade, wie es wol oberflächlich gesehen den Anschein hat. Denn ein tieferes Nachdenken lehrt uns, daß die Erscheinungen unserer geselligen Verhältnisse des engeren sittlichen Lebens im Irdischen nicht ohne Zusammenhang mit dem organisch-sittlichen Weltganzen überhaupt stehen können. Erkennen wir daher die sittlich tiefen Einflüsse eines edeln Vaters auf seine Kinder an, so kann auch niemals innerhalb eines sittlichen Kosmos, in dessen Systemen bis zum Krystall und dessen kleinsten Theilchen sich unvergängliche sittlich-ästhetische Formen spiegeln, die Vorstellung eines bestimmten richterlichen, höchsten Forums mit Rücksicht auf die persönliche Gottheit abgewiesen werden.

## Die Religionsanschauungen der niedrigsten Völkerstämme mit Rücksicht auf die religiösen Anschauungen der Urzeit.

Der Seelen- und Gespensterbegriff bei den Australiern. — Die Leichenverbrennung der Australier. — Die sogenannten Gottheiten der Australier sind Traditionen, die sich an die Geschichte mächtiger Zauberpriester anlehnen. — Mangel des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs bei den Australiern. — Die Religionsanschauungen der niedrigsten Brasilianer. — Die an die thierisch-naive Weltanschauung erinnernden Religionsfitten der Brasilianer, insbesondere in Bezug auf Leichencultus und Menschenfresserthum. — Unklare Seelenbegriffe bei den Brasilianern und Mangel jeglichen makrokosmischen Erhabenheits- und Gottheitsbegriffs bei allen diesen Völkern. — Untersuchung des Wortes Tupan. — Die Südafrikaner und deren Religionsanschauungen. — Mangel aller makrokosmischen Erhabenheitsvorstellungen und Gottheitsvorstellungen bei diesen Völkern. — Niedrige und thierische Sitten dieser Stämme überhaupt. — Thierische Behandlung ihrer Leichname. — Hinweis auf die höhere Durchbildung des Seelenbegriffs, des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs und der dem entsprechenden Gottheitsbegriffe bei den höher entwickelten Culturvölkern.

---

Wir erinnern uns aus frühern Untersuchungen, daß wir mit Recht eine Reihe von südafrikanischen Stämmen, sowie einige südamerikanische Völker und endlich die Australier als die in Sitte und Anschauung am tiefsten stehenden geblienen Menschen zu betrachten haben, und es ist daher für uns von hohem Interesse, die religiösen Verhältnisse und Vorstellungen dieser niedrigsten Naturvölker ver-

gleichsweise kennen zu lernen, um uns bei den Naturvölkern bezüglich der religiösen Erscheinungen der Feuerzeit, beziehungsweise der Ausbildung des Gottheitsbegriffs, zu orientiren.

Berichten wir zuerst über einige australische Völkerstämme. — Bei einigen der niedrigsten Stämme der Westküste Australiens finden wir zunächst in ihrem Sagenschatze Anklänge an ein paradiesisch gedachtes Jenseits, das sie sich als einen herrlich und schön gelegenen Ort am Himmel vorstellen. Diesen paradiesischen Himmelsort nennen sie Kadidscha. In dieses Kadidscha wandern die Geister und Seelen ihrer Verstorbenen.\* Ihre Todten begraben sie mit vielen Ceremonien; allein nur die Kinder und jungen Leute werden begraben, die ältern dagegen verbrannt.\*\* Alle Seelen der Leiber, die kein Begräbniß in hergebrachter und geheiligter Weise erhalten, werden „zu bösen Geistern“ (Igna). Diese Igna schweifen auf der Erde umher und sinnen dem Menschen Uebles an. Die Igna werden sehr gefürchtet, man glaubt sie nach Art der Gespenster in jeder Höhle, in jedem dunkeln Dickicht und an finstern Orten überhaupt anzutreffen. Zugleich finden sich anknüpfend an diesen Glauben über böse Dämonen Anklänge an eine wirkliche Teufelslehre, da sie selbst einen Beherrscher der bösen Geister annehmen, den sie Warrugura nennen. Doch ist es hierbei auffallend, wie Obfeld bemerkt, daß vor Einführung des Rindes die Eingeborenen Australiens kein Thier mit Hörnern kannten, während Warrugura mit langen Hörnern und mit einem Schweife gedacht wird, sodas die Teufelsvorstellung importirt erscheint. Nebendem nehmen die Schwarzen Australiens eine große Anzahl geheimer übernatürlicher Wesen und Kräfte an, mit denen sie Himmel und Erde bevölkern, ohne sie jedoch bestimmt und klar zu personificiren oder sie als göttliche Wesen abbildlich zu verehren. Diese geheimen

\* Vgl. „Globe“, Jahrg. 70, Nr. 15.

\*\* Zimmermann, „Australien“, II, 229.

Kräfte erscheinen nur als Zauberwirkungen bestimmter Fetische in der Natur, d. h. als sonderbare Gegenstände des Zaubers, nicht aber als göttlich gedachte und erhaben personifizierte Wesen.

Nun aber scheint es, als haben diese Stämme dennoch den Begriff der Gottheit gebildet; denn sie unterscheiden im Kadidscha zwei wunderliche Wesen, die unbestimmt miteinander in der Vorstellung verfließen. Diese beiden Wesen nennen sie Namba-dschandie und Badscha-bandie. Namba-dschandie ist das ältere, es wird von ihm erzählt, daß er aus der Erde entsprang, ohne eine Mutter zu haben. Als er aber aus der Erde gezeugt wurde, heißt es, war der schwarze Mann in Australien schon vorhanden, und der schwarze Mann ist älter als diese Wesen. Wir erkennen hieraus leicht, daß wir es in der Sage nicht mit göttlichen Schöpfern, sondern nur mit unbestimmten Traditionen zu thun haben, welche sich anlehnen an wirkliche Personen, die als Zauberer im Gedächtniß des Volkes fortlebten und deren Seelen, wie auf der Erde, so auch im Kadidscha alle übrigen überragen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn uns weitere genaue Berichte sagen, daß von einer Verehrung dieser mächtigen Wesen keine Spur sich vorfindet. Daß aber beide Wesen nur durch den Seelencultus in Erinnerung gebliebene Zauberer waren, erhellt zugleich daraus, daß in den Sagen ausdrücklich ein Sohn Namba-dschandie's erscheint, Namens Tarlo-Tonda, von dem bestimmt berichtet wird, daß er allerlei Zauber und Wunder verübte, obwohl man oft von diesem Zauber geringschätzig spricht.

Wir ersehen hinreichend, daß der Seelen-, Manen- und Ahnendienst bei den niedrigsten australischen Stämmen eine ziemlich bedeutende Höhe erreicht hat, sodaß zugleich an den gebildeten Seelenbegriff und an den Seelencultus\* überhaupt der Mythos sich an-

---

\* Daß sich in Australien zugleich die Leichenverbrennung an den Seelencultus angeschlossen und erhalten hat, ist ein Beweis von der großen Ausbildung desselben. Wichtig ist noch zu bemerken, wie zugleich aus australischen Fabeln

spinnen konnte, um reichliche Blüten zu treiben. Zauberei und Fetischismus sind bei ihnen im Schwunge, haben sich aber gleichfalls mit Vorliebe an den Ahnen- und Todtencultus angelehnt, und der Koradschi (d. i. der australische Zauberer) schläft des Nachts auf den Gräbern und beschäftigt sich damit, Krankheiten zu heilen und böse Geister und Dämonen auszutreiben und zu beschwören. Das Moment der makrokosmischen Erhabenheit und der eigentliche Götterbegriff ist nicht so weit in die Religion der Australier eingedrungen, daß sich wahrhaftige und tiefgehende Verehrung und religiöser Cultus in Bezug auf eine bedeutendere kosmische Erscheinung überhaupt ausgebildet hätten\*, und wir dürfen mit Recht behaupten, daß diese Völkerstämme in correcter Weise den Gottheitsbegriff nicht bilden und zu seinem religiösen Verständniß nicht völlig vorgeschritten sind. — Trotzdem sich indessen die Völkerschaften des westlichen Australiens keinen klaren Gottheitsbegriff zum Verständniß führen, stehen sie dennoch in ihren religiösen Anschauungen schon verhältnißmäßig ziemlich hoch und sind keineswegs in dieser Hinsicht, wie oft behauptet wird, das am allertiefsten stehende Volk der Erde. Im Gegentheil, die Religion der Australier läßt uns erkennen, was sich auch von andern Seiten ergibt, daß diese Stämme nur herabgekommen und verwildert sind, ohne daß sie zugleich ursprünglich

---

und Sagen erhellt, daß der Cultus bezüglich der Seelen verstorbenen Zauberer bei weitem tiefer eingreift wie der der Seelen von Häuptlingen und Aeltesten. Es deutet das in culturhistorischer Hinsicht darauf hin, daß die Häuptlingswürde unter diesen Stämmen in der sittlichen Achtung überhaupt gesunken ist, wie das zugleich daraus hervorgeht, daß die Stammzweige sich auf das staatsloseste verwildert und zersplittert haben, sodas häufig genug nur größere Familien von Eingeborenen zusammenlebend angetroffen werden.

\* Letzteres gilt freilich nicht für alle australischen Völkerschaften; denn wir finden im Süden einige Stämme, welche den Neumond durch Tänze begrüßen; aber wie wenig Ehrfurcht hierbei im Spiele ist, beweist uns die Thatsache, daß sie den Mond für den Mann der Sonne halten und nach ihnen beide einst zusammen auf der Erde wohnten und Kinder zeugten. (Vgl. G. Gerland, „Anthropologie der Naturvölker“, VI, 799.)

als sehr wenig begabt und religiös tiefstehend angesehen werden dürfen.

Biel tiefer wie die Australier stehen die Brasilianer und einige südafrikanische Stämme. Sprechen wir zuerst von den Brasilianern.

Von den Brasilianerstämmen, welche uns hier vorzugsweise interessiren, sind besonders die Corroados, Corrópos, Puris, Botocudos, Macuanis und Chiriguana zu erwähnen.\* Der Ueberblick über die Gebräuche und religiösen Ceremonien dieser Völker lehrt, daß ihnen die Vorstellung von der Seele mindestens nicht ganz fehlt; denn wir wissen, daß sie ihren Zauberpriestern (den Pajés) einen engern Verkehr mit den Abgeschiedenen und mit bösen Geistern und Dämonen zuschreiben. Der Pajé ist Priester und Arzt, kennt viele wirksame Kräuter und weiß sich durch allerlei Zaubereien und magische Künste bei ihnen im Ansehen zu erhalten. In ungewöhnlichen Fällen wird er jedesmal um Rath gefragt, den er nach gepflogener Rücksprache mit den Dämonen, wozu er finstere und stürmische Nächte auswählt, ertheilt, die Vögel, besonders die Geierarten, sind ihm hierbei Boten der Verstorbenen.\*\* Obwol aber die Brasilianer den Begriff der Seele ausbilden, verschmilzt die hierauf bezügliche Vorstellung bei vielen dieser Stämme indessen halb und halb mit der frühern unklaren Todesvorstellung, in welcher Leib und Seele noch nicht klar getrennt wurden. Wir schließen darauf durch die hier gebräuchlichen religiösen Ceremonien bei den Begräbnissen, welche noch deutlich an die thierisch-naive Weltanschauung erinnern. Stirbt ein Brasilianer, so wird er in seiner Hütte als seiner dauernden Wohnstätte begraben, welche dann von den übrigen verlassen und mit einer neuen vertauscht wird. Der Leichnam wird, wie in allerfrühesten Zeit, in hochender und sitzender Stellung ent-

\* Vgl. Spix und Martius, „Reise nach Brasilien“; ferner Martius, „Zur Ethnographie Amerikas“; Reise des Prinzen von Neuwied; Dobrizofer, „Ueber die Abiponen“; Waitz, Bd. 3. Vgl. daselbst die weitere Literatur.

\*\* Martius, S. 379.

weder in einen großen Topf von Thon gesteckt, oder in Bast und Leinenzeug eingnäht. Auf das Grab legen die Brasilianer nach uraltem Brauch die Waffen des Verstorbenen, tragen Speise und Fleisch sowie Wildpret aller Art an dasselbe, und pflegen die Todtenklage zweimal täglich zu wiederholen, wobei sie sich die Haare entweder abschneiden oder sehr lang wachsen lassen. Zugleich meinen sie, daß der Verstorbene häufig in den Leib der Thiere übergehe, und an diesen Gedanken knüpfen sie eine Art von Wanderungslehre ihrer Verstorbenen, die jedoch keine klare und eigentliche Seelenwanderungslehre ist.\* Alle diese Anschauungen sind, wie wir bemerken, Erinnerungen und Anklänge an die allerfrüheste Zeit. Einige Stämme reden auch von einem Fluge der Seelen der Tapfern auf hohe Berge, wo sie in Gemeinschaft der Vorfahren ein genügsames Leben führen sollen, die Feigen und Trägen werden dagegen von dem dunkeln Agnan gequält.\*\* Die Chiriguana, denen es, wie Waitz schreibt, an religiösen Vorstellungen ganz fehlen soll, obwohl sie Auguren und Zauberer haben und Kippenschmuck als Amulet tragen (folglich Fetischismus treiben), meinen, daß die Verstorbenen in Thiergestalten wiedererscheinen.\*\*\* Im allgemeinen scheint der Seelencultus der Brasilianer tiefer stehender Art zu sein

\* Martius, I, 385.

\*\* Vgl. Lery, S. 226; Thevel, S. 37, und Waitz, III, 419.

Agnan (ein böser Dämon) erinnert an die Ignas der Australier und das Agni der Indier, das wie ignis, obwohl das Helle und Feuer bedeutend, sprachlich zugleich bekanntlich mit actu Nacht (Wurzel ak) zusammenhängt. Zu der Wurzel von aktu gehören agni, ignis, als das aus dem „Schwarzen Gezeugte“, daher angara, die schwarze Kohle u. s. w. Vgl. Geiger, „Ursprung der Sprache“, S. 240 fg. Die Furcht vor Agnan (Agnian Aenjang), dem bösen Dämon, ist bei den Guarani hauptsächlich verbreitet; um sich vor ihm zu schützen, führen sie nachts stets einen Feuerbrand mit sich (Thevel, S. 35), bei Waitz, III, 418.

\*\*\* Hiermit ist es erklärlich, daß auch der religiöse Thiercultus unter den rohesten Brasilianerstämmen großen Boden gewonnen hat, und besonders ist es der ameritanische Tiger, der große Verehrung unter allen diesen Völkern genießt.

wie bei den Australiern. Diese letztern gelangten wenigstens anknüpfend daran zu Vorstellungen über bedeutende und erhabene Seelen im Kadidscha, und es schien hiermit schon ein spurweiser Anknüpfungspunkt für den eigentlichen Gottheitsbegriff vorhanden zu sein; allein alles das fehlt bei den Brasilianern, es wird daher hier der Mangel des makrokosmischen Erhabenheitsbegriffs noch auffälliger. Zwar verehren diese Völker ihren Häuptling und Stammvater, den sie zuweilen als erhabenen Großvater bezeichnen, ein Ausdruck, mit dem sich ein tieferer Respect verbindet, aber über diese irdische Machtshypäre hinaus entwickelt sich ihr religiöser Sinn nicht. Von einer Anbetung der Gestirne und kosmischen Naturerscheinungen findet sich daher bei ihnen keine Spur. Den meisten Stämmen ist der Himmel im Gegentheil nichts weiteres wie eine andere höher gelegene Gegend der Erde, die zugleich das Dach derselben bildet, sie nennen dieses Erddach Mumesete, aus seinen Löchern strömt der Regen, und die Bewohner dort sind in ihrer Vorstellung von den Stammgenossen nicht verschieden.\* Bei diesen trivialen und seichten Anschauungen über den Makrokosmos erklärt es sich, daß diese Völker, trotz des bei ihnen vorhandenen Feuercultus und der hieran anknüpfenden Zauberei, doch keinen eigentlichen Gestirndienst ausgebildet haben, sodaß sie auch keine Idole besitzen.\*\* Dagegen

\* Vgl. von Humboldt und Bonpland, II, 276. Doch finden sich bei einigen Stämmen zersplitterte Spuren, welche wenigstens an den Gestirndienst erinnern. So wird der Mond bei einigen als Ursache der Krankheiten betrachtet, und bei den Botocuden knüpfen die Zauberer hieran an und suchen die Geheimkunft der Natur aus dem Monde abzuleiten. (Vgl. Müller, „Geschichte der amerikanischen Urreligionen“, S. 255 fg.) Daß sich unter den wilden Stämmen kein Gestirndienst findet, behauptet auch Waitz, III, 418 fg.

\*\* Vgl. hierüber die Reihe der Berichterstatter bei Waitz, III, 421 fg. Doch wird bei einzelnen von Pfählen berichtet, die sie in die Erde stecken und an deren Fuß sie Opfer niederlegen. Diese Pfähle sind freilich nichts wie Denkzeichen und Merkmale Verstorbener, nicht aber eigentliche Götzen mit Götterbeutung.

findet sich bei den Brasilianern, was gleichfalls auf die thierisch-naive Weltanschauung zurückgeht, der religiöse Menschenfraß, der wie der Leichencultus hier noch in einer gewissen Blüte steht. Kein Wunder, daß bei diesen niedrigen Gesichtspunkten Gebete und Anrufungen irgendwelcher Art (Verh., S. 282) nicht wahrzunehmen sind und von einem eigentlichen Gottheitsbegriffe keine Rede ist. Will man oberflächlich verfahren und die Herkunft und Bedeutung der Ausdrücke und Worte nicht genau untersuchen und die Religion sowie den ganzen religiösen Standpunkt nicht im Zusammenhange mit der religiösen Entwicklungsgeschichte auffassen, so ist es freilich leicht, den niedern Brasilianern auch das Wort Gott in den Mund zu legen. Und das haben denn auch nur zu viele Missionare und oberflächliche Berichterstatter zur Genüge versuchen wollen.

Die Brasilianervölker kennen nämlich einen Ausdruck, den sie nur mit großem Respect zu nennen pflegen, das ist das bekannte Wort Tupan oder Tupána. Die Herkunft dieses Wortes und seine eigentliche Bedeutung dürfte eine eigene umfangreiche Schrift erfordern. Das Genauere hierüber einzuschalten kann nicht in unserer Absicht liegen. Wir müssen uns an diesem Orte mit dem Hinweisen auf die wichtigsten hier zur Sprache kommenden Schwierigkeiten begnügen.

Der Ausdruck Tupi, Tupa, Tupina u. s. w. ist in Brasilien von einer sehr weitreichenden Bedeutung deshalb, weil unter den äußerst zahlreichen kleinern Stämmen die sogenannten Tupistämme die herrschenden geblieben sind, und auch die Tupisprache, trotz der zahllosen übrigen Sprachen der kleinern Brasilianerstämme, allgemeiner verstanden wird.\*

Ueber die Frage, weshalb die herrschenden Stämme den Ausdruck Tupi erhalten haben, machen sich die verschiedensten Ansichten

---

\* Bekanntlich haben an diese Thatsache die Jesuiten und Missionare angeknüpft und sie zur Grundlage ihrer Befehrungsarbeiten gemacht.

geltend. Einige, wie Vasconcellos, behaupteten, daß sich die Stämme nach ihrer frühern und ältern Heimat genannt haben. Saint-Hilaire meinte, daß der Ausdruck nur ein Spottname sei und „die Geschorenen“ bedeute, da sich die Tupis in der That das Haar so zu scheren pflegten, daß es verschiedene Figuren auf dem Kopfe bildete. Allein die Untersuchung der brasilianischen Sagen ergibt, daß Tupi ein Stammheros und erhabener oberster und geheiligter Mensch war. Man führte auf ihn den Ursprung des Landbaues zurück und bezeichnete mit dem Ausdruck Tupa und Tupan jeden ehrenvollen hochstehenden, erhabenen Herrscher und Wohltäter.\* Bei den kultivirten Stämmen Brasiliens hat sich hieran nun in der That mit Rücksicht auf den Ackerbau und dem damit entstehenden Interesse für den Makrokosmos auch die kosmisch-magische Naturanschauung angeschlossen. Es entstanden theilweise Gestirndienst und erhabene Gottheitsvorstellungen. Bei diesen Gottheitsvorstellungen spielte nun der Ausdruck Tupan eine große Rolle, denn es verband sich mit ihm die Quintessenz ihres Erhabenheitsbegriffs. So konnte Tupan unter den amerikanischen Kulturvölkern der Herr des Donners und der Herrscher des Blitzes werden, ähnlich wie bei den übrigen Kulturvölkern. Anders aber verhielt sich das bei den rohern, tiefern und verwilderten Stämmen dieses Landes; diesen kam die Bedeutung makrokosmischer Erhabenheit bei diesem Ausdruck gar nicht zum Bewußtsein, und bei den rohen Corroados findet sich daher der Ausdruck Tupi in trivialer Weise auch für das süße Zuckerrohr, und bei noch andern für die Pflanzfrucht wieder.\*\* Verschmolz sich aber bei vielen niedern Völkern das Tupi\*\*\* mit einigen Zauberbegriffen und wurde es einzelnen Stämmen sogar zur „Zauber-

\* Vgl. Quevara, I, 11; de Laet, Marcgrav, von Liebstadt.

\*\* Vgl. Martius, S. 386.

\*\*\* Tupi erinnert zugleich an das Tabu der Malaien und Australier, Thiko der Africaner und Tata Vater beim Sanskritvolf, an das  $\tau\epsilon\omicron\varsigma$  der Griechen, das Tu der Kamtschadalen und das Tonga in den Südsee-Inseln u. s. w.

Caspari, Die Urgeschichte der Menschheit. II.

klapper“, die sie als gelben lichtartigen Kürbis mit Federn schmückten und auf einem Stocke gesteckt als Tupan verehrten (Verh, S. 282), so blieb der Begriff eben hiermit auf einer so niedrigen Stufe, daß ihm nicht der Inhalt zugestanden werden kann, der die makrokosmisch erhabene Gottheit charakterisirt. Tupi und Tupan blieb diesen rohen Völkern nur eine irdische, herrschende, gewalthätige Respectsperson, ohne jede Erinnerung an eine erhabene Gottheit des Makrokosmos. Erst die Missionare haben es versucht, diesen Begriff religiös zu erweitern, und unterließen nicht, den Tupan den niedrigsten Völkern kurzweg als „Gott“ vorzustellen.\*

Im allgemeinen werden wir nicht verkennen, daß die niedrigsten Brasilianerstämme in ihrem religiösen Gesichtskreise tiefer stehen wie die Australier. Ihr Seelencultus ist bei weitem nicht so ausgebildet wie der der Australier, und der Seelenbegriff unvollkommen und unklar, hingegen treten die Gebräuche des ältesten Leichencultus und der mit ihm verschmolzene Thiercultus in Bezug auf Tiger, Onzen, Habichte und Geierarten, nebst den Erscheinungen des Anthropophagenthums, deutlich in den Vordergrund. Die sich auf den Makrokosmos wendende erhabene Weltanschauung der Feuerzeit hat nur in sehr geringem Maße unter diesen Völkern Wurzel geschlagen. Zwar hat sich neben dem Feuercultus selbstverständlich Fetischismus und Zauberei verbreitet, allein zum Makrokosmos und zu den kosmischen Erscheinungen hat sich mit religiösem Verständniß das Auge nur spurweise und im Grunde nicht verständnißvoll erhoben.

Ähnlich verhält es sich mit den niedrigsten Völkern Südafrikas.\*\* Ueber sie wird uns berichtet\*\*\*, „daß unter den Koossastämmen keine Spur äußerer Gottesverehrung anzutreffen sei. Daß sie überhaupt an ein höchstes Wesen glauben, das die Welt geschaffen habe, muß bezweifelt werden, da sie in ihrer Sprache

\* Vgl. auch Martius, S. 366.

\*\* Vgl. Lichtenstein, „Reisen im südlichen Afrika“.

\*\*\* Ebend., I, 393.

dafür gar keinen Ausdruck besitzen. Doch haben sie ein Wort dafür von den Hoonaquas übernommen, und nennen Gott jetzt *Ihiko*. (Es lautet auch *Iheuke*, welches Wort nach van der Kemp Schmerz-erregend bedeutet und von andern *Tuiqua* gesprochen wird.) Haben sie gar keine ursprüngliche und eigentliche Verehrung höherer Wesen, so ist ihr Aberglaube an Wahrsager und Zauberer um so größer. Die Wahrsager und Zauberer nehmen hier wie überall den Rang von Priestern ein. Die Missionare, die bis jetzt hingekommen sind, haben es nicht vermeiden können für Zauberer gehalten zu werden. Die Koossastämme schwören bei ihrem König und dessen Vorfahren. Ähnliches berichten Sutherland, Dampier, Schmidt (1737), Anderson und de Jong über die niedrigsten Hottentottenstämme. Sie betrachten die Himmelskörper durchaus nicht als erhabene höhere Wesen. Im Gegentheil: „Die Sonne gilt den Namaqua für klaren Speck, den die Leute, welche auf Schiffen fahren, abends durch Zauberkräfte an sich ziehen und, nachdem sie ein Stück abgeschnitten, wieder durch einen Tritt fortstoßen.“ (Vgl. Waitz, II, 342.) Im Ronde sehen sie einen Mann mit einem Hasen. Der Thiercultus hat sich dagegen hier neben dem Fetischismus außerordentlich verbreitet, und die Hottentotten haben oft die unscheinbarsten Thiere (zumeist durch bestimmt hervorstechende Farben, wie weiß, schwarz, roth und rothbraun, so auch den rothbraunen Hasen) durch allerlei sonderbare phantastische Ideenassoziationen der Zauberei in das Reich des Geheiligten und des Aberglaubens gezogen. Die Leichen überlassen sie vielfach den Raubthieren, die infolge dessen (und besonders die Hyäne) sehr hoch angesehen sind.\* Auch herrscht bei ihnen der Glaube, daß sich die Zauberer und Schwarzkünstler in wilde Thiere verwandeln können, wie überhaupt vorzugsweise hier in Afrika das Land der Thiersage gesucht werden muß. Daß auch Feuercultus getrieben wird (und zwar in ganz Afrika), wird über-

\* Vgl. Richtenstein, II, 421.

einstimmend berichtet, zumal sich, wie wir wissen, die Schmiedekunst schon früh unter diesen Völkern verbreitete und der Umgang mit dem Feuer von allen afrikanischen Stämmen, wie anzunehmen ist, früher erworben wurde wie von andern entferntern Völkern. Leider sind die Berichte über die niedrigsten Stämme Südafrikas noch sehr lückenhaft in religiöser Beziehung, und namentlich sind wir über ihren Seelenbegriff (den die Negervölker übrigens sehr fein durchbilden) weniger gut unterrichtet, doch lassen mancherlei feierliche Ceremonien und Gebräuche beim Feuercultus darauf schließen, daß ihnen dieser Begriff nicht ganz mangelt, wenngleich es den Anschein hat, daß er noch unklarer ist wie bei den Brasilianern, welche letztere wenigstens die Leichname ihrer Verstorbenen nicht geradezu den Raubthieren abergläubisch hinwerfen, um diese Thiere zugleich zu verehren. Daß dieser Gebrauch an die „Leibeswanderungslehre“ der Vorfeuerzeit erinnert und sich nur auf einen sehr mangelhaften Todes- und Seelenbegriff begründet, ist psychologisch leicht zu übersehen. Da auch hier kein Gestirndienst und kein eigentlicher Gottheitsbegriff sowie Idole u. s. w. angetroffen werden, ja die Vorstellungen über Sonne und Mond nicht nur keine Erhabenheit bemerken lassen, sondern sogar trivialer und dürftiger Natur sind, so ergibt sich, daß diese Völker geistig und religiös am tiefsten stehen geblieben sind. Dieses Ergebnis dürfte scheinbar auffallen, wenn wir bedenken, wie nahe im ganzen genommen alle diese Stämme dem Mittel- und Ausgangspunkte aller Cultur und höhern Geisteserhebung ursprünglich standen, aber es erklärt sich das in Rücksicht auf die große innere und äußere Trägheit aller dieser Völker.\* Es bestätigt sich hier von religiöser Seite, was wir früher bezüglich der ganzen äußern Entwicklungsgeschichte überhaupt festzustellen suchten; die starken, robusten, aber zugleich trägsten Rassen, die vor der Entwicklung aller Geistesanlagen unter den Menschen durch ihre rohe

---

\* Vgl. Waitz, II, 331, 344.

Kraft das Feld beherrschten, traten von dem Augenblicke von der Weltbühne des Entwicklungstheaters ab, als die erwachende Intelligenz der rohen Kraft und physischen Ueberlegenheit nicht nur Concurrenz zu machen begann, sondern dieselbe überflügelte. Während alle übrigen Völker daher mehr oder weniger theilhatten an der geistigen Erhebung, wurden diese trägsten Stämme nur gewaltsam mit fortgerissen, um dennoch am tiefsten stehen zu bleiben.

Je mehr wir jetzt nun vergleichungsweise von den beschriebenen niedrigsten Stämmen aufwärts schreiten, um so mehr klärt sich der Seelenbegriff unter den Völkern, und um so mehr finden wir Gestirndienst und endlich makrokosmische Gottheitsbegriffe. Das Moment der makrokosmischen Erhabenheit findet sich von allen höhern Stämmen in die kosmisch-magische Anschauung aufgenommen, und die religiösen Ideen gestalten sich unter ihnen zu einer herrlichen Fülle. In dieser Ideenfülle wurzeln und sprießen allmählich die Sagen und Mythen der Völker, die sich um so üppiger gestalten, je mehr auf Grundlage der neuerworbenen Weltanschauung die Phantasie zu sprudeln und zu wachsen anfängt. So nahm der Geist während der Epoche der Feuerzeit einen großartigen Aufschwung. Es mußte eine neue Weltanschauung entstehen, in welche sich zum ersten male das Moment der makrokosmischen und naturästhetischen Erhabenheit einmischte, und so, sehen wir, konnte durch die Verschmelzung des ethisch Erhabenen mit dem naturästhetisch Erhabenen der vollendete Gottheitsbegriff hervortreten. Erlangte das Zauberwesen und die priesterliche Magie eine ungeahnte Herrschaft, so nahm nebenher zugleich die Phantasie einen hohen Entwicklungsaufschwung, sodaß sich das geistige Auge des Menschen immer mehr und mehr belebte. Emporgezogen zu den Erscheinungen des Makrokosmos, erweiterte sich von neuem die Anschauung, und endlich sollte auch die Intelligenz sich Bahn brechen, deren Entwicklung wir recht eigentlich der nunmehr gewonnenen Unterlage einer erhabenen makrokosmischen Weltanschauung, wie wir sehen werden, verdanken.

Das Material, das sich uns darbietet, um vervollständigende Zusätze und Anmerkungen zu dem im Texte der letzten Kapitel Dargestellten zu geben, erscheint, wie der Kenner leicht übersieht, fast erdrückend. Wir müssen es uns daher an dieser Stelle versagen, alle Einzelheiten möglichst durch Belege zu erweitern, und behalten uns das für andere Arbeiten vor. Für jetzt genügt es, einen zusammenhängenden Ueberblick gewonnen zu haben über die eigenthümlichen Erscheinungen und Ideen, durch welche die Feuererfahrungen den Menscheninn bereicherten, im Gegensatz zu der tiefer stehenden frühern Weltanschauung der Vorfeuerperiode, in welcher die Erfahrungen noch mangelten, welche nothwendig waren, die hierher gehörigen Begriffe zu bilden. Die richtige Auseinanderhaltung der beiden ganz verschiedenen Zeitepochen mit ihren Erscheinungen, Anschauungen und Erfahrungen, das ist es, worauf es bei der psychologischen Analyse der Religionsgeschichte und ihrer Erscheinungen unter den niedrigen wie cultivirtern Völkern ankommt. Denn nur dann, wenn wir den religiösen Gebräuchen ansehen, aus welcher Epoche und Periode der Urzeit sie sich herschreiben, kann es uns gelingen, sie genau zu beurtheilen. — Zu bemerken ist noch in Bezug auf die Reihe der entstehenden Culte, daß sie oft miteinander verschmolzen und ineinander übergingen. So ging bei vielen Völkern der Todten-, Ahnen- und Seelendienst in fetischistischen Götzendienst über. Beispielsweise bilden die Papuas in Doreh ihre Korwaras oder Hausgötzen direct aus den getrockneten und mumificirten Köpfen ihrer Verwandten. In Bonny dienen gebleichte Schädel der Vorfahren zum Pflaster der Fetischhäuser, und in den mexicanischen Tempeln wurden sie an den Wänden aufgestellt, auf den Altarstein herabgrinsend, auf dem das Menschenopfer dargebracht worden war.\* Ueber den Begriff des Dämon und den vielfach schwankenden und mit den Bildungsstufen der Völker wechselnden Gebrauch desselben vgl. das Genauere bei Bastian, „Neue Beiträge zur vergleichenden Psychologie“, S. 74 fg. Daß man übrigens die vom Leibe abgeschiedene Seele als Schatten immer noch mit sinnlichen Merkmalen behaftete, geht aus sehr vielen Gebräuchen zur Genüge hervor. Uboze sind die sich in den Häusern einfindenden Seelen der Verwandten (bei den Slawen), die gespeist werden. Pomull und Grissi sind zwei kleine Dämonen, welche die Neger beim Kranksein anrufen und denen sie von jedem Getränk etwas beiseitesetzen. (Bastian.) Auf den Marianen pflegt man absichtlich einen Korb neben den Sterbenden zu setzen, die Seele bittend, darin Platz zu nehmen und sich nicht zu entfernen. (Bastian.)

\* Vgl. Bastian, „Beiträge zur vergleichenden Psychologie“, S. 73.

Nachdem der Seelenbegriff und der Begriff der im Körper wohnenden feuerartig dampfenden Lebenskraft einmal entstanden war, konnte nun allmählich auch die Frage nach dem Seelensitze auftauchen. Daß man ursprünglich die allerverschiedensten Orte am Körper als Seelensitze bezeichnete, ist bekannt. Doch scheint es, als wenn man bereits in frühester Zeit schon den Kopf und das Auge vorzugsweise in dieser Beziehung in Betracht gezogen habe. Der Gebrauch, die Schädel aufzubrechen und beim Gözencultus sowie beim Fetischdienst zauberisch zu verwenden, schreibt sich aus frühester Zeit her. So ließen Herrscher ihre Sklaven bei ihrem Tode tödten und deren Köpfe mit ihrem Leibe begraben, damit ihnen die Seelen der Sklaven im Jenseits dienstbar seien, und Marco Polo erzählt uns, daß es bei tibetianischen Völkern vorkomme, daß fremde Gäste ermordet wurden, um ihre Köpfe als Schutzgeister im Hause zu behalten. (Bastian.) Die Zanith quälten ihre Feinde nach dem Tode durch Erschütterungen der Trommel, woran sie die gebleichten Schädel befestigt haben. Da die Schamanen und priesterlichen Zauberer über die Ursachen des Todes, der Zeugung und der Krankheit nachdachten und lehrten, mußten sie es sich von der kurzfristigen Menge gefallen lassen, auch oft als die Stifter und Urheber der Todeserscheinung überhaupt zu gelten. So berichtet Dobrizofer: „Es sterbe jemand bei den Abiponen mit Wunden überhäuft und zerquetschten Knochen, oder vom Alter ausgezehrt, nie wird der Abiponer eingestehen, daß Wunden oder Erschöpfung der Leibeskräfte an seinem Tode schuld waren, sondern sie bemühen sich, den Schwarzkünstler und die Ursache ausfindig zu machen, weshalb er ihm vom Leben geholfen hat.“ (Dobrizofer, bei Bastian.) Die Begriffe von Krankheit, Seele und Tod sind überhaupt, wie das leicht einleuchtet, auf das innigste mit der priesterlichen Zauberei und dem Schamanismus überall verschmolzen worden. Daß den Seelen der Schamanen und Magier zugleich höhere Fähigkeiten und Eigenschaften beigelegt wurden, kann uns nicht auffallen. Die finnischen Zauberer (Sadmänner, von dem ihre Geheimnisse enthaltenden Beutel so genannt) werfen sich in eine Art von begeisterter Betäubung, aus der sie selbst durch die Application des Feuers nicht zu erwecken sind, während ihre Seele umherschweift, um verborgene Dinge aufzuspüren und dieselben nachher zu enthüllen. Die jakutischen Schamanen fallen ohnmächtig nieder, während ihre Seele auf Thieren (Ablern, Wären u. s. w.) nach den Wohnungen der Geister reist, um sie zu befragen. (Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 319.) Von allen Thieren waren es zuweilen die sich zum Himmel schwingenden Vögel, welche mit dem Begriffe der lustig emporschwebenden Seele verschmolzen wurden. Die Vögel waren

der kindlichen Phantasie mit der Seele ebenso verwandt, wie das aus dem Holze geriebene Feuer mit dem Baume. In dem Geschrei der Vögel in der Höhle von Guacharo hören die Indianer von Cumaca die Seelen der Verstorbenen. (Bastian.) Und in einem russischen Helbengedichte heißt es: „Erschlagene decken in Menge das Feld, und viele Seelen fliegen von Baum zu Baum, und es fürchten sie die Vögel, nur die Eulen fürchten sie nicht.“ (Ebenb., S. 320.)\* Auch wurden die Vögel sehr häufig zu Seelen- und Kinderbringern. In der römischen Sage war der Vogel Picus (der Specht) der feuerbringende Vogel (wie Phoroneus in der peloponnesischen), und als solcher der erste König Latiums, als „erster“ Mensch und Heros ist er auch neben seinem Bruder Pilumnus (von pilum = Geschloß, Donner, Keule oder Blitz) der Gott der Kindbeterinnen und kleinen Kinder, „der den neugeborenen Kindern den himmlischen Funken der Seele brachte“. Was in römischen Sagen der Specht, ist in den germanischen der Storch. Der Leich oder Brunnen, aus dem er die Kinder holt, ist die Wolke. Störche werden der Phantasie durch solchen kindlichen Ideenzusammenhang zu verwandelten Menschen, wie Picus Mensch und Vogel zugleich ist. Der Storch tritt durch die rothe Farbe seiner Beine, wie ähnliche Eigenschaften bei andern Thieren (Rothkehlchen wegen der rothen Brust, Eichhörnchen, Hase, Fuchs wegen des Felles) in Beziehung zum Feuer. (Vgl. Ruhn, S. 106 fg.; Cohen, „Abhandlung über Vorstellungen von Gott und Seele.“) Ruhn führt den dunkeln Beinamen des Storches odebar, odebero auf ein dem ahd, atum, uhd, athem, odem, alts, athum, nahe stehendes adhi u. s. w. zurück, und macht ihn so zum eigentlichen Seelenbringer, nicht zum Kinderbringer, „wozu ihn nur die naive kindliche Auffassung umgestalten konnte“. S. die weitem Ideenverbindungen „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, VI, 116.

Was die Entstehung des Gottesbegriffes anlangt, so sei hier noch einiges über die etymologische Ableitung des Wortes nachgetragen. Wir stellen zu dem Zwecke nacheinander die Reihen zusammenhängender Bedeutungscomplexe zweier Sprachstämme zusammen, aus deren Vergleichung sich für den Kenner ein Urtheil ergibt.

Agg = alt (ungarisch)	Agu, age = Herr (osttürkisch)
Jig = Vater (ostjakisch)	Ake, acha = älterer Bruder (mongolisch)
Jig = Der verehrte Vär jener Völker	
Aga = Vater (sakutisch)	Ukko = Greis, Altvater (finnisch)
Aga und Aka = Bruder, Vater und Mutterbruder (osttürkisch)	Ük = Urgroßvater (ungarisch)
	Ukko = Ein Gott (bei den Finnen).

\* Vgl. Kap. 5, Anmerkungen.

Tata = Vater (Sanskrit)	τηδεις = Tante, nach Suidas soviel als Zeta, ferner:
τεος = Mutterbruder (griechisch)	τητα = ehrende Anrede für alte Frauen.
tio = Mutterbruder (spanisch)	τεος = Ehrwürdiger, Erhabener. Die
tio = Mutterbruder (italienisch)	Bedeutung des Respects vor dem
atta = Vater (gothisch)	Alter laut Ableitung einschließend.
djadja = Oheim (russisch)	Später verband sich hiermit der
djadj = Großvater (russisch)	Begriff Feuerherr und Lichtherr,
djadj = Vorfahren (russisch)	und nun schließt sich hieran zu-
dziad = Greis = Großvater (polnisch)	gleich die Reihe von divus, dies,
τηδη = Großmutter (griechisch)	διος, Ζεύς, deva u. s. w. an.

Daß die hier zur Geltung kommenden Wurzelformen bei ähnlichen Bedeutungen auch in den von hier aus entferntesten Völkerstämmen ähnliche Anklänge besitzen, haben wir oben vorübergehend bereits bemerkt. Es ist der Begriff der sittlichen Erhabenheit und Achtung, des tiefen ehrfurchtsvollen Respects und der ehrfurchtsvollen Verehrung des Alters, der in allen diesen Benennungen durchscheint, und somit ist erklärlich, daß sich auch sprachlich der Gottesbegriff an diese Grundbezeichnungen anlehnt.

Durch das nahe Zusammentreten des Zeugungsbegriffes mit der Feuerreibung wurden die Feuerreiber zu Erzeugern und Zeugern, die übermächtigen himmlischen Feuerreiber aber später daher zu Welt- und Himmelerzeugern oder zu übernatürlichen Schöpfern. Wie die priesterlichen Feuerreiber aus dem noch dunkeln Holze das Feuer gleichsam erzeugten und schufen, so erzeugten die Götter später aus dem dunkeln Nichts und dem lichtleeren wüsten Chaos, wie wir sehen werden, die Erde. Es erscheint hiernach zweifelhaft, ob der Name Suar für Sonne, gothisch sauil, lateinisch sol, nicht dennoch mit dem indischen Gotte Savitri (wahrscheinlich Zeuger) etwas gemein habe, obwohl Geiger dies abweist. (Vgl. „Ursprung der Sprache“, S. 246.)

Daß alle diejenigen Völkerstämme, die aus einer Reihe von andern Gründen zur sesshaften Lebensweise und zum Betriebe von Ackerbau und Viehzucht übergegangen waren, auch einen viel höhern Trieb entfalteten die Natur zu beobachten und alle Erscheinungen, besonders aber Wind, Wetter und Himmelsereignisse, mit einem Worte den Makrokosmos genauer zu durchforschen, ist bereits gesagt worden.\* Auch die Kunst schritt durch die sich im sesshaften Culturleben ausbildende feinere Arbeitsteilung zu neuen Entwicklungsstadien vor, und so war man in den Kulturländern

\* Vgl. die Anmerkungen zu Kap. 6.

früh dazu übergegangen den Göttern Wohnungen und Tempel zu errichten, und hiermit erhielt das Priesterwesen einen neuen Anlehnungspunkt und einen consolidirtern, festhaften gebundenern Charakter. Ursprünglich und noch bevor sich eigentlicher Götzendienst entwickelte, versetzte die kindliche Phantasie die unsichtbar in der entfernten und erhabenen Höhe wohnenden mächtigen Feuerreißer auf hohe bewaldete Berge, auf denen sich die Wolken lagerten und häufiger Gewitter zum Ausbruch kamen. So konnte es geschehen, daß hohe Berge durch die religiöse Ideenassociation in den Kreis des Cultus gezogen wurden. Die Priester und Zauberer, die überall zuerst den Wegen der kindlichen Phantasie folgten, errichteten auf solchen Bergen feste, festhafte Cultusstätten und allgemeine Opferplätze. (Vgl. Anquetil, II, 88, und Herodot, I c mit Plinius, XII, I; Tac. de Mor. Germ., c. 39, 40; s. bei Meiners, Kap. 17.) Auch alte hervorragende Bäume, in welche der Blitz eingeschlagen hatte, wurden bei vielen Völkern zu natürlichen primitiven Opferstätten. Allmählich aber mußte man darauf sinnen, das den Göttern Geopferete auch gegen Räuber\* und die Opfernenden gegen die Witterung zu schützen, und so begannen die Völker die heiligen Stätten abzusondern und einzuzäunen. Man errichtete Opferbühnen und hohe Steintische und Altäre, brachte die Idole unter Felshöhlen oder unter Bäume, haute ihnen kleine Obdächer und Hütten, oder man verschloß sie auch in Wagen oder Kisten, die später *facella* und *armariola* genannt wurden. (In Japan: Kämpfer, II, 51; Kalmüden: Lepeschin; die alten Germanen: Tac. de Mor. Germ., c. 40.; vgl. Meiners, S. 134.) Die ältesten Tempel waren nicht ganz bedeckt, sondern sie waren so gebaut, daß sie ihr Licht durch die Lageshelle von oben empfangen, wo das Licht nicht hinreichte, brannten heilige Feuer. Der Tempel wurde mehr und mehr der Phantasie zur eigentlichen Wohnstätte des hier verehrten Gottes. Das Moment der heiligen Erhebung oder der Erhabenheit und Unnahbarkeit der Gottheit wurde im Tempel durch eine thatsächliche Trennung desjenigen Theiles von den übrigen Räumlichkeiten angedeutet, in welchem sich das Idol oder die Gottheit befand. Dieser abgesonderte heilige und erhabene Tempelraum war das Allerheiligste, das dem großen Haufen nicht zugänglich war. (Meiners, Kap. 17.) Hierdurch unterscheiden sich die eigentlichen Gottheitstempel von den sogenannten Fetischhäusern, wo eben keine eigentlichen Gottheiten, sondern nur heilige Zauberobjecte und magisch wirkende Personificationen verehrt werden, hier findet sich, wie

---

\* Man lese die Beschreibung der Opferplätze der sibirischen Völker bei Pallas, „Reisen“, I, 89; Gmelin, I, 300; Meiners, S. 134.

leicht einzusehen, daß Moment der überirdischen Erhabenheit nicht ausgesprochen oder angedeutet. Die früheste Einfachheit der Tempel machte allmählich bei fortschreitender Kunst einer immer reichern Ausschmückung Platz. Verletzungen heiliger Gebäude und Geräthe wurden als Verbrechen gestraft und selbst in den blutigsten Kriegen vermieden. (Vgl. Herodot, VI, 75; Justin, XXIV, 6; Polybius, IV, 62, 67; V, 9.) Weil man die Höfe der Könige und Herrscher für Zufluchtsstätten hielt für Verfolgte und Unglückliche, gestand man den Wohnungen der Götter diese Vorzüge in noch höhern Grade zu. Alle diese Asyle hatten ursprünglich die wohlthätigsten Absichten, doch wurden sie bald gemisbraucht und allmählich in der Stille wieder abgeschafft. (Tacitus, III, Kap. 60 fg.; Plutarch, I, 334; vgl. Meiners, Kap. 17.) Schon bei den nomadischen Völkern gab es dagegen, wie es in der Natur der Sache lag, keine ganz festen Opferstätten und Tempel. (Vgl. Pallas, „Reisen“, I, 174; derselbe, „Beschreibung der mongolischen Völker“), und bei den rohen Jägervölkern war das selbstverständlich noch weniger der Fall. Das eigentliche Priestertum, wie es sich unter den festhaften Culturvölkern ansiedelte, konnte sich hier unter den wild und unstet umherziehenden Stämmen nicht bilden. Wild wie der umherschweifende Stamm blieb hier auch das priesterliche Zauberwesen. Wer sich zu dieser Geheimkunst berufen fühlte, der gesellte sich als Jünger einem wandernden Zauberer bei, lernte von ihm, wurde selbständig und wanderte lehrend und zaubernd auf eigene Hand. Wer sich durch ganz besondere Zaubertthaten und Geheimkünste bei einem bestimmten Stamme im Ansehen zu erhalten wußte, der verblieb bei ihm, schloß sich an den Häuptling an, kam zuweilen wol auch zu einer politischen Stellung und erlangte überhaupt einen äußerlich herrschenden Einfluß. Doch dauerte ein solcher Einfluß meist nur während der ersten Zeit, denn häufig geschah es, daß sich von seiten des Häuptlings sehr bald eine gewisse herrschsüchtige Eifersucht geltend machte, und dann bedurfte es nur des Misgeschicks irgendeiner eingeleiteten Zaubertthat, und das bisher behauptete äußere Ansehen schwächte sich ab oder ging zu Grunde, sodaß ein neuer Wunderthäter an die Stelle des bisherigen trat. So verblieb unter den wilden und niedrigen Stämmen das Ansehen der Schamanen in einem wandelbarem Zustande. Anders entwickelte sich das unter den meisten festhaften Culturvölkern. Hier gestaltete sich durch die geregeltere und consolidirtere Arbeittheilung, wie wir dargethan haben, das priesterliche Schamanenthum zu einem wirklichen Schamanenstand und Priesterstand. Der ständige Götzendienst und der beginnende feste Tempelbau gaben diesem Stande allmählich die festesten Anlehnungspunkte, und so geschah es, daß

der Priesterstand nach mannichfachen Kämpfen, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, in den meisten großen Culturländern des Orients zu einem bestimmten Einfluß und zu dauerndem herrschendem Ansehen gelangte, durch das getragen er sich kastenartig abschloß, um sich einen gewissen Nimbus zu bewahren und einen um so höhern herrschenden Einfluß auf die Laienwelt zu erhalten, die vollständig zu unterwerfen das natürliche Ziel der Priesterwelt war. Allein wir dürfen nicht verkennen, daß durch den vorgenommenen kastenartigen Abschluß des aus dem Volkthum geschichtlich hervorgegangenen Priesterthums damit zugleich die Gefahr nahe lag, in einer einmal eingeschlagenen Richtung leblos zu erstarren und die Herrschgелüste über das natürliche Gebiet des Geistes auszudehnen, und die weltliche Herrschaft selbst nicht zur Ergänzung, sondern zur Unterwerfung zu zwingen. Der Abschluß des Priesterthums vom Volke und aller weltlichen Herrschaft konnte ferner eben geschichtlich nur zu leicht bezüglich der einmal errungenen Herrschaft auf die Laienwelt dahin führen, sich einer gewissen gemeinsamen Selbstzufriedenheit hinzugeben, zu der sich priesterlicher Dünkel und geistiger Hochmuth gesellten, welchen letztern denn in der That, wie wir wissen, geschichtlich jede Hierarchie in ihrer Art in gewisser Weise charakterisirten. Wir haben nur nöthig, an das eigenthümliche Verhalten der römisch-katholischen Hierarchie zu erinnern, um uns das in näherer Weise vor Augen zu führen. Man hat daher nicht ganz mit Unrecht den Katholicismus Rom's als eine Religion des Hochmuths bezeichnet, dem in der Heiligen Schrift bereits der Fall geweissagt wurde. Dieses jedoch nur beiläufig. Was uns hier vom historischen Gesichtspunkte allein interessiert, ist der Hinweis auf das geschichtliche Bestreben der Priesterwelt, den einmal errungenen Einfluß auszudehnen, um selbst die weltliche Herrschaft zu unterjochen. Dieses Bestreben ist in allen den Ländern, wo sich eine wirkliche Priesterkaste und eine Hierarchie entwickelt hat, sehr früh hervorgetreten und hat zu vielfachen tiefeingreifenden socialen Kämpfen geführt, auf welche uns die Ueberlieferungen bestimmter Culturoölker zurückweisen.

## Die Priesterkämpfe der Urzeit unter den begabtesten Culturvölkern.

Rückblick auf die Geistesentwicklung während der Feuerzeit. — Die Lehren des entstandenen Zauber- und Priesterthums als neue Offenbarung im Kampfe mit den herkömmlichen religiösen Sitten und Gebräuchen der frühesten Zeit. — Rückblick auf die ältesten Religionsitten. — Hinweis auf die Kämpfe der Flamines mit den weltlichen Fürsten und Oberhäuptern. — Die hierdurch entstehenden socialen Kämpfe der betheiligten Völker und die durch diese Kämpfe hervorgerufenen Spaltungen und Auswanderungen. — Die Uebersieferungen und Sagenanläufe an die Priesterkämpfe bei den begabtesten Völkern. (Vgl. zugleich die Anmerkungen dieses Kapitels.) — Hinweis auf die anfängliche Verechtigung der Priester im Kampfe gegen ihre Widersacher bezüglich der Verbreitung ihrer neuen Lehren, Künste und Anschauungen. — Die spätern frevelhaften Uebergriffe der Priester gegen die weltlichen Machthaber und das übermüthige Streben der Priester nach größerm weltlichen Besitze und weltlicher Macht. — Die weltliche Herrschaft duldet keine Präponderanz der geistlichen Macht, sondern sie fordert durch rechtmäßige Arbeitheilung deren Ergänzung und Mithülfe zur gemeinsamen Erziehung und Fortbildung des Volkes. — Das Uebersehen dieser Wahrheit und der daraus entspringende Despotismus in Bezug auf die geistige Fortentwicklung der Menschheit von seiten der Priesterkaste. — Das Streben nach Alleinherrschaft des uralgeschichtlichen und geschichtlichen Priesterthums.

Fürwahr von bedeutenden Folgen war die neu emporgetauchte makrokosmische Anschauung für den geistigen Entwicklungsfortschritt der Menschheit gewesen! Ganz neue Kräfte hatten sich mit der Erscheinung und dem Auftreten der Magier und priesterlichen Zauberer im Menschenthum entwickelt. Die ersten Erkenntnistriebe hatten sich zu regen begonnen, und erzeugten dieselben auch anfänglich nur Fetischismus und Magie, so sollte sich doch an den Aufschwung derselben

alle tiefere Verfeinerung und Durchbildung der ursprünglich geistigen Anlagen knüpfen. „Im Anfange war alles Wissen Magie, selbst die Wissenschaft Feuer hervorzulocken, woher die eigentlichen Priester Flamines oder Zünder heißen.“ (Bastian, „Der Mensch in der Geschichte“, II, 163; vgl. Kap. 42, Abschnitt II.) Hatten sich doch unter dem Einfluß der ersten nachdenklichen Geistesregungen in der That ganz neue Geisteskräfte gesammelt und durch Arbeitstheilung und dadurch hervorgerufene Differentiirung feiner entwickelt. Ganz besonders, sahen wir, war es die Phantasie gewesen, deren tieferes und regeres Eingreifen in dieser Epoche der geistigen Entwicklungsgeschichte deutlicher hervorzutreten beginnt. Aus nur geringen ursprünglichen Anlagen und bisher beobachteten Spuren hatte sie mächtig ihre Schwingen zu entfalten begonnen. Wird doch die nun folgende Entwicklungsperiode des Geistes von den Fittichen der Phantasie gleichsam getragen und von den bunten Gespinsten ihrer Ideenverbindungen beschattet und erleuchtet. Aber neben dem hohen Aufschwunge der Phantasie begann sich, wenn auch minder merklich, schon das Nachdenken in seinen ersten Spuren deutlich zu regen. Das Nachdenken hatte seine ersten tiefern Anstöße durch die von durchschlagendem Erfolge gekrönte Erfindungsgabe erhalten. Immer mehr erweiterte sich jetzt naturgemäß der Sinn für Combination und Nachdenken, und wurde derselbe auch während der ersten Periode seiner Entwicklung noch völlig beschattet und getragen durch die neben ihr aufkommende Kraft der Phantasie, so machte die Combinationsgabe doch immerhin bedeutende Fortschritte, indem sie vorzugsweise den Geist anleitete, den Horizont zu erweitern und die Aufmerksamkeit selbst für entlegene Objecte zu gewinnen.

Aber wie hätten alle diese ersten Fortschritte der Geistesentwicklung nach seiten der Phantasie und des ersten tiefern kindlichen Nachdenkens ohne eine Rückwirkung auf das Gefühl bleiben können? Auch die Gefühle verfeinerten sich unter den Einwirkungen aller dieser sich neu belebenden Kräfte, und ganz besonders waren es selbstverständlich die religiösen Gefühle, die sich durch den Einfluß der

sich erweiternden Phantasie und durch die kindliche Nachdenklichkeit über den geheimnißvollen Zusammenhang von Ursache und Wirkung angeregt fühlten. Die Gefühle der Abhängigkeit und Erhabenheit in Bezug auf das Unendliche des Makrokosmos fanden allmählich unter den begabtern Völkern tieferes Verständniß und rissen das Priesterthum zu einer immer höhern Begeisterung für die makrokosmische Anschauung hin. In bewegter und gehobener Rede fand diese innige Begeisterung einen Ausdruck, und die Phantasie, welche die Gedanken durchleuchtete, strebte in ihrem Fluge über die Gegenwart hinaus. Die Zukunft, die mit ihrem Schleier die Hoffnungen belebte, aber auch die Furcht aufweckte, wollte der hohe Gedankenflug der Magie enträthseln. Zuspruch und Rath fühlte der begeisterte priesterliche Seher und Wahrsager, von edelm Gerechtigkeitsfönn durchdrungen, sich berufen, den ihn um Hölfe ansprechenden Mitmenschen zu ertheilen. Neben dem Gefühl für Gerechtigkeit und sittlicher Handlungsweise begann sich nicht minder die Nächstenliebe zu regen. Neben Trost und Rath, sahen wir, wollte der sich hebende Menschenfönn auch Barmherzigkeit üben, und das früheste Nachdenken, geleitet von edeln sittlichen Geföhlen, richtete sich darauf, allen Leidenden und Kranken Heilung und Hölfe zu bringen. Waren es auch kindliche, phantastische Mittel, welche die priesterliche Barmherzigkeit dem Kranken spendete, und breitete sich noch Zauber und Wunder über die Segnungen der Nächstenliebe, so waren es doch sittlich anerkennenswerthe Triebe, die hier offenbar wurden. Sie waren in der That die ersten geistigen Lichtblicke zu einer Art von Offenbarung geworden für das Wesen der Religion, das sich durch den Aufschwung des Geistes mächtig von neuem zu entwickeln strebte. Aber die Verbreitung alles Neuen, und komme es selbst in hehrer Gestalt und unter den edelsten Formen einer von sittlicher Begeisterung durchdrungenen Offenbarung, ist ein Kampf. Und fürwahr, es wäre wunderbar gewesen, hätte sich die Offenbarung der neuen Weltanschauung mit ihren Gebräuchen und sittlichen Anforderungen nebst allen sie tragenden

äußerlichen Ereignissen und Handlungen ohne einen Kampf verbreiten können. Mußte doch erst die ältere und nun veraltende tiefere und kindlichere Weltanschauung nebst deren Gebräuchen und sittlichen Herkömmlichkeiten bei ihren Trägern gestürzt werden. So, sehen wir, war auch den Weltanschauungen ein großer Kampf beschieden, und es wiederholt sich in dem Bezirke des geistigen Lebens, was sich im physischen Leben so klar und deutlich vor unsern Augen spiegelt. Auch die Weltanschauungen, deren es keine gibt, in denen nicht Sitten und Gebräuche wurzelten, und deren es keine gibt, und sei sie noch so spezifisch eine religiöse Anschauung, in der nicht deutlich auch lebendige Funken des glimmenden Vernunft- und Verstandesfeuers glühen, ich wiederhole, auch die geistigen und religiösen Weltanschauungen kämpfen einen Kampf. Hier auf der einen Seite die Träger des Hergebrachten und Alten, dort auf der andern die Träger der neuen Offenbarung.

Erinnern wir uns: bevor noch die neuen Propheten und aufstrebenden Weltweisen, gestützt auf ihre Erfindung und primitiven Kenntnisse der Naturkräfte, hinauszogen unter das Volk, um allmählich an der heiligen Blut der feurigen Opferflamme eine neue religiöse Offenbarung kundzutun, die hinauswies auf die entfernten himmlischen Sphären des Lichts, auf den Blitzeschleuderer, auf den Donner und die makrokosmisch erhabenen Gestirne, hatte sich, wie früher dargethan, durch den natürlichen Entwicklungsproceß in Rücksicht auf eine ältere Weltanschauung bereits eine völlige Religion ausgebildet gehabt. Eine religiöse Anschauung, und zwar die kindlichste und früheste, hatte sich in das Menschenthum eingelebt, und mit ihr hatten sich seltsame Culten, Ceremonien und durch die Jahrtausende hindurch befestigte Gebräuche aufgebaut. Es waren die „Ersten“ und „Ältesten“ des Volkes, mit welchem Ausdruck selbst noch in später Zeit die Herrscher, Fürsten und Häuptlinge des Stammes bezeichnet wurden, an denen in naiver und (da der physische Instinct noch mit seinen rohen Einflüssen vorwaltete)

selbst in slavischer Weise die erste religiöse Hingabe zur äußern Gestaltung kam. Recht und Gerechtigkeit, sowenig sie im ganzen in jenem frühesten rohen Zustande unter den Menschen wahr und aufrichtig geübt werden mochten, fanden in diesen Mittelpunkten immerhin ihr erstes schiedsrichterliches, allgemein geachtetes Asyl und anerkanntes Tribunal. Verfolgte und Vertriebene, sowie Gemisshandelte fanden hier bei Fürsten zunächst ihre natürliche Zufluchtsstätte, und Lohn und Strafe, diese werthvollen sittlichen Erziehungsmittel, wurden hier oft mit gewaltiger Hand und (wenn auch nicht immer) doch mit möglichst sittlicher Beurtheilungskraft zur Geltung gebracht. Was wunder, wenn die „ersten“ und „ältesten“ Menschen zum sittlichen Prototyp gemacht wurden und Opfergaben und Gaben der Verehrung zu ihren Füßen, und waren sie gestorben, noch an ihren Gräbern der Sitte gemäß niedergelegt wurden. Und während wol Jahrtausende diese Gebräuche in Uebung gebracht hatten, traten jetzt plötzlich aus dem Dunkel des tiefsten, niedrigsten und des verachteten Standes die Zünder, die Flamines hervor. Die seltsame Neuheit ihrer Künste, die Art ihrer Begeisterung und der edle sittliche Drang, der sie beseelte und zu sittlichen Thaten der Nächstenliebe aufmunterte, konnte der Menge nicht gleichgültig bleiben. Eine neue Religion, eine neue Offenbarung, gestützt und getragen von neuen, der Menge im wahren Sinne des Wortes wunderbaren Erscheinungen trat jetzt ins Leben und gewann Anhänger. So wurden die Flamines als die ersten „Magi scintillae“ emporgetragen durch den Beifall der Menge, denn sie spendeten Heilung und Segen und versprachen das was alle Gunst der Fürsten und Herrscher nicht vermochte, Erlösung von Uebeln und Leiden. Kein Wunder, daß die ganze hilfsebedürftige Menge im Lande zusammenströmte, um die heilspendenden Opferflammen der Magier zu belagern. Kein Wunder, daß man sie pries und ihnen Dankopfer brachte, wenn ihnen der Zufall die Heilung eines Heimgesuchten in die Hand spielte und die Menge abergläubisch diese Thaten als Wunder verehrte.

Was war diese heilende Wunderkraft, mit der sich die Magier auszustatten wußten, gegenüber der Gunst von Fürsten, die von aller Noth, aber nicht von der Trübsal körperlicher Leiden zu helfen wußten. Wurden diese Magier nicht in den Augen des Volkes gar bald mehr denn die Fürsten? Waren sie nicht in ihrer Art auch Fürsten, die gewissermaßen auf hohem geistigen Noß dahergezogen kamen, Achtung und Ehrfurcht um sich verbreitend und den weltlichen Fürsten, die ihre Geltung ursprünglich nur der physischen Gewalt verdankten, somit Mißtrauen und Eifersucht einflößend? Rissen diese Zauberer nicht die Menge mit sich fort, und gewannen sie nicht in ihrer Art durch ihre eigenthümlichen Mittel einen gewaltigen Anhang, der ihnen bald eine bedeutende Herrschaft und Einfluß verlieh? Schien es nicht, als wollten diese Neuerer und religiösen Revolutionäre sogar das herkömmliche Opferwesen plötzlich an sich reißen, ja hatte es nicht sogar den Anschein, als wollten sich die neuen Propheten durch die früheste und primitivste Art ihrer Einführung und ihres Auftretens selbst zu weltlichen Herrschern und Fürsten aufschwingen? Sonderbar, was die Religionsgeschichte in späterer Zeit in verblaßten Farben noch so häufig und wiederholentlich verzeichnen sollte, das beginnt hier in der Urgeschichte bereits in gewisser Weise zu einem mächtigen Ausdruck zu gelangen. Mißtrauen sollte sich regen, und die Wurzel der Zwietracht begann zu treiben unter den Trägern der weltlichen und angestammten Herrschaft gegenüber den Jüngern und Trägern der neuen religiösen Offenbarung. Ein socialer Kampf bereitete sich vor. Auf der einen Seite gewahren wir in ihm die von innerer religiöser Begeisterung und prophetischer Offenbarungsgabe getriebenen Flamines, in der Hand die promethische Fackel, welche Segen und Heilkraft dem Volke spendete, diesen ersten geistigen Heroen aber treten die staatlichen Führer, die weltlichen Fürsten und Volksherrscher gegenüber, gestützt auf ihr althergebrachtes Vorrecht, hinweisend auf das Uebergewicht der ihnen zu Gebote stehenden physischen Mittel, zugleich aber als Träger

der alten herkömmlichen Religion. — Aufruhr, Zwietracht, Haß und Parteiungen sehen wir von nun an unter den im Herzen der alten Culturländer zusammenwohnenden Völkern entstehen, in deren Kreisen vorzugsweise und zuerst sich dieser große revolutionäre Proceß vollzog; und in der That, die heranbrechenden Katastrophen brachten Zwiespalt unter die Völker, offener Kampf erhob sich und die Bedrängten sahen sich genöthigt, den paradiesischen Urfig ihrer Heimat zu verlassen, und beginnen, durch unerträgliche Spaltungen getrieben, auszuwandern. Seit Jahrtausenden hatten sich die Rassen, gedrückt durch die unter ihnen ungleich vertheilte Begabung von geistiger und physischer Stärke und versprengt und verjagt durch die allmählichen Aenderungen des Klimas und des von Fluteinbrüchen umgestalteten Festlandes über den größten Theil der Erde verbreitet. Und jetzt, nachdem sich seit vielleicht schon unvordenklicher Zeit diese ersten Wanderungsproceße auf Grund der verschiedenen äußern Einflüsse vollzogen hatten, begann sich unter den begabtesten Völkern, welche an die Spitze der Entwicklung getreten waren und die vorzugsweise ihre Urfige behauptet hatten, nachträglich noch einmal im kleinern Maßstabe ein ähnliches Schauspiel auf Grund tieferer religiöser und socialer Zermürfnisse zu wiederholen. Kaum haben wir in Rücksicht auf unsere Darstellung nöthig, den Völkerkreis genauer zu nennen, in dessen Mitte sich während der Urzeit diese Katastrophen vollzogen. Es waren vorzugsweise die Indogermanen und Semiten (aber auch viele Nachbarvölker), die in den Wirbel dieser neu ausbrechenden religiösen und socialen Völkerumwälzung mit hineingezogen wurden. Im Herzen der menschlichen Entwicklungsgeschichte, hier wo die Sonne der anbrechenden Cultur am hellsten zu strahlen begann, traten mit dem Umschwunge der religiösen Weltanschauungen, die sich reformatorisch miteinander hätten ablösen sollen, im Gegentheil die erschütterndsten und heftigsten Revolutionen auf. In den Ländern, wo das Prophetenthum die neue Weltanschauung als eine Offenbarung am frühesten verkündete, und unter den Stämmen, wo der

prometheische Funke zuerst gezündet wurde, erhob sich zugleich der größte Widerstand gegen das Neue von Seiten der angestammten Träger des Hergebrachten. Hier aber auch wurden die Flamines in Rücksicht auf ihre großen Erfolge zugleich am übermüthigsten und herrschsüchtigsten.

Eine Reihe dunkler geschichtlicher Traditionen, die wir uns seit langer Zeit gewöhnt haben als bloße Mythen und phantastische Erfindungen unter den Völkern anzusehen, erinnern noch in dumpfen Anklängen an die Zeit jener tiefeingreifenden socialen und religiösen Umwälzungen mit ihren Erlebnissen, die sich als psychologisch folgerichtige Ereignisse der Religionsgeschichte der Urzeit nachweisen lassen. Freilich nur in ganz dunkeln Umrissen erkennen wir in den geschichtlichen Ueberlieferungen noch den großen tiefeingreifenden Einfluß dieser Ereignisse. Aber sind es auch nur enge Umrisse und dunkle Andeutungen, so sind sie doch um so werthvoller in Rücksicht auf den folgerichtigen Gang der psychologischen Entwicklungsgeschichte, welche letztere noch heute in feinern Zügen nicht aufgehört hat das von neuem zu wiederholen, was sich ehemals in vergrößerter Weise und in noch höherm Maße nothwendig bei derselben Gelegenheit vollziehen mußte.

Wüßten wir es nicht ohnehin, daß jede neue Offenbarung einen Kampf heraufführt der die Leidenschaften entfesselt, der natürliche Entwicklungsgang der religiösen Urgeschichte würde uns diese Thatfache lehren.

Die Arbeit lag, wie wir sahen, in frühester Zeit tief verachtet, da sie nur die Gefnechteten und Unterdrückten vollzogen, ja diese Unterdrückten waren meistens zugleich mit physischen mannichfachen Mängeln behaftet. Jetzt, nachdem die Arbeitstheilung unter den höhern begabtesten Völkern große Fortschritte gemacht, erhob sich in der socialen Gemeinschaft aus eben diesen Unterdrückten ein neuer Stand. Die hervorragendsten Laborarii erheben sich trotz ihrer körperlichen Mängel, wie der misgestaltete Hephästos, den gewaltigen

vulkanischen Feuerbrand schwingend, um mit den neuen gewaltigen Künsten Cultur und Religion zu verbreiten. Sie begründeten eine neue Macht, und ist diese auch scheinbar nur moralischer Natur, so zieht sie doch das Opferwesen an sich, und so gerathen die neuen Propheten, welchen jetzt das Volk wie neuen Königen zuzuschauete, mit den angestammten Herrschern in Conflict. Nur ahnen können wir, wie erwähnt, noch heute den Kampf, welchen jene ersten Geschlechter der priesterlichen Feuerzünder und Zauberer mit den Gewaltigen des Volkes zu bestehen hatten, nur zu vermuthen vermögen wir den leidenschaftlichen, herrschsüchtigen undbegeisterten Uebermuth, der allmählich die sich heranbildende Kaste der Flamines (Phlegger) und Magier zu förmlichen Kriegerern umwandelte, um sie als Führer übermüthig die Brandfackel des wilden Kampfes unter die Stämme schleudern zu lassen. Ob es im Laufe der Zeit die aufstrebenden Flamines unter einzelnen Stämmen dazu gebracht haben mögen, sich thatsächlich an die Stelle der Ältesten, Ersten und der Könige zu setzen, um sich eine Zeit lang zu behaupten, wir wissen es nicht. Gehen wir den dunkeln Wurzeln der vom Mythos verhüllten und entstellten spätern Tradition der pelasgischen und semitischen Stämme nach, so wurden jene hochbegeisterten Titanen und übermüthigen Phlegger, die sich emporzuschwingen suchten, herabgeschleudert von ihrer weltlichen Höhe. Die feurig flammende Schlange, welche sie verführt hatte zur Ueberhebung, erzürnte die Gewaltigen des Volkes und diese vertrieben sie nebst den ihnen anhangenden Stämmen aus ihren paradiesischen Wohnsitzen. Allein wir unterlassen es, den an diese Wurzeln angesponnenen Knäuel von Sagen und Mythen, deren mündliche Traditionen durch viele Jahrhunderte hindurch reicheten, in welcher der entstehende Gottheitsbegriff seine ersten Blüten zu treiben beginnt, genauer zu deuten. Bevor der schreibkundige Menscheng Geist dahin gelangen konnte, diese mündlichen Ueberlieferungen zu verzeichnen und in fester Schrift der Nachwelt aufzubewahren, da hatte die lebendige Phantasie bereits ein dichtes Netz der buntesten Vor-

stellungen um diese Wurzeln gesponnen. Aus dem in socialer Beziehung tiefeingreifenden Herrscher- und Priesterkampfe der Urzeit, der die Stämme auseinandertrieb, hatte die gestaltende Phantasie unter den Einwirkungen des hervortauchenden Gottheitsbegriffs und der makrokosmischen Anschauung einen Götter- und Titanenkampf geschaffen. Die gegen die Gewaltigen und väterlich geehrten Herrscher aufstürmenden Flamines und Phlegher waren zu Riesengestalten durch die langjährigen Traditionen und Erinnerungen angewachsen und die revolutionär hervortretenden Priestergeschlechter, ähnlich denen der Bhrgu, der Atharvanen und Angirasen, wurden der übertreibenden Phantasie zu Gestalten von Riesen, Giganten und Asen. Sie, die ursprünglich Misgestalteten, die ebensowol durch ihr Handwerk und ihre Kunst wie durch ihr Aussehen an Hephästos erinnerten, hatten sich im Laufe der Entwicklungsgeschichte thatsächlich gewandelt, es waren herrschende Führer, in ihrer Art Hochgestellte und Gewaltige geworden, die mit den geborenen Fürsten und Herren einen titanenhaften, riesenhaften Kampf um die weltliche Herrschaft kämpften, der die Völker spaltete, Zwietracht stiftete und viele zur Auswanderung nöthigte. Wir haben schon früher erwähnt, daß durch diese lange dauernden tief in das sociale Leben eingreifenden religiösen Kämpfe die Entwicklung der hier im Centrum der aufstrebenden Cultur zusammenwohnenden begabtesten Völkerstämme, unter denen zugleich die Indogermanen und Semiten am meisten betheiligt waren, stark gehemmt wurde. War unter diesen Völkern geschichtlich der erste große Anstoß geschehen, der zur neuen makrokosmischen Anschauung hinüberführte, und glühte hier unter diesen Stämmen der lebendigste Funke eines reinern und hellern Geistesfeuers, so wurde der Glanz dieses Feuers jetzt rasch verdunkelt durch die Zwietracht und die Leiden, welche die entbrennenden Entwicklungskämpfe der religiösen Anschauung in sich schlossen. Mühselige, mit mannichfachen Kriegen verknüpfte und lange dauernde Wanderungen in entfernte Gegenden hinderten und unterdrückten nunmehr jede weitere Entfaltung des Geistes und jeden

höhern Culturaufschwung unter diesen begabtesten Völkern, und so geschah es, daß andere, weniger stark von diesen ersten Rückwirkungen und socialen Erschütterungen betroffene Völker den Glanzpunkt der urgeschichtlichen Cultur der neuen Epoche für einen längern Zeitraum an sich rissen und an die Spitze der nächsten urgeschichtlichen Entwicklung traten. Es war neben den Chinesen vorzugsweise den Aegyptern, wie wir früher schon anführten, beschieden, die Cultur der Alten Welt zunächst auf neue Wege der Entwicklung zu führen. Nur erst nach und nach, als unter den höchsten Culturstämmen die religiösen Kämpfe ausgetobt hatten und im Verlauf der Jahrhunderte in den neuen eingenommenen Wohnsitzen der sich entfaltende Geist wieder zur Ruhe kam, begannen allmählich die vertriebenen Stämme verschiedentlich aus dem Hintergrunde wiederum geschichtlich hervorzutreten.

Werfen wir einen Blick in die spätere Entwicklungsweise bei den an diesen Priesterkämpfen zunächst beteiligten Stämmen, so bemerken wir, daß sich das Priesterwesen in seiner Gestaltung und in seinem Einflusse fast überall unter ihnen anders ausgebildet hat. Nicht überall unter den Völkern vermochte sich das Priesterthum zu einer solchen Kaste zu entwickeln wie bei den Aegyptern und bei den Indern. Im Gegentheil, fast alle übrigen indogermanischen Hauptstämme zeigen uns, durch die freiere Stellung, welche dem Volke gegenüber das Priesterthum bei ihnen ehemals einnahm, daß dieselben sich ursprünglich gesträubt haben gegen den kastenartig abgeschlossenen Geist ihrer Priester, durch welchen sich dieselben hierarchisch zu organisiren versuchten, um hiermit im Staate weltlich einen größern herrschenden Einfluß zu gewinnen. Der Fortgang der Entwicklungsgeschichte wird uns lehren, daß es gerade darin auch lag, daß die Hellenen einen höhern Aufschwung ihrer geistigen Kräfte vollziehen konnten, indem sie sich frei von dem hierarchischen Druck einer Priesterkaste hielten, die eigennützig und beschränkt, jeden frischen Hauch einer neuen tiefen Offenbarung des Geistes fern zu halten bestrebt

war. Wenn wir nicht ohne Grund voraussetzen dürfen, daß in jenen religiösen Kämpfen der Urzeit das emporkommende Priesterthum mehr und mehr danach trachtete, alles freiere Prophetenthum in den Ländern zu unterdrücken, um sich in dieser Beziehung die alleinige Autorität unter den Stämmen zu sichern, eine Autorität, die zugleich so hoch strebte, daß selbst der Einfluß der weltlichen Herrscher hierdurch unterdrückt werden sollte, so dürfen wir vermuthen, daß die früher oder später ausgewanderten Stämme dieses Völkerkreises im Laufe des Kampfes mit ihren Anführern, Herrschern und freien Zauberern und Priestern sich zugleich deshalb zur Wanderung entschlossen, weil sie sich der Alleinherrschaft und dem Despotismus dieser Priesterhierarchien des Orients zu entziehen bestrebt waren.

Der Beginn der Geschichte des Zauber- und Priesterthums zeigt uns also einen Kampf. Anfänglich war es der gerechte Kampf einer neuen Offenbarung, einer neuen Weltanschauung, einer neuen Lehre gegen das abgestorbene Alte mit seinen noch kurzfristigen Betrachtungen und veralteten Sitten und Gebräuchen, welchen die aufstrebenden Priester verfolgten. Das aufstrebende Magierthum mußte nothwendig diesen Kampf durchführen; denn es schloß sich an die neuen Künste und Lehren, die es heraufführte, eine neue höhere Betrachtungsweise der Dinge und eine höhere Allgemeyncultur. War die Basis der frühesten kindlichsten Weltbetrachtungsart, wie wir sahen, ein naiver Materialismus gewesen, so führte das von neuen Erfindungen, neuen Beobachtungen und höhern Naturkenntnissen geleitete erste Priesterthum zum ersten male einen primitiven Idealismus ein, der sich auf der Grundlage ihrer Heil- und Seelenanschauung aufbaute. Diese neue berechtigtere Lehre mußte sich Bahn brechen und gegen die Widersacher durchgekämpft werden, denn an die Annahme der höhern, weiterreichenden Weltanschauung knüpften sich höhere, berechtigtere Sitten, Gebräuche und Handlungen, und eine höhere, umfassendere Geistesentwicklung begann platzzugreifen. Aber nachdem der erste Kampf durchgeführt, die Verbreitung und

Nachahmung gesichert war und die neuen Künste und Wunder die Menge bereits erobert hatten, da als der Anhang des aufstrebenden Priesterthums immer mächtiger anwuchs, da war für die Vertreter des Neuen nunmehr die sittliche Aufgabe gekommen, sich durch Freundschaft und Vertrag mit den Trägern des alten Cultus abzufinden. Das rasch mächtig gewordene Priesterthum mußte anerkennen, daß es nur vereint mit denjenigen, welche sich bisher im Laufe von Jahrtausenden sittliche Verdienste um die Zucht, Ordnung und rechtskräftige Erziehung der Geschlechter erworben hatten, an der weitem Bildung des Menschenthums zu arbeiten vermochte. Und in der That haben sich, als das Priesterthum hinsichtlich der völligen Eroberung der weltlichen Herrschaft nicht zum Ziele kam und die Titanen, wenn wir so sagen dürfen, stets von neuem wieder von ihrer Höhe gestürzt wurden, die zurechtgewiesenen Priester, sei es in freier Weise oder als Kaste, eng und freundlich den Herrschern und Fürsten als den höchsten sittlichen Führern des Volkes angeschlossen, um vereint mit ihnen, wenn auch jeder in verschiedener Weise und auf verschiedenem Felde, an der Bildung der Völker zu wirken. Schien das Priesterthum dazu berufen, auf die Gefühle der Menschen bildenden Einfluß zu üben, mußte von ihm alle Stärkung sittlichen religiösen Wohlwollens und sittlicher Gesinnung ausgehen, so schienen die Herrscher und Könige als Staatslenker in sittlicher Hinsicht dazu bestimmt zu sein, die äußern Handlungen und Willensäußerungen der Menschen und Unterthanen zu beaufsichtigen, und es war ihre Pflicht, die sittlichen Antriebe der Staatsglieder in sittlichen Bahnen zu erhalten. Aber wir irren, wenn wir meinen, das sich entwickelnde Priesterthum der Urzeit habe früh geahnt und begriffen, daß sich seine bildenden Bestrebungen nicht über das Gebiet des innern Geistes und Gefühls hinauserstrecken konnten, im Gegentheil, die Verführung der rasch erlangten neuen Macht und Herrschaft war viel zu groß, als daß es hier und da unter den Culturvölkern nicht zum Uebermuth geneigt gewesen wäre, in welchem es

sich unterfing, auch eine weltliche Herrschaft sich anzueignen. Damit war aber sehr früh ein unabsehbarer Kampf heraufbeschworen, und zwar ein ungerechter und verwerflicher Kampf; denn es machten sich unter seinem Einflusse anmaßende Priestergelüste nach Alleinherrschaft und Despotismus geltend. In der That, Alleinherrschaft wollte das so emporgewommene Priesterthum nicht nur ausüben über die weltliche Staatsgewalt, sondern es ging dasselbe eigennützig vielmehr darauf aus, alles von neuem auftauchende Prophetenthum, das kraft neuer Offenbarung eine neue Entwicklung anstrebte, mächtig zu unterdrücken, damit die Menge nicht im Stande war, den Wahrsagungen und Lehren Anderer, ihnen gegenüber Unerbener, ihr Ohr zu leihen. Die Folge davon war, daß alle weitere freiere Entfaltung des Geistes und Gefühls unterdrückt und dieselbe allein der Hierarchie in die Hände gegeben wurde, und hatte auch das anfänglich seine bestimmten Vortheile, und schienen die Bildungsstätten des herrschenden Priesterthums ohne Zweifel mächtige Pflanzstätten einer höhern Cultur zu werden, so lief eine solche Hierarchie trotzdem Gefahr, sich in ihrer Entwicklung in eine einseitige geistige Richtung zu verlieren, in welcher sie, nach allen Seiten hin abgeschlossen, weiter gehend auf die harmonische Fortbildung der Anlagen hemmend einwirken mußte. Die unnatürliche Hemmung der geistigen Entwicklung, die hierdurch hervorgerufen wurde, erzeugte anfänglich Widerstand und endlich Kampf, und dieser Kampf entbrannte um so heftiger, je mehr die Hierarchie Mittel unter den Völkern anstrengte, ihre Autorität zu erhöhen, um alle übrigen nebenhergehenden Offenbarungen zurückzuweisen. Dieser Kampf aber mußte furchtbar werden dort wo die Hierarchie es zugleich unternommen hatte, sich die weltliche Herrschaft anzueignen und so durch doppelte Gewalt den natürlichen Gang der geistigen Fortbildung und Entwicklung zu hemmen. Wir haben genügende Anhaltspunkte zu der Vermuthung, daß bereits in der Urzeit die Geschichte des Priesterthums reich ist an derartig hervorgerufenen Unterdrückungen und hiermit

erzeugten tief in das sociale Volksleben der Culturvölker eingreifenden Kämpfen.

Was wir hier nur mit Rücksicht auf die psychologische Folgerichtigkeit in Umrissen feststellen können, und worauf uns eine Reihe von Traditionen und Sagen der Völker noch hinweisen, das mögen Detailforscher dermaleinst bezüglich einzelner Völker genauer und eingehender uns vor Augen zu führen im Stande sein. Möchten die hier gegebenen Andeutungen dazu beitragen, die Forschung mehr, als das bisher geschehen ist, auf dieses so wichtige Kapitel der Urgeschichte des Priesterthums der einzelnen Völker hinzulenken.

---

Um den verhältnißmäßig raschen Aufschwung und die Verbreitung des Zauber- und Priesterwesens in der Urzeit zu begreifen, und um einzusehen, wie trotz des anfänglich scheinbar segensreichen, friedfertigen Auftretens der Flamines von seiten der weltlichen Machthaber sehr bald Misstrauen gegen die um sich greifende Magie rege wurde, müssen wir uns erinnern, wie innig sich ursprünglich das Zauberthum mit dem bereits bestehenden Opferwesen verband. Das bisherige Opferwesen lag während der Periode vor der Feuerzeit, wie wir sahen, vorzugsweise in den Händen der „Ersten“ und „Ältesten“. Häuptlinge, Herrscher und Fürsten waren es, denen man huldigte durch Darbringung von Gaben, Geschenken und Abgaben, ihnen wurde gegeben und geopfert, auf daß sie nicht darben und im Ueberfluß leben konnten. Als jetzt die wunderthätigen Flamines auftraten, um die heilige Zauberflamme leuchten zu lassen, da meinte die hungergeplagte Menge auch diesen Wunderthätern huldigen zu müssen, zumal sie sich vor der Macht der zauberischen Naturkraft in den Händen der Menschen thatsächlich fürchteten, denn jene Mitmenschen verstanden es, nach ihrem Gutdünken damit in gerechter Weise zu nützen und zu schaden, je nach gegebenen Umständen. Aber das erste Auftauchen geheimer und verborgener Naturkräfte in Händen der primitiven Priester umgab diese letztern mit einem religiösen Nimbus. Man fühlte sich hungergeplagt und begann, ihnen nunmehr gleich Fürsten zu opfern. Schien der kindlichen Menge doch zugleich, wie bereits mehrfach erwähnt, die anfänglich noch zu zauberhaften Heilzwecken Wärme spendende Flamme ein vielköpfiges, schlangenartiges Thier, gleichsam eine hundertköpfige Schlange zu sein, die Nahrung brauchte, oder es sah das Volk in den gewundenen

Bewegungen der lebenden Flammen ein Knäuel von eidechsenartigen Drachen, welche den Rauchen aufsperrten, um mit dem Heißhunger, mit dem sie alles verschlangen und verzehrten, reiche Gaben und Opfer zu fordern. Die Zaubersflamme konnte nur leuchten und magische Wärme strahlen, um das Leben zu kräftigen und Krankheiten zu heilen, wenn sie durch Opfer genährt wurde. So brachte denn die kindliche Menge mehr denn je allerlei Gethier herbei, um es von der Flamme verzehren zu lassen, und wir haben schon bei einer frühern Gelegenheit bemerkt, daß sich im Anschluß hieran zuerst die Kochkunst entwickelte. Das der Flamme übergebene geopferete Gethier wurde gebraten und anfänglich zum Zwecke der Krankheitsheilung verwendet, später indessen als gesundheitsstärkend überhaupt genossen, nachdem sich die Feuerzündung allgemein verbreitet und durch lange Gewohnheit im Laufe der Jahrhunderte sich ihres heiligen Charakters allmählich mehr und mehr entkleidet hatte.\* So, sehen

\* So erzählt uns Herodot (aus einer selbstverständlich schon spätern Zeit der Urgeschichte), daß die Perser, wenn sie opfern wollten, sich einen Myrthenkranz um den Kopfbund wanden, sodann führten sie das Thier an eine reine Stätte und stellten den Gott an, dem sie opfern wollten, doch baten sie nicht für sich allein, sondern stellten, „daß es allen Persern und dem Könige wohl gehen möge; dann wird das Thier getödtet, gekocht, und nun werden die Stücke auf frisches, duftiges Gras niedergelegt, worauf ein Magier dem Opfern den zur Seite ein Weihelied singt und nunmehr der Opfern das Fleisch nach Hause nimmt, um es nach Belieben zu gebrauchen“. (Daß den Persern diese Opfer Speise ursprünglich heiliger und stärkender erschien als das rohe Fleisch, ist hierbei selbstverständlich.) In späterer Zeit, da der Seelenbegriff schon mehr zur Geltung gekommen war, glaubten die Perser, daß die Götter nur die Seele des Thieres als Opfer verlangen und das Fleisch als Stärkung nicht nöthig haben und verschmähen, sie verbrannten deshalb das Thier nicht, wie es anderwärts bei vielen Völkern geschah, in dem Glauben, daß sie hiermit das Opfer verunreinigen könnten und das Feuer, das den Göttern geweiht ist, entheiligt würde. Die Furcht vor dieser Entweihung ging so weit, daß derjenige mit dem Tode bestraft wurde, der in die Flamme hineinblies, um sie durch seinen Mund anzufachen. (Vgl. Herodot, I, Kap. 131 fg.) Was die Verbreitung und die Art des weitern Verfahrens betrifft, durch welches man die Kochkunst verallgemeinerte, so ist zugleich bei dieser Gelegenheit einer Art und Weise zu gedenken, welche Taylor das sogenannte „Steinkochen“ genannt hat. Nicht alle Völker, die das Feuer kannten und Stoffe opferten und Fleisch ins Feuer steckten und brieten, haben auch das Kochen der Speisen im Wasser oder das Sieden bereits gekannt. „Es gibt Rassen der Menschheit, wie die Australier, die Feuerländer, sammt einigen andern südamerikanischen Stämmen und die Buschmänner, welche nichts vom Kochen oder Sieden der Speisen

wir, nahm mit dem Aufkommen des Zaubers zugleich das Opferwesen einen bedeutenden Aufschwung, der so weit ging, daß die Träger der Gewalt allmählich darauf aufmerksam werden mußten und zum Mißtrauen und zur Eifersucht angestachelt wurden. Je mehr aber die Sache der Priester die Sache des Volkes wurde, um so mehr mußte das feindliche Mißtrauen der Gewalthaber wachsen. So entstanden Parteiungen und langwierige Entwicklungskämpfe unter den Völkern, die häufig dazu führten, daß die Stämme ihren Wohnsitz wechseln und verlassen mußten. Wie innig das Opferwesen mit der Zauberei verwandt und verknüpft war, bezeugt uns unter andern die Etymologie unjers deutschen Wortes Zauber. „Zauber“ hängt innig zusammen mit „zieser“, und zieser wurden alle opferbaren Thiere genannt, während „Ungezieser“ alle diejenigen Thiere

gewußt zu haben scheinen, als sie den Europäern zuerst bekannt wurden, während die höhern Völker, sowie auch ein großer Theil der niedrigern, solange wir eine Kenntniß von ihnen haben, irdene und metallene Geschirre besaßen, welche sie mit Wasser füllten und zum Kochen über das Feuer setzten. Mitteninne zwischen dem geschirrlosen Kochen ohne Wasser und dem mit Wasseraufsatz in Geschirren, liegt ein Verfahren, von dem man mit einigem Grunde glauben darf, daß es einst viel weiter verbreitet war. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Kochkunst, wie wir sie kennen, sich durch dieses Mittelverfahren entwickelt haben möge, für welches ich den Namen „Steinkochen“ vorschlage.“ (Vgl. Tylor, S. 336.) Dieses Verfahren bestand nun darin, daß ein Loch in den Boden gegraben wurde, das austapeziert wird mit roher, möglichst undurchlässender Thierhaut, sodas dieses so ausgefuttete Loch ein Becken bildet. Dieses Becken wird mit Wasser gefüllt und das Fleisch hineingethan. Um nun das Fleisch in diesem Erdloche zu kochen, wurden in einem Feuer Steine erhitzt und diese der Reihe nach in das Kochwasser hineingeworfen. Aehnliche Kocharten finden wir noch heute unter einer großen Anzahl von Völkern. Charlevoix, der vor einem Jahrhundert schrieb, sagt von den Indianern des Nordens, daß sie hölzernerne Kessel gebrauchten, und das Wasser darin kochten, indem sie glühende Steine hineinwarfen, aber schon damals verdrängten eiserne Töpfe sowol diese Gefäße als das irdene Geschirr anderer Stämme. Welcher begegnete 1827 dem Gebrauche des Steinkochens unter den Eskimos von Icey Cape. Von den Neuseeländern berichtet Cook, daß, „weil sie kein Geschirr haben, worin Wasser gekocht werden kann, ihre Speisebereitung gänzlich in Backen und Braten besteht“. Doch erscheint dies nach Fürst nur in Bezug auf die Feuerländer und Australier richtig, da es sich zu ergeben scheint, daß die Maoris auf Neuseeland das Steinkochen kannten. Wie dem sei, die Töpferei, die sich nach der Feuerkenntniß immer mehr und mehr als nothwendig erwies, verdrängte, da sie merkwürdig früh in den Culturländern in Aufnahme kam, auch sehr rasch die primitivern Kocharten.

hießen, welche die Götter und Priester als Opfer verschmähten. Der „Zauberspruch“ hieß altnordisch *galdr*, althochdeutsch *kalstar*, und überraschend nahe liegt auch hier wieder „*kälstar*“, das Opfer. *Kälstar* und *kalstar* sind auch hier so verbunden wie *zampar* und *zëpar*, *saudh* (Opfer) und *seidh* (Zauber). (Vgl. Simrod, „Handbuch der deutschen Mythologie“ [3. Aufl.], S. 501.) Daß die „Priestertämpfe“ unter den vom Mittelpunkte der religiösen Entwicklung abgelegenen Völkern nicht in gleicher Weise auftreten konnten, ist leicht erklärlich, da leicht zu übersehen ist, daß derartige empfindliche Wirkungen und Rückwirkungen nur im Heerde der Entwicklung selbst in der stattgehabten Weise in so hohem Maße entstehen konnten. Die entlegeneren Stämme erhielten ja das Schamanenthum und Priestertum überhaupt erst durch Nachahmung und Ansteckung, und also aus zweiter Hand, und unter den verwilderten und rohren Jägervölkern, die zu keiner Sefthaftigkeit kamen, bildete dasselbe sogar nur ein lebloses Schattenbild gegenüber dem emporkommenden sefhhaften und oft kastenartig ausgebildetem Priestertum der Culturvölker. Trotzdem entwiceln sich unter den Naturvölkern im kleinen heute noch häufig ähnliche Völkertämpfe ähnlicher Veranlassungen halber, und nicht selten kommt es vor, daß Zauberer sich zu Volksführern aufwerfen, um den Stamm zum Parteikampfe gegen die weltlichen Herrscher zu zwingen. Nicht immer siegten in solchen Kämpfen der Urzeit die Zauberer und Priester, allein auch nicht immer die weltlichen Gewalthaber, und oft wurde nur mit großer Anstrengung das übermüthig aufstrebende Priestertum gestürzt, während sich sehr oft Priester und Magier in den Besitz der weltlichen Herrschaft über ganze Länder und Völker setzten. Allein wie verschiedenartig dieser merkwürdige Rangstreit unter den Völkern während der Urzeit zum Aus-  
trag kam, und wie viel verschiedene Stellungen Priester und Fürsten unter den Stämmen zueinander einnahmen, immerhin eroberten sich die Zauberer und Priester eine von der weltlichen Macht bis zum gewissen Grade höchst anerkannte und geachtete Stellung, ja in den meisten Fällen suchten sich später Fürsten und Priester in ihrer Autorität sogar zu unterstützen und sich gegenseitige Zugeständnisse zu machen. So wurde nach harten Kämpfen eine gewisse Versöhnung zwischen beiden Theilen geschlossen, ja bei einigen Völkern kam es zu einer so innigen Vereinigung von weltlicher und geistlicher Herrschaft, daß Fürstensöhne Priester wurden, während aus Priestern weltliche Richter und Könige hervorgingen. Dieses letztere Verhältniß zeigen uns besonders unter andern unsere eigenen Vorfahren, die alten Deutschen. (Vgl. Simrod, „Handbuch der deutschen Mythologie“ [3. Aufl.], S. 497.)

Sollten sich jene vielleicht Jahrhunderte der Urzeit umfassenden Ent-

widlungskämpfe des Priesterthums nicht den geschichtlichen Ueberlieferungen der zumeist davon betroffenen Völker eingepägt haben, sollten in der That die Traditionen dieser Stämme nicht wenigstens Spuren hiervon bemerken lassen? Es ist in der That schwierig, diese so wichtige Frage in Rücksicht auf unsere wissenschaftlichen Hülfsmittel und in Rücksicht auf die bis jetzt vorgeschrittene Forschung der vergleichenden Mythologie und die sich hieran anknüpfende Untersuchung der Völkertraditionen überhaupt hinreichend sicher zu beantworten; aber wir dürfen trotzdem diese Frage nicht so kurzweg von der Hand weisen. Ist es doch dem Geschichtsforscher ebensowol wie dem vergleichenden Mythologen immerhin auffällig, wie tief und wie fest sich hervorragende thatsächliche Einzelheiten und Vorkommnisse der Urzeit in den Traditionen und vorzugsweise in den sogenannten Mythen des Volkes (wenn auch phantastisch ausgeschmückt, entstellt und umkleidet) erhalten haben. Erinnern wir uns an dieser Stelle nur sogleich der vielfach unter den Völkern verbreiteten Flutsage. Werfen wir einen Blick auf unsere Karte der Urzeit, so bemerken wir, wie viel Festlandsänderungen im großen Maßstabe während der Urzeit vor sich gegangen sein müssen. Wie viele Wassereinbrüche und großartige Ueberschwemmungen müssen im Laufe der Jahrtausende stattgefunden haben, um die Völker auf ihren Zügen und Wanderungen zu hindern und sie nach dieser oder jener Richtung zu vertreiben. Wie wenig dürfen wir uns daher wundern über die große Verbreitung der Flutsage unter den Volkstämmen, und wie viele Völker hatten ähnliche Erlebnisse gerade in dieser Hinsicht aufzuweisen. Das Thatsächliche dieser Erscheinungen aber ist die Wurzel und der Grund zu jenen Mythen und den Anregungen der hieran angeknüpften Phantasiebildungen gewesen.\* Wenn wir aber hier deutlich beobachten, daß sich ein thatsächliches Ereigniß während der Zeit der Mythenbildung erhalten hat und tief eingegraben in den Traditionen fortleben konnte, so dürfen wir mit Recht voraussetzen, daß mehrere derartig hervorragende Erlebnisse und Thatsachen der Urzeit in den Völkertraditionen Wurzel schlagen konnten. Und dem genauern Forscher wird denn in der That nicht entgehen, daß dieses der Fall war. Wie wir in den Flutsagen an die größten Wassereinbrüche und hervorragenden Festlandsveränderungen der Urzeit erinnert werden, so erinnern uns die Prometheus- und ähnliche hierher gehörige Mythen deutlich an die Feuererfindung und die sich daran anschließenden Ereignisse. In gleicher Weise haben sich auch

\*) Vgl. Ludwig Diefel, „Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge von Rudolf Virchow und Franz von Holzendorff“, Heft 137.

sehr viele hervorragende Helden und Kämpfe der Tradition einverleibt, um als Wurzeln in die Sagengeschichte der Völker verwebt zu werden. Hierbei zeigt sich uns die merkwürdige Erscheinung, daß die hervorragenden Helden und Kämpfer durch den Nimbus und die vergrößemde Verklärung der Erinnerung stets gleichsam zu erhabenen Menschen und „Riesen“ werden. So haben denn in der That eine sehr große Anzahl von Völkerstämmen Erinnerungen an riesige Kämpfe, oder besser an Kämpfe mit Riesen bewahrt, Erinnerungen, die an blutige und gewaltige Kämpfe mit Nachbarvölkern anklingen. Allein unter allen Riesensagen und Riesen-erinnerungen der Völker sind keine hervorragenden und in ihrer Art spezifischer und eigenthümlicher als die der indogermanischen und semitischen Stämme. Es zeigt sich hier bei genauerer Untersuchung der Riesen-erinnerungen, daß sie in Verbindung mit den Gottheitsbegriffen gebracht worden sind, und schon dieser Fingerzeig muß uns an das Priesterthum und die mit dem entstehenden Gottheitsbegriffe und den Göttern zunächst verwandten Gestalten erinnern. Bei den großen Entstellungen, die stets die thatsächlichen Traditionen durch die anknüpfende Mythenbildung erfahren haben, sind wir heute nicht mehr im Stande, aus den Sagen allein rückwärts die Thatsachen klar zu erkennen, und wir müssen uns vorläufig begnügen, in den Titanen- und Gigantensagen und den Vorstellungen der „Himmelsstürmer“ nicht undeutliche Anklänge an die kriegerischen und kämpfenden Priester der Urzeit aufzufinden. Der genauere Forscher wird in diesem hier bezüglichen Sagentreife mancherlei auffinden, das an das übermüthig sich auslehrende und nach Herrschaft strebende Priesterthum der indogermanischen Urzeit erinnert. Ohne mich auf Einzelheiten einzulassen, die, wie schon im Texte erwähnt, dem mit dem Material betrauten Detailforscher überlassen werden müssen, will ich im Vorübergehen noch an die Phlegyer erinnern, deren hervorragendster Charakterzug Uebermuth und Frevel gegen Menschen und alle Obern ist. Der Uebermuth und die Ueberhebung ist es, die den Ahnherrn Phlegyas und andere seines Stammes zu den Qualen des Tartaros führt. „So überhebt sich auch nach einer brahmanischen Legende Bhrgu übermüthig über seinen Vater (der hier Baruna heißt)“ u. s. w. Die ausführliche Legende sehe man in Weber's Uebersetzung („Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“, IX, 240 fg.), wo Weber in der Besprechung auch bereits den Phlegyas mit dem Bhrgu etymologisch gleichsetzt und uralte Uebereinstimmung mit den Sagen vor den übermüthigen Phlegyern angenommen hat. Wenn Müller ferner („Orchomenos“, S. 191) in dem Namen und somit in dem Wesen der Phlegyer ganz besonders ritterliche Waffengeübtheit nachweist, so stimmt

auch dies mit den Hrgus, denn nach der spätern Ueberlieferung soll Hrgu den dhanurveda oder die Wissenschaft des Kriegerwesens offenbart haben. (Vgl. Wilson, „Vishnup“, S. 284.) Dieser Zug übermüthiger Kraft und kriegerischen Wesens muß demnach auch schon in dem Grundwesen der Hrgus und Phlegger enthalten sein. (Vgl. Kuhn, S. 22 fg.) Aehnliche Züge finden sich in den semitischen Sagentreisen. Ueberhaupt spielt der Begriff eigennütziger und gotteslästerlicher Ueberhebung, die zu Kampf und Streit gegen die Obrigkeit führt, in dem hierher gehörigen Sagentreise der betreffenden Völker eine große Rolle. Hieran zunächst schließt sich in dem semitischen Sagentreise zugleich die Ausweijung aus dem Paradiese, welche durch Verführung der „Feuerischlange“ veranlaßt, zur Ueberhebung des Menschen führte und seine Verstosung und Wanderung aus den paradiesischen Gefilden zur Folge hatte. Die Riesensagen nehmen bei den alten Deutschen bekanntlich eine ganz besonders hervorragende Stellung ein, da aus dem Riesengejchlecht hier die Götter entstanden sind. Dem sorgfältigen Forscher wird es leicht sein, die hierher gehörigen Sagenanklänge zu sammeln, und so mag es gelingen, bis zum gewissen Grade die zusammenhängenden Spuren dieser Traditionen zu entdecken, die als gemeinsame Wurzeln allen diesen Sagenverzweigungen zu Grunde liegen. Man hat, wie bereits erwähnt, alles hierher Gehörige bisher für bloße Dichtung und Erfindung gehalten, doch verweise ich bezüglich der Einschränkung dieser Ansichten auf den folgenden Abschnitt, der die Theorie und das Wesen des Mythos behandelt. Für jezt genügt es zu bemerken, daß die Eigenthümlichkeiten der betreffenden Sagen in einzelnen Zügen einen Charakter der Vorstellungsweise an sich tragen, der in seiner Art zu wenig begreiflich macht, wie er auf dem Wege bloßer phantastischer Ideenassociation entstanden sein konnte. Denn immerhin bleibt es sonderbar, wie die natürliche und naiv erfinderische Betrachtungsweise die Menschen ohne jeden bestimmten Anhaltspunkt zu übermüthigen Stürmern des Himmels machen konnte. Der Himmelssturm mußte offenbar einen eigenthümlichen Streit zwischen den beiden kämpfenden Parteien voraussetzen, und dieser konnte nur entbrennen oder als entbrannt gedacht werden von einer Vorstellungsweise, welche sich noch nicht gewöhnt hatte, Menschen, Priester und Götter in erbabener Weise zu trennen. In der folgenden Zeit, wo die Phantasie berangereift genug war, um die Mythen auszusmücken, oder gar deren vollständig zu erfinden, hätte aber das Gefühl der Trennung (sei diese Trennung auch noch so wenig erhaben gedacht) zwischen Göttern und Menschen bereits zu sehr gehindert, einen thatsächlichen Kampf zwischen zwei solchen Parteien zu erfinden und zu erzählen. So ergibt die genauere

Untersuchung der Art und Weise der Erzählung, daß wir es hier vielmehr mit Entstellung und phantastischer Ausschmückung gewisser Thaten zu thun haben, die sich zu tief eingeprägt hatten, als daß eine zweifelhafte Aufnahme ihre Cursfähigkeit und Verbreitung hätte hindern können.

So spricht aus den hier zu beachtenden Sagentreisen, wenn auch nur dunkel und undeutlich, ein Stück urzeitlicher Religionsgeschichte. Ueberhebung der priesterlichen Vertreter der Gottheit, und Frevel und Trotz der weltlichen Machthaber, welche den Streit erbittert aufnahmen, führten zu furchtbaren, der Erinnerung riesenhaft erscheinenden religiösen Kämpfen, in denen Riesen und Götter bei späterer Ausschmückung und märchenhafter Einkleidung als hervorragende Gestalten eine bevorzugte Stellung einnehmen. Was sich in der ganzen Geschichte der irdischen Organismen spiegelt, das tritt nicht minder auf dem Gebiete des geistigen religiösen Gefühlslebens in den Vordergrund. Auch die geistigen Religionen kämpfen einen Kampf, einen Kampf um die höchsten geistigen Güter, einen Kampf um die Wahrheit, jede neu auftauchende Welt- und Himmelsanschauung ist eine Offenbarung, die sich durch berechtigten Kampf den Weg zum Siege zu bahnen sucht. Auch die mit ihren neuen Anschauungen, Künsten und Offenbarungen hervortretenden Priester und Magier der Urzeit mußten diesen nothwendigen Kampf kämpfen, sie mußten sich ihre Stellung erobern gegenüber den Trägern des frühern Cultus. Aber sie mußten bereit sein, sich mit diesen Trägern zu versöhnen und auszugleichen, sobald sie anerkannt waren und in ihrem Streben geduldet wurden. Gingen sie in ihren Herrschaftsgelüsten jedoch über das ihnen zugewiesene Gebiet hinaus, so mußten sie als die Uebermüthigen, sich Ueberhebenden und Frevelhaften erscheinen, und der in diesem Sinne geführte Kampf mußte zu Katastrophen führen. So gibt uns der Kampf, den die geistigen Offenbarungen kämpfen, in sittlicher Beziehung zugleich einen Fingerzeig zur Versöhnung, zur Ergänzung und zum Frieden. Die geistigen sich gegenüber tretenden Weltanschauungen sollen sich nicht einander unterdrücken und aus der Welt schaffen, sondern sich in gegenseitiger Anerkennung friedlich miteinander nähern, sich dabei aber gegenseitig mit der Zeit abschleifen, um in einer höhern Harmonie das Bild der durchsichtigen Wahrheit zu entschleiern. Was die organische Welt in ihrer Einseitigkeit durch einen unlautern und unsittlichen Kampf zu Grunde richtet, das soll umgekehrt der Kampf der Weltanschauungen möglichst zu bewahren trachten, die Anschauungen sollen sich zu ergänzen suchen, um durch gegenseitige Schleifung und Reibung das Einseitige an sich selbst zu beseitigen und den Vorstellungsproceß aufzuhalten, sich in absurde Richtungen zu verlieren, welche nur dazu führen

können die Träger der einseitigen Anschauungen anmaßend und despotisch erscheinen zu lassen. Was von allen geistigen Richtungen und Bestrebungen gilt, gilt in gleicher Weise, ja vielmehr vorzugsweise auch von den Trägern und Vertretern der religiösen Weltbetrachtungsweise, sie vor allen andern müssen sich vor überhebenden einseitigen Richtungen hüten, welche sie absolutistisch machen und zu einer einseitigen geistigen Gewalt Herrschaft führen, die endlich in Trümmer sinkt. Wir sehen, der Kampf um die Offenbarung kann in sittlicher Beziehung nur ein Kampf um die Berechtigung der Existenz sein. In diesem berechtigten Kampfe, geführt mit den berechtigten Waffen, wirbt die Offenbarung rechtmäßig Anhänger; wo indessen ihre Vertreter zu äußern Gewaltmitteln schreiten, um diese Anhängerzahl künstlich zu vermehren, da führt dieses Treiben und dieser einseitige Drang nach Herrschaft zu einseitiger Ueberhebung und zur unsittlichen Gewalt Herrschaft. So erhebend es erscheint, wenn eine neue Weltanschauung gleichsam als eine Offenbarung nebst den sittlichen Gebräuchen und menschenfreundlichen Handlungen, die sie mit sich bringt, sich durch freie Ueberzeugung viele edle Anhänger erwirbt, so demüthigend erscheint es, wenn durch despotische Hierarchie und Gewalt Herrschaft eine veraltete Anschauung um jeden Preis erhalten werden soll und kein äußeres Mittel geachtet wird, dieses Ziel künstlich zu erreichen. Beide Momente unsittlichen blinden Verfahrens zeigt uns bereits die Priestergeschichte der Urzeit. Demüthigend und furchtbar mußten den Völkern die Katastrophen erscheinen, welche durch die anmaßende Ueberhebung des Priestertums herbeigeführt wurden, erhebend aber war das ursprünglich auftretende Prophetenthum, das sich Bahn zu brechen suchte gegen die Widersacher, um die neue fortgeschrittenere Offenbarung durch Jünger und Anhänger zur Geltung zu bringen. So erscheint überhaupt die Geschichte der religiösen Entwicklung in allen denjenigen Partien erhebend, in denen ein hervorragender Vertreter mit edeln und berechtigten Waffen das höhere und Bessere, das humanere und Barmherzige zur Geltung zu bringen sucht gegen seine ungläubigen beschränkten Feinde und Widersacher. Als mit den neuen Erfahrungen der Gesichtskreis der Menschen sich erweiterte, da mußten nothwendig auch Vertreter einer neuen Offenbarung ins Leben treten, und solange diese in einem edeln und von echter Religiosität getriebenen Streben beharrten, um sich Anerkennung zu verschaffen, so lange war ihr Kampf nicht nur gerecht, sondern begeisternd und erhebend; denn diese neuen Propheten, die in den Gestalten der Flamines auftraten, waren in der That nach allen Seiten hin wirkliche Menschenbeglüder und hehre Culturbringer. Das Licht, das sie durch den gezündeten Prometheus

Funken verbreiteten, und die darangeknüpften Anschauungen und sittlichen Handlungen, waren gleichsam eine sonnenhelle Macht, welche heraufzog, um das bisherige Dunkel der thierisch-naiven Anschauung mehr und mehr zu erleuchten. Kein Wunder daher, daß neben äußern Momenten auch die sittlichen, innern Motive dazu antrieben, Partei für oder wider das neue Prophetenthum zu ergreifen, und kein Wunder, daß sich nach den verschiedensten Seiten hin alle Ereignisse dieser socialen Kämpfe den Traditionen eingeprägt haben und sich sogar hieran ein großer Sagenkreis entspinnen konnte. Und fürwahr, wir werden mit Hinblick auf die Geschichte nicht verkennen, daß der Inhalt gerade dieses Sagenkreises nicht ohne tiefern, sittlich anregenden Effect sein kann. Ja, so effectvoll war der Inhalt aller hierher gehörigen Sagenelemente, daß er mächtig die Poesie entflammte und noch in verhältnismäßig später Zeit sehen wir einen Aeschylus die bedeutendsten Momente aller dieser Sagen zu einem großartig wirkenden Drama gestalten, das uns in lebendigen Farben ein Bild entwirft von dem tiefsittlichen Kampfe, durch welchen sich anfänglich die neuen Culturideen der Feuerzeit, welche die Menschheit veredelten, Bahn zu brechen suchten. Man hat sich vielfach um den Inhalt und die religiöse Grundidee der berühmten Prometheus des Aeschylus gestritten, und fast könnte man ein Buch füllen von den verschiedenen Interpretationen, welche diese Grundidee erfahren; aber es erhellt leicht, daß eine wirkliche Auslegung dieses merkwürdigen Dichterwerks nur vollständig gelingen kann, wenn wir uns vertraut gemacht haben und eingedrungen sind in die Religions- und Culturgeschichte der Urzeit. Was ist wol die Religion, und welchen Werth hat eine tiefere und religiös zu nennende Idee eines Dichters ohne ihre Beziehungen zum wirklichen Leben, sie schwebte als pure Erfindung und bloßes Phantasiegebilde in der Luft und fände nicht das ergreifende und hinreißende Verständniß, das sie nöthig hat, um lebensfähig zu sein. So auch verhält es sich mit der Idee der Prometheus, sie erscheint uns tief und von ergreifendem Inhalt, weil sie mehr ist als bloße dichterische Erfindung, und weil sie zum Leben der Menschheit und zur innersten Entwicklung der Menschheit in einer lebendigen historischen Beziehung steht. Wir werden im folgenden Kapitel sehen, daß es sich bis zum gewissen Grade ähnlich verhält mit den Traditionen und Wurzeln überhaupt, an welche der Mythos sich vorzugsweise anlehnen konnte, um nach den verschiedensten Seiten hin lebensfähig fortzuwuchern und der Phantasie und der dichterischen Erfindungsgabe ein ursprüngliches Material zu weiterer willkürlicherer Verarbeitung zuzuführen, an dem das tiefere Interesse nicht erlöschen konnte.

### Der Mythos in Rücksicht auf die religiöse Entwicklungsgeschichte der Urzeit.

Der Aufschwung der Phantasie zur poetischen Begeisterung. — Der mythische Proceß als Bruchstück der ursprünglichen religiösen Entwicklungsgeschichte. — Die sittlich-poetische Begeisterung im Dienste der ursprünglich religiösen Weltanschauung. — Durch welche Stütze getragen geschah die allgemeinere Verbreitung der Mythen über verschiedene Völker hinaus mit verschiedenen Culten und Gottheitsanschauungen? — Die Traditionen und die tiefeingreifenden geschichtlichen Erlebnisse und ihr Werth in Bezug auf den mythischen Proceß. — Die Traditionen als ursprünglich objectivc Wurzeln des Mythenaufbaues. — Der mythische Proceß verglichen mit dem Sprachproceß. — Das verständliche Wort als Schmelzproduct von innerer Sprachform und Laut, die ursprüngliche Mythe als Schmelzproduct von Elementen der kosmomagischen Anschauung und geschichtlicher Tradition. — Die Feststellung von Wurzelmvthen oder Stammsagen gegenüber den Fortbildungen und Verzweigungen derselben zu ausgebreiteten Sagenkreisen. — Hinweijungen auf die Anfänge einer wissenschaftlichen Behandlung der heutigen Mythologie mit Rücksicht auf die Arbeiten von Steinthal, Spiegel, Müller und Kuhn. — Die Complicirtheit der im mythischen Proceß wirkenden Geseze. — Der Begriff des Mythos und Hinweis auf die verschiedenen Entwicklungsphasen des mythischen Proceßes. — Das ursprüngliche Hervortreten des traditionellen Elements während der ersten Phase des mythischen Proceßes. — Die kosmisch-religiöse Symbolik und der vorherrschend physikalisch-religiöse Charakter der zweiten Phase. — Die Ausartung des Mythos nach seiten einer freien und willkürlichen poetischen Gestaltungsgabe und der Uebergang des mythischen Proceßes in die kosmogonische Speculation während der letzten Phase. — Die im urwüchsigcn Mythos gemeinsam verschmolzenen ethisch-didaktischen (historischen) und physikalischen Elemente. — Hinweis auf die gemeinsamen Ausgangspunkte des Priester- und Naturforschertthums von der

Basis der im Mythos verschmolzenen religiösen und physikalischen Elemente.  
— Uebergang zum folgenden Abschnitt.

---

Wir waren nach der Feuererfindung in einen neuen Hauptabschnitt der Cultur- und Religionsgeschichte der Urzeit eingetreten. Die Phantasie, sahen wir, war es, welche durch die neu empor-tauchenden Ideen vorzugsweise mächtig angeregt wurde, und auch das primitive Nachdenken hatte einen tiefern Anstoß erhalten.

Wie viel anders begann sich jetzt dem Menschen die Außenwelt mit ihren Erscheinungen zu gestalten! Der alles vergeistigende Blick hatte sich aus dem irdischen Nächstenkreise verständnißvoll zum Himmel erhoben. Himmel und Erde hatten sich in der Vorstellung bewußt-voller geschieden und das Moment des Erhabenen begann mehr oder weniger die Anschauung zu verklären und das Gemüth zu befehlen. Das sich gen Himmel wendende Auge, das in die Wunder des Makrokosmos blickte, fühlte sich von einem neuen Bewußtsein getragen. Die Schwingen der Phantasie erhoben das Gemüth und machten es in einer nie geahnten Weise erschüttern beim Anblick der makrokosmischen Erscheinungen und Wirkungen. Aber die lebhafteste Phantasie war zugleich auch geschäftig diese Gefühle zu beruhigen; sie übermalte die kosmischen Objecte mit Farben, die dem kindlichen Geiste verständnißvoll waren, und kleidete die Außenwelt in ein Gewand dessen Aussehen möglichst wenig befremdlich war. Mangelte in diesen Anschauungen anfänglich die tiefere Erhabenheit, so war doch der Ideenassociation überhaupt eine Brücke gebaut worden, und der menschliche Geist hatte ein dauerndes Interesse gewonnen an den entferntern Vorgängen der ihn umgebenden Natur.

Was ihm früher mehr oder weniger gleichgültig schien, und wogegen ihn langjährige Gewohnheit nach Art der Thiere völlig abgestumpft hatte, das hatte sich durch den Verlauf der Entwicklung nunmehr mit einem Interesse umkleidet, das ewig neu und unaus-

löslich schien. Nicht etwa belebt hatten sich plötzlich vor seinen Augen die todtten Objecte der Außenwelt, nein, lebendig schienen der Phantasie des Urmenschen alle Dinge vom Ursprung an; der todtte abgebrochene Zweig, der Baum, ja selbst der todtte Mensch schien der kindlichen Auffassung des frühesten Menschen noch in gewisser Weise ein Leben in sich zu tragen. Urmensch, Thier und Kind, sahen wir, drangen noch nicht vor zu einer klaren Todesvorstellung, alles um sie schien noch Leben zu athmen; aber nicht alles Lebendige um sie her flüßte ihnen Interesse ein. Die ihrem Gesichtskreis entfernter liegenden Gegenstände, oder das ihnen wiederum gleichgültig Gewordene erstarb an Interesse und ging unter in der indifferenten Betrachtung der Dinge. Aber der menschliche Geist war jetzt vorgeschritten, neue Erfahrungen hatten ihn entwickelt, und vieles ihm ehemals Indifferentes hatte sich vor seinem Blicke verzaubert, die Außenwelt war ihm eine andere geworden. Wo ehemals das Auge nur flüchtig hinwegstreifte, blieb es jetzt interesssvoll wie an einem zum ersten male gesehenen Gegenstande haften. Mächtige Wesen, die ihn sonst aus der Ferne gleichgültig mit gewohntem Blicke anstarrten, hatten sich jetzt von ihrem fernen Standpunkte den Weg zum tiefsten Innern und zum Herzen zu bahnen gewußt; die makrokosmische Umgebung hatte Sprache angenommen, eine Sprache, welche nun die kindliche Phantasie mehr und mehr verstehen und deuten lernte. Und als diese Sprache mit immer mächtigern Zungen zu reden begann, da eröffnete sich dem Geiste ein neues Reich des lebendigen Wirkens, und er trat ein in die ehemals nicht gekannten Gefilde der Poesie, in denen die gehobene Phantasie sich nunmehr zu tummeln begann.

Wir treten abermals in eine neue geistige Entwicklungsepoche des ursprünglichen Geisteslebens. Die neue gewonnene Weltanschauung beginnt ihre Rückwirkungen auf das Geistesleben zu äußern, Poesie und die von innerer Begeisterung getragene Gestaltungskraft

machen ihre ersten bedeutenden Einflüsse geltend, und der Mythos beginnt sich zu entfalten.

Die Periode der Mythenbildung ist ein Bruchstück der ganzen religiösen Entwicklungsgeschichte der Urzeit. Wie die Religion überhaupt ein Proceß ist, den wir aus seinen Wurzeln zu entwickeln und zu erklären haben, so in gleicher Weise auch der Mythos, auch er stellt einen Proceß dar, dessen äußere Veranlassungen und ursprüngliche Bedingungen wir einzusehen haben, um ihn zu begreifen. Wie der Sprachforscher die Entwicklung der Sprache nicht begreift, ohne die Gesetze der äußern Lautbedingungen studirt zu haben, so gelingt es gleichfalls nicht, den Proceß der Religion, und innerhalb der Religionsgeschichte der Urzeit den Proceß des Mythos zu begreifen, sobald wir uns nicht nach den äußern und innern Behikeln umgesehen haben, durch welche sich der mythische Proceß stützen und entwickeln konnte.

Wie weit hatte sich die Religion bereits unter den Urmenschen entwickelt zu der Zeit, wo der Geist allmählich das reiche Gespinnst von Sagen zu weben und zu gestalten anfang, das er anknüpfte an die neuerworbene makrokosmische oder kosmo-magische und anthropopatische Götteranschauung, die ihn nach der Feuerzeit, wie wir sahen, umfing. Welche Phasen hatte die geistige Entwicklung bereits durchlaufen, und welche Anlagen waren zur Geltung gekommen, bevor die Phantasie so sehr in den Vordergrund treten konnte, daß sie auch die poetische Gestaltungs-gabe zur Entfaltung brachte, welche die neu gewonnene Anschauung mit neuen Farben verklärte. Aber wir irren, wenn wir meinen, die Phantasie, die jetzt einen sehr hohen Aufschwung nahm, hätte sich in den Dienst der beliebigen Gefühle stellen können, und die geweckte Poesie hätte sich ursprünglich in den freiesten, ungebundensten Formen ergangen. Wäre die Ur-geschichte des tiefern Gefühlslebens nicht in ihrer Art wesentlich eine Geschichte des religiösen Entwicklungslebens, so hätte vielleicht eine so frei waltende Poesie einen Boden des Gedeihens gefunden.

Aber die kosmo-magische Götteranschauung, welche, wie wir sahen, die neue Zeit heraufgeführt hatte, war in ihrer Art eine religiöse und von religiösen Gefühlen durchwehte Betrachtungsweise der Außenwelt, und unter dem Lichte und den Eindrücken dieser Weltbetrachtung allein konnte sich die früheste Phantasie poetisch entwickeln. Welches Verständniß hätten die frühesten Versuche der von der Phantasie belebten Poesie unter der Menge gefunden ohne Anknüpfung an die kosmo-magische Anschauung, die nach allen Seiten hin eine in ihrer Art tiefreligiöse war? Wie wenig kann es uns daher psychologisch auffallen, wenn wir anzunehmen Grund haben, daß die frühesten kindlichen Versuche der Poesie eben nur religiöse Erzählungen waren, die aus dem Munde begeisterter Priester kommend, sich anlehnten an die makrokosmisch erhabene Anschauung, um dieselbe zu verherrlichen und das religiöse Interesse für sie zu erhöhen. Doch wir irren psychologisch wiederum, wenn wir von vornherein meinen, jene primitivsten poetisch-religiösen Ergüsse einer priesterlichen Begeisterung wären ursprünglich mehr gewesen wie Eingebungen des Augenblicks, die, obwol sie Verständniß vorfanden, sich ebenso wie die Traditionen wirklicher Volkserlebnisse zugleich auch weit verbreiten und dauernd im Volke hätten erhalten können. Noch gab es keine Schrift, um die Gedanken zu erhalten und zu verbreiten, und nichts fand die begeisterte und gestaltende Phantasie vor, wie eine vom Augenblick gefesselte Volksmenge, deren Interesse im Laufe der geistigen Entwicklung so weit lebendig geworden war, daß sie sich gern in die begeisterte Betrachtungsweise der Dinge, welche die Priester lehrten, einführen ließ. Aber wie konnten aus diesen poetischen Ergüssen des Augenblicks und den vielfach wechselnden Auffassungen und Darstellungen derselben in Rücksicht auf die auserwählten Erzähler sich weitverbreitete Volksagen, dauernd interessirende und objectiv verstandene Mythen entwickeln? Dasselbe Räthsel, was uns bei der Sprache bezüglich ihrer allgemeinen Verständlichkeit und Mittheilungsfähigkeit entgegentrat, treffen wir hier in Bezug auf den Mythos

von neuem an. Es bezieht sich auf die Mittheilungsfähigkeit, Verbreitung und Objectivität gewisser Sagen und Erzählungen, die zwar an einen allgemein verständlichen Hintergrund angeknüpft, dennoch von allen Seiten im Grunde zu subjectiv erfunden auftraten, als daß sie objectiven Currs, größere Verbreitung und Dauer der Erhaltung unter vielen Völkern hätten erlangen können. Es nützt hierbei nichts, zur Lösung dieses psychologischen Räthfels (wie bei dem sprachlichen Proceß) sich auf die Anerkennung und Autorität der Persönlichkeiten zu berufen, aus deren Munde derartige dichterische Gestaltungen flossen; denn noch war das Gedächtniß der Menge nicht gestärkt genug, um derartige Erzählungen und Phantasieergüsse treu zu behalten und weiter zu geben, und selbst wenn dieses bis zum gewissen Grade schon hätte geschehen können, so hätten sich derartige Eindrücke und Aufnahmen zu rasch mit andern ähnlichen abgewechselt, und diese hinwiederum hätten sich mit ganz andern und von anderer Seite kommenden durchkreuzt und wären so vermischt und verwischt worden, und rasch genug hätten sich die Züge einer bestimmten Mythe gänzlich in Vergessenheit verlieren müssen, ohne sich dauernd und weit verbreiten zu können. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß uns hier bei Gelegenheit des Mythos abermals die Frage nach der Möglichkeit der allgemeinen objectiven Verbreitung derselben entgegentritt; denn handelte es sich bei der Sprache psychologisch um den genauern Nachweis einer allgemein und übereinstimmend angenommenen bestimmten Wurzellautverbreitung innerhalb gewisser Kreise, so handelt es sich hier in einer ganz ähnlichen Weise um die Erklärung einer möglichst homogenen allgemeineren Verbreitungsmöglichkeit gewisser Sagencomplexe innerhalb von größern Völkerkreisen, die ganz verschiedene Culten und Götteranschauungen ausgeprägt haben. Man hat wol gemeint, ein gewisser zusammenhängender Menschenkreis, der eine gleiche oder ähnliche Sprache entwickelte, und der zu einer gleichen Anschauung der Dinge vordrang und einem wenigstens ähnlichen Cultus ergeben war, mußte

hieran auch ähnliche Sagen und Mythen anspinnen. Aber wir vergessen einestheils nur zu leicht den lebendigen Vorstellungswechsel, der ursprünglich unter einzelnen Völkertreifeu den Gedankenaustausch beherrschte, als wir andererseits selbst bezüglich engerer Kreise die Art und Weise, in der ursprünglich die gestaltende religiöse Phantasie mit Eingebungen derartiger primitiver mythischer Bildungen hervortrat, nicht beachten. War der Vorstellungswechsel, der die Phantasie leitete, viel zu lebendig, um die treue Aufnahme derartiger Erzählungen in der Menge wirklich zu ermöglichen und zu erhalten, so traten ferner von anderer Seite viel zu häufig und zu rasch ähnliche und doch verschiedene derartige Kundgebungen auf, als daß Dauer und Treue der Verbreitung des Ueberlieferten nicht nur zu rasch hätten verloren gehen müssen. Was aber den gemeinsamen Hintergrund des Cultus anlangt, auf den man verwiesen hat, um den übereinstimmenden Bau vieler Mythen oder doch die große Verbreitung derselben unter verschiedenen Volkstreffen zu erklären, so war ohne Zweifel ein Götzenbild oder ein Gottheitsbegriff meist ein zu allgemeines unbestimmtes Merkmal für größere inhaltreiche Gedankencomplexe, als daß es als innere dauernde Stütze zur Erhaltung einer specifischen Mythe hätte dienen können. Zudem waren die Götzenbilder, wie viele Gottheiten, zumeist erst Producte einer spätern Zeit des mythischen Processes, in welcher sich längst, wie sich zeigen wird, die Ansätze und Anfänge zum eigentlichen Mythos gebildet hatten. Viele Völker aber, wissen wir, besaßen gar keine gemeinsamen Gottheiten, und es nahm dennoch bei ihnen der mythische Proceß eine gemeinsame Gestaltung an. Daraus ersehen wir, daß der äußere Gemeincultus mit seinen Symbolen allein für sich keine Stütze für die erste und ursprüngliche Verbreitung und den primitiven Aufschwung des mythischen Processes gewesen sein konnte. Der mythische Proceß bestand zudem bereits längst, als sich die sogenannten Gemeinculten bildeten. Die Sprachschöpfung konnte die Objectivität ihrer Wurzelverbreitung auf die Autorität stützen; denn ihre Bildung fiel in eine noch so

frühe geistige Entwicklung, da der Instinct bezüglich der Nachahmungsweise noch vorherrschte. Anders jetzt, da das geistige Innenleben sich bereits hoch entwickelt hatte und Gedankenaustausch und Vorstellungswechsel schon viel lebendiger und selbständiger waren. Zudem handelte es sich hier beim Mythos jetzt nicht mehr um Nachahmung und Wiedergabe von einzelnen kurzen Lauten, für welche Ohr und Stimme in bestimmten Menschenkreisen durch ähnliche Anlage der Ausbildung bereits bis zum gewissen Grade der Nachahmung entgegenkamen. Es sollten vielmehr jetzt ganze Ideen zusammenhänge möglichst treu wiedergegeben werden, um sich gleichartig zu verbreiten, und nicht das allein, es sollten dieselben sich auch nicht zu störend mit andern vermischen, sodaß sich der eigentliche Inhalt des Verbreiteten auflösen und völlig zerlegen konnte. Wir übersehen psychologisch leicht, daß es aus diesen Gründen ursprünglich keiner einzigen sogenannten Mythe (und wäre ihr Inhalt noch so poetisch gewesen) hätte gelingen können, sich deutlich weiter zu verbreiten, und dauernd zu erhalten, wären nicht bestimmte Behikel vorhanden gewesen, an welche sich der Mythendichter hätte anlehnen und auf welche er sich hätte bezüglich einer allgemeineren Verbreitung stützen können.

Worin bestanden aber diese äußern Behikel zur Anlehnung, und was gab es für natürliche Hülfsmittel, welche der religiösen Begeisterung und den priesterlichen Poeten als objective Stütze nicht sowol des Gedankenschwungs, sondern zur größern und leichtern Verbreitung ihrer Ideen und Dichtungen dienten? Wir übersehen leicht, daß diese äußern Stützen und die bezüglichlichen Anlehnmittel die objectiven und tief eingreifenden thatsächlichen Volkserlebnisse waren, die ihrer allgemeinen Verbreitung halber von vornherein einen höhern Werth als bloße Mythen, Dichtungen und Sagen beanspruchen und die wir deshalb zum Unterschiede derselben Traditionen nennen. Die Traditionen verwachsen zugleich als Erlebnisse auf das innigste mit dem Charakter des Volkes, in ihnen spiegelt sich das sittliche

oder unsittliche Verhalten desselben, sie vererben und verbreiten sich aber gleichsam von selbst, weil sie als ursprüngliche Thatsachen keine Verbreitung erst mittelbar zu erlangen brauchen, sondern ursprünglich und unmittelbar, von allen oder vielen erlebt, eine solche allgemeine objective Verbreitung im Volke oder ganzen Volkskreisen ursprünglich besitzen. Zwar gehen die wirklichen auf Thatsachen und Erlebnissen beruhenden Volkstraditionen im Laufe der Zeit sehr rasch gleichfalls einer Entstellung entgegen, solange noch kein Hilfsmittel wie die Schrift vorhanden ist, um dieselben rasch und dauernd zu fixiren, aber trotz großer Entstellung bleiben Reste und Kerne derselben ihrer allgemeinen Verbreitung wegen dennoch dauernd haften und sind im Grunde, da sie sozusagen in Fleisch und Blut des Volkes übergingen, in diesem Kerne gar nicht wieder auszurotten.

Als die religiöse Begeisterung, die sich der makrokosmischen und erhabenen Götteranschauung zuwandte, die Phantasie entflammete, da fanden die Mythendichter bereits eine Reihe solcher dichtgewachsener imponirender Stämme festhaftender Volkstraditionen allerwärts vor. Außerlich betrachtet schienen ursprünglich diese Traditionen nichts weiter wie schlichte, selbstverständlich nicht einmal ganz gleich lautende Erzählungen zu sein, aber der Kern derselben besaß, wie erwähnt, eine allgemeine dauernde Verbreitung innerhalb des Volksstammes, und in eben der Weise, wie jeder einzelne Mensch gewisse Erlebnisse seines Lebens oft und gern und mit Interesse andern erzählt, so auch ein ganzes Volk: es besitzt ein natürliches und psychologisch leicht erklärliches und angeborenes Interesse der Reproduktion für seine geschichtlichen Erlebnisse, die es einst tief erschüttert haben. Was sich heute noch unter den Völkern zuträgt, das vollzog sich bereits in der Urgeschichte. Die wirklichen Erlebnisse des Volkes wanderten äußerlich scheinbar sagenartig, aber unter allgemeinsten Verbreitung und Dauer von Mund zu Mund, und wenn auch der Inhalt im Laufe der Zeit im einzelnen mannich-

fach gefärbt wurde, so erhielt sich doch, wie erwähnt, ein gewisser Kern, der das allgemeinste Interesse beanspruchte und zugleich die allgemeinste Verbreitung genoß. Was wunder, wenn die religiösen Poeten mit ihren scheinbar dichterisch eingekleideten Lehren und Hinweisungen auf die makrokosmische Götteranschauung, an diese vorgefundenen Stämme der Traditionen gleichsam wie an objectiven Wurzeln anknüpften und ihre symbolischen Ausführungen und Gleichnisse von diesen Stämmen aus abzweigten, oder eben mit denselben innig verschmolzen. So sehen wir psychologisch die thatsächlichen Volkstraditionen als Wurzeln mit den subjectiven Mythendichtungen als biblische Gleichungen, die sich auf die Götterlehre bezogen, einen innigen Bund eingehen; und so innig und fest wurde allmählich dieser Bund, daß die von den Mythendichtern umgedeuteten und erweiterten Volkstraditionen nunmehr bald dieselbe Verbreitung, dasselbe Interesse und endlich dieselbe Eursfähigkeit und Dauer in den Volkskreisen gewinnen konnten wie die ursprünglichen Traditionen selbst. Erst später, als die Mythenvbreitung eine schon größere Selbständigkeit angenommen hatte und das Mittel der Schrift ihr allmählich mehr und mehr zu Hülfe kam, brachten es hervorragende Mythendichter so weit, auch durch rein erdachte Sagen auf das Volk künstlich zu wirken, doch fügten sie mit Vorbedacht denselben bei, daß es wirkliche dereinstige Erlebnisse gewesen seien. Was ursprünglich unbewußt und instinctiv geschehen war, das that später der Mythendichter also mit Absicht und Bewußtsein, der größern Wirkung, der bessern und allgemeineren Verbreitung und des größern Interesses halber. Hatte früher und ursprünglich der Mythos an die Volkstraditionen nothwendig anknüpfen müssen, so schwärzte man später in die rein erdachten Sagen umgekehrt einen historischen, traditionell sein sollenden Kern ein, um dem Gesagten eine höhere Anerkennung und weitere Verbreitung und vor allem Dauer zu sichern. Allein wie bereits erwähnt entstanden derartige künstliche Historisirungen von Sagen erst in verhältnißmäßig späterer

Zeit, als die eigentliche Blüteperiode des Mythos bereits vorüber war und sich das eigentliche Interesse an demselben im Volke wieder zu verlieren drohte, oder doch schon beträchtlich abgestumpft hatte. — Werfen wir jetzt einen Blick zurück.

Der Ausgangspunkt und das Wesen des Mythos lag in der religiösen und von der begeisterten Phantasie getragenen kosmogischen Betrachtung der Dinge und der hieran geknüpften anthropathischen Götteranschauung; aber die poetischen priesterlichen Ergüsse dieser hierauf bezüglichen Anschauungen und Hindeutungen mußten sich nothwendig ursprünglich anlehnen und unmittelbar amalgamiren mit den Volkstraditionen. Die Traditionen waren daher als Wurzeln gleichsam die Träger und Stützen eines weitverzweigten Sagenbaumes und reicher üppiger Mythenschöpfungen. Wie die Sprache sich aufbaut aus objectiven Wurzeln und den hieran sich anknüpfenden Lautbedingungen, deren Richtung zugleich durch die Anlage und Begabung der Stimmittel eines Volkes bedingt wird, so auch in ganz ähnlicher Weise beim Mythos, auch er sucht sich seine Wurzeln, an welche die Richtung der religiösen, beziehungsweise phantastischen Gestaltungsgabe ursprünglich anknüpft, um mit ihnen seine Schöpfungen möglichst zu verschmelzen und zu verbreiten und später abzuzweigen und umzuformen. Hätten die Mythen als religiöse Phantasiegebilde nicht jene objectiven Wurzeln gefunden, mit denen sie einen Verband eingehen konnten, so wären sie trotz ihres Hinweises auf die allgemeine, volkstümliche Götteranschauung, und trotz ihrer Anknüpfung an den Hintergrund der kosmogischen Anschauung überhaupt nur temporär austauchende und rasch wieder untergehende Märchen geblieben. Bloße Märchen aber konnte eine damalige Zeit, die noch keine Schrift besaß, um auch das künstlich Interessante zu fixiren, auch noch nicht dauernd festhalten. Deswegen aber sind die eigentlichen Mythen, die sich erhalten haben, von Bedeutung eben mehr als bloße Göttermärchen, weil sie durch die ursprüngliche Verschmelzung und Anlehnung ein traditionelles

geschichtliches Element als Wurzel ursprünglich aufgenommen haben, an dem sie sich emporranken mußten, um fortzuwuchern.\* Leicht konnte es im Laufe dieser Fortwucherung aber geschehen, daß dieses aufgenommene geschichtliche Element, das die erste und ursprünglichste Curstfähigkeit und Verbreitung, und damit allein die feste Erhaltungsbauer der Mythe sicherte, so sehr durch die sich allmählich daran ausdehnende Dichtung übersponnen und gleichsam verschüttet wurde, daß wir heute nichts mehr von ihm zu erkennen vermögen. Und so erklärt es sich leicht, daß wir nur noch bei den wenigsten Mythen deren Wurzeln durch Analyse klar herauszufinden im Stande sind. Nur der Rückblick auf den psychologisch folgerichtigen Verlauf der Urgeschichte kann uns darauf hinweisen, daß in einer Reihe von Sagen, unter denen die Flutsage als Beispiel obenanstehen möge, ein wirklich thatsächlicher Kern steckt, und hinwiederum nur der Seitenblick auf die folgerichtige Entwicklungsgeschichte kann uns dazu verhelfen, die mit Absicht vorgenommenen sogenannten Historisierungen später entstandener purer Sagen aufzudecken und zu erkennen.

Allein viele Volkserzählungen, die wir heute als echte Mythen und Erfindungen betrachten, sind in der That Abzweigungen und erst später scheinbar selbständig gewordene sagenhafte Erzählungen, die sich ursprünglich anlehnten an größere Stämme, bei denen wir nach genauerer Untersuchung auch die historischen Wurzeln zu entdecken im Stande sind.

Wir sehen, der Mythos ist ein Proceß, der mit der Sprache in seiner Art die größte Aehnlichkeit zeigt. Waren es bei der Sprache Worte und Gedanken, die sich verständnißvoll zu verbreiten hatten,

---

\* Erst durch dieses aufgenommene Element aus den thatsächlichen Erlebnissen des Volkes kam zugleich auch ein wirklich anerkannt ethisches lehrreiches Moment in den mythischen Proceß, das sich in ihm erhielt, bis es mehr und mehr zurückgedrängt wurde durch die rein physikalischen Betrachtungen und Ausführungen der kosmischen Anschauung. (Vgl. unten.)

so sind es hier Gedankencomplexe und zusammenhängende Ideen, die nach allgemeinem Verständniß und nach objectiver Anerkennung und Verbreitung in Volkskreisen streben. Die an die Wurzeln der Sprache sich anlehrenden Biegungen, Fortbildungen und Zusammensetzungen, sahen wir, konnten sich nur dadurch eine allgemein verbreitete Annahme, Allgemeinverständlichkeit und objective Verbreitung erwerben, daß sie sich anlehnten und sozusagen gestützt und getragen wurden von der allgemein anerkannten Autorität, welche alle beachteten und von der die Menge sich gewöhnt hatte aufzunehmen. Man könnte meinen, auch beim Mythos hätte die Autorität das Gesagte und Gepredigte von vornherein stützen können, um sich eine allgemeinere Verbreitung zu sichern. Aber die Zeit, wo die Autorität auf niederer Entwicklungsstufe noch eine so absolute Macht auch für die innere geistige Heranbildung eines Kreises von Mitgliedern auszuüben im Stande war, war längst vorüber. Bei der ursprünglichen Ausbildung und Entwicklung der Sprache war das Nachahmungsvermögen des einzelnen, das sich auf den Mittelpunkt des Kreises concentrirte zudem nicht nur in seiner Art noch stetiger, sondern auch durch die physische Anlage der gemeinschaftlichen Stimm- und Lautbegabung gebundener. Alle diese Bedingungen, die für den Sprachproceß, wie wir sahen, zusammentrafen, um Einheit, Objectivität und Allgemeinverständlichkeit der geschaffenen Worte zu sichern, waren jetzt auf dieser viel höhern Stufe der Geistesentwicklung nicht mehr vorhanden. Die Selbständigkeit der einzelnen war schon viel größer und die Autorität für begeisterte kernige Reden von um so niedrigerem Werthe, als solcher Reden zu viele innerhalb eines Kreises sich Geltung zu verschaffen suchten. Mochte daher bezüglich sagenartiger Erzählungen in Rücksicht auf die allgemeine religiöse Weltanschauung das Trefflichste erfunden und gesagt werden, es stand wie eine märchenhafte Erfindung doch nur in der Luft, ohne sich über den allernächsten Kreis hinaus verbreiten zu können, hatte es nicht

zugleich deutliche Beziehungen und Anlehnepunkte zu Thatfachen, lebendigen gemeinsamen Erlebnissen und Traditionen.

Wie wir noch heute täglich wahrnehmen, daß sich nur diejenigen sogenannten Schlagworte allgemeiner verbreiten können, die in Bezug auf ein gemeinsames Erlebnis, Tagesereigniß oder Personen des Tages erfunden werden, so auch in ganz der nämlichen Weise verhält es sich mit dem Mythos. Seine erste allgemeinere Verbreitung sicherte sich nur, wenn er sich zu Erlebnissen, Thatfachen und Traditionen, die eo ipso objectiv waren, in Beziehung setzte. Wie die Wurzelfortbildung der Sprache, wie wir früher sahen, nur an der Hand der leitenden Autorität Allgemeinverbreitung und Objectivität gewann, so auch in derselben Weise der Mythos, seine religiösen Hinweisungen auf die Götter u. s. w. erhielten nur Verbreitung, wenn sie sich an eine objective Autorität anlehnen konnten. Waren aber bei der Sprache die objectiven Wurzelfortbildner die hervorragenden Führer des Volkes, denen die Aufmerksamkeit und die Nachahmung allgemein folgte, so ist diese Autorität für die vorschreitende Mythenbildung das ganze Volk selbst mit seinen Erlebnissen, seinen Erfahrungen und Traditionen. Hätte sich der ursprüngliche mythische Proceß zu dieser lebendigen Unterlage des Volkes nicht in Beziehung gesetzt, so wären also, wie wir einsehen, seine Producte ohne Halt und ohne Stütze gewesen, sie hätten als bloße und pure Phantasiegebilde nur wie Seifenblasen in der Luft geschwebt, um rasch wieder zu zerrinnen, ohne sich haften bleibende Verbreitung und allgemeinere Cursfähigkeit erwerben zu können.

Der mythische Proceß besitzt also, wie wir überblicken, ein inneres wie ein äußeres Vehikel, durch welche er vorschreitet. Sich aufbauend auf der Grundlage der Phantasie und dem Gebiet einer ursprünglich noch religiösen Poesie, findet er zunächst seine innern allgemeineren Stützpunkte in der zeitgemäßen Welt- und Götteranschauung, die sich als solche verbreitet hatte und das Menschenthum der damaligen Periode, wie wir sahen, beherrschte. Aber diese innere

Anlehnung an die religiöse Weltanschauung sichert vorerst nur die Verständlichkeit des Gesagten in einem engeren Kreise. Sollte sich eine bestimmte, in ihrer Art lehrreiche Göttererzählung als sogenannte Mythe allgemeiner im Volke verbreiten und haften bleiben, so mußte sich die begeisterte Phantasie zugleich auch nach äußern Behikeln und Stützpunkten umthun. Diese äußern und objectiven Stützpunkte nun fanden sich naturgemäß, wie dargestellt, in den allgemeinen Volks-erlebnissen und Traditionen. Der mythische Proceß bildet daher psychologisch genau genommen ursprünglich eine Brücke zwischen der religiösen zeitgemäßen Weltanschauung und den sittlichen Erlebnissen des Volkes und dessen Traditionen. Gehen die Traditionen hauptsächlich von den sittlichen, lehrreichen Lebenserfahrungen und äußern allgemein empfundenen geschichtlichen Erlebnissen aus, so beginnt, da sich auf Grundlage der Phantasie und Poesie der mythische Proceß erhebt, sich nunmehr eine Wechselwirkung zwischen den äußern Erlebnissen und überlieferten Thatsachen des Volkes einerseits, und seiner innern physisch-religiösen, makrokosmischen Anschauung andererseits zu entwickeln, und die Verschmelzungsproducte dieser innern und äußern Anregungen bilden den Ursprung der ersten Mythen. Will man die Vergleichung des mythischen Processes mit dem Sprachproceß aufrecht erhalten, und wie wir erkennen sind Gründe hierzu vorhanden, so können wir mit Recht jene zuerst zu ganz allgemeiner Verbreitung unter gewissen Volkskreisen gekommenen ersten Verschmelzungsproducte dieser Art Wurzelmythen nennen; denn diese zuerst und allgemein anerkannten Stammsagen bilden in der That im wahren Sinne des Wortes einen Wurzelstamm, aus dem sich in späterer Zeit durch Anbildung und Umdeutung eine große Reihe einzelner kleiner Nebensagen abgezweigt haben, die erst hinterher selbständig geworden, nur dadurch verständliche Verbreitung fanden, daß sie sich ursprünglich anlehnten an eine Wurzelmythe, die bereits die allgemeinste Verbreitung und das verbreitetste Interesse genoß. Verfolgen wir den ursprünglichen mythischen Proceß genauer, so

werden wir immer mehr erkennen, welche Aehnlichkeit er mit dem Sprachproceß besitzt. Wie sich in der Sprache an die Wurzeln die fortgebildeten Laute ansetzen und durch Biegungen, Abzweigungen und Zusammensetzungen neue Laute für neue Bezeichnungen entstehen, so in einer ähnlichen Weise im mythischen Proceß. Auch hier tauchen allmählich von den Wurzelmythen aus Abzweigungen und Anhängsel auf, die leicht einen mehr oder weniger selbständigen Charakter annehmen, oder, wie es mannichfach vorkommt, als Einschachtelungen und Episoden zur Wurzelmythe im deutlichen Zusammenhange bestehen bleiben. So krystallisiren sich gleichsam um eine solche Wurzelmythe ganze Sagenkreise in einer ähnlichen Weise, wie sich um eine Grundbedeutung mit bestimmtem Laute eine Reihe von ähnlichen Bedeutungen mit abgeleiteten Lauten gruppiren. Fällt dem Ethnologen und dem vergleichenden Sprachforscher die Aufgabe zu, diese Ableitungen und im Zusammenhange stehenden Lautgruppen aufzufuchen, nach den Gesetzen ihrer Umbildung zu forschen und die Sprachen der im Zusammenhange stehenden Völkergruppen genauer zu vergleichen, um so immer genauer die gesetzlichen Zusammenhänge zu entdecken, so fällt eine ganz gleiche Aufgabe, wie wir sehen, dem Mythologen zu. Auch der Mythologe hat die Wurzelmythen festzustellen, dieselben in die Grundbestandtheile, welche sich in ihnen von seiten der Tradition und von seiten der religiösen Urauschauung ursprünglich verschmolzen haben, zu zerlegen und endlich diejenigen Mythenreihen festzustellen, welche sich aus innern und äußern gesetzlichen Gründen an den bestimmten Wurzelmythus anlehnen, sich von ihm abgezweigt haben und mit ihm in Verbindung stehen. Aber nicht nur die Wurzeln und Abzweigungen sowie die mythologischen Gesetze der Umbildung hat der Mythenforscher festzustellen, sondern ganz ebenso wie der vergleichende Sprachforscher hat er auch die Mythengruppen aller derjenigen Völker zu vergleichen, von denen wir bereits in Rücksicht auf den Sprachproceß auf das genaueste wissen, daß sie in einem bestimmten Zusammenhange gestanden haben,

Wir unterlassen an dieser Stelle die weitem Ergebnisse dieser an sich einleuchtenden und naheliegenden Ausführung. Da es bisher noch gänzlich an einer genauern Theorie des Mythos in psychologischer Beziehung fehlte, so kann es uns nicht wundernehmen, daß die Mythologie als eigentliche Wissenschaft sich neben der wissenschaftlichen Sprachforschung nur erst soeben einzuführen beginnt. Dennoch existiren bereits die besten Anfänge zu einer wissenschaftlichen Mythologie, und es sei uns gestattet hier im Texte auf die Arbeiten von Steinthal, Max Müller und Spiegel in dieser Beziehung hinzuweisen. Aber auch eine vergleichende Mythologie finden wir bereits in gewisser Weise in Angriff genommen, und es ist bekanntlich das hervorragende Verdienst Adalbert Kuhn's, durch seine trefflichen Arbeiten dieser jungen Wissenschaft einen größern Aufschwung verleihen zu haben.

Wie bereits hervorgehoben, ist der eigentliche mythische Proceß in seinen geheimwirkenden Gesezen bisher noch meist unerkannt geblieben, und es wird nur erst die Aufgabe der Zukunft werden, diesen Gesezen in einer möglichst ähnlichen Weise auf die Spur zu kommen, wie das früher mit den Sprachgesezen der Fall gewesen ist. Aber wir können nicht umhin, vom psychologischen Gesichtspunkte zu bemerken, daß diese Geseze in ihrer Art mannichfach complicirt erscheinen, zumal wir uns bisjezt gewöhnt haben, mancherlei unter den Begriff des Mythos zu fassen, was genau genommen als Product einer geistigen Entwicklungsperiode angehört, die nicht mehr mythisch zu nennen ist, obwol sie aus dem ursprünglich mythischen Proceß hervorgegangen ist. Es gehören hierhin alle diejenigen Dichter- und Sängersproducte einer spätern Zeit, in welcher sich der mythische Proceß bereits in kosmogonische Speculation und in Phantasiegebilde selbständiger und frei erfundener Art aufzulösen beginnt; Producte, welche also zu einer Zeit entstanden, in welcher sich die unmittelbaren und gleichsam ursprünglich unbewußt wirkenden Geseze nicht mehr wirksam erwiesen. In diese Zeit, in der sich der ursprüngliche

mythische Proceß also bereits losgelöst hatte von dem ersten natürlichen Boden seines Wachstums, fallen beispielsweise auch alle diejenigen sogenannten Mythen, von denen wir im Hinblick auf den thatfächlichen Verlauf der Geschichte nachweisen können, daß sie gleichsam mehr aus der Luft entstanden und künstlich erfunden wurden, obwohl sie als historisirte Erzählungen gegeben werden.

Schon hieraus erkennen wir, daß wir den Begriff des Mythos sehr gedehnt und umfassend uns bisher anzusehen gewöhnt haben. Wollen wir in gewisser Weise diese allgemeine Auffassung des Mythusbegriffs gelten lassen, so dürfen wir wenigstens nicht verkennen, daß der mythische Proceß eine ganze Reihe von Entwicklungsphasen durchlaufen hat, die wir scharf auseinanderzuhalten haben. Und in Rücksicht auf diese Phasen ist nun leicht aus der Natur des mythischen Processes zu erkennen, daß in der ersten Zeit, in welcher sich vorzugsweise die ursprünglichen Wurzelmythen krystallisirten, welche sich als sogenannte Stammsagen allgemein im Volke verbreiteten, auch das der historischen Tradition entlehnte Element mehr betont wurde und durch Nachdruck in den Vordergrund trat. Denn in diesem Verschmelzungselement lag, wie wir sahen, das äußere Hilfsmittel und die Stütze, durch welche allein die sich ausbildende Mythe in allgemeinerem Gange kommen und verbreitete Aufnahme gewinnen konnte. Nachdem sich indessen die Wurzelmythen als Stammsagen ihre erste ausgebreitete Aufnahme neben allgemeiner Gangesfähigkeit und dauernd festhaftendem Interesse errungen hatten, da beginnt nun allmählich eine zweite Phase des mythischen Processes. Die Wurzelmythen werden fortgebildet und gewinnen Abzweigungen, Ansätze, Einschüßel und auch Umdeutungen mit größerer, selbständigerer Rücksichtnahme und nachdrucksvollerem Hervortreten des religiösen Elements, das sich, wie wir sahen, auf die herrschende Welt- und Götteranschauung bezog. Innerhalb dieser zweiten Phase tritt daher bereits

eine gewisse „kosmische Symbolik“ in den Vordergrund, so daß unter der Art der Erzählung das aus der historischen Tradition geschöpfte und verschmolzene Wurzelement allmählich so entstellt wurde, daß es oft schwierig erscheint, es herauszufinden, ja oft konnte es gleichsam so begraben und verschüttet werden, daß wir es trotz schärfster Analyse nicht mehr entdecken. Während der dritten Phase des mythischen Processes, in der bereits die Erfindung der Schrift sich als wirksam erweist, beginnt nun der Mythos nach seiten der selbständig erfindenden Phantasie gänzlich auszuarten, er emancipirt sich allmählich sogar mehr und mehr von der Basis der religiösen Weltanschauung und nimmt theilweise einen irreligiösen, sehr unsittlichen Charakter an. Sagen und Erzählungen werden erfunden und mit Hülfe gefälschter Historisirungen möglichst verbreitet zu den verschiedensten Zwecken. Während aber so der mythische Proceß nach einer Seite hin gänzlich ausartete, beginnt er andererseits, von der intellectuellen Entwicklungsseite des Geistes (die, wie wir im Folgenden zeigen werden, durch die Stütze der neu erfundenen Schrift ihren ersten großen Aufschwung nahm) ergriffen, sich in die kosmogonische Speculation umzubilden. Auch in den ersten Producten der religiös begeisterten philosophischen Kosmologen läßt sich noch deutlich das Wirken und Walten des mythischen Processes erkennen; aber das Moment der religiösen Phantasie wird hier bereits stark durchweht mit consequent ablaufenden Ideen, die in ihrer (wenn auch noch sehr kindlichen) Schlussfolgerungsweise, doch schon erkennen lassen, daß sich die ersten und frühesten Regungen des wissenschaftlichen Geistes Bahn zu brechen versuchen.

Wir ersehen, der Mythos durchlief als Proceß verschiedentliche Phasen, in denen sich zugleich jedesmal an seinem Wesen ein anderer Charakter offenbarte. Während in der ersten und ursprünglichsten Entwicklungsperiode, in der sich die Wurzelstämme bildeten, durch das Ueberwiegen der aus thattsächlichen Erlebnissen des Volkes

geschöpften Elemente, sich zugleich der ethische lehrreiche Charakter in den Vordergrund drängte, begannen während der zweiten Phase die physikalisch-symbolischen Ausführungen, die sich an die kosmische Betrachtung anlehnen, zu überwiegen. Und das darf uns in Rücksicht auf die bisherige Entwicklungsgeschichte nicht wundernehmen. Wir sahen ja deutlich, in einer wie nahen Beziehung die religiöse Begeisterung der Flamines und der Magier zu den geheimwirkenden physikalischen Kräften überhaupt stand, und wir erkannten ja wie die ganze emportauchende Weltanschauung der Feuerzeit auf das innigste getragen wurde von den ersten kindlichen physikalischen Kenntnissen, welche sich die Magier verschafften und auf welche sie ihrer geistigen Entwicklung gemäß hingewiesen wurden. Die Magi scintillae, das sahen wir, waren Priester geworden, aber sie waren ebensowol auch in ihrer kindlichen Weise Naturforscher und Naturkennner geblieben, d. h. solche, die sich ausdrücklich mit den zauberischen Geheimkräften der Natur befaßten. So, bemerken wir, lag eben in den frühesten Priestern der Urzeit gleichzeitig ursprünglich im Keime noch eingeschlossen und unentwickelt der spätere Naturforscher. Die weitere Entwicklungsgeschichte wird uns lehren, daß dieses Naturforscherthum unter der Priesterwelt immer mehr und selbständiger zur Geltung kam, sodas es sich endlich emancipirte, ablöste und von hier aus auf eigene Beine stellte, um sich fort zu entwickeln. Priester und Naturforscher, die sich heute in unserer Zeit so gespannt in ihren Anschauungen gegenüberstehen, sind daher, wie uns die Entwicklungsgeschichte darthut, untereinander ursprünglich viel verwandter, als wir zu glauben geneigt sein dürften.\* Es hat eben

---

\* Diese Verwandtschaft begreift sich noch deutlicher in Rücksicht auf die Weltanschauung, welche die Basis der ganzen religiösen spätern Entwicklung ist. Wie es keine religiöse Weltbetrachtung gibt ohne Rücksicht auf gewisse physikalische Anschauungen, über welche die Naturforscher Herr sind, so auch gibt es umgekehrt keine wissenschaftliche Weltbetrachtung ohne Rücksicht auf eine sittlich-religiöse Grundlage, über die wiederum das Priestertum zu entscheiden sucht.

eine Zeit gegeben, in der die priesterliche religiöse Anschauung eine ursprünglich von physischen Betrachtungen ausgehende war, und diese Zeit spiegelt sich in einer ganzen Entwicklungsphase des mythischen Processes. Und umgekehrt gab es eine Zeit der frühesten Naturforschung, die in ihrer Art rein mythisch war. Während dieser Periode begann man vorzugsweise die Götter und Göttererlebnisse, die sich ursprünglich angelehnt hatten an die mehr oder weniger sittlich lehrreichen Volkerlebnisse, völlig symbolisch umzudeuten, indem man die Götter vorwiegend mit den Naturkräften in Beziehung setzte und die Handlungen und Wirkungen der Götter durch symbolisch physische Ausführungen ausschmückte. Bei dieser Entwicklungsrichtung, welche der mythische Proceß nahm, wird es daher ganz besonders erklärlich, wie sich bei immer größerem Wachsthum der geistigen Kräfte hieraus später eine primitive Art von Naturphilosophie herausbilden konnte, wie wir sie in den frühesten Producten der Kosmologen thatsächlich besitzen. Von hier aus bis zur eigentlichen Naturphilosophie der Hellenen war freilich noch der Weg immerhin weit, aber wir erkennen doch bereits den Anstoß, den nach dieser Seite hin die physische Entwicklungsweise des mythischen Processes ursprünglich erhalten hatte. Aber wohin verlor sich denn während dieser Periode das eigentlich ethische und didaktische Moment, das der Mythos ursprünglich, wie wir sahen, durch die religiöse und historische Beziehung mit aufgenommen hatte? Diese Frage dürfen wir nicht mit Unrecht stellen. Wir werden psychologisch nicht verkennen, daß während der mehr physischen Periode des Mythos das eigentlich ethische Element durch eine hohle mystische Natursymbolik zurückgedrängt wurde, und so kann es nicht auffallen, wenn

---

So also, sehen wir, sind Naturforscher und Priester auf Ausgleichungen, b. h. auf Wechselwirkung in ihren Fortschritten verwiesen. Entstehen aber wissenschaftliche Spannungen zwischen diesen Forschern, so erklären sich diese nur dadurch, daß die wissenschaftliche Wechselwirkung aufgehört hat und durch beiderseitige Irrwege Mißverständnisse eingetreten sind.

wir während der Ausartung des mythischen Processes beobachten, daß der Mythos nach der sittlichen Seite hin sich nicht vertiefte und die Sagen und Erzählungen späterer Zeit durch freie Erfindung, durch Absicht und Leichtsinns oft völlig unsittlich verunstaltet wurden. Mit dieser Ausartung sank die Religion der Urzeit überhaupt, das ethisch-praktische Element der Religion, das sich in der sittlichen Achtung vor dem ehrwürdigen Alter, vor dem weltlichen Oberhaupt und dem priesterlichen Seher und Propheten und dem entsprechend den Gottheiten gegenüber, offenbart hatte, begann sich abzustumpfen, und es bedurfte in späterer Zeit, wie wir sehen werden, erneuter tieferer Anregungen von seiten der Religionsstifter, um das fast verlorene sittliche Element des religiösen Processes wieder zur vollen Geltung zu bringen. Die letztere Phase des mythischen Processes leitet also zugleich die Auflösung des eigentlichen Mythos ein, die in ihm vorhandenen Elemente beginnen sich hier zu sondern und zu zerlegen. Die im Mythos lebendig wirkende Phantasie, die der Hebel des ganzen Processes war, geht mehr und mehr in begeisterte Dichtkunst über, um welche sich die übrigen Künste in neuem Aufschwunge gruppieren, das physikalische Element, das sich auf die ursprünglich kosmisch-magische Anschauung stützte, führte zur kosmogonischen Betrachtungsweise, zur kosmischen Speculation, d. h. zur Naturphilosophie und Philosophie überhaupt, an das ethische Element aber knüpfen, wie sich zeigen wird, die großen Propheten und Religionsstifter an, um es von neuem zu einer tiefern Grundlage der religiösen Entwicklung zu machen. Der mythische Proceß bildet den Höhepunkt der Religionsgeschichte der Urzeit, in ihm sammeln und verbinden sich, wie wir sehen, alle Entwicklungselemente, welche sich vorzeitig gebildet hatten. Die Erlebnisse des Volkes, die durch die natürliche Ueberlieferung erhalten blieben, werden im Munde der Säger und Propheten zu lehrreicher Geschichte, die physikalischen Anschauungen, über welche sich noch ein magisches Licht verbreitet, in Verbindung mit

den entstandenen Gottheitsbegriffen verweben sich mit dieser, und es bilden sich sogenannte „Göttergeschichten“. Die immer beziehungsreicher auftretende physische Anschauung, welche dahin strebt, alle Naturkräfte als Götter zu personificiren, vermehrt die Anzahl der „Göttergeschichten“ und der Gottheiten. Mit dieser Zunahme vermehren sich die Einzelculten, und Götter- und Gözendienst nehmen einen bedeutenden Aufschwung. Endlich aber nach Erfindung der Schrift und durch die Rückwirkungen der gesetzlichen Erscheinungen im Makrokosmos auf den Geist beginnt der eigentlich intellectuelle Proceß eine gewaltige äußere Stütze zu gewinnen, und indem damit neue Kräfte im Geiste lebendig werden, tritt eine neue feiner gegliederte Arbeitstheilung der ursprünglichen geistigen Anlagen auf, die im mythischen Proceße noch verschmolzen und vereint zur Wirksamkeit gelangten. Neue Gebiete sondernd sich nach Zerfetzung des mythischen Proceßes, nehmen einen eigenen Entwicklungslauf und treten untereinander in eine entferntere Wechselwirkung, als das bisher der Fall war. Es wird die Aufgabe des folgenden Abschnitts sein, diesen weitem Entwicklungslauf des Geisteslebens mit Rücksicht auf die sich genauer sondernden Gebiete von Kunst, Wissenschaft und Religion im engern Sinne, und hiermit den frühesten Aufschwung des intellectuellen Proceßes zu verfolgen.

---

Es ist leicht zu sehen, daß sich eine haltbare und begründete Theorie des mythischen Proceßes nur in Rücksicht auf die ganze Urgeschichte der Menschheit entwickeln läßt; denn nur dann, wenn wir vom psychologischen Gesichtspunkte aus den Entwicklungsverlauf der Religion in der Urgeschichte überhaupt übersehen, kann es gelingen, auch jenes Bruchstück der religiösen Urgeschichte klar und umfassend zu betrachten, das wir als „den mythischen Proceß“ zu bezeichnen pflegen. Da es bisher an einer Urgeschichte, vom psychologischen Gesichtspunkte bearbeitet, mangelte, so kann es nicht wundernehmen, daß sich über keine Erscheinung der religiösen Urzeit so viele unklare, einseitige und sich größtentheils vollständig widersprechende Theorien entwickelt haben wie über den Mythos. Jede dieser

aufgetauchten Anschauungen über den Mythos trug in der That ein Körnchen Wahrheit in sich, jede griff ein im mythischen Prozesse liegendes Moment einseitig heraus und suchte an ihm in Folge dessen eine oft sehr verkehrte Theorie zu entwickeln. Wir können uns an dieser Stelle nur auf das Nothwendigste beschränken, und führen daher nur aus dem geschichtlichen Material über Mythologie das Wichtigste an.

Anaxagoras und Metroborus meinten, daß in den homerischen Epen nur physikalische Vorgänge in symbolischer Weise dargestellt würden. Andere, wie Xenophanes wollten im Mythos nichts weiter erkennen als das freie dichterische Walten der Phantasie und behaupteten, Homer und Hesiod seien die Erfinder und Urheber des mythischen Processes, und selbst ein Euripides und andere nennen die Mythen Erfindungen der Poeten. Dem entgegen sah der Cyrenaiter Euhemeros in den mythischen Göttern nur ausgezeichnete Menschen, die einst thatsächlich gelebt hatten. Der sogenannte Euhemerismus, der ganz besonders das geschichtliche Element im Mythos in einer einseitigen und verkehrten Weise zur Geltung zu bringen suchte und bestrebt war, in allen Mythen und mythischen Persönlichkeiten nur Thatsächliches und Geschichtliches zu erblicken, fand besonders im Alterthum großen Beifall, und ihm huldigten bekanntlich auch einige Kirchenväter. Die einseitige und rein geschichtliche Mythen-Deutung hat überhaupt vielen Anklang gefunden. Wir haben nur nöthig an die alten deutschen Schriftsteller zu erinnern, unter denen besonders Sazo und Konrad von Würzburg dieser Richtung anhängen. — Die von der Phantasie begeisterte und getragene religiöse Poesie nannten wir den Hebel des ganzen mythischen Processes, und die hierauf bezüglichen Elemente werden sich im Mythos nicht verkennen lassen; allein deshalb die Mythen als bloße phantastische Erfindungen zu bezeichnen erscheint ebenso einseitig wie verkehrt. Die Hinsicht auf die nach der ersten Feuerzeit herrschende kindliche physikalische Weltanschauung (wir nannten sie die „kosmo-magische Anschauung“) bildete, wie wir sahen, vorzugsweise das innere Behiel, oder anders ausgedrückt, den anregenden Hintergrund für den Mythen-proceß, aber dennoch wäre es gleichfalls völlig verkehrt, wollten wir im Mythos überhaupt nur symbolische Vorstellungen und poetische Einkleidungen physikalischer Vorgänge suchen. Eine solche einseitige Auffassung würde von vornherein alle übrigen Elemente übersehen und außer Acht lassen. Die thatsächlichen, traditionellen und historischen Data aus den tiefeingreifenden erschütternden und lehrreichen Volkserlebnissen nannten wir die äußern Behiel des Processes, d. h. es waren das diejenigen äußern Stützpunkte, durch welche die Elemente in den mythischen Proceß

eingingen, die zur Stütze objectiver Verbreitung und vor allem objectiver Dauer dienten, so daß der Fluß desselben eine festere und dauerhaftere Form gewann. Wir dürfen folglich im mythischen Prozesse keinesfalls, wie das bisher in neuerer Zeit geschehen ist, die historischen Grundelemente in manchen Mythosformen ganz übersehen, eine solche Außerachtlassung würde eben nur beweisen, daß wir die höchst wichtige Frage nach der sogenannten „Objectivität“ des Processes nicht in Betracht zögen. Will man jedoch wie der Euhemerismus in allen Mythen zugleich ohne alle weitere Voruntersuchung wirkliche Thatsachen und historische Daten erkennen\*, so ist auch dieses wieder im Grunde eine verkehrte und einseitige Ansicht. Denn nicht bei allen Mythen, sondern nur bei den ältesten, verbreitetsten und somit verhältnißmäßig wenigsten können wir überhaupt sicher erhaltene historische Grundelemente, die sich verstecken (und die selbst jedenfalls auch hier entstellt worden sind im Laufe der Zeit), noch vermuthen. Gerade diese Untersuchungen nach den historischen und verschütteten Wurzelementen sind, wie dem Kenner des mythischen Processes leicht einleuchtet, die allerschwierigsten und verwickeltesten. Der Euhemerismus aber, der diese Untersuchungen nicht für nöthig hält anzustellen, verurtheilt sich eben damit als kritiklos von selbst. In neuerer Zeit hat sich die Mythendeutung mit Vorliebe, aber damit zu gleicher Zeit mit oft großer Einseitigkeit, dem physikalischen Elemente zugewandt. Ueberall glaubte man nur mysteriöse, symbolisch verhallte und verkleidete Personificationen von Naturgewalten herausfinden zu müssen, allen Mytheninhalt versuchte man systematisch zurückzuführen auf bestimmte physikalische Verhältnisse und gewisse allgemeinere Naturanschauungen und durch die Naturbetrachtung an die Hand gegebene Zeitabschnitte und Ereignisse. So war es Dupuis ganz besonders, der den Versuch machte, allen religiös umkleideten physikalischen Mytheninhalt auf den Sonnenumlauf zurückzuführen und von hier aus alles Weitere abzuleiten. Während wir im Hinblick auf den Verlauf des mythischen Processes eben erkennen, daß der vorwiegend von physikalischer Seite in den Mythos eingebrungene Inhalt nur ein Moment und eine Phase des ganzen Verlaufs repräsentirt, gehen die Anhänger Dupuis' eben völlig verkehrt zu Werke, indem sie anstatt die Mythen genau zu individualisiren und einzeln zu untersuchen, dieselben voreilig in ihrem Inhalte verallgemeinern und damit ein künstliches System herzustellen suchen, das sich als vollkommen einseitig erweist. Unter dem Einflusse dieser Lehren

---

\* Wie etwa, wenn man den Fluß Icing, der die Riesen und Götter trennt, auf den alten Landkarten suchen zu können meint.

mußten somit eine Reihe von einseitigen Untersuchungsmethoden entstehen, die alle nicht das Rechte trafen; denn in dieser Hinsicht bleibt es ganz gleichgültig, ob wir den physikalischen Mytheninhalt allgemein durch das Sonnenjahr, oder durch das Feuer, oder durch das Wasser, oder durch den Phallus, oder was derartige Bruchstücke (die sich auf die herrschende physikalische Weltanschauung der spätern Periode der Feuerzeit beziehen) mehr sind, zu erklären suchen. Nicht nur die falsche Verallgemeinerung und die künstliche Erklärung alles Mytheninhalts durch ein fälschlich angenommenes Princip, kennzeichnet derartige verkehrte Versuche, sondern auch der einseitige Hinblick auf das im mythischen Prozesse bestehende physikalische Element\*, beweist von vornherein, wie wenig belangreich und ausreichend diese ganze Anschauungsweise ist. In dieser Hinsicht sagt Bastian mit Recht\*\* „Creyer vertrat die mystisch-symbolische Methode, Forchhammer die meteorologische, Bernhardt die physikalische und andere Mythologen eine geologische, teleologische oder philosophische Methode u. s. w. In allen diesen Systemen wurde der Fehler begangen, von dem Standpunkte eines fortgeschrittenen Wissens, einer höhern Bildungsstufe, auf die primitiven Erzeugnisse des Menschengestes zurückzublicken, um die Denkopoperationen eines spätern Entwicklungsstadiums in sie hineinzutragen und den vorgefundenen Bildern einzuzwängen.\*\*\* Um die Mythen richtig zu verstehen, muß der umgekehrte Weg eingeschlagen werden.“

„Statt herauszugrübeln, was wir nach unserer jetzigen Weltanschauung unter den überlieferten Symbolen gedacht haben möchten, müssen wir uns zu verstehen bemühen, was auf der Stufe einfachster Naturanschauung unter ihnen wirklich gedacht sein kann. Wir müssen uns auf den psychologischen Standpunkt stellen und den Gedankengang der Naturvölker mit ihnen durchleben.“ Diese Forderung ist in der That berechtigt und notwendig; sie vollständig erfüllen heißt aber nichts anderes als: der mythische

\* So glaubte Trautvetter in den höchsten Göttern nichts weiter wie Schwefel, Quecksilber und Salze, oder Schwere, Bewegung und Affinität zu entdecken.

\*\* Bgl. Bastian, „Das Beständige in den Menschenrassen“, S. 70.

\*\*\* In diesen Fehler fiel besonders auch Heyne, welcher im Mythos eine von den Priestern mit Absicht vorgenommene Verwechslung von Form und Sache erkennen will, sodas wir zu dem Schlusse zu kommen hätten, Priester und Säger hätten sich der „mythischen Dichtungen“ nur als Form bedient, tiefere Gedanken dem kindlichen Sinne in einer vertraulichen Form zu übergeben. Das von solcher absichtlichen und bewußten Denkweise innerhalb des ursprünglichen mythischen Processes nicht die Rede sein kann, leuchtet von selbst ein.

Proceß kann nur dann vollständig und klar begriffen werden, wenn wir uns einen übersichtlichen Ueberblick über den Verlauf der psychologischen Urgeschichte überhaupt verschafft haben. „Statt ein abgerissenes Flickwerk unverständlicher und scheinbar sinnloser Träumereien vor uns zu sehen, finden wir uns in Bezug auf den Mythos plötzlich inmitten neuer, eigenthümlich und specifisch durchgebildeter Ideen versetzt, die zwar in einem engeren und beschränktern Gesichtskreise als dem unserigen verlaufen, die aber überall eine gewisse psychologische Verknüpfung hindurchbliden lassen, und sorgfältig ineinander verarbeitet sind.“\* Tadelst Bastian mit Recht alle diejenigen Psychologen, welche sich, um den mythischen Proceß zu begreifen, auf einen höhern Gesichtspunkt stellen, von dem aus sie „die Denksoperationen eines spätern Entwicklungsstadiums in ihn hineinragen“, so müssen wir diejenigen Mythologen noch viel mehr abweisen, die wie Schelling bezüglich der Deutung und Erklärung des mythischen Processes nur einseitig von vorgefaßten speculativen Gesichtspunkten überhaupt ausgingen. In seiner berühmten Einleitung zur Philosophie der Mythologie hat Schelling den Versuch gewagt, eine Philosophie des mythischen Processes zu geben. Aber die Art dieses Versuchs liefert nur um so mehr den Beweis, daß sich keine solche Philosophie entwickeln läßt, ohne genügende Rücksicht auf die Psychologie zu nehmen, die sich zu stützen und anzulehnen hat auf das Material, das die Urgeschichte an die Hand gibt. Ohne diese Rücksichten auf das Wirkliche und Thatsächliche schweben alle derartige Speculationen in der Luft. Schelling sieht die ganze urgeschichtliche Menschheit in geistiger Beziehung als eine in sich homogene Einheit an. Eine Idee ist es zugleich, von der ursprünglich die ganze menschliche Urgemeinde beseelt ist, es ist die Idee der das Ganze umfassenden Unendlichkeit. Aber der Zustand, in dem die ersten Urmenschen von dieser einheitlichen Idee getragen wurden, konnte nicht verharren. Eine geistige Krisis kam, welche die einheitliche herrschende Grundidee erschütterte und sie auseinanderfallen machte. Die Trümmer dieser frühesten, unbewußt anerkannten Einheitsidee sind die polytheistischen Anschauungen und die sich daran schließenden mythologischen Vorstellungen. Aber allmählich mußte die Einheit der Idee sich wieder Bahn brechen, und so strebte die Menschheit denn nach ihrer bisherigen Zerfallenheit wieder zu einem Monothetismus hin, durch welchen die Einheit wieder lebendig und bewußt in den Vordergrund des Geisteslebens trat. Man wird leicht erkennen, wie viel und wie wenig diese Speculationen mit dem wahren Sachverhalt der

---

\* Bastian, S. 71.

geistigen Entwicklung übereinstimmen. Schelling sieht mit Recht den mythischen Proceß als ein wirkliches Bruchstück des ganzen religiösen Processes an, aber was das eigentliche Getriebe des erstern anlangt, so konnte er hiervon um so weniger feststellen, als er überhaupt in den eigentlich psychologischen Sachverhalt und Thatbestand der Urgeschichte nicht eindrang.

Was nun den neuesten Standpunkt der mythologischen Forschung anlangt, so macht sich mehr und mehr das Bestreben geltend, die Mythen einzeln bezüglich ihres Inhalts zu untersuchen, diesen mit Rücksicht auf die Ergebnisse der modernen Sprachforschung mit dem Inhalt ähnlicher Mythen bei verwandten Völkern zu vergleichen und den Aufbau der mythischen Vorstellungsweise durch möglichst exacte psychologische Analyse festzustellen. Bei der Analyse einer Mythe werden nach dem Vorausgeschickten im wesentlichen folgende Fragen in Betracht kommen. Erstens wird das mutmaßliche Alter einer Mythe festzustellen und mit Rücksicht auf die zu erforschende Verbreitung derselben der Zeitraum ihrer mutmaßlichen Entstehung anzugeben sein. Was alsdann die Zergliederung des Inhalts anlangt, so sind zuvörderst die Elemente zu bestimmen, die etwa als wirkliche Traditionen mit dem Mythos ursprünglich verwebt wurden. Ferner sind scharf alle religiösen Elemente der priesterlich-physikalischen Anschauung von den traditionellen Elementen zu sondern. Endlich sind die Elemente spätern Anwuchses möglichst aufzufuchen, und fällt der Mythos in eine schon spätere Zeit, so ist außerdem zu erforschen, ob nicht durch künstliche Zusätze gefälschte Daten und fälschliche Historisirungen u. s. w. mit der Sage verschmolzen wurden. Als hervorragend unter den neuern Arbeiten über Mythologie sind vorzugsweise diejenigen der oben im Texte genannten und hervorgehobenen Forscher zu erwähnen. Ruhn und Müller sind an die Spitze der vergleichenden Mythologie getreten, ihnen folgen Spiegel u. a. Steinthal, Delbrück, Cohen und andere haben sich besonders um die Feststellung einer genauern allgemeinen psychologischen Analyse des einzeln zu untersuchenden mythischen Thatbestandes verdient gemacht. — Wir haben durch unsere Hinweisungen angedeutet, daß alles, was bis jetzt in dieser Hinsicht gethan wurde, eben nur erst Anfänge sind zu einer umfassenden eigentlich wissenschaftlichen Mythologie, die sich in einer ähnlichen Weise herauszubilden und zu entwickeln haben wird wie die moderne Sprachforschung. Es bleibt das Ziel der Zukunft, die genauern psychologischen Geseze zu erforschen und exact festzustellen, welche den mythischen Proceß in seinen Phasen beherrschen. Mögen die oben gegebenen Andeutungen dazu beitragen, einige Fingerzeige zur Lösung der hier zur Sprache kommenden Fragen zu geben.

## **Fünftes Buch.**

**Der ursprüngliche Aufschwung des intellectuellen Lebens.**



## 1.

### Die Rückwirkungen der makrokosmischen Anschauung auf den Vorstellungsproceß.

Die Entwicklungsgeschichte und die Erscheinung der Katastrophe. — Rückblick auf den bisherigen Entwicklungsgang des Geistes. — Die hohe Entwicklung der aderbautreibenden Culturvölker nach seiten ihrer Naturanschauung und Auffassung des Erhabenen und Unendlichen. (Vgl. zugleich hierzu das Ausführlichere in den Anmerkungen zum Schlusse des Kapitels.) — Die sich an der Hand der Regelmäßigkeit und Stetigkeit der makrokosmischen Erscheinungen aufschwingende Geistesentwicklung. — Die ruhelose abscweifende Phantasie gegenüber der Stetigkeit des tiefen Nachdenkens. — Die Einschränkung der Phantasie, die Zunahme der geistigen Sammlung und die tiefere Ausdehnung des Nachdenkens. — Das sich in Rücksicht auf die Erscheinungen des Makrokosmos stärkende Zeit- und Raumbewußtsein, und die sich hieran von neuem aufschwingende Geistesentwicklung.

---

Die Urgeschichte des Geisteslebens lehrt uns mehr und mehr erkennen, daß das Aufwachsen der geistigen Kräfte nicht immer in continuirlich gleichmäßiger und allmählicher Weise vor sich geht. Im Gegentheil bemerken wir oft, daß der Proceß des Wachstums, unterstützt durch äußere Anknüpfungspunkte, häufig ganz plötzlich einen raschen und gewaltigen Aufschwung nimmt, sodaß wir über die Mächtigkeit des plötzlichen Fortschritts erstaunen. Der Eintritt eines solchen gewaltigen plötzlichen Aufschwungs ist gewissermaßen einer äußern Katastrophe vergleichlich, die mit ihrem ersten Einbruch eine Reihe von Uebeln erzeugt, welche sich nur nach und nach ver-

lieren, dennoch aber später erkennen lassen, daß sie trotz aller anfänglichen unwillkommenen Rückwirkungen nur einen ersprießlichen Fortschritt herbeiführten. Der Entwicklungsproceß des Menschthums beweist uns, daß geschichtliche Katastrophen außerordentlich reichlich über die Entwicklung hereinbrachen, und fast könnte man glauben, es ließe sich kaum ein Entwicklungsproceß überhaupt denken ohne die mächtigen Einwirkungen gewisser geschichtlicher Begebenheiten und Katastrophen, welche die innern Leistungsfähigkeiten der bereits angeammelten Kräfte unter den Völkern herausfordern, um sie in ihren Wirkungen zu erproben. Sind diese Wirkungen stark genug, so ist ihnen der Sieg gesichert und hiermit auch der Fortschritt der geschichtlichen Entwicklung begründet. Aber vergessen wir nicht, je mehr sich die Entwicklung der Menschen auf die Höhen einer freieren Bahn erheben konnte, desto weniger hatte sie nöthig, die Fortschritte ihrer Bestrebungen abhängig zu machen von mehr oder weniger scheinbar zufälligen Anstößen gewisser äußerer geschichtlicher Katastrophen, im Gegentheil, der spätere Verlauf der ganzen innern und äußern Menschengeschichte lehrt uns, daß die sittlichen Volksführer mit mehr oder minder großem Glück sich stets bemühten, durch reformatorische Bestrebungen aller Art derartige äußere revolutionäre und katastrophenartig auftretende geschichtliche Einflüsse möglichst zu meiden und somit allen hierbei nebenbei entstehenden Uebeln zu entgehen. Deshalb darf man mit Recht sagen, daß die Katastrophe und die Revolution kein sittliches Förderungsmittel der geschichtlichen Entwicklung ist. Sehen wir nun selbst noch in unsern modernen geschichtlichen Völkerleben überaus gefährliche und heftige Katastrophen zum Ausbruch kommen, ja werden derartige Begebenheiten (wie Revolutionen oder Völkerkriege) selbst von Staatslenkern zuweilen gesucht und benutzt, um einer Entwicklung (mit Beiseitlassung aller friedlich reformatorischen Bestrebungen) einen heftigen Anstoß zu ertheilen, so beweist das dem Historiker, daß die bildenden Kräfte zur ruhigen Entwicklung in sittlicher Beziehung thatsächlich

noch unreif waren, oder doch, was ebenso möglich ist, kurzweg und voreilig, vielleicht auch böswillig von oben herab dafür gehalten wurden. Beschränken wir uns hier bezüglich des Werthes der Katastrophe für die geschichtliche Entwicklung anzudeuten, daß dieselbe tatsächlich im höhern und spätern Entwicklungsleben der Völker mehr und mehr eingebämmt wurde, in der Urgeschichte dagegen noch ein fast nothwendiges Entwicklungsmittel der Auffammlungen von innern und äußern fortstrebenden Kräften war. Deshalb kann es nicht wundernehmen, wenn wir die Völkerrassen der Urzeit untereinander fast ruhelos in dauernden und furchtbaren Kämpfen begriffen sehen und stets beobachten, wie bei der geringsten Durchkreuzung der gegenseitigen Interessen die Kräfte in gewaltsamer revolutionärer Weise aufeinanderstoßen. Aehnlich nun, wie es sich in der äußern Völkergeschichte zugetragen hatte, war es sonderbarerweise auch auf dem Gebiete des innern Geisteslebens. Auch hier gab es anfänglich noch keine ruhige und stetige Gedanken-, Anschauungs- und Vorstellungs-entwicklung. Zwar hatten alle äußerlich aufgenommenen Hülfsmittel als Stützen dazu gebient, die ursprüngliche Erhebung der geistigen Entwicklung zu ermöglichen, aber eben die durch diese Anstöße und Eingriffe angeregten ersten Rückwirkungen gingen gleichsam in ihren Wellen anfänglich noch zu hoch, um den Fortschritt zu einem stetigen, reformatorischen und ruhigen zu machen. Die thierische Betrachtungsweise der Dinge, die in der frühesten Zeit den Urmenschen theilweise noch beherrschte, hatte ihren ersten Anstoß zu höherer Entwicklung durch eine Reihe von Factoren erhalten, die wir früher der Reihe nach zergliedert haben, unter ihnen, sahen wir, befand sich auch die Sprache, welche dem sich entwickelnden Menschengeiste zu einem Vehikel geworden war, durch welches er seiner geistigen Entfaltung und Ausbildung einen äußern stützenden Unterbau verlieh. Aber so sehr auch der Geist durch die Mithülfe der Sprache in seinen Fähigkeiten wuchs, und so sehr die innern Kräfte hiermit in eine neu erzeugte Bewegung kamen, die hierdurch angeregte

Gedankenbewegung war anfänglich dennoch keine stetige und ruhig fließende. Im Gegentheil, die erste Bewegung war durch die mannichfaltigen Rückwirkungen, welche sie nebenbei erzeugte, eine in ihrer Art revolutionäre und zugleich unruhiger wie die, in welche sich der Mensch ursprünglich (noch bevor in genügender Weise alle jene Anstöße auf ihn wirkten) hineingewöhnt hatte. Ganz neue Kräfte und Anlagen begannen sich durch neue Erfahrungen zu entwickeln, Anlagen, welche im Thiere schlummernd liegen bleiben, und wie sollten daher die neu entfesselten Mächte keine Unruhe durch ihre Rückwirkungen in dem bisherigen Gedankenkreise des Menschen erzeugen? Wie sollte die neu entflammte Phantasie die Gedankenwelt nicht in mächtige unruhige Schwingungen versetzen? Diese erste neu hervorgerufene innere Unruhe glich einer Katastrophe, die, so lange sie dauerte, hohe Wellen trieb, bis sich allmählich wiederum durch neue Gewohnheit ein ruhiger Gedankenkreis ansammelte, innerhalb dessen Strömungen der Vorstellungslauf stetigere Richtungen verfolgen konnte. Nun erst konnte sich die Aufmerksamkeit sammeln und das consequentere Beobachten nach einer bestimmten Richtung mehr und mehr platzgreifen. Der Menscheng Geist begann jetzt nachzudenken und zu combiniren, und kam so zu seinen frühesten Entdeckungen. Durch diese abermaligen Anstöße erhielten seine Lebenserfahrungen wiederum einen neuen Aufschwung. Doch wiederum auch dieser neue, plötzliche und gewaltige Aufschwung des noch beengten Bewußtseins war mit heftigen Rückwirkungen verbunden, die den Geist in eine gewaltige Bewegung und Unruhe versetzten. Denn statt der gewohnheitsgemäßen naiven Anschauung sollte eine abergläubische Betrachtungsweise der Dinge vor ihm auftauchen. Staunend und unruhig blickte das Menschenauge nunmehr von neuem in die Welt hinaus; denn diese Welt hatte sich in dieser Neuheit vor ihm völlig verzaubert.\* Bewegt durch die unruhigen Rückwirkungen

---

\* Vgl. den vorigen Abschnitt, Kap. 4, Anmerkungen.

dieser neu emporgetauchten magischen (abergläubischen) Betrachtungsweise der Dinge geräth die Gedankenbewegung in einen neuen, mächtig erregten Fluß. Getragen durch die aufgeregten Geisteswogen, sahen wir, erhob sich die Phantasie zu einer hohen Begeisterung, und vielleicht wäre in diesen Wogen der Phantasie der Geist nunmehr zu einem träumerischen, völlig unklaren Ideenwandel herabgesunken, hätten sich nicht bereits bestimmte Anknüpfungspunkte gefunden, die von neuem Stützen wurden für einen stetigen und ruhig ablaufenden Gedankengang, auf dessen Basis wir allmählich die Geistesanlagen zur Entwicklung kommen sehen, die nun wiederum auf dem reflectirten Standpunkte der unsichern fetischistischen Betrachtungsweise der Dinge ein ruhiges und unbefangenes Nachdenken begründeten und die zugleich im Geiste den frühesten Drang nach klarer, unbefangener und genauer Forschung allmählich rege machen sollten.

Es wird im Folgenden unsere psychologische Aufgabe werden, wiederum alle diejenigen äußern Stützen aufzusuchen, welche für diesen Entwicklungsproceß des Geistes als Behikel in Betracht kommen.

Die Zeit, in der die Phantasie vorzugsweise das Feld des innern Gedankenkreises beherrschte, war, wie wir sahen, die Blüteperiode des Mythos. Es war zugleich die Zeit, in welcher die thierisch-naive Weltanschauung, welche noch vor der Feuererfindung die herrschende war, rasch in den Hintergrund trat und nur noch in Trümmern innerhalb des neuen Ideenwandels erhalten blieb. Die fetischistische Weltanschauung mit ihrer reflectirten und bewußt-voll abergläubischen und ängstlichen Betrachtungsart der Naturereignisse war es, die den großartigen Hintergrund bildete zu den sonderbaren Gestaltungen der Einbildungskraft, die der mythische Proceß zum Ausdruck brachte. Die kosmomagische Anschauung, welche zugleich Hand in Hand ging mit der Zauberei, hatte sich bis zum gewissen Grade unter allen Völkern entwickelt. Allenthalben hatte sich die Zauberei verbreitet, und überall standen die physikalischen

Zauberkünste unter den Völkern in Ehren. Auch der mythische Proceß fand unter allen Völkern ein gewisses Wachsthum; denn alle Völker besaßen Traditionen, also Wurzeln, die unter dem Lichte der kosmomagischen Anschauung sich umbilden und mythisch entwickeln konnten.\* Wir haben bereits früher erwähnt, daß nicht alle Völker sich gleich hoch in der kosmomagischen Betrachtungsweise empor schwangen. Viele Völker blieben stehen bei einer sehr niedern und sozusagen kleinlichen fetischistischen Anschauungsweise der Dinge, und nicht alle Stämme gewannen gleichmäßig ein dauerndes und weitreichendes Interesse an den entfernt gelegenen makrokosmischen Himmelsobjecten, um sie damit in das Bereich eines religiösen Cultus zu ziehen.\*\* In ganz hervorragender und umfassender Weise waren es, wie wir sahen, besonders die frühzeitig zum Ackerbau übergegangenen Culturvölker, die von einem überwiegenden Interesse für die Himmelserscheinungen gefesselt waren. Hier in den eigentlichen Culturländern, wo sich zugleich die frühesten naturkundigen Flamines durch die seßhaften Verhältnisse und durch die hiermit verbundene weiter gehende Arbeitsteilung der leitenden Staatskräfte eine höhere und einflußreichere Stellung im allgemeinen zu erringen gewußt hatten, brachte es auch der Menscheng Geist früher wie anderswo dahin, der Natur durch primitive Beobachtungen gewisse Geheimnisse abzulauschen. Hier leichter wie unter andern Verhältnissen begann der Urmen sch den Zusammenhang zu ahnen, der sich zwischen der Fruchtbarkeit des Erdbodens und den makrokosmischen Erscheinungen des sich über ihm wölbenden Himmels ausgesprochen findet. So vertiefte sich früh die kosmomagische Anschauung, und Regen, Sonnenschein, Blitz und Gewitter nahmen in diesen Ländern des Menschen höchstes Interesse in Anspruch, und erhabenerer Gottheitsvorstellungen bildeten

---

\* Vgl. die Theorie des mythischen Proceßes im letzten Kapitel des vorigen Abschnitts.

\*\* Vgl. den vorigen Abschnitt und Anmerkungen dieses Kapitels.

sich aus, um in diesen Vorstellungen belangreich die niedere und kleinliche fetischistische Anschauung so vieler Völker zu überragen. Hinauf zum Himmel lernten wahrhaft anbetungsvoll die Culturvölker ihre Blicke wenden, und gedankenvoll blieben sie an den hehren Erscheinungen des Makrokosmos haften. Nicht als ein Stück „klaren Specks“ (wie den Hottentotten) erschien ihren Vorstellungen die Sonne, sondern sie war ihnen ein von einem mächtigen Feuerzünder geführter Feuerwagen. Und verberg sich das lichte Gestirn hinter Wolken, und träufelte fruchtbarer Regen vom Himmel, so war ihnen das ein von den erhabenen Machthabern gespendeter heiliger wunderbarer wirkender Trank, der die Saaten belebte und die Erde zur Fruchtbarkeit anregte. Welche mächtigen Anregungen fand hier in den ackerbautreibenden Culturländern der Geist, der nur erst ganz allmählich den wahren und wirklichen Zusammenhang der kosmischen Kräfte staunend und verwundernd ahnte. Aber eben diese frühesten Ahnungen in Bezug auf einen entfernten geheimnißvollen Zusammenhang der Naturkräfte mußten mit der Zeit auch zu einem Anregungsmittel werden für den Atrieb, die Gewißheit zu erforschen. So wurde der Beobachtungssinn und die Sammlung angeregt und es bildete sich der abschweifenden und alles verschmelzenden Phantasie gegenüber ein Gegengewicht, das mächtig zur Entwicklung der geistigen Anlagen beitrug. War allmählich und nach und nach die Phantasie belebt worden durch den erhabenen Eindruck der Erscheinungen und durch die Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der Objecte, so bedurfte es unter dem reichhaltigen Wechsel aller einstürmenden Eindrücke jetzt von neuem einer äußern Stütze, an welche die geistige Sammlung, und hiermit die Erinnerungsfähigkeit und die Stetigkeit des Gedankenganges nach einer bestimmten Richtung hin, im Gegensatz zur abspringenden Phantasie sich anlehnen, anknüpfen und sich fortentwickeln konnte. Und das von der Phantasie bewegte, ruhelos umherschweifende Auge hätte sich ohne Zweifel wol in den Wundern des Makrokosmos wie in einem Labyrinth verloren, wenn nicht die

große Regelmäßigkeit, mit der die gewaltigen Feuer am Himmel aufflammten und wieder zu verlöschen schienen, und also die Stetigkeit, mit der Licht und Dunkelheit, und Tag und Nacht sich erneuerten, für den umherirrenden Sinn, gleichsam einen stetigen und zusammenhangsvollen äußern Faden gebildet hätten, der sich durch den bunten Wechsel der äußern Erscheinungen hindurchzog. Dieser stetige Wechsel von Licht und Finsterniß, der schon die Sinnesweise des Thieres beherrschte und der unbewußt den Hintergrund auch des bisherigen Geisteslebens des Urmenschen gebildet hatte, ohne daß freilich der thierisch umflorte Geist durch eine besondere Aufmerksamkeit oder durch ein spezifisches Interesse auf diesen gewohnten Wechsel besonders gemerkt hätten, dieser Wechsel überhob sich nunmehr plötzlich dem Drucke der Gewohnheit und trat im neuen Lichte in das Bereich des Bewußtseins. So lernte die auf den Lauf der Gestirne gerichtete Sinnesweise des jetzt darüber bewußtvoller denkenden Menschen die ungebundene Phantasie allmählich zwingen und bändigen, indem der Geist seiner Aufmerksamkeit und Beobachtungsweise zugleich eine stetige Richtung verlieh, die von größerer Consequenz getragen, zugleich die Deutlichkeit der Wahrnehmung im einzelnen schärfte und den Umfang für eine zusammenhangsvollere Uebersicht und Betrachtung der Erscheinungen vergrößerte. Umfang, Schärfe, Beobachtungssinn und Schlußfolgerungsweise begannen nun zu wachsen, und lernte der Geist auch nicht sogleich im wissenschaftlichen Streben die wahren und eigentlichen Ursachen der Erscheinungen ergründen, und kam er also nicht sogleich zur Wissenschaft, so begann er sich jetzt doch bereits mehr wie bisher (wenn auch noch in primitiver, kindlicher Weise) zu bemühen, gewisse Ursachen im größern Zusammenhange der Erscheinungen zu erforschen. Die verschiedenen Jahreszeiten mit ihren jährlich nur einmal wiederkehrenden Erscheinungen in Wald und Feld und ihren eigenthümlichen Witterungsverhältnissen wurden in ihrer regelmäßigen Aufeinanderfolge festgehalten, und ohne daß schon an eine sogenannte Himmelswissenschaft zu denken gewesen

wäre, dennoch bereits mit der Ursache des Sonnenumlaufs verknüpft. Die physikalische Periode des Mythos ist ebenso reich an eigenthümlichen Naturbeobachtungen, die in diesen Gedankenkreis hineingehören, wie an religiösen Festlichkeiten, die daran angeknüpft wurden, um hervorragend erscheinende Abschnitte durch Gebräuche festzuhalten und dem Bewußtsein einzuprägen. So, sehen wir, war die früheste, wenn auch immerhin noch kindliche und durch den phantasiereichen Mythos ausgeschmückte Betrachtungsweise der Himmelsobjecte für die Entwicklung des Geisteslebens uranfänglich schon von weittragender Fruchtbarkeit. Denn wunderbar, der emporstrebende Menschengeist lernte in der Hingabe seiner Anschauung an den regelmäßig eingetheilten Verlauf der großen mächtigen Himmelsfeuer sich mehr und mehr ein bestimmteres und klares Zeitbewußtsein vor Augen führen. Die dem Verstande so wichtigen Gegensätze von Länge und Kürze der Zeitdauer prägten sich in immer deutlicherer Uebersicht dem kindlichen Bewußtsein ein, und stärkten die innere Urtheilskraft und Beobachtungsgabe. Aber nicht nur der Zeitsinn, sondern auch die Raumanschauung fand in jener Periode der ersten Ausbildung einer umfassendern Weltanschauungsweise bereits, ohne daß man schon daran denken konnte, fest bestimmte, objectiv gültige Grundmaßstäbe einzuführen, genügende Stützen und Anknüpfungspunkte zu ihrer Stärkung und Ausdehnung im Bewußtsein. Die tief durchgreifende Trennung von Himmel und Erde und die zugleich sich hiermit begründende objective und bewußtvollere Unterscheidung von hoch oben und tief unten waren für das wachsende Raumbewußtsein in ebender selben Weise mächtige Anhaltepunkte und Stützen, wie sie der Wechsel von Tag und Nacht für das entstehende Zeitbewußtsein darbot. In jener Periode der Weltanschauungsweise bildete sich zugleich auch, wie wir sahen, die Seelenvorstellung aus, mit ihr zerfiel der Körperzusammenhang beim Tode in den feurigen, sich ins Unsichtbare verflüchtigen warmen Seelendampf und die todtten zurückbleibenden, verweslichen Stoffe. Blieb die Leiche des

Körpers ein Bestandtheil des Irdischen, so schien die dem himmlischen Feuer und dem Aether verwandte feuerartige Seele sich nach dem Tode in ein überirdisches unsichtbares Jenseits zu erheben. Damit trat bewußtvoll ein neuer Gegensatz vor die Phantasie, der, obwol wunderlicher Art, das Raumbewußtsein stärkte, indem das Weltall nunmehr in ein Diesseits und Jenseits, oder dem ähnlich in eine Ober- und Unterwelt getheilt wurde. So, sehen wir, gewann neben dem Zeitbewußtsein auch das Raumbewußtsein in der Phantasie an mannichfachen Beziehungen, und Raum und Zeit begannen sich immer deutlicher und tiefer dem Bewußtsein einzuverleiben. Wir werden uns daher nicht darüber wundern, daß im Laufe der weitem Entwicklung sich diese neu bereicherten Bewußtseins-elemente (und zwar besonders nach der physischen Phase des mythischen Processes) rasch fortbildeten, sodaß alsbald eine umfangreichere Basis für die Betrachtung des Makrokosmos und seiner Erscheinungen gewonnen wurde; eine Anschauungsweise, die sich in der That deutlich in den spätern Kosmogonien und Theogonien widerspiegelt. — Wir sehen, der Makrokosmos mit seinen gesetzlich verlaufenden Erscheinungen blieb jetzt, da er von den verschiedensten Seiten in den Kreis eines tiefern Interesses gezogen war, nicht mehr ohne Einfluß auf die Ausbildung des Geistes und Verstandes, und wir können daher mit Recht sagen, daß sich die Anlagen der Culturvölker durch die neugewonnenen Beziehungen zu den Himmelserscheinungen ganz vorzugsweise entwickelten, während dem gegenüber die niedern Naturvölker, die bei ihrer kleinlichen fetischistischen Betrachtungsweise stehen blieben, nur mühsam oder gar nicht diesem Aufschwunge folgen konnten.

---

Waren die sogenannten Culturvölker auf der Alten und Neuen Welt diejenigen, welche am frühesten und späterhin auch am tiefsten und umfassendsten, in Rücksicht auf die kosmogonische Anschauung dem Gestirndienst und besonders dem Sonnendienst huldigten, so wurden im Laufe der Entwicklung, wie wir früher bereits bemerkt haben, doch auch sehr viel niedrigere Völker bis zum gewissen Grade zum Gestirncultus geführt,

und zwar um so leichter, als eben die Feuerverehrung sich allenthalben hin verbreitet hatte und mit ihr die physikalische Zauberei und der Fetischismus aufgenommen worden war. Nur verhältnißmäßig wenige Völker (vgl. Kap. 7 des vorigen Abschnitts) sind es daher, die nicht wenigstens den Himmelserscheinungen eine gewisse Beachtung geschenkt hätten. Aber wir irren, wenn wir meinen, die Sonne hätte sich unter den Himmelserscheinungen der aller allgemeinsten Beachtung und Aufmerksamkeit erfreuen müssen. Dem ist nicht so. Im Gegentheil beachteten viele Völker nur den Mond, andere nur die Sterne, einige sogar nur eine bestimmte Sterngruppe, so die Abiponen, von denen behauptet wird, daß sie nur die Plejaden verehren. Die Abiponen halten die Plejaden für ihren Stammvater (d. h. genauer für die dorthin versetzten feurigen Seelen ihrer Stammältern) und gaben ihnen denselben Namen wie ihren Zauberkärzten, Keebet.\* Die Panindianer brachten alljährlich dem von ihnen verehrten „großen Sterne“ (als Seelenlicht ihres „großen“ Stammvaters), nämlich der Venus, ein Menschenopfer dar. Bei einigen Hottentottenstämmen genießt nur der Mond eine verehrungsvollere Aufmerksamkeit. Die Namaqua halten den Mond für einen Menschen, der (wenn sich seine Gestalt verfinstert und verkleinert) Kopfschmerz habe und die dunkle Hand an den Kopf legt.\*\* Die Mbocovies halten manche Sterne für Bäume mit leuchtenden Zweigen, andere für einen Strauß, den Hunde verfolgen. Die Sonne ist ihnen ein Weib, das einmal auf die Erde herabgefallen ist und dabei großes Unglück angerichtet hat. Nur mit Mühe gelang es, sie wieder an ihren Platz zu setzen. Der Mond dagegen ist ihnen ein Mann; daß er sich verfinstert kommt daher, daß ihm ein Hund die Eingeweide aus dem Leibe reißt.\*\*\* Bei den Navajos gilt der Mond für einen Reiter auf einem Maulthiere; die Sonne dagegen wird jeden Morgen von einem alten Weibe an den Himmel gesetzt.† Schon aus diesen wenigen Beispielen, die sich bei genauer Durchforschung der Thatfachen vielfach mehren lassen, erkennen wir leicht, daß trotz mancherlei Beachtung, die man den Gestirnen und Himmelsobjecten mit der Zeit schenkte, neben der Belebung und selbstverständlichen Personification dieser Erscheinungen sich nicht unter allen Völkern auch wirklich erhabene Vorstellungen, die zugleich zu wirklicher religiöser Hingabe und Verehrung führten, hierüber ausbildeten. Vielen

\* Vgl. Dobrizofer, II, 80, 87 fg.

\*\* Vgl. Waitz, II, 342.

\*\*\* Vgl. Guevara, „Historia del Paraguay“, I, 15; Waitz, III, S. 472.

† Vgl. Davis, „El Gringo or. New Mexico and her people“ (Newport 1857), S. 414; Schultze, S. 245.

Völkern schien der Mond interessanter zu sein wie die Sonne, ja, es ist sogar dem vergleichenden Forscher auffällig, um wie viel mehr gerade unter niedern Völkern, die keine Cultur erlangten, der schwach leuchtende Mond sich einer besondern (wenn auch nicht immer verehrungsvollen) Beachtung erfreute. Aber auch wirklich verehrt wird der Mond von sehr vielen niedern Stämmen, welche die Sonne kaum einer besondern Aufmerksamkeit würdigen. Der häufige Gestaltenwechsel des Mondes erklärt uns diese Thatsache bis zu einem gewissen Grade; denn nachdem die für die Himmelsfeuer rege gewordene Phantasie die Gefühle der Gewohnheiten, welche bisher den Geist beherrschten, abgestreift hatte, forderte der Wechsel des Mondes die Fettschmänner ganz besonders zum Nachdenken hierüber auf. Aber bei weitem nicht alle Völker schenkten dem Monde und seinem Gestaltenwechsel irgendwelche tiefere Beachtung; denn einige, wie die Kamtschadalen und Abiponen, übergingen denselben und wandten sich dem gegenüber ganz bestimmten einzelnen Sternbildern zu, welche von andern Völkern, die gar nicht entfernt wohnten, wiederum nicht einmal am Himmel der Lage nach gekannt wurden. So, sehen wir, herrscht in allen diesen Betrachtungen keine Einstimmigkeit, und wir ersehen hieraus, wie wenig sich die Ideenassociation in dieser Hinsicht an bestimmte Regeln bindet. Auffällig, aber im Rückblick auf die Ergebnisse des vorigen Abschnitts sehr erklärlich, ist es ferner, wie zugleich der Cultus der als feurig vorgestellten Seelen und Geister sich hier und da mit dem Gestirncultus verschmolzen hat. So besonders auf den Südsee-Inseln. Den meisten dortigen Stämmen gelten die flammenden Sterne als die feurigen Seelen ihrer Verstorbenen. Der sich verkleinernde Mond dient dort den abgesehenen Seelen zur Speise. Bei Mondfinsternissen fürchten die Insulaner, es möchte den Seelen die Nahrung ausgehen, und um das zu verhindern, bringen sie sogleich bei Verfinsternung ein großes Opfer von Cocosnüssen.\*

Eine weit über alle derartige Vorstellungen hinausgehende Betrachtungsweise der Himmelserscheinungen der niedern Völker hat sich in den Viehzucht- und aderbautreibenden Culturländern ausgebildet. Hier war, wie dargethan, die umfassendste Heimstätte des allgemeinen Gestirndienstes, und es ist selbstverständlich, daß sich hier nicht bloß einzelne Ideenassociationen geltend machen konnten, auf Grund derer nur dieser oder jener Stern oder nur der Mond in den Kreis der Verehrung gezogen wurde, sondern hier eben war es das umfassende und begründete Allgemeininteresse das alle Himmelserscheinungen nebeneinander würdigen lehrte, und es ist

\* Vgl. Turner, S. 529 fg.

selbstverständlich, daß hierbei die Sonne nicht etwa übergangen wurde, sondern wie es natürlich war, zuerst in den Vordergrund trat.

„In Amerika erhob sich die Sonnenverehrung auf ihre höchste Stufe, in Mittel- und Südamerika bei den Mexicanern und Peruanern.“\* Auch die meisten nordamerikanischen Indianer schenken der Sonne Verehrung, und das hauptsächlichste Opfer, das dieselben der flammenden Sonne darbringen, ist der aus der Pfeife aufsteigende Tabakrauch. Das Anzünden des Tabaks und das Rauchen ist bei ihnen eine religiöse Ceremonie\*\* (die selbstverständlich mit dem Feuercultus und der Vorstellung der dampfenden Seele wiederum in Verbindung steht). Die Häuptlinge der Hudsonbai-Indianer rauchten dreimal der aufgehenden Sonne zu und hielten dabei eine ehrfurchtsvolle Anrede.\*\*\* In der Versammlung geht die Pfeife stets rechts herum, wie es heißt, dem Laufe der Sonne folgend.† „Der Culturgrad der Indianer läßt sich aus dieser ihrer religiösen Stufe ermessen. Es hat sich durch die vortrefflichen Untersuchungen Waitz' herausgestellt, daß er im Durchschnitt viel höher angeschlagen werden muß, als man bisher angenommen.†† Je mehr man sich dem Gebiete von Mexico nähert, um so höher findet man die Sonnenverehrung entwickelt, um so höher die Cultur gestiegen.“††† „Die Puebloz, die Bewohner des nordöstlichen Neumexico, deren Hauptgottheit die Sonne ist, treiben sehr fleißig Ackerbau mit gut construirten Werkzeugen, bauen Wolle und Baumwolle, gehen stets ordentlich bekleidet und bauen aus Stein und Luftbausteinen Häuser von drei bis vier Stockwerken hoch. Seine höchste Ausbildung hat der amerikanische Sonnencultus bei den Mexicanern und Peruanern erfahren. Diese Völker waren schon zu der Zeit, wo sie mit den Europäern in Berührung kamen, keine Wilden mehr, sondern Culturvölker im vollsten Sinne des Wortes, aus eigener Kraft einer Weiterentwicklung fähig, welche die schönsten Blüten getrieben hätte, wäre sie nicht durch die fanatische Gier eines Cortez und Pizarro frevelhafterweise unterbrochen und auch in der Folgezeit durch die Barbareien christlicher Tyrannen fortwährend abichtlich

\* Vgl. Schultze, S. 252.

\*\* Ebend., S. 252.

\*\*\* Vgl. de la Poterie, I, 121, 131; II, 106.

† Vgl. Perwin du Lac, I, 179.

†† Es stimmt das zu dem, was wir früher über die asiatischen Einwanderer Nordamerikas bereits in culturhistorischer Hinsicht anführten. (Vgl. Bd. 1, Kap. 6.)

††† Vgl. Schultze, S. 253.

und gewaltsam zu Boden getreten worden.“\* Mit der aderbautreibenden Cultur vertiefen sich die Vorstellungen über die Gestirne und über die mit ihnen verbunden geglaubten Götter. Die Gottheitsvorstellungen wachen und nehmen an Erhabenheit zu. Aber die Auffassung des Abstandes zwischen dem Irdischen und Erhabenen kann sich leicht überspannen und nach verschiedenen Seiten hin in die abstruse und abstracte Allgemeinheit und Ueberschwenglichkeit hin verlieren, und so konnte es unter einzelnen höhern Culturvölkern (in denen das Generalisationsvermögen vorzuzwalten begann) geschehen, daß sich der hier ausgebildete Gestirncultus und die damit verknüpfte kosmogonische Anschauung so vertiefte und verallgemeinerte, daß man neben Sonne, Mond und Gestirne auch das unbegrenzte Firmament und den „lichten Himmel“ als den allgemeinen sichtbaren Hintergrund anbetete, an welchen gleichsam die Gestirne in ihrem Laufe gebunden schienen. Wir sehen, es war der Drang nach dem Momente des Kolossalen und Erhabenen, der sich in diesen religiösen Gefühlsanschauungen offenbarte und die Vorstellung dahin führte, das ganze „Himmelsgewölbe“ selbst noch über und hinter den Gestirnen gleichsam zu personificiren. Der schwärmerische Geist bemühte sich gleichsam, das Ganze noch einmal in erhöhter Weise über und hinter den hervorspringenden Theilen zusammenzufassen, ohne freilich genauer zu berücksichtigen, daß dieses sinnliche Ganze nur der verschwommene Hintergrund war, der sich aus allen in ihm liegenden feinern Einzeltheilen zusammensetzte. So führte der sinnliche Verallgemeinerungstrieb den Geist im Streben nach Erhabenem und Unendlichem zu weit hinaus in eine abstracte Höhe, in der alle Theile in ein verschwommenes mystisches, unklares Ganzes zerfloßen und für dessen Vorstellung kein bestimmter Ort und keine bestimmte Wirkbarkeit übrigblieb. Durch eine gewissermaßen geistige Ungeschicklichkeit wurde die Darstellungsweise dieser Völker dazu veranlaßt, im Streben aufs Erhabene und Unendliche ins sinnlich Ueberschwengliche und Abstracte überzugehen, sodaß das rechte sich selbst beschränkende Maß und der concrete Charakter des Erhabenen in Bezug auf den Gottheitsbegriff von den Völkern, welche dieser sinnlichen Ueberschwenglichkeit verfielen, weder nach dieser noch nach jener Seite hin gefunden wurde. Daß die Völker, welche auf diese Stufe der Anschauung sich erhoben, in geistiger und sittlicher Hinsicht dennoch hoch entwickelt waren, ist leicht zu übersehen. „Als Repräsentanten können wir die Perser mit derenigen Anschauung, welche Herodot ihnen zuschreibt, und die Chinesen\*\* an-

\* Vgl. Schulze, S. 254.

\*\* Auch die Samojeben verehren den sogenannten Himmel im Num und

führen.“\* Ferner werden die Inder in Rücksicht auf die von ihnen ausgebildete höchst überschwengliche und abstracte Zeit- und Raumanschauung ebenfalls diesen Völkern zuzuzählen sein. Daß die Perser das sogenannte Himmelsgemölbe als Gottheit anriefen, will Herodot (vgl. I, 137 fg.) bezeugen. Auch den Chinesen galt der sogenannte ganze Himmel (Yang) als der Vater und das Zeugende, während (Yn) die Erde, das Empfangende weibliche Princip darstellt. „Wo man von unserm Gedankentreise aus in den chinesischen Religionschriften von Gott etwas zu hören erwartet, da ist überall vom Himmel die Rede, oft mit Hinzufügung der Erde, häufiger aber steht der Himmel allein. Dieser Himmel ist aber wirklich der natürliche Himmel, wie wir ihn vor uns sehen, und man setzt in seine scheinbare Bewegung um die Erde den Grund aller Lebensbewegung.“\*\* Darin liegt eben der Mangel dieser Anschauung, daß sie, obwol am Sinnlichen haften bleibend, dennoch das Sichtbare unklar zu verallgemeinern bestrebt ist. Die wahre Anschauung der Erhabenheit und Unendlichkeit wendet sich über das Sinnliche hinaus und bleibt nicht daran haften, führt aber dennoch nicht zu einer überschwenglichen, ganz unklaren verallgemeinerten Vorstellung des Sichtbaren, sondern ist bestrebt, in dem was den Sinnen nicht mehr sichtbar ist, sowol nach seiten des Mikrokosmus wie nach seiten des makrokosmisch Ueberirdischen die sittlich-ästhetischen Formen, die uns als das Unvergängliche im Sinnentreise, d. h. in unserer nähern Umgebung erscheinen, in ähnlicher Weise wieder zu suchen oder zu ahnen. Das wahrhaft Erhabene und Unendliche kann daher niemals das abstract Verschwommene und unklar Verallgemeinerte und Verwaschene sein, dies vielmehr ist das falsche Erhabene und falsche Unendliche, sondern das wahrhaft Erhabene und Unendliche im Weltall sind allein die unvergänglichen, sittlich-ästhetischen Formen, die sich im Sichtbaren spiegeln, um ahnen und durchblicken zu lassen, daß sie eine gleiche unvergängliche Gültigkeit besitzen im Mikrokosmus und Makrokosmus überhaupt. Deshalb berühren uns diese ästhetischen Formen so tief, weil sie in ihrer Weise das Ganze spiegeln und damit über sich hinausweisen, deshalb reißen sie uns mit sich fort, weil sie daran erinnern, eine wie unendlich weit reichende Gültigkeit sie im Weltall besitzen, um dasselbe für ewig in seinem Wesen

lassen ihn als den Beschützer ihrer Viehheerden, der Donner ist ihnen eine Eigenschaft des Himmels. Bei den Finnen wird unter Tatwas der materielle Himmel verstanden, bei dem die Chinesen Tieu und Schangti unterscheiden. (Vgl. Bastian, II, 188.)

\* Vgl. Schultze, S. 272.

\*\* Vgl. Wuttke, III, 25.

zu tragen. Und wie Raum und Zeit uns in Gedanken aus der nahen Umgebung und aus der Gegenwart ins Ewige hinausführen, so überschreitet der Gedanke des wahrhaft Erhabenen und Unendlichen den Kreis der Sichtbarkeit. Deshalb erhoben sich nicht alle Culturvölker, obwohl sie ihre Blicke auf die Objecte des Makrokosmus ehrfurchtsvoll gerichtet hatten, zu der wahren Vorstellung des Erhabenen, weil ihr Geist sich noch nicht loszumachen verstand von der bloßen Auffassung der Gegenwart, er blieb in der gegenwärtig sichtbaren Sinnenwelt stehen, ohne die makrokosmische Feinheit und Tiefe des ganzen Zusammenhangs zu ahnen, die mit bloßem Auge nicht mehr betrachtet werden konnten, und ohne sich der Schnelligkeit und Größe der Kräfte bewußt zu werden, die im Makrokosmus unsichtbar wirkten. Das Hastenbleiben am Groben im Kreise des Sichtbaren war so maßgebend bei den meisten Culturvölkern, daß sie dazu übergingen (wie wir im vorigen Abschnitt sahen), ihre Vorstellungsweise durch rohe sinnliche Götzenbilder zu unterstützen. Dasjenige Volk, das zu einer wahrhaft erhabenen Vorstellungsweise einer mächtigen regierenden Gewalt und Gottheit im Sinne des wahrhaft Erhabenen überging, mußte sich daher gegen allen Götzendienst erheben und alle kleinlich-sinnliche Betrachtungsweise der Gottheit beseitigen, ohne jedoch in eine solche abstruse Ueberschwenglichkeit und Verallgemeinerung zu fallen, daß in Bezug auf die Gottheit die allein sittlich-ästhetisch und erhaben wirkende Form der Persönlichkeit verloren ging. Erst in späterer Zeit gelang es dem auserwählten Culturvölke der Hebräer, sich zu einer richtigen übersinnlichen und wahrhaft erhabenen Betrachtungsweise einer persönlichen Gottheit emporzuschwingen.

Neben den leuchtenden Gestirnen gewannen bei den meisten hohen Culturvölkern selbstverständlich auch andere Himmelserscheinungen, wie z. B. Blitz und Gewitter, eine sehr weitgehende religiöse Bedeutung, und wir haben nur an Griechen, Römer, Germanen und Slaven zu erinnern, um uns zu vergegenwärtigen, welche Stellung hier die Blitze schleudernde und donnernde Gottheit in der religiös-physikalischen Betrachtungsweise dieser Völker einnahm. Bei den meisten niedern Völkern hat das Gewitter schon deshalb nicht immer Beachtung gefunden, weil sie an Donner und Regen nicht den Antheil nahmen wie die aderbautreibenden Völker. Dennoch lehnt sich die Verehrung des feurigen Blitzes so eng an die überall verbreitete Feuerverehrung an, daß wir die Verehrung dieser Erscheinung unter den Völkern weit verbreitet antreffen.\* Auch der Regen hat in

\* Vgl. Schulze, S. 188.

dieser Beziehung unter dem Einfluß einer gewissen (wenn auch niedrigen) kosmogonischen Betrachtungsweise der Dinge bei niedern Völkern eine gewisse Verehrung gefunden. „Der aus der Wolke strömende Regen wird als solcher bei den Betschuanen verehrt. Da ihr Land dürr und unfruchtbar ist, so betrachten sie den Regen als den Geber alles Guten. Sie beginnen und schließen jede feierliche Rede mit dem Worte Puhla (Regen), und die (zauberischen) Regenmacher stehen bei ihnen im höchsten Ansehen.“\*

Was nun die Grundkategorien von Raum und Zeit anlangt, so wissen wir von psychologischer Seite, daß dieselben bereits im Traume und im frühesten Kindesalter bis zum gewissen Grade für die innere Unterscheidungsthätigkeit zur Geltung kommen. Aber im unbewußten Traume wirbeln die Unterscheidungselemente noch von Raum und Zeit bis zu einer unbestimmten Grenze chaotisch durcheinander, und im frühesten Kindesalter beginnen sie bekanntlich nur erst langsam sich zu consolidiren und durch Wachsthum und Unterstützung der Erfahrung zu klären und an Unterscheidungsumfang zu bereichern. Das gereifte Thier und der Naturmensch gewinnen nur erst im Laufe ihrer Erfahrungen bis zum gewissen Grade eine für ihre Lebenszwecke ausreichende Schätzungsweise der Raum- und Zeitverhältnisse, wenngleich wir sehr rasch übersehen werden, daß sich im Gesichtskreise der Thiere ebenso wie in dem des frühesten Urmenschen, bevor derselbe seinen Erfahrungskreis bis zu den Gestirnen und der makrokosmischen Anschauung erweitert hatte, für die genauere Schätzung der Zeitverhältnisse weit weniger Anknüpfungspunkte fanden wie für die äußern Raumbestimmungen. Wir können daher mit Recht schließen, daß die Schätzungsweise der Zeit beim frühesten Urmenschen ebenso wie beim Thiere weit hinter der ihrer Raumbeurtheilung zurücktritt. Erst jetzt in der Zeit, da sich der Blick des Menschen in Bezug auf die Naturbeobachtung erweiterte, die thierische Apperceptionsenge durchbrochen wurde und der Lauf der Gestirne neue Unterstützungspunkte bot, um den einseitigen gewohnten Wechsel von Tag und Nacht sicherer einzutheilen, hob sich der Zeitsinn bedeutend, und mit seiner Hülfe verbesserte sich allmählich selbstverständlich nun auch die naive Schätzungsweise der Raumverhältnisse. So geschah es erst jetzt, nachdem sich der Zeitsinn vervollkommnete, daß ein gewisses

---

\* Vgl. Thompson, I, 180. Daß unter allen diesen Völkern sich die Zauberer besonders mit dem Regen zu schaffen machten, ist hiernach leicht erklärlich. Fast alle afrikanischen Völkerschaften besitzen daher unter den Zauberern ganz bestimmte sogenannte Regenmacher.

deutlicheres Bewußtwerden von Raum neben Zeit und Zeit neben Raum im Geiste plaggriff. War dieses Bewußtwerden auch immer noch kein reflectirt-wissenschaftliches, so war es doch in Bezug auf die Ausbildung beider Kategorien bereits eine viel höhere Stufe als die bisher in Bezug hierauf eingenommene naive Anschauungsweise des dumpfen thierischen Bewußtseins, und wir können daher unsern heutigen Naturmenschen in dieser Beziehung gar nicht mehr mit dem Thiere oder dem noch halb thierischen und wirren Urmenschen vergleichen. Sein Zeitsinn hatte sich mit der gewachsenen Weltanschauung mächtig bereichert und sich zu einer umfassenden Klarheit erhoben, wenngleich der Zeitsinn eines Wilden gegen den eines an die genaue Uhr gewöhnten Europäers immer noch sehr zurücksteht. Der Raumsinn dagegen findet sich beim Naturmenschen wie bei manchen Thieren oft viel ausgebildeter in einzelnen Richtungen wie bei civilisirten Menschen, die viel im Zimmer verkehren und an die genauere Betrachtung des freien Feldes nicht gewöhnt sind. Wir sehen hiernach, wie Raum und Zeit nichts sind wie Anlagen, die von der subjectiven Erfahrung abhängig sind, um sich zu dehnen oder unter Umständen (wie in desirösen Zuständen und im Traume oder im festen Schlafe) in ihren Functionen wieder herabzusinken bis zum Erlöschen. Der Entwicklungsverlauf der psychologischen Urgeschichte bestätigt daher nur die Resultate Kant's von speculativer Seite und die Sätze Helmholtz' von physiologischer Seite. — Daß die Culturvölker, die zu einer tiefern Natur- und Gestirnbetrachtung vordrangen, auch ihren Zeitsinn mehr wie die übrigen Völker ausgebildet haben, ist selbstverständlich, wir können uns daher nicht wundern, daß die amerikanischen isolirten Culturvölker durch ihre makrokosmische Anschauung zu einer wissenschaftlichen Zeitrechnung kamen, die an das Wunderbare grenzt. „Nach dem übereinstimmenden Zeugniß aller Forscher hatten die Mexicaner Sonnenuhren in Gebrauch, und sie besaßen zur Grundlage ihrer Zeitrechnung ein Sonnenjahr von der beinahe größtmöglichen Richtigkeit. Das Jahr bestand bei ihnen aus 18 Monaten von je 20 Tagen = 360 im Jahre. Dem letzten Monate fügten sie 5 Tage hinzu, die sie unnütze nannten (nemontémi), da sie sich in diesen nur mit gegenseitigen Besuchen beschäftigten. Clavigero (II, 269) fügt hinzu: „Das Wunderbarste in ihrer Zeitrechnung und das, was den in mericanischen Alterthümern unbewanderten Lesern gewiß nicht wahrscheinlich klingen wird, ist der Umstand, daß sie die einige Stunden betragende Differenz zwischen dem bürgerlichen und dem solaren Jahre kannten und sich deshalb zu ihrer Ausgleichung der Schalttage bedienten, aber mit der Abweichung von Julius Cäsar's Methode im römischen Kalender, daß sie nicht alle 4 Jahre einen

Tag, vielmehr alle 52 Jahre 13 Tage einschalteten.“\* Neben einem Sonnenjahre bestand noch ein Priesterjahr von 20 mal 13 Tagen, welches gegenüber dem bürgerlichen Jahre Tonalpohualli (Rechnung der Sonne), Metzlapohualli (Rechnung des Mondes) hieß. Schülke sagt (S. 258): „Diese religiöse Zeitrechnung, nach welcher die Feste geordnet wurden, ebenso der Umstand, daß für Monat und Mond wie bei uns derselbe Name Metzli gilt, weisen auf eine frühere Zeitrechnung nach dem Monde hin, welche Cschewarria ihnen für die ältere Zeit auch wirklich zuschreibt.“ Die Zeitrechnung der Peruaner bestand nach Humboldt (vgl. „Vues des Cordillères“, S. 129) in einem Jahre von 12 Mondmonaten und 354 Tagen, denen man am Ende jedes Jahres 12 Tage hinzufügte (Rivero, Tschudi), oder wie Herrera behauptet, 12 Schaltstunden am Ende jedes Monats. Neben den Peruanern treten die Araucaner hervor, welche ein Sonnenjahr von je 30 Tagen nebst 5 Schalttagen hatten. — Wir ersehen aus diesen Beispielen, wie hoch sich der Zeitsinn dieser Culturvölker gegenüber den niedern culturlosen Völkern erhob, und erkennen hieraus, welche Stützen dem Geiste und seiner Ausbildung aus der tiefern Gesamtbetrachtung und Einzelbeobachtung der Gestirne erwuchsen. Die Vertiefung des Geistes in die Wunder des Makrokosmos stimmte das Gemüth nicht nur erhabener, sondern stärkte auch den Verstand und die intellectuellen Kräfte. So erweiterte sich durch die Bewunderung des Universums nicht nur die Religion, sondern mit ihr wuchs, von ihr genährt und herangezogen, auch der berechnende, untersuchende und kritische Verstand.

---

\* Vgl. die weitern hierauf bezüglichen Einzelheiten bei Prescott, I, 89 fg., und Schülke, S. 257 fg.

## 2.

### Die ursprüngliche Entwicklung des Schriftwesens.

Rückblick auf die äußern Stützen und Behikel zur Ausbildung der tiefern Seelenthätigkeiten. Die Schrift als neue Stütze der durch die Sprache bereits gehobenen Gedächtniskraft. — Die Schrift ist ebenso wenig wie die Sprache in ihren Anfängen eine Erfindung. — Die natürlichen und primitiven Anfänge des Schriftwesens. — Der Bildungsproceß der Schrift verglichen mit dem Sprachbildungsproceß. — Unterschiede zwischen beiden Vorgängen. — Das primitive Schriftwesen der Urzeit und der niedern Völker. — Die Tätowirung. — Die Schrift unter den Kulturvölkern. — Die amerikanischnen Kulturvölker sowie die Aegypter und die Völker der Keilschriften als die vorzugsweise schriftschöpferischen Völker der Erde. — Die phonetische Schriftstufe und die Mexicaner. — Die Fortbildung der Schrift auf der phonetischen Stufe verglichen mit der Fortbildung der Sprache auf der dem entsprechenden charakterisirenden Stufe. — Die alphabetische Schriftstufe und die Aegypter. — Die Hieroglyphen und das hiermit verbundene Gemisch der Schriftweisen. — Die Hebung der intellectuellen Kräfte durch die Schrift.

---

Die bisherige Entwicklung hat uns in Rücksicht auf die That-  
sachen wiederholentlich gezeigt, daß die Ausbildung aller Geistes-  
anlagen, worunter vorzugsweise auch religiöse Begabung einbegriffen  
ist, nur dadurch stets vorschreiten konnte, daß sie äußere Stützpunkte  
vorfand, an welche sich die Entwicklung wie an Behikel anlehnen  
konnte, um sich kräftig emporzuschwingen. Wie die Seele gleichsam  
an den Sinneswerkzeugen des Körpers, welche ja innerlich ihre  
nächste und benachbarte Umgebung bilden, äußere Stützpunkte vor-

findet, an deren Functionen sie anknüpft, um sich während des Wachsthum's mit ihren Grundthätigkeiten aufzurichten, so findet die tiefere Seelenthätigkeit auch in Bezug auf die Ausbildung anderer Anlagen wiederum ähnliche Behikel, kraft deren Mitwirkung sie vorschreitet. Die äußern und innern gegebenen Umstände und Verhältnisse kommen sich hier hinsichtlich der thatsächlichen Entwicklung so merkwürdig entgegen, daß wir in dem Wechselspiel dieser von ganz verschiedenen Seiten wirkenden Factoren, welche sich die Hand zu reichen scheinen, gewissermaßen eine Weisheit der Vorsehung zu sehen meinen, die uns mindestens ahnen läßt, daß Seele und Geist mit der Körperwelt unbewußterweise in einem viel weiter reichenden Connex gegenseitiger Beeinflussung stehen, als wir gewöhnlich vermuthen. Gewiß ist es kein zufälliges Zusammentreffen, daß der thierische Instinct, der noch im frühesten Urmenschen vorherrschte, die Stütze der sinnlichen Sprachwerkzeuge vorfand, die er hastig ergriff, um sie zum Hülfsmittel seines Aufschwungs zu machen, und nicht minder zufällig war es für die primitiven geistigen Kunstanlagen, daß sie das körperliche Hülfsmittel der feinfühlig beweglichen Hand antrafen, durch welches unterstützt auch sie einen mächtigen Entwicklungsanlauf nahmen. Aber auch der schon tiefer in die Welt hinausblickende und höher entwickelte Geist fand zur Fortbildung der ihm anhaftenden Anschauung, wie wir sahen, im Laufe seiner Erfahrungen in der Naturumgebung gewisse Stützpunkte, die dem Aufschwunge der Entwicklung, besonders der religiösen Entwicklung zu Hülfe kamen, und die Entdeckung des Feuerzündens werden wir in dieser Beziehung nicht gering anzuschlagen haben. Was nun hinsichtlich des religiösen Lebens und der Entwicklung der religiösen Weltanschauung die in der Urzeit epochemachende Feuererfindung war, und was dem Kunstproceß die Handgeschicklichkeit an Unterstützung zur Entwicklung bot u. s. w., das wird für das höhere intellectuelle Leben, das wir unter dem Verstandesleben im engeren Sinne verstehen, einerseits, wie wir bereits entwickelt haben,

der Einfluß des regelmäßigen Wechsels der Gestirne, und andererseits, wie nunmehr zu betrachten ist, die Schrift. Die Unterstützung der Schrift zur weitem Ausbildung der bisher bereits zur Entwicklung gekommenen Geistesanlagen, besonders aber zur Ausbildung der Verstandeskkräfte, welche Ausbildung vorzugsweise eine concentrirte Sammlung und einen gewissen Grad von klarer Uebersicht über eine Reihe von Unterscheidungselementen erheischt, welche nur durch eine ganz besondere Stärkung und durch einen hervorragenden Aufschwung des Gedächtnisses sich ermöglicht, ist oft übersehen oder doch von den Psychologen nicht in dem Maße in Betracht gezogen worden, wie das in Bezug auf die Sprache für den geistigen Aufschwung im allgemeinen der Fall war. Stützte bereits die Sprache in hohem Grade, wie wir früher sahen, die Gedächtniskräfte, da sie durch die Laute Anhaltepunkte bot, in der Gegenwart Abwesendes und also nur in der Erinnerung haftende Vorstellungen zu bezeichnen, so erhöht sich dieser Proceß nunmehr in einem ganz besondern Grade durch die Schrift, welche von neuem feste Stützpunkte liefert, sodaß die im Flusse der Sprache erzeugten Vorstellungen und zusammenhängenden Vorstellungsketten fixirt, gesammelt und übersichtsvoll der gewachsenen Verstandeskraft unterbreitet werden können. Getragen von diesem neuen unterstützenden Unterbau sammelten sich in hohem Grade die Verstandeskkräfte, welche danach strebten, das Nachdenken und die Combination nach einer bestimmten Richtung hin stetig und consequent fortzuleiten. So sehen wir an der Hand der Schrift den Geist abermals so mächtig wachsen, daß wir über die raschen Fortschritte, die nach allen Seiten hin schon während der allerfrühesten Schriftperiode unter denjenigen Völkern, welche sich derselben bedienten, gemacht wurden, erstaunen müssen.

Die frühesten und primitivsten Anfänge der Schrift sind ebenso wenig wie die Anfänge der Sprache absichtlich erfunden worden. War die Sprache, wie wir erkannten, ein natürlicher Entwicklungsproceß, der sich aus der auch den Thieren

angeborenen Anlage zum Schrei mit Hülfe anderer Factoren herausbildete, so verhält es sich mit der Schrift ganz ähnlich. Auch die Schrift ist in ihren ersten Anfängen ein ganz allmählich vorschreitender, natürlicher, absichtslos sich vollziehender Entwicklungsproceß, dessen Keim wir in der ursprünglichen Anlage zur Handgeschicklichkeit zu suchen haben. In der That sind die frühesten Gegenstände, welche die menschliche kunstfertige Hand bildete, für uns heute im gewissen Sinne bestimmt fixirte Merk- und Schriftzeichen einer vorausgegangenen Entwicklungsperiode der Menschheit. Es sind gewissermaßen absichtslos hingestellte Buchstaben und Gedenzzeichen, die uns lesen und erkennen lassen, was und worüber die frühere Menschheit nachdachte, wie sie sich die Dinge vorstellte und wie weit ihr Bildungsproceß gebiehen war. Wie dem Forscher heute aber alle aus der Erde gegrabenen Gegenstände und Geräthe mit ihren kindlichen Verzierungen und primitiven Malereien Fingerzeige und Anknüpfungspunkte sind für die innern Vorstellungen und Anschauungen, welche jene frühesten Zeichner beseelt haben, so waren alle diese naiv hingeworfenen Schnörkel und Bilder auf Steingeräthen, Geweißen und Waffen der frühesten Zeit, für die damaligen Zeitgenossen nicht minder wahrgenommene und halb unbewußt aufgenommene Anknüpfungspunkte und Merkzeichen für gewisse Vorstellungen, die den Geist innerlich Interesse abnöthigten, und die er nicht nur mit der Sprache durch Laute und Worte, sondern auch mit dem Griffel durch Zeichnungen und erkennbare Bilder dauernd fixiren und dem Gedächtniß einprägen wollte. Allein mehr noch wie alle derartigen Bilder und Merkzeichen auf Geräthen und Waffen sind es die Grabmale jener frühesten Zeit, die den Geist des Urmenschen gleichsam wie von selbst veranlaßten, zum Griffel und zum Bilde zu greifen, um das Andenken des Todten der Nachwelt zu überliefern. In diesem Sinne sind die Grabhügel und Grabsteine in der That nichts wie Merk- und Gedenzzeichen für die Ueberlebenden, welche sich der Geist getrieben fühlte zu stiften, um die Todten nicht zu vergessen. Nicht Willkür und Absicht, sondern

innerer Drang und Zwang war es, der dazu antrieb, in solcher Art die Todten zu verzeichnen, um sie der Erinnerung zu erhalten. In diesem Sinne dürfen wir daher mit Recht sagen, daß der ursprüngliche Grabcultus, der die Hand anleitete, das Grab durch äußere Merkmale zu kennzeichnen, in gewisser Hinsicht bereits ein unwillkürlicher, primitiver und embryonaler Anfang des Schriftwesens war. Die Aegypter nannten ihre Todtendenkmale *mannu*, was soviel bedeutet wie: wir gedenken, und es hängt dieser Ausdruck mit dem Namen *Memnon*, mit dem griechischen *Memnonia* und endlich mit dem deutschen „mahnen“ zusammen. Die sichtbaren dem Stoffe eingepprägten Zeichen sollen mahnen und erinnern, und zwar dauernd erinnern an die Vorstellungen, Wesen und Gedanken, auf welche sie hindeuten. In späterer Zeit, als sich der Gedankenkreis und die Interessen der Menschheit mehr und mehr erweiterten, wuchs nothwendig und unwillkürlich auch das Bestreben, neue Stützen und Handhaben zu suchen für den gedehntern Gedankenkreis. Während der Zeit des mythischen Processes, in der sich ganz besonders der Vorstellungskreis der Völker erweiterte, mußte sich in erhöhtem Maße dieses Bedürfnis kundgeben. Und in der That kam man in dieser Beziehung der religiösen Vorstellungsweise sehr früh entgegen. Neue Anregungen belebten den Geist und reflectirten sich in dem unwillkürlichen Drange, alle heiligen Tempelstätten und Götzenbilder, namentlich aber die innern Tempelwände mit Bildern und Zeichnungen aller Art zu versehen. Aber auch die Götzenbilder selbst, was waren sie mehr als verkörperte, und damit äußerlich fixirte Vorstellungen? Nehmen wir alles das, was die religiöse Kunst des Alterthums geschaffen hat, zusammen, so haben wir in allen Tempelverzierungen, Tempelbildern, in allen steinernen oder hölzernen Götzendenkmalen eine große Buchstabenreihe, gewissermaßen eine Lapidarschrift vor uns, die allen dem Cultus angehörigen Völkern objectiv deutlich und verständlich war. Aber alles das konnte dem vorschreitenden Geiste im allgemeinen nicht mehr genügen, die immer umfassender und

schärfer werdende Erinnerung drang mehr und mehr auf specificirtere Stützen und dem entsprechende Merkzeichen. Unwillkürlich griff man zum Bilde und versuchte es, die mythischen Göttergeschichten und dem entsprechende ähnliche längere Vorstellungsreihen zu fixiren und für die Erinnerung dauernd zu bewahren, und indem sich, wie bereits erwähnt, Grabmale und Tempelbauten mit Malereien und kleinen Bilderchen bedeckten, waren hiermit zugleich bestimmte Wurzeln unwillkürlich gegeben, aus denen sich die Schrift herausbilden konnte.

Im Bildungsproceß der Schriftsprache wiederholt sich selbstverständlich nun bis zum gewissen Grade das Nämliche, was auch in der Sprachbildung bezüglich der Ausbreitung zur Geltung kam. Auch hier bei der ersten Fortbildung der bereits krystallisirten Grundwurzeln, durch welche der weitere Proceß sich vollzog, tritt verhältnißmäßig viel Subjectives zu Tage, und es würde auch hier wie dort wieder unbegreiflich erscheinen, wie unter dem Einflusse dieser subjectiven Ausbildungsweise sich eine völlig objective Allgemeinverständlichkeit der von Einzelnen verschieden gezeichneten Bilder und Schnörkel anbahnen konnte, wenn nicht in ganz derselben Weise die früheste Wurzelexweiterung und Fortbildung des Proceßes von solchen Individuen stattfand, die so erhöht dastanden, daß sie mit Recht als Lehrmeister gegenüber ihren Schülern dastanden, welche ihnen unbedingte Aufmerksamkeit und Nachahmung in dieser Beziehung schenkten. Wir sehen also, es vollzieht sich hier ganz derselbe Vorgang bezüglich der frühesten Ausbildung der Schriftsprache, wie bei der der Lautsprache, und zwar nur mit dem Unterschiede, daß hier dasjenige bereits gewissermaßen bewußter und deutlicher in den Vordergrund tritt, was bei der Ausbildung der objectiven Wurzelexweiterung der Sprache sich noch weniger bewußt und halb instinctiv vollzog, nämlich die Nachahmung des Schülerkreises gegenüber dem erhöht und objectiv erhaben dastehenden, allgemein anerkannten und aufmerksam verfolgten Lehrmeister. Waren, wie wir gesehen haben, für den

objectiven Lautproceß die hervorragenden Führer und Lenker bestimmter Volkskreise unwillkürlicher Weise zu allgemeinen Lehrmeistern geworden, denen die übrigen durch Nachahmung ebenso unwillkürlich folgten, so verhielt es sich hinsichtlich des frühesten Schriftprocesses in ganz ähnlicher Weise, nur daß hier das Verhältniß des anerkannten Lehrers zu den Schülern thatsächlicher Weise deutlich und ausdrücklich hervortrat. Die objectiv anerkannten Lehrmeister aber waren bezüglich des Schriftprocesses die mit hervorragendem künstlerischen Erfindungsgeiste begabten Zauberer und Priester, welche den Griffel zum Malen und Zeichnen so zu führen wußten, daß sie bestimmte Bildzeichen schufen, denen sie charakteristische Merkzeichen einzuverleiben wußten, die auf gewisse Vorstellungen mehr oder weniger mittelbar oder unmittelbar hindeuten konnten. Da jedoch diese Hindeutungen nicht immer in der Weise einleuchtend erfunden wurden und erfunden werden konnten, wie es unmittelbar nothwendig gewesen wäre, so fand hier, ähnlich wie bei dem Spracherweiterungsproceß, von der Basis der allgemein verständlichen Wurzeln aus, ein die aufmerksame Nachahmung und Beziehung beanspruchender Kernproceß statt, der freilich bezüglich der Schriftannahme viel schwieriger war und daher in einem viel höhern und auffälligeren Grade hervortrat wie bei der Sprache, die sich bis zum gewissen Grade in! allgemeinen „Lautgleisen“ bewegt, die als angeborene Sprachbefähigung einem bestimmten zusammenhängenden Volkskreise gemeinschaftlich waren. Der objective Kernproceß, der sich für die Sprache daher von gewissen Punkten aus sozusagen unwillkürlich rasch vollzog, war daher für die objective Schriftsprache viel schwieriger, und die ganze Entwicklung konnte sich daher nur mühselig von Stufe zu Stufe erheben und sich ursprünglich nur in ganz engen Kreisen vollziehen, um von hier aus sich zu weitem Kreisen zu erweitern. So kann es uns also bezüglich der Schriftsprache in psychologischer Beziehung nicht auffallen, wenn wir beobachten, daß sich überhaupt nur sehr wenige Völker anfänglich zu höhern Stufen

der Schriftausbildung emporschwangen und das Wesen dieser höhern Schreibsprache sich in den Ländern, wo es auftauchte, anfänglich sogar nur in den allerengsten eingeweihten Kreisen verbreitete, um sich von hier aus nur ganz allmählich auch in andern Volksschichten Geltung zu verschaffen.

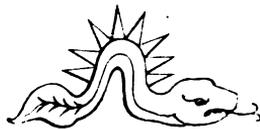
Was nun die unterste Schriftstufe angeht, auf der sich nur erst nach und nach im Bildermaterial (aus dem sich die Schrift aufbaut, wie die Sprache sich aus dem Lautmaterial erhob) die Wurzelansätze bildeten, so zeigt es sich allerdings, daß die meisten Völker der Erde diese Bilderstufe erreicht haben. Die Neigung zur Stütze der Erinnerung bestimmte äußere sichtbare Merkmale und dauernd sich erhaltende Gedenzzeichen, wie Bilder, Steindenkmale und andere Gegenstände aufzunehmen, die auf gewisse damit verknüpfte Vorstellungen hinweisen, finden wir durchgängig bei allen Völkern der Erde verbreitet. Nicht alle zwar erheben sich zur Fixation von Bildern; aber selbst im westlichen Australien fand Forster in Felsen eingegrabene Bilder, welche wir Grund haben als Bildschriften anzusehen. Auch von sehr vielen Indianerstämmen ist es bekannt, daß sie große Neigung besitzen, Zeichnungen und Bilder auf Thierfellen anzubringen, die in der Art, wie sie zusammengesetzt sind, beweisen, daß sie auf bestimmt zusammenhängende Vorstellungsketten hindeuten. Die mit diesen Bilderreihen angedeuteten und verknüpften Vorstellungen sind aber meist nur sehr schwierig zu enträthseln und zu entziffern. Die Subjectivität und Eigenart der Auffassung drängt sich bei diesen Zusammenfügungen von Bildern so sehr in den Vordergrund, daß dem Fremden und Uneingeweihten gegenüber diese Zeichnungen wie ein Rebus dastehen, an dessen Lösung er sich vergeblich versucht. Nicht mit Unrecht kann man daher hinsichtlich dieser Schriften annehmen, daß sie nur von einem kleinern Kreise selbst unter den Zeit- und Stammgenossen wirklich aufgefaßt und verstanden wurden. Eine Reihe von niedrigen Völkerstämmen besaß freilich nicht die Fähigkeit, Bilder auf Gegenstände zu zeichnen, und

ihre Erinnerungszeichen und äußern „Denkmale“ kamen daher nicht über Grabmale und gewisse Vorrichtungen zum Gedächtniß der Todten hinaus, doch findet sich bei ihnen häufig eine andere Sitte der malerischen Schreibweise, durch welche sie bekunden, daß auch sie in bestimmtester Weise das Bestreben fühlen, sich äußere sichtbare Merkzeichen in Rücksicht auf bestimmte Thatsachen und ausgezeichnete Ereignisse zu schaffen, durch welche sie der darauf bezüglichen Erinnerung zu Hülfe zu kommen suchen. Diese Sitte ist bekanntlich die Tätowirung, die bei den meisten Völkern zugleich ein mit religiösen Ceremonien vollzogener Brauch ist. Die Tätowirung ist eine malerische Auszeichnung der Person in Rücksicht auf Eigenschaften und Beziehungen, welche sich dieselbe durch Thaten und Handlungen nach dieser oder jener Richtung hin erworben hat, und in diesem Sinne sind die Tätowirstriche selten nur ein bloßer Schmuck, sondern es sind fast stets malerische und abergläubisch betrachtete Merkzeichen und also gewissermaßen Buchstaben und Bildzeichen, die auf damit verknüpfte Vorstellungen zurückdeuten. Offenbar ist die Tätowirung noch eine sehr rohe Stufe und unbehülfliche Art der Zeichenschöpfung, sie steht bei weitem tiefer wie die primitiven Malereien und die auf Thierfellen gefertigten primitiven Bildschriften der Indianer, und wir können sie daher in gewisser Hinsicht als die niedrigste Art des eigentlichen Schriftwesens ansehen. Schreiten indessen die Indianer und andere niedere Völker über diese niedrigsten Stufen hinaus, so erscheint es selbstverständlich, daß sich die Culturvölker sehr früh noch viel weiter erheben mußten, denn ihre Begabung und ihr Geschick sowol wie ihr Kunstsinne für die Malerei waren zugleich bei weitem entwickelter. Dennoch zeigen die frühesten Bilder, welche in den Culturländern Americas und am Nil als Schriftzeichen in Gebrauch kamen, noch eine große Aehnlichkeit mit den Bildschriften der Indianer, und nur langsam ging von hier aus der weitere Entwicklungsproceß der Schrift vor sich. Es gibt sich hier wie dort nur das anfängliche Bestreben kund, bestimmte Vorstel-

lungen durch eine bildlich möglichst bezeichnende Figur darzustellen. Blicken wir beispielsweise auf die indianischen Grabssäulen, die sich ganz besonders mit solchen Figuren bedeckt finden, so bemerken wir hier, daß die Vorstellung und der Begriff des Todes einfach durch einen Mann ohne Kopf bezeichnet wird. Nichts anderes ist es, wenn die Aegypter den Begriff der Nacht durch das Himmelsgewölbe und einen hineingezeichneten Stern darzustellen suchten. Ueber diesen rein bildlichen und symbolischen Charakter der Bezeichnungsweise ist die Schrift bei den niedern Völkern niemals hinausgewachsen, während sie bei denjenigen Völkern, welche genug mit Erfindungsgabe begabt waren, von dieser Basis aus höher entwickelt wurde. — Wie bereits angedeutet, waren es indessen verhältnißmäßig nur wenige Culturvölker, welche nach dieser Richtung hin eine natürliche und instinctive Erfindungsgabe entfalteten. Nur den amerikanischen Culturvölkern, und unter den Völkern der Alten Welt nur den Aegyptern und den Völkern der Keilschriften war es beschieden, nach dieser Seite hin besondere Talente zu entfalten. Können wir im Rückblick auf die gegebene Basis und auf das an die Hand gegebene ursprüngliche bereits bis zum gewissen Grade vorgebildete Material nicht von einer eigentlichen sogenannten Erfindung der Schrift reden, und zwar ebenso wenig wie wir von einer eigentlichen absichtlichen Spracherfindung reden konnten, so dürfen wir doch diejenigen Völker, die fruchtbringender wie die andern in den Fortbildungsproceß des Schriftwesens eintraten, beziehungsweise diejenigen einzelnen Individuen, die sich ganz besonders unter diesen Völkern für diese Fortbildung hervorthaten, im gewissen Sinne als die schriftfinderischen bezeichnen. Wie wir mit gleichem Rechte bei Gelegenheit des Fortbildungsprocesses der Sprache auch von hervorragenden Individuen reden durften, die sprachschöpferischer auftraten wie die übrige Menge, so auch in Bezug auf die Schrift. Wenn uns alte Schriftsteller daher die Aegypter als die Erfinder der Schrift bezeichnen, und uns Plinius sogar einen hervorragenden Mann, und zwar Menon, als den Ur-

heber der ägyptischen Schreibweise nennt, so hat das für uns keinen andern Sinn, als daß eben dieses Volk, nebst den unter ihm befindlichen hervorragenden Persönlichkeiten, den Fortbildungsproceß der Schrift den übrigen Völkern gegenüber außerordentlich förderte. Daß von einer wirklich historischen Feststellung einzelner Namen hierbei gar keine Rede sein kann, ist einleuchtend. Stellen wir die Leistungen der Mexicaner und Ägypter hinsichtlich der Schriftweise nebeneinander, so erkennen wir sogleich, daß die Culturvölker Amerikas, so viel Talent sie entfalteten, dennoch bei weitem nicht jene Stufenreihe der Entwicklung erreichten, auf denen wir das hervorragende Schriftvolk der Alten Welt, nämlich die Ägypter, nach und nach emporsteigen sehen.

Die Mexicaner begannen ebenso wie die Ägypter von derjenigen Stufe der Bildschrift vorzuschreiten, auf welcher wir zugleich viele Indianerstämme und andere niedere Völker noch heute antreffen. Es werden auf dieser niedrigen Stufe der Schreibweise, wie bereits hervorgehoben, in Bezug auf eine bestimmte Vorstellung gewisse Bilder gezeichnet, die durch ein hervorragendes charakteristisches Merkmal oder durch das ganze Bild selbst auf den Inhalt hinweisen sollen, um dem Verständniß zur Stütze zu dienen. So wurde der Name Itzcoatl (Messerf Schlange) durch das Bild einer Schlange, die Stein-



messer auf dem Rücken trägt, wiedergegeben, oder das Wort Chapultepec (Heuschreckenbergr) durch einen Berg mit einer Heuschrecke dargestellt. So faßlich und verständlich diese Schreibweise nun bis zum gewissen Grade erscheint, so umständlich, unbeholfen und so wenig flexibel verdient sie genannt zu werden. Namen die Indianer und viele andere Völker über derartige Bildandeutungen nicht hinaus,

so erhoben sich die Mexicaner schon früh zu einer höhern Schriftstufe empor, die wir die „phonetische“ nennen. Es war bekanntlich Aubin, der fleißige und geistvolle Erforscher der mexicanischen Alterthümer, welcher genauer auf die Ausbildung dieser Schriftstufe in Mexico hinwies, nachdem Humboldt und Clavigero den Hinweis hierauf in ihren Beschreibungen der mexicanischen Kunst übergangen hatten.\* — Auf der phonetischen Stufe werden die Worte bereits in einzelne Silben zerlegt, und je nach dem Klange derselben durch besondere passende Bilder wiedergegeben. So findet sich derselbe Name *Tzcoatl* im *Bergara-Codex* zerlegt in die Silbe *Tz* und *coatl*. Um ihn zu schreiben, malte man jetzt das *Tz* durch eine Waffe (*Tzli* genannt), die mit Obsidianblättchen besetzt war  und die andere Silbe *coatl*, die Schlange bedeutet, durch einen irdenen Topf, *Comitl*, und darüber das Zeichen des Wassers, Namens *Atl*. Man verschmählte also hier das Bild der Schlange und hielt sich statt dessen an die Silbenklänge, für die man Zeichen und Worte suchte, die mit ähnlichen oder gleichen Lauten begannen oder gesprochen wurden. Es ist leicht zu sehen, daß mit dieser Fortbildungsweise der Schrift die Darstellung an objectiver Unmittelbarkeit verlor, daß sie complicirter, schwieriger verständlich, und sozusagen rebusartiger wurde; aber darauf kommt es vorerst für den Fortbildungsproceß der Schreibweise nicht an. Glichen jene Unmittelbarzeichen als selbstverständliche Bilder, die eine bestimmte Vorstellung deckten, den sprachlich unmittelbar verständlichen und auch der Thiersprache zukommenden Interjectionen, so, sehen wir, beginnt jetzt von diesen Wurzeln aus ein Erweite-

\* „Herrn Aubin in Paris verdanken wir unsere erste klare Kenntniß einer Erscheinung von hohem wissenschaftlichen Interesse in der Geschichte der Schreibkunst. Es ist das ein wohlgeordnetes System phonetischer Charaktere, wovon Clavigero und Humboldt nichts bemerkt zu haben scheinen, da es in ihren Beschreibungen der Kunst nicht vorkommt.“ (Tylor, „Urgeschichte“, S. 116.) Vgl. Clavigero, „*Storia-Antica del Messico Cesena*“, II, 191, 248 fg.; Humboldt, „*Vues des Cordillères*“, XIII.

rungs- und Abzweigungsproceß, aus dem wir wahrnehmen, daß der Geist bemüht ist, die erste naive Auffassungsweise zu verlassen, um sie willkürlicher und selbständiger fortzuführen. Freilich mischt sich ebendeshalb in diesen Erweiterungsproceß sehr viel Subjectives, sodaß die Schreibweise an unmittelbarer Objectivität und Allgemeinverständlichkeit verlor, aber das Nämliche, sahen wir, war auch auf der sogenannten charakterisirenden Sprachstufe, in der die Wurzelbildung fortschritt und auf der ein allgemeinerer Erweiterungs- und Abzweigungsproceß der Wurzeln in ähnlicher Weise stattfand, der Fall. Bei der Sprache, sahen wir, wurde hinsichtlich der Schwierigkeiten, die sich für die Verständigung ergaben, die objectiv verständliche Fortbildung dadurch bewirkt, daß die Menge unwillkürlich einer bestimmten hervorragenden Person als Tonangeber innerhalb eines Sprachkreises nachzuahmen und zu folgen gezwungen war. Sollte ein allgemeinverständlicher Fortbildungsproceß der Schrift erzielt werden, so mußte also auch hier nothwendig die Autorität einer hervorragenden begabten Persönlichkeit und deren Schreibweise anerkannt, nachgeahmt und angenommen werden. Das war nun bei der Schrift zugleich um so leichter und gebotener, als es vorzugsweise nur die erfinderischen und im Nachdenken und Grübeln allen übrigen vorausgehenden Priester waren, die in den betreffenden Culturländern sich aus natürlichem Interesse der eigentlichen Schriftfortbildung widmeten. Denn die Priester waren es ja, welche vorzugsweise Gräber, Tempel und Opferbilder zu bemalen, zu schmücken und mit Gedächtnisinschriften zu versehen hatten, ihnen lag es daher auch mehr wie andern unwillkürlich nahe, die gegebenen Wurzeln zu spalten, zu erweitern und nach ihrer Auffassungsweise sinnbildlich fortzubilden. Wurde nun die Schrift anfänglich hiermit viel unverständlicher, geheimnißvoller und räthselhafter, so stimmte dieser Charakter ganz mit der Auffassungsweise des alten Priestertums, das, wie wir gesehen haben, sich selbst als etwas Zauberisches und Geheimnißvolles vorkam und es somit auch

gern sah, wenn es sich nach allen Seiten hin mit räthselhaften tief-sinnigen Zeichen und Symbolen umgeben konnte, welche nur dem Eingeweihten zugänglich waren. Hier haben wir also einen charakteristischen Unterschied zwischen Schriftproceß und Sprachproceß zu verzeichnen, der leicht einzusehen und hervorzuheben ist. Der Entwicklungsproceß der Sprache erforderte zur Fortbildung innerhalb des Sprachkreises nothwendig den offenen, lauten Austausch der sich gegenseitig zugesprochenen Interjectionen, unterstützt und begleitet von Geberden. Nur öffentlich und von den Gliedern des Sprachkreises objectiv beobachtet konnte sich die Autorität für die Fortbildung dieses Processes geltend machen. Die Sprache, können wir daher mit Recht sagen, bildet sich allein unter dem Einflusse der öffentlich verkehrenden Gemeinschaft, sie sucht sozusagen auf dem Marke des Lebens die von allen gemeinschaftlich anerkannte Autorität, um daran einen offenen Austausch zu knüpfen, bei welchem das im Einzelnen entstehende Ungehörige unwillkürlich verworfen und ausgeglichen wurde.

Völlig anders erging es mit der ersten Schriftfortbildung. Diese vollzieht sich nicht öffentlich, auch nicht innerhalb der ganzen Gemeinschaft, sondern nur innerhalb einer hierzu besonders angeregten und befähigten Kaste, sie vollzieht sich somit seitab vom öffentlichen Marke des Lebens, sich anfänglich sogar nur im stillen fortspinnend, räthselhaft und geheimnißvoll, bei solchen Gelegenheiten auftretend, wo die religiöse Phantasie zugleich lebendig angeregt wurde. So geschah es, daß die früheste Schriftbildung in den Händen der eingeweihten begabten und hierzu befähigten Priester blieb und von der Menge ursprünglich im Tempel und auf Gräbern als ein räthselhaftes Wesen angestaunt wurde, das man zur Zauberei und zur Religion in Beziehung setzte. So erklärt es sich, daß wir die frühesten Schriftzüge vorzugsweise auf Tempelwänden, Säulen, Götzenbildern, Särgen und Grabmalen eingegraben finden, Objecte, die stets Veranlassung boten, die an Zauber und Wunder gewöhnte

Phantasie der kindlichen Menge jener Zeit geheimnißvoll zu bewegen.

Die phonetische Schriftstufe und Schreibweise, sagten wir, war ein Fortschritt des Schriftprocesses, trotzdem sich anfänglich Bilder und Züge hierbei für den Uneingeweihten ins Räthselhafte verloren; denn die selbstverständlichen Wurzeln erweiterten sich, es entstanden Abzweigungen, die sich dem Lautproceß und der Sprache zugleich anzuschmiegen und zu nähern suchten. Ueberall, wo die Schrift später in einer künstlicheren und schwierigeren Form aufgetaucht ist, mußte daher dem Entwicklungsgange gemäß vorher die phonetische Stufe bereits durchlaufen worden sein. Die phonetische Schreibweise, die sich von der unmittelbaren Objectivität durch Willkürlichkeiten bedeutend entfernt\* und die daher nur dem Eingeweihten zugänglich blieb, bildete daher eine Zwischenstufe, die erst ganz allmählich zum eigentlichen Alphabet überführte. Die Mexicaner sind nicht über die phonetische Schreibweise hinausgekommen. Erst der befähigtern Priesterwelt der Aegypter und der Völker der Keilschrift war es beschieden, den Schriftproceß weiter fortzuführen und ihn zu einer noch höhern alphabetischen Stufe emporzuheben.

Uebersichten wir die berühmten hieroglyphischen Inschriften der alten Aegypter, so treten uns eine Unzahl eigenthümlicher charakteristischer Bilder entgegen, wir erblicken tausenderlei Figuren, die uns leblose und lebendige Objecte darstellen sollen, und wir nehmen unter ihnen Thiere, Menschen, Pflanzen, Himmelskörper, Waffen

\* So wurden bei dieser Schreibweise nicht nur ganz eigenthümliche Bilder gewählt, sondern auch oft ganze Silben ausgelassen, welche der Leser errathen mußte. Als Beispiel hierzu führen wir den Namen Teocaltitlan an, d. h. „Ort des guten Hauses“, derselbe wurde durch die verschiedenen Silben (mit Ausnahme des eingeschobenen ti) ausgedrückt: durch Rippen (tentli), Weg (otli), Haus (calli) und Zähne (tlantli). Stellen wir die Anfangsilben der betreffenden Worte und dazu gewählten Bilder zusammen, so fehlt das ti, das errathen werden muß. Aber auch die gewählten Bilder, wie z. B. (das Bild des Weges mit Fußstapfen darauf)  wird nicht sogleich verständlich erscheinen.

und Werkzeuge aller Art wahr. Kaum kann es hinsichtlich mancherlei Zusammenstellungen dieser Art etwas Rebusartigeres geben. Räthselhaft thut sich bei Betrachtung der Schriften ägyptischer Denkmale eine Welt vor uns auf, die uns im allgemeinen so unendlich viel zu sagen scheint und im einzelnen dennoch jahrhundertlang den spätern Völkern nur ein undurchbringliches Dunkel blieb. Wie und auf welche Weise in neuerer Zeit dieses Räthsel gelöst wurde, und welche hervorragenden Forscher auf dem Gebiete der ägyptischen Schriftentzifferung einem Champollion folgen konnten, das zu berichten überlassen wir der Geschichte der ägyptischen Alterthumsforschung. Uns interessiren hier nur die ägyptischen Schriftzeichen vom Gesichtspunkte des geschichtlichen Entwicklungsprocesses des Schriftwesens selbst.

Ueberblicken wir den bisherigen Entwicklungsgang der Schreibsprache, so bemerken wir, wie sie vom unmittelbar selbstverständlichen Bilde, mit dem ein ganzes Wort durch ein congruentes Bild wiedergegeben wurde (wie das Bild des Pferdes für Pferd u. s. w.) sich zur phonetischen Schreibweise erhoben hatte, in der das Wort in Silben gespalten und jede einzelne derselben durch ein Wort und Bild wiedergegeben wurde, das mit der gleichen Silbe begann. Für den Eingeweihten und den mit den Bildzeichen Bekannten vereinfachte sich damit die Schrift; denn wo in der mexicanischen Sprache die sehr häufig gebrauchte Silbe *co* vorkommt, da wurde nun stets das Wort mit gleicher Anfangsilbe *comitl* (Topf) eingeführt und also stets für *co* ein irdener Topf  gemalt. Damit war also für den Kenner ein dauerndes charakteristisches und typisches Zeichen für eine stets wiederkehrende Silbe gewonnen. Es gab in der mexicanischen Sprache in der That noch sehr viele andere Worte, die mit *co* begannen, um nun gerade das bestimmte Wort *comitl* allgemein zur Bezeichnungsweise für die Silbe *co* zur Verwendung zu bringen, dazu bedurfte es der Autorität, die, wie ersichtlich, für den Schriftproceß auf der phonetischen und

Charakterisirenden Stufe in noch viel erhöhterer Weise nothwendig war, wie beim Sprachproceß. Es setzte sich also die bisherige Schrift aus selbstverständlichen Bildern, die wir Schriftinterjectionen nennen, und bestimmten Wortzeichen, die für bestimmte, stets in der Sprache wiederkehrende charakteristische Anfangsilben standen, zusammen, die wir deshalb kurz Schriftcharacteristica nennen.

Die ägyptische Hieroglyphenschrift besteht nun ihrem Wesen nach theils aus solchen auf der untersten Stufe gebildeten Schriftinterjectionen, wie das Bild des Adlers für Adler, des Pferdes für Pferd u. s. w., theils jedoch aus solchen Bildern, die sich als Sprachcharacteristica ausweisen, wie z. B. das Wort Brotlaib, das Ta hieß, allgemein für die Silbe ta geschrieben wurde. Allein die Aegyptier thaten noch einen weitem Schritt vorwärts und begannen die Worte nicht nur in Silben, sondern sogar in Laute zu spalten, und waren also bestrebt, bestimmte Worte, die mit einem bestimmten Laute begannen, dauernd für diesen stets wiederkehrenden Laut einzuführen. So also konnten die ägyptischen Priester dazu kommen, einfache Wortzeichen und Figuren zu einem Alphabet zusammenzustellen. Man schrieb nun für a das Bild des Adlers, weil der Adler Ag oder Achem hieß, für t eine Hand, weil sie Tot, für r einen Mund, weil er Ro, und für l einen Löwen, weil er Laboi genannt wurde, und so entstand ein ägyptisches A-b-c, das bereits Plutarch auf 25 Buchstaben angab.

Es gab jetzt also Interjectionsbilder, Schriftcharacteristica (oder Silbentypen) neben bildlichen Buchstabentypen in der Hieroglyphenschrift nebeneinander und miteinander gemischt, und es ist daher leicht zu übersehen, daß das Durcheinander der Schreibweise verschiedenartiger Stufen dem Leser die Entzifferung des Inhalts sehr erschwerte. Das Lesen war denn auch den eingeweihten Aegyptern selbst keine so ganz leichte Sache, und sie nahmen bei ihrer Schreibweise sehr häufig Rücksicht darauf, sich das Verständniß zu erleichtern, indem sie den Inhalt mehreremale hintereinander in phonetischer,

interjectioneller und endlich alphabetischer Buchstaben-Schreibweise wiederholten. Wo ihnen die selbstverständlichen Interjectionen zur Hand waren, nahmen sie dieselben selbst später gern noch in Gebrauch, um den Inhalt abzukürzen. Um aber die Interjectionsbilder von den alphabetischen Buchstabentypen zu unterscheiden, halfen sie sich dadurch, daß sie über dem Interjectionsbilde ein Zeichen, und zwar gewöhnlich einen Strich anbrachten. Wollten sie z. B. Mund schreiben, so schrieben sie nicht gern alle vier Buchstaben durch vier einzelne Bilder, sondern sie malten einfach einen Mund, der Ro hieß, da Ro aber auch alphabetisch für r stand, so wurde zum Unterschiede von r ein Strich über den gemalten Mund gemacht. Ähnlicher Abbrüviaturen bedienten sich die Aegypter überhaupt gern, und sie griffen zu ihnen, selbst wenn sie das Bild nicht rein selbstverständlich und interjectionell zur Bezeichnung wählten, sondern nur eine sinnbildliche und ideographische Bedeutung dafür anführten. „Klein“ hieß beispielsweise scherau und „schlecht“ ban, beide Worte bezeichnete man gern durch das Bild des Sperlings, und zwar nur deshalb, weil dieser Vogel in Aegypten in großer Verachtung stand und den Fellahs ein Schrecken war. Ähnlichen Zeichen, die rein ideographischer Natur sind, begegnen wir in der ägyptischen Schrift sehr häufig, sie dienten zur Abkürzung und waren doch dem Gedächtnisse rasch zugänglich, sobald sie einmal aufgenommen waren. Die Hieroglyphen enthalten also, wie wir hiernach übersehen, vier Elemente, und zwar finden wir unter ihnen ein interjectionelles, ein phonetisches, ein alphabetisches und ein ideographisches. Unterstützten sich alle diese Elemente für den schreibenden Aegypter, so mußte die Abwechselung unter ihnen und die häufig auftretende Doppelschrift die Entzifferung für den uneingeweihten Forscher der spätern Zeit außerordentlich erschweren, und wir haben darin einen Grund zu suchen, weshalb sich die Aufklärung der einzelnen gefundenen Texte oft so verhältnismäßig lange verzögerte.

„Die Hieroglyphen finden sich unverkürzt auf Holz und Stein

geschrieben, wo sie größer ausgeführt sind, oftmals farbig und ausdrucksvoll. Der Art der Charaktere gemäß kann die Schrift von oben nach unten, von links nach rechts oder umgekehrt laufen, das letztere ist wie in semitischen Schriften das Gewöhnliche.“\*

Erst ganz allmählich bildete sich nun neben der im großen ausgeführten priesterlichen Schrift, wie sie auf Stein und Holz zur Verwendung kam, noch eine dem entsprechende Currentschrift, die sich zu der mächtigen Bilderschrift wie unser Geschriebenes zum Gedruckten verhielt, und mit der man nun auch auf andere leichter zugängliche Gegenstände, wie namentlich auf Papyrus schrieb. Clemens Alexandrinus nannte diese Currentschrift Hieratisch. Aus diesem sogenannten hieratischen Alphabet hat sich, wie anzunehmen, das phönizische, das hebräische, das griechische und römische Alphabet abgezweigt, und auch wir Deutschen haben Grund anzunehmen, daß unsere Schrift ursprünglich den Hieroglyphen entstammt, sodas unser heutiges a demnach nichts anderes wie ein im Laufe der Zeit entstelltes Bild des Wurzelbildes aus dem Aegyptischen wäre, das den Adler darstellte.

Bekanntlich hat sich in Aegypten neben der hieroglyphischen und hieratischen später noch eine dritte Schrift gebildet, welche die demotische heißt und einer jüngern Sprache angehört, die sich gegenüber dem eigentlichen alten, geheiligten Aegyptisch später ähnlich verhielt wie unser heutiges Plattdeutsch zum Hochdeutschen, oder besser, wie das Prakrit zum Sanskrit, oder die vulgär-arabische Sprache zur Sprache des Korans und der Hamasa.\*\*

Die Geschichte des Schriftprocesses lehrte uns, wie wir sahen, daß die Schreibweise sich nur von bestimmten Volkskreisen (und zwar den priesterlichen) allmählich unter alle Schichten der Gesamt-

---

\* Vgl. L. Stern, „Ueber Schrift und Literatur der alten Aegypter“ („Ausland“, Jahrg. 1869, S. 843).

\*\* Vgl. ebend., S. 843.

bevölkerung verbreitet hat, und es hat verhältnißmäßig sehr lange gebauert, bevor das Schreiben über den Priester- und Gelehrtenstand hinausgedrungen ist. Wir können uns daher nicht wundern, wenn ein Schreiber bei den Aegyptern zugleich soviel wie ein Gelehrter, ein Wissenschaftler ist.\* In der That diente ja der Schriftproceß hauptsächlich, wie wir im Eingange dieses Kapitels hervorhoben, dazu, die intellectuellen Kräfte zu heben, die Sammlung zu erleichtern, den Ueberblick durch die neu gestützte und getragene Erinnerung zu erhöhen, und somit die Combinationsgabe mehr und mehr in Aufschwung zu bringen. Der grübelnde erfinderische Geist hatte eine neue Stütze gewonnen, kraft deren er dem innern Vorstellungsleben überhaupt einen neuen mächtigen Anstoß zur Fortentwicklung verlieh. Immer umfangreicher und tiefer gestaltete sich, getragen durch dieses Hülfsmittel, die Anschauung der Dinge, immer vollkommener gelang es denen, welche sich mit dieser Stütze betraut gemacht hatten, die Weltgeschichte zu durchforschen und die Naturgeschichte zu erfassen, und wir können mit Recht sagen, was wäre der Forscher und der Gelehrte überhaupt ohne den Unterbau der Schrift, auf deren Pfeilern er sein Wissen stützt und dauernd befestigt. In der That, nur erst der feste Kitt der Schrift konnte dem durch die Phantasie trotz der Sprache bisher unet getriebenen Vorstellungsleben jene dauernde Festigkeit und Continuität verleihen, durch welche sich die früheste Wissenschaft, die „Gelehrigkeit“ und das primitive Gelehrtenthum des grauesten Alterthums begründen und entwickeln konnte. Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, wie sich die geistig-intellectuellen Anlagen durch die Beobachtung und Anschauung der Himmelserscheinungen erweiterten, wie sich besonders das Raum- und Zeitbewußtsein hob und eine ruhigere, weniger abschweifende Betrachtungsweise der Dinge allmählich plaggriff. Diesen Anstößen und äußern Anleitungen kam jetzt von anderer Seite die

\* Vgl. L. Stern, „Ueber Schrift und Literatur der alten Aegypter“ („Ausland“, Jahrg. 1869, S. 843).

Entwicklung der Schrift zu Hülfe, um den Entwicklungsproceß der intellectuellen Fähigkeiten, die auf klarer Uebersicht aller Verhältnisse, auf Nachdenken, Ueberlegung, Sammlung und Berechnung beruhen, zu beschleunigen und zu verstärken. Eine ähnliche Unterstützung gewährten dem geistigen Streben nach Uebersicht und Berechnung zugleich die Merkzeichen der Zahlen, deren Entstehung wir im folgenden Kapitel betrachten werden.

---

Auch die Chinesen machten im Schriftproceß früh den Fortschritt von Bildern zur phonetischen Schrift. Sie begannen damit, die einfachsten Umrisse von Sonne, Mond, Schildkröte, Fisch, Art, Baum, Hund u. s. w. zu zeichnen und bildeten so Charaktere, die noch heute vorhanden sind und als die Ku-wän oder alte Bilder von den Chinesen bezeichnet werden.\* Diese Bilder haben sich selbstverständlich im Laufe der Zeit sehr verändert, doch sind ihre Formen noch zu sehen und werden noch in gewissem Maße in chinesischer Schrift angewendet, wie in den Charakteren für Mann, Sonne, Mond, Baum u. s. w. Die meisten der jetzt angewendeten Charaktere bestehen aus zwei Zeichen, und zwar das eine für den Klang, das andere für den Sinn, sie heißen hing-sching, d. h. Bilder und Klänge. Nun ist bekanntlich die chinesische Sprache sehr wortarm, und die Chinesen gebrauchen daher sehr viele gleichlautende Worte für viele Begriffe und Bezeichnungen. So bedeutet das Wort tschow = Wellenträufeln, ferner heißt tschow Schwaghastigkeit, ferner das Fladern der Flamme, Wagendeißel u. s. w., eigentlich aber ist die Haupt- und Grundbedeutung von tschow Schiff, und das Bild des Schiffes wird daher für das Wort tschow eingesetzt. Soll nun tschow Flamme bedeuten, so wird das Zeichen des Feuers darüber gesetzt, soll es Schwaghastigkeit bedeuten, so wird das Merkmal der Rede u. s. w. als Determinativ hinzugesetzt.

Was die Alphabete und ihre Entstehung anlangt, so hat Mr. Samuel Sharpe den Versuch gemacht, die hebräischen Buchstaben von ägyptischen

---

\* J. M. Caflery, „Systema Phoneticum Scripturae Sinicae“, I, 29; Endlicher, „Chinesische Grammatik“, S. 3.

Hieroglyphen abzuleiten, und bleibt auch noch mancher einzelne Punkt hierüber zu untersuchen übrig \*, so dürfen wir doch als feststehend annehmen, daß die Juden und die Phönizier die Schreibkunst von den Aegyptern im wesentlichen überliefert erhalten haben. Fast mit Recht darf man aber vermuthen, daß das hebräische, samaritische, syrische und selbst das griechische Alphabet einen gemeinschaftlichen Urheber gehabt haben, da ihre Buchstaben in gleicher Ordnung folgen und fast gleiche numerische und vocale Bedeutung haben. Es ist möglich, daß von diesen Alphabeten das samaritische das älteste ist. Unter dem Namen des phönizischen ist das samaritische der Grundstock der meisten jetzt im Gebrauch befindlichen Alphabete. Die Juden gebrauchten es bis zur Zeit des Esra; als sie sich von den Samaritern trennten, wurde es dagegen durch das chaldäische (das jetzige hebräische Alphabet) ersetzt.\*\* — In Bezug auf das Schreibmaterial sei hier kurz erwähnt, daß es wahrscheinlich verhältnißmäßig langer Zeit bedurft hat, bevor die priesterlichen Schreiber der Urzeit auch auf andern Gegenständen, die nicht wie Tempelwände, Sarkophage, Säulen und Stelen geweiht und geheiligt waren, zu schreiben begannen. Erst in der Zeit, da sich durch die hieratische Schrift die Kunst verallgemeinerte und man das Schreiben zu vielerlei andern Zwecken zu gebrauchen begann, ging man dazu über, zugleich bequemeres Schreibmaterial herbeizuschaffen. In Aegypten wurde dann alsbald die Aufzeichnung auf Papyrusrollen allgemeiner, während Plinius wol nicht ganz mit Unrecht bemerkt, daß man als die ältesten Schreibmethoden die auf Palmblättern und auf Baumrinde ansehen könne, auf denen heute noch in Indien und Ceylon geschrieben wird. Daß das Schreiben auf Ziegen- und Widderfellen gleichfalls uralt ist, trotzdem Gesetzgeber und Religionsstifter der Dauerhaftigkeit und Heiligkeit halber auf Stein-

---

\* Vgl. Tylor, „Urgeschichte“, S. 131. Es wird nicht zu leugnen sein, daß sich bezüglich der spätern Ausbildung, Uebersieferung und Vervollkommnung der Alphabete und alphabetischer Schreibmethoden schon in höherm Grade Willkür, Absicht und Erfindungsgabe Einzelner geltend machten. Ganz unverändert und ohne mannichfaltige Zusätze haben sich die Alphabete daher niemals übertragen können, und wenn uns Tylor sogar Beispiele beibringt, die völlig erweisen, daß sich selbst unter niedrigen Völkern Geister fanden, die (wie der Neger Momuru Doalu Bulere) eigenthümliche syllabische Schreibmethoden und Alphabete erfanden, so zeigt sich, daß hier schon die freie Erfindungsgabe vorwaltet und in den Vordergrund tritt.

\*\* Vgl. auch „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 1100.

tafeln geschrieben (vgl. Eröd. 26), beweisen uns die Urkunden der alten Jonier, die nach Herodot auf Schaf- und Ziegenfellen geschrieben waren. Die weitere Geschichte der VerboUkommnung des Schreibmaterials liegt nicht mehr im Bereich unserer Betrachtung. — Endlich sei noch hinzugefügt, daß auch die persischen Keilschriften ihren Ursprung gewissen Bildern verdanken, in ganz der nämlichen Weise wie die ägyptischen Hieroglyphen.

---

### 3.

#### Die Entstehung der Zahlzeichen.

Die Steinkreise als selbstverständliche niederzeichnete Zahlzeichen. — Das Zählen als schärfstes und bestimmtestes Merken und Erinnern. — Die Unterstützung des Zählens als schärfste knüpfende und sondernde Verstandesoperation vermöge der Zahlzeichen als dauernde Erinnerungsmerkmale. — Hinweis auf die schwächere und undeutlichere Zahlunterscheidung der Thiere. — Die Feststellung der Zahl als vergleichbare Größe in Rücksicht auf einen constanten objectiven Grundmaßstab. — Das Zählen der niedern Völker durch Körpermaße, wie Finger und Handbreiten. — Das Zahlenmerken durch den Quipu und die Verbreitung dieser Zahlenmerkwiese. — Hinweis auf die Hervorbildung der Zahlzeichen aus den Bildschriften. (Vgl. zugleich die Anmerkungen zum Schluß des Kapitels.)

---

In gleicher Weise wie die Bilder und Schriftzeichen sind auch die Zahlen nur objectivirte Erinnerungsmale und Gedankzeichen, an denen sich die auf das Zählen gerichtete Verstandesoperation aufrichtet. Die Entstehung der Ziffern hängt zugleich aufs engste mit der Entstehung der Buchstaben zusammen. In einer ähnlichen Weise, wie die steinernen Monumente und Grabmale sichtbare und objectivirte Vorstellungen waren, die in ihrem Lapidarstile gewissermaßen mächtige Schriftzüge darstellen, aus denen wir lesen, was im Innern der Menschen vorging, und die uns noch heute in

ihren Zügen deutlich an die längstverfunkenen Vorstellungen und Weltanschauungen der verflossenen Zeit erinnern, so bildeten die nebeneinandergestellten Grabsteine und Tumuli gewissermaßen ursprüngliche und selbstverständliche Ziffern, die zugleich auf die Anzahl der unter ihnen begrabenen Todten hindeuteten. Nicht nur an die Verschollenen und Abwesenden überhaupt wollte sich der Geist nachdrücklich erinnert fühlen, sondern er wollte auch jeden Einzelnen gegenüber den übrigen in der Erinnerung gesondert wissen, um keinen zu vergessen, deshalb bezeichnete er das Grab jedes Einzelnen selbst da, wo er eine große Anzahl von Todten zusammen zu beerdigen sich genöthigt sah. Für jeden Einzelnen schuf er sich durch ein Merkmal ein bestimmtes äußeres Erinnerungszeichen, das ihm lieb und werth war. — Backhouse bemerkte eines Tages in Bantienensland, wie ein eingeborenes Weib mehrere Steine ordnete, welche flach, oval, etwa zwei Zoll lang und in verschiedenen Richtungen mit schwarzen und rothen Linien gezeichnet waren. Diese bezeichneten gefärbten Steine stellten, wie er erfuhr, abwesende Freunde vor.\* Werfen wir einen Blick auf die sogenannten Steinkreise des Nordens, welche mit ihren wunderbar geordneten Merkmalen gemeinschaftliche Grabstätten darstellen, so erblicken wir in diesen sonderbaren Denkmälern Schriftzüge, die in ihrer Art, wie alle Steinsymbole überhaupt, die natürliche Vorstufe zur Bildschrift darstellten. Es sind alle diese Steindenkmale an sich selbstverständliche fixirte Erinnerungszeichen, in denen Begriff und Zahl noch völlig ungetrennt verschmolzen waren. Erst in einer spätern Entwicklungsperiode und bei weiterer Ausbildung des Schriftwesens konnte es geschehen, daß das Zeichen der Zahl an sich völlig bewußt von den Bildern getrennt wurde, welche letztern zugleich Begriffe und Vorstellungen ausdrücken. Fällt das Denken als intellectuelle Thätigkeit unbedingt schwer, oder ist es vielmehr gar nicht möglich ohne den stützenden

---

\* Vgl. Tylor, „Urgeschichte“, S. 139.

Unterbau der Sprache (weil sich ohne die sprachliche Hilfe die Vorstellungsreihen nur unbehülflich abwickeln und einander durch Abschweifungen gestört nicht klar und sicher genug folgen), so mußte sich dem entsprechend gerade diese Art von intellectueller Fähigkeit außerordentlich heben, sobald der Unterbau der Sprache abermals neue und festere Stützen in dem Schriftwesen gefunden hatte. Das genaue Zählen als eine schon höhere intellectuelle Operation konnte daher nicht früher klar und genau zu Stande kommen, bevor im allgemeinen Denken und Nachdenken so sicher gestützt waren, daß sich die hieran geknüpften Bewegungen übersichtsvoll nach allen Seiten hin gestalteten. Diese Uebersicht und Klarheit konnte aber erst völlig erreicht werden durch die äußerlich sichern Anhaltspunkte der Schriftzeichen, in denen sich das an der Hand der Sprache bewegende Denken sichtbar spiegelte. Der Geist erkannte gewissermaßen instinctmäßig sehr bald, inwieweit dem Prozesse des Nachdenkens das äußerlich sichtbare Merkzeichen nützlich und behülflich werden mußte, und die Naturvölker haben daher alle Versuche gemacht, sich bestimmter äußerer Merkzeichen zur Erinnerung wichtiger Handlungen zu bedienen. Wir haben in dieser Beziehung bereits das Tätowiren erwähnt. Es ist bekannt, daß bei Südvölkern durch Tätowirstriche die Anzahl erschlagener und verspeister Feinde angemerkt wird, und in dieser Beziehung dienen daher die Tätowirstriche zugleich als Zahlzeichen. — Das Schreiben mischt sich hier noch innig mit dem Zählen, und das deutliche, bewußte Zählen geht ursprünglich als Verstandesoperation ohne die unterstützenden hinzugenommenen Merkzeichen nicht von statten, ja wir können sagen, daß durch die Zahlzeichen unterstützt das Zählen und die Zahl nur erst vollends klar ins Bewußtsein tritt.

Daß auch die Thiere zählen können, diese Thatsache ist im allgemeinen nicht zu bezweifeln; denn es ist festgestellt, daß die meisten höhern Geschöpfe eine große oder eine kleine Menge von Feinden recht wohl zu unterscheiden wissen. Der Hase, der von

vielen Hunden gleichzeitig angegriffen wird, weiß dies, wie seine Bewegungen beweisen, recht wohl; er läuft ganz andere Wege, als wenn nur ein einziger Hund hinter ihm her ist. Würden wir aber aus dieser Thatsache den Schluß ziehen, daß die Thiere genau zählen können, so wäre das ein Irrthum. Man hat zwar mit einigen Thieren in Bezug auf das genauere Zählen Versuche angestellt und aus Beobachtungen schließen wollen, daß sie bis zu einer gewissen Zahl ganz deutlich zählen. Allein der Beweis, ob dieses wirklich ganz genau der Fall ist, läßt sich nur schwierig oder gar nicht eigentlich führen. Wir müssen daher dabei bleiben, daß nur erst die Stütze des äußern Merkmals diese Vorstellungsthätigkeit zu einem deutlicheren und genauern Ausdruck bringt, diese Stützen entbehren aber die sprach- und handlosen Thiere von vornherein, und ihr Zählen bleibt daher ein nur mehr oder weniger unbestimmtes Rathen. Denn das Zählen als Verstandesoperation ist eben mehr als ein unbestimmtes Unterscheiden zwischen einem und vielem, wie es Hund, Hase, Elster und andere Thiere thun, es beruht seinem Wesen nach auf der genauen Einsicht in alle diejenigen einzelnen Theile, die sich zwischen das Eine und Viele einschieben. Das Zählen ist also offenbar nichts weiter als ein genaues und haarscharfes Unterscheiden, d. h. ein exactes Sondern und richtiges gegenseitiges Abwägen und Schätzen. Diese genauere Schätzungsweise bedarf aber nun eben, um klar zu Stande zu kommen, bestimmter und fester äußerer Merkzeichen, und je besser, sorgfältiger und geschickter wir uns durch solche äußere Handhaben und Zeichen zu unterstützen verstehen, um so besser und rascher werden wir Zahlen, Größen und Verhältnisse gegeneinander schätzen. Allein dieses Geschick mußte in der Urzeit nicht nur erst erworben werden, sondern es besaßen zugleich auch nur bestimmte Völker eine hierzu geeignete innere Begabung. Diese eigenthümliche Begabung wurde um so mehr erfordert, als das Zählen neben der erwähnten genauern Einzelunterscheidung zwischen Einem und Vielem als Verstandesoperation

gleichzeitig noch eine andere Thätigkeit voraussetzt, welche in höhern Grade nur wenigen Völkern von vornherein zukam. Diese Verstandesthätigkeit ist die Generalisationskraft, d. i. das abstrahirende Verallgemeinerungsvermögen. Die sogenannte Abstraction hatte bisher nur sehr geringe Anhaltspunkte gefunden; denn der Sinn und die Betrachtungsweise des Menschen waren ursprünglich zu mächtig an das Einzelne und Concrete gebunden. Die Sprache, welche dem abstrahirenden Generalisationsvermögen in vieler Hinsicht Hülfe leistete, war bezüglich der frühesten Anschauungen und Vorstellungen doch nur zumeist an solchen Dingen zum Ausdruck gekommen, die an ihrer charakteristischen Bezeichnungsweise erkennen lassen, wie sehr der sprachliche Bezeichnungssinn an den individuellen concreten Einzelmerkmalen haftete. Wollte der Mensch die Dinge verallgemeinern und ein gemeinsames Grundmerkmal an vielen Dingen suchen, um sie durch dieses zu kennzeichnen und zugleich alle übrigen individuellen Merkmale an den verglichenen Objecten zu übersehen und zurückzustellen, so mußte er hierzu nicht allein ein bereits hoch ausgebildetes Sammlungsvermögen, sondern, was gleichzeitig damit verbunden ist, auch eine zusammenfassende Uebersicht in der Erinnerung zur Vergleichung vieler der Vorstellung nicht sogleich gegenwärtiger Gegenstände besitzen. Das Erinnerungsvermögen ist es also ganz besonders, das hoch ausgebildet sein mußte, um den Abstractionsproceß überhaupt vollziehen zu können. Der feste Unterbau der Schrift aber war es eben ganz besonders, wie wir sahen, welcher der Erinnerung zu Hülfe kam, und zwar in einem noch viel höhern Grade wie die Sprache, und so können wir uns nicht wundern, wie einige Völker an der Hand der schriftlichen Erinnerungszeichen in Rücksicht auf eine ganz besonders hervorragende innere Anlage zur Generalisation, sehr bald dazu übergingen, alle concreten Gegenstände durch gewisse möglichst farblose Bilder und Zeichen (wie Striche, Finger oder Steine) so weit zu verallgemeinern, daß sie im Hinblick auf ebendiese abstracten Zeichen nur noch als all-

gemeine Größen irgendeines constanten und objectiven Maßstabes, d. h. als Zahlen, betrachtet wurden. In der That stellt uns die Zahl jedes beliebige Ding als bloße rechnungsfähige, d. h. mit andern Dingen in Bezug auf einen allgemeinen Grundwerth hin vergleichbare Größe vor. — Es ist noch etwas anderes, bestimmte Dinge und Gegenstände zu zählen, als alle Dinge überhaupt als bloße Zahlen und Größen in Bezug auf Raum und Zeit als letzte Grundmaßstäbe anzusehen. Erst diejenigen Urvölker, welche sich in ihren Anschauungen und Beobachtungen der Zeit und der Raumverhältnisse so hoch emporschwangen, daß sie einen Grundmaßstab einführen konnten, der sich der Uebereinstimmung und Anerkennung aller Beobachter zu erfreuen hatte, begannen thatsächlich zu rechnen und endlich zu berechnen. Wir werden in den folgenden Capiteln genauer sehen, wie sich diese früheste Rechnungsweise der Dinge nach seiten des Raums und der Zeit ausbildete und wo sie ihre Anknüpfungspunkte suchte, um zu objectiv anerkannten und constanten Werthmessen und Maßstäben zu gelangen. Für jetzt beschäftigt uns nur die Vorbedingung des Rechnens, nämlich die Entstehung und Hervorbildung der Zahl. — Das Zählen verhält sich zur Berechnung wie das Sprechen und Schreiben zur wissenschaftlichen, schriftstellerischen Gedankenarbeit. Wie das Sprechen am Laut, das Schreiben am Buchstaben, so kommt das Zählen gleichfalls nicht ohne Merkzeichen und nicht ohne genaue Unterscheidung, beziehungsweise Verallgemeinerung der einzelnen Gegenstände zu Stande. Schon früh zählten die Völker ihre Viehheerden. Aber die Objecte der Heerden waren Dinge und Gegenstände, die man sich stets vergegenwärtigen konnte, während der Mensch bei zunehmender Erinnerungskraft auch das zu zählen bestrebt war, das dauernd abwesend war. Hierzu bedurfte er ganz besonders äußerer Anlehnepunkte für die Erinnerung, und er suchte dieselben in nahe liegenden und bequem zur Hand gelegenen Gegenständen. — So geschah es, wie erwähnt, unvermerkt, daß der Urmensch die Todten an den Steinen zählte, die in dem

Steinkreise und der gemeinschaftlichen Grabstätte bei den Leichen-  
ceremonien für sie niedergelegt waren. Diese Steine waren ihm  
gleichsam selbstverständliche natürliche Merkmale, an welche sich un-  
mittelbar das Zählen abwesender Gegenstände in der Erinnerung  
anknüpfte. Als nun in den bestimmten Kulturländern die Schrift-  
zeichen aufkamen, da behalf man sich nun nicht mehr mit Steinen,  
mit bunten Tätowirstrichen oder den Fingern, sondern man ging  
dazu über, auch für die Zahlen ganz bestimmte Schriftzeichen  
einzuführen. Dennoch hat es in einigen Ländern verhältnismäßig  
lange gedauert, bevor man mit Hinweglassung der Finger zur An-  
wendung bestimmter Zahlzeichen überging. Die Völker, die das  
Schriftwesen überhaupt nicht hoch durchbildeten, blieben selbstver-  
ständlich bei den rohen bunten Tätowirstrichen oder bloßen äußer-  
lichen Auffammlung der Skalpe stehen, die ihnen die Zahlen der  
erschlagenen Feinde dauernd vergegenwärtigen mußten. Unter einigen  
Völkern bildete sich indessen noch ein anderes Verfahren aus, um  
Zahlen dauernd zu merken und leicht und bequem zu zählen. Dieses  
Verfahren bestand darin, als Erinnerungszeichen einen Knoten in  
eine hierzu bestimmte Schnur zu knüpfen. Diese Knotenschnur war  
der sogenannte Quipu. Das Wort Quipu bedeutet Knoten und ge-  
hört der peruanischen Sprache an. Die Quipos dienten in Peru  
als Merkzeichen selbst noch in jener Zeit, da die Kultur hier selbst  
sich außerordentlich entwickelt hatte. Dadurch, daß man die Schnuren  
zugleich färbte, versuchte man es auch, Verschiedentliches durch die  
Quipus zu bezeichnen, bequemer jedoch, wie zur bildlichen Bezeich-  
nungsweise complicirter Vorstellungen, dienten sie zur Zahlenbe-  
zeichnung, und in der That waren die Quipus nichts anderes wie  
eine bequeme Zahl- und Rechentafel, und wir haben uns daher nicht  
zu wundern, wenn uns Eschubi berichtet, daß die Hirten auf den  
Gebirgsplateaux jener Länder noch heute die Ochsen, Kühe, Milch-  
kühe u. s. w. der Zahl nach durch den Quipu verzeichnen. Tylor  
berichtet, daß auf diese Weise in alten Zeiten daselbst die Armee-

listen eingerichtet waren. Auf einer bestimmten Schnur waren die Schleuderer verzeichnet, auf einer zweiten die Streitkolbenträger, die Lanzenträger u. s. w. Wir besitzen eine große Anzahl Quipus, von denen es ungewiß ist, was sie eigentlich bedeutet haben; doch so schwierig und fast unmöglich es ist, ohne Schlüssel diese Verzeichnungsweise zu entziffern, so hat man doch ein Recht zu vermuthen, daß wir in ihnen nichts weiteres vor uns haben wie Stammlisten, Vermögensangaben, Kriegs- und Steuerlisten, sowie Zahlenangaben Verstorbener. In den südlichen Provinzen von Peru sollen sich, so berichtet Tylor, Indianer finden, welche vollkommen vertraut mit dem Inhalte gewisser aus alten Zeiten erhaltener historischer Quipus sind, allein sie halten ihre Kenntniß besonders den Weißen gegenüber geheim. Auch von den Chinesen behauptet man, daß ihre frühesten Aufzeichnungen an Quipuschnuren vorgenommen wurden, und in der That ist der Quipu ein in seiner Art so primitives Hilfsmittel, sich Merk- und Erinnerungszeichen in Bezug auf gewisse Vorstellungen und namentlich für Zahlen zu verschaffen, daß wir uns über den weitverbreiteten Gebrauch desselben in der Urzeit nicht zu verwundern haben. — Man findet den Quipu nicht allein in Ostasien und in den nach China hinüberdeutenden Culturländern Amerikas, sondern auch bei niedrigen Naturvölkern in Nord- und Südamerika, sowie auch in Afrika.

Was nun die Entstehung der Zahlzeichen anlangt, so wissen wir, daß bei den meisten schriftkundigen Culturvölkern sich die eigentlichen Zahlen erst aus den Schriftzeichen herausgebildet haben. Wir dürfen daher mit Recht vermuthen, daß die frühesten Zahlzeichen ursprünglich bestimmte alphabetische Buchstaben waren. So hat Prinsep nachgewiesen, daß die Zahlzeichen des Sanskritvolkes von Buchstaben sich ableiten, und zwar von denjenigen Buchstaben, welche als Anfangsbuchstaben der betreffenden Zahlwörter stehen. Eka heißt eins und das Zahlzeichen dafür ist dem e entsprechend,

dwi heißt zwei, und das Zeichen hängt daher mit d zusammen, tri heißt drei, und als Zeichen dafür wurde tr gewählt u. f. w.

Die genauern Untersuchungen ergeben, „daß das Sanskritvolk wahrscheinlich im 5. Jahrhundert vor Christi, also zur Zeit der persischen Achämenidenkönige, vielleicht aber auch noch viele Jahrhunderte später, sofern sie zum Schreiben der Zahlen sich wirklicher Zeichen bedienten, dazu die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter wählten, welche als Abkürzung benutzt wurden, und sofern mehrere Zahlwörter mit dem gleichen Buchstaben anfangen, auch wol umgekehrt oder sonst verändert wurden. Die Zahlen wurden dabei theils additiv, theils multiplicativ gebraucht“.\* Die alte Methode mit multiplicativer Schreibart und ohne Stellungswert ist noch sehr lange in Uebung gewesen, nachdem die eigentliche Positionarithmetik bereits erfunden war, und ist dem Princip nach noch in der Methode des Arya-Bhatta vorhanden. — Die eigentliche Rechenkunst begann bekanntlich erst mit der Numerationsmethode und der Positionarithmetik, zu deren Anwendung zugleich die Aufnahme des Nullwerthes nöthig wurde. Die Handhabung der Null findet sich indessen in einer so frühen Zeit noch nicht, und tritt erst in den Schriften des Brahme Gupta auf, also ungefähr um das Jahr 600 nach Christi Geburt. Es erscheint als höchst glaublich und wahrscheinlich (wie auch von Brockhaus hervorgehoben wird, vgl. „Zur Geschichte des indischen Ziffernsystems“ in der „Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes“, IV, 74 fg.), daß die Inder den Werth der Null erfunden haben. Ihre überschwengliche Phantasie war wenigstens am meisten dazu geeignet, sich früher wie andere Völker der Urzeit der Ausbildung der höchsten und niedrigsten Erkenntnißwerthe zuzuwenden. Was diese Erkenntnißwerthe vom Gesichtspunkte der Metaphysik anlangt, so sei hier bemerkt, daß in der concreten (angewandten) Metaphysik als der höchste Erkenntnißwerth der Begriff der Weltordnung erscheint, als die niedrigsten Grenzwerte hingegen hier die Erscheinung der Ordnungslosigkeit, d. i. das Chaos und die Leere auftreten. Diesen Begriffen entsprechen in der abstracten Metaphysik die Begriffe des Seins (Substanz) und des Nichts. Ebenso ist es in der Metaphysik der Mathematik. Die Zahl erscheint hier als der Repräsentant der Ordnung.

\* Vgl. Cantor, „Mathematische Beiträge zum Culturleben der Völker“, S. 65.

Durch Zahlen messen, wägen, schätzen, ordnen und erkennen wir innerhalb der übersichtlich geordneten Verhältnisse von Raum und Zeit. Im Chaos und in der Leere, wo alle Grenzen verschwimmen, verwischt sind und aufgehoben erscheinen (vgl. Anmerkungen zu Kapitel 5 dieses Buches) läßt sich nichts mehr messen und bestimmen; denn die Gestalten sind hier zu einem völlig unklaren Continuum und Durcheinander zusammengeronnen, und da absoluter Stillstand der Zeit und völlige Aufhebung jeder discreten Folge in der Bewegung aller Dinge eingetreten ist, so läßt sich auch hier nichts mehr zählen. Im tiefsten Chaos und in der sogenannten Leere haben wir daher die niedrigsten Grenzwerte der Erkenntniß. Im Merklichwerden dieser Zustände aber liegen ebenfalls Grenzwerte mit Hinblick auf die hier allgemein wahrgenommene Aufhebung und Verundeutlichung der gegebenen geordneten meßbaren Verhältnisse. Je mehr sich daher das Chaos oder die Leere der Verhältnisse verwirklichen, je mehr sinkt die Deutlichkeit der Unterscheidung und Erkenntniß. Man kann daher in Rücksicht auf den sich für die Erkenntniß ergebenden Grenzwert auch nur uneigentlich von höhern und tiefern Graden des sogenannten Chaos der Leere und der chaotischen Zustände reden, Grade, die alsdann vom Grenzwerte deutlicher Erkenntniß als negative in sich unbestimmte Werte abzuleiten sind, und die, weil sie über die klaren geordneten Formen von Raum, Zeit, Zahl und Maß hinausliegen, nicht mehr bestimmt gegeneinander festgestellt zu werden vermögen. Der Werth 0 ist nun metaphysisch betrachtet, wie sich ergibt, der werthvollste Erkenntnißgrenzwert, der auf alle Unterscheidungsstufen des Unendlichen anwendbar ist und jedesmal da austritt, wo von einem objectiv fixirten Punkte aus eine Reihe von Werten unterschieden und festgestellt werden. Wo Unterschiede sind, lassen sich daher auch Nullwerte feststellen. Im Chaos und der Leere, die überhaupt mit ihren einförmigen oder zerstreuten Zuständen unter den Grenzwert der klaren deutlichen Erkenntniß sinken, sinkt demgemäß auch die deutliche Unterscheidung und das Festhalten der 0. Der mathematische Werth  $\infty$  ist abstract betrachtet der Begriff des Seins, derselbe aber ist seinem Wesen nach das unzerstörbare ewige Etwas, d. h. die nicht fortzudenkende Substanz. Mit Einem Worte, das Unendliche läßt sich als solches nicht aufheben. Dieses unaufhebliche Sein als das Unendliche kann sich in concreto in den verschiedensten Formen bewegen, vom Werte der höchsten und vollendesten Ordnung bis zum tiefsten Grade des Chaos und der Leere. Welche Formen das Unendliche indessen auch annehmen mag, als Ordnung oder Unordnung muß es dem einmal vorgefundenen Grenzwerte der klaren Erkenntniß gegenüber stets aufs genaueste bestimmbar bleiben.

Das Unendliche kann daher, selbst im tiefsten Chaos oder als Leere gedacht, nicht das absolut Unbestimmte sein, denn wie tief auch das Chaos oder die Leere unter den Unterschieden der Ordnung aufhebend eingegriffen haben mögen, irgendein Werth gegenüber 0 muß sich hierfür in der Bestimmung noch ergeben, d. h. mit andern Worten: Was auch ein so tiefes Chaos oder eine völlige Leere dem Wesen nach sein mögen, einen hohen Grad der Unordnung gegenüber der Ordnung müssen diese Formen noch repräsentiren. Als das völlig Unbestimmte, Unterschiedslose und Allgemeine kann daher das Unendliche niemals definiert werden (wie man oft mit Rücksicht auf Spinoza auch unter Mathematikern behaupten hört). \* Sagt man daher,  $\infty$  sei größer oder kleiner als jede gegebene Größe, so bleibt das Unendliche doch noch stets eine bestimmte Größe gegenüber von 0. Denn wie wir uns auch wenden oder drehen mögen, niemals können wir 0 mit  $\infty$  identificiren, sondern beides sind stets die Unterschiede die sich ausschließen und gegenübertreten. Mit Einem Worte, der Werth und Unterschied 0 läßt sich mit dem Werthe  $\infty$  niemals identificiren, aber auch nicht loslösen, er ist der Schatten, der dem Lichte des Unendlichen als sein unaufheblicher Unterschied folgt. Nur der, welcher das Unendliche selbst zu 0, das Etwas zum Nichts aufheben zu können meint, oder wer das Unendliche selbst = Nichts setzt, kann metaphysisch in diese Verirrung verfallen. Es ist daher wohl zu merken, daß der Werth 0 niemals = dem absoluten Nichts ist (was wir von Mathematikern oft genug fälschlich behaupten hören), sondern der Nullwerth ist nur der auf jeder Unterschiedscala auftretende Grenzwert, von dem aus die Werthe contrastiren. Weil aber das concret Unendliche niemals ohne Unterschiede gedacht zu werden vermag, die in ihm ausgesprochen liegen, kann man auch den Werth  $\infty$  niemals ganz ohne Rücksicht auf den Grenz- und Differenzwerth 0 auffassen. Wie ein Kreis, sei er noch so unendlich groß, ohne Centrum nicht denkbar ist, so ist auch das unendliche Sein nicht ohne diesen ersten und letzten Bestimmungspunkt der Richtungen und Unterschiede, die sich von ihm aus ergeben, denkbar, und so ist ebenso wenig das Unendliche in seinen Differenzen ohne den centralen Orientierungspunkt eines bestimmten Grenzwertes denkbar, sei derselbe von der äußersten Peripherie des unendlichen Kreises (um im Bilde zu bleiben) auch noch so undeutlich unterschieden. Weil eben alle Wesen und Dinge sich in ihren Bewegungen voneinander abgrenzen und unterscheiden, kommt ihnen auch deutlich oder

---

\* Vgl. Caspari, „Leibniz“, S. 102.

undeutlich, bewußt oder unbewußt irgendeine Schätzungsweise ihrer Richtung und Bewegung zu. In der Schätzungsweise aber selbst liegt die Feststellung irgendeines orientirenden Grenzwertthes. Dieser orientirende objective Grenzwert ist auf allen Unterschiedsscalen der Nullwerth. Wollten sich die Sterndeuter des frühesten Alterthums klar über den wechselnden Fluß der Gestirnbewegung orientiren, so mußten sie zuerst einen Punkt auffinden, der unter allen Punkten am Himmel am meisten ruhte, d. h. dessen Bewegung den übrigen gegenüber möglichst 0 war. Ueberall auf allen Unterschiedsscalen drückt daher 0 nur die merkliche Grenze des Contrastes aus, der sich zwischen positiven und negativen Werthen ergibt. Metaphysisch betrachtet ist daher eben der Werth 0 der unaufhebliche Unterschied im Unendlichen selbst. So viel über die Begriffe der Null, der Zahl und des Werthes  $\infty$ . Kehren wir jetzt zu den Zahlzeichen zurück. Auch in Babylon finden wir die Zahlzeichen mit den Schriftzeichen aufs innigste verwachsen, und zwar sind die Zahlzeichen in allen verschiedenen Keilschriften dieselben. Der Verticalkeil wurde für die erste Einheit gebraucht gleich einem aufgehobenen Finger, der sogenannte Winkelhaken stand für die Zahl 10. Grotensend erinnert bei diesem Zeichen an die zehn Finger der beiden Hände, welche man in dieser Weise beim Beten oben geschlossen aneinanderlegte. Daß das Zählen und die Zahlssysteme fast bei den meisten Völkern an die Finger und Zehen der Füße anknüpfte, beweisen uns die bei so vielen Stämmen angetroffenen Zehner-, Fünfer- und Zwanzigersysteme. Ueberhaupt lag es bei dem großen Einfluß der Geberde auf die Sprache sehr nahe, sich auch der Finger und Hände ähnlich wie der Taubstumme zu gewissen Zeichen zu bedienen, und so mögen denn mancherlei Schrift- und Zahlzeichen in ganz besonderer Rücksicht auf die Hand und Fingerstellungen zu Stande gekommen sein. Die Aegyptier zählten in ihrer Hieroglyphenschrift mit senkrechten Strichen nach der Art der einzelnen Finger bis neun und machten dann ein besonderes Zeichen für zehn. Ein neuerer Beobachter sagt von den Creets, daß sie ähnlich wie die Aegyptier nach Zehnern rechnen, und indem sie auf Grabsäulen die Lebensjahre des Verstorbenen, die Skalpe die er genommen oder die Kriegszüge die er geführt hat, aufzeichnen, für Einheiten senkrechte Striche und für zehn ein Kreuz machen. (Vgl. Tylor, S. 134.) Auch dieses Kreuzzeichen erscheint gewissermaßen als eine Handgeberde, ähnlich der des Winkelhakens der Keilschrift, auf welche Grotensend hinweist. Wie die römische V an die gespreizte Hand, so erinnert die X an das Aneinanderlegen beider gespreizter Hände nach entgegengesetzter Richtung. Der bildliche Ursprung der I, II, III in dieser Beziehung steht außer Zweifel.

„Zahlreiche Zeichen, die in technischer Schrift noch üblich sind, wie unter anderm die astronomischen  $\odot$  ) u. s. w., leben noch, um zu zeigen, daß selbst inmitten der höchsten europäischen Civilisation der Geist der frühesten und rohesten Schreibform nicht ganz erloschen ist.“ (Vgl. Tylor, S. 134.) Die Babylonier und andere asiatische Völker bedienten sich bereits in sehr früher Zeit zur Erleichterung des Zählens und Rechnens des sogenannten Rechenbrets. \* Auf diesem Rechenbret, in dem bestimmte Abtheilungen übersichtsvoll zum Einblick in die Zahlengrößen angebracht waren, konnte der Kaufmann und Handelsreisende des frühesten Alterthums bereits sein Zahlengedächtniß aufs beste äußerlich unterstützen. Die Aegypter standen im allgemeinen, was die Rechen- und Zahlkunst anbelangt, gegen die Babylonier zurück, und sie bedienten sich noch zu Herodot's Zeiten eines unbehülflichen Rechnungsverfahrens mit Steinchen. Babylon war in dieser Hinsicht früh voraus. Im frühesten Alterthum war diese Stadt bereits ein Hauptstationsort der durchziehenden handeltreibenden Karavane, die nach der Levante, nach Indien oder China hinüberzogen. Allgemein anerkannte Grundwerthe in Bezug auf Maß und Gewicht wurden hier früh zur Geltung gebracht, und eben dieses Uebereinkommen bezüglich objectiver Maßstäbe brachte nicht nur den Tauschhandel in Flor, durch die Herausbildung einer gemeingültigen Münze als conventionellen Werthmesser des Güterumsatzes, sondern diese Uebereinstimmung wirkte auch hinüber auf die wissenschaftlichen Gebiete, sodaß auch später die astronomische Beobachtungs- und Berechnungskunst hier einen großen Aufschwung nahmen. Das Rechnungswesen überhaupt, das den Handel charakterisirt, kam nach allen Seiten hier zu bedeutender Ausbildung. Nicht sowohl Addition und Multiplication, sondern auch Proportionsrechnung bildeten sich hier früh aus, und es wird uns hiernach nicht wundernehmen, daß hier auch die Lehre von den Progressionen und sogenannten Medietäten sich ausbildete. Jamblicus berichtet, daß Pythagoras die harmonische Medietät aus Babylon, wo sie erfunden wurde, nach Griechenland gebracht habe. Wir lassen dahingestellt, inwieweit diese Angabe verbürgt ist, und wollen nur betonen, wie früh sich Babylon mit seinen einsörmig aussehenden und an die Fingerzeichen überhaupt erinnernden Keilschriften bezüglich des Rechnungswesens über Aegypten erhoben hat.

\* Ursprünglich malte man die Zeichen und Ziffern zu gegenseitigem Verständniß auf Sand. So hängt abacus, abak, Tafel, Rechenbret, Bret, wahrscheinlich mit dem hebräischen abag, Staub, zusammen. Pulvis et abacus gelten zugleich sprichwörtlich als die Abzeichen eines Mathematikers. (Vgl. Geiger, „Ursprung der Sprache“, I, 295.)

#### 4.

### Der Einfluß der Schrift auf Mythos und Religion.

Rückblick auf die drei großen Entwicklungsansätze des Geisteslebens. — Der Anstoß und die Einwirkung der Schrift auf die zur Zeit noch phantastische und mythische Denkweise. — Die frühesten Aufzeichnungen noch völlig vom mythischen Proceß beeinflusst. — Die Aufzeichnung der Sagenthese durch die Priesterwelt und die schärfere Charakterisirung der Sagen unter dem Einflusse der Schrift. — Die ursprünglich nur dem Eingeweihten zugänglichen Priesterschriften und die sich an den Schriftsagen ausbildende Priesterlehre. — Der Aufschwung des Priestertums durch die Schrift, der sich neu begründende Wechselverkehr der Priester in Rücksicht auf Sagen und Lehren, und die Zusammenfassung der Localculten innerhalb eines Volkskreises zu bestimmten herrschenden Göttersystemen. — Der im polytheistischen Göttersystem anerkannte und hervorgehobene Mittelpunkt eines Götterkönigs als Entwicklungselement des Monotheismus. — Die Licht- und Schattenseiten des Schriftwesens und die Möglichkeit bauernder Festlegung des Irrthums durch den Buchstaben.

---

Drei großartige und hervorragende Epochen der frühesten geistigen Entwicklungsgeschichte sind es, in denen der Aufschwung des menschlichen Vorstellungslebens und des Anschauungsvermögens von gleich mächtiger Bedeutung war. Die erste dieser Epochen fällt in jene sehr frühe Zeit, da das Sprachvermögen außerordentlich unter den Völkern an Wachsthum zunahm. Hiermit erweiterte sich der ursprünglich nur geringe geistige Abstand zwischen den

höchsten Thieren und Menschen bis zu jener Ault, die für alle Zeiten diese Geschöpfe völlig voneinander trennen sollte. Die zweite Epoche beginnt mit der tiefem Entwicklung der aus der naiven thierischen Apperceptionsenge heraustretenden Weltanschauung. Es war die Zeit, da der menschliche Sinn durch hervorragende hülfreiche Erfahrungen in seiner nächsten Umgebung die Stützen und Schwingen gewann, mit denen er sich hinaus hob in die fernabliegenden Gefilde des Makrokosmos, es war die Zeit, da der regelmäßige Lauf und Wechsel der Gestirne für ihn ein dauerndes tiefes und unauslöschliches Interesse gewann, das der thierischen Auffassung noch abging. — Und als nach dieser großen Entwicklungsperiode der mythische Proceß, der jene erweiterten Anschauungen widerspiegelt, verschiedene Phasen durchlaufen hatte, war eine dritte große Epoche für das sich ausbildende menschliche Geistesleben herein gebrochen, und zwar durch die neu gewonnene Stütze der Schrift. Abermals hoben sich, getragen von diesem festen Unterbau, nach allen Seiten hin die geistigen Anlagen und Kräfte, und in einem neuen erhöhten Lichte begann das bisher Gewonnene zu leuchten. — Durften wir mit Recht sagen, daß der Mensch mit der Sprache aus der Thierwelt gleichsam in das eigentliche Menschenthum übertrat, so tritt der Geist aus dem Reiche der Sagen, in das ihn seine lebendige Phantasie auf dem frühesten Standpunkte eingesponnen hatte, durch die Stütze der Schrift in das Reich der mehr und mehr zu übersehenden Geschichte. Einen neuen festen Anhaltspunkt hatte der Geist gesucht und gefunden, seine Erlebnisse bemühte er sich jetzt dauernd so festzuhalten, wie Sinn und Auffassung es eingaben. Freilich war diese Auffassung ursprünglich noch eine wenig geläuterte; denn sie war anfänglich noch nicht frei von den Einflüsterungen einer überschwenglichen und erregten Phantasie, die während des ganzen mythischen Processes so mächtig ihre Schwingen regte und den Sinn des Geistes gefangen nahm. Aber das Streben machte sich doch wenigstens von nun an geltend, den wogenden

Strom des mythischen Processes gleichsam zum Gefrieren zu bringen, um seine Producte in den beweglichen Wellen der fortschreitenden Zeit nicht völlig versinken zu lassen. Fast unabsichtlich, man möchte sagen halb spielend, war das Priesterthum (als die früheste Schriftgelehrtenchaft im wahren Sinne des Worts) dazu gezogen worden, die sich an ihre heilige Tempelstätte knüpfenden Mythen, Götterlegenden und sagenhaft durchsetzten Traditionen auf die Säulen und Wände zu malen, in einer bilbreichen Schrift, die ursprünglich nur der eingeweihten Priesterschaft und Gelehrtenchaft lesbar war, und deren Züge für die Menge ein Mysterium blieben. Aber nicht zu lange sollte diese ausschließliche Priesterweisheit dauern; denn nur zu bald erkannte die obere Staatsbehörde den Nutzen der Schrift auch für die Aufbewahrung der Staatsereignisse und für die dauernde Erinnerung an die Namen der mächtigen und wohlthätigen Herrscher, und so konnte es nicht ausbleiben, daß die früheste Schriftgelehrtenchaft, die ja mit der Staatsleitung stets in ganz besonderer Verbindung war, auch angewiesen wurde, die Thaten und Thaten, nicht nur der sagenhaften Götter, sondern auch die der Herrscher des Landes in großen dauernden Schriftzügen an den dazu passenden Denkmalen zu verewigen.

Der Einfluß der Schrift auf den zur Zeit noch in hoher Blüte stehenden mythischen Proceß ist so tiefeingreifend, daß es in psychologischer Hinsicht schwierig erscheint, ein umfassendes Bild davon zu entwerfen.

Nachdem mehr und mehr die Schrift zur Anwendung kam, mußte der mythische Proceß allmählich in einen Zerlegungsproceß übergehen. Die geschichtliche Tradition, die sich ursprünglich so innig, wie wir sahen, mit dem Mythos verwebt und verschmolzen hatte, begann sich von nun an, da die Erlebnisse des Volkes aufgezeichnet werden konnten, auszuscheiden und zu sondern, sie löste sich von dem weitem Verlaufe des mythischen Processes selbständiger los. Freilich aber würden wir fehlgreifen, wenn wir meinten, diese

Sonderung der geschichtlichen Thatsachen von den mythischen, phantastischen Anhängeln (die noch immer fortlaufend trotz aller schriftlichen Aufzeichnung fast unwillkürlich dazugesellt wurden) wäre mit Einem Schlage vor sich gegangen. Noch waren in dieser Zeit die Kräfte der Phantasie in einer viel zu lebendigen Erregung, und der bisherige Gedankenkreis war viel zu sehr von mythischen Elementen belebt, als daß sich der Schreiber und Schriftgelehrte jener frühen Zeit schon einer ganz unbefangenen und reinern Auffassung hätte befeißigen können. Alles das, was anfänglich, d. h. zur Zeit des Beginns einer historischen Auffammlung und Aufzeichnung der Traditionen und Volkserlebnisse, von Priestern, begeisterten Sängern und schriftgelehrten Dichtern niedergeschrieben wurde, war noch theilweise vom Mythos umfungen und trug daher bis zum gewissen Grade nothwendig noch das Gepräge der mythischen Darstellung. Ja selbst noch in einer verhältnißmäßig viel spätern historischen Zeit hat sich ganz besonders die Priesterwelt und die eigentliche Schriftgelehrtenerschaft von den Eingebungen ihrer religiösen Phantasie, in der noch immer Elemente des mythischen Processes nachwirkten und fortlebten, nicht ganz loszumachen verstanden. Der strenge Historiker hat daher ein Recht, gegen alle diejenigen Aufzeichnungen als Quellen ganz besonders vorsichtig zu sein, die von priesterlichen Händen gefertigt, oder doch von Schriftgelehrten und Dichtern niedergeschrieben wurden, die nachweislich von religiöser Begeisterung und hoher Phantasie belebt waren. — Nur erst ganz allmählich konnte sich die unbefangene Geschichtschreibung von der mythischen und allegorischen Auffassungsweise der Thatsachen und Erlebnisse befreien.

Die eigentliche Geschichtschreibung ist, wie wir demnach ersehen, nur erst ein verhältnißmäßig sehr später Gewinn des Schriftprocesses.

Betrachten wir nun genauer die ursprünglichen Einwirkungen, die das Schreiben auf den mythischen Proceß und die Cultur im

Allgemeinen ausübte. — In den mythischen Proceß griff in der That die Schrift gleichsam, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, wie mit Schleusen ein, seine immer höher gehenden Wogen begannen sich mehr und mehr zu sammeln und konnten so allmählich zur Ruhe kommen. Jeder local ausgebildete Cultus irgendeiner Gottheit, der sich an seine bestimmte Tempelstätte oder an einen andern heiligen und geweihten Ort anknüpfte, hatte sich zugleich in einen bestimmten Sagenkreis gehüllt. Diese Sagen, die sich in unsicherer und flüssiger Form bewegten, fristeten bisher nur ein schwankendes, stets veränderliches Dasein, und nur wenige Kernpunkte, die durch bestimmte symbolische Handlungen oder durch ein charakteristisch aufgestelltes Idol tiefer fixirt waren, konnten sich dauernder erhalten. Nunmehr aber, da sich die Priester der Schriftkunde bemächtigten, fühlten sich dieselben alsbald unwillkürlich angetrieben, den ihnen heilig erscheinenden und mit ihrem Cultus verbundenen Sagenkreis aufzuzeichnen, d. h. durch bestimmte Schriftworte für ihre Nachfolger möglichst zu fixiren. Damit war nun der ursprünglich bewegliche Fluß des mythischen Processes im wesentlichen gehemmt, denn es kam hiermit ein festeres, haftbares Element, an dem die Treue der Erinnerung eine Stütze fand, in die mythischen Ueberlieferungen. So, sehen wir, wurde die Schrift für den Mythos und seine ausschweifende Bewegung ein nützlicher Hemmschuh. Erst jetzt unter dem Einflusse der Schrift konnten nun die Sagen eine genauere charakteristische Gestalt gewinnen, die sich um die nunmehr mit größerer Treue bewahrten und niedergeschriebenen Kernpunkte krystallisirte.

So waren also mit den aufbewahrten und heilig gehaltenen Aufzeichnungen, die nach Art der frühesten Bildschrift nur den eingeweihten Kennern lesbar waren, und die also für die Volksmenge noch ein Mysterium bildeten, festere und bestimmtere Mittelpunkte gewonnen, die dem einzelnen Cultus eine consolidirtere Gestalt und festeres Gepräge gaben wie bisher. Und so geschah es, daß der

Cultus nach manchen Seiten hin hiermit überhaupt einen Aufschwung erhielt, und zwar um so mehr, als die jetzt im Lapidarstil aufgezeichneten Ideen und niedergeschriebenen Sagen, die sich auf den Cultus bezogen, den Priestern im Grunde weit mehr als bloße heilige Ueberlieferungen waren. Die Mythen waren den Priestern der Urzeit, die ja, wie wir sahen, nicht nur Vorsteher des Opferwesens, sondern dabei auch Heilkünstler und Naturkundige waren und die vorzugsweise als Seher, Propheten und Wahrsager auftraten, wie wir wol zu bedenken haben, nicht etwa nur freundliche Märchen, Dichtungen und bloße Sagen, sondern es waren ihnen heilige, hochgehaltene Ueberlieferungen, in deren mythischen Kernpunkten sie einen tiefen religiösen Sinn aufzusuchen sich bemühten, an welchen sie anknüpften, um zu lehren und zu weissagen. So wurden die mythischen Erzählungen und die Göttergeschichten, welche in Rücksicht auf die zauberisch betriebene Naturkunde und die kosmische Anschauung der Urzeit so wunderbar nach physikalischer Seite hin ausgesponnen worden waren, ein reicher Schatz für mythische Sinnsprüche und Sagen, an welche sich die dichtende und lehrende Priesterwelt der Urzeit anlehnte und deren Form man weiter ausprägte und niederschrieb. Die hieraus geschöpften Lehren, Sinnsprüche und Weissagungen aller Art bildeten in ihrer mythischen und ursprünglich nur dem Schriftkennner zugänglichen geschriebenen Form freilich ein Mysterium, in das einzudringen nur den Priestern vergönnt war. Aber es war die Aufgabe der Priester als Weise, diese geschriebenen mysteriösen Sagen zu studiren und neue Schüler in dieselben einzuweihen. So, sehen wir, führte die Schrift den beweglichen mythischen Proceß, indem sie ihn bis zum gewissen Grade hemmte, gleichsam zu einem Krystallisationsproceß, durch welchen sich Sagen erzeugten, welche mehr und mehr den Mythos zur Lehre umbildeten. Der Mythos bestand ja, wie wir gesehen haben, in seinen Grundelementen aus Traditionen nebst Beimischung physikalischer Betrachtungsweise, und bildete so in seinem

Material eine treffliche Grundlage, an welche die nach sinnreichen Lehren strebenden Priester und Sänger nach allen Seiten anknüpfen konnten. So entstanden mit Hülfe der Schrift allerlei sinnreiche Sazungen, Lehren und Gesänge, und was dem Charakter der Urreligion, die sich so innig an das geheimnißvolle Zauberthum angeschlossen, ganz besonders ansprach, auch Geheimlehren. Primitive Naturkunde, d. h. physisalische kindliche Betrachtungsweisen der Wirkungen der Naturkräfte, sinnbildlich dargestellte moralische und religiöse Lehren, nebst Orakeln und Weissagungen, die geheimnißvoll vorgetragen wurden, bildeten im wesentlichen die ursprünglichen Grundlagen zu den meisten solcher Mytherien.

Die Schrift, die ursprünglich von der Priesterwelt fortgebildet und geübt wurde, mußte auch das Priestertum heben und ihm einen ganz besondern achtbaren Anstrich verleihen. Priesterstand und Culten mußten sich daher in jenen Ländern, in denen die Schrift ein ursprüngliches Priestermonopol war, ganz außerordentlich neben der Staatsgewalt emporzuschwingen. Kein Land ist besser geeignet, uns diese Wahrheit vor Augen zu führen, wie Aegypten. Ein inniger Wechselverkehr der ganzen Priesterwelt begann sich jetzt auszubilden, ein Verkehr, dem der Austausch der niedergezeichneten Mythen und Sagentheile die Grundlagen eines bisher in dem Maße nicht gekannten Interesses verlieh, durch welches zugleich ein höherer Gedankenaustausch befördert wurde. Mehr und mehr begann man die im Lande bestehenden Localculten und Mythen zu vergleichen und dichterisch fortzuspinnen, die nahe liegende Vergleichung forderte dabei auf, das Aehnliche zusammenzufassen, und so konnte es allmählich geschehen, daß die untereinander in näherer Verbindung stehende Landespriesterschaft die Localculten verknüpfte, die Götter und Göttinnen zusammenstellte und die ohnehin oft schon verwandten und miteinander verwachsenen Mythen zu einem ausdrücklicheren System vereinigte. In diesem so entstehenden polytheistischen Göttersystem wurde nun derjenigen Gottheit die allgemeine Herrschaft

zuernannt und derjenige Cultus mithin in den Mittelpunkt gestellt, welcher am häufigsten im Lande und vom gemeinschaftlichen Volke zugleich am höchsten und in den in dieser Hinsicht bedeutendsten Orten verehrt wurde. Um diese höchste Landesgöttheit gruppirt sich alsdann die übrigen Gottheiten in den verschiedensten Formen. Wir werden nicht verkennen, daß hiermit das Wesen der einzelnen Localculten allmählich eine Schmälerung erlitt; aber noch viel weniger dürfen wir übersehen, daß unter den Einflüssen der Schrift nun ein neuer höherer Zug durch die den Mythos pflegende Priesterwelt ging, der zu erhabenem Anschauungen führte und die Geister bewußter, als das bisher der Fall gewesen war, dazu vorbereitete, die Götterlehre unter einem einheitlichem Gesichtspunkte zu betrachten. Nicht sowol in Aegypten als auch besonders unter den Griechen läßt sich während der Schriftperiode nunmehr das Streben nach einer bewußtvollern einheitlichem und zugleich damit erhabenem Gottesanschauung deutlich verfolgen, wenngleich, wie bereits früher bemerkt, dieses Streben nach Erhabenheit nicht in dem Grade unter diesen Völkern ausgesprochen hervortrat, wie unter dem auserwählten Volke Gottes, d. h. unter den Israeliten. So brachte, wie leicht zu übersehen, die Schriftperiode ein höheres religiöses Streben und eine höhere, übersichtlichere und erhabener Anschauungsweise der Dinge überhaupt mit sich. Der Ueberblick erweitert sich und die jetzt leichter übersehbare und beherrschbare Reihe der Mythen und Sagenkreise gibt die Fäden an die Hand, vermöge deren sich sogar bereits die primitive Speculation zu regen beginnt, um einen Knoten zu schürzen, der als Mittelpunkt dient zu einem System, das, wenn auch noch tief mythisch in seiner Art, doch den ersten Wegweiser bildet zu weitem speculativen Forschungen über die herrschenden höchsten Götter und ihre Stellung zum äußern System der Natur und zum Weltall überhaupt. Stand die Priesterschaft bisher völlig abhängig unter dem mächtigen Flusse des mythischen Processes, so beginnt sie jetzt, da durch die Schrift der Proceß eine mehr festere Gestalt

gewinnt, sich über die natürlichen urwüchsigcn Bewegungen des Mythos zu erheben, d. h. die Priester fangen an, die Bildung und Fortbildung des mythischen Processes selbständiger in die Hand zu nehmen. Priesterliche Dichter und Sänger, die an den jetzt gefestigten traditionellen Grundlagen eine sicherere Handhabe vorfinden wie bisher, spinnen die blütenreichsten Fäden an die Kernpunkte der Mythen. Und wenn das auch bereits früher ebenso schon bis zum gewissen Grade vor dem Schriftwesen gewesen war, so erhöht sich jetzt jedoch dieser freie willkürliche Proceß dadurch, daß viele der auftretenden priesterlichen Sänger ihre Hymnen und dichterisch mythischen Ausmalungen niederzuschreiben und zu verewigen mußten. So ging erst jetzt nach der Erfindung der Schrift der Mythos einer großen Wandlung entgegen, einer letzten Phase, während welcher sich allmählich freilich auch seine Zersekung und Auflösung vollzog.

Neben diesen mächtigen Anregungen, welche die Schrift dem geistigen Entwicklungsleben, wie wir hieraus ersehen, ursprünglich darbot, wollen wir bei dieser Gelegenheit zugleich auch auf die Schattenseiten hinweisen, welche mit allen großen Erfindungen, so auch mit der Schriftausbildung sich früh verknüpften. — Wir dürfen nämlich nicht verkennen, daß die mit der Schrift verbundenen Schattenseiten in der That sehr störend für die Entwicklung der Menschheit werden können, wenn die Aufgabe außer Acht gelassen würde, dieselben möglichst zu beseitigen.

Der Buchstabe rief ähnlich wie früher die Sprache eine neue Gedankenwelt ins Leben. Gestützt auf die Dauer und Festigkeit der Schrift, wird das so unterbaute Gedankenmaterial gleichsam in ein neues Licht der Betrachtung gerückt, das zu höherm Nachdenken aufforderte. Allein vergessen wir nicht im Hinblick auf den großen psychologischen Vortheil dieser merkwürdigen Erfindung, daß alle die Anschauungen, Vorstellungen und Gedanken, die wir künstlich durch die Schrift fixirt haben, gegenüber dem Fortfluß der darüber hinausreichenden Zeit mit ihrem fortwährenden Wechsel leicht ver-

steinern und verknöchern. — Auch die Sprache hatte ihre Schattenseiten mit sich gebracht, zwar hatte sie die Geistesthätigkeit unabsehbar gehoben, den Ideenaustausch und die Mittheilungsfähigkeit begründet; aber mit dieser Mittheilungsfähigkeit war auch dem Anhänger der Lüge und der Täuschung ein neues großes Operationsfeld geöffnet worden, und nur zu häufig wurde die Sprache dazu gemisbraucht, die Gedanken zu verbergen. Die durch die Schrift auf dauerndem Material gefesselte Gedankenwelt schien eine Stiftung für die Ewigkeit zu sein. Allein so vortheilhaft diese Festlegung der Gedanken ist, so unbequem und gefährlich kann sie dem Ideenstrom einer spätern Zeit werden. Die Zeit ist einem Strome vergleichlich, dem die Schrifttafeln einer veralteten Gedankenwelt unter Umständen zu Felsstücken werden, an dem sich der nothwendige Abfluß der Gewässer staut und die fortrollenden Wogen in störender Brandung sich gehemmt finden. Hüten wir uns, die steinernen Schrifttafeln der Vorzeit unzeitig zu zerbrechen; denn sie reden oft goldene Worte und sind der einzige Faden, der uns mit der Vorzeit continuirlich verknüpft; aber hüten wir uns ebenso, halsstarrig und eigensinnig an Gedanken und Anschauungen festzuhalten, welche durch eine kindliche Vorzeit festgelegt, in Widerspruch gerathen sind mit den Fortschritten der Zeit; denn es ist die Schattenseite der Schrift, daß sie, wie alles Menschliche, nicht nur die Wahrheit, sondern mit ihr vermischt auch den Irrthum und die Täuschung als einen Fluch für die Nachwelt festzulegen und zu verewigen die Hand bot. Das, was das Kind niederschrieb, erklärt sich, belächelt in vieler Hinsicht aber oft das reifere Alter. So tritt mit dem Schriftproceß die Aufgabe an den Menschen heran, sich mit doppeltem Eifer der Erkenntniß des Fortschrittes zu widmen, um mit Rücksicht auf das vor Zeiten Geschriebene richtig zu urtheilen über den Werth desselben, und wenn es noththut, die Fesseln zu lösen, die den Sinn durch den Buchstaben belasten. — Diese Fesseln aber sind wir nur zu lösen im

Stande, wenn wir trotz des Buchstabens und der gefesselten Formen Sinn alter Schriften mit den neuen Anschauungen vergleichen, um sie dem Neuen und seiner Wahrheit anzupassen und mit ihm zu verschmelzen.

Was die Mysterien betrifft, so sind deren viele nur während des Schriftprocesses fortgebildete Culten, die sich oft an Gebräuche angeschlossen, denen nichts anderes zu Grunde lag, als die Feier eines bestimmten Jahresabschnittes mit feinen Erscheinungen und Gaben in der Natur. So schlossen sich die eleusinischen Mysterien beispielsweise an das Frühlings- und Erntefest und die Weinlese an. Freilich ist unsere Kenntniß über die Mysterien in mancher Hinsicht immer noch lückenhaft, und das ist leicht erklärlich; denn den Mythen gebot die Gottheit Stillschweigen. Als Quellen hierüber besitzen wir daher nur spätere Schriftsteller, und unter ihnen bekanntlich meistens Kirchenväter, deren einseitige, dem Heidenthum nicht immer geneigte Darstellung sehr oft deutlich durchleuchtet. Den Mittelpunkt des ganzen eleusinischen Geheimdienstes bildete Eleusis mit seinen Heiligthümern und den dazugehörigen erblichen Priestergeschlechtern, wengleich diese letztern ihren Wohnsitz in Athen hatten. Wir finden in Eleusis ein völlig gegliedertes und organisiertes Priestercollegium, wie sonst nirgends in Griechenland, und es gab hier theils männliche, theils weibliche Aemter. Die oberste Stelle nahm der Hierophant ein, diesem kam die Aufgabe zu, die Priester einzuweihen in die Geheimnisse, ihm allein kam es zu, die Heiligthümer zu zeigen und das Allerheiligste zu enthüllen. Sein Amt war erblich im Geschlechte der Eumolpiden, d. h. „der Schönfänger“, wahrscheinlich mußte er auch die Hymnen zu Ehren der Gottheit singen und die Gebete verrichten. Neben dem Hierophanten ragt der Fackelträger hervor, der besonders während des 12 Tage dauernden Herbstfestes eine große Rolle bei dem stets veranstalteten Fackelzuge und in der nächtlichen Ceremonie des Fackelsuchens (in welcher in Eleusis der Localsage nach die verlorene Demetertochter wiedergefucht wurde) eine große Rolle spielte. Dem Hierophanten und dem Fackelträger zur Seite trat der heilige Herold, dem es oblag, von priesterlicher Seite die äußere Ordnung und die Haltung der Gemeinde zu leiten. Als vierter in dem Rathe dieser Hohenpriesterschaft wird endlich noch der Altarist genannt, dem das Opferwesen wahrscheinlich anheimgegeben war. Diesen Priestern, welche zusammen einen heiligen Rath bildeten und in

Sachen der Mysterien eine selbst vom Staat anerkannte Gerichtsbarkeit übten, standen zugleich Priesterinnen zur Seite, die beim Feste geschmückt waren mit Kränzen vom heiligen Baume der Demeter. Was die Zulassung zu diesen Mysterien betraf, so galt als wichtigste Bedingung die echt griechische Abkunft. Wer sich durch Mord oder andere Uebelthaten aber im Lande entweiht hatte, durfte nicht den Heiligthümern nahen. Nicht auf einmal wurde man in alle Tiefen der Geheimnisse eingeführt, sondern es gab zwei verschiedene Grade, den niedern, der während des Frühlingsfestes bei den kleinen Eleusinien ertheilt wurde, und den höhern, der das vollkommene Schauen hieß und beim Hauptfeste im Herbst den Mythen enthüllt zu werden pflegte. Die eleusinischen Feste zerfielen nun in eine öffentliche Volksfeier und in eine Geheimfeier. Das Volk wurde in großen Zügen und Wallfahrten unter Opfern und Gesängen umhergeführt, wobei zugleich neben den religiösen Feierlichkeiten für weltliche Belustigungen aller Art gesorgt wurde, sodaß namentlich das Herbstfest eines der bedeutendsten Landesfestlichkeiten überhaupt war, dem jeder gern mit beizwohnte. Die Geheimfeier wurde in dem großen prächtig gebauten Tempelgebäude vorgenommen, das der eleusinische Palaß hieß und dessen umfangreiche Grundmauern noch heute ein ganzes daraufgebautes Dorf tragen. — Wir wissen nun nicht mit Bestimmtheit, worin die Weihen der hier im Innern des Tempels vorgenommenen Geheimfeierlichkeiten bestanden, da die alten Schriftsteller abergläubisch zurückschreckten, sobald sie nahe daran waren, hierauf Bezügliches zu berühren. Allein aus einer Reihe von indirecten anspielenden Andeutungen, namentlich bei Aeschylus und andern, ersehen wir, daß hier ein seltsamer Cultus getrieben wurde, der sich zusammensetzte aus Gesängen, orakelhaft und höchst mystisch gehaltenen Predigten und Lehren, begleitet und gestützt durch lebende Bilder religiös-mystischen Inhalts und effectvolle, zauberhaft ins Werk gesetzte sinnbildliche Erscheinungen, in denen Feuer- und blendende Lichtwirkungen, welche das Elysium charakterisiren sollten, mit den unheimlichsten Szenen der Finsterniß, die den Hades repräsentirten; abwechselten. Todes- und Unsterblichkeitsvorstellungen, angeknüpft an die Erscheinungen von Licht und Finsterniß, und alle hiermit verschlungenen Zauberideen der alten Weltanschauung der Feuerperiode wurden hiermit gleichsam zusammengebracht in einem mystischen Herdessel, an welchem die Priester und Priesterinnen standen und die wunderlichsten Lehren ertheilten, um die Mythen damit in Angst und Erhebung zu weihen.\* Man kann annehmen, daß die an

\* Vgl. zugleich A. Baumeister, „Culturbilder aus Griechenlands Religion und Kunst“ (Mainz 1865).

andern Orten und auch die in Aegypten ausgebildeten Mysterien alle ähnlicher Art waren.

Was die im Texte erwähnten Anregungen zu einer einheitlichen Auffassung der zerstreuten Localculten und den damit verknüpften Zug zu einer erhabenern und einheitlichen Gottesanschauung während der Schriftperiode anlangt, so läßt sich dieser Zug namentlich deutlich bei den Griechen verfolgen. „Wenn wir sehen“, schreibt Ed. Zeller \*, „wie sich der Glaube an die Einheit des göttlichen Wesens bei den Griechen aus der Vielgötterei entwickelt hat, so werden wir denselben Glauben gleichfalls bei andern Völkern begreiflicher finden, mag er auch bei diesen in anderer Weise und unter andern Bedingungen aufgetreten sein; und wenn das Christenthum eine bestimmte Form dieses Glaubens auch im hellenischen Bildungsgebiete schon vorfand, so werden wir uns um so leichter erklären können, wie es nicht bloß diesen Theil der alten Welt in verhältnißmäßig kurzer Zeit erobern, sondern wie es selbst auch das, was es ist, werden konnte. Die griechische Religion war ursprünglich bekanntlich wie alle Naturreligionen Polytheismus. Aber bei der bloßen Vielheit göttlicher Wesen kann sich der menschliche Geist nicht lange beruhigen. Der erfahrungsmäßige Zusammenhang aller Erscheinungen und das Bedürfnis einer festen sittlichen Weltordnung nöthigt schon früh, jene Vielheit irgendwie zur Einheit zu verknüpfen. Wir finden daher in allen Religionen, die sich nur einigermaßen aus dem ersten Rohzustande herausgearbeitet haben, den Glauben an eine oberste Gottheit, einen Götterkönig u. s. w.“ Allerdings hat das emporblühende Schriftwesen unter den Culturvölkern außerordentlich viel dazu beigetragen, den ersten Rohzustand der Religion zu besiegen. Die Localculten, die sich in sehr früher Zeit jedenfalls mehr als wir das heute noch ahnen unter den Völkern einander den Rang streitig machten, wurden in ihrer Macht jetzt völliger wie bisher gebrochen, und mußten allmählich zu Gunsten eines bestimmten, im Lande am höchsten anerkannten Cultus und einer allgemeiner verehrten Gottheit abdanken. So verloren die Localgottheiten ihre Selbständigkeit, die sie während der ersten und zweiten Phase des mythischen Processes noch recht wohl zu behaupten mußten. Erst jetzt, als, gestützt auf die Schriftzeichen, die Priesterwelt den mythischen Proceß zu beherrschen anfang und ihn mit bewusster Selbständigkeit fortleitete, trat auch das Bestreben nach Einheit deutlicher wie bisher geschehen hervor. Diese größere und selbständigere Beherrschung des mythischen Processes traf zugleich zusammen

\* „Die Entwicklung des Monotheismus bei den Griechen“ („Vorträge und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts“).

mit der sich mehr und mehr steigenden Beobachtung der Himmelserscheinungen, und man wird nicht verkennen dürfen, daß sich hiermit das Bedürfnis nach einer einheitlichen und erhabenern Anschauung der Gottheit vermehrte. Wie die Sonne unter den Himmelslichtern am meisten hervorragte, so mußte unter den Göttern auch ein Götterkönig alle übrigen Götter beherrschen in der Weise, wie es ja mehr oder minder bestimmt auch das politische Bewußtsein des Volkes bereits mit sich brachte. Gestützt auf das politische Volksbewußtsein, das sich, wie uns die Urgeschichte lehrte, von Ursprung an gewöhnt hatte, einen hervorragenden Mittelpunkt anzuerkennen und auszuzeichnen, mochte schon früher der Verlauf des mythischen Processes darauf hingesteuert haben, in cursirenden Sagen und Gesängen einen Götterkönig hervortreten zu lassen; allein die vielfach sich durchkreuzenden Traditionen und die verschiedenen sich vermischenden Sagen ließen in diesem noch unstillen und hergetriebenen Prozesse das Einheitsbewußtsein auf diesem Gebiete noch nicht so klar und bewußt hervortreten. Wir können uns daher nicht wundern, daß während einer noch sehr frühen Periode des mythischen Processes (eine Periode, die freilich so früh fällt, daß unsere heutigen Ueberlieferungen selbstverständlich nicht mehr so weit reichen) die Localculten durchaus nebeneinander ihr Recht behaupteten und buntschedig, einheitslos, wie unter den Völkern, die nur Fetischismus treiben, durcheinanderrucherten. Erst allmählich also, und zwar nicht ohne wesentliche Mithilfe des Schriftprocesses, vollzog sich eine Reinigung unter diesen wild umherwuchernden Mythen und Culten. Das Streben nach einem hervorragenden und höchsten Cultus machte sich nun immer geltender, und die Priester, die zugleich mehr und mehr den mythischen Proceß zu beherrschen anfangen, kamen diesem Triebe entgegen. Freilich traten die Schwächen, die an den Göttervorstellungen noch in sinnlicher Beziehung klebten, in greller Weise auch an dem Götterkönige hervor, sodas der Keim einer höhern Auffassung nicht ohne tiefgreifende Veränderung zur Entwicklung kommen konnte. „Auch in den Mysterien, welche man in der neuern Zeit nicht selten für die Schule eines reinern Gottesglaubens gehalten hat, war dieser sicher nicht zu finden, wie es denn an und für sich schon eine seltsame Vorstellung ist, daß bei der Verehrung der Demeter oder des Dionysos eine monotheistische Dogmatik hätte mitgetheilt werden können. Eine höhere Bedeutung für das griechische Volksleben erlangten diese Geheimdienste ohnedem erst seit dem 6. Jahrhundert, d. h. seit der Zeit, in welcher die allmähliche Reinigung des Volksglaubens und seine Annäherung an den Monotheismus eben begann.“

„Diese Reinigung vollzog sich nun (in Griechenland) auf zwei Wegen: einestheils dadurch, daß die Vorstellungen über Zeus und seine Weltregierung gesteigert und geläutert wurden und daß so aus dem Polytheismus ohne Verrückung seiner Grundlagen das monotheistische Element, welches in ihm lag, herausgehoben, das polytheistische jenem untergeordnet wurde; andererseits durch Bestreitung der Vielgötterei und der Menschenähnlichkeit, mit welcher der Volksglaube die Götter umgeben hatte. An dem ersten von diesen Wegen haben die Dichter zugleich mit der Vollendung der Mythologie auch an ihrer Verbesserung gearbeitet; die Philosophen verbanden damit den zweiten, und aus dieser Verbindung ist jene geistigere Glaubensweise hervorgegangen, welche, seit Sokrates und Plato in immer weitem Kreise sich ausbreitend, noch vor dem Auftreten des Christenthums überall, wohin der Einfluß des hellenischen Geistes reichte, zur Religion der gebildeten Volksklassen geworden ist.“ \*

---

\* Vgl. Zeller, S. 4.

## 5.

### **Die beginnende Himmelspeculation in Form der Astrologie und die auf Maß, Eintheilung und Berechnung sich gründende klare Erkenntniß.**

Rückblick auf das bisherige Wachsthum der Anschauungen. — Die sich durch die Sternbedeutung unwillkürlich einführende Berechnung und Wissenschaft der Gestirne und des Makrokosmos. — Die Astrologie als Appendix des mythischen Processes. — Das Bestreben zur Auffuchung eines festen objectiv hervorragenden Stützpunktes zur Maßnahme der Beobachtung und zur Grundlage klarer und übereinstimmender Erkenntniß. — Die Anknüpfung aller Entwicklung an einen hervorragenden Mittelpunkt zur übereinstimmenden Sammlung der Bewegungen. — Nachweis der Gültigkeit dieses Gesetzes in Bezug auf die Entwicklung der Außenwelt und Innenwelt. — Das Siebengestirn als Mittelpunkt und Orientirungspunkt der Gestirnbewegung in den Anschauungen der alten Völker. — Die Vorstellung des ewigen Wechsels und die Apperception des Begriffs der Ewigkeit. — Das in der Vorstellung Endlose und Unerfaßbare gegenüber dem Begriff der wahren Unendlichkeit und Unvergänglichkeit. — Der klare Erkenntnißanfang und die Erkenntnißgrenzen der Vorstellung. — Die Grenzvorstellungen der Raumleere oder des Chaos und der Zeitleere. — Die höchste und niedrigste Erkenntnißgrenze und die Vorstellung vom Weltanfang im Chaos.

---

Die Urgeschichte hatte uns gelehrt, wie unterstützt durch hervorragende Erfahrungen auf dem Gebiete der Natur, unterstützt besonders durch die Kenntniß des Feuers, dessen Wirkungen die sich

ursprünglich mit Zauber beschäftigende Priesterwelt in der geheimnißvollsten Weise zu betrachten sich gewöhnt hatte, die aufmerksame religiöse Betrachtungsweise sich den leuchtenden Himmelsercheinungen zugewandt hatte. Was ehedem sich innerhalb einer noch thierischen „Apperceptionsenge“ dem dauernden Interesse entzog, hatte sich seit langer Zeit unter dem Einflusse der zauberthätigen Priester und der fetischistischen Betrachtungsweise der Dinge mit einem heiligen Ehrfurcht einflößenden Nimbus umkleidet. Hatte sich doch an dem Hintergrunde jener jetzt mit so ganz andern Augen betrachteten hehren makrokosmischen Lichterscheinungen sogar eine eigenthümliche umfassende Weltanschauung gebildet, in der Licht und Finsterniß, Wasser und Feuer und Himmel und Erde eine hervorragende Rolle spielten. Gesahen die Wirkungen aller dieser Mächte auch vor den Blicken des Betrachtenden noch geheimnißvoll und zauberhaft, so hatte man sich doch bereits gewöhnt, den Blick auf das Ganze zu richten, und es war eine breite Grundlage gewonnen worden, auf der die nach immer größerer Erkenntnißklarheit strebenden Geister fortbauen konnten. Noch freilich lag ein von der Phantasie gewebter Schleier auf allen Objecten, die aus der entfernten Himmelswelt dem Auge herüberleuchteten. Noch schienen die Götter ihre feuerschnaubenden Rosse zu lenken, um den Sonnenwagen heraufzuführen, und Selene war es, die dem nächtlich umherstreichenden Jäger der Urzeit den Pfad erhellte. Die flimmernden Lichter der Sterne waren den Aegyptern, Indern und Chaldäern die Seelen der Tugendhaften, auch Syrer und Perser sahen in den Sternen wandelnde Seelen, und im Buche Henoch heißen die Engel Sterne. Aber während Religion und Mythos alle jene Erscheinungen am Himmel zugleich in das Gespinnst der Phantasie einhüllten und die Augen der Priesterwelt mit geheiligtem Sinne auf die Veränderungen am Firmamente gezogen wurden, prägte sich unwillkürlich mehr und mehr die Gesetzmäßigkeit der Vorgänge im Makrokosmos dem menschlichen aufmerksamen Bewußt-

sein ein. Jene stete Regelmäßigkeit im Wandel der Gestirne, jene dauernde Gleichmäßigkeit und Wiederkehr der Erscheinungen am Himmel, welche ehemals, da der Auffassungshorizont und die Interessen des frühesten Urmenschen noch sehr eng begrenzt waren, nur dazu beigetragen hatten, die sich im engen Kreise bewegend Aufmerksamkeit für alles Entferntere einzuschläfern, hatten im Lichte der neuen erweiterten Anschauungen hingegen ein immer tieferes Interesse auf sich gezogen. Hatte der rege Menscheng Geist in den Culturländern doch allmählich beobachtet, daß mit dem Maße des Sonnenwandels und der Kürze und Länge der Tage auch die regelmäßige Wiederkehr der Erscheinungen von Frühling, Sommer, Herbst und Winter verknüpft war, wie hätte er also die Sonne in ihrem Verlaufe jetzt nicht verfolgen sollen, da er gelernt hatte, das Saatkorn in die Erde zu legen, um an die Ausfaat die Hoffnung einer segensreichen Ernte zu knüpfen. So hatte sich längst dem Bewußtsein ein gewisses, wenn auch ursprünglich noch ganz ungenaues Zeitmaß eingepreßt, das an die Abschnitte eines Sonnenjahres geknüpft war, die sich kennzeichneten an dem Blumen- und Blüthen-schmuck des Frühlings, des heißen sonnigen Hochsommers, des fruchtreichen Herbstes und des kühlen Winters. Allein Genauigkeit und Bestimmtheit erlangten, wie leicht einzusehen, alle Zeitmaße nur erst da, als die den Lauf der Gestirne beobachtenden Priester gelernt hatten, Ziffer und Zeichen zur Unterstützung der Erinnerung heranzuziehen. Nun erst konnte sich mit einer bestimmtern Sicherheit eine Eintheilung der Zeitmaße vollziehen, nun erst ordneten sich Tage, Monde und Jahre vor dem immer weiter blickenden Bewußtsein in ein beziffertes, genauer fixirtes Zeitsystem, und mit der Feststellung dieser ersten, der Erkenntniß so nothwendigen Zeitmaße begann die Geburtsstunde der frühesten exacten Wissenschaft zu schlagen. An der Hand von Maß und Zahl dämmerte jetzt dem Bewußtsein eine neue Gedankenwelt herauf, in der die Aufmerksamkeit sich getrieben fühlte zu ordnen, zu messen und mit Sicherheit

und Genauigkeit einzutheilen. Raum- und Zeitmaße bemühte sich jetzt der Geist aufzufinden, und während das Suchen nach einem objectiven, allgemein anerkannten Raummaße sich, wie wir sehen werden, zunächst den Körpertheilen, wie Hand, Finger, Fuß u. s. w. zuwandte, mußte sich das ursprüngliche Zeitmaß an den makrokosmischen Wandel von Sonne, Mond und Gestirne, deren Himmelsbewegungen ihrer religiösen Erhabenheit halber im Bewußtseinshorizont des Geistes so bedeutungsvoll hervorragten.

Allein so sehr auch das Auge, gestützt auf diese neuen Errungenschaften, sich einer genauern Betrachtung der Himmelserscheinungen befleißigte, eine Betrachtung, die zugleich bemüht war, die Bewegungen der Gestirne nicht nur zu verfolgen, sondern bestimmter zu berechnen und untereinander zu vergleichen, so irren wir doch, wenn wir meinen, alle diese bereits der tiefern Erkenntniß angehörigen Operationen hätten ursprünglich schon einem streng wissenschaftlichen Zwecke gedient. Wie lange hat es noch gedauert, bevor die Wissenschaft von der Erkenntniß um ihres eigenen Nutzens willen in bewußter Weise zum Selbstzweck erhoben wurde! Während des Zeitraums der Urgeschichte war an eine solche Erhebung des reinen Wissenstriebes noch nicht zu denken. Was auf dem Gebiete der Himmelskunde, welche, wie wir sehen, dasjenige Gebiet war, das am frühesten eine von tieferer Erkenntniß begleitete Aufmerksamkeit auf sich zog, an Resultaten eingeeerntet und gewonnen wurde, das fiel ursprünglich unabsichtlich und nebenher ab, bei Gelegenheit gewisser Beobachtungen, deren Nutzen ganz anderer Art war. Dieser Nutzen läßt sich leicht übersehen, sobald wir eben nur bedenken, daß die Zeit, in der die Himmelskunde ein Forschungsfeld für das schriftgelehrte Priesterthum der Urzeit wurde, immerhin noch eine Periode repräsentirt, innerhalb deren sich der mythische Proceß vollzog. Es wäre daher im Hinblick darauf seltsam gewesen, hätte die auf die Gestirne gerichtete Aufmerksamkeit sich ursprünglich loszumachen gewußt von den mythisch-religiösen Anschauungen, die, wie wir gesehen

haben, in ihrer Weise das ganze Zeitalter seit dem Aufschwunge des Magierthums beherrschten. Wir dürfen uns daher in keiner Weise wundern, wenn wir bemerken, daß die Beobachtungen und Berechnungen der Wiederkehr der Gestirne, die Feststellung der Sternconstellationen und die ganze Eintheilung des Himmelsgewölbes ursprünglich nicht zu dem Zwecke geschah, den Horizont der Erkenntniß und des Wissens zu bereichern, sondern daß sich die Priesterwelt nur deshalb diesem mühseligen Geschäft unterzog, um daraus Prophezeiungen und Weissagungen herzuleiten. Waren ja doch die Sterne mächtige einflußreiche Seelen, deren Wandel Göttern und Menschen nicht gleichgültig sein konnte, ihr Lauf und ihre Stellungen zueinander und zur Sonne mußten daher bestimmte Bedeutung haben, und eben diese Bedeutung zu erforschen, das war der wichtige Zweck, den das Priesterthum verfolgte und dem zu Liebe es sich den ausdauerndsten Arbeiten langwieriger Beobachtung und Berechnung unterzog. Zwar mußten, um diese Deutungen auch mit Sicherheit und Genauigkeit vornehmen zu können, Zahl und Maß in gehöriger Weise benutzt und es mußte der Lauf und die Wiederkehr der Sterne bestimmt angemerkt und berechnet werden, aber diese Arbeiten von wissenschaftlichem Anstrich standen nicht im Dienste des zweckbewußten Wissenstriebes. So diente, wie wir ersehen, das Auge des Forschers der Wissenschaft nur absichtslos und unwillkürlich; denn noch immer waren die Priester Naturforscher, Aerzte und Sterndeuter in einer Person. Noch ahnte man nicht die tiefere rein wissenschaftliche Aufklärung, welche die genauere Beobachtung des Laufes der Gestirne dem Geiste zu gewähren im Stande war. Nichts weiteres wollten die Magier und Priester durch ihre Himmelseintheilungen ergründen, nichts anderes durch die aufmerksame Betrachtung der Constellationen der Sternbilder erforschen, als die Gedanken jener mächtigen leuchtenden, alles erzeugenden Wesen, von denen die uralte Weisheit lehrte, daß sie von ihrer Höhe herab das Schicksal und die Zukunft alles Irdischen, folglich auch die der auf

Erden wandelnden Menschen übersähen, sodaß sie, richtig gedeutet, dem Beobachter dieses Schicksal vorausszusagen wüßten. So weisagten die Priester in Aegypten aus besonders ausgearbeiteten Constellationstafeln der Gestirne bei der Geburt das Schicksal des Lebens. Bei jedem wichtigen Vorhaben ging das ägyptische Volk die Priester um Rath an, und diese befragten wiederum die Gestirne.\* Auch bei den Ithyern und Babyloniern konnte die Sterndeuterei sehr früh festen Fuß fassen, da diese für die Rechenkunst besonders begabten Völker auch dafür sehr rasch ein besonderes Interesse gewannen. Die sogenannte Astrologie war, wie wir hiernach sehen, ein Appendix des mythischen Processes in seiner letzten Phase, sie hatte sich angeschlossen und in ihrer Entwicklung abgezweigt aus den physikalischen Elementen, welche mit dem Mythos im Verlaufe der Zeit immer mehr und mehr verwebt wurden.\*\* Wir begreifen daher leicht, daß die Sterndeuterei sich außerordentlich leicht verbreiten konnte, sodaß sie sehr bald nach Griechenland wanderte und später sich auch bei den Römern Eingang verschaffte. Doch geschah es bei ihnen erst, wie uns berichtet wird, zur Zeit der Imperatoren. Trotzdem besaß die Sterndeuterei zu dieser Zeit bereits viele Gegner, und die Kaiser Diocletian, Maximilian, Konstantius, Konstantinus und Theodosius verboten dieselbe, jedoch wie es heißt ohne Erfolg. Bei Seneca\*\*\* lesen wir: „Das Schicksal der Völker hängt von den leisesten Bewegungen der Planeten ab, und Glück und Unglück treffen ein nach dem guten oder schlechten Lauf der Gestirne.“ Durch den Glauben an den günstigen oder ungünstigen Einfluß der Gestirne entstand zugleich der Glaube an glückliche oder unglückliche Tage, ein Aberglaube, der sich lange erhalten hat und bei allen alten Völkern, ganz besonders

\* Vgl. Duff, „Die Cultur des alten Aegyptens“ („Anslant“, 186), S. 994.

\*\* Vgl. das Kapitel über das Wesen des mythischen Processes.

\*\*\* De consolat. c. 18. Quaest. nat. II, 3, 2.

aber in Aegypten zu Hause war. Daß sich die Astrologen der Urzeit zugleich der Schrift bedienten, um die Gestirne zu merken und zu bezeichnen, ist nach dem Vorausgeschickten selbstverständlich. Schon in der frühesten Zeit finden wir bei den Phöniziern mit A den Mond, I die Sonne, H den Mercur, E die Venus, Ω den Saturn bezeichnet.\* Vor A und Ω pflegte man, wie uns berichtet wird, den Sonnenbuchstaben I zu setzen, und so entstand der Gottesname Iaw (Jaw), der bei den Bacchifern und Gnostikern vorkommt und an den syrischen Gottesnamen Jah erinnert, ein Wort, das wiederum mit dem Gottesnamen Jehovah zusammenhängt.\*\* Wie innig die früheste Himmelskunde noch mit der mythischen Götterlehre und dem Mythos überhaupt verwachsen war, beweisen uns am besten die Auffassungen der Babylonier. Die Babylonier nahmen drei Rangordnungen von Göttern an: die fünf Planeten, die sogenannten zwölf Herren der Götter, d. h. die Zeichen des Thierkreises und die 36 beratenden Götter. Sie bestimmten nächst dem Thierkreise 24 Gestirne, von denen die eine Hälfte auf die eine Seite trat, die andern 12 dagegen ihren Stand auf der andern Hälfte des Thierkreises nahmen.\*\*\* So, sehen wir, begann sich der Geist des ganzen unendlichen Himmelsraumes zu bemächtigen und war bemüht, Ordnung und Uebersicht in das mit Gestirnen reichlich übersäete Himmelsbild hineinzubringen, um sich ein möglichstes Verständniß über die Bahnen und den Lauf der Gestirne zu verschaffen. Freilich hatte dieses Verständniß, wie erwähnt, einen ganz andern als rein wissenschaftlichen Nutzen, aber war auch die Bereicherung des Wissens nicht die Absicht des Bestrebens, so war, wenn auch unabsichtlich und unwillkürlich, doch hiermit die Pforte zum Gebiete des Wissens und der Wissenschaft geöffnet worden; denn der Geist war begierig

\* Vgl. „Die Götter Syriens“, S. 161.

\*\* Vgl. Friedreich, „Die Weltkörper in ihrer symbolisch-mythischen Bedeutung“, S. 17.

\*\*\* Vgl. Müllerer, „Die Religion der Babylonier“, S. 13.

geworden nach Kenntnissen, die einen nur relativ praktischen Werth hätten, oder im Grunde richtiger doch nur einem idealen Zwecke dienten. Nicht um der Mittheilung und Verständigung selbst willen hatte der Mensch ursprünglich sprechen gelernt; nicht der Erweiterung des religiösen Gefühles halber hatte er sich Erfahrungen und Entdeckungen von geheimnißvoll erscheinenden Kräften im Gebiete der Natur angeeignet, die eben dieses religiöse Gefühl später hinausleiteten in die entlegensten Kreise der Schöpfung; nicht um des bessern Gedächtnisses und der klarern und genauern Erinnerung und Vorstellung selbst willen endlich hatte sich die ursprüngliche Bildschrift entwickelt; denn die bildliche Nachahmung von Naturgegenständen geschah gleichfalls ursprünglich als etwas noch halb Unwillkürliches. In allen diesen, für die menschliche Entwicklung so wichtigen Processen trat die Absicht und die Willkür anfänglich zurück; denn die sich hier ursprünglich abspielenden Bewegungen dienten andern Zwecken und vollzogen sich absichtslos und instinctiv. Aehnlich, sehen wir, verhält es sich hier jetzt mit dem Proceß des Wissens und der Erkenntnißerweiterung. Im Dienste eines andern Nutzens vollzog auch sie sich absichtslos und unwillkürlich, und nur erst später war es dem einsichtigen Menschen beschieden, auf diese Erkenntnißerweiterung selbst zu merken, um deren Bedeutung und Nutzen für die Bildung des Geistes überhaupt einzusehen und so dahin zu gelangen, die Wissenschaft um ihrer selbst willen zu fördern. Doch wenn sich auch nach geraumer Zeit die Himmelskunde dem Dienste des Zaubers und der Wahrsagerei entzog, wie lange ist sie noch später die Magd einer finstern Religion geblieben, und wie lange sollte es selbst noch während der geschichtlichen Zeit dauern, bevor sie im Stande war, auch diese letzten Fesseln von sich abzustreifen, um frei und selbständig dazustehen. Und dennoch ist es merkwürdig, wie weit die Himmelskunde, obwohl sie umfassen war von Zauber glauben und mystischer Wahrsagekunst, ursprünglich trotz dieser Einflüsse von den priesterlichen Sterndeutern gefördert wurde. Nicht

nur den Auf- und Niedergang der Gestirne, ihre Wiederkehr und ihre Stellungen zueinander hatten die priesterlichen Sterndeuter beobachtet und berechnen lernen, sondern, was mit dieser Berechnungsweise aufs engste verknüpft war, die Forscher hatten sogar am unendlichen Himmelsgewölbe, das sich ihnen dauernd mit seinen unzähligen Sternhaufen um die Erde zu bewegen schien, nach einem constanten Ruhepunkte gegenüber der Erde im Makrokosmos sich umgethan, um eine objective Stütze für die klare Erkenntniß zu gewinnen und die genaue Berechnung zu ermöglichen. In der That ist ja die Berechnung nichts weiteres ihrem Wesen nach, wie erweiterte exacte Erkenntniß. Aber eben diese klare Uebersicht und Erkenntnißweiterung am scheinbar unentwirrbaren Sternenknauel des sich um die Erde bewegenden Nachthimmels bedurfte eines objectiven constanten und hervorragenden Anlehnepunktes, und wirklich haben diesen scheinbar ruhenden Punkt im Makrokosmos die Sterndeuter der Urzeit und des grauen Alterthums verhältnißmäßig früh gefunden. Das ganze Himmelsgewölbe mit seinen lichten Schwärmen, glaubten die Sternkundigen der Urzeit, drehe sich um die sieben Sterne des Wärengestirns. In dieser herrlich erscheinenden Sterngruppe glaubten die frühesten Himmelsforscher den Mittelpunkt des ganzen Makrokosmos gefunden zu haben, hier erblickten sie die feststehende Stütze und den um sich selbst kreisenden Pol in der Flucht der Erscheinungen. Es wiederholt sich auf dem Gebiete der innern Erkenntnißentwicklung, was sich als Thatsache in der ganzen geistigen Entwicklungsgeschichte überhaupt als Gesetz darstellte. Die Erweiterung gewisser Anlagen und Fähigkeiten und ihre allgemeine dauernde Fortbildung beginnt nur erst dann und hat nur erheblichen Fortgang, sobald sich äußerlich ein objectiv hervorragender und allgemein anerkannter möglichst feststehender Mittelpunkt gefunden hatte, auf den sich die Aufmerksamkeit von den verschiedensten Seiten unwillkürlich concentrirte. Erst dadurch also, daß die innere

Aufmerksamkeit eine äußere und übereinstimmend anerkannte Stütze gewinnt, die allen Gliedern gleichsam zum festen Stabe und als hervorragender Mittelpunkt zur Sammlung dient und zum Führer wird, gelingt es, die allgemeine Uebersicht zu erweitern und den „objectiven Entwicklungsproceß“ (bei dem sich innere und äußere Factoren gleichzeitig zu unterstützen haben) in Fluß zu bringen. Diese Erscheinung, die uns bei jeder Gelegenheit der äußern organisatorischen Entwicklung klar entgegentritt, wiederholt sich wunderbarerweise auch auf allen innern psychologischen Gebieten, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß sich uns hiermit ein Grundgesetz der allgemeinen psychologischen Entwicklungsgeschichte überhaupt enthüllt. Kurz ausgedrückt lautet dieses Gesetz: Ueberall wo regelrechte Differentiirung der Anlagen und Kräfte eintreten soll im Sinne einer sich ausbildenden Organisation, bedarf es eines objectiv hervorragenden Mittelpunktes, der als constanter Krystallisationspunkt der organischen Gestaltung dient. Im Bereiche der äußern Natur haben die Forscher dieses Gesetz längst erkannt, hier handelt es sich darum zu zeigen, daß ebendasselbe Entwicklungsgesetz auch auf den Gebieten des psychologischen Innenlebens eine ganz gleiche Geltung beansprucht. Schon bei der frühesten Ausbildung des Auges und der Wahrnehmung, und bei den dabei auftretenden reflectorischen Bewegungen läßt sich deutlich beobachten, wie die genauere Regelung und Ausbildung (bezüglich der Sammlung und Differentiirung) der Reflexvorgänge, die das Sehen und das geordnete deutliche Wahrnehmen vermitteln, nur dadurch zu Stande kommen, daß im Auge selbst ein fester Beziehungspunkt, gleichsam ein hervorragender, sammelnder Mittelpunkt sich als Stütze herausbildet, um als Führer für die Orientirung im Raume zu dienen. Dieser Leitpunkt ist hier zunächst die hervorragende Stelle des deutlichsten Sehens auf der Netzhaut. Es ist dieser Punkt im Auge gleichsam für das innere subjective, psychologische Schlußverfahren der Seele, das die räumliche Wahrnehmung

im Gehirn zu Stande bringen hilft, ein äußerer, objectiver und constanter Regulator, durch dessen hervorragende Mithülfe unwillkürlich die feinere Nuancirung in der Schätzung und Unterscheidung der Raumdistanzen gefördert wird, sodaß das Raumbild nicht chaotisch verfließt, sondern die Reize nebeneinander geordnet, klar und übersichtsvoll gegliedert aufgefaßt und verstanden werden können. Bei der weitem Ausbildung der wahrnehmenden Erkenntniß wiederholt sich das nämliche Verhältniß. Es ist hier das zum Himmel mit feinem Sternenchaos emporblickende Auge, das sich im Drange nach tieferer und erweiterter Erkenntniß unwillkürlich innerhalb der kreisenden Bewegungen und Verschiebungen aller Gestirne nach einem äußern hervorragenden Mittelpunkte als objectivem Regulator umthut, auf welchen es alle diese Bewegungen constant zurückbeziehen und vergleichen kann, um sie einzeln deutlich zu sondern, zu verwerthen und damit das Sternenchaos verständnißvoll und berechnungsfähig aufzurollen und zu ordnen. Diesen Mittelpunkt hatten die Sternkundigen des frühesten Alterthums, wie erwähnt, im Siebengestirn\* aufgefunden, und sie betrachteten diesen hervorragenden Fleck am Himmel als „den Gipfel des Weltalls“, von dem herab man alle Bewegungen und Bahnen der Gestirne deutlich übersehen könne. — Es ist leicht einzusehen, daß es schwierig, ja fast unmöglich war, eine klare und geordnete Eintheilung des Sternenhceeres vorzunehmen, bevor nicht eben dieser scheinbar ruhende Mittelpunkt vom Auge am Firmament aufgefunden und festgestellt war. Hatte sich bisher der wahrnehmende Blick am nächtlichen Himmel unter den dahinziehenden, sich gegeneinander mit der Zeit verschiebenden Sterngruppen nur zu leicht verirrt, wie in einem unentwirrbaren Labyrinth, so war jetzt ein Compaß am Himmel gefunden, der die

---

\* Nicht zu verwechseln mit dem heutigen Siebengestirn, den sogenannten Plejaden. Das Siebengestirn der ältesten sternkundigen Völker war der sogenannte Kleine Bär mit dem Polarstern.

Wahrnehmung und räumliche Uebersicht des Ganzen erleichterte und so durch seine Stütze dazu beitrug, daß sich die Wahrnehmungen in Bezug auf den Himmel mit seinen Sternbildern zur Erkenntniß erweiterten. So früh, sehen wir, war es dem Menschengeniste beschieden, sich eine gewisse Erkenntniß über die Verhältnisse im Makrokosmos zu erwerben, freilich betraf solche nur erst eine rein äußerliche genauere räumliche Orientirung, aber dieselbe war genügend, um auch auf das bisher ausgebildete Zeitbewußtsein zurückzuwirken. Konnte sich doch jetzt erst, nachdem sich die wachsende Erkenntniß mehr und mehr im Himmelsraume mit seinen Bildern und Objecten bewußtvoller orientirt hatte, allmählich die Idee der Unendlichkeit und Ewigkeit als höchster Erkenntnißwerth, wenn auch anfänglich noch unklar, aufdrängen. Das darf uns nicht auffallen; denn solange die Himmelsforscher nur ein ganz unklares Gewebe von sich stets verschiebenden Bildern und Vorstellungen am Firmament vor sich hatten, über das nur bei Tage die Sonne hinüberfuhr, deren Lauf man nicht immer gleichmäßig verfolgen konnte, unterlagen ihre Eindrücke einem unklaren übersichtslosen Wechsel. Erst jetzt, nachdem am Himmelsraume ein fester, objectiver Anhaltspunkt entdeckt war, der als Stütze weiterer Vergleichung und zur genauen Feststellung aller Sterngruppen und Punkte diente, konnte sich ein feststehenderer continuirlicher Hintergrund für das umfassende Zeitbewußtsein bilden, auf den hinblickend der Geist sich aus dem Wechsel der Vorstellungen emporheben konnte zur Vorstellung des „dauernden Wechsels“. Nun erst war dem erweiterten Zeitbewußtsein die objective Stütze geliehen, vermöge deren es die Vorstellung des continuirlichen und maßvollen Wechsels und der ewigen Dauer völlig klar ins Bewußtsein zu heben im Stande war. Nicht ohne die Stütze eines der Erkenntniß zugänglichen Maßes (Grenzwertes) konnte sich folglich die Idee der ewigen Dauer und somit die Begriffe von Ewigkeit und Unendlichkeit überhaupt ins Bewußtsein heben; denn das an sich Maßlose und Unerfaßte ist nur das Endlose, das keiner Er-

kenntniß und gar keiner Vorstellung zugänglich ist. Der noch maß- und hiermit erkenntnißlose Wechsel der unzähligen, sich allnächtlich in jeder Stunde verschiebenden Sternbilder war dem Himmelsforscher nur ein Labyrinth, ein unentwirrbares Chaos von lichten Punkten, das keiner wahrhaften Auffassung zugänglich war. Es verhielt sich mit diesem auffassungslosen Wechsel der Verhältnisse um nichts besser, wie mit einem etwa eintretenden plötzlichen absoluten Stillstand aller äußern Objecte und Erscheinungen. Auch ein solcher absoluter Stillstand wäre (wenn überhaupt denkbar) im entgegengesetzten Sinne für die Auffassung und die Erkenntniß völlig werthlos. Denn hiermit wäre das Vorstellungsleben zu einer unerträglichen Eintönigkeit und Gleichförmigkeit, d. h. zu einem wahren Stillstand, gewissermaßen zu einer völligen Leere verurtheilt, sodaß der Geist in endloser Erlebnißlosigkeit, in Langeweile und Zeitlere verkommen müßte, ein Zustand, dem zu entgehen derselbe jede Anstalt treffen würde. Dort im Chaos die unentwirrbare Ordnungslosigkeit, die labyrinthische, keinem Maßstabe zugängliche Raumleere, hier dagegen die absolute Langeweile und Zeitlere, beides Verhältnisse, welchen ebensowol das wahrnehmende Auge wie dem entsprechend die vorstellende innere Erkenntniß nothwendig zu entgehen suchten. Wie der gesittete Staat der Anarchie und die ganze unendliche Weltordnung dem absoluten Chaos zu entgehen suchen, so strebt das nach Erkenntniß ringende innere Auge des Geistes nach geordneter Uebersicht der Erscheinungen, indem es sich an alle diejenigen constanten Punkte anklammert, die ihm entgentreten unter den Eindrücken. Der klare Erkenntnißanfang beginnt also erst da, wo das Chaos der Eindrücke sich gruppirt und ordnet um die herausgegriffenen constanten Punkte, wie die Staatsglieder um den organisatorischen Führer und Lenker. Erst indem die Erkenntniß diese constanten leitenden Punkte der Außenwelt jedesmal herausfühlt und an ihnen festen Fuß zu fassen sucht, wie der verschlagene Schiffer auf einer Felseninsel, um von diesem gesicherten Orte die

Wogen der Eindrücke zu überschauen, erst da beginnt das sich nach Maß, Ordnung und Uebersicht sehende Auge der Erkenntniß zu bilden und zu erweitern.

Mit dem Beginne der klarern Erkenntniß aber heben sich von neuem die Schwingen des Geistes, denn neue Vorstellungen werden in ihm rege, und neue Fragen beginnt sich die Seele aufzuwerfen. Noch freilich war die soeben in einen Wachstumsproceß getretene Erkenntnißfähigkeit, die sich an der Himmelskunde zuerst erprobte, nicht so weit vorgeschritten, daß sie die Fragen richtig stellte, um auch richtige Wege zu ihrer Beantwortung einschlagen zu können. Im Gegentheil, wir sehen den primitiven Proceß der Erkenntniß mit den allerverkehrtesten Fragestellungen beginnen, sodaß wir uns über die schiefen Antworten nicht wundern dürfen, welche sich der Geist anfänglich ertheilte, zumal diese nur mit Rücksicht auf die herrschende Weltanschauung beantwortet werden konnten. Es ergeht also der beginnenden Erkenntniß wie dem Steuermanne, der im Sturme oft dieverkehrtesten Course nimmt, um in den Hafen zu gelangen. Aber der sich entwickelnde Geist hatte dennoch die ersten Anker geworfen, er hatte bezüglich der Eindrücke des Himmels fest dauernde Punkte entdeckt, die ihm als Leitsterne auf den schwierigen Entdeckungsreisen der Erkenntniß dienten.

Hatte die sich entwickelnde Erkenntniß, wie wir sehen, die Idee der Dauer und der Ewigkeit ins Bewußtsein gehoben, so begannen nun mit Rücksicht darauf die himmelskundigen Forscher sehr früh aus ihrer nächsten Umgebung wiederum diejenigen Erscheinungen ins Auge zu fassen, welche der Idee der völligen Dauer zu widersprechen schienen. Schien auf der Erde nicht alles einen Anfang zu nehmen, ebenso wie der Mensch, schien nicht jede Pflanze, indem sie als Saatkorn der fruchtbaren Erde übergeben wurde, einen Anfang gehabt zu haben, und die menschliche Erkenntniß selbst, indem sie sich an feststehenden Punkten des Makrokosmos zu der Vorstellung des ewig dauernden Kreislaufes des Himmelsgewölbes um den schein-

bar ewig ruhenden Pol erhob, mußte nicht auch sie beginnen von einem schöpferischen Punkte aus? Wenn aber alles um uns und mit uns (so schloß der noch kindliche Geist) einen ersten Anfang gehabt hat, so muß doch auch der Himmel einen Anfang gehabt haben, und indem die noch kurzfristige Erkenntniß die endlichen Theile und Erscheinungen mit dem unendlichen ewigen Ganzen vermischte, begann sich der Menscheng Geist die falschen Fragen mit Rücksicht auf die herrschende mythische Weltanschauung unklar und falsch zu beantworten. So konnte es geschehen, daß die frühesten Antworten der Priester auf die Frage, wie und woraus die Welt entstanden war, dahin lauteten: daß die Götter diesen Anfang schufen, indem sie vor sich das gestaltlose, maß- und erkenntnißlose Chaos oder die Leere der Ordnung unterbreiteten. — Nur erst die früheste Entwicklungs geschichte des Erkenntnißprocesses ist, wie sich im Folgenden genauer noch zeigen wird, im Stande, uns auf die Vorstellungen hinzuweisen, welche den Menschen zum tiefem Nachdenken anregten, um ihn endlich zur Philosophie hinzuführen, nur erst sie ist ferner im Stande, zu zeigen, weshalb unter diesen Vorstellungen zugleich das gestaltlose Chaos und die Leere im Gedankenkreise der Dichter der Theogonien eine so große Rolle spielten. Sahen die ersten kosmologischen Denker das Chaos doch als den Urstoff der Welt an, zu welchem die Götter gleichsam erst die Form hinzutrug, um das geordnete Weltganze zu bilden, Vorstellungen, die bekanntlich noch deutlich bis in die Gedankenkreise der großen griechischen Philosophen hinüberreichen.

---

Mit der Beobachtung dessen, was zum Beginn der klaren Erkenntniß gehört (und wir sahen, daß dieses zunächst die Concentration und Sammlung der unbestimmten wirren Eindrücke auf einen äußern constanten Mittelpunkt war, der sich der Anschauung gegenüber bestimmt hervorhob [Null- oder Vergleichspunkt] und so zum allgemeinen Stützpunkt der Vergleichung und klaren geordneten Uebersicht gemacht werden konnte), drängte

sich dem Geiste unwillkürlich zugleich diejenige Eindrucksweise im Bewußtsein auf, die eben die klare Erkenntniß hindert. Wir sahen, daß die himmelkundigen Priester sehr bald erkannten, daß dieses die an sich wirre Masse und das gestaltlose finstere Chaos war, sei dieses nun ein Raumchaos als wirre Ordnungslosigkeit, oder eine Zeitleere als ewiger Stillstand alles Geschehenen, d. h. die Zeitlosigkeit. Das gestaltlose Chaos (als Anschauung ohne Begriff) entspricht der Bedeutung der ordnungslosen Raumleere. Die Auffassung der völligen Zeitleere trat genau genommen erst später in der Entwicklungsgeschichte des Erkenntnißlebens auf, ihr entspricht allein die Bedeutung des „Nichts“ (als abstracter Begriff ohne Anschauung), insofern hiermit der absolute Stillstand, d. h. die Aufhebung alles Wechsels und Werdens, mit Einem Wort die Leere ausgedrückt wird, und zwar nach dem Satze: „Aus Nichts wird nichts.“ Das Nichts darf man demnach dem Begriffe nach als die ewig wechsellose, absolut eintönige Zeitleere, als absoluten Stillstand betrachten. Der sonderbare Satz, daß Gott aus Nichts die Welt geschaffen habe, konnte nur erst ausgesprochen werden, als die Auffassungen der Zeitleere, d. h. der Zeitlosigkeit neben der Vorstellung der Raumlosigkeit höher ins Bewußtsein traten. Daß eben diese Begriffe als berichtigende (orientirende) Grenzbegriffe (vgl. Kap. 3, Anmerkungen über den Werth des Nullbegriffs) beim Beginn des Wachsthums der tiefern Erkenntnißfähigkeit eine Rolle zu spielen anfangen, darf uns nicht wundern. (Vgl. zugleich das folgende Kapitel.) Sonderbar ist es, was sich uns im Folgenden genauer zeigen wird, daß man stets diese in der Unterscheidung auftauchenden Grenzwerte für wirkliche, reale Grenzen des Weltalls hinsichtlich eines wirklichen Anfangs und Endes selbst nahm. Man beachtete nicht, daß das Unendliche keineswegs aufgehört hatte zu existiren, wenn die Dinge und Wesen in ihm die Tendenz zum Chaos oder zur Leere eingeschlagen hatten; denn wie weit sich auch alle Welttheilchen in der Ordnungslosigkeit oder Monotonie der Gestaltung verlieren mochten, der Abstand vom mittlern Grenzwerte der Ordnung mußte ihnen allen kenntlich und, wenn auch unsicherer, für immer fühlbar bleiben. Der Anfang und das Aufhören der Ordnung im Weltall sind daher selbstverständlich niemals der Anfang des Unendlichen selbst. Allein, was selbst in späterer Zeit den Weltweisen nicht immer vollends klar wurde, das konnte den speculirenden Priestern des Alterthums noch nicht zum Bewußtsein kommen, und so müssen wir es begreiflich finden, wenn wir von ihnen das sogenannte Chaos oder die Leere als den realen Anfangszustand des Weltalls bezeichnet finden. Damit hängt es zusammen, daß man über sah, daß sich aus dem Chaos

und der Leere überhaupt keine Ordnung schaffen läßt, sofern vorher noch nie eine Ordnung vorhanden war. Denn wir werden im Folgenden sehen, daß das Chaos und die Leere immer nur an sich eine mehr oder minder stark geminderte Ordnung bleiben. Das Chaos oder die Monotonie könnten sich daher unter Umständen aus Ordnung entwickeln, aber nicht die früheste Ordnung aus dem Chaos. Innerhalb verschiedener Bewegungsverhältnisse können sich recht wohl unter Umständen relative Gleichgewichtszustände ausbilden, die wieder in die Tendenz der Bewegung zurückgleiten, aber aus einem absoluten Gleichgewicht als ewigem Stillstand resultirt niemals eine erste kleinste Bewegung, es sei denn, ich rufe einen *Deus ex machina* zu Hülfe. Weil man indessen, wie sich in der Folge genauer zeigen wird, diese Ueberlegungen unterließ, geriethen die Priester eben nothwendig auf den *Deus ex machina* und auf die Götter als Schöpfer außerhalb aller Welt. Es ist von besonderm Werth in psychologischer Hinsicht, zu bemerken, daß sich der Nachweis hiermit an die Hand gibt, daß sich mit dem Beginn der klaren und tiefen Erkenntniß auch die gefährlichsten Irrthümer, welche sich so lange in der Erkenntniß behaupten sollten, ausgebildet und festgesetzt haben. Das im Text erwähnte psychologische Erkenntnißgesetz, dahin lautend, daß ohne Sammlung und, was damit zusammenhängt, ohne die objective Stütze eines mitwirkenden constanten und hervorragenden äußern Punktes, an dem das erkennende Subject diese Sammlung vollziehen kann, keine gesetzmäßige geordnete Uebersicht und Erkenntnißentwicklung möglich ist, ergänzt sich zu dem Satze, daß die chaotischen Vorstellungszustände als Grenzen die Erkenntnißfähigkeit lähmen und herabsetzen. Wie nachgewiesen hat dieses Gesetz indessen nicht bloße Gültigkeit für das innere Verstellungsleben und die klare Erkenntniß, sondern es läßt sich in der äußern Natur und Wirklichkeit im Krystallisationsproceß bis tief hinab in die unorganische Natur verfolgen und kommt an den organischen Gebilden noch viel deutlicher zum Vorschein. Das äußere staatliche Zusammenleben der Individuen wiederholt dieses Bildungsgesetz gleichfalls, und auch der Sprachproceß ließ sich dem entsprechend als ein wunderbarer Krystallisationsproceß mit Rücksicht auf fortbildende constante Mittelpunkte nachweisen. So, sehen wir, wiederholen sich im Außenleben wie im Innenleben die gleichen Gesetze, wir sehen sie wiederkehren in der Morphologie des Mikrokosmos wie in der des Makrokosmos, sie treten in der Physiologie ebenso wie in der Psychologie zu Tage, und die Entwicklungsgeschichte aller Verhältnisse der Außenwelt stimmt hiernach nachweislich überein mit der Entwicklungsgeschichte der psychischen Innenwelt, und

auch die Bildungsgeschichte des tiefsten Erkenntnislebens im Geiste macht hiervon, wie sich zeigt, keine Ausnahme.

Die Himmelskunde, mit der das tiefere Erkenntnisleben anfänglich erwachte, hatte sich merkwürdig früh derjenigen Mittelpunkte bemächtigt, welche seiner ersten Ausbildung zur Stütze dienten. Nicht nur, daß man für die zeitliche Tageseintheilung unwillkürlich den jeweiligen Standpunkt der Sonne und den Mond zum objectiven Anknüpfungspunkte machte, um hier nach schon verhältnißmäßig früh eine gewisse Zeiteintheilung des täglichen Lebens zu treffen, sondern auch in dem sternreichen Labyrinth des Nachthimmels hatten die Forscher den Faden der Ariadne aufgenommen, um zu einem objectiven constanten Ruhepunkte zu kommen, der, wenn er auch bloß scheinbar war, doch dem Auge als erster gesicherter Anknüpfungspunkt für die Entwidlung weiterer Erkenntniß dienlich sein mußte. Daß die früheste genauere Zeiteintheilung noch anfänglich großen Schwierigkeiten unterlag, läßt sich leicht ermessen; so war es anfänglich zweifelhaft für die Himmelskundigen, ob man von einem Sonnenuntergange bis zum andern die Tageslänge rechnen und eintheilen sollte, oder ob man einfach die bloße Tageszeit in Bezug auf Sonnenauf- und Untergang zum Maßstabe der Theilung nehmen sollte. Es ist daher zweifelhaft, wie die erste Eintheilung getroffen wurde, und es erscheint wahrscheinlich, daß man anfänglich Tag und Nacht gesondert für sich betrachtet hat. Daß sich das niedere Volk und die Menge noch nicht einer solchen genauern Eintheilung, weder der Tage noch der Jahresabschnitte bediente, ist leicht erklärlich. Der Volkskalender der Culturvölker des frühesten Alterthums, hatte daher nichts weniger wie einen wissenschaftlichen Anstrich. Das Volk richtete sich nicht wie die himmelskundigen Priester und Weisen des Landes nach den Sternbildern, sondern nach den hervorragendsten Erscheinungen der Natur. So diente das Blühen gewisser Gewächse, das Reifen der Früchte, der Beginn der Ernte und das Erscheinen der Zugvögel zur Kalendereintheilung. Der Zug der Kraniche mußte die Saatzeit, und wiederum den herannahenden Winter verkünden, und ihr Flug wurde daher in Griechenland sorgfältig beobachtet. Wenn die Schwalbe im Frühling erschien, so war der Weinstock zu schneiden, und wenn die Schnecken aus der Erde hervorkrochen, so war die Ernte nahe. Die Blüte des Scolymus und der Gesang der Heuschrecke verkündeten den Sommer. Allmählich jedoch wirkten die Sternkundigen dahin, daß auch der Ausgang gewisser Sternbilder zum genauern Einhalten des Zeitabschnitts gewählt werde. So befiehlt Hesiod beim Aufgange des Orion im Julius zu dreschen, und wenn derselbe nebst dem Sirius inmitten des Himmels steht, Arctur aber in

der Morgendämmerung aufgeht, so sollte die Weinlese beginnen. Obwohl also, wie wir hieraus erkennen, die Bewegungen und Stellungen der Sternbilder zu Zeitbestimmungen schon früh benutzt wurden, so rechnete man doch noch vielfach in verhältnißmäßig später Zeit im großen nach sogenannten Menschenaltern, nicht nach einzeln gezählten Jahren. Was das Jahr anbelangt, so rechnete man von einem Sommer zum andern, und zählte diese zu Menschenaltern zusammen; denn anfänglich wußte man noch nicht genau zu bestimmen, wohin man am sichersten den Scheidepunkt des einen Jahres vom andern Jahre zu verlegen hatte. Erst viel später, als die Stundeneintheilung des Tages schon ziemlich genau geworden, gewann man als Abschnitt hierzu die längste Nacht, die in der Göttin Leto personificirt wurde. — Hauptsächlich concentrirte sich seit uralter Zeit die Beobachtung der Priester auf den Mondwechsel. Die Zeit des Neumondes war bei allen Völkern des Alterthums ein religiöses Fest. Daß man den synodischen Monat von 29 Tagen 12 Stunden und 3 Minuten selbstverständlichweise noch nicht sehr früh berechnen lernte, liegt auf der Hand. Dennoch theilte man die Zeit schon sehr früh ein in Monde, und man begann hierbei den Tag als den ersten des Mondes zu setzen, an welchem derselbe zuerst wieder neu erschien. Um die Zeit des Erscheinens versammelte man sich auf hohen Bergen, um genau das erste Hervortreten des Mondes zu bemerken. Bei dieser Beobachtungsweise war es möglich, ungefähr 30 Tage für den Monat ohne Ausnahme herauszubringen. Zwölf solche Monde ergaben 360 Tage, also nur fünf Tage weniger als das gewöhnliche Sonnenjahr. Indessen diese Differenz, die sich bei genauerer Berechnung noch größer stellt, kümmerte die alten Völker bei ihren noch geringen Hülfsmitteln nicht. Die Griechen theilten diese 30 Tage des Mondes in drei Theile zu drei Dekaden, indem sie bis 20 aufwärts und von hier an wieder rückwärts zählten, um so gleichsam durch den Zählungsact, bezüglich Zu- und Abnahme, dem Monde zu folgen. — Als die bedeutendsten Astrologen und Himmelskundigen der Urzeit traten unter den ältern Völkern die Aegypter, Babylonier und Chaldäer auf, besonders den letztern beiden Völkern kam ein großes Talent für die Auffassung von Raum- und Größenverhältnissen und Gewandtheit im Zählen und Rechnen hülfreich entgegen. — Sonne, Mond und Planeten begann man verhältnißmäßig früh von dem Wandel der übrigen Sternbilder zu sondern. Den Bogen, den die dem Sonnensystem angehörigen Sterne am Himmel beschreiben, theilte man in 12 bestimmte Theile, welche man der Reihe nach durch Thiere verbildlichte und den Thierkreis nannte. Die berühmten 12 Arbeiten des Herakles wurden

schon im Alterthum als das Durcharbeiten der Sonne durch die 12 Zeichen des Thierkreises angesehen.\* Den Ausgang der Sonne verglich man mit einem Ei, den Untergang mit einem Apfel. Der Apfel war das Bild der reif gewordenen, zur Erde herabgefallenen Sonne. Im westlichen Meere, dort wo die Sonne untergeht, stand nach altgriechischem Mythos ein Baum mit goldenen Äpfeln, welche von den Hesperiden, den Töchtern des Hesperus (Abends) und von dem Drachen Ladon (der Nacht) gehütet wurden. — Was nun die Beobachtung des Fixsternhimmels betrifft, so sahen wir war es von hoher Wichtigkeit für die genauere Betrachtung und Berechnung der Gestirnsconstellationen, daß die alten Sterndeuter (denn als eigentliche Astronomen waren sie noch nicht zu bezeichnen, sondern das wurden sie erst im Laufe der Zeit) bereits im „Siebengestirn“ die „Höhe“ des Weltalls gefunden zu haben meinten. Bei den alten Indern waren die sieben Sterne Kishis, d. h. fromme Väster, die um den Mittelpunkt des Himmels wohnend, beständig in die Betrachtung Gottes versunken sind. In der Mitte aber thronte Indra.\*\* Auch von den Chinesen wird uns Ähnliches berichtet; sie sahen in diesem Gestirn den Palaß des höchsten Gottes und Herrn, des Urgeistes Tai-kie, von dem alles Maß und Ziel in der Welt ebensowol wie ein alles belebender schöpferischer Einfluß ausging. Selbst die Finnen wollen in diesem Gestirn das Thor erkennen, durch welches alles Leben in die Welt gekommen ist.\*\*\* Die Abiponen sehen im Siebengestirn die Seele ihres Großvaters (großen Häuptlings). Da das Gestirn in Südamerika in jenen Breiten einige Monate unter dem Horizonte verschwindet, trauern sie hierüber und halten den Großvater für krank, wenn er wieder emporsteigt, so feiern sie ein Freudenfest.† Die Babylonier sahen im Siebengestirn den Thron ihres mächtigen Blitzgottes.†† Die römischen Landleute vergleichen die sieben Sterne mit sieben Dreschofen (septem triones), da sie bemerkten, daß dieses Sternbild sich ähnlich den Dreschofen auf der Tenne stets rings im Kreise bewegte. Die Phönizier nannten dieses Gestirn das rebende Dobebe oder Duben und richteten sich nach demselben auf ihren Schiffahrten. Da dem Ausdruck nach dieses Gestirn bei den Phöniziern zugleich Bär bedeutet, so sollen die Griechen das Siebengestirn

\* Vgl. Menzel, „Vorchristliche Unsterblichkeitslehre“, S. 13.

\*\* Ebend., S. 44.

\*\*\* Vgl. Thomasson's „Finnische Mythologie“, S. 38.

† Dobrizofer, II, 87.

†† Grotefend, „Keilinschriften“, 1852, S. 21.

aus Mißverständniß den Vären genannt haben.\* Daß bei solcher außerordentlicher Zunahme des Zeitbewußtseins, wie es durch die Anstöße der frühesten Sterndeuterei geschah, auch der Sinn für genaueres Maß und Eintheilung der Raumgrößen wachsen mußten, läßt sich von vornherein voraussehen. Doch mußte sich hier auf dem Gebiete der Geometrie anfänglich ein ähnlicher Proceß vollziehen wie überall, d. h. es mußten sich vorerst bestimmte und constante Maßstäbe allgemeine und objective Geltung verschaffen, bevor ein übereinstimmendes Messen vorgenommen werden konnte. Es verhielt sich nun, wie uns berichtet wird, mit der ersten Aufnahme solcher Maßstäbe wie mit der Feststellung der frühesten Zahlbilder. Wie sich das Zählen halb unwillkürlich des bessern und leichtern Mertens wegen an die Finger anlegte und die Zahlzeichen mit bestimmten Hand- und Fingergeberden zusammenhängen, so in ähnlicher Weise verhielt es sich mit den ersten objectiven Raummaßstäben; um sie zu gewinnen, lehnte man sich unwillkürlich an das Nächstgelegene an. Dieses Nächstgelegene war der eigene Körper (der ja unbewußt in seiner Größe und seinen Bewegungen dem Auge längst die äußern Anknüpfungspunkte zur Schätzung und Vergleichung der Größenverhältnisse geboten hatte). Vom Körper schnitt man daher fast unwillkürlich alle diejenigen leichtbeweglichen Theile heraus, die zum Messen benutzt werden konnten; diese Theile aber waren Hand und Fuß. So finden wir beispielsweise im alten Aegypten zwei Maßeinheiten im Gebrauch, und zwar die große oder königliche Elle, und die sogenannte kleine Elle, deren Verhältniß 7 : 6 war. Wie war aber dieser Maßstab gewonnen worden? Das ist leicht zu erkennen, sobald wir uns nur die Art seiner Zusammensetzung betrachten. Die königliche Elle (Mahi suten) bestand nämlich aus sieben Palmen, das sind Handbreiten, und diese wiederum waren aus vier Fingerbreiten zusammengesetzt. Die kleine Elle (Mahi nets) bestand aus sechs Palmen zu je vier Fingerbreiten, zusammen aus 24 Fingerbreiten. Sopy war die Handbreite zu vier Fingern gerechnet, Teba war die ursprüngliche Fingerbreite (Daktylos). Lepsius nimmt an, daß die große oder königliche Elle ursprünglich in sechs Palmen getheilt war.\*\* Die Ptolemäer haben in Aegypten die alte Maßeinheit zwar nicht geändert, doch daneben ein ganz neues Maß, und zwar den sogenannten ptolemäischen Fuß zu zwei Drittel der königlichen Elle eingeführt. Während die alte Maßeinheit der Aegypter, wie wir sehen, die Elle war,

\* Friedreich, „Die Weltkörper in ihrer mythisch-symbolischen Bedeutung“, S. 166.

\*\* Vgl. „Ausland“, 1866, S. 391.

bediente man sich in Griechenland und Rom des Fußes. Der Fuß bestand aus 16 Fingerbreiten. Das Steigen des Nils wurde in Aegypten nach der ältesten hergebrachten Maßeinheit ausgerufen, und obwol der große Nilmesser bei Elephantine nach der spätern königlichen Elle eingetheilt war, so wollte man dem Volke, wie es scheint, die Reduction auf das älteste, eingebürgerteste Maß damit ersparen.

## 6.

### Der Uebergang des mythischen Processes in die kosmogonische Speculation.

Die letzte Phase des mythischen Processes. — Rückblick auf die Anschauungen der Priesterwelt in Bezug auf das heilende Licht und das unheilvolle Dunkel, sowie auf die sich daran knüpfenden Vorstellungen von Zeugung, Seele, Krankheit, Tod u. s. w. während der Feuerzeit. — Die neuen Ansätze der Himmelskunde in Bezug auf das Erkenntnißleben. — Unterschied der kosmogonischen Lehren von der bisherigen Darstellungsweise der Dinge und von der später entstehenden philosophischen Denkweise. — Das Sammelwesen heiliger und mythischer Priesterschriften. — Die Entwicklung des Priestertums in Aegypten und die ägyptisch-kosmogonische Götteranschauung. — Die Hierarchie und Dogmatik als Hemmschuh der weiteren Entwicklung des Geisteslebens im Orient. — Griechenland als einzige Stätte der weiteren Entwicklung des Erkenntnißlebens.

---

Wir nähern uns jetzt in der psychologisch-historischen Entwicklung des Menschengeistes dem Ende der eigentlichen Urzeit. Blicken wir zurück auf den merkwürdigen Umschwung, der sich im Vorstellungsleben der höher entwickelten (priesterlichen) Kreise des frühesten Alterthums durch die Aufnahme des Schriftwesens vollzogen hatte, und beachten wir den Aufschwung, den die Entwicklung des Nachdenkens durch die Pflege der Himmelskunde und die damit verknüpfte Erweiterung des Zeit- und Raumbewußtseins nahm, so werden wir es begreiflich finden, wie die Menschheit, allmählich mehr

und mehr gestärkt durch solche Hülfsmittel, aus dem Dämmerlichte der Urzeit heraustrat in ein neues Zeitalter, in dem sie fähig war, ihre Anschauungen und Erinnerungen aufzuzeichnen und für immer zu bewahren. Wir stehen am Anbruch der historischen Zeit; denn der Mensch hatte jetzt den Griffel führen gelernt, mit dem er es verstand, seine Gedanken und Erlebnisse in Stein und Erz zu graben, um sie auf solche Weise dem Gedächtniß der Nachkommen zu erhalten. Eine neue Epoche war gekommen, ein neuer großartiger Umschwung bereitete sich vor; denn neue Keime sammelten sich, aus denen sich erweiterte Anschauungen entwickeln mußten, auf welche wir nunmehr unser Augenmerk zu richten haben. — Die Blütezeit des Mythos war vorüber, die im mythischen Proceß liegenden Elemente begannen zu wachsen, zu treiben und sich zu differentiiren, die gemeinsame Hülle aber wurde zersprengt. Und wiederum waren es die Priester und die mit ihnen in Verbindung stehenden Sänger und Seher, die uns als die frühesten Träger dieser neuen geistigen Entwicklungsepoche entgegentreten. Im Priestertum der Urzeit allein hatten sich ja die Keime der Reihe nach gesammelt, die zur geistigen Fortentwicklung der Menschheit dienen, und so kann es uns nicht wundernehmen, daß von hier aus der neue Entwicklungsproceß wiederum seinen Anfang nimmt. — Fassen wir die letzte Phase des mythischen Processes genauer ins Auge, so erkennen wir deutlich, wie außerordentlich sich die physischen Elemente desselben in den Vorbergrund gedrängt hatten, und das wird uns um so weniger auffallen, sobald wir bedenken, wie es vorzugsweise die Natur- und Sternkunde treibenden Priester waren, die als die vorzüglichsten Träger des mythischen Processes angesehen werden mußten. Durch hervorragende Erfahrungen auf dem Gebiete des Naturreiches angefordert, hatte sich das ursprüngliche Priestertum mit Schamanismus und Zauberwesen entwickelt, und fortan gingen physisches Zauberwesen und Religion Hand in Hand. Religion im wahren und echten Sinne pflegten die frühesten Priester als Zauberer, indem

sie das Bestreben an den Tag legten, Nächstenliebe und Barmherzigkeit zu üben; denn sie waren bemüht, ihre gewonnenen Geheimkenntnisse der Natur zum Nutzen der Menschheit zu verwerthen, indem sie lehrend und heilend auftraten, um allenthalben Achtung und Ehrfurcht durch ihre Wunder- und Zaubercuren auf sich zu ziehen. So war durch den geschichtlichen Entwicklungsverlauf die Religion auf das innigste mit der Ausbildung der Naturkunde verwebt worden. Schien das Auge des Priesters auf die Wunder und Erscheinungen der Natur gerichtet, um ihr ihre Geheimnisse abzulauschen, so lebte in seinem Herzen jenes menschenfreundliche religiöse Gefühl, diese Geheimnisse zum Nutzen der Kranken und Heimgejuchten auszubeuten. Innig waren daher die Lehren der Priester und Propheten der Urzeit mit Rathschlägen gemischt, die sich auf Heilmittel aus der Natur für Elende und Unterdrückte bezogen, innig lehnten sie ihre Lehren überhaupt an einen Hintergrund an, der sich aus den Elementen der moralisch belehrenden geschichtlichen Tradition und der kindlichen Naturanschauung ihrer Zeit zusammensetzte, und so geschah es, daß in dem mythischen Proceß dauernd und unverwüßlich ein physikalisches Element fortwucherte. Als sich nun später Nachdenken und Erkenntniß erweiterten, als sich das Raum- und Zeitbewußtsein ausdehnte, und endlich das Auge sich gewöhnte, den ganzen Makrokosmos möglichst zu umspannen, um das die Erde umschließende Himmelsgewölbe als ein Ganzes, d. h. als das Weltall anzusehen, da tauchten auch allmählich, angeregt durch die Anstöße von seiten der Himmelskunde, eine Reihe von Ideen und Fragen auf, die den Geist anspornten, alle bisher einzeln behandelten mythischen Vorstellungen in Bezug auf Natur und Welt zu einer Gesamtanschauung zu vereinigen. Es war das Streben nach Verallgemeinerung, das jetzt auch hier zur Gesamtanschauung hindrängte, und das sich durch die Rückwirkungen des Schriftprocesses auf Mythos und Cultur, wie wir bereits früher gesehen haben, ernstlicher wie bisher zu regen begann. Daß sich dieser Ver-

allgemeinerungsproceß, mit dem zugleich das Bestreben Hand in Hand ging, die im hellern Lichte aufgefaßten Erscheinungen am Faden des Entwicklungsganges kindlich aneinanderzureihen und zu erklären, nur auf dem Hintergrunde der bisher herrschenden mythischen und kosmo-magischen Anschauung vollziehen konnte, leuchtet ein. Allein wir würden den Ausdruck einer kosmo-magischen Anschauung der Dinge, welche letztere mit dem Priesterthum, wie uns die Entwicklungslehre zeigte, großgezogen worden war, völlig missverstehen, wollten wir annehmen, daß eben diese Anschauung eine bereits in sich consequent zusammenhängende Weltanschauung war. Lenken wir bei dieser Gelegenheit, um uns die Frage zu beantworten, worin denn diese Anschauung der Dinge bestand, unsere Blicke auf die Entwicklungsgeschichte zurück.

Die hierher gehörigen Vorstellungen über die Welt und ihre Erscheinungen waren nur erst nach der epochemachenden Erfindung des Feuerreibens allmählich mehr und mehr aufgetaucht, sie hatten sich angelehnt an den physikalischen Zauber, mit welchem die Magier die frühesten Wunder vollbrachten. An das früheste Zaubermwesen hatte sich eine Reihe zusammenhängender Anschauungen angeschlossen. Die Zeugung und bey schöpferischen Act des Menschenanfangs hatte sich, wie wir sahen, die Priesterweisheit früh gewöhnt als eine heilige Feuerreibung zu betrachten, und Phallusdienst in den verschiedensten Formen war mit dieser Vorstellungsweise ausgebildet worden. Das Wesen der böartigen Krankheit, das die Priester durch ihre Zauberkünste zu bekämpfen strebten, hatte man früh mit der Finsterniß verglichen, welche die heilbringende Wärme und das reine klare Licht, von dem alles Heil und aller Segen, alle Fruchtbarkeit und alles Gedeihen in der Natur wie im Leibe ausging, zu vernichten bestrebt ist. Ja mehr noch, so tief wurzelte die Vorstellung von dem Heile des Lichts und dem Segen der feurigen, erwärmenden Helle, daß man selbst das unheilbringende moralische Böse und Schadenbringende früh als die Mächte der Finsterniß

und des unheimlichen Dunkels anzusehen sich gewöhnt hatte. Wie früh hat daher der dem Menschenherzen sich unmittelbar aufdrängende Gegensatz von der Macht und dem Streite des Guten und Bösen seine äußere Symbolik in dem Kampfe des reinen Lichts mit dem unheimlichen und unheilbringenden, unreinen Dunkel gefunden! Wir irren, wenn wir meinen, daß der Menscheng Geist diesen so tiefgreifenden innern Gegensatz vom Guten und Bösen schon in eine innere Beziehung zu dem äußerlich beobachteten Gegensatze des Lichtes und Dunkeln zu setzen gewußt hat, noch bevor er aus nächster Nähe und directerweise die nutzbringende Wirkung des erwärmenden und leuchtenden Feuers kennen gelernt hatte, und wir irren ebenso sehr, wenn wir meinen, daß nach der Bekanntschaft der Menschheit mit dem Feuer es nur erst Zoroaster gewesen, der diese innere Beziehung herausgefunden und zu Tage gefördert habe.\* Wäre es uns möglich, in die Zeiten zurückzublicken, welche die Menschheit durchlebte von der Epoche der Feuererfindung bis zu derjenigen, da das Schriftwesen sich geltend zu machen begann, so würden wir wol staunen über den Reichthum und die Herrschaft dem ähnlicher Vorstellungen unter den orientalischen Culturvölkern. Licht und Dunkel wurden hier früh zu dem Hintergrunde einer bewußtvollen Weltanschauung gemacht, wenn auch nicht früher, als sich durch die ersten thatsfächlichen Erfahrungen dem Menschen die geheimen Wirkungen dieser großen Naturkräfte deutlich und handgreiflich offenbarten, nicht früher also, als er die lichtspendende Scheibe der Sonne als eine zauberthätige, heilbringende Feuerflamme aufzufassen wußte, die, von mächtigen Händen gezündet, in gleicher Weise wie die Opferflamme der Priester bald durch zu große Hitze eine versengende und zerstörende Wirkung, bald aber durch sanfte Wärme wohlthuende Gefühle

---

\* Die Vorstellung des Teufels als Machthaber des Bösen, Beherrscher des Dunkeln, der Unterwelt und der Hölle und Widerpart der lichten heilbringenden Gottheit ist daher viel älter, als wir zu glauben geneigt sind. Vgl. Kostoff, „Geschichte des Teufels“ (Leipzig 1869).

zu äußern vermochte. An diesen Mittelpunkt des Gegensatzes von Licht und Dunkel hatten sich alsdann bald andere Gegensätze angegeschlossen, welche die naturkundigen Priester sehr rasch auffassen lernten und über deren geheimnißvolle Beziehungen sie nicht minder früh nachdachten; denken wir nur in dieser Beziehung an Feuer und Wasser, Luft und Erde. War doch schon in allerfrühesten Zeit, wie wir gesehen haben, der Gegensatz von Leib und Seele dem Bewußtsein an der Hand der Wärmeerscheinungen vor Augen getreten, und früh, sehr früh hatte man sich, wie dargethan, gewöhnt, die Seele als ein glimmendes Feuer im Körper zu betrachten, das beim Tode verlöscht, während der Athembampf wie die Rauchsäule zum Himmel emporsteigt, um den Seelenfunken unsterblich davonzutragen. Daher schienen den Kindern der Urzeit schon sehr frühe die flimmernden Sterne als die unsterblich leuchtenden Funken der Verstorbenen, welche die Vögel (Specht und Storch) vom Himmel herniederführten auf die Bäume, aus deren Holz die Gottheit die ersten Menschen ähnlich dem Feuer hervorgerieben hatte. So stammte das erste Menschengeschlecht in den Anschauungen vieler Urvölker aus dem Holze der Esche, und es ist kaum nöthig, an diejenigen Kosmologen zu erinnern, welche uns diese Ansicht vorgetragen haben. Diese Vorstellungen waren nicht selbständig erdichtet und erfunden von den Weltweisen, sondern Sänger und Priester sammelten und verbanden in den Kosmogonien nur, was sich in gemischter und zerstreuter Weise längst in derartigen Anschauungen im Munde des Priesterthums im allgemeinen vorfand. Aber diese systematische Zusammenfassung aller derjenigen Anschauungen, die sich über die Betrachtungsweise der Dinge verbreitet hatten, und ihre Verarbeitung ebensowol wie ihre Verbindungsweise durch die hinzugefügten kindlichen Erklärungen waren ein neuer Eingriff in den mythischen Proceß, der dazu beitrug, die physikalische Seite desselben so bedeutend und gegenüber den andern Elementen so einseitig fortzuentwickeln, daß wir deutlich wahrnehmen, wie von hier aus all-

mählich die Auflösung der ganzen bisherigen mythischen Weltanschauung angebahnt werden konnte, um sie in eine tiefere, erkenntnißreichere und endlich wissenschaftlichere Anschauung überzuführen. Die Anstöße zu diesem sich vorbereitenden Umschwunge kamen, wie leicht zu ersehen, hauptsächlich von seiten der Himmelskunde; denn sie regte den Geist mehr und mehr dazu an, alle Dinge unter einem umfassendern Gesichtspunkte zu betrachten, sie lehrte mehr und mehr den Geist, daß alles, was wir beobachten und erforschen, zu einem Ganzen, d. h. zum Weltall gehörte und miteinander in casualer Verbindung stehen müsse. Durch diese Einwirkungen mußte sich daher der bisherige Mythos wandeln und gewissermaßen langsam abklären; denn der Geist begann nun die häufig nur oberflächlich zusammengewürfelten Vorstellungen zu ordnen, zu prüfen, sie miteinander zu vergleichen und in einen bestimmten Zusammenhang zu bringen. So construirten sich Priester und Sänger aus einer Reihe gegebener mythischer Elemente neue zusammenhängendere und erhabenerer Anschauungen, in welchen sie versuchten, die Erscheinungen im Weltall im Zusammenhange des herrschenden mythischen Göttersystems zu erklären und, was selbstverständlich erscheint, die von der erwachenden Erkenntniß aufgeworfenen Fragen nach dem Ursprung und dem Anfang der Dinge in zusammenhängender Reihenfolge zu beantworten. So entstanden denn die halb aus mythischen, halb aus primitiv-naturphilosophischen Fäden gewebten Kosmogonien und Theogonien, in welchen sich die frühesten und kindlichsten speculativen Versuche der Menschheit verkörpern sollten. Nichts weiteres waren diese Producte, als ein zusammenhangsvoller und gleichsam krystallisirter Niederschlag aus den Vorstellungen und Anschauungen, welche die Priesterwelt bewegten seit der Zeit der Feuererfindung. Alles was man bruchstückweise über den Zusammenhang der irdischen Naturkräfte mit den himmlischen Göttern bisher ahnte und hier und da wol auch zu einem bestimmteren Ausdruck brachte, das wurde jetzt durch die Dichter zu einer

geordneten Gesamtausschauung erhoben, in der die frühesten und kindlichsten Fragen der Erkenntniß nach der Schöpfung und dem Anfange des Weltalls durch die Gottheit zunächst in den Vordergrund gestellt wurden. Freilich beschränkten sich die Kosmogonien nicht nur darauf, die Schöpfungsfragen zu erledigen; denn sie handelten nicht nur über den Welt- und Menschenanfang, sondern es flossen auch eine große Reihe von Mythen, welche den Priestern und Sängern ganz besonders lehrreich und weisheitsvoll erschienen, gleichzeitig bei der Darstellung und Verarbeitung aller hierher gehörigen Anschauungen mit unter. So stellen sich die Kosmogonien dar als Producte, die sich ebensowol aus Mythen und Sagen, bezüglich der herrschenden Götterlehre, als auch aus bestimmten Schöpfungslehren, d. h. Ansichten über den Beginn des Weltalls, zusammensetzten, welche den Trieb der soeben erwachenden Erkenntniß zu befriedigen strebten. Wir werden psychologisch nicht verkennen, daß sich in diesen ersten Erkenntnißtrieben bereits die frühesten Regungen des speculativen Geistes ausgesprochen finden; allein in der That sind es nur erst die ersten Keime, welche Wurzel zu schlagen versuchen. Vergeblich suchen diese Keime hier noch die mythische Hülle, welche sie gefesselt und umfangen hält, zu durchbrechen; denn noch bleibt die Auffassung völlig haften bei den Götteranschauungen und, noch vollziehen sich vor den Augen der Sänger und Dichter die Schöpfungsacte und Wirkungen völlig mythisch und zauberisch. — Von der bisherigen herrschenden Anschauungsweise unterschieden sich die Kosmogonien und Theogonien dadurch, daß sie die Vorstellungen zusammenfaßten und in gewisser zusammenhängender, erklärender Reihenfolge ordneten, um so das ganze Weltall im Hinblick auf die Schöpfungsfrage durch die Götter möglichst umfassend und übersichtsvoll zu behandeln. Allein in dieser Art waren derartige Producte eben noch keine eigentliche Philosophie; denn noch suchte man hier die Ursachen der Anfänge nicht, wie das die ersten Philosophen thaten, in kosmischen Principien, sondern vielmehr aus-

schließlich und allein in den über und hinter den kosmischen Gebilden stehenden Göttern. Die Einsicht in den Unterschied von Gott und Welt vollzieht sich daher erst in der Philosophie, in deren ersten Anschauungen die kosmischen Elemente selbst bildungsfähig und schöpferisch auftreten, sodas die Rolle, welche die Götter noch zu spielen hatten, eine immer mehr und mehr nebensächliche und unwesentlichere werden mußte. In den Kosmogonien hingegen spielen die Götter vorwiegend die Hauptrolle; in mystischer Weise treten sie überall als die Schöpfer auf, bald führen sie sich geheimnißvoll ein in den Causalzusammenhang der Dinge, um ihn zu unterbrechen, bald dagegen verschwinden sie auf eine ebenso mystische Art, und so erkennen wir leicht, daß hier von einer genauern und klarern Uebersicht über den Zusammenhang von Ursache und Wirkung keine Rede ist. Noch geht in dieser Anschauungsweise der Dinge alles zauberhaft und geheimnißvoll zu, noch ahnte man nicht, daß alle Ursachen, Wirkungen und Wechselwirkungen der Verhältnisse an bestimmte Gesetze gebunden sind, welche die Regelmäßigkeit der Erscheinungen bedingen. Was sich indessen bereits deutlich in dem Gedankengange der Kosmogonien ausgesprochen findet, das ist die Einsicht, daß alles das, was besteht, Grund und Ursache besitze und daß man die Erscheinungen nur dann erst recht würdigen und verstehen lerne, wenn man sie aus ihrem Ursprunge begreife. Allein trotz dieser Einsicht suchten die Dichter und Sänger die Dinge nur aus mythischen Gründen herzuleiten, und überall ist es die überirdisch erscheinende Hand der Götter, welche schöpferisch zeugend im Zusammenhange der Entwicklung dazwischentritt. So, sehen wir, arbeiten sich die Dichter der Kosmogonien nur wenig über die mythischen Anschauungen hinaus, und nicht mit Unrecht werden wir diese Gebilde daher als die Ausläufer der letzten Phase des mythischen Processes zu beleuchten haben.

In den Kosmogonien und Theogonien nähert sich der früheste mythische Proceß und die von ihm ausgehenden geistigen Anregungen dem

Ende, die klarere Erkenntniß beginnt mehr und mehr zu erwachen und ein allmählicher Uebergang vollzieht sich zur Philosophie, durch welche die Einwirkungen und Nachwirkungen des Mythos bekämpft und zurückgedrängt werden.

Neben den Anstößen und Einflüssen, welche von seiten der Himmelskunde und der Sterndeuterei kamen, um den Geist darauf hinzuweisen, die ersten kindlichen Fragen der erwachenden Erkenntniß sich zusammenhängender wie bisher zu beantworten, dürfen wir indessen die Anregungen nicht übersehen, die das soeben in Aufschwung gekommene Schriftwesen auch in dieser Beziehung darbot. Lag es doch im Wesen des Geistes überhaupt, nach umfassender und erweiterter Erkenntniß und Uebersicht zu streben und die Erinnerung in Rücksicht darauf zu stärken, und war es doch gerade hinwiederum die Schrift gewesen, welche mit ihrem Unterbau der Erinnerung zu Hülfe kam, um so den Reichthum der Uebersicht zu vermehren. Je mehr aber dieser Reichthum der Erinnerungen und der Gedankenkreise wuchs, je mehr sich der Geist dazu aufgemuntert fühlte, umfassender zu vergleichen und im Besondern das Allgemeine aufzusuchen, um so größer mußte auch nothwendig das Bestreben werden, das zerstreute Material, das sich während des mythischen Processes angesammelt hatte, zusammenzufassen; und da sich eben dieses Material bereits durch den Schriftproceß zu einer Literatur verkörpert hatte, so wurde jetzt diese letztere vorzugsweise benutzt, um dem Verallgemeinerungsproceß der Anschauung Hülfe zu leisten. Systematisch stellte man die ersten Schriftproducte der Priester und Sänger zusammen, um sie ihrem Inhalte nach zu sammeln und zu ordnen, und gestalteten sich aus diesem, nach einer bestimmten Richtung hin vorgenommenen Sammelwesen von mythischen Schriften nicht immer eigentliche Kosmogonien, so entstanden doch hiermit gewisse heilig gehaltene Mythencomplexe, die in ihrem Sagenkranze ein Buch von heiligen Schriften bildeten, deren Inhalt die Priester sich gewöhnten, als die Summe aller Weisheit hinzustellen. Diese

heiligen Weisheitschriften bildeten zugleich einen Sammelpunkt, an welchen sich sehr früh eine ganze Literatur von weiteren Priester=schriften anschloß, welche ihrem Inhalte nach sich stets auf die als Buch der Bücher angesehene Weisheitschrift zurückbezogen. So zeigt sich, „daß die Erscheinung, daß um einen Kern älterer heiliger Bücher sich eine ganze priesterliche oder gelehrte Literatur über alle Theile des von dem priesterlichen Stande gepflegten Wissens ausbreitet, nicht nur bei den Aegyptern vereinzelt dasteht, sondern sie findet sich bei den meisten ältern Nationen, von denen wir Kunde haben: bei den Juden, Baktrern, Indern. Bei allen diesen Völkern bildet eine kleine Anzahl älterer Schriften den Kern einer ausgedehnten, bündereichen Literatur“. \* In Aegypten bildeten 42 Bücher den hauptsächlichlichen Kern der Priesterliteratur; dieser war aus den angesehensten Priesterschriften zusammengesetzt, und an sie schloß sich die übrige Literatur in Form von Commentaren, Erläuterungen und Abhandlungen an.

Waren in der frühern großen Entwickelungsepoche der Urzeit, welche sich an die Feuererfindung anlehnte, ganz besonders die indogermanischen Völkerstämme, wie wir sahen, hervorgetreten, so waren es in späterer Zeit die Aegypter, die seit der Epoche der Schriftausbildung an die Spitze der Culturentwickelung traten. Es wird indessen nicht zu leugnen sein, daß den Aegyptern die Anregungen zu einem höhern bedeutamen geistigen Aufschwunge erst von Osten her mitgetheilt waren. \*\* Allein, um alle diese von dorthier stammenden

\* Vgl. Röh, „Geschichte der abendländischen Philosophie“, I, 116.

\*\* Hatte sich die Epoche der Feuererfindung vorzugsweise unter den Indogermanen und Semiten zugetragen, so war es selbstverständlich, daß die eigentliche kosmo-magische Weltanschauung mit ihren mannichfaltigen Vorstellungen sich von deren Ursitzen aus nach allen Seiten hin, folglich auch von Osten her nach Aegypten verbreiten mußte. Die kosmo-magischen Vorstellungen waren daher im wesentlichen den Aegyptern zu ihren ältern Vorstellungen, die sich an den Leichencultus anlehnten, zugetragen worden. Beide ursprünglich ausgebildeten Anschauungen der Dinge, d. h. jene der „Vor-“ und jene der „Nach-

geistigen Einflüsse so zu assimiliren, daß sie selbständiger verarbeitet wurden und zu einem neuen Kerne der Fortentwicklung dienen konnten, dazu bedurfte es einer neuen äußern Stütze, und diese Stütze, sahen wir, war die Ausbildung des Schriftwesens, die in Aegypten einen hervorragend raschen Fortgang nahm. Dadurch geschah es, daß das ägyptische Priesterthum sich sehr bald auf eine höhere Stufe der Entwicklung erhob, als dies bei den meisten Nachbarvölkern in der Weise der Fall war. Wie außerordentlich sich infolge dessen das geistige Leben in Aegypten entfaltet hatte, das erkennen wir aus dem Bilde, das uns Clemens Alexandrinus über einen ägyptischen Priesteraufzug erhalten hat. Ein solcher Aufzug läßt uns einen Blick in das Wirken und Schaffen des Priesterthums thun, da sich bei dieser Gelegenheit die Würdenträger aller gepflegten Gebietszweige öffentlich dem Volke zeigten. Vorauf schritt bei einem solchen gottesdienstlichen Aufzuge ein Sänger, welcher ein Symbol der Musik trug, welche letztere sich, wie alle Künste und ursprüngliche Kunstentwicklung überhaupt, was wir im Folgenden noch genauer zeigen werden, eng an Wissenschaft und Religion anlehnte. Dieser Sänger mußte zugleich alle Dichtungen und Lobgesänge auf die Gottheit innehaben. Nach dem Sänger folgte der Horoskopos, der Stundenbeobachter, der die Zeit regulirte und die Wissenschaft der Sternkunde innehaben mußte. Vorzugsweise mußte derselbe die über Sternkunde handelnden Bücher des Hermes auswendig wissen. Das erste dieser Hermesbücher handelte von der Anordnung der Fixsterne, das zweite von der Erleuchtung des Mondes und dem Laufe der Sonne, die andern aber von den Aufgängen der Gestirne. Hierauf folgte der heilige Schreiber (Hierogrammateus); derselbe

---

feuerperiode", hatten sich daher in Aegypten verschmelzen müssen, und es wäre wol keine unlohnende Aufgabe, die Wurzeln beider Vorstellungsweisen genau nebeneinander nachzuweisen, zumal, wie wir gesehen haben, die Anschauungen der „Vorfeuerperiode" sich im alten Aegypten ganz besonders scharf consolidirt hatten.

mußte mit den Hieroglyphen betraut sein und vorzugsweise rasch und geläufig die Schriften entziffern und lesen können. Auf den heiligen Schreiber folgte der Stoliste, der die gesetzlich festgestellte Elle und das Maß in der Hand trug. Endlich kam der Orakelabfasser, d. h. der eigentliche Seher und Oberpriester, der zugleich die Gesetze handhaben mußte, wobei er die Götter um Rath anging und Offenbarungen aller Art austheilte. Im Zuge vertheilt befanden sich gleichzeitig die Tabernakelträger, welche bei öffentlichen Aufzügen die Götterbilder trugen, sonst aber die niedern Tempeldienste versahen, die Reinhaltung des Tempels und das Opferwesen besorgten, nebenbei aber zauberische Arzneikunst übten. So, sehen wir, waren die Zweige von Kunst, Religion und Wissenschaft im Schoße des Priesterwesens entwickelt worden. Dichter, Musiker und Sänger, Sternkundige und Sterndeuter, Propheten, Wahrsager und Richter, ebenso wie Aerzte und Heilkundige waren hier in der Priesterwelt vertreten, fast alle hauptsächlichen Gebietszweige der Wissenschaft waren bereits deutlich differentiirt, obwol einige derselben, wie die des Richters und Priesters, hier noch miteinander verschmolzen waren\*; das aber, was die Würdenträger aller Wissensgebiete zusammenhielt, war die gemeinsam mythische Weltanschauung, wie sie in den heiligen Büchern im Hinblick auf die verehrten Gottheiten als System entwickelt worden war. Bei dieser außerordentlichen Entwicklung des Priesterthums in Aegypten nimmt es nicht wunder, daß auch die Anschauungsweise in Bezug auf das Göttersystem hierselbst viel früher wie bei andern Völkern eine umfassendere und allgemeinere geworden war, sodaß wir erkennen, wie schon in der Götterlehre des alten Aegyptens sich deutlich die speculativen Keime Bahn brachen, die, wenn sie auch hier nicht zur weitern freieren Entwicklung kamen, doch schon so viel Triebkraft

---

\* Die ursprüngliche Verbindung aller der erwähnten Gebietskreise des Wissens im Schoße des Priesterthums findet sich heute noch bei den Chinesen.

entfalteten, daß sie andere Völker, wie namentlich die empfänglichen Griechen, fruchtbar anregen konnten. Die von der ägyptischen Hierarchie gepflegte und allgemein anerkannte Welt- und Götteranschauung war ihrem Wesen nach bereits ein System, in welches die kosmogonischen Ideen im wesentlichen mit verflochten waren, während in ihr nebensächlich deutlich bereits ein gewisses Streben zur mythischen Erhabenheit zum Ausdruck kam. Die Aegypter gingen schon früh in ihrer Vorstellungsweise von einer allgemeinen Urgottheit aus, die zugleich ein kosmisch dunkles, noch unentwickeltes (leeres) und verborgenes Ursein darstellte. Diese geheimnißvolle dunkle Urgottheit nannten sie Amün, d. h. Verborgener, man stellte sie dar als Sphinx in Widderform, und überall wurde sie am Eingange des Tempels aufgestellt. Zugleich nannte der Aegypter diese Sphinx Neb, d. h. Herr. Allein als verborgene Sphinx konnte die Urgottheit nicht verharren, sie entwickelte, enthüllte und offenbarte sich daher in einer vierfachen Gestalt, und zwar als Kneph, d. i. Hauch, Athem und Seele des Lebens, als Neith, d. i. die kosmische Urmaterie, als Sevek (der ewig fließende Zeitstrom) und als Pascht (ein weibliches Wesen mit der Bedeutung der räumlichen Weite, des Ueberalls und der räumlichen Unendlichkeit). Wir ersehen aus diesen Vorstellungen, wie hoch sich die ägyptischen Priester in der Abstraction bereits erhoben, und wie sie sich die Entwicklung und die Schöpfung des Kosmos vorstellten. Auf das innigste waren die Götter noch mit dem Kosmos verflochten, d. h. die kosmischen Principien wurden eben noch als tatsächliche Götterwesen erfaßt, die in ihrer Art zugleich über dem gesetzlichen Causalzusammenhange standen. Trogdem trat bereits die früheste Erkenntnißfrage deutlich hervor: wie die Welt und ihre wesentlichsten Erscheinungen aus der Urgottheit entstanden seien, und die Beantwortung dieser Frage führte die kosmogonischen Philosophen in Aegypten auf die Vorstellungen der Urmaterie und des lebengebenden Hauchs. Allein diese Anschauungsweisen blieben insofern noch völlig unphilosophisch und rein mythisch, als sie nicht

vollständig losgelöst wurden von dem mit ihnen verschmolzenen Bilde der Gottheit. So abstract und in gewisser Weise zugleich speculativ daher auch die ägyptische Götterlehre nebst ihrer Kosmogonie aussah, so wenig dürfen wir im Hinblick darauf behaupten, daß die Ägypter bereits wahrhaft philosophirt haben. Es wird nicht geleugnet werden können, daß die Kosmogonien der alten Völker bereits die mannichfachsten Elemente einer spätern speculativen Betrachtungsweise einschließen, und noch viel weniger werden wir leugnen können, daß gerade bei den Ägyptern diese Elemente besonders hervortraten, allein wir müssen eben festhalten, daß die Kosmogonien nur erst eine Uebergangsform der mythischen Auffassungsweise zum speculativen Prozesse darstellen. Wenn dem so ist, so erscheint es in der That wunderbar, daß sich fast in keinem Lande und unter keinem der alten Völker der Uebergang von der mythischen und kosmogonischen Betrachtungsweise zur eigentlichen Speculation völlig vollzogen hat. Das einzige Volk des Alterthums, in welchem die eigentliche Philosophie zum Durchbruch kam, waren die Griechen. Wie war es möglich, daß es gerade nur dieser Volksstamm war, in welchem sich die Entwicklung des Erkenntnißlebens fortspinnen sollte?

Die Antwort auf diese Frage ergibt sich nur dann, wenn wir die Interessen und die Herrschaft des Priesterthums in den verschiedenen Ländern vergleichen und die Fähigkeiten der Völker hierbei berücksichtigen. — Fast alle Völker des Orients, vorzugsweise aber die Ägypter, waren einer Priesterherrschaft verfallen, die einen bedeutenden Druck auf das geistige Entwicklungsleben des Volkes ausübten. Im Schoße des Priesterthums waren in der That die geistigen Kräfte bisher fast allein gepflegt worden, in ihm waren die einzelnen getrennten Gebietszweige, wie wir sahen, zur Entwicklung gekommen, und hier, wo die Schrift zuerst fortentwickelt wurde, um das Erkenntnißleben zu unterstützen, mußte sich daher in erklärlicher Weise das Bestreben kundgeben, die Gesamtbildung

des Volkes in Rücksicht auf bestimmte Grundsätze und Dogmen zu leiten und zu erziehen. Es lag in der Natur der Sache, daß diese Dogmen in alleiniger Hinsicht auf das zeitgemäße anerkannte und herrschende Religionsystem begründet wurden, und da dasselbe nur im wesentlichen ein mythisches war, so wurde die hierauf bezügliche Anschauungsweise allein als maßgebend anerkannt. Wir würden jedoch ein nicht unwesentliches Moment dessen, was wir hier unter Dogma zu verstehen haben, übersehen, sobald wir unberücksichtigt lassen, daß ein solches Dogma seinem bestimmten Sinne gemäß zugleich nur dadurch sanctionirt und ein für allemal als bindend erklärt wurde, daß man es in priesterlicher heiliger Schrift an heiliger Stelle niederschrieb und hiermit den Inhalt auf möglichst dauerndem Material für immer fixirte und verewigte. Deshalb schrieben die Priester die heiligen Satzungen und Geböte anfänglich mit Vorliebe auf steinerne Tafeln und auf Tempelwände, später indessen ververtigten sie heilige Bücher und Schriften, die sorgfältig aufbewahrt wurden, um als dauernde Grundlage eines durch Buchstaben festgelegten Glaubens zu dienen. Es ist ein charakteristischer Zug des alten orientalischen Priesterwesens, daß es mit Sorgfalt bestrebt war, das Hülfsmittel der Schrift (zu deren Ausbildung die erfinderische Begabung der Priester so viel beigetragen hatte) zu verwerthen, um ihren Religionsanschauungen Dauer zu verleihen und die darangeknüpften Satzungen als unantastbare Stiftungen zu verewigen. Daß indessen derartige mythische Anschauungen, die zumeist sogar noch mit einseitig entwickelten Priesterspeculationen vermischt waren, in dieser Weise festgelegt, für die Fortbildung des Geisteslebens nur ein Hemmschuh sein konnten, leuchtet dem Unbefangenen ein. In der That wurden diese künstlich verewigten Dogmen nebst der Priesterherrschaft, die unablässig am Buchstaben (der Kern und Schale des Niedergeschriebenen in sich schloß) festhielt, für die Fortschritte des geistigen Lebens der alten Völker eine Fessel, die so fest geschwiedet war, daß alle Entwicklung aufgehoben wurde. Wie

glücklich war es daher, daß sich in Griechenland eine Priesterherrschaft ebenso wenig wie eine Dogmatik in der Weise befestigen konnten, wie das in Aegypten und unter andern Völkern des Orients der Fall war. Ungehemmt von bindenden festgelegten Dogmen, ungehemmt durch eine herrschende Priesterkaste überhaupt, konnte daher in Hellas der Strom der geistigen Entwicklung vorwärts eilen, zumal die hohe Begabung und das rege Interesse der Griechen für die Ausbildung der Kunst diesem Strome ein neugeebnetes Bett bereiteten. Angebahnt durch den griechischen Geist mit seinem hohen Sinn für ästhetische Form und künstlerische Gestaltung, sollte daher für die Menschheit jetzt eine neue großartige Epoche der Geistesentwicklung beginnen, die mit der Ausbildung der Philosophie anhebt, deren frühester Aufgang schon mehr und mehr von der hellern Sonne der historischen Zeit beschienen wird.

---

Die Umformung und Zuspitzung, welche der mythische Proceß durch die sich ausbildende Sternkunde schon verhältnißmäßig früh nach einer Seite hin erfahren hat, läßt sich deutlich nachweisen, nicht sowol in dem Mythenkreise der arianischen Völker als auch in dem der Aegypter. In dem arianischen Mythenkreise ist diese Veränderung doppelter Art, sie besteht erstens in einem immer stärker auftretenden Dienste untergeordneter Gestirne und in dem Ueberwiegen des Gestirndienstes überhaupt, sodas die Verehrung älterer Gottheiten fast ganz zurückgedrängt wurde; zweitens wurde sie angebahnt durch die förmliche Umgestaltung, welche Zoroaster durch seine kosmogonische und ethische Speculation mit dem ältern Glaubenskreise verhältnißmäßig früh vornahm, und durch welche er einen Haupttheil der ältern Götterverehrung ganz aufhob.\* Daß die Anschauungen Zoroaster's, der einer der ältesten und bedeutendsten der kosmologischen Schriftgelehrten war, nicht durch ihn persönlich neu aufgenommen wurden, wurde oben angedeutet. Von einer selbständigen und „willkürlichen“ Umdeutung des Mythos durch Zoroaster kann daher nicht, wie Röth thut, geredet werden, doch ist es richtig, daß in der nachzoroastrischen Zeit der

---

\* Vgl. Röth, „Die ägyptische und zoroastrische Glaubenslehre“, S. 102.

mythische Proceß durch die Einflüsse der Himmelskunde sich immer mehr und mehr mit physikalischen Elementen erfüllte und so seiner Zersetzung entgegenging, die in Griechenland durch den völligen Uebergang zur Philosophie beendet wurde.

Behalten wir alle wesentlichen Punkte im Auge, so läßt sich die Frage, ob die Griechen die Anregungen zur Speculation überhaupt aus dem Orient erhalten haben, leicht beantworten. Da die Griechen zu den indogermanischen Volksstämmen gehörten, waren ihnen die Anschauungen „der Feuerzeit“ und alle sich hieran anknüpfenden Vorstellungsweisen nicht fremd. Die Ideen Zoroaster's beherrschten im allgemeinen alle orientalischen Völkertreife so sehr, daß sie auch den Griechen nichts Neues boten. Daß das Schriftgelehrtenthum und die Sternkunde in Aegypten ebenso wie in Babylon viel früher zu einer höhern Entwicklung gelangten wie in Griechenland, kann vom historischen Gesichtspunkte schon deshalb nicht geleugnet werden, weil hier die dem Geiste sehr hülfreiche Schriftentwicklung ursprünglich am meisten voraus war. Die ältesten Kosmogonien haben wir daher in jedem Falle unter den ältesten Schriftvölkern zu suchen. Deshalb werden wir zugleich auch zugeben müssen, daß in Rücksicht auf die Ausbildungen der Kosmogonien die Griechen mancherlei erhebliche Anregungen von ägyptischer Seite ebenso wie vom fernen Osten her überhaupt erfahren haben.\* Allein in den Kosmogonien beginnen die speculativen Elemente sich nur erst allmählich zu sammeln, ohne daß sie klar und selbständig zur Entwicklung kommen. Diese Fortentwicklung der speculativen Elemente zum eigentlichen speculativen Entwicklungsproceß ist jedoch eine den Griechen selbständig und allein angehörige That. Was sie zu dieser hervorragenden That befähigte, haben wir bereits oben im Text erwähnt, es waren vorzugsweise zwei Bedingungen. Einestheils die ursprünglich freiere Geistesentwicklung, die sich in Griechenland fortbewegen konnte, ohne durch eine herrschende Dogmatik gehemmt zu werden\*\*; andernteils aber war es der hohe künstlerische Gestaltungssinn, der sich im Griechenthum ausgeprägt fand und der sich nicht ohne Rückwirkungen bezüglich des geistigen Scharfsinnes überhaupt dauernd geltend machen konnte. Hören wir, wie sich Zeller hierüber in seinem vortrefflichen Werke über Geschichte der griechischen Philosophie ausspricht: „Wenn wir die herrlichen Heldengestalten der Homerischen Dichtung betrachten, wenn wir sehen, wie sich alles, jede Erscheinung der Natur und jedes Ereigniß des Menschenlebens in ebenso wahren als

\* Vgl. zugleich Röh, „Geschichte der abendländischen Philosophie“.

\*\* Vgl. Zeller, „Die Philosophie der Griechen“ (3. Aufl.), I, 44.

künstlerisch vollendeten Bildern abspiegelt, wenn wir uns an der einfach schönen Entwicklung der zwei weltgeschichtlichen Gedichte, an dem großartigen Plan ihrer Anlage, an der harmonischen Lösung ihrer Aufgabe erfreuen, so begreifen wir vollkommen, daß ein Volk, welches die Welt mit so offenen Augen und so unbewölkttem Geist aufzufassen, das Gebränge der Erscheinungen mit diesem Formsinn zu bewältigen, im Leben so frei und so sicher sich zu bewegen wußte, — daß ein solches Volk bald auch der Wissenschaft sich zuwandte, und daß es in der Wissenschaft, nicht zufrieden mit dem Sammeln von Beobachtungen und Kenntnissen, das Einzelne zu einem Ganzen zu verknüpfen, das Zerstreute auf einen Mittelpunkt zurückzuführen, daß es eine von klaren Begriffen getragene, in sich einige Weltanschauung, eine Philosophie zu erzeugen bemüht sein mußte.“ \*

---

\* Vgl. Zeller, „Die Philosophie der Griechen“ (3. Aufl.), I, 40.

## Fehler, Mängel und Unklarheiten der frühesten kosmogonischen Priesterspeculationen.

Sinweis auf den Werth der Untersuchung der ursprünglichen und frühesten Verirrungen des Erkenntnistriebes. — Die Idee der Unvergänglichkeit und Ewigkeit und die gleichzeitige Apperception der dieser Idee widersprechenden Erscheinungen. — Die Vorstellung von der Schöpfung des Weltganzen aus dem Chaos durch die formende Hand der Götter und Hinweis auf die Gleichnisse, deren sich der kindliche Geist bediente, um diese Anschauung vorstellbar zu machen. — Der philosophische Erkenntnistrieb verglichen mit dem Kunst- und Gestaltungstribe. — Der Zerstörungstrieb der Kinder und das erste Gebaren des Erkenntnistriebes. — Werth und Unwerth dieser Thätigkeit bezüglich der Einsicht in den wahren Sachverhalt. — Die Vorstellung des Chaos als Weltleere und formlose Zerfährtheit des Weltalls. — Weßhalb diese Anschauung nicht als Anfang und Fundament der Entwicklung gedacht werden kann. — Werthlosigkeit der Frage nach dem Beginn und Ende des Weltalls überhaupt. — Die formlose Leere und das Chaos gegenüber dem Begriffswerthe der Substanz als unvergängliche in sich klare Weltordnung. — Die Grundregeln der Kunst und Erkenntniß in ihren gleichartigen Forderungen. — Die Construction des Weltalls als Weltordnung und die chaotischen Zustände als accidentelle Zwischenzustände. — Der Proceß der Kunst und der Erkenntnißproceß in ihrer Aehnlichkeit der Thätigkeit, und ihre Verschiedenheit der Aufgabe. — Licht und Finsterniß als Gegensatz der äußern Grundanschauung, und die Beziehungen derselben zu dem innern Gegensatz der geistigen Vorstellungsverhältnisse. — Das Licht kann nicht aus der Finsterniß stammen, ebenso wenig wie die Weltordnung aus dem Chaos. — Rückblick und nochmaliger Gesamthinweis auf die Entstehung der mangelhaftesten Vorstellungen und ursprünglichen Verirrungen des priesterlichen Erkenntnißlebens.

—

Die Kosmogonien waren die frühesten Producte menschlicher Thätigkeit, in denen das höhere Erkenntnißleben sich Bahn brach,

mit ihnen beginnt die tiefere und umfassendere Entwicklung des menschlichen Verstandes, sie charakterisiren die erste und primitivste Stufe derselben. Wie wichtig erscheint es daher, den Geist auf dieser frühesten und niedrigsten Bildungsstufe des Erkenntnißprocesses zu belauschen, um so eine Reihe von Erscheinungen des spätern Geisteslebens der Menschheit leichter zu begreifen und würdigen zu lernen. Verhält es sich doch im innern Geistesleben nicht anders wie im physiologischen Bildungsproceß der organischen Entwicklung überhaupt, die Misgriffe und Mängel, die sich ursprünglich in den frühesten Bildungsproceß einschleichen, werden bei weiterer Ausbildung zu Fehlern für den Verlauf der spätern Fortentwicklung, sie treten immer wieder auf und können nur mit Mühe bekämpft werden. Nicht besser können wir daher die Verirrungen des Erkenntnißlebens, wie sie sich in der spätern Philosophie und namentlich in den wissenschaftlich-religiösen Bestrebungen der spätern Priesterwelt ausgesprochen finden, ihrem Wesen nach erkennen, als wenn wir einen Blick in die frühesten Gedankenkreise werfen, aus denen die ersten Fragen auftauchten, welche den Erkenntnißproceß in Fluß setzten, indem sich zugleich der Geist nach möglichst richtigen Antworten umseh.

Das gen Himmel gerichtete Auge der Magier und Sterndeuter, das sich forschend aus dem Labyrinth der Sternmassen herausarbeitete und sich zum scheinbar feststehenden Mittelpunkte des Himmelsgewölbes emporschwang, um von hier aus nun dem Laufe und den Veränderungen der Gestirne zu folgen und die Lage und Gestalten der Gestirngruppen zu überblicken und festzustellen, lieferte, wie wir sahen, dem Geiste den ersten Fingerzeig zur Idee der Unvergänglichkeit und Ewigkeit. Wie fest und dauernd erschien das Himmelsgewölbe mit seinem Mittelpunkte im kreisenden „Siebengestirn“, gegenüber der vergänglichen irdischen Natur, in der die lebendigen Geschöpfe so rasch dahinwelkten und deren Kleid sich in den verschiedenen Jahreszeiten so rasch veränderte. Hier die Vergänglichkeit, dort oben die ewige Dauer, hier auf Erden die klag-

den, hoffenden und hinstorbenden Menschen, dort oben am Himmel aber die ewigen unsterblichen Götter, die mit ihren flammenden Fackeln immer wieder von neuem die Erde erleuchteten. Die Götter in den Gestirnen waren daher seit uralter Zeit mit dem Begriffe der schöpferischen Erzeugung und Production im Bewußtsein der Menschen verschmolzen worden; denn sie waren ja im geschichtlichen Verlaufe als die Erzeuger und hervorbringenden Schöpfer der himmlischen Feuer ursprünglich apperceptirt worden, sie besaßen also die Macht der Zeugung und die Fähigkeit des Hervorrufens in einer für den Menschen erhabenen Weise; denn vermochten die geweihten Hände des Priesters das Feuer der Opferflamme zu erzeugen und zu entzünden, so besaßen die Götter erhabener noch die übermenschliche Fähigkeit, die mächtigen Himmelsfeuer zu entflammen und wieder verlöschen zu machen. In der frühesten Zeit speculirten die Priester daher über dieses Attribut der Zeugung und erzeugenden Kraft der Gottheit nicht hinaus. Wir finden in den ältesten Urkunden der Inder, bei den Dichtern der Vedalieder, eine Reihe von Andeutungen, die darthun, daß zur Zeit, da diese unsterblichen Hymnen geschrieben wurden, die Völker reif genug waren, um die erhabene Uebermacht der Gottheiten zu begreifen, weshalb man sie demuthsvoll bittend anrief, aber wir finden nichts Bestimmtes, was darauf schließen ließe, daß man auch nach einem Ursprunge der Götter selbst geforscht hätte. Die Götter waren dem Volke zeugende Wesen, ob sie selbst wiederum gezeugt waren, das kümmerte den Geist nicht, oder aber man nahm das vielmehr als etwas so Selbstverständliches an, daß das Nachdenken darüber nicht in Fluß kam. Hier und da wird uns allerdings die Somapflanze als Urheber der Götter genannt, aber selbst diese sonderbare Andeutung beweist dem Forscher nur, wie naiv der Geist noch die Fragen der Zeugung und des erzeugenden Ursprungs mit dem Opfer und der lichtspendenden Flamme in Verbindung brachte, denn der Priester schuf die Flamme, um das Somaopfer in Empfang zu nehmen. Am meisten blickt aus den

Bedauernd die Ansicht hervor, daß das Weltall aus dem Feuer geschaffen sei, da uns häufig die Lichtgötter, wie etwa Feuer und Sonne, als diejenigen unter den Erhabenen genannt werden, welche allen übrigen Göttern Unsterblichkeit verleihen. Die Götter wurden zudem von den Indern im Lichte sitzend gedacht; denn bald ist es Indra, der dieses Licht ausbreitet, bald ist es das Feuer, welches die Thore der Finsterniß geschlossen hat; auch wird uns das Feuer selbst als der Urheber des Himmels bezeichnet. So sehen wir, drehen sich die frühesten Vorstellungen, wie erklärlich, um die Gegensätze von Licht und Finsterniß. Alle übrigen mythologischen Vorstellungen über die Weltentstehung entstammen einer spätern Zeit und tragen schon ein subjectiv gefärbteres Gepräge.\* Bevor die Feuer der Gestirne am Himmel leuchteten, ehe denn die Götter gesprochen hatten: es werde Licht, schwebte der Geist Gottes über dem Wasser, da war es dunkel und finster auf der Welt, da war es öde und leer, nichts war das Weltall in dieser Zeit, als eine dunkle, bodenlose Luft, welche die Griechen mit dem Ausdruck „Chaos“ bezeichneten. In diesem finstern Chaos war nichts zu erkennen; da gab es nichts, das räumlich zu betrachten war; denn überall hin dehnte sich nur eine Wüste und Leere. Erst als die Götter das Licht zu zeugen begannen, da bevölkerte sich die finstere Leere mit Dingen und Gegenständen, welche zugleich die Götter schufen. Wir sehen, der Zeugungs- und Schöpfungsbegriff drängte sich dem Bewußtsein ursprünglich allein auf, und zwar zunächst durch den Hinblick auf das menschliche Schaffen und Hervorbringen. Weil der Mensch einen Anfang im Leben hatte, so schien es, mußte auch das Weltall und die lichten Opferfeuer der Gestirne einen solchen durch die zündenden Götter gehabt haben. Aber der Vorstellung des irdischen Anfangs, und der Vorstellung des Vergänglichens,

---

\* Vgl. Spiegel, „Zur vergleichenden Religionsgeschichte“, III: „Anfang und Ende der Welt“ („Ausland“, 1872, S. 222 fg.).

trat sehr früh, wie wir sehen, der Begriff des Ewigen und Unvergänglichen als das Göttliche gegenüber. Schien sich nicht das Himmelsgewölbe im Hinblick auf den Kreisgang des „Siebengestirns“ der alten Sterndeuter ewig im Kreise zu bewegen, und konnte der Kreis Anfang und Ende haben? War das Firmament nicht überhaupt das Dauernde und Feste gegenüber den Erscheinungen der nächsten Umgebung. Hatten die Priester und Sterndeuter nicht einen Punkt am Himmel entdeckt, der unvergänglich festzustehen schien? Hatten sie nicht in diesen Regionen die Höhe des Weltalls suchen lernen? Mußte der in diesen Höhen wohnende Zünder und Schöpfer als Herr der Heerscharen nicht ewig bestehen? So wurden den Sterndeutern und Priestern sehr früh die am Himmel kreisenden Gestirne, beziehungsweise deren Zünder, die ewigen Götter, die niemals untergingen. Aber woher geht denn nun alles Irdische zu Grunde, warum lassen die ewigen Götter doch Thiere und Menschen dahinfliegen wie die Blumen des Feldes, warum erhalten die Götter die Menschen nicht ebenso unvergänglich wie sich selbst, warum wissen die Götter die Sterblichen nicht zu sich emporzuziehen? Weshalb wurden die Geschöpfe von den Unsterblichen nicht unsterblich geschaffen? Waren die unsterblichen Götter nicht selbst hingefällige Wesen, wenn sie nur Sterbliches zu schaffen und zu erzeugen wußten? Und wenn die Unsterblichen nur Hingefälliges zu schaffen wußten, mußte alsdann nicht alles Geschaffene endlich wieder untergehen, wie die Opferfeuer der Priester? Und die Priester zögerten nicht, diese Fragen zu beantworten. War die Schöpfung aus den Händen der Götter hervorgegangen, so konnte alles Licht durch sie hinwiederum auch verlöschen. Hatten sie das Dunkel des Chaos erleuchtet, so durfte vor ihren Augen auch das Weltall versinken in das Reich der ewigen Nacht und in den Tartarus. Aber die Götter selbst, was waren sie noch, wenn alles versunken war, und ihre Gestalten nur über der öden Leere schwebten? Ja mehr noch, was waren diese Gestalten überhaupt in jener Zeit, da noch nicht die Welt er-

schaffen war, schwebten sie nicht damals schon in einer Dede und Leere ohne jeden Halt? Was ist jene höchste Gottheit, die sich selbstgenügsam nur in der Dede und Leere bewegt, bevor sie ans Werk der Schöpfung Hand anlegt? Wäre die höchste Gottheit dieser kindlichen Priesterweisheit in dieser Selbstgenügsamkeit, die ihr kraft ihrer Allmacht als Schöpfer zukommen soll, mehr als ein unliebevolles Wesen, dessen Charakter sich durch Eigennutz und Egoismus auszeichnet? Soll Gott die Liebe sein, so muß er schaffen. Wenn aber die unaussprechliche Liebe jener Gottheit schafft und welt schöpferisch ist und wirkt, seitdem und solange sie selbst besteht, ist dann nicht gleichzeitig und im selben Moment Gottheit und Schöpfung, d. h. Gott und das ewige Weltall gesetzt? So wurde schon nach dem frühesten Erwachen der Erkenntniß der Menscheng Geist von Zweifeln gequält, die sich auf den bemerkbaren Widerspruch der ersten kindlichsten Fragen über Gottheit und Schöpfung stützten. Diese Zweifel wurden indessen beschwichtigt und die Widersprüche, wie es im Ursprunge des Erkenntnißprocesses natürlich war, von den Priestern auf die kindlichste und falscheste Weise gelöst. Wohl meinen wir hätten die himmelskundigen Weltweisen sich die Frage vorlegen sollen, woher es denn überhaupt kam, daß der Geist sich gezwungen fühlte, nach einem Anfange und einem Ende zu forschen, sodaß sich die Erkenntniß selbst im Hinblick auf das Dauerndste gewissen Grenzen zugetrieben fühlt, an welchen angekommen, sie wunderliche Fragen zu stellen beginnt, die mit gewissen Begriffen, die für diese Grenzen bestimmt sind, wunderbar beantwortet werden. Die Frage nach der Grenze, d. h. nach dem ersten Anfange alles dessen was existirt, schien dem Menscheng Geiste alles zu lösen, was ihm räthselhaft erschien, und so nahm er denn keinen Anstand, diese Fragen sich durch kindliche Gleichnisse zu beantworten, die freilich in der Art ihrer Auffassung völlig widerspruchsvoll und sich selbst aufhebend waren. Anstatt daß die frühesten himmelskundigen Weltweisen sich einzusehen bemühten, weshalb

die schöpferischen Götter nicht ohne ihre Geschöpfe einen Augenblick zu denken waren, ja mehr noch, weshalb die Religion der Nächstenliebe sie antreiben mußte, Gott und sein geliebtes Wesen die Welt zugleich zu denken, griffen dem Geiste der Zeit gemäß die Priester zu einem falschen Gleichniß, indem man die Gottheit getrennt von der Welt vorstellte, in gleicher Weise, wie die Priester vom dunkeln Altare getrennt waren, auf welchem sie nur die Leere oder das Chaos des Holzstoßes vorfanden, das ihre geweihten Hände erst zauberisch vor der Menge in Brand zu setzen hatten. So sehen wir, wurde die Gottheit vom Weltall getrennt und losgerissen durch ein Gleichniß, das nicht religiös erhaben genug erdacht war, da es wol auf das Verhältniß des Priesters zum dunkeln Feuerzunder, nicht aber auf Gott und dessen Verhältniß zum Weltall und zu den Geschöpfen paßte. So geschah es ferner, daß die Priester früh eine absolute Trennung des Göttlich-Ewigen vom Irdisch-Vergänglichlichen durchführten und die Götter kluftartig der Welt gegenüberstellten. Die Götter durften in dieser kindlichen Anschauungsweise auch ohne das Weltall bestehen, obwol sie doch ohne die Welt nur Phantome sein konnten; denn wenn die Götter die Schöpfer sein sollten, so mußten sie, wie dargethan, vom Ursprunge ihres Daseins schaffen, folglich schon ein Stück Welt vor sich haben, an dem sie sich bethätigten, oder ihre Schöpfungsliebe wäre gegenstandslos gewesen, d. h. so selbstgenügsam, daß diese Selbstgenügsamkeit einen unheiligen sündlichen Egoismus hätte repräsentiren müssen. Trauten daher selbst die hebräischen Priester ihrem Jehovah die freie Möglichkeit zu, auch die Schöpfung zu unterlassen, so stellten sie ihn in dieser absoluten Willkür nur als einen sündlichen Egoisten hin. Redet man aber heute noch in der Priesterwelt von einer ursprünglichen „Genügsamkeit“ Gottes, bevor er die Welt absolut frei und willkürlich erschaffen habe, so bildet man sich hiermit nur ein unheiliges, sündliches Gottesideal. Denn jenes „bevor“ hat eben keine Gültigkeit, da Gott und die Welt in keiner Weise voneinander

getrennt werden dürfen, somit das Weltall dem Schöpfer nicht hintennach gedacht werden darf. Denn Gott und die Welt gehören zusammen wie Centrum und Peripherie eines Kreises, wer das eine setzt, setzt eo ipso gleichzeitig das andere, eins ohne das andere läßt sich nicht denken. Aber die kindlichen Priester der Urzeit setzten zuerst die Götter, diese machten sie alsdann zu Erzeugern, und da ein Erzeuger ein Etwas besitzen muß, daraus er erzeugt, so halfen sie sich durch den Hinweis auf das Chaos und auf die absolute Finsterniß und die noch im Dunkel liegenden Wasser, über denen der Geist Gottes schwebte. Es schien, als müßte sich der menschliche Geist mit dieser Vorstellung des Chaos als Weltanfang zugleich in einem finstern Labyrinth befinden, in dem er nicht verbleiben konnte, da hier alles finster und leer war und kein Anknüpfungspunkt gegeben war, der als Wegweiser zum Auswege hätte dienen können. Aber, o Wunder, so durfte mit Recht der kindlich-priesterliche Menscheng Geist ausrufen, in dieser völligen Leere, oder in diesem finstern, unerträglichen Labyrinth lebten dennoch von Ewigkeit her die Götter, diese aber konnten sich helfen; war auch alles um sie her finster, leer und bodenlos, so waren sie doch die Mächtigen, welche den Zauber zu handhaben wußten, und in der That ihrem Zauber mußte es, sobald sie danach trachteten, gelingen, Licht in diese finstere Leere, welche sie bewohnten, zu bringen, ihnen konnte es gelingen, auf übernatürlichem Wege die Nebel des Chaos zu zerstreuen, ihnen war es möglich, in dieser finstern, völlig leeren, folglich zunderlosen Welt dennoch Licht zu entzünden. — Wir übersehen, es war der Hinweis auf den Zauber, auf das Uebernatürliche und Wunderbare, was sich in die priesterliche nach Erkenntniß strebende Denkweise durch diese Vorstellungen einschlich, um sich als ein gefährlicher Rest beim Uebergange der bisherigen rein mythischen, unklaren und fetischistischen Anschauungsweise in die neuen Bestrebungen des Geistes nach klarer sicherer Erkenntniß hinüberzuretten. Ein falsches, nicht erhaben genug erscheinendes

Gleichniß war es zugleich, durch das sich diese im Grunde irreligiöse Anschauungsweise der frühesten Priester erklärt. Möchte man dieser falschen Anschauungsweise gemäß die sogenannten Schöpfer einem Bildhauer vergleichen, dem die Welt ursprünglich wie ein tochter, form- und gestaltloser Marmorblock gegenüberlag, oder möchte man sie den Flamines zur Seite stellen, welche mit geweihten Händen und erhabenen Worten zu den Dienern des Tempels bei Gelegenheit des Opferzündens sprachen: es werde Licht, so waren alles das nur Trugbilder, welche den Schöpfungsact aus der Leere, aus dem Nichts oder einem Chaos, das früher noch nicht Schöpfung war, nicht begreiflich zu machen im Stande waren. So dachten sich die Inder in einer spätern Periode, die im letzten Buche des Rigveda hervortritt, daß das Weltall von Puruscha, d. i. Mann, geschaffen sei. Dieser Puruscha bringt oder läßt ein Opfer bringen, und bei dieser Gelegenheit entspringt die irdische Welt, die Thiere und Menschen u. s. w. Nach andern Quellen war es nicht das Opfer, das Puruscha brachte, sondern das Wasser war ursprünglich vorhanden, aus dem Wasser aber entstand das Welte, und dieses wurde von der Gottheit Pradschapati zur Welt umgestaltet. Die Iranier, nach dieser Seite hin klarer denkend wie die überschwenglichen Inder, nehmen eine oberste Gottheit an, die dem hebräischen Jehovah ähnlicher ist als irgendeinem indischen Gotte. Diese Gottheit hat ohne Beihülfe die Welt geschaffen, wenigstens ist diese Beihülfe beschränkt auf den Befehl, der an die überirdischen Wächter gerichtet ist, die freilich mystisch im Hintergrunde stehen. Viele ähnliche hierher gehörige, von den Kosmologen gebrauchte Gleichnisse entstammen erst der spätern Zeit und sind in den Einzelheiten oft sehr sinnreich ausgesponnen, ohne daß sie indessen auf andern Grundanschauungen fußen. Wir aber, die wir vom psychologisch-historischen Gesichtspunkte hier zugleich die Anfänge und Keime des Erkenntnißlebens zu untersuchen haben, müssen uns die Fragen noch von einem tiefern psychologischen Standpunkte vorlegen, wie der kindliche

Menschengeist zu einer so falschen Gleichnißweise kam, nach welcher das ganze ursprüngliche Weltall einem völlig leeren, finstern Altarraume oder einem solchen Chaos verglichen werden konnte, innerhalb dessen völlig anbauungslosen Leere selbstverständlich auch die Götter nur widerspruchsvoll und haltlos in der Luft schweben konnten.

Es ist ein sonderbarer Zug unsers Erkenntnißvermögens und Nachdenkens, daß es nur dann erst die Dinge und Erscheinungen klar zu erkennen und beurtheilen zu können glaubt, wenn es diese Erscheinungen nach vorheriger Zerstörung und Vernichtung aus ihren Theilen wieder zusammenzusetzen und aufzubauen versucht hat. Nur dann wännen wir die Dinge zu erkennen und zu begreifen, wenn wir sie nach völliger Zerstörung wieder aufzubauen und so von Ursprung an zu verfolgen suchen. Aber freilich, dieser Zug und Trieb unsers Erkenntnißvermögens ist ein völlig kindlicher, noch unbeholfener, ja sogar übermüthiger und unartiger; denn er gleicht jenem Verlangen und jener falschen Neugierde der Kinder, die ihr Spielzeug zerbrechen, um in ebendieser übermüthigen Neugierde zu sehen, wie es innen aussieht, und so den ersten kindlichsten Regungen des Erkenntnißtriebes zu folgen. Bedächten jene Kinder, daß ihrem Erkenntnißtriebe nur wenig genügt wird, sobald sie das Spielwerk völlig zerschlagen haben, ja bedächten sie ferner, daß sie unter Umständen oft gar nicht einmal mehr im Stande sind, ebendasselbe Ding in seiner frühern Form wieder zusammenzusetzen, so würden sie einsehen, daß sich mit diesem Beginnen der Erkenntnißtrieb nur kindlich verirrt, da er viel Höheres erreicht haben würde für das Wesen der Erkenntniß, wenn er das Ganze in seiner Form vollkommen erhalten hätte, um es in dieser Vollkommenheit seinem wahren Werthe gemäß zugleich in allen seinen Theilen und in seinem Zusammenhange zu studiren und hierbei das Einsehen zu gewinnen, daß man das Ganze dieses Werthes und der wahren Erkenntniß halber eben nicht maßlos zerstören und zerschlagen dürfe, sondern der genauern klaren Untersuchung halber wenn auch zer-

gliedern, doch im Zusammenhange dauernd erhalten müsse. Aber eben diese Einsicht bezüglich der Handhabung einer wahren und sichern Erkenntniß war dem kindlichen ungeriffen Menschengenisse noch keineswegs gegeben, und so geschah es, daß sich der Erkenntnistrieb in seiner anfänglichen Unsicherheit völlig verirrete und Verbindungen schuf, die in dieser Weise niemals zur wahren Erkenntniß führen konnten. Anstatt das Gefüge der Theile und Theilchen nur gleichsam in der Bergliederung sorgsam zu lockern, um es mit geschärftem Auge gleichzeitig noch im Zusammenhange mit allen übrigen Theilen seiner Form nach untersuchen und beurtheilen zu können, verfuhr der noch unbeholfene Geist völlig ebenso wie das Kind: er zerbrach und zerstörte in Gedanken künstlich und völlig maßlos, d. h. bis zur völligen Formlosigkeit die vor ihm ausgebreitete Weltordnung von Raum und Zeit, welche in ihrem Gefüge und in ihren Gesetzen die himmelkundigen Magier des frühesten Alterthums in dem von ihnen beobachteten maßvollen und regelrechten Lauf der Gestirne bereits ahnten. Und als der kindlich denkende Geist nach dieser maßlosen Zerstörung und Vernichtung die *disjecta membra* zum maßvollen Gefüge des Ganzen zusammenlegen wollte, da hätte er zur Einsicht kommen sollen, daß er die Vernichtung ebenso wie das Kind viel zu weit übertrieben hatte und daß er über das Ziel hinausgeschossen war, da ihm in der einen Hand nichts wie die leere Anschauung der völlig in sich zerfallenen, raumlosen Welt als das finstere Chaos, oder andererseits gleichsam der leere zunderlose Altar übriggeblieben war, während er hingegen in der andern Hand damit nun die völlig in ihrer heiligen und schöpferischen Erhaltungskraft vernichteten Götter und Zünder hielt, die jetzt auf dem leeren Altarische nichts zu zünden und zu erhalten vermochten, da zugleich in der Leere und Wüste kein Holz anzutreffen war. So mußte sich denn, um im Gleichnisse zu bleiben, der Geist herbeilassen, den leeren Altar wiederum mit Holz zu belegen, das man im Grunde der Welt entnahm, um damit zu be-

weisen, daß die göttlichen Zünder ohne den Stoff der Welt dennoch niemals gedacht zu werden vermochten. Aber war denn den Dichtern der Kosmogonien das Chaos nicht eben nur dieser ungefüge Weltstoff und gleichsam der rohe Marmorblock, den die Götter erst zu bearbeiten hatten? Allerdings war ihnen das Chaos dieser Weltstoff, es war ihnen im Grunde jenes Stück Welt, das sich niemals von der Gottheit trennen ließ. Aber wenn hiernach die Priester selbst bewiesen, daß der ewigen Gottheit ein Stück der Welt anhaften muß, ist es hiernach nicht ein Widerspruch, der vollkommenen höchsten Gottheit solch einen ungefügen, völlig unarbeitungsfähigen Weltstoff ursprünglich aufzuhalten? Stellte man nicht in dieser übertriebenen einseitigen Anschauung, die man als den Anfang und als ersten Grundstein setzte, das Kind neben sein völlig zerbrochenes Spielzeug? Unterbreitete man nicht dem göttlichen Bildhauer hiermit statt eines Marmorblocks einen Block von Erz, den er unfähig war zu bearbeiten? Gab man den Zündern nicht gleichsam hiermit ursprünglich unheilige Reibhölzer in die Hand, die ungeweiht, wie sie waren, nicht zum Zünden geeignet waren? Lassen sich, um vom philosophischen Gesichtspunkte zu reden, Gegensätze, die sich einander ursprünglich ausschließen, einander vereinen? Offenbar nein. Daraus aber folgt: daß ebenso wenig, wie das ganze Weltall in Trümmer verfallen kann, auch kein noch so mächtiger Weltbaumeister im Stande ist, völlig unvereinbare Trümmer, die niemals zusammengehörten, zu ordnen oder sich in der Leere und im absoluten Chaos anzufiedeln. Will man die Gottheit aber einem Baumeister vergleichen, so mußte ein solcher daher ursprünglich und von Ewigkeit her ein wohlgeordnetes, vollendetes Haus bewohnen. Bringen ihm alsdann Haushälter und Knechte Unordnung hinein, so ist er Herr genug im eigenen Hause diese Unordnung nicht so weit eingreifen zu lassen, daß der ganze Bau in Trümmer geht. Aber angenommen, er hätte aus Langmuth seine Diener frei schalten und walten lassen und diese hätten ihm

bösartig das Haus über dem Kopfe verbrannt, so wäre der nun von ihm vorgenommene Neubau des Weltalls immerhin noch kein erster schöpferischer Aufbau aus der Leere oder dem absoluten Chaos gewesen; denn diese Trümmer mußten erkennen lassen, daß sie schon ehemals wohlgeordnet beieinander waren. Und dieser Baumeister wäre also kein Schöpfer, sondern immerhin nur ein Erneuerer und Erhalter der Weltordnung. Diesen wahren Gott als Erhalter und Erlöser kannten die Dichter der Kosmogonien nicht, denn sie spannen das Gleichniß nicht tief genug durch, oder sie hielten sich vielmehr an ein falsches Gleichniß, das nicht im Stande war, den Schwierigkeiten gerecht zu werden. War auch nicht allen Dichtern der Kosmogonien die Gottheit der Weltbaumeister im Sinne eines Bildhauers, der in der Leere arbeitete, oder der Geist, der über der Wüste und den finstern Wassern schwebte, so war ihnen allen die Gottheit doch etwas schlechtthin Erzeugendes. So dachten sich die Dichter vieler Völker die Götter als menschenähnliche Wesen, die sich wie Mann und Weib einander entgegentraten, um damit der ersten Zeugung zu genügen, die nothwendig schien, um das All hervorzurufen. So bildeten die Aegyptier später die Raumgöttin Pascht, der zur Seite Menhai, die Raumleere ging, die von den Griechen Chaos genannt wurde. Diesen Gottheiten stand wiederum Sevek, die Zeitgottheit, ebensowol wie Chebe, die Zeitleere, gegenüber. Alle diese Götter, als erste Erzeuger und Schöpfer, schwebten mystisch in der Luft, denn sie hatten die Welt nicht unter ihren Füßen, weil sie dieselbe erst hintennach erzeugen sollten. Durch diesen (kraft eines falschen Gleichnisses) aufgenommenen Begriff der Erzeugung und der ersten Neuschöpfung hatte sich aber eine künstliche Trennung zwischen Gott und Welt vollzogen, in welcher die Götter zum Deus ex machina gestempelt wurden, da das Weltall ihnen gegenüber stets ein äußeres, erst hinterher erzeugtes Machwerk war, dessen Werth sie nicht von Ewigkeit her eingesehen

haben konnten, da sie ursprünglich früher lebten, ohne die Welt zu besitzen. So hatte sich der Priestergeist schon in der frühesten Zeit verirrt und auf dem Grunde falscher Gleichnisse eine Reihe von Lehren aufgebaut, die Frevel und Hochmuth in manchen Ländern für eine unantastbare und unfehlbare Offenbarung ausgab. Da die Priester und priesterlichen Dichter unter den Völkern als die frühesten Denker auftraten, so war es um so mehr zu beklagen, daß sich unter ihrem Einflusse falsche Anschauungen über Gott und die Natur des Weltalls ausgeprägt hatten. Während die Wirklichkeit ein in sich völlig zusammenhängendes Gebäude darstellt, sah sich diese Gedankenauffassung innerhalb ihres Kreises anfänglich unter Trümmer versetzt, aus denen erst ein Weltgebäude künstlich hinterher im Nachdenken geschaffen werden sollte. So fühlte sich das Nachdenken zum Aufbauen an geregt und meinte damit unwillkürlich auch für die dauernd vollendete Wirklichkeit sich erst nach ursprünglichen Weltbaumeistern umthun zu müssen. Der kindliche Menscheng Geist ahnte nicht, daß er seine eigene menschliche Auffassung dem wirklichen Thatbestande unterzuschieben suchte. Wir sehen, das erste Erkenntnißstreben des sich entwickelnden Menscheng Geistes war im wahren Sinne des Wortes noch blind und unsicher zu nennen. In kindlicher Einfalt hatten die Dichter der Kosmogonien, da sie sich in Gedanken das ursprüngliche Abbild der Wirklichkeit als eine Leere oder ein Nichts vorstellten, nach Göttern gesucht und ihnen den ersten Aufbau des Zusammenhanges zugewiesen. Aus einer Leere oder aus Trümmern sollte die Gottheit gestalten, und zwar aus Trümmern, die ehemals noch niemals im Zusammenhange bestanden hatten; denn es galt eine absolute Schöpfung und erste Erzeugung des Weltalls anzuschauen. Diesem wirren, zusammenhangslosen Trümmerwesen oder der einseitigen Leere fühlte sich, ähnlich dem übermüthigen Kinde, das neugierige, soeben erwachte Erkenntnißvermögen unwillkürlich zugetrieben; denn zerstören und vernichten wollte

der Geist nach allen Seiten, um von Grund aus erkennend aufzubauen zu können. In dieser Hinsicht glich das erwachende Erkenntnistreben thatsächlich dem erwachenden Kunsttriebe, denn es glaubte wie dieser nur dort klar und unmittelbar begreifen zu können, wo es aus völlig formlosen Theilen ein maßvolles Ganzes aufzubauen im Stande war. Aber der Künstler sucht dennoch stets nach Theilen, die sich bilden und bearbeiten lassen, hier aber hatte sich der Gestaltungstrieb offenbar zu weit verirrt; denn er meinte, im völlig leeren, finstern Chaos und also in der absoluten Formlosigkeit (d. h. einer solchen, die früher noch nicht Form war) die formfähigen Bausteine auffuchen zu können, aus denen er das erste Gefüge des Weltganzen aufbauen konnte.

Schien der Erkenntnistrieb als innerlich gestaltende Kraft seinem Wesen nach auf das innigste mit dem Kunsttriebe verwandt zu sein, schien auch er (obwol nur innerlich) aufzubauen und zu construiren, um, wenn der Bau mißlungen war, ihn wieder völlig umzuwerfen, so hatten die frühesten Jünger des primitiven Erkenntnistriebes, wie wir sehen, doch gerade die wichtigsten Regeln der Kunst vergessen; denn sie waren bei der Grundlegung ihres Erkenntnißgebäudes völlig ins Maßlose (beziehungsweise Formlose) gegangen und meinten, ihr Fundament in einer völlig finstern Leere, in einem Chaos begründen zu können. Die finstere raum- und maßlose Leere, die Formlosigkeit, d. h. das Chaos, sollte der Beginn des Weltalls sein, das Chaos sollte das erste und ursprünglichste Fundament sein, auf dem die Götter zu bauen begannen. Ein Fundament aber verlangt vor allem ein gewisses Ebenmaß und genau berechnete formvolle Zusammenfügungen dauerhafter Grundsteine, das Chaos und die Leere aber boten von alledem nichts, und von den weltbaumeisterlichen Göttern forderten also die kindlichen Weltweisen, daß sie ins Bodenlose bauten. Aber schien denn, abgesehen von diesem Widerspruche, die Pseudovorstellung des Chaos oder der Leere und die ihnen gegenüber gedachten (weltbaumeister-

lichen) Götter die kindliche Frage nach dem eigentlichen Schöpfungsanfang und dem Ursprunge des Weltalls wirklich zu lösen? Offenbar nein; denn es ist leicht zu sehen, daß die Frage nach dem Ursprunge der Weltordnung ebenso in der Luft hängt, wie die von den Sängern und Priestern getrennt von der Welt vorgestellten Götter selbst. Einen ersten Anfang der wirklichen Weltordnung konnte es eben nicht geben; denn gäbe es einen solchen thatsächlich im Chaos, oder in der Leere, so dürften wir uns mit Recht getrieben fühlen, auch nach dem Ursprunge des Chaos und der Leere zu fragen, und mit dieser Frage werden wir antworten, sie stammen aus der Weltordnung, und diese wiederum aus dem Chaos und so ins Unendliche. Die sonderbare Frage nach dem Anfange der Weltordnung dreht sich daher im endlosen nichtigen Cirkel, in den auch die von der Welt getrennten Götter mit hineingerissen werden; denn angenommen, die Magier und Weltweisen hätten dem Epikur später auf seine Frage: woher denn das Chaos sei, geantwortet, es stamme von den Göttern, so hätte Epikur mit demselben Rechte abermals fragen können: woher denn die Götter stammen, und hätten ihm die Priester und Weltweisen wiederum geantwortet: die Götter stammen aus dem Chaos und der Leere, so hätte Epikur offenbar die Leerheit und Nichtigkeit dieser wunderlichen Annahmen der Priester für erwiesen erachten können. Ebenso verhält es sich mit der Frage nach dem Ende der Weltordnung, welche sich die priesterlichen Dichter der Granier, der spätern Inder, ja selbst der Hebräer\* und der Edda durch die Vorstellung eines alles verzehrenden Weltbrandes ausmalten, eine Anschauung, die im wesentlichen dem Chaos und der völligen Verwirrung und Leere der Dinge wiederum gleichkommt. Wer nach einem wirklichen Ursprunge und nach einem Anfange der Dinge mit Hinblick auf eine sogenannte

---

\* Spiegel, „Ausland“, Jahrg. 1872, S. 226. Man denke zugleich auch an den jüngsten Tag der christlichen Anschauung.

erste Schöpfung zu fragen unternimmt, muß consequenterweise freilich auch nach dem Ende des Weltalls fragen, wenngleich gerade hiermit eben die Unzulässigkeit derartiger kindlicher Fragestellungen dargethan wird; denn auch die Frage nach dem Ende der Weltordnung führt wiederum in die Leere, die schon im Beginne des Weltalls angetroffen werden sollte. Allein dem Epikur blieb noch eine letzte Frage und Schlußfolgerungsweise übrig, an welche er leicht genug hätte denken können. Wenn die Magier und Priester behaupten, daß das ganze Weltall aus dem Chaos und aus der Leere und Verwirrung stamme und ein alles verzehrender Weltbrand es wieder zu eben dieser Verwirrung und Leere zurückführe, so ist hiernach wol die Verwirrung oder die Leere selbst als das A und D des Weltalls und als das eigentlich Unvergängliche und wahrhaft Unendliche im Weltbereich aufzusuchen? Vielleicht hätte aber ebendieser Einwurf die Priester und Magier zur Erkenntniß der Nichtigkeit ihrer Behauptungen gebracht, da sie hiernach hätten erkennen dürfen, daß das Chaos und die Leere mitnichten den Werth in sich tragen konnten, den alles das besitzen muß, was sich als Ewiges und ewig Dauerndes und Unvergängliches gestalten und behaupten will. Diesen Werth besaß eben eo ipso diese finstere Verwirrung und das Chaos nicht; denn sie war ihrem Wesen nach eben das völlig Unbestimmte, das Ordnungslose und Werthlose, das in sich Blinde, das Unbewußte und Erkenntnißlose, mit Einem Worte, um ein sinnliches Gleichniß zu brauchen, es war die absolute lichtlose, nichtige Finsterniß. Das Chaotische und das Leere sind tiefer betrachtet, das Unklare und Nichtige gegenüber der durch sich selbst einleuchtenden, niemals ihrem völligen Umfange nach hinfortzudenkenden und den Werth der ewigen Dauer und Unvergänglichkeit in sich tragenden klaren Weltordnung, in der allein, wie das Centrum im Kreise, die Gottheit auch als Beschützerin dieses Werthvollen einen Sinn hat. Aus diesem Grunde durften die berühmtesten Weltweisen, welche in der spätern und reifern Entwicklungsperiode des Erkenntniß-

lebens mit ihren Lehren auftraten, nur die Weltordnung mit dem Begriffswerthe der Substanz belegen, welche ihren unvergänglichen Werth wie die Liebe in sich selbst trägt, ein Werth, der durch sich selbst einleuchtete, d. h. per se klar erscheint und deshalb eben in Wirklichkeit nicht fortgedacht zu werden vermag, weil wir immer wieder trotz aller kritischen Zweifel gewissermaßen durch die Schwere unsers Erkenntnißvermögens auf diesen Anhalt und Boden zurückgeführt werden. — Nicht das absolut Finstere, das Unbewußte, in sich Blinde und Leere mit ihren unterschiedslosen oder chaotischen Zuständen kann, so schlossen die tiefsinnigern spätern Weltweisen, die wahre Substanz im Weltall bilden, sondern den Werth substantieller Dauer konnte eben unvergänglich nur die durch sich selbst werthvolle, in sich lichtvolle Weltordnung behaupten. Die übersichtliche und erkennbare Weltordnung, und mit ihr die durch sie geforderte in sich lichtvolle Erkenntnißfähigkeit aller ihrer Bestandtheile, begründet somit allein das, was man die philosophische Substanz später genannt hat. Wie also konnte die klare und in sich erkenntnistiefe Weltordnung ursprünglich aus dem Chaos geschaffen werden. Offenbar ebenso wenig wie das weiße Licht ein Optiker aus der völligen Finsterniß zu erzeugen im Stande ist. Das Klare kann nicht vom Unklaren stammen, ebenso wenig wie das weiße Licht aus der absoluten Finsterniß. Aber das relativ Unklare, das Chaotische oder das Leere, wo stammt es her? Antworten wir dem Epikur mit Rücksicht auf den Substanzbegriff. Die leeren oder finstern und chaotischen Zustände können der Substanz der Weltordnung gegenüber nur relative, vorübergehende, vergängliche (accidentelle) „Zwischenzustände“ (Aberrationen) bilden, in denen das Weltall weder anfangen, noch dauernd beharren, noch völlig enden kann; denn die wahre Substanz des Weltalls muß wie alles Ewige und Göttliche eine durch sich selbst einleuchtende Dauer und Unvergänglichkeit besitzen und einen Werth einschließen, der mit dem Wesen und den Grundgesetzen der Logik und Erkenntniß verträglich

ist, im Gegensatz zu allen chaotischen, leeren, unbestimmten und unklaren Zuständen der Wesen und Dinge.

Fürwahr, wenn der Erkenntnistrieb seiner innern Thätigkeitsweise gemäß mit dem äußern künstlerischen Gestaltungstriebe sich innig verwandt zeigt, so dürfen wir mit Berechtigung in Bezug auf das von ihm angestrebte Fundament, an das sich seine Bethätigung anlehnt, auch die Grundregel der Kunst in Anwendung bringen, die dahin lautet, daß ebendieses Fundament nicht das schlechtthin Ordnungslose, Leere und Unlogische sein kann. Denn die Weltordnung selbst, die wir vom Grunde der Erkenntniß aus studiren, muß ihrem Wesen nach auch den Aesthetiker befriedigen. Das, was wir die Weltordnung nennen, muß daher in seinem Fortflusse die ästhetisch an sich selbst ansprechende harmonische Melodie repräsentiren, der gegenüber die chaotischen leeren und unvollkommenen Grenz- und Zwischenzustände nur als die kämpfenden Dissonanzen und disharmonischen Zwischenspiele, d. h. als accidentelle Abfälle von der Grundmelodie anzusehen sind, die im Laufe der Bewegungen entstehen, ja sogar relativ wachsen und stören können, ohne indessen im Stande zu sein den melodischen Lauf des Ganzen völlig und umfassend, d. h. absolut zu vernichten. Oder, um ein anderes Gleichniß zu gebrauchen, diese chaotischen oder leeren Zustände bilden in Gedanken sowol wie in der äußern Wirklichkeit die untergeordneten finstern, unästhetischen Schatten, welche sich über das erkenntnißklare Gemälde der Weltordnung nicht so weit ausbreiten dürfen, daß sie die Klarheit und Uebersicht des Ganzen stören. Wie aber in der farbenreichen Anlage eines großen Gemäldes in einzelnen Partien die Schatten oder Lichter hoch anschwellen und bei schlechter Vertheilung und Anlage sogar zuweilen zu sehr in Beziehung zum Ganzen anwachsen können, sodaß sie vom umfassenden Gesichtspunkte die gegeneinanderwirkenden ästhetischen Formen zu stören im Stande sind, so in Wirklichkeit und nicht minder im Gedankenkreise des Nachdenkens, auch hier sehen wir störende Schatten, unästhetische

Bildungsformen und dem entsprechend thatsächlich Irrthümer auftreten, die so störend anwachsen können, daß sie Geist und Welt theilweise vernichten und verdunkeln. Aber soweit auch solche störende, accidentelle Größen unter ungesetlichen, unrechtmäßigen und widerspruchsvollen Verhältnissen, die allenthalben vorkommen können, anwachsen mögen, das Totalbild der gesetlichen Weltordnung werden sie um des selbstverständlichen Werthes der letztern willen niemals zur völligen Auflösung, d. h. zu einem völligen Chaos oder zur schlechthinnigen Leere verwandeln. So eröffnet sich uns bei Gelegenheit dieser Untersuchungen die schon einmal angedeutete unumstößliche Wahrheit, daß es in der Construction des Makrokosmos liegt, daß sich die Summe seiner Theile nicht völlig in die Extreme ordnungsloser Zustände stürzen läßt, da ebendieselben Verhältnisse zu widersprechend und zu unerträglich sind, um sich totaliter zu verbreiten oder selbst theilweise für immer dauern zu können. Alle derartigen Zustände, wir dürfen sie im Hinblick auf die Bezeichnungswaise der alten Dichter und Weltweisen mit Recht die leeren oder chaotischen nennen, bilden daher auch kein Fundament und keinen ersten Anfangspunkt der Weltbetrachtung, denn die Weltbetrachtung strebt unaufhaltsam dahin, das Ewige im wahren Werthe seiner logischen Unumstößlichkeit würdigen und dessen dauernde Erhaltung einsehen zu lernen. Nicht also der vorübergehenden, accidentellen, übersichtslosen Ordnungslosigkeit der Leere oder dem Chaos, sondern nur der Weltordnung mit allen ihren erhebenden ästhetischen Erscheinungen kann eine gesetliche und unvergängliche Dauer ihrem wahren Werthe gemäß zugesprochen werden.

Nur dem spätern Kunstleben, dem es beschieden war, aus dem unmittelbar lebendig, ansprechenden und selbstverständlichen Gefühle schöpfen zu können, war es vorbehalten, die oben ausgesprochene und zugleich im sittlichen Gewissen Wurzel schlagende Idee über den dauernden Werth der maßvollen, gesetlichen und schönen Ordnung gegenüber der ungesetlichen Maßlosigkeit und

chaotischen Leere durch sinnbildliche äußere Darstellungen zur Geltung zu bringen. Hiermit anticipirte die Kunst gleichsam durch ein unmittelbares tiefes Schauen, was auf andern Wegen und nur auf Umwegen der mit dem Kunstproceß verwandte, aber sich ursprünglich gegen die Regeln der Kunst gerade versündigende Erkenntnißproceß bestätigen sollte. Unmittelbar gibt uns die Kunst die an sich selbstverständliche Idee an die Hand, daß sich das Ewige und Unvergängliche in seiner Gedankentiefe an das Maß und die Ordnung bindet, die zugleich mit Unendlichkeit aufrecht erhalten werden muß, soll nicht eine unerträgliche gleichförmige Leere oder ein wirres Chaos entstehen, denen das ästhetische Gefühl dauernd widerspricht und denen es daher zu entfliehen sucht.\* So ist alles Chaotische und Maßlose in gleicher Weise ein Abfall von der Maß und Gesetz vorschreibenden und ordnungübenden Gerechtigkeit, wie uns das Ueberladene und Unsymmetrische einen Abfall von der Harmonie des Schönen und das dauernd Widersprechende einen Abfall von der wahren Erkenntniß darstellt. Die Logik, welche sich an die Grundgesetze der Erkenntniß gebunden sieht, erkennt daher in den maß- und erkenntnißlosen leeren oder chaotischen Zuständen, sobald sie auftreten, Verhältnisse ohne Substanz und Dauer, die zugleich ihrer plan- und haltlosen Natur halber sich in sich selbst aufheben und zusammenbrechen müssen, noch bevor sie einen überschwenglich großen Umfang gegenüber der bestehenden totalen Weltordnung gewinnen konnten. Indessen der erwachende Menscheng Geist, der soeben erst vom Baume der Erkenntniß gepflückt hatte, ahnte noch nichts von den spätern Entdeckungen der Weltweisheit, er konnte noch nicht den Werth der wahren Unendlichkeit und Unvergänglichkeit von jener endlosen unschönen und in sich selbst zusammenbrechenden Leere oder dem Chaos unterscheiden, die als Zustände nur dem gegenüber den Schein einer ewigen Existenz vor dem endlichen Entstehen der Welterschöpfung durch die Gottheit annehmen können, der die wahren Werthe noch irrthümlich ver-

\*) Vgl. die folgenden Kapitel.

wechselfelt, weil er sie nicht unterscheiden lernte. Stützte sich der aufstrebende Kunstproceß mehr und mehr auf ein weitfichtiges Schauen des unmittelbaren Gefühlslebens, so war im Gegentheil der Erkenntnißproceß (soviel Verwandtes seine aufbauende und wieder einreißende, sowie seine sondernde und verknüpfende innere Bethätigungsweise auch mit dem äußern Wesen des Kunstprocesses aufweist) an eine ursprünglich noch äußerst kurzfristige Betrachtungsweise gebunden, die zugleich sehr vielen Täuschungen, Verwechselungen und Verirrungen ausgesetzt war. Wurde daher die Kunst als Bildnerin des innern Gefühlslebens in ihrer Art sehr bald weitfichtig und schauend, so blieb dagegen die priesterliche Erkenntniß ursprünglich sehr lange noch voller Irrthum. Indessen beide Proceßse verfolgen die gleichen Aufgaben auf verschiedenen Wegen. Die Kunst, aus der innern Erfahrung schöpfend, sucht in der äußern Erfahrung und in der Welt der Erscheinungen das Ewige und Unvergängliche; die innere Stimme, die im Kunstgewissen spricht, leitet an mit raschem und richtigem Blicke die Gesetze zu finden, die das Edle in der Welt verwirklichen. Mit Hülfe dieser Gesetze strebt die Kunst dahin, das Ewige äußerlich zu versinnlichen und es am Material des Vergänglichen symbolisch niederzulegen und festzuhalten. Die Erkenntniß dagegen ist bemüht, die äußere Welt der Erfahrungen und Erscheinungen zu durchdringen, sie bestrebt sich die beobachteten äußern Verhältnisse zu berechnen, und sucht durch richtiges Zurechtlegen der einander vielfach widersprechenden Erscheinungen die äußere Betrachtungsweise der innern möglichst conform zu machen. Kein Wunder, daß beim frühesten Anlauf das Zurechtlegen und die Erklärung der einander widersprechenden Erscheinungen der kindlichen Erkenntniß noch völlig mißglückte. Noch war die Hand nicht gewöhnt an das zu bearbeitende schwierige Material; denn nicht freiwillig, wie der bildende Künstler, konnte sich der erkenntnißtheoretisch arbeitende Weltweise sein Material auswählen, wie erklärlich daher, daß ihm die zu bearbeitenden Materialien, die er noch nicht beherrschen konnte,

nur ein großer Trümmerhaufen, d. h. ein wirres Chaos schienen, in das er nur erst Ordnung zu bringen beabsichtigte. Und dieses Chaos, das der nach Erkenntniß ringende kindliche Geist vor sich sah, spiegelte sich ihm in seiner einseitigen Betrachtungsweise (die zugleich die innere Stimme der Kunst, die in der Weltordnung allein das Ewige und Anfangslose schauen lehrte, ungehört ließ) als ein ordnungsloser oder leerer Anfang, der als ein bodenloser Abgrund vor ihm lag, in dem es völlig finster oder leer und nichts zu erkennen war.

Es ist ein seltsames und bedeutungsvolles Zusammentreffen, daß der äußere Gegensatz von Licht und Finsterniß, welcher den Hintergrund der ganzen äußern Weltbetrachtungsweise bildet, zugleich dem psychologischen Gegensatz von übersichtsfähiger, erkennbarer und geordneter Klarheit einerseits, und von widerspruchsvoller, chaotischer, erkenntnißloser, finsterner Verworrenheit andererseits im innern Erkenntnißleben entspricht, sodaß sich hiermit der erste äußere Anknüpfungspunkt bot für den Grundgedanken des Erkenntnißlebens, daß die äußern Erscheinungen von Licht und Finsterniß den innern Erfahrungen des Vorstellungslebens entsprechen und eine Möglichkeit sich darbietet, beide Verhältnisse logisch zu verknüpfen und sie durch richtige Interpretation conform zu machen. — Die Finsterniß schien für den kindlichen Verstand das zunächstliegende äußere Abbild der innern Verworrenheit der Vorstellungen und der erkenntnißlosen gleichförmigen Leere zu sein; indem die Priester aber daran anknüpften, wurde die noch kindliche Erkenntniß zu der falschen Annahme geführt, daß das unvergängliche Licht als Weltstoff aus der Finsterniß geboren war. Gleichwie die Priester die Opferflamme aus den heiligen noch dunkeln Hölzern entzündeten, so auch die Götter, sie sollten wie jene das Licht aus der Finsterniß zeugen. So entstammte nach der Meinung der Magier und Weltweisen das Licht also der dunkeln Leere, und dem entsprechend also die Weltordnung dem Chaos, und doch war das nur eine Täuschung und eine Verwechslung, der sich die priesterlichen Weltweisen hingaben;

denn sie konnten übersehen, daß die Finsterniß nur eine mehr oder weniger stark geminderte Helle ist, und sie konnten ahnen, daß das Licht in der Finsterniß stets nur zerstreut, nicht aber wirklich vernichtet wird. So also hätten mehr wie andere die Priester des Lichts erkennen müssen, daß das Licht das stets Bleibende, das Unvergängliche und Ewige, die chaotische Finsterniß dagegen nur ein accidenteller, vorübergehender, wechselnder Zwischenzustand von verschiedener Intensität und Dauer ist, ein Zustand, in welchem sich das Licht nur zerstreut hat, um immer wieder zum hellen und ewigen Lichte zurückzuführen, zum Lichte, aus dem allein auch die Erkenntniß das ewige Leben schöpft. Aber die priesterlichen Weltweisen, so heilig ihnen das Licht war, so ahnten sie doch noch nichts von der wahren Substanz des göttlichen weißen Lichts, aus der sich alle Farben mischen und aus der auch die Finsterniß und das Chaos folglich hervorgehen mußten, sobald sich die unlautern Schatten vereinigten. Die kindlichen Priester und Kosmologen hielten sich an die frühesten kindlichen Erfahrungen, und da sie diese belehrten, daß das Licht aus dunkeln Körpern durch Reibung und Zeugung hervorging, so nahmen sie keinen Anstand, die Götter, denen sie die dunkle Leere (das Chaos) gegenüberstellten, zu Erzeugern des Lichts zu machen, obwohl wir nach dem Entwickelten eingesehen haben, daß die Götter (oder Gott) nicht vom Weltall getrennt werden durften, sie somit die Welt nicht hintennach erzeugten, wie der Priester die Flamme, sondern daß sie das All nur in seiner Reinheit und Klarheit erhielten, wie die römischen Priesterrinnen das heilige Feuer der Vesta. Welchen Sinn daher auch die Gottheit hatte, sie konnte nur eine Erhalterin des Edeln und Guten sein, in der ihr wesensgleichen vollkommenen Welt, sie konnte nur eine Ketterin und Bewahrerin des heiligen Feuers gegenüber auftauchenden finstern Dämonen darstellen. So sehen wir, führten kindliche, nur erst halb verstandene Erfahrungen die Priester auf dem Gebiete der Natur und der Religion sehr früh zu Täuschungen, die

sich in das Erkenntnißleben der Religion einnisteten, um dasselbe Jahrtausende hindurch zu beherrschen. Vielleicht wäre eine so lange anhaltende Herrschaft solcher Täuschungen nicht möglich gewesen, wenn die nach Erkenntniß strebenden Weltweisen ursprünglich nicht zugleich meist Priester waren, die sich, wie wir oben gesehen haben, angewöhnt hatten, ihre ersten Annahmen versteinern zu lassen, indem sie dieselben hochmüthig zu Dogmen stempelten, diese aber zugleich in steinerne Tafeln gruben und durch Schriftzüge verewigten, um so mit Zähigkeit gleichförmig an ihnen festhalten zu können. Es verhält sich mit der wunderlichen Vorstellung einer Schöpfung des Weltalls und einem ersten Anfange des Universums aus dem Chaos oder der Leere nicht anders wie mit der in der spätern Entwicklungsgeschichte des Erkenntnißlebens auftauchenden Frage nach der Umdrehung von Sonne und Erde. Hier wie dort waren es gewisse Täuschungen des äußern Erfahrungslebens, welche auch die innere Erkenntniß ursprünglich zu falschen Annahmen verführten, Annahmen, welche nur erst zerstört werden konnten, nachdem die Menschen ihren Scharfsinn und ihren Ueberblick in der äußern Erfahrungswelt erweitert hatten. Aber zu welchen Verirrungen auch die speculirende Priesterwelt sich hinsichtlich ihrer Anschauungen über die Welterschöpfung, und damit im Zusammenhange über das Verhältniß von Gott und Welt, verleiten ließ, eine wahre Grundidee gab es dennoch, an welche verhältnißmäßig sehr früh das religiöse Bewußtsein der orientalischen Völkerschaften anknüpfte. Diese Idee bezieht sich auf den Kampf, in welchem sich gleichsam wie Licht und Finsterniß die Elemente unsers Planeten ebensowol wie dessen Geschöpfe untereinander anfeinden, um damit geschichtlich unwiderlegbar die Thatsache zu bekunden, daß sich alle irdischen Verhältnisse den Zuständen der Anarchie des Chaos und des contradictorischen Widerspruchs der Ordnung zugezogen fanden. Freilich das ganze Weltall in seiner Totalität konnte nicht in solchen ordnungslosen Verhältnissen gedacht werden, ebenso wenig

wie es hieraus dereinst erschaffen sein konnte, denn wir sahen, wohin sich mit diesen Annahmen der kindliche Geist der Priester über die Anschauungen von Gott und Welt verirrte, aber gewisse Theile des Weltalls konnten dennoch recht wohl solchen chaotischen Aberrationen zusinken, um damit einen partialen Abfall der durchschnittlich normalen Weltbewegung zu bekunden, ähnlich wie unter den physikalischen Gesetzen des Stoffwechsels und des Lebens Theile und Gliedmaßen des Körpers erkranken können, sobald sich eben krankhafte Aberrationen und Störungen irgendwelcher Art eingeschlichen haben. Und wie die Selbsterhaltung des Organismus das natürliche Bestreben geltend macht, Störungen und Schmerzen auszugleichen und zu heilen, so auch der organische Makrokosmos, auch in ihm werden sich Bewegungen kundgeben, welche das Maß derartiger Aberrationen an den Theilen inhibiren, auch in ihm wird die langsam aus dem durchschnittlichen Gleichgewicht gesunkene Bewegung, die in diesen Theilen mehr und mehr ordnungslos und chaotisch geworden war, sich allmählich wieder diesem frühern Gleichgewichtszustande zu nähern suchen. Die neuere Geschichte unsers Planeten thut uns genau beobachtet dar, daß die in ihr stattfindenden Bewegungen dahin streben, wiederum einem vollkommenern Gleichgewicht der Kräfte nach allen Seiten hin zuzueilen. Mit dem Auftreten des Menschen in der Entwicklungsgeschichte trat ebendieses Bestreben deutlicher hervor, und mit der Aufnahme der Kultur und deren Pflege durch Staatslenker und Priester wurde dasselbe allmählich geschichtlich sichtbarer. Erklärlich ist es daher, daß mehr wie die große Menge des Volks, Staatslenker, Religionsstifter und Propheten in Rücksicht auf die Thatfachen der Geschichte die Wahrheit in sich gefühlt haben, daß die so früh unter den orientalischen Völkern entwickelten religiösen Ideen vom Abfall und von der Erlösung einen tiefen sittlichen Gehalt in sich tragen, der sich geschichtlich beglaubigt und aufs tiefste bewahrheitet. Doch hierüber Genaueres in den folgenden Kapiteln.

---

Begann, wie aus Obigem hervorgeht, das ursprüngliche Erkenntnisleben mit Täuschungen und einer falschen Werthung von sinnlichen Erfahrungen, die im weitem Prozesse zu tiefen Irrthümern und Zweifeln führen mußten, sodaß wir später im Zweifel selbst ein charakteristisches Kriterium des verlaufenden Erkenntnisprocesses wiederfinden, so war zugleich die äußere sinnliche Erscheinung des Verhältnisses von Licht und Finsterniß zu einer ersten äußern, objectiven Stütze geworden, durch welche vorzugsweise der bewußte Erkenntnisproceß in Fluß kam. Bot doch ebendieses Verhältniß von Klarheit und Unklarheit, das sich sinnlich in der äußern Erscheinungswelt spiegelte, ein äußeres Abbild dar von dem Kampfe, der auch im innern Erkenntnisleben unter den Vorstellungen seine Herrschaft nur zu deutlich fühlbar übte. Scheint auch diese Analogie, oberflächlich betrachtet, nur sehr äußerlich, so war sie doch hinreichend, um dem beginnenden Keime des bewußten Erkenntnislebens einen objectiven Stützpunkt zu weiterer Entwicklung zu liefern. Zudem sind wir selbst beim heutigen Stande der Wissenschaft noch nicht in der Lage, über den Werth und die Tiefe dieser Analogie der äußern Erfahrung und des innern psychologischen Erkenntnislebens zu entscheiden\*, und so dürfen wir uns nicht wundern, daß von diesem äußern Anknüpfungspunkt aus sich unaufhaltsam das Bestreben geltend machen sollte, die äußern Thatfachen der Natur mit den innern Forderungen unser Fühlens und Denkens in Uebereinstimmung zu bringen und die Welt des Seins mit der Welt des Denkens einheitlich zu versöhnen. Ohne diese äußere Veranlassung und ohne das merkwürdige Entgegenkommen der Erscheinungen im äußern sinnlichen Naturleben in Bezug auf unser psychisches Innenleben, wäre nicht nur nicht das Einheitsbestreben der Erkenntnis, sondern die Erkenntnis selbst ebenso zwecklos wie unerklärlich. — Wozu nützte alle Logik, und was wäre im Grunde der Werth unserer Vernunft, wenn sie äußerlich in ein Labyrinth, in ein Chaos und in eine Leere hineinwirkte, in der sie keine Anknüpfungspunkte für die Feststellung ihrer Wahrheiten fände? Aber so verhält es sich eben nicht, die äußere Erscheinungswelt, und hinter ihr „die Dinge an sich“, liegen nicht in einem solchen Chaos; denn ein solches wäre eben im richtigen Sinne des Wortes völlig finster und erkenntnislos, die

---

\* „Die Analogie zwischen dem Geist und dem Lichte, dem Gemüth und der Wärme, dem Willen und dem Feuer wird in allen Sprachen anerkannt. . . . Der menschliche Geist würde sich dieser bildlichen Ausdrücke nicht bedienen, wenn keine wirkliche Analogie ihnen zu Grunde läge.“ Vgl. Jessen, „Die Physiologie des menschlichen Denkens“, S. 176.

äußern Dinge sind vielmehr durchgängig geordnet, und in dieser Ordnung erweisen sie sich gleichfalls beziehungsstättig zu unserer aprioristischen Auffassung. So geschieht es, daß selbst die entferntere äußere Natur der innern auffassenden Erkenntnißweise gewisse objective Anhaltspunkte nach und nach sympathisch gleichsam entgegenträgt, an welche die Wechselwirkung der Erkenntniß anknüpft und sich vermittelt, und damit dem Einheitsbestreben der Vernunft den Weg weist, das nicht dulden kann, daß die Welt ohne Continuität ist und in ungleiche Theile auseinanderfällt, die sich gegenseitig nicht erkennbar werden.

Gerade die frühesten und kindlichsten Fragen des beginnenden Erkenntnißlebens, sehen wir, beruhen auf sinnlichen Täuschungen und Verwechslungen, und die Frage nach der Schöpfung selbst konnte nur, wie wir sehen, aus einer solchen Täuschung über das wahre Wesen des Weltalls hervorgehen. Nun aber war es anfänglich ganz besonders die Priesterwelt, welche sich in die ersten kindlichen Fragen des tiefern Erkenntnißlebens versenkte und über sie speculirte, und so geschah es, daß alle jene kindlichen Täuschungen im wesentlichen in die specifische Philosophie des Priesterthums übergingen, um hier in ihrer frühesten Form haften zu bleiben und entwicklungslos zu erstarren. Die Frage nach dem Anfange und der Schöpfung des Weltalls ist daher noch heute nicht erledigt, da die Priesterwelt fortfährt in ihrer Art eigensinnig zu speculiren, ohne sich durch die allgemeinere Entwicklung des Erkenntnißprocesses leiten zu lassen.

Was die nähere Ausmalung des irrthümlich aufgegriffenen Schöpfungsbegriffes anlangt, so haben sich viele der spätern Priester und Sänger (da sie der herrschenden kindlichen Weltanschauung gemäß alle Begriffe und Anschauungen zu personificiren bestrebt waren) die Schöpfung selbst, wie schon im Text erwähnt, als einen Zeugungsact vorgestellt, indem sie die personificirten Götter zu männlichen und weiblichen Gestalten machten, so z. B. die Aegyptier, bei denen Sevet und Pascht zeugend zusammentraten, und bei Hesiod, nach welchem Nyx und Erebos den Aether, die Hemerea zeugten. Ebenso machten die Chinesen in ihrer Kosmogonie den lichten Himmel (Yang) zur männlichen zeugenden Gottheit, während ihm gegenüber die dunkle Erde (Yn) den weiblichen, empfangenden und untergeordneten Theil darstellt. Scheinbar tief und philosophisch erscheint uns die spätere Kosmogonie der Inder. Die Inder personificirten drei Mächte, und zwar die Macht des Erzeugers und Schöpfers, dargestellt durch Indra, den Herrn des Lichts und des Blitzes, ihm zur Seite tritt Varuna, der alles Lebendige und Erzeugte ordnet, leitet und das geborene Leben

bewahrt, ernährt und beschützt, als dritte Macht schließt sich hieran das Vergehen und die alles zerstörende Todesnacht, dargestellt durch Agni, der das verzehrende Feuer der Opferflamme verkörpert. So ist den Indern das Leben des Weltalls ein ruheloser, endloser Kreislauf, den sie sich am Leben der Pflanze zu versinnlichen pfliegen. Entstehen, Bestehen und Vergehen, diese Dreieit der Begriffe zieht sich durch die ganze indische Gedankenwelt und kehrt in den verschiedensten Gestalten wieder, sie bildet zugleich den Inhalt des heiligen Wortes AMU, mit welchem die Inder jedes Gebet beginnen. Es war die Idee des absoluten Werdens und der Gedanke der rastlosen Wandlung des Weltalls, in welche sich die überschwengliche Phantasie der Inder einseitig vertiefte. Alles was von ewiger Schönheit schien, war ihnen dennoch nicht bleibend; denn alles wandelte und wechselte ohne Maß und Ziel, nirgends war in einer Form eine ewige Dauer begründet. So erreichten die Inder in der Idee nicht jene erhabene Grundform, die ohne allen Anfang und ohne Vergehen bleibt, weil sie sich in der Erhaltung ihrer ewig schönen und unübertrefflichen Daseinsweise genügt. Die maßlose Phantasie der Inder specularte daher ohne ebendiese Einsicht in den ziellosen Wechsel, innerhalb dessen nichts wahre Dauer erreicht. Statt jene wahre Grundform zu erreichen, die eine durch sich selbst einleuchtende Dauer besitzt, vertieften sich die Inder daher ins Endlose. Diese maßlose Endlosigkeit stellten sie sich zugleich vor als eine ruhelose Wanderung aller Dinge und Wesen, welche auch die Seelen nach dem Tode anzutreten hatten. Aber indem sie sich mit glühenden Farben das Bild dieser ruhelosen unermüdlchen Wanderung ausmalten, machten sie sich diesen Gedanken zur Folter; denn das Gefühl mußte sich unbewußt nach einem Maß und Ziel dieser Wanderung sehnen, es begehrte auszuruhen von jenem rastlosen Wechsel und der ins Endlose strebenden Wanderung, deren Zeitinhalt die rechnenden Priester mit Zahlen und Summen faßbar zu machen suchten, die ihrem Werthe nach unzählbar und schlechtthin fassungslos waren. So schien ihnen der gesuchte Frieden der Seele nach dem Tode völlig geraubt zu werden. Kein Wunder daher, daß dem indischen Volke, das in jene qualvolle endlose Ruhelosigkeit sich nur mit Schauder vertiefte, die Weisheit eines Buddha-Gautama als eine wahrhaftige Erlösung schien, da seine Lehre den bebrängten Gemüthern den Hinblick auf eine völlige Beendigung ihrer Wanderung eröffnete im Nirvana, in welchem nun, als im entgegengesetzten Extrem, aller Wechsel und Wandel wieder völlig zu verlöschen und untergegangen schien. Schien die erste Vorstellung die überschwengliche Einbildung in den leeren und endlosen Wechsel zu führen, in den hineinblickend die

Indes ein Schwindel überkam, so eröffnete nun das Nirvana einen Einblick in eine todte Ruhe, dessen Wechselfügigkeit, da hier alles erreicht schien, eine unsagbare Langeweile und Zeitlere nach sich zog, die nicht minder ins Ewige hinein unerträglich werden mußte. — So gibt uns die uralte Weisheit der Indes zugleich einen Fingerzeig für die Erkenntnißlehre, indem sie darthut, wie leicht von den Weltweisen die sogenannte Endlosigkeit mit dem wahrhaft Ewigen, Unvergänglichen und Unendlichen verwechselt wurde, welches letzteres Gleichgewicht und Vollkommenheit in Bezug auf Wechsel und Verharren der Erscheinungen in sich schließt, ein Gleichgewicht, welches nicht duldet, daß eine oder die andere Erscheinung darin bevorzugt wird, um mit ihr maßlos ins Extrem zu gehen und beim Rückgang in die richtige Proportion des Gleichgewichts dem Denker den Glauben vorzuspiegeln, daß dieser Rückgang der Proceß des wahrhaft Unendlichen selbst ist. (Hegel.) \*

---

\* Vgl. das folgende Kapitel.

## 8.

### Die ursprüngliche Entwicklung der Künste und die sich ergebenden Sätze einer mit den Gesetzen der Aesthetik und den Thatfachen der Geschichte übereinstimmenden Philosophie.

Völliger Mangel alles eigentlichen Schönheitsfinnes innerhalb der ursprünglichen Auffassungsweise des Urmenschen. — Die Kunstentwicklung ursprünglich in völliger Abhängigkeit von der aufstrebenden Religion. — Das ursprüngliche Vorherrschen des Maßlosen, Unförmlichen und Häßlichen in der frühesten Naturgeschichte sowol wie in der Urgeschichte der Kunstentwicklung. — Der in der irdischen Naturgeschichte und in der Urgeschichte des Geisteslebens unverkennbare Entwicklungsproceß zum Vollkommenem. — Ist die Idee der Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen an sich als völlig umfassend und nothwendig anzunehmen und somit auf die Bewegung des Weltganzen übertragbar? — Gründe, die sich hiergegen geltend machen. — Das Weltganze als das unvergänglich Vollkommene und der Abfall vom Vollkommenen ins Unvollkommene als partielle und accidentelle Phase innerhalb des Weltganzen. — Das planetarische Leben der Erde innerhalb einer solchen Phase der Unvollkommenheit und das sich hiermit ergebende Streben zum Progreß auf allen Gebieten des Lebens und der Umgebung. — Die Kunst in ihrer geschichtlich raschem Entwicklung in Bezug auf das Ideal gegenüber der Entwicklung der Erkenntniß und des sittlichen Willens.

---

Nicht minder belehrend wie die früheste Entwicklungsgeschichte des Erkenntnißlebens erscheint das erste Emporkommen der Kunsttriebe und die beginnende Ausbildung der Kunst. Ebenso wenig wie der Mensch der Urzeit ein bereits geistvoll gebildetes Erkenntniß-

vermögen besaß, ebenso wenig war auch seine Kunstanlage ursprünglich entwickelt und gebildet. Freilich hatte man es ehemals für möglich gehalten, daß der Urmensch ursprünglich auf Erden vollkommener war als wir ihn im spätern Verlaufe der Geschichte rückfichtlich seiner geistigen Eigenschaften antreffen; aber diese Auffassung bricht zusammen gegenüber den Thatfachen, welche darthun, daß der unentwickelte Mensch ursprünglich hienieden nicht im Paradiese wandelte, sondern die Ungunst aller Umstände mit den Thieren theilend, sich nur erst langsam und schwierig jenem Drange der Verhältnisse zu entziehen wußte, um freier aufathmen zu können und die nöthige Ruhe und Sammlung für die Entwicklung höherer Anlagen zu gewinnen. Wir waren bemüht, dem Verlaufe dieser Entwicklungsgeschichte zu folgen, wir sahen, wie und wodurch die Erkenntniß wachsen konnte, wir thaten dar, welche Phasen die Entwicklungsgeschichte der Religion zu durchlaufen hatte, und da es sich mit der Kunst unmöglich als Geistesanlage anders verhalten kann wie mit dem Proceß der Religion und der Erkenntniß, so sind wir verpflichtet, auch einen Blick in den frühesten Entwicklungsproceß der Kunst zu werfen.

Da das Auge des Menschen noch gebannt war in einen engen Interessentkreis, und sein Sinn noch gefesselt lag in jenem engern Betrachtungskreise, welchen die Psychologen im Gegensatz zur innern Bewußtseinsenge die Apperceptionsenge nennen, da blickte der Urmensch noch thierisch blöde in die Welt hinaus. Wild und zusammenhanglos breitete sich diese Welt vor den Blicken des Betrachters aus; das flüchtig umherirrende Auge fand noch nicht jene sanften, behaglichen Ruhepunkte, die in der Brust melodische Gefühle wachrufen; denn die innere Seele selbst war beunruhigt durch die mannichfachen Gefahren, die sie in ihrer engern Umgebung umlauerten, und so mächtig mußte sie den Druck dieser Gefahren empfinden, daß sie noch nicht jene Sammlung gewann, um hinreichendes Interesse zu nehmen an Gegenständen der entferntern Welt. So blieb die kind-

liche Anschauung anfänglich umwölkt, und über die Objecte und Schönheiten der weiten großen Welt breitete sich ein Schleier, der nur erst nach und nach zerrissen werden konnte. Aber verstand auch die Seele des frühesten Urmenschen noch nicht mit entzückendem Auge die Schönheiten dieser Welt zu genießen, so regten sich doch bereits in der Menschenbrust die ersten Keime und Anlagen, aus denen der grüne Lebensbaum der Kunst allmählich emporblühen sollte. Schon früh übten sich die kunstfertigen Hände der Menschen, um Waffen und Tongeräthe zu verfertigen; aber das Bestreben jener frühesten Kunstfertigkeit war nur angeregt und bedingt durch die Befriedigung der äußern Interessen, die sich dem Urmenschen aufdrängten, und es wurde zugleich unterstützt durch die Antriebe der Handgeschicklichkeit, die sich unwillkürlich nach Objecten sehnten, an denen sie sich bethätigen konnten.

Wie lange aber hat es noch gedauert, bevor den Kindern der Urzeit der Werth des innern Kunstideals ahnungsvoll in der Seele aufstieg, wie viele Jahrtausende mochten sie, den primitivsten äußern Kunstbestrebungen hingegeben, noch verbraucht haben, ehe sie die Kunst um des Werthes selbst willen, und dieselbe neben Sittlichkeit und Religion ihres eigenen Ideals halber zu treiben begannen? Und doch, wie mächtig sehen wir im Laufe der Entwicklung diese ersten Kunsttriebe unter dem rückwirkenden Einflusse der vorschreitenden Religion und Sittlichkeit bereits wachsen. Wie hätte auch die Begeisterung von seiten der Religion und des Priesterthums ohne Einwirkungen für das Gefühlleben bleiben können, das von innerer Seite aus den äußern Kunsttrieben entgegenkam, um sie zu beleben und allmählich zu verklären. Die Kunst konnte nur keimen und gedeihen auf dem Boden einer tiefern edeln Begeisterung, und die erste Pflgestätte dieser Art von Begeisterung war allein die Religion. Sie war es, welche das Thun und Treiben der Menschen erhöhte und ihren Werken einen tiefern, unvergänglichen Glanz selbst da verlieh, wo die Mittel noch nicht hinreichten, den Formen eine vom Kunst-

ideal angehauchte Gestalt zu verleihen. Die Religion erst war es, welche den zumeist ursprünglich auf kleinliche Interessen gerichteten technischen Kunsttrieben eine Richtung beibrachte, die sie über das Gewöhnliche und Alltägliche erhob. So kann es nicht wundernehmen, daß sich die Gräberbauten emporhoben zu einer Höhe, die, unförmlich in ihrer Art, doch schon die Richtung auf das Erhabene wenigstens ahnen lassen, so erhob sich die Redeweise der Sängere und Priester zu einer überschwenglichen und pathetischen Ausdrucksweise, die, unförmlich und schwülstig wie sie gewesen sein mag, dennoch später die Anknüpfungspunkte für die auf das edle Maß des Ausdrucks gerichtete gebundene Redeweise und Dichtkunst bot. Die Richtung auf das Erhabene war es, welche die Religion auf die sich entwickelnden Kunsttriebe sehr früh übertrug und vererbte, sie war gleichsam das mächtige und ernste Erziehungsmittel, durch welches die Religion als Lehrerin die Schülerin der Kunst zu bilden bemüht war. Aber so früh wir die Richtung auf das Erhabene in der Kunst lebendig werden sehen, so verlor sich dieselbe doch anfänglich noch völlig ins Maßlose und Unförmliche; denn noch ahnte der Geist nicht klar das Wesen der wahrhaft erhabenen Unendlichkeit und Unvergänglichkeit, welche letztere nicht im Maßlosen und Unförmlichen, wohl aber in der vollendeten, maßvollen, durchsichtigen und schönen Form die ewige Dauer ihres Daseins begründet. Es war daher im Verlaufe der frühesten vorgegeschichtlichen Kunstausbildung im Grunde nur der Zug zum Ungewöhnlichen, Absonderlichen und Unförmlichen, der sich Geltung verschaffte, wengleich wir nicht verkennen wollen, daß die Tendenz durchblickte, das Erhabene zu gewinnen. Dieser deutlich durchblickende Zug zum Kolossalen und Uberschwenglichen wird uns in der frühesten Kunstentwicklung mehr und mehr erklärlich, sobald wir beachten, daß es religiöse Antriebe waren, die ursprünglich den eigentlichen Kunststimm begeisterten. Religion und Kunst waren ihrem Wesen gemeinsam darauf gerichtet zu erheben; allein da sie die wahre Erhebung noch

nicht kannten, sondern nur erst erstrebten, so schossen sie über das Ziel hinaus ins Ungewöhnliche und Absonderliche, indem sie mit beidem über das Irdische und Gewöhnliche ahnungsvoll hinausweisen zu können glaubten. So erklärt es sich, daß das Auftreten der Magier und Zauberer ursprünglich, im Hinweis auf ihre sonderlich hervorragenden Künste, darauf gerichtet war, zugleich durch einen eigenthümlichen Aufputz und durch noch seltsamere Geberden diesen Gegensatz zum Gewöhnlichen hervorzukehren. Aber eben dieser Zug zum Ungewöhnlichen und Absonderlichen wurde von den Schamanen und Zauberpriestern (wie wir das am besten an den Zauberern der heutigen Naturvölker noch beobachten können) in einer ganz zügellosen, maßlosen und unförmlichen Weise übertrieben, sodaß wir uns häßlich davon berührt und abgestoßen fühlen. Dieser oft abschreckende häßliche Zug, der sich bei den Zauberern in einer übertriebenen Ekstase, die sich äußerlich in Grimassen, schreienden unschönen Tönen und barocken Sprüngen Luft macht, spiegelt sich ganz deutlich in ähnlicher Weise in den frühesten Gestaltungen des vorgeschichtlichen Kunstlebens. So finden wir denn auch hier in Bezug auf den von der ersten Entwicklung der Religion abhängigen Kunstproceß dieselbe Erscheinung, die uns im letzten Kapitel bei der Betrachtung der frühesten Erkenntnißentwicklung entgegentrat: nämlich den Zug zum Maßlosen, Chaotisch-Unförmlichen und Uebertriebenen. Erst nach und nach schloß sich diese Ueberschwenglichkeit nach allen Seiten hin ab und schränkte sich ein zu einer maßvoll schönen und erhabenen Form, in der nunmehr das Kunstideal deutlicher durchblickte. So stellt also die Bewegung aus dem Unförmlichen und Maßlosen bis zur vollendeten Einschränkung einer maßvollen, schönen und erhabenen Vollkommenheit, wie sie sich in höchster Annäherung später in den Werken der Griechen spiegelt, denjenigen Entwicklungsproceß der Kunst dar, welcher der Urgeschichte und vorgeschichtlichen Zeit angehört.

Ohne Zweifel ist es für den psychologischen Historiker eine auffallende und beachtenswerthe Erscheinung, die sich auf allen Entwicklungsgebieten wiederholt und der wir daher schon mehrfach begegnet sind, daß nämlich der Ursprung jeder unvollkommenen Entwicklung mit bestimmten extremen und maßlosen Schwankungen und Bewegungen beginnt, die sich nur erst allmählich gleichsam abklären, sänftigen, zu einer maßvollen Form einschränken und vervollkommen. Wir wollen hier bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß in neuester Zeit Weltweise und Philosophen diesen Entwicklungsgang vom maßlos Unvollkommenen zum gesetzlich Vollkommenen, der sich deutlich auch in der kosmischen Entwicklung unsers Planeten nachweisen läßt, für den tiefsten, umfassenden und gesetzlich nothwendigen Entwicklungsproceß des ganzen Weltalls gehalten haben.\* Doch so verführerisch es aussieht, diesem

---

\* Bekanntlich war es Hegel, der diesen Entwicklungsgang für einen nothwendigen, somit völlig umfassenden Verlauf des absoluten Weltprocesses erklärte. Repräsentirt indessen der Proceß des ganzen Weltalls zugleich die Verwirklichung der Wahrheit, so ist es ersichtlich, daß die Wahrheit nicht völlig und nothwendig von sich selbst abfallen, d. h. sich selbst durch Nothwendigkeit nicht untreu werden darf. Was aber nicht nothwendig erscheint, kann nur accidentell gedacht werden, d. h. das erscheint vom Gesichtspunkte des Ganzen nicht absolut nothwendig, sondern setzt im einzelnen bestimmte Möglichkeiten und Bedingungen voraus, die nur unter Umständen und accidentellerweise einen Abfall zum Unvollkommenen herbeiführen können, und die zugleich, was Hegel nicht gethan, erklärt werden müssen. Auch Hartmann in seiner trefflichen Arbeit über die „Philosophie des Unbewußten“ suchte neuerdings auszuführen, daß es das sogenannte Unbewußte im Weltall sei, das nothwendig in einen solchen abfälligen, unvollkommenen Zwischenproceß geräth, aus dem es sich schließlich wieder zu befreien sucht. Ist dieser unvollkommenere Zwischenproceß, durch welchen das Unbewußte über sich hinaus zum Bewußtsein strebt, aber ein nothwendiger Act, so muß er auch zur wahren Vollkommenheit führen, und führt er durch geistige Befreiung zur schließlichen Versöhnung mit dem unvollkommenen Bestande der Dinge und somit zu einer tiefen geistigen Vollkommenheit, so ist nicht abzusehen, weshalb das Unbewußte ursprünglich nothwendig in die Zwischenphase jenes unvollkommenen Processus hineingerieth. Denn der Zweck des Weltalls kann nothwendig nur die dauernde Erhaltung der Vollkommenheit fordern.

Gedanken zu folgen, so wenig erscheint er geschichtlich betrachtet als möglich und berechtigt; denn soll eine gewisse Vollkommenheit erreichbar und nicht völlig unerreichlich, somit ziellos sein, so setzt dieser Proceß auch eine geschichtliche Beendigung voraus. Eine Beendigung aber im erreichten Ziele der Vollkommenheit weist nothwendig auch auf einen frühern geschichtlichen Abfall von diesem wieder zu erreichenden Zwecke hin, da sich sonst die Bewegung des Processes und die Geschichte selbst nicht erklären würden. Nun aber ist leicht zu ersehen, daß sich eben dieser Abfall von der Vollkommenheit und Wahrheit nicht totaliter am Weltall ereignen konnte, es sei denn, wir wagten zu behaupten, daß die ewige Wahrheit ihrem vollen Umfange nach von sich selbst abfallen kann, ein Widerspruch, mit dem sich die Wahrheit in sich selbst aufheben und vernichten würde. Da nun eine solche absolute und nothwendige Vernichtung der Wahrheit nicht gedacht werden darf, konnte sich auch jener bewegte Abfall nur partialiter und accidentellerweise geschichtlich vollziehen, er repräsentirt daher nur ein accidentelles historisches Zwischenpiel eines Theiles im Weltall, über dessen unnütziges Anschwellen bis zum unvollkommenen Dasein, das sich wieder zur Vollkommenheit (wie die Bewegung beweist) aufzuheben und zu ihr zurückzustreben sucht, wir geschichtlich wie ästhetisch gesehen nicht im Zweifel

---

Die Wahrheit kann nothwendig nicht von sich selbst abfallen oder über ihr Ziel hinauschießen, das Wesen des Unbewußten wird daher auch niemals mit Nothwendigkeit den von Hartmann vorgeschriebenen psychologischen Entwicklungsgang durchlaufen. Denn entweder das sogenannte „Unbewußte“ ist das Unvollkommene, so wird es nun allerdings mit Nothwendigkeit zur höhern Entwicklung streben, allein hiermit auch einen frühern Abfall vom Vollkommenen (also volles Bewußtsein) zur ursprünglich nothwendigen Voraussetzung haben, da das an sich Unvollkommene nur unsubstantiell ist und seinen Halt allein an der durchsichtigen, in sich selbst einleuchtenden vollkommenen Substanz (d. h. am vollen Bewußtsein) findet; oder aber das sogenannte „Unbewußte“ ist selbst die „hellsehende“, vollkommene Substanz; dann jedoch ist der Abfall ins Unvollkommene an sich nicht nothwendig und „entwickelungsunnützig“, und dieser Ansicht gemäß das Streben zum Bewußtsein im Weltall nicht nothwendig gefordert, somit auch nicht erklärt.

sind. Erklärlich ist es daher, daß es vorzugsweise die Kunstphilosophie (die sich auf die untrüglichen Erfahrungen des innersten Gefühlslebens stützt) ist, welche darthut, daß ein völliger, totaler Abfall vom Normalen, vom Vollkommenen und Schönen dem Gewissen der Kunst und dem tiefen gebildeten Gefühle überhaupt etwas zugleich Unerträgliches, Undenkbares und Widerstrebendes sind. Und sonderbar, je extremer und umfangreicher, selbst nur partialiter angesehen, ein solcher sogenannter Abfall vom ewig Schönen auftritt, um so mehr fühlt sich das gebildete Kunstgewissen beleidigt, und um so mehr also muß die Größe der Unerträglichkeit wachsen und der Entschluß und das Bestreben zur Umkehr aus derselben eintreten. — Diese psychologischen Thatfachen führen uns mit Hinblick auf die Geschichte daher zu bestimmtern philosophischen Resultaten. Spiegelt nämlich das Weltall und der Makrokosmos der Idee der Kunst gemäß die harmonische Weltordnung, so können die daran participirenden ordnungsliebenden Theile einen sogenannten Abfall zur extremen Unordnung nothwendig im größern Umfange und in langer Dauer darin auch nicht dulden, tritt aber dennoch eine solche Unordnung ein, so wird sich die Bewegung der ergriffenen Theilchen um so eher zur Umkehr getrieben fühlen, je schwerer der sich hieraus ergebende Druck der Unerträglichkeit auf ihnen zu lasten beginnt. Auch vom Gesichtspunkte der Kunstphilosophie ergibt sich daher die Wahrheit, daß es in der Construction der vollkommenen Weltordnung liegt, daß sich die mit ihr gegebenen Verhältnisse nicht dauernd und nicht völlig umfassend (totaliter) in die Extreme unerträglich chaotischer Zustände stürzen lassen. Was aber ebenso wenig völlig umfassend wie ewig dauernd im Weltall vorgehen konnte, das vermochte sich geschichtlich nicht nothwendig, sondern nur unter gewissen Umständen partialiter zu ereignen. Allein gerade unsere irdische Schöpfung als Theil des Weltalls bietet merkwürdigerweise bezüglich einer tiefern ästhetischen Naturbetrachtung ein überreiches Material dar, um die Thatfache zu

erhärten, daß wir uns auf Erden geschichtlich in einem solchen Zwischenzustande befinden, gleichsam einen solchen Abfall vom Vollkommenen durchlaufen, aus dem wir uns ästhetisch und sittlich gezwungen fühlen, wieder zu erlösen. So erklärt sich uns denn das, was uns die ganze irdische Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit zeigt, nämlich der Progreß. Leicht ist es, diesen Progreß in der Geologie sowie in der organischen Welt von der Entwicklung der unvollkommenen Thierstufen bis zum Menschen hinauf zu verfolgen, und im Menschenthum selbst wiederum tritt uns die innere Entwicklung der Geschichte deutlich bezüglich einer sittlichen und geistigen Vervollkommnung entgegen. Aber sonderbar, was Sittlichkeit und Handlungsweise des Menschen innerhalb dieser Geschichte gerade am allerlangsamsten in Bezug auf ihre Vervollkommnung erreichen, und auch der dem Kunsttriebe mannichfach verwandte Erkenntnißtrieb in der Geschichte noch keineswegs völlig zu erringen wußte, das verwirklichte sich im Gefühlsproceß der Kunst viel früher, und geschichtlich in einer verhältnißmäßig viel kürzern Zeit.

Waren es die kunstfünnigen Griechen, welche im Alterthum die Begründer der eigentlichen Philosophie wurden, so wurden diese Völker in gleicher Weise auch geschichtlich die Begründer und Schöpfer einer frühen hohen Kunstvollkommenheit, denn sie waren es, die dem ewig feststehenden Kunstideal, d. h. dem Werthe des Gleichmaßes und der maßvoll schönen Ordnung der Verhältnisse, als Sinnbild der ewig schönen Vollkommenheit und wahren inhaltvollen Unendlichkeit, einen am meisten lebendigen, deutlichen Ausdruck verschafften. Mit der deutlichen und durchsichtigen Feststellung dieses Ausdrucks begann indessen, wie bereits erwähnt, die eigentliche Kunstgeschichte, während die Vorgeschichte und primitive Entwicklungsgeschichte der Kunst nur denjenigen Verlauf des Processes umfaßt, der von dem ursprünglichen Ausdruck unförmlicher, maßloser Unvollkommenheit bis zur griechischen Kunst-

epoche verläuft. Erst während dieser Epoche, in der sich das gebildete Gefühl und der Formensinn zu einer Höhe erhoben, auf der die Idee der Kunst klar und durchsichtig wurde, schlug die eigentliche Geburtsstunde der Kunst, die frühere urgeschichtliche Zeit gewährt uns nur den Einblick in eine embryonale Entwicklungsperiode.

Nicht geschichtlich so früh wie die Kunst und das durch sie gebildete ästhetische Gefühl erreichten, wie erwähnt, Wille und Erkenntniß im Geiste die Höhe dieses Ziels, sondern wir dürfen vielmehr behaupten, daß der Proceß der sittlichen Handlungsweise ebensowol wie der des Erkenntnißvermögens noch heute weit von diesem Ziele überhaupt entfernt sind. Was aber die Vernunft verhältnißmäßig so früh geschichtlich im gebildeten ästhetischen Gefühle erreichte durch den Hinweis auf die Harmonie, sollte sie das nicht auch im sittlichen Willen und im erkenntnißthätigen Verstande dereinst verwirklichen können? Gewiß, so dürfte man im Hinblick auf die Idee der unendlichen Weltordnung behaupten, es muß dereinst eine solche Epoche für die Menschheit hereinbrechen, in der auch die sittliche Handlungsweise der Menschen diesen durchsichtigen, ansprechenden Ausdruck ihrer Bewegungen und Thaten zu finden im Stande ist, der sich mit den Gesetzen der harmonischen Weltordnung verträgt, wie das Erkenntnißvermögen dereinst im Verstande fest und sicher den wahren Ausdruck für das Ewige und Unendliche übereinstimmend feststellen lernen wird. — Wir haben keinen Grund, uns einer hoffnungsvollen und erhebenden Fernsicht nach seiten der Zukunft auch in sittlicher und erkenntnißtheoretischer Beziehung völlig zu verschließen. Uns indessen beschäftigt hier nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit, und so wenden wir denn unserer Aufgabe gemäß unsere Blicke in die Urzeit zurück, um den frühesten Entwicklungsproceß der Kunst zu übersehen.

### Die Entstehung der Kunstidee und die geschichtliche Thatsache der Aberration.

Uebersicht auf die erste Ausbildung und Entwicklung der ursprünglichen Kunstfertigkeit. — Das Unförmliche in der urgeschichtlichen Kunst. — Die Leitung der Kunst durch die Religion, und die erste Ausbildung der Künste durch die Priester. — Die Kunstidee, ihre Verwandtschaft zum philosophischen Princip und ihre Entstehung und Abklärung durch die Betrachtung des Makrokosmos. — Gefühl, Erkenntniß und Handlungsweise, verglichen in ihrer verschieden raschen Entwicklung in Bezug auf das Ziel ihrer Bildung. — Die ästhetischen Proportionen und Bewegungen innerhalb der Breite des Schönen und die positiven und negativen Werthe der Dissonanzen und unästhetischen Aberrationen. — Die Harmonie und die sie bekämpfenden Störungen in Bezug auf die Aufgabe des Künstlers. — Die sittlich-ästhetischen Anforderungen an die Bewegungen der Atome im Weltall des Schönen und Hinweis auf die Entstehung der Aberration und des Uebels. — Das Kunstwerk als Sieg der Harmonie über die störenden Conflictte. — Die Gewißheit und Nothwendigkeit in der Wahrnehmung, entstehend durch den begrenzenden Gesamthindblick auf die sich empirisch ausschließenden Unwahrscheinlichkeiten. — Hinweis auf den Werth und Unwerth der kleinen und zu großen Dissonanzen in Bezug auf die sittliche Aufgabe im ästhetisch geordneten Weltall. — Spiegelung dieser sittlichen Aufgabe in dem harmonischen Verhalten der Theile und Theilchen zueinander im vollendeten Kunstwerke.

---

Wie sich der Intellect anfänglich durch das Behütel der Sprache, die Religion ursprünglich an der Hand des Familienlebens und der

staatlichen Gemeinschaft, später an der Hand der Naturzauberei und des Mythos, endlich aber, wie wir im Folgenden noch genauer sehen werden, an der Hand der von der wahren religiösen Idee durchdrungenen Sittenlehre entwickelt hat, so entfaltete sich die Kunst ursprünglich durch die Stütze der Hand und Fingergeschicklichkeit.

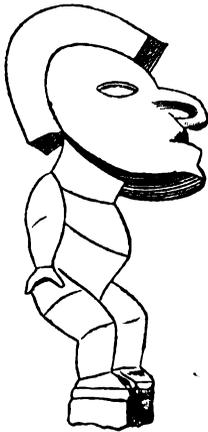
Auch die Thiere zeigen vielfach gewisse Fertigkeiten, auch sie erwerben sich auf Grund angeborener Geschicklichkeit und angeborener Organe eine Reihe von Kunsttrieben, mit ihnen um die Wette aber eiferte ursprünglich die Hand des Menschen. Durch das engere Staatsleben und die mit ihm vorschreitende Arbeitstheilung gewannen die Kunsttriebe eine fertigere Ausbildung. Der Verlauf der Urgeschichte lehrt uns, daß sich schon sehr früh ein sogenannter arbeitender und kunsttreibender Stand in den primitiven urstaatlichen Gemeinden absonderte, ein Stand, der freilich ursprünglich sehr misachtet und sklavisch behandelt wurde; denn zumeist waren es die zum herumstreifenden Jagdleben körperlich Untauglichen, welche sich mit Arbeit, beziehungsweise Kunstthätigkeit befassen mußten.\* Allein gerade dadurch, daß die kunstfertigen Arbeiter der Urzeit durch die Umstände mit Nothwendigkeit und Ausdauer auf ihr Geschäft hingewiesen waren, sammelten sich in ihnen die geistigen Kräfte. Kunstfertigkeit und Erfindungsgeist steigerten sich und der Intellect nahm zugleich einen bedeutenden Aufschwung. So, sahen wir, sollten die frühesten kunstfertigen Arbeiter der begabtesten Völker zuerst zu der größten culturbringenden Erfindung, nämlich der Feuererfindung gelangen. Aus diesen Arbeitern gingen später die Flamines hervor, die anfänglich ebenso sehr geschickte Handwerker wie Künstler waren, welche sich später indessen zu primitiven Naturforschern und priesterlichen Zauberern und Heilkünstlern umwandelten.

Mit der Epoche, welche das Auftreten der Flamines in der Urgeschichte der Religion hervorrief, beginnt auch für die vorge-

---

\* Vgl. Buch 4, Kap. 2.

schichtliche Kunst ein neuer Aufschwung. Neben dem uralten Gräberbau entstand nunmehr auch der kunstfönnige Tempelbau, der Bau von Altären und schön geschmückten Opferstätten. Die Plastik, die bisher nur kunstfertig gearbeitete Steinwaffen, einfache Grabdenkmale und vielfache Formen von Tongeräthen aufzuweisen hatte, begann sich jetzt erhabenern Gegenständen zuzuwenden; denn mehr und mehr bestrebt sich die Meister der Bildkunst, die ihnen vor-



Ibol auf den Sandwich-  
inseln.

schwebenden Gestalten der Götter zu versinnlichen. So wuchsen die Gebiete der Kunst, und das Streben nach dem Erhabenen trat in den Vordergrund. Aber der eigenthümliche Sturm und Drang, der die Urgeschichte und Vorgeschichte des eigentlichen Kunstlebens kennzeichnet, kommt nicht sogleich zu vollendeten Auffassungen des Erhabenen. Statt das Erhabene mit dem Schönen und dem Unendlichen zu vermählen, treibt es den Geist ins Maßlose und unförmlich Schrankenlose, und die Formen werden nicht schön, sondern häßlich übertrieben und verzerrt. Häßliche Misgestalten treten uns entgegen mit dem herausfordernden Anspruch, als das Erhabene gelten zu wollen. Statt

eines ehrfurchtsvollen Charakters und eines sittlich strafenden und doch wohlwollenden Zuges, erscheinen die uns aus dieser Zeit entgegnetretenden Darstellungen gemein, widerlich und schreckhaft. Die meisten heutigen Naturvölker haben diese früheste und niedrige Stufe der religiösen Bildkunst nicht überschritten, und auch unter den Culturvölkern des frühesten Alterthums gehören nur wenige Denkmale und Bildwerke schon einer höhern Stufe an. Vieles in Aegypten und Mexico zeigt uns nur das völlig unförmliche und erinnert uns an das berühmte Ibol auf den Sandwichinseln und der Osterinsel. Bis zur furchtbarsten Häßlichkeit ausgebildete Formen

fand man unter Basaltstatuen, welche am Fuße des Teotallis aufgestellt waren. Es waren Riesenköpfe von Chierrachen umschlossen, welche gierig die Zunge bis zur Brust herausstreckten und im Begriff waren, ein Herz zu verzehren. Aber es sind nicht etwa nur die Anfänge der bildenden Künste, welche uns den Eindruck der häßlichen Maßlosigkeit und Zügellosigkeit verschaffen, sondern viel mehr noch wie die ursprünglich rohen Züge der unförmlichen Baukunst, der Plastik und der mit der rohen Bildschrift beginnenden Malerei, tragen auch die Ursprungsformen der übrigen Künste ganz das nämliche Gepräge. Nicht minder überschwenglich, schwülstig und oft völlig maßlos erscheinen die frühesten Anfänge der eigentlichen Dichtkunst. Nichts ist hier von der schönen, maßvoll gebundenen Form an den begeisterten Redewendungen und prophetisch gespendeten Lehren und Sinnsprüchen aller der Sänger und Priester zu bemerken, obwohl wir deutlich durchfühlen, daß sie mächtig vom Sturm und Drang nach dem Erhabenen durchweht werden. Und nicht anders war es mit dem Beginn der ursprünglich noch eng zusammengehörigen Ton- und Tanzkunst. Der Klang der erhobenen Stimme fand noch ebenso wenig klare melodische Formen der Töne, wie die sich in wilden Sprüngen Luft machende berauschte Freude schon ursprünglich taktvolle und maßvolle graziöse Formen der Bewegung fand, die nach schönem Gleichmaße strebten. Wer Gelegenheit hat, nach dieser Seite hin unsere heutigen Naturvölker zu beobachten, der erblickt die Reihe dieser höhern Künste hier noch in ihren primitivsten Formen. In zügellosen, unförmlichen Sprüngen tanzen die Indianer nächtlich um das heilige Feuer, begeistert regen sie die Füße zum wilden formlosen Tanze, auch ihre Stimme wird fortgerissen von der Begeisterung, aber die Klänge die hervorbrechen, sind noch völlig unmusikalisch, die Töne erscheinen wie ein wildes Geheul, oder wie langsam gezogene unschöne Klage-laute. Noch wilder und ungemessener aber erscheinen die Tänze der Zauberpriester, heiferer und häßlicher noch das Geschrei ihrer Stimme.

Ebenso wie der Zauber in seiner Art verzerrte formlose Elemente der wahren Religion durchblicken läßt, so verbindet sich in dieser verzerrten Weise auch damit die Kunst. So ist das mistönende Geschrei und die erhobene Stimme des Zauberers noch kein Gesang, seine ausgelassenen bacchantischen Sprünge noch kein Tanz, und das wirre Geräusch seiner Zauberklapper oder seiner Trommel, um das wilde Geschrei zu begleiten, noch keine Musik, aber dennoch sind es die noch formlosen Anfänge aller dieser höhern Künste. Innig gehen ursprünglich Kunst und Religion in dieser Weise noch Hand in Hand, und schwierig wird es, sie in ihren Anfängen zu trennen. Das Element, das in der Religion zur begeisterten Erhebung und endlich zum Erhabenen treibt, reißt die ursprünglich angeborene Geschicklichkeit und die äußern Kunsttriebe mit sich fort, durchgeistigt sie und theilt ihnen mit von dem Feuer der edeln Begeisterung, welche das Streben zum Erhabenen charakterisirt. So verschmiltert sich die bildende Technik, die anfänglich nur den gewöhnlichsten äußern Interessen gedient, sehr früh mit der Religion, und wird, von ihrem Lichte angehaucht, zur Kunst verklärt. Die begeisterte Redegabe läutert sich zur Dichtkunst, und die erhobene Stimme als Ausfluß hoher Befeligung wird allmählich zum Gesange, der sich zu verstärken und zu begleiten sucht durch das Anschlagen klangvoller Gegenstände (wie gegerbte Thierhaut, Stein, Metall, Holz, Stierhörner u. s. w.), und die von der hohen Freude getragene Bewegung gestaltet sich zur graziösten Tanzkunst. So stehen alle Künste durch das Moment des Erhabenen und Erhebenden, das sie in sich bewegen, in innigster Verwandtschaft mit der Religion. Und bei dieser natürlichen Verwandtschaft von Kunst und Religion kann es nicht wundernehmen, daß die alten Völker die Kunst überhaupt von den Göttern ableiteten und namentlich die von den Zauberern und Priestern vorzugsweise geübte Tonkunst als ein ganz besonderes Geschenk der Götter ansahen. Gewiß, der so innig zum Gefühl sprechende Gesang und Klang war ganz besonders dazu geeignet,

den Geist zu erheben und zu begeistern, und merkwürdig früh hat sich das Zauber- und Priesterthum dieser Kunsttriebe bemächtigt, um sie zu bilden und im Dienste der Religion zu verwerthen. Aber nicht nur der Tonkunst, sondern fast aller Kunsttriebe haben sich ursprünglich, wie uns die Geschichte lehrt, die Zauberer und Priester (die ja selbst aus dem bildenden arbeitenden Urkünstlerthum hervorgegangen waren) bemächtigt, um sie zu entwickeln und zu üben und ihnen so einen heiligen und geweihten Charakter zu verleihen, und hiervon macht nicht einmal die triviale Tanzkunst eine Ausnahme. Keinem Stande hat daher die erste vorgeschichtliche Ausbildung der Künste so viel zu danken wie dem Priesterthum. Im Schoße des Priesterthums ging, so dürfen wir mit Recht behaupten, der erste umfangreiche Bildungsproceß der Künste vor sich, und einige derselben haben sich nur erst sehr spät vom Priesterthume selbständiger emancipirt. Während Baukunst und Plastik sich freilich schon früher verselbständigten und später nur ihre edelsten Formen wieder im Dienste der Religion verwerthet wurden, standen indessen Dichtkunst und Tonkunst verhältnißmäßig noch sehr lange unter dem bildenden Einflusse der Priesterwelt.

Wie sich die Religion in den verschiedenen Phasen, die sie äußerlich durchlaufen hat, verhältnißmäßig nur sehr langsam entwickelte, so anfänglich auch die von ihr abhängige Kunst. Formlos und ungezügelt blieben noch lange Zeit hindurch die ersten bedeutenden Kunstschöpfungen. Wie aber die niedrigsten Völker aus dem Stadium dieser widerspruchsvollen, häßlichen Formenschöpfung sich überhaupt gar nicht herausarbeiteten, so erreichten doch auch die begabtern Culturvölker, die mit ihren Kunstproductionen sich bedeutend höher erhoben, keineswegs alle dasjenige höchste Stadium der Kunst, in welchem der Geist durch seine Schöpfungen zeigt, daß er das Räthsel gelöst und in das eigentliche Geheimniß der Aesthetik eingedrungen ist. Es war daher im Alterthum genau genommen nur einem höher begabten Culturvolke beschieden, ein tieferes Verständniß

für die Kunstwahrheit zu entwickeln, und dieser Volksstamm waren die Griechen.

Wenn es wahr ist, daß der Erkenntnistrieb in der Art seines innern Verhaltens Verwandtes zeigt mit dem äußern Kunsttriebe, und daß er wie dieser, nur auf einem andern Wege und mit andern Mitteln, doch dasselbe Ziel der höchsten ewig schön erscheinenden Wahrheit anstrebt, um in ihr den wahren Ausdruck für das Unendliche und Unvergängliche festzustellen, so kann es psychologisch nicht wundernehmen, daß es die mit dem tiefsten innern Erkenntnistriebe ausgestatteten Griechen zugleich waren, die auch in der Kunst sehr früh den höchsten Triumph feiern sollten. Als die Schöpfer und Begründer der eigentlichen Philosophie wurden die Griechen daher auch zugleich die Schöpfer der wahren und eigentlichen Kunst.

Allein haben auch die Griechen in fast allen Künsten sich in hohem Maße dem Kunstideale genähert, und schien ihnen vor allen übrigen Völkern die große Aufgabe zuzufallen, den Schleier der Isis in dieser Beziehung zu zerreißen und das Geheimniß der Kunst allgemeiner zu enthüllen, so war die Annäherung und der Uebergang zu dieser höchsten Stufe doch auch bei ihnen nur ein langsamer Proceß, von dem nicht in gleichem Maße und zu gleicher Zeit alle Künste und Kunsttriebe zugleich ergriffen wurden. In diesem Sinne, und zwar nur in diesem, kann man behaupten, daß die Künste als solche nicht alle gleichalterig sind, obwol der Anlage und Aeußerung nach alle Kunsttriebe im Menschen ursprünglich nebeneinander gleichzeitig ausgesprochen erscheinen.

Nicht mit Unrecht hat man die Dichtkunst in diesem Sinne als die erste und älteste wahrhafte Kunst bezeichnet; denn in ihr war bereits deutlich eine hohe Annäherung an das eigentliche Kunstideal zur Entwicklung gediehen, als die übrigen Künste alle noch im Formlosen und Maßlosen umherschwanften. Früher wie in allen übrigen Kunstthätigkeiten bildete sich in der erhabenen und erheben den Redeweise der religiösen Sänger und Psalmdichter jene er-

greifende, gebundene, maßvollere und schöne Form, in der ein angewandter Accent sowie Rhythmus und Gleichmaß deutlich erkennen lassen, daß im Gefühle ahnungsvoll neben dem Erhabenen auch die wahre und richtige Idee des Unendlichen als des ewig Schönen und des dauernd Vollkommenen emporzusteigen begann. Maßvolle durchsichtige und übersichtliche Eintheilung, Gleichmaß der Verhältnisse und Rhythmus der Bewegungen erscheinen ja ohne Zweifel als die Grundformen jener ewig schönen und damit allein erhabenen Unendlichkeit, die sich im Weltall ausgesprochen findet. Nicht im Chaotischen, Maßlosen und völlig Willkürlichen kann sich das Weltall dauernd erhalten, nicht in die Extreme dieser unerträglichen Verhältnisse läßt sich sein Aufbau stürzen, sondern die sich im Weltganzen bewegenden Theile suchen die gesetzliche Ordnung und fühlen sich zur Aufgabe getrieben, diese ewig schöne, allein wahrheitbringende, sich harmonisch und rhythmisch gestaltende Weltordnung zu erhalten. Wie weit sich daher auch unter den auf die verträgliche Ordnung gesetzlich hingewiesenen kleinsten Theilchen des Weltalls durch allmähliche Hingabe an kleinste unnormale Bewegungsdifferenzen (Dissonanzen) mit der Zeit durch das Anwachsen derselben Einseitigkeiten, und vom Gesichtspunkte der Ordnung betrachtet, Aberrationen ergeben, wie weit sich thatsächlich in der Welt durch Ansammlung störender Elemente eine Anarchie unter Umständen bis zum gewissen Grade verwirklichen mag, und so sehr ein Chaos demgemäß geschichtlich wachsen und sich ausbreiten kann — der Makrokosmos wird nicht müde werden, Widerstände hiergegen zu organisiren, um diese Dissonanzen zu bekämpfen. Mit andern Worten, die Majorität der Wesen und Atome im Weltall wird die Ordnung bewahren und die Minorität der störenden Elemente stets einschränken und zurückdrängen. Aber dennoch ist die Möglichkeit des Wachsthums auch der Dissonanz und Störung gegeben, und um denselben vorzubeugen, müssen dieselben schon im Reime bekämpft werden. Zu allen Zeiten freilich hat es Geister gegeben, welche die um sie

her vorgehenden geschichtlichen Thatsachen der Aberration, d. h. die Erscheinungen des Elends, der Krankheit, der Misgestaltung, der Disharmonie sowie der Anarchie und des Chaos als Formen vertheidigen, die im Weltall (Makrokosmos) sein sollen, weil auch sie, wie man annimmt, zur Harmonie des Weltganzen stimmen und der unästhetische Eindruck, den diese Erscheinungen hervorrufen, nur subjectiver Natur sei. Aber man frage diese mit der Aesthetik so wenig vertrauten Geister, ob sie ihren gesunden Körper mit dem eines Ausfägigen vertauschen möchten, man frage die Mehrheit derer, die unter der Sonne athmen, und diese Mehrheit wird diese Frage auf der Erde entscheiden, ohne daß wir nöthig hätten, den einsichtigen Staatslenker zu fragen, der seine ganze Verantwortlichkeit fühlt, sobald er hinsichtlich des Fortschritts, der sich in einem Staate Bahn brechen will, dieser Bewegung den reformatorischen gesunden Entwicklungsgang zu ertheilen im Stande ist, während er von Ordnungstörern gedrängt wird, der Revolte diese Bewegungen zu überlassen. Mit den Bewegungen des Weltalls ist es nicht anders, und eine Anarchie des Makrokosmos ist dem Philosophen kein zugänglicher Gedanke. Aber die Weltgeschichte lehrt uns, daß sich das Uebel der Anarchie und des Chaos bis zum gewissen Grade thatsächlich zu vollziehen im Stande sind, und die vorgefundenen Verhältnisse der organischen Welt unsers Planeten beweisen historisch, daß sich Aberrationen oft sogar in verhältnißmäßig sehr hohem Maßstabe verwirklichen können, sodaß wir selbst im Cultur- und Staatsleben fortbauend die Mächte fürchten, welche sich jederzeit von neuem zur Anarchie und zu socialen Aberrationen gezogen fühlen, um die Errungenschaften des ganzen gesitteten Culturlebens in Frage zu stellen. Im Weltall herrschen überall die nämlichen Geseze, dennoch sind drei Grundbewegungen und Richtungen möglich für die Summe der Einzeltheilchen, welche dasselbe umschließt. Die eine dieser Richtungen ist die normale und die gesetzlich vorgeschriebene, neben und in ihr dagegen treten die Bewegungen von Fortschritt und Rückschritt

auf; denn die Bewegung ist geschichtlich betrachtet keine absolute Größe. In der Natur gibt es überhaupt nichts Absolutes, und wie wir uns vergeblich bemühen, eine Species in der organischen Formenwelt ihrer Erscheinung nach als absolut aufzuweisen, so streben wir ebenso vergeblich nach einem absoluten Maße jener Grundbewegung, welche das Weltall geschichtlich beherrscht. Nicht als wenn wir eben diese das Weltall durchzitternde Bewegung in ihrer Gesetzmäßigkeit leugnen könnten, das wäre unmöglich; denn dem Naturhistoriker macht sie sich bemerkbar in den Kräften, welche den Krystall zur Bildung treiben, in den Bahnen, in welchen die Weltkörper das Himmelsgewölbe durchheilen und in den organischen Gestaltungen; aber wir begingen einen Irrthum, wenn wir für den Ausdruck aller dieser Bewegungen nach einem allgemeinen Maße suchten, dessen Größe so absolut wäre, daß in ihr auf dem Wege unendlich kleiner Differenzen keine Abweichungen innerhalb gewisser Grenzen stattfinden könnten. Gäbe es diese Aberrationsmöglichkeit innerhalb des gesetzlichen Causalnexes nicht, so wäre vom Gesichtspunkte der gesetzlich normalen Durchschnittsbewegung aus gesehen, in der Weltgeschichte kein Fortschritt und kein Rückschritt, d. h. die Geschichte selbst nicht möglich, denn die geschichtliche Bewegung wäre in sich selbst alsdann unbestimmbar, weil der Fortschritt in der Geschichte nur seine erkennbare Bestimmung gegenüber dem möglichen Rückschritt erhält. Die Bewegung des Unendlichen kann aber nicht geschichtslos sein; denn geschichtlich unbestimmt und zugleich ziel- und zwecklos erscheint das Unendliche in seinen Bewegungen nur unter den Formen des ordnungslosen und leeren Chaos. Das Abfallen der geschichtlichen Bewegungen nach seiten dieser negativen Grenzen hin kennzeichnet eben den Rückschritt gegenüber der geschichtlichen Bewegung, die sich innerhalb der normalen ästhetischen und harmonischen Weltordnung abspielt. Aber die gesetzliche Grundbewegung, welche die geschichtliche Weltordnung repräsentirt, sagten wir, ist ihrer Richtung nach keine absolute Größe, welche innerhalb gewisser

Grenzen die Aberration ausschöpfe, und fürwahr, wie wäre ohne Hinblick auf diese Grundwahrheit die bewegende Kraft in der geschichtlich organischen Welt, deren Transmutations- und Aberrationsfähigkeit nach seiten der verschiedensten Differenzen der größte unserer heutigen Naturforscher thatsächlich nachzuweisen im Stande war, zu verstehen? Mit Rücksicht auf die Thatfachen, welche uns in so reichlichem Maße die geschichtlichen Bewegungen des organischen Lebens bieten, die continuirlich zusammenhängen mit den geschichtlichen Grundbewegungen, welche den Makrokosmos durchbeben, läßt sich allein das Problem lösen, das uns die geschichtliche Forschung hinsichtlich der Begriffe von Freiheit und Nothwendigkeit stellt. — Wir müssen zuerst in Bezug hierauf unterscheiden zwischen dem gesetzlichen Causalnexus (unter dessen Bewegungen sich ausnahmslos alle Erscheinungen im geschichtlichen Weltall vollziehen) und der Richtung, welche geschichtlich der Verlauf des Causalnexus einhält. Vollzieht sich geschichtlich alles natürlich und gesetzlich, d. h. alles durch den Zusammenhang von Ursache und Wirkung, so vollzieht sich der geschichtliche Verlauf des Causalnexus dennoch nicht ausnahmslos nach einer einzigen gegebenen Richtung hin. Denn gäbe es nur eine absolute, d. h. eine einzige Richtung für die Bewegung aller Theile und Theilchen im Weltall, so ließe alles parallel und die physikalische thatsächliche Wechselwirkung der Dinge wäre hiermit ebenso wie alle Gesichte aufgehoben. Andererseits, gäbe es gar keine vorgeschriebene Richtung für die Summe der Theilchen im Weltall, so flöße alles durcheinander wie im tiefsten Chaos, und auch hier wäre, wie schon erwähnt, die natürliche physikalische Wechselwirkung ebenso wie die Gesichte wiederum aufgehoben. Daraus folgt, daß es im geschichtlichen Causalnexus keine völlig absolute und keine völlig dissolute Bewegung und Richtung der Theilchen geben kann. Anders ausgedrückt, im gesetzlichen Verlaufe der Dinge kann es keine so starre Nothwendigkeit geben, daß wahrscheinliche Differenzen der Aberrationen der Richtung unter den Bewegungen völlig ausgeschlossen

seien, während andererseits keine solche Richtungs- und Bewegungsfreiheit hierin möglich ist, daß unwahrscheinliche Abweichungen oder Sprünge sich verwirklichten. Somit ist das, was wir Gewißheit im geschichtlichen Weltall nennen, mit Hinblick auf die Richtung des gesetzlichen Verlaufs nur der empirische Gesamthinblick auf alle unwahrscheinlichen Abweichungen der Bewegungen, die im Augenblicke denkbar sind. In der Geschichte, welche es vorzugsweise mit der Beobachtung der Richtung der Bewegungen und Dinge auf dem Grunde des gesetzlichen Causalnexes zu thun hat, läßt sich daher nichts absolut vorausberechnen, sondern nur mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung ein annähernd richtiger Schluß gewinnen. Denn Rückschritt und Fortschritt, Vorwärtsbewegungen und Umwege sehen wir häufig die geschichtliche Richtung thatsächlich einschlagen, und so unwahrscheinlich es in Bezug auf die Geschichte des Makrokosmos ist, daß binnen kurzer Zeit das Weltall sich in ein Chaos stürzt, weil uns empirisch die Anordnung und Bewegung der Gestirne eine tiefe, dauernde und unbezwingliche Ordnung erkennen läßt, so wenig hindert dieser empirische Einblick in die unbezwingliche Ordnung des Makrokosmos, daß wir leider andererseits, sobald wir unsere Blicke den Gebieten des Mikrokosmos, d. h. unserer nächsten Umgebung, zuwenden, die empirische Thatsache wahrnehmen, daß die Ordnung hier geschichtlich nicht überall so gefestigt ist, daß die Anarchie und die Verwirrung der socialen Verhältnisse ebenso unwahrscheinlich sind wie in der Geschichte des Makrokosmos. Im Gegentheil, die Ereignisse unsers geselligen Lebens, ebenso wie die Ereignisse auf dem Gebiete der organischen Schöpfung unsers Planeten beweisen es nur zu deutlich, wie leicht und wie rasch sich ein Umschlag der Richtung hinsichtlich edler Bestrebungen zu vollziehen im Stande ist. Erklärlich ist es daher, daß wir im Gemüth so tief den Abstand in der Geschichte des Makrokosmos und unserer engern planetarischen Entwicklungsgeschichte fühlen, sodaß wir unsere innern sittlich-ästhetischen Grundanschauungen nur so schwierig mit den Er-

eignissen unserer äußern nächsten Umgebung in Harmonie zu setzen wissen. Versetzen wir uns nun in die Geschichte der Urzeit zurück, so lehrt sie uns, daß es damals auf Erden für die Geschöpfe des Schönen und Gefälligen noch wenig gab. Im Gegentheil, Jammer, Elend, bössartige Krankheiten, häufig ausbrechende Hungersnoth traten mit ihren Erscheinungen zunächst in den Vordergrund. Kein Wunder daher, daß die Lieder der Alten voll sind von Anrufungen und Gebeten, daß die Götter dieses Elend von ihnen abwehren möchten. — Aber die Grundanschauung der harmonischen Ordnung, der Regelmäßigkeit und des proportionirt gebauten Ganzen, die auf eine schöne und wohlberechnete Eintheilung und auf einen dauernden Frieden hinweist, fand sie nicht jetzt der zum Erhabenen gestimmte und sehnsuchtsvoll emporblickende Menscheng Geist, trotzdem er um sich her in seiner Nähe noch so viel des Zügellosen und Wilden sah, thatsächlich ausgesprochen in den Erscheinungen am Makrokosmos und in der Harmonie der Sphären, auf welche der regelmäßige Verlauf der Gestirne so deutlich hinwies? Und fürwahr, wie konnte der von der Religion zum Erhabenen gezogene Menscheng Geist die Erscheinungen des Makrokosmos mit ihrem rhythmischen friedlichen Wandel und ihrer beglückenden Eintracht, die sie in so ergreifender Weise spiegeln, vom irdischen Jammerthale aus betrachten, ohne erfaßt zu werden von jenem beseligenden Gefühle, das den Sinn nicht nur zum sittlichen Frieden führt und zur Gerechtigkeit stimmt, sondern auch ebenso den Geist zur schönen maßvollen Form hinleitet, an der allein eben dieses Gefühl ein dauerndes Wohlgefallen findet. Wie erklärlich daher, daß die so vielfach zum Himmel blickenden Magier und priesterlichen Sterndeuter der Urzeit auch unwillkürlich zum regelmäßigen Bau der Worte in ihren von Begeisterung getragenen Reden und Gesängen gezogen wurden, um damit allmählich die Pforten des Kunsttempels zu öffnen und dem Kunstideale der schönen, maßvollen und durchsichtigen Ordnung einen ersten hervorragenden Ausdruck zu verschaffen.

Es wird sich nicht behaupten lassen, daß es nur erst die Griechen waren, welche die erhebende Redeweise und die von begeisternden Gedanken getragene Sprache zur eigentlichen kunstfertigen Dichtung gestalteten; denn immerhin müssen wir zugeben, daß andere Völkstämme, wie beispielsweise Indier und Hebräer (wir erinnern an die Psalmen), gleichfalls schon sehr früh in Hinsicht auf die Ausbildung dieses Kunsttriebes hervorragende Talente verriethen. Aber es ist sonderbar, daß die genannten Völker in Bezug auf die Ausbildung der in ihnen angelegten und vielleicht bei ihnen sogar früher zur Entwicklung gekommenen Kunsttriebe dennoch nicht jene Stufe erreichten, auf welcher wir mit Recht die Griechen später bewundern. — Nachdem sich ursprünglich das Wesen von Gleichmaß, Regelmäßigkeit und schöner harmonischer Ordnung innerhalb eines Kunsttriebes unter einzelnen hervorragenden Völkern eine durchschlagende Geltung verschafft hatte, da verbreitete sich allmählich nunmehr der Sinn dieser Ideen und Formen auch auf die Reihe der übrigen Künste. Der Gesang wurde gemessener und der Klang in seiner Anwendung rhythmischer, ebenso der Tanz. Die bildenden Künste hingegen arbeiteten sich nur mit Mühe und ganz allmählich aus der Tiefe der Unförmlichkeit hervor, um sich dem wahren Wesen der Kunst anzuschließen. Aber gerade diese Künste, nicht minder wie die andern, haben sich bei keinem Volke in so reiner Weise in dem neuen Lichte der echten Kunstidee verklärt, wie bei den Griechen. Mit den Griechen beginnt daher eine neue Epoche der Kunstgeschichte; denn erst hier gewannen die Künste insgesammt jene hohe und eigene Selbständigkeit, durch welche sie sich später neben Religion und Wissenschaft eigenthümlich fortzubilden im Stande waren, erst hier erreichten sie insoweit die Höhe des Ideals, als die ausgebildeten Formen dasselbe durchsichtig machten und klar erkennen ließen.

Doch mit dieser großen Kunstepoche begann auch für den wachsenden Menscheng Geist, und insbesondere für

das sich ausbildende Gefühl ein neuer ungeahnter Aufschwung. Der neu gebildete Sinn für Regelmäßigkeit, Rhythmus und harmonische Verhältnisse führte den Geist in ein neues Reich wunderbar tiefer Offenbarung. Schienen doch Gefühl und Empfindung jetzt gefunden zu haben, wonach sie unbewußt sich gesehnt hatten, begannen sie doch jetzt deutlicher den hehren Zweck des Weltalls, den wahren Inhalt des Unendlichen und Unvergänglichen und den Werth des lebendigen Daseins zu ahnen. Fühlte der Geist doch nun unmittelbar, daß im Gleichmaße, in der edeln Proportion, im Rhythmus und in der Harmonie sich eine unumstößliche Form der unendlichen Wahrheit ausgesprochen findet, die ihn bei ihrer Betrachtung und Hingabe begeistert und sittlich veredelt.

Freilich war es nur eine innere unmittelbar sprechende Stimme, welche diese Offenbarung dem Geiste verkündete, doch diese Stimme genügte, um die Kunst zu fördern und das Gefühl sittlich und erhaben zu durchgeistigen. Aber der volle umfassende Menscheng Geist wurde hiermit noch nicht völlig geläutert, und in Zweifel versunken, schenkte er nicht immer dieser unmittelbaren Stimme der Kunst Gehör; denn förderte er auch die Künste und verwirklichte er in Werken mehr und mehr ihre unendliche Idee, so schwankte er doch nur zu oft mit seinen sittlichen Thaten, um der ästhetisch ansprechenden Gerechtigkeit auch im Gebiete des Handelns zu gehorchen. Der Geist des Handelns erwies sich indessen noch widerspenstig, er war noch nicht ergriffen und gebildet genug, um sich von der tiefem Offenbarung des veredelten Gefühls, das zur Schönheit sich gezogen fühlte und das der sittlichen Gerechtigkeit das Wort redete, leiten und erziehen zu lassen. Und nicht minder zügellos und widerstrebend erwies sich gleichfalls noch der zweifelnde Erkenntnistrieb, der, sich mit der Kunst verwandt fühlend, ahnte, daß er einem gleichen Ideale zur Feststellung der unendlichen unumstößlichen Wahrheit nachzustreben habe.

Aber so verwandt das Streben und die Thätigkeit der Erkenntniß

mit der Kunstthätigkeit war, so sehr waren dieselben in ihren Bewegungen noch unwillkürlich beeinflusst durch die schwankende Bildung des unlaunern und widerspruchsvollen Geistes des Handelns. Was das Gefühl ahnte und unmittelbar und gleichsam unbewußt in den Kunstschöpfungen festhielt, das konnte sich noch nicht im Gebiete der nach außen strebenden Handlungen und ebenso wenig im Gebiete der innern Erkenntniß eine volle Geltung verschaffen; denn in der That fühlte sich die Handlungsweise und die Erkenntniß nach außen hin noch beengt, und durch unlaunere Widerstände und wahrgenommene Widersprüche in der Umgebung gedrückt. Die Harmonie, die das Gefühl bereits kannte und in Bezug auf den Makrokosmos ahnte und erblickte, stand noch im Widerspruch zu den unsittlichen Vorgängen der engeren alltäglichen irdischen Umgebung und den engeren sinnlichen Erfahrungen des Lebens. So fand sich die nach außen hin strebende Handlungsweise ebensowol wie die Erkenntniß des Geistes mitten in einem wilden äußern Kampfe, der nur erst nach und nach durch die edle Herrschaft der innern Gefühle und deren Aufklärung bezwungen werden konnte.

Das der Kunst verwandte Erkenntnißvermögen, das beeinflusst ist von den Widersprüchen des handelnden Geistes und denen der nächsten sinnlichen Umgebung, steht psychologisch gleichsam mitten inne zwischen Gefühl und Handlung, es erblickt hier den widerspruchsvollen Kampf der von außen gedrückten Handlungen, und sieht dort die innern Mächte des begeisterten und geläuterten Gefühls; so hat es eine Rolle der Vermittelung zu spielen, die im wahren Sinne des Wortes erziehend wirkt.

Eilte in dem sich entwickelnden Menschengenisse das Gefühl in der Bildung geschichtlich allen übrigen Trieben und Kräften des Geistes voraus, so sucht ihm geschichtlich zunächst die Erkenntniß zu folgen, um endlich durch die Macht der Bildung auch den Geist des Handelns im Sinne der Aesthetik, der Wahrheit und Gerechtigkeit zu veredeln und sittlich umzuformen. So wirkt die Offenbarung,

die dem Gefühle im Laufe der geistigen Entwicklung, insbesondere durch den Verlauf der religiösen Entwicklungsgeschichte (die auf wunderbaren Wegen, wie wir sahen, den Geist angeleitet hatte, den Blick auf das Erhabene und auf die Wunder des Makrokosmos zu lenken, um ihm hier die ästhetische Harmonie und den sittlichen Frieden, der aus ihnen spricht, zum Verständniß zu führen) zutheil geworden war, unmittelbar aufklärend und beseligend. Diese tiefere Aufklärung bereitete, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, zugleich geschichtlich im Geiste den Boden des Verständnisses vor für die belehrenden und ermahnenden Worte und Thaten der großen Religionsstifter, welche mit der Kraft ihrer Bildung und ihrem Beispiel sich an die Zügellosigkeit des Willens und der damit verbundenen unfittlichen Handlungsweise wenden, um dieselbe von ihrer Unvollkommenheit zu erlösen und ihr den Weg der Regeneration zum Ziele des sittlichen Ideals gleichfalls vorzuschreiben.

Betrachten wir nun im Sinne der Kunstphilosophie alle einzelnen Künste und Kunstformen, sehen wir zu, wie jeder Kunsttrieb mit Bezug auf das Material, durch welches er dem Ideale Ausdruck zu verschaffen bestrebt ist, nach dem gleichen Ziele ringt, so werden wir alle verschiedenen Künste gleichmäßig schätzen lernen. Strebt jede Kunstform auch auf ihrem eigenen Wege, so führen alle Wege doch zum gleichen Ziele. War einmal das Kunstideal im Gefühle lebendig geworden, hatte der Geist Verständniß gewonnen für die ansprechenden Formen von „golden geschnittenen“, d. h. kunstförmigen Proportionen, rhythmischen Bewegungen und harmonischen Klängen, so war den Meistern der Kunst der Weg zum idealen Ziele deutlich vorgezeichnet. Dieser Weg lag vor ihnen in einer maßvollen „Breite des Schönen“; innerhalb dieser Breite lagen unzählige von wahr-scheinlichen, schönen und ansprechenden Formen, welche den künstlerischen Bildungsgeist zur Erfindung herausforderten, ihm aber auch zur Aufgabe machten, sich nicht einseitig den Grenzen zu nähern, die von der mittlern Schönheitsbreite fortführten nach seiten des

Unschönen und Häßlichen. Wohl konnte es innerhalb der „Breite des Schönen“ noch feinere Züge von Schatten und Dissonanzen geben, diese mußten sogar bis zum gewissen Grade aufgenommen werden, um durch den zart angedeuteten Gegensatz den Reiz und den unendlichen Werth des Schönen zu erhöhen. Aber mit der feinfühligsten Aufnahme dieses nur unendlich zart angedeuteten Gegensatzes war die Möglichkeit eines einseitigen Wachsthumes desselben gegeben, das bekämpft werden mußte. Diese fein hineinspielenden Schatten und Dissonanzen waren in ihrer unendlich zarten Andeutung noch positiv störungslos und praktisch daher für die Vollendung des Ganzen von verwerthbarem Charakter, aber sie konnten sich einseitig summiren, verdichten und so einen negativ praktischen Störungswerth annehmen, der das Kunstwerk in seiner Vollkommenheit und Schönheit entstellte. Dieser negative Störungswerth mußte daher bekämpft und überwunden werden, und fürwahr, je mehr die Anlage eines Kunstwerkes in ihrer Großartigkeit beweist, daß dem schöpfenden Künstler die Conflictte mit den sich verdichtenden Dissonanzen und Störungen nicht ganz erspart werden, obwol der Beurtheiler sieht, daß er diese Conflictte trotzdem besiegt und beherrscht im Hinblick auf die Harmonie, welche durchsichtig das Ganze zur Schau trägt, um so erhabener und werthvoller erscheint uns die Kunstschöpfung. So spiegelt uns das echte Kunstwerk den wahren Werth derjenigen Form, in welcher sich das Unendliche als Unvergängliches darstellt. Ahnungsvoll bemerkt in ihm die Erkenntniß, daß die störenden unvollkommenen Dissonanzen (die hervorgehen aus unlautern Conflictten der Bewegungen der Theilchen), sobald sie auftreten, nur von accidentellem Werthe sein können, so sehr sie auch im einzelnen anschwellen und zeitweise den Ueberblick umdunkeln mögen, und nicht minder ahnungsvoll erkennt in ihm der Philosoph, daß es für alle Atome und Individuen eine innere, tiefe, sittliche Aufgabe gibt, durch welche allen ordnungsliebenden Wesen des Weltalls, ähnlich wie dem Künstler, zur Pflicht gemacht wird, die unendlich

arten und in dieser Form noch praktisch störungslosen „Dissonanzen“ nicht zu einer extremen, thatsächlich störenden Größe heranzuziehen und anwachsen zu lassen, in welcher Größe und Summe sie allein erst als Formen des Uebels auftreten, die nach physischer und moralischer Seite drückend empfunden, nur zu oft zu unlauteren Thaten Veranlassung geben, welche die Wesen untereinander zu immer weitern unerträglichen Conflicten führen. So ergibt sich uns hier, wo wir den sich entwickelnden Menscheng Geist begleitet haben, bis zu der Stufe, da er das Auge auf den Makrokosmos richten lernte, um in seiner Erscheinung die Gewißheit der ewig schönen und erhabenen Weltordnung zu ahnen und die Höhe der Unwahrscheinlichkeit zu ermessen, welche die Totalität dieser Ordnung zu stürzen im Stande ist (um freilich ebenso im Hinblick auf das Jammerthal der Erde nur zu tief den Contrast zu empfinden, der die Erscheinungen des Mikrokosmos auf unserm Planeten von dieser Ordnung trennt), ein Fingerzeig, von dem aus sich auch das geschichtliche Problem über das Uebel mit Hinblick auf die Thatfachen lösen läßt. Wer sich den Ueberblick über die Geschichte bewahrt, der wird angefißt der Thatfachen nicht davon zu reden wagen, daß die Erscheinung des Uebels und des Elends, sei es moralisches und sociales oder physisches Elend, vom tiefern Gesichtspunkte gesehen, nur von relativer und subjectiver Bedeutung sei. Es ist sonderbar genug, daß es Philosophen gegeben hat, welche derartige Ansichten, die sich historisch so wenig beglaubigen, zu vertheidigen wagten. Was wäre denn im Hinblick auf die Zustände des Elends, welche die Wildheit und Roheit mit sich führen, das gemeinsame objective Streben nach Cultur in der Geschichte, wenn ein solches Bestreben sich nicht geschichtlich aus der ganz allgemein getheilten Auffassung aller herleitete, daß wir mit einer höhern Gesittung unerträglichen Verhältnissen und Drangsalen entgegen, denen das uncultivirte gemeine Dasein fortdauernd ausgesetzt bleibt. Hungersnoth und Pestilenz, Erscheinungen, welche in so

hohem Maße das noch uncultivirtere Leben der Urvölker heimsuchten und bedängtigten, wurden zu allen Zeiten, und selbst von den niedrigsten Völkerstämmen, als furchtbare Drangsale angesehen, denen man durch gemeinsame Maßregeln, wo es sich thun ließ, zu entgehen suchte. Soweit das Leben auf unserm Planeten athmet, mußten ihm diese Grundstörungen und Hemmungen seines Daseins thatsächlich als Uebel erscheinen. Aber wie diejenigen Weltweisen, welche im Hinblick auf die Geschichte das Uebel völlig leugneten und seine Subjectivität behaupteten, ihre Augen den Thatsachen verschlossen, so übersehen andere, denen die Blicke in die Geheimnisse des psychologischen Lebens verschlossen sind, daß nicht alle Formen der Unlust und Hemmung des Lebens schon ein Uebel sind. Denn wie wäre eine Lust nur denkbar, wenn sie nicht durch die sanften Wellen des Schmerzes in ein bestimmtes Licht gestellt würde. Wie das helle Licht nicht ohne die zarten Züge des Schattens, so ist auch die Lust nicht ohne den Schattenflor von sanftern Unlustwellen denkbar. Nicht Unlust und Schmerz in ihren sanften Erscheinungen an sich sind bereits ein Uebel, sondern nur der Sturm, der diese sanften Wellen, in denen sich unser Leben schaukelt, zu schäumenden wilden Wogen zusammentreibt, um die Gefühle aller gleichmäßig hiermit in ein Chaos zu stürzen, erst dieser Sturm bringt das Uebel zur furchtbaren Erscheinung. So wie der Orkan entsteht, so entsteht das Uebel. Anfänglich sind es nur sanfte abwechselnde Wellen von Lust und Schmerz, in denen sich die Wesen wie Lufttheilchen im sanften Winde normalmäßig schwingen, aber als wenn sich diese Theilchen darin gefielen, böswillig einem einseitigen Zuge zu gehorchen, thun sie sich aberrativ zusammen zu einer gleichgewichtslosen einseitigen, furchtbaren Strömung, und je einseitiger diese Strömung wächst, um so mehr reißt sie andere Theilchen in diese für alle furchtbar werdende Bewegung hinein, und die gewachsene Masse schwillt an zum Sturme, und der tobende Sturm, der die Bäume zu entwurzeln beginnt, gestaltet sich zum alles verheerenden Orkan, dessen unaufhaltsame Kraft

das Weltall zum Chaos mit sich fortreißen könnte, hätten sich nicht inzwischens von innen und außen Widerstände organisiert, welche den furchtbaren dämonischen Fluß der entfesselten Masse hemmen und zum Austoben bringen. Wie den Theilchen des sanft und harmonisch vom Lichte bewegten Luftmeeres, so ergeht es den lebendigen Atomen und Wesen des Weltalls, sie schaukeln und sonnen sich ästhetisch in den abwechslungsvollen sanften Kräuselungen von Licht und Schatten, von Lust und Unlust, aber wehe, wenn sie sich aberrirend einseitig aus dem normalen Spielraum ihrer Schwingungsweite begeben und mit wachsender Größe zu einer störenden Bewegung sich zusammenrotten, um die Ordnung zu entfesseln; erst dann, ungehemmt fortschreitend in dieser schiefen Richtung, verwirklichen sie für alle die Erscheinung des Uebels mit seinen Schrecken. In der ästhetischen Weltordnung herrscht somit trotz der Wellen von Lust und Wehmuth das Uebel nicht, es muß und soll daher nicht erscheinen; aber mit der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit seines partialen Auftretens in derselben erwächst zugleich allen Theilchen die sittliche Aufgabe, sich einer ästhetischen normalen Bewegungsrichtung zu bestreben, um die Harmonie des Ganzen zu erhalten. Und was wäre im ästhetisch geordneten geschichtlichen All das Leben aller zur Ordnung gezogenen Atome und Theilchen, wenn sie ganz ohne jegliche sittliche geschichtliche Aufgabe wären? Müßten sie in einer Welt ohne jede Aufgabe nicht durch Langeweile umkommen, um im dauernd gleichförmigen Genuße jedes edeln Strebens zu entbehren. Sonderbar, so lehrt uns die Kunst ebenso wie das sittliche Leben und die Geschichte die zarten Schatten und Dissonanzen gleichmäßig schätzen; denn dieselben bedingen nicht nur den sanften Wechsel des Daseins, sondern indem mit ihnen die Möglichkeit ihres Wachstums und ihrer unrechtmäßigen Ansammlung (Aberration) gegeben ist, rufen sie in allen Theilchen das Streben wach, durch ihr sittlich ästhetisches Verhalten die Unwahrscheinlichkeit einer Gesamststörung so hoch zu machen, daß die Erhaltung des Ganzen

als Harmonie zugleich geschichtliche Gewißheit bleibt. Ich unterlasse es, an diesem Orte die Philosophie hierüber fortzuspinnen, und weise nur darauf hin, wie mannichfaltig die Ergebnisse der Kunstphilosophie ebensowol für die Sittenlehre wie für die Erkenntnistheorie erscheinen, sobald wir uns bemühen, Gefühl, Erkenntniß und Willen im Zusammenhange ihrer geschichtlichen Entwicklung zu betrachten.

Der Sieg des Schönen und der Harmonie über die ihr aufgegebenen Conflict, die sich aus summirenden unendlich feinen Differenzen, Dissonanzen und Schattenelementen gestalten, der ist es, der uns in den hehren Kunstwerken daher so unendlich tief hinreißt und fesselt. Wie erhebend und herrlich muthen uns in dieser Beziehung die großartigen Bauwerke der griechischen Kunstpoche an! Wie geheimnißvoll und doch beredt spricht zu uns die hier ausgesprochene richtige Proportion der Verhältnisse in der Architektur der Bauwerke, wie „golden geschnitten“ erscheinen uns hier die Eindrücke des Aehnlichen und Unähnlichen, und wie sehr sich auch in zartester Weise die widerstrebenden Elemente als Misverhältnisse angedeutet finden, um eine individuelle Mannichfaltigkeit und Gemischtheit des Eindrucks im kleinen hervorzurufen, der Blick auf das Ganze verkündet uns in mächtiger und erhabener Weise dennoch den Sieg der Harmonie, und in ihr die Vermählung des Erhabenen mit dem wahrhaft Unendlichen. So tritt das Schöne im Bilde wohlwogener Ordnung als das Ewige, Lichtvolle und Vollendete mit einem mächtigen Uebergewicht in den Vordergrund, um die individuellen Schatten und in ihnen die störenden Elemente nur im Hintergrunde, und freilich auch hier nur bis zum gewissen Grade, ihr freieres unschädliches Spiel treiben zu lassen. Daher gefallen uns alle Formen, welche deutlich die richtige Proportion des Individuellen im allgemeinen lichtvollen Zusammenhange erkennen lassen, mit Einem Worte, wo Licht- und Schattenverhältnisse richtig gegeneinander vertheilt sind. Wie wunderbar findet sich im Aufbau alles Vollendeten das

Grundverhältniß der sich im Ganzen spiegelnden harmonischen Ordnung auch in den Verhältnissen der einzelnen individuellen Theile zu einander ausgesprochen. Wie sorgfältig meidet am vollendeten Organismus die Natur die Stellung des Zugroßen neben das ihm nahe tretende Zukleine. Wie sehr ist die organische Schöpfung in der Vervollkommnung bestrebt, in der Proportion der Verhältnisse dem Wesen jener Grundform zu folgen, die man in der Mathematik mit dem besondern Ausdruck des „goldenen Schnitts“ belegt hat.\* Nicht als wenn dieser Ausdruck überall mathematisch absolut getroffen werden könnte, aber die organische Vervollkommnung und das Bildungsgesetz suchen diesen Weg im allgemeinen einzuhalten, um den von diesem Grundverhältniß zu extrem abweichenden Formen zu entgehen, weil sich die einzelnen ordnungsliebenden Theile den Unvollkommenheitsverhältnissen der zu sehr voneinander abweichenden Größen in der Zusammensetzung nicht dauernd fügen können. Daher durchgängig in der Geschichte die Thatsache, daß das Zugroße neben dem Zukleinen zu allerlei krankhaften Ausartungen, unschönen häßlichen Reibereien und unerträglichen Erscheinungen führt, welche eben auf die Dauer unmöglich werden und sich einander aufheben. Doch wunderbar, je mehr wir in die Verhältnisse der Urwelt unsers Planeten geschichtlich zurückgehen, um so deutlicher noch finden sich die extremen und maßlosen Misverhältnisse an allen Bildungen ausgesprochen. Wie mis-

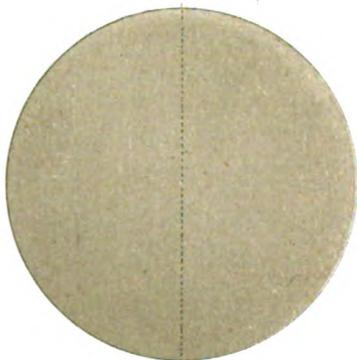
---

\* Daß mathematisch betrachtet der sogenannte goldene Schnitt das Wesen der ästhetischen Harmonie und die ästhetische Grundidee des Weltalls widerspiegelt, hat zuerst Adolf Zeising erkannt. Ihm folgten neuerdings Fiedner (vgl. dessen Schrift: „Zur experimentalen Aesthetik, Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften“, Bd. 9, Nr. 4) und Konrad Hermann („Das Gesetz der ästhetischen Harmonie und die Regel des goldenen Schnitts“ in den „Philosophischen Monatsheften“ von F. Bergmann, Jahrg. 1871, Heft 1). Daß auch für die philosophische Idee der Wahrheit dieses Gesetz die nämliche Gültigkeit besitzt, hoffe ich in einer ausführlichen Geschichte des Erkenntnislebens später genauer darlegen zu können. (Vgl. die beiliegende Karte.)

# Das Organisch-Aesthetische Grundgesetz des Weltalls und seine Aberrationen.



Die aufgehobene Individualität



Die unterschiedslose Leere. (Die krankhafte Monotonie)

Der goldene Schnitt

Die allgemeine Uebereinstimmung



Die normale Proportion der Unterschiede u. Theile im Weltall (Die Weltordnung)

Das Zu Grosse neben dem Zu Kleinen



Das unnormale Verhalten der Unterschiede zu einander (Die krankhafte Missbilligung, Das Chior)



gestalten und unvollkommen erscheinen uns die Riesen der urweltlichen Thiere neben den übrigen Zwergwesen, welche von jenen, aufgemuntert durch das zu große Uebergewicht ihrer Größe und Stärke, raubgierig vertilgt werden. Wie ungeflacht und misgestaltet erscheint der wilde zügellose Naturmensch gegenüber dem wohlgeformten ästhetisch gebildeten Griechen, wie vollkommen die Bauart des Menschen als des vollendetsten organischen Geschöpfes auf der Welt überhaupt gegenüber den im einzelnen viel unschönern Thierarten. Unumstößlich tritt uns bei der Betrachtung aller geschichtlichen Verhältnisse und Prozesse unsers Planeten die Wahrheit vom ästhetischen Gesichtspunkte entgegen, daß wir uns mit der uns umgebenden Natur in einem Proceß der Entwicklung bewegen, hiermit aber nur gleichsam eine solche oben angedeutete unvollkommene Zwischenphase durchlaufen, die zurückdeutet auf einen frühern Abfall\* vom Vollkommenen; denn das Vollkommene eben suchen die Verhältnisse wiederum zu erreichen, indem sie den Progreß anstreben. Erst die Kunst, welche das Vollkommene als das allein wahrhaft Ewige und Unvergängliche hinstellt, lehrt uns die Verhältnisse um uns her in diesem richtigen Lichte betrachten. Darum wendet sich die Kunst an die vollkommenen Formen. In der Baukunst sucht der Künstler selbständig diese Form zu verwirklichen, die Plastik aber sucht sich in der Natur in dem vollendeten Bau der Organismen diejenigen Formen auf, in denen die Schöpfung in ihrer Weise diesem Ideale bereits nachkam. So folgen alle Künste unwillkürlich dem Grundgesetze der Vollkommenheit, in dem allein nach ewigen Regeln sich das Einheitliche mit dem Mannichfaltigen richtig vermählt. Nicht das Uebergewicht des Zuungleichen, nicht das Uebergewicht des Ordnungslosen oder Monotonen, sondern die Herrschaft und den Sieg derjenigen schönen Proportionen und „goldenen“ Formen erstrebt der Künstler, in denen allein sich die Vollkommenheit und finn-

\* Ueber die Möglichkeit dieses Abfalls (Aberration) vgl. zugleich die Anmerkungen des Kapitels.

bildlich die schöne harmonische Ordnung verewigt. So sucht der Maler in seinen Gemälden ebensowol das Monotone wie das sich Vermirrende in der Zusammenstellung von Farben und Figuren, die er auf die Leinwand wirft, zu meiden; er folgt den geheimnißvollen Gesetzen des schönen Farben- und Formenspiels, ohne die sanften und gedämpften Schatten, die sich in ihm unwillkürlich verdichten, zu einer unschönen, störenden Größe anwachsen zu lassen. Aber fast mehr noch wie der Maler eifert der Tonkünstler in dem Spiele der Klänge und Töne gegen die Monotonie, und ebensowol gegen die sich im mannichfaltigen Klangspiele verdichtenden Dissonanzen und Klangverwirrungen. Den Sieg der Harmonie und der von ihr getragenen Melodie über die sich aufdrängenden disharmonischen Tonmassen und Abweichungen sucht der gewandte Componist in der Anlage seiner Tonwerke dem Gefühle unmittelbar anschaulich zu machen. In diesem Sinne steht der große Tonkünstler dem Dramatiker zur Seite, der in seinen Kunstwerken aus dem Leben schöpft und den Sieg der poetischen Gerechtigkeit durch den dauernden Sieg der sittlichen edeln Handlungsweise und den Triumph der sittlichen Stärke über die von bösen störenden Gewalten herbeigeführten Conflicte den Zuschauern zum Bewußtsein führt. Was in der Welt der Farben die den Reiz derselben erhöhenden zarten Schatten, und in dem Reiche der Töne die sich zart mischenden und die Accorde eigenthümlich färbenden feinen Dissonanzen sind, das sind, wie bereits erwähnt, in der innern Gefühlswelt dem entsprechend die sanften Wellen des Schmerzes, die in dieser noch störungslosen Feinheit und Andeutung noch keinen eigentlichen Schmerz, wohl aber jene tiefbringende Wehmuth erzeugen, welche die Lust und den Reiz am Wohlgeföhle und der Harmonie nicht hindert, sondern im Gegentheil dieselben erhöht, und die verständnißvoll die Würze und das Aroma der Kunst genannt zu werden verdient. — In diesem Sinne nennt der tief sinnige Jean Paul die höchste Lust ein tief verhülltes Leid. Und was wäre die Lust ohne jene sanft hineinspielenden Wellen der

Behmuth, nichts vielleicht wie ein in Eintönigkeit dahinsterbendes Gefühl; denn was wäre das Licht ohne die zarten Töne der Schatten, welche so wunderbar das Farbenspiel erhöhen, nichts wie eine unerträgliche und erdrückende Helle, und endlich was wäre die Harmonie der Töne ohne die heimlich mitschwingenden Dissonanzen, wol nicht mehr als die glühende, erstickende Helle ohne die lindernde Kühle. Noch ahnen wir kaum, was in der Dekonomie der unendlichen Weltordnung das sanfte Gewährenlassen jener spielenden Bewegungen zu bedeuten habe, jener Bewegungen, die mit der Harmonie des Ganzen nur dann unverträglich sind, wenn sie sich zu sehr verdichten und summiren und in dieser Form ordnungslose Unvollkommenheiten zu Tage fördern, welche das Wesen des vollkommenen Ganzen beeinträchtigen. Aber was wäre wol eine Weltordnung ohne sittliche Aufgabe, nicht mehr wie eine hohle Form ohne Inhalt. Repräsentirt daher das Weltganze eine schöne harmonische Weltordnung, so fällt hiermit den an ihr participirenden ordnungsliebenden Theilen die Aufgabe zu, alle unlautern Verdichtungen und Ansammlungen der ordnungsstörenden Dissonanzen im größern Maßstabe zu verhindern, um so durch einen sittlichen Kampf, der den Reiz des Daseins durch eine tiefere Aufgabe erhöht, zugleich die Ausbildung des Uebels zu besiegen. Dem Künstler fällt das herrliche Los zu, den Werth dieser sittlichen Aufgabe im Gebiete der Schönheit auf Erden erkennbar zu machen. Mitten in die Wogen des bewegten Lebens greift der Dramatiker hinein, um diesen sittlichen Kampf zu schildern und die Conflictte zu kennzeichnen, die sich ergeben, sobald sich die ordnungsstörenden bösen Elemente planvoll zusammengesellen, um das Gute und Edle zu unterdrücken. Doch zu welcher Höhe sich auch die sich ergebenden dramatischen Conflictte erheben, die Peripetie tritt nur um so gewaltiger ein, und mit ihr erleuchtet und zerstreut die Sonne der poetischen Gerechtigkeit durch die Sühne das Dunkel, aus dem die Conflictte sich erzeugten. Was in der sittlichen Welt des Handelns die böswilligen Mächte und

unsittlichen Gewalten, das sind im Zusammenklang der Töne und in der Symphonie die im Flusse der Tonwellen sich verdichtenden Dissonanzen, und innerhalb eines größern Musikstückes die gegen die musikalische Grundidee anstrebenden Zwischenspiele. Welche Ausdehnung diese widerstrebenden Disharmonien auch im musikalischen Flusse des Ganzen nehmen mögen, welche Geltung sie sich erobern, nur um so vollklingender und erhebender wird auch in der Symphonie der Componist die Peripetie eintreten lassen, um der Melodie und der musikalischen Grundidee gleich der poetischen Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. — So steht die Musik, die zu dem Gefühle spricht, dem wirklichen Leben mit seinen Conflicten näher als wir zu glauben geneigt sind; denn was sich hier unsichtbar im Reiche der Töne abspielt, das verwirklicht sich im Dasein, und was die Musik wie die Künste überhaupt in Ausführung ihrer Ideen lehren, das sind sittliche Fingerzeige fürs Leben, in dem wir uns bewegen und handeln, das sind zugleich aber auch Sinnbilder der Grundform des wahrhaft Unendlichen und Unvergänglichen für die zweifelnde Erkenntniß. In diesem Sinne sind die großen Meister der Kunst nicht minder hohe sittliche Führer des Volkes wie die Meister der zur Erkenntniß strebenden Weltweisheit und die Religionsstifter. Bildend und erziehend wirken die Künste in einem Grade, der noch keinesweges genügend genug neben der Religion gewürdigt wird. Ein Volk ohne tiefem Kunstsinne kann sich bei andern sittlichen Anlagen und hoher Erkenntnißbegabung immerhin veredeln; aber das höchste Ziel freier und vollkommener Entwicklung kann es niemals erreichen.

---

Was zuerst das in diesem Kapitel besprochene Problem von Freiheit und Nothwendigkeit anlangt, so sei hier in den Anmerkungen noch Folgendes darüber nachgetragen. — Stellen wir die beiden Begriffe von nothwendiger Gesetzmäßigkeit einerseits und frei vollzogenem Wunder andererseits einander gegenüber, und bedenken wir, daß nach dem Begriffe des Wun-

ders der herrschende gesetzliche Causalnexuſ ſuſpendirt und willkürlich durchbrochen wird, ſo unterliegt eſ keinem Zweifel, daß daſ ungeſetzliche, weil willkürlich unternommene Wunder, alſ ſolcheſ im geſchichtlichen Weltall auſgeſchloſſen iſt. Nichten wir aber unſer Augenmert auf die Abfolge deſ geſetzlichen Causalnexuſ unter den Dingen ſelbſt, ſo läßt ſich dennoch innerhalb deſſelben der relative Gegenſaß von Freiheit und Nothwendigkeit in der Bewegung und Thätigkeit alleſ Einzelnen recht wohl begründen. — Betrachten wir nämlich den Gegenſaß von Nothwendigkeit und Freiheit, wie unſ hier obliegt vom Geſichtſpunkte der Geſchichte, ſo zeigt eſ ſich ſogleich, daß ſich der cauſale Mechanismus der Verhältniſſe, in welchem ſich alle Atome und Weſen im Weltall bewegen, inſofern zwar ſtetſ nothwendig abſpielt, alſ in allen dieſen cauſal vorgehenden Bewegungen alle ſogenannten Unwahrfcheinlichkeiten auſgeſchloſſen werden. Um daſ einzulehen, ſei Folgendeſ bemerkt. Wenn A eine beſtimmte Bewegung repräſentirt, die auf die Abfolge von B, C, D und E u. ſ. w. gerichtet iſt, ſo iſt eſ vom Geſichtſpunkte der hohen Wahrfcheinlichkeit und ebenſo vom Standpunkte der Nothwendigkeit begründet, daß ſtetſ auf A B folge und dann erſt C, D u. ſ. w., ganz unwahrfcheinlich und unmöglich iſt eſ daher, daß auf A D folge. Eſ begründet ſich alſo hiernach der Saß, daß in der Natur und im Weltall niemals ſogenannte „freie“ unbegründete und unbegriffene Sprünge (Wunder) vorkommen, welche leßtern ſich eben nicht durch den Werth der Wahrfcheinlichkeit überblicken und erklären ließen. Nun aber kann eſ dennoch vorkommen, daß auf ein A in einem gegebenen Momente drei Bedingungen und zwar mit gleich ſtarker Anziehung einwirken, und zwar  $B_1$ ,  $B_2$  und  $B_3$ ; die Wahrfcheinlichkeit der Direction von A iſt daher unter dieſen Umſtänden nicht ſogleich mit jenem frühern hohen Grade von Nothwendigkeit gegeben, denn ſie hebt A hiermit in einen relativen Gleichgewichtſzuſtand, der einen, wie man ganz richtig ſagt, freiern Spielraum der Verhältniſſe einſchließt, innerhalb deſſen erſt hinterher eine neue Bewegung, nämlich die Entſcheidung durch die Eigenbewegung von A vor ſich geht. Wenn ſich nun auch A durch Nothwendigkeit ſeineſ Characterſ getrieben nach  $B_1$  hinbewegt haben ſollte, ſo kann mit Hinſicht auf die Summe aller cauſalen Bedingungen und trotz der höchſten Wahrfcheinlichkeit dennoch vermöge längerer Schwankung deſ A dieſe Characterbewegung dahin auſfallen, daß ſich A um ein Unmerklicheſ dem  $B_2$  oder dem  $B_3$  genähert hatte. Dieſe Unmerklichkeit der Abweichung konnte ſich alſo nur ergeben auſ der ſchwankenden Eigenbewegung von A, gegenüber allen ſeineſ Bedingungen, welche eſ beeinfluchte; dieſe anfängliche Unmerklichkeit

kann sich aber bis zur Merklichkeit im oftmaligen Wiederholungs-  
 falle so sehr steigern, daß endlich A nicht wieder auf  $B_1$ , sondern  
 sich bei Charakterwandlung auf  $B_2$  oder  $B_3$  zubewegt. Ist die Richtung  
 von A auf  $B_1$  die Normalrichtung und  $B_2$  und  $B_3$  die Aberration, so  
 ergibt sich hieraus der Satz, daß sich Aberrationen und Wandlungen des  
 Charakters ursprünglich stets auf dem Wege des Unmerklichen, d. h. der  
 unendlich kleinen Differenzen herleiten. Geschichtlich betrachtet kann daher,  
 in diesen engen Grenzen eingeschlossen, unter oben angegebenen gesetzlichen  
 Umständen und Bedingungen, sobald sie auftauchen, niemals das Wesen  
 der Freiheit (resp. der Charakterwandlung) für irgendein mit Eigenbe-  
 wegung behaftetes Atom und Wesen (und es gibt keine andern im Weltall)  
 gelehnet werden. In diesem richtig betrachteten Sinne hat daher  
 die Freiheit innerhalb jedes gesetzlichen Causalnexs ihre be-  
 gründete Annahme. Und wohin würden wir wol geschichtlich kommen,  
 gingen wir, ohne Rücksicht auf Gesetz und Nothwendigkeit, von einer absolut  
 freien Willkür aller Bewegungen der Dinge im Makrokosmos aus? Offenbar  
 bliebe unter diesen Umständen die Welt mit ihren Erscheinungen eine ganz  
 verständnißlose Anarchie, in der die Geschichte eben völlig untergegangen  
 wäre. Ginge man indessen umgekehrt von einer eng und absolut begrenzten  
 gesetzlichen Nothwendigkeit aller mechanischen Bewegungen und Theilchen  
 im Mikro- und Makrokosmos aus, sodaß in ihr jede Freiheit, d. h. auch  
 die kleinste, durch Eigenbewegungen ausgeschlossen bliebe, so versielen wir  
 damit in einen prästabilierten Automatismus aller Erscheinungen, und in  
 diesem Sinne in einen hohlen geschichtslosen Fatalismus, innerhalb dessen  
 jede geschichtliche Aufgabe, und damit wiederum die Geschichte selbst, auf-  
 gehoben wäre. — Es ist hier nicht unsere Aufgabe nachzuweisen, wie dem-  
 gemäß die Probleme zu lösen sind, welche nach dieser Seite hin die Phy-  
 siologie und die Psychologie uns entgegenstellen. Aber andeuten möchte ich,  
 daß wir in diesen Gebieten nur dann zu einer Lösung dieser Fragen ge-  
 langen werden, wenn wir jedes Atom als sogenanntes „biologisches Atom“  
 ansehen. (Vgl. des Verfassers Schrift: „Die psychophysische Bewegung in  
 Rücksicht der Natur ihres Substrats.“) Das biologische Atom kann nicht  
 wie ein Automat nur von außen getrieben werden, sondern da es in sich  
 selbst voller Leben ist, so geht es innerhalb des Causalnexs seinem  
 eigenen Triebe nach, sodaß es unter Umständen, wo es sich in mechanische  
 Bedingungen verflochten findet, unter welchen nachweislich von vielen  
 Seiten gleichstark auf dasselbe eingewirkt wird, es innerhalb dieses Gleich-  
 gewichts der Anziehungen nur derjenigen folgt, zu der es relativ frei,  
 d. h. sich seinem innern Charakter gemäß lebendig getrieben fühlt. Es

ist daher ganz richtig in psychologischer Hinsicht, daß, wenn wir genau den Charakter eines Wesens kennen, wir auch mit hoher Wahrscheinlichkeit zu bestimmen im Stande sind, welchen der gleichmäßigen Anziehungen bestimmter Motive er Folge leisten werde. Allein der Charakter eines Wesens und Atoms ist eben im Laufe der Zeit selbst, wie oben gezeigt, etwas Wandelbares, die Wahrscheinlichkeit seiner Entscheidung daher nicht für immer vorauszusehen, und zwar um so weniger, als von außen zugleich mit der Zeit die verschiedensten ihm unbekanntem Lebenslagen an dasselbe herantreten, welche oft des Zufälligen scheinbar für dasselbe einzuschließen scheinen. Ein Wesen oder „biologisches Atom“, das daher heute mit hoher Wahrscheinlichkeit sich stets harmonisch bewegte, braucht sich daher nicht für immer so zu bewegen oder zu handeln, da es in immer andere Lagen verstrickt und verschieden beeinflusst, mit Wahrscheinlichkeit seine Richtung demgemäß unmerklich oft ändert und sich so allmählich gewissen Einseitigkeiten anpassen und hingeben kann, die, sobald sie unbetämpft bleiben, gegen seinen früheren Wandel verschieden sind. Kommt ein solches einseitig handelndes, oder allgemein ausgebrüht aberirrtes Atom alsdann mit andern Atomen in Berührung, so kann es durch einseitige Beeinflussung diese andern ihm nahe tretende Atome als Verführer zur Nachahmung anregen und also Anstechung bewirken, sodaß sich oft unmerklich auf ganz natürlichem und gesetzlichem Wege, d. h. innerhalb des Ablaufs des mechanischen Causalnexes, eine Aberration vieler Theilchen gleichzeitig verwirklicht, welche erkennbar wird gegenüber allen übrigen normalen Bewegungen der Nachbartheilchen und der früheren Bewegungen der aberirrten Theilchen selbst. So können unter den strengsten Gesetzen des physikalisch-chemischen Lebens im lebendigen Organismus Aberrationen des Orts, der Ausbildung, des Wachstums u. s. w., mit Einem Worte Transmutationen vor sich gehen, um zugleich unter den Zellen das Wesen der Krankheit zu verwirklichen. Es liegt im Wesen der Sache, daß damit die Aufgabe für die Theilchen eintritt, diese merklich gewordenen Aberrationen an sich und den übrigen zu hemmen und dieselben zur Rückbildung zu nöthigen. Ganz ähnliche Erscheinungen gehen im Staatsleben und in der moralischen Charakterthätigkeit der Menschen im Laufe ihres socialen Lebens vor sich. Viele wandeln sich in ihrem Thun und Lassen so oft und lassen sich so gehen, daß wir mit Recht sagen, sie seien charakterlos, andere dagegen zeigen eine sichere Constanz ihres Benehmens, und solche Charaktere loben wir, sie erscheinen uns sogar als freier wie diejenigen, welche vielen äußern Einflüssen zugänglich, rasch zu neuen Schritten hingerissen werden. Am unberechen-

barsten, scheinbar am freiesten, aber vielmehr nur am willkürlichsten handelt etwa ein Wahnsinniger, der allen merklichen und unmerklichen Störungen und Einflüssen preisgegeben ist, ohne diese bekämpfen zu können. Der Mikrokosmos der Gedankensphäre eines solchen spiegelt deutlich das Chaos. Zielen alle Wesen in ähnliche Delirien, so könnte sich keine sociale Ordnung verwirklichen, die Anarchie wäre ausgebrochen und die gesetzliche Freiheit in diesem Zusammenhange gestört. In solchen Zuständen herrscht daher krankhafte Willkür, aber keine Freiheit. Freiheit existirt daher nur unter dem Schutze eines zu befolgenden Gesetzes, das nothwendig sein soll, ohne daß es die unter seinen Schutz gestellten Theilchen in absolute Fesseln schlägt. Das wahre Gesetz lebt daher umgekehrt nur in einem gewissen Spielraume der Freiheit, und die wahre Freiheit nur unter dem Mantel eines sie zart umfassenden Gesetzes. Diese Freiheit im nothwendigen Gesetze bringt auch die Kunst zur Darstellung. Kein Gesetz freilich hindert im geschichtlichen Weltall, vermöge des Spielraums der Freiheit, das Ausbrechen von Krankheiten und Aberrationen durch unmerkliches Umgehen des Gesetzes und Mißbrauch der Freiheit. Deshalb aber entsteht im geschichtlichen Weltall kraft der gewährten Freiheit die sittliche Aufgabe, diese Umgehung der Gesetze, sobald sie merklich wird, an sich und an andern zu hindern. Ein Volk ist aber in der Geschichte um so freier, je konstanter es sich an seine Gesetze bindet, die in ihrer Form so liberal sind, daß sie dem freien Streben des selbstbewußten Einzelnen keine Fesseln anschnieden. Während die Ansichten Spinoza's über die unbedingte Herrschaft einer eisernen Nothwendigkeit, welchen so viele Philosophen später gefolgt sind, die Erscheinung des Uebels innerhalb des gesetzlichen Causalnexus völlig unerklärt lassen, ist es vorzugsweise der gedankenreiche Leibniz gewesen, der sich hierüber eine Anschauung gebildet hatte, die der unsern verwandt ist. Dieser Anschauung gegenüber sind wir verpflichtet, die unsere abzugrenzen. Leibniz setzt in seinen „*Essais de Théodicée*“ auseinander: „daß wir ein dreifaches Uebel zu unterscheiden haben, und zwar ein metaphysisches, ein physisches und endlich ein moralisches.“ Das metaphysische Uebel leitet Leibniz im allgemeinen aus der Leidensfähigkeit der Monaden überhaupt ab. Da jede Monade eine passive Seite hat, so muß sie auch neben der Lust das Leid erfahren, und neben den Wellen der Harmonie, von denen sie getragen wird, muß sie abwechselungsweise auch von Dissonanzen nothwendig ergriffen werden. Wir haben schon früher gezeigt, daß die Wesen und Atome im Weltall gleichsam umlommen müßten in der absoluten Glut eintöniger Helle, wäre dieselbe nicht zart abgedämpft durch sich leise dazwischenschiebende Schatten.

Auch ließe sich eine Harmonie ohne diese zart mitschwingenden Dissonanzen, gegen welche sich dieselbe erhält, gar nicht denken. Stimmen wir in diesem Punkte mit Leibniz überein, so trennen uns indessen sogleich seine Folgerungen. Leibniz sucht nämlich nicht nur die psychologische Dissonanz einer sanften Wehmuth gegenüber der einseitigen Lust an allen Wesen mit Hinblick auf seine Annahmen von der „besten Welt“ zu rechtfertigen, sondern anknüpfend hieran vertheidigt er auch die umfangreichern Dissonanzen, die sich mit ihren Rückwirkungen in der socialen Welt und im praktischen Gesammtleben der Geschöpfe oft grauenvoll abspielen. So führt Leibniz aus, um den Schöpfer zu rechtfertigen, daß alle (selbst die furchtbarsten) Uebel in der Welt zugelassen seien, um als Strafen und Besserungsmittel der Geschöpfe zu dienen, eine Ansicht, die mittelalterlich in ihrer Art, von speculirenden Theologen oft genug wiederholt wurde. Diese Ansicht geräth offenbar in die allergrößten Widersprüche, da die Weisheit, Güte und Heiligkeit des Schöpfers sich niemals mit einer Zulassung so übergrausamer Strafverfahren vereinigen lassen wird. Die Entstehung derartiger übergroßer Dissonanzen, unter denen sich eben oft ein Theil der Geschöpfe im Weltall verblutet, bleibt daher zu erklären. Leibniz hat uns diese Erklärung nicht gegeben, und doch bietet die richtig gefaßte Monadologie immerhin eine geistvolle Basis, um die Anschwellung der Dissonanzen zu unnormalen Größen genügend zu erklären, sobald wir auf die oben gegebenen Ausführungen über die Entstehung der Aberration und der Charakterwandlungen der Wesen und Bewegungen innerhalb des gesetzlichen Causalnexes achten. Daß auch hier bei den Charakterwandlungen die unmerklichen Differenzen Leibniz' die richtige Grundlage der psychologischen Erklärung bieten, haben wir oben gezeigt. Leibniz vermochte diese Erklärung nicht zu finden, da er sich durch die Annahme der prästabilirten Harmonie verirrt hatte. Nach dieser Ansicht war nämlich jede äußere Wechselwirkung der Wesen aufgehoben; denn alle Wesen glitten hiernach harmonisch in einer gegebenen Richtung.\* Von mechanisch-psychologischen Wechselwirkungen unter den Monaden konnte Leibniz im Grunde daher gar nicht reden. Wie sich für die Monade in Wechselwirkung mit andern in gegebenen Momenten ein Gleichgewicht der bedingenden Motive ihrem Charakter gegenüber ausbilden konnte, um so die Charakterbewegung der Entscheidung einer Monade einsehen zu lassen, lernte Leibniz in diesem Falle nicht mehr einsehen. Wie aber die Charakterwandlung und die Aberration

---

\* Vgl. Caspari, „Leibniz und die Begriffe von Kraft und Stoff“.

der Wesen zu Stande kam gegenüber der normal zu verfolgenden Laufbahn und Kreisbahn derselben im harmonischen Weltall, und wie durch fortgesetzte Aberrationen die Harmonie völlig gestört und die zarten noch störungslosen Dissonanzen (vgl. oben Text) in wirklich objective Störungswerthe und übergroße, unerträgliche Dissonanzen verwandelt werden konnten, das mußte Leibniz, obwohl er den Werth des Unmerklichen so geistvoll behandelt hatte, dennoch verschlossen bleiben. Nachdem wir uns so über die Erklärung der in der Geschichte auftretenden Dissonanz und des Uebels unterrichtet haben, lehren wir zur Kunstentwicklung zurück, um in Bezug auf das im Texte Gegebene noch einige Zusätze nachzutragen. Zeichneten sich Indier und Hebräer sehr früh in Bezug auf die Dichtkunst aus, so waren es die Indier gleichfalls, nebst den Chinesen, die sich verhältnißmäßig sehr früh um die Entwicklung der Tonkunst hohe Verdienste erwarben. Diese Völker erfanden früher wie andere brauchbare Klanginstrumente, auf denen sie eine Reihe von Tönen hervorbringen konnten. Durch eine besondere Begabung für die Klangformen waren Indier und Chinesen mehr wie andere Völker der Tonkunst zugethan, und so ist es begreiflich, daß wir bei den letztern schon in altersgrauer Zeit ein Tonsystem von 12 Tönen antreffen. Bedenken wir aber, wie nur mit großer Aufmerksamkeit und Berechnung die feinem Intervalle der Tonleiter geschieden und gefunden wurden, so müssen wir den bevorzugten Erfindungsgeist dieses Volkes für die Musik außerordentlich bewundern. Was die Fixirung der Einzeltöne anlangt, so haben wir Grund anzunehmen, daß sich aus dem Klanggewirre der noch ungeschiedenen Töne zuerst das Verhältniß des Grundtons zur Quinte bestimmter ausgeprägt und festgestellt habe; es bilden diese Töne die Grenzen der Breite des mittlern Registers der menschlichen Stimme, in welchen sich ohne Schwierigkeiten die Bewegungen des Muskelapparates vollziehen können. Nicht die Octave war der vom Grundtone zunächst unterschiedene Folgeton, denn die Octave ist nur die höhere Wiederholung des Grundtones, sondern die Unterscheidung blieb eben des bestimmten Contrastes halber bei der Quinte stehen, und so erklärt es sich, daß das Quintenverhältniß in der frühesten Entwicklungsgeschichte der Tonkunst eine so große Rolle zu spielen begann. Nachdem das früheste Tonverhältniß zwischen Grundton und Quinte einmal fixirt war, liegt es nun nahe anzunehmen, daß sich die Stimmen unwillkürlich der Terz und der Secunde u. s. w. zuwandten, und in der That ist dies so geschehen. Die so unterschiedenen Töne wurden von den Priestern mit bestimmten Namen belegt, und die Chinesen

nannten beispielsweise den ersten Kung, Kaiser, den zweiten Aſchang, Minister, den dritten Rio, das gehorchende Volk, den vierten Tſche, Staatsangelegenheit, den fünften Ju, Gesamtbild aller Dinge. Von den Indern wissen wir, daß sie ganz dieselbe Tonleiter erfanden; im „Soma“ wird erzählt, daß sie ihre Tonleitern nach den Provinzen des Reichs nannten und hiermit durch die Namen Māravi, Dhangāsi, Bhairasi, Mhedhyamadi u. s. w. bezeichneten. Die Töne waren den Indern liebliche Nymphen, und die Tonleitern Nymphenfamilien. Die Inder erfanden zugleich eine überaus große Anzahl von verschiedenen Tonarten, und zwar werden im heiligen „Soma“ deren 960 erwähnt. Freilich waren von diesen Tonarten nur die wenigsten brauchbar; aber dennoch bedienten sie sich deren 22. Von diesen 22 brauchbaren Tonarten stimmten ebenso viele zur Freude wie zur Trauer. Nachdem sich verhältnismäßig sehr früh der Rhythmus und das Versmaß in der erhebenden Sprache eine künstlerische Geltung erobert hatten und die priesterliche Redeweise hiermit zugleich Würde und Nachdruck angenommen hatte, kann es nicht wundernehmen, daß die Takteinteilung und der Rhythmus auch auf die Tonwelt übertragen wurde; denn der Gesang war ja im Grunde nichts weiteres wie die zur höchsten Begeisterung gestimmte Sprache, oder doch die zur höchsten Wirkung erhobene Stimme. Da nun die Priester sich dem Gesange mit ganz besonderer Vorliebe hingaben und ihre rhythmischen Redeweisen gern mit Gesang begleiten, war die Uebertragung des Rhythmus und der Zeiteinteilung auf die Tonfolgen zu nahe gelegt, als daß sie hätte unterbleiben können. Wehnlich verhält es sich mit der Tanzkunst, die zur Musik in inniger Verwandtschaft steht und auch nur den Ausdruck einer tiefen freudigen oder gespannten Bewegung spiegelt. Daß sich neben dem wachsenden Sinne für die Zeitordnung auch der Sinn für die Raumordnung und für schöne Proportion und Symmetrie ausbilden mußte, ist psychologisch selbstverständlich, und so sehen wir denn auch die auf der Raumeinteilung sich begründenden Künste nach und nach einer Veredlung entgegengehen. Immerhin werden wir anzunehmen haben, daß die sich auf ebenmäßige Zeiteinteilung begründenden Künste, die Dichtkunst sowohl wie Ton- und Tanzkunst, früher den Ausdruck echter Kunstform angenommen haben wie Baukunst, Plastik und Malerei. Obwohl alle Künste gleichberechtigt sind, da sie auf ihrem Wege und mit Rücksicht auf das ihr zukommliche Material ein gleiches Ziel anstreben, so findet man nicht selten die Dichtkunst und Tonkunst als die edelsten Künste angegeben. Es wird sich diese Meinung indessen niemals in Rücksicht auf das Ideal und die Kunstidee rechtfertigen lassen; auch von dem edlern und unedlern Material wird

sich nicht reden lassen; denn überall redet die vollendete Kunstidee als solche in Bezug auf das gebildete Gefühl mit gleich erhabener Zunge. Dennoch liegt ein Anhaltspunkt für die große Bevorzugung der Musik und Dichtkunst in der Entwicklungsgeschichte begründet. Betrachten wir nämlich die Künste zugleich als bildende und veredelnde Erziehungsmittel, so kann es nicht wundernehmen, weshalb das so tief einschneidende Wort, und also die Sprache, sich am frühesten durch den Nachdruck der veredelnden Kunstform verklärt hat, während erst die Welt der Töne und endlich die übrigen Künste diesen zugleich sittlich wirkenden Nachdruck von der gehobenen Rede entliehen haben. Als bildende Erziehungsmittel angesehen sind die beiden redenden Künste im engeren Sinne die höchsten, und Dramatiker und Lirndichter sind nicht ohne Grund gewöhnt, sich im Volke am höchsten gestellt zu sehen. — Nicht alle Völker besaßen in Bezug auf die Kunsttriebe eine gleiche Begabung, und namentlich verschieden erschien diese Begabung in Bezug auf die Musik. Nicht alle Culturvölker wußten in dieser Kunst schon früh etwas zu leisten, im Gegentheil erscheinen neben den alten Indern und Chinesen, deren Verdienste sich indessen nur auf die Anfänge der Musik beziehen, nur die Aegypter, die Hebräer und Griechen später hierin wahrhaft hervorragend. Während die alten Aegypter mehr Sinn für die melodische Gestaltung besaßen, legten die Hebräer und Griechen mehr Werth auf die Accentuation. Die Aegypter hatten sehr früh gewisse musikalische Leistungen aufzuweisen, sie liebten die Harfe und Lyra, und gebrauchten die Flöte und Trompete. Ganz besonders war es die Flöte, welche von den dem Serapis geweihten Spielern zur Begleitung der im Tempel gesungenen Lieder verwendet wurde. In besonders hohem Ansehen stand in Aegypten die Kesselpaule, deren 45 zum Zeichen der obrigkeitlichen Gewalt den Königen voraufgetragen wurden. Neben den Aegyptern waren es besonders die Hebräer, welche viel Sinn für die Musik entwickelten. Bei den Juden fand daher die Musik schon sehr früh und ursprünglich eine ausgedehnte Anwendung beim Tempeldienst. Daß die Kunst der Musik eine hervorragende Beschäftigung des alten Priesterthums war, wurde bereits im Texte erwähnt. Keine Kunst ist wol in hervorragendem Maße neben der Dichtkunst von Priesterhänden so gepflegt worden wie die Musik, es erklärt sich das nicht nur in Rücksicht auf den Ursprung dieser Kunst, sondern auch dadurch, daß die der Musik angehörenden Gefühlswirkungen die Idee der Kunst besonders lebendig vor Augen führen und hiermit eine sittlich veredelnde Einwirkung auf Herz und Gemüth ausüben. Bei den tiefreligiösen Juden fand die Musik im Stamme Levi nach dem ausdrücklichen Gebote des Moses die

eifrigsten Fortbildner. David theilte die Leviten in Priesterdiener, Thürhüter, Sänger, Musiker und Richter. Im Tempel war für die Sänger eine Sängerbühne (Doushan) angebracht, die sich gegenüber der Bundeslade erhob. Hauptsächlich waren es Psalmen, welche den Sängern zu den verschiedensten Zeiten vorgeschrieben waren. So lehrt uns die Geschichte, daß es vorzugsweise die dem Erhabenen zugeneigte religiöse schwermüthige Hingabe der Hebräer war, welche sie hervorragend musikalisch machte. Mehr wie viele andere Volkstämme konnten daher die Hebräer den tiefmusikalischen Sinn in sich lebendig erhalten, und begreiflich ist es daher, daß noch heute die Compositionen der Juden neben denen der Italiener und Deutschen unter den in der Tonkunst wetteifernden Völkern einen hohen Rang behaupten. (Vgl. dem gegenüber Richard Wagner, „Das Judenthum in der Musik“.) Den tiefsten Sinn für Musik offenbarten indessen im Alterthum wiederum die kunst sinnigen Griechen. Der allem Schönen und Melodischen zugängliche Sinn der Hellenen faßte das Wesen der Musik so tief, daß sie in ihrem geistigen Entwicklungsgange oft nahe daran waren, ihre Erkenntnißweise völlig mit der musikalischen Anschauungsweise zu verschmelzen. Wir werden im Folgenden genauer zu erwähnen haben, daß es die Pythagoräer waren, welche von dem tiefen Hauche dieser Gefühlsoffenbarung durchdrungen waren, eine Offenbarung, die in ihren Rückwirkungen selbst noch einen Plato so tief erschütterte, daß er in der unendlichen Idee der Ordnung eine göttlich klingende Musik zu erblicken glaubte. So hingerissen waren die Hellenen von der Offenbarung der Musik, daß sie Orpheus als einen göttlichen Heros anstauten, der zu den weisesten des Geschlechts gezählt wurde. Wer in die Tiefe der griechischen Philosophie hinabtaucht, und wer den Werth der Grundbegriffe von Maß und Verhältniß, ermißt, wer ferner zugleich überblickt, wie sich die Griechen durch ihren klaren plastischen Formen Sinn und ihr anschauliches Darstellungsvermögen über die abstracten Zügellosigkeit der orientalischen Priesterphilosophen und der Dichter der Kosmogonien erhoben, der wird das Wort Strabo's, daß die Griechen alle Bildung und allen Geist der Musik verdanken, völlig verstehen. Und in welchem Volke hätten Maß und Eintheilung, melodische Formen und rhythmische Klänge sich tiefer eine Geltung im Geistesleben verschaffen können als bei den Griechen, deren Sprache von Natur aus zur Melodie hinneigte und deren Accentuation sich fast unwillkürlich dem Rhythmus anpaßte. Rhythmus und Symmetrie in Form der Sprache wie in Form künstlerischer Thätigkeit, und dazu Ueberblick und Klarheit in der Philosophie, das ist es, was wir bei den Griechen gleichmäßig bewundern.

Daß bei einer solchen tiefen Kunst- und Erkenntnißanlage alle Kunsttriebe sich in sehr hohem Grade veredeln konnten, und unter den Händen dieses kunstbegabten Volkes auch die Baukunst und Plastik sich ihrer bisherigen unbehülflichen Formlosigkeit entäußern mußten, wird uns leicht erklärlich. So war es denn den Griechen beschieden, in allen Hauptkunstzweigen das Kunstideal in höchster Weise zu verwirklichen, und mit diesem Volke beginnt daher nicht nur eine neue Epoche der Kunstgeschichte, sondern eine neue höhere Culturgeschichte. — In uralter Zeit waren es die Pelasger und Thraker, und zwar besonders die letztern, deren Sinn für Musik und Tanz ganz außerordentlich begabt und hervorragend war. Zur Verherrlichung der Demeter sangen sie religiöse Lieder, begleitet von Tanz und den Klängen einer schalmeiartigen Rohrflöte. In keinem Volke hat der urwüchsige Volksgefang eine so heimische Stätte gefunden wie in Griechenland. Priesterliche Sänger und Dichter traten unmittelbar und frei aus den Reihen des Volks hervor, um am Altare der Götter ihre Begeisterung kundzutun. Hymnen wurden gesungen, um die Feste der Götter zu feiern, und fast unwillkürlich gestaltete sich die melodische Sprache zur rhythmischen Strophe, und die Tonfolgen des begeisterten Gesanges zur taktmäßigen Musik. Früh waren die Griechen bestrebt, ihre ursprünglichen einfachen Instrumente zu vervollkommen. Die Tonarmuth der einfachen Flöte genügte ihnen nicht, und so erfanden sie bald die Doppelflöte (Syrinx), und um die Tiefe und Höhe der Töne schneller wechseln zu können, stellten sie viele Flöten aneinander, und so entstand die Panflöte, aus der sich später unsere Orgel entwickeln sollte. Pauke, Klapper und Becken waren bei den Griechen früh im Gebrauch, und ihre lärmenden Töne wurden ganz besonders in den wilden Festen des Dionysos und der Kybele verwendet. Mit dem Verfall der Poesie und des sittlichen Staatslebens in Griechenland begann auch der Sinn für die Musik zu erschlaffen. Wie die Sophisten in vieler Hinsicht die Philosophie in den Staub zogen, so auch geschah es mit der Musik in ähnlicher Weise durch die Techniten und Agonisten; die Kunst wurde jetzt nicht mehr um ihrer sittlichen und künstlerischen Idee willen gepflegt, sondern sie diente nur noch zur Effecthascherei und zum Erwerb. Das Virtuosenhum nahm überhand und verstand sich bei dem gesunkenen Volke einzuschmeicheln. Es war nicht mehr die innige Hingabe an die tiefergreifende Melodie und das Erhabene in der ansprechenden Ausdrucksweise, sondern nur noch die Technik und die äußere Fertigkeit, die man zu bewundern sich gewöhnt hatte. Solchen Technikern setzte man in einer übertriebenen falschen Begeisterung später in Griechenland Denkmale, und einer fertigen Flötenspielerin, Lamia, errichtete

man zu Athen sogar einen Tempel. So sank allmählich die schöpferische Kraft der Griechen, ebensowol in der Kunst wie auch in den übrigen geistigen Thätigkeiten, die ein offenes Ohr für die aus der Tiefe des sittlichen Gewissens kommenden Einflüsterungen voraussetzen. Ausgestattet mit einer überaus reichen Kunstbegabung und mit einem mächtigen Erkenntnißtriebe, fehlte dieser sinnlichen und träumerischen Nation, was viele Jahrhunderte hindurch dem ihr am meisten ähnlichen Volke, nämlich den Deutschen mangelte: die sittliche Thatkraft und die Energie des Willens und Handelns. So geschah es, daß die griechischen Stämme politisch innerlich zerfahren blieben und nur zu bald die Beute mächtiger Nachbarn wurden. Freilich konnte die geforderte sittliche Thatkraft in Griechenland noch nicht den Boden finden, den sie zu ihrem Gedeihen nöthig hatte, denn dieser Boden wird allein durch eine haltbare sittlich religiöse Idee geebnet, die den Griechen noch mangelte und zu welcher sie sich trotz ihrer großen Begabung nicht emporzuschwingen verstanden. Es war im Verlaufe der Entwicklungsgeschichte andern Völkern vorbehalten, eine haltbare sittlich-religiöse Idee zum Durchbruch gelangen zu lassen, wenden wir uns daher im folgenden Kapitel, unserer Aufgabe gemäß, dem frühesten Entwicklungsverlaufe der geistigen Bestrebungen auch nach dieser Seite hin zu.

---

### Das Wesen der religiösen Idee und die Religionsstifter.

Religion, Kunstsinne und primitives Erkenntnisleben in ihrer Verwandtschaft und Wechselwirkung untereinander. — Recapitulation der urgeschichtlichen Religionsentwicklung. — Das Streben nach sittlicher Vollkommenheit und die psychologische Entstehung der Erlösungsidee. — Das Auftreten der Religionsstifter in den subtropischen Ländern als dem Haupttheater der religiösen Entwicklungsgeschichte. — Die Lehre Zoroaster's als ursprünglicher Brennpunkt der Entwicklung der moralischen Idee im Religionsleben der Urbölker. — Confucius, der Verkünder der Erlösungsidee in China. — Die Erlösungsidee in Indien. — Die religiösen Eigenschaften der alten Hebräer und die historischen Schicksale dieses Volkes. — Die Hebräer werden der Knotenpunkt der höhern religiösen Entwicklungsgeschichte des Orients. — Das Auftreten Christi. — Das Beispiel seines Lebens als Zielpunkt sittlicher Handlungsweise. — Die Unfähigkeit der Willenstriebe, sich zur Höhe eines reinen Handelns zu erheben, und das Zurückbleiben der sittlichen Entwicklung gegenüber der Entwicklung der Kunstanlagen. — Die Vermittelung der Erkenntnis und die Wechselwirkung aller geistigen Entwicklungsfactoren. — Das zukünftige Geistesleben.

---

Die Urgeschichte und Entwicklungsgeschichte des ursprünglichen Geisteslebens fanden wir, wie unsere Betrachtungen hinreichend gelehrt haben, auf das innigste verknüpft mit dem innern Aufschwunge des religiösen Lebens. Religion und Nächstenliebe erhöhten den Menschensinne und bereiteten den Boden vor, sodaß nach dem ersten

äußern Anstöße der Geist die thierische Auffassungseuge und Betrachtungsweise völlig überschreiten und seinen Gesichtskreis erweitern konnte. Mit dieser Erweiterung aber wuchs der Intellect, und nicht minder der tiefere Kunstsinu. Ursprünglich feierten Religion, Kunstsinu und primitives Erkenntnißleben einen engen, innigen Bund, der sich nur erst im Laufe des weitem Entwicklungsprocesses nach und nach lösen sollte, indem sich alle diese Anlagen und Triebe des menschlichen Geistes schärfer differentiirten und gegenseitig emancipirten. Aber so hoch auch die Selbständigkeit aller dieser Geistesanlagen in der Folge wachsen sollte, so blieben sie doch miteinander verwandt, und so verschieden sich die Wechselwirkung dieser Triebe in den verschiedenen Völkern und Individuen entwickeln sollte, so blieb die Wechselwirkung als solche doch unter ihnen bestehen. Während diese Wechselwirkung aber in den niedrigsten Völkern keinen tiefem und bedeutendem Aufschwung nahm, hob dieselbe das Geistesleben unter den begabtesten Völkern, und unter ihnen wiederum das der begabtesten Individuen, zu jener Höhe, für die wir stets Bewunderung an den Tag legen.

Wir haben im Laufe der urgeschichtlichen Entwicklung des Geisteslebens den religiösen Proceß durch alle Phasen verfolgt. Vom psychologischen Gesichtspunkte war uns die Aufgabe gestellt worden, die Spuren der religiösen, entwicklungsfähigen Gefühlsanlagen schon in den Thieren nachzuweisen; nachdem wir diese Aufgabe erfüllt, betrachteten wir der Reihe nach alle äußern Anstöße und Stützen, die als Vehikel dem religiösen Leben einen entwicklungsfähigen Aufschwung ertheilten. — Wir sahen, wie Ehrfurcht, Familienanhänglichkeit, und mit ihr Wohlwollen, Nächstenliebe und Dankbarkeit in der durch Arbeitstheilung sich staatlich gliedernden Urgemeinde einen erhebenden Aufschwung nahmen, wir sahen, wie sich die Sitten vergeistigten und sich die erste Anschauung der Welt vor den noch blöden Augen des Urmenschen ausbreitete. — Nach der Entdeckung des Feuerzündens und dem begeistertem Auftreten der Flamines er-

weiterte sich der Erfahrungskreis des Menschen in Bezug auf die äußere, entferntere Natur; der Geist überschritt die ursprünglich angeborne Apperceptionseuge, und es bildete sich eine neue, tiefere und umfangreichere Weltanschauung, welche zugleich die Wunder des Makrokosmos in das Bereich der religiösen Betrachtung zog. Mit der dauernden und aufmerksamen Beobachtung der Erscheinungen des Makrokosmos begann aber eine neue großartige Entwicklungsperiode des Geisteslebens. Kunstfinn und Intellect begannen sich deutlicher zu entfalten, und rascher wie alle andern Triebe eilte der Kunstfinn und das nach Vollkommenheit in der Anschauung strebende innere Gefühl einer Stufe hoher Veredlung entgegen. Weniger rasch folgte das Erkenntnißleben, und am weitesten zurück blieb verhältnißmäßig gegenüber dem Gefühl, in der Vervollkommnung und Veredlung die sittliche Willenskraft und Handlungsweise. Gewiß, es dürfte wunderbar erscheinen, daß das gebildete Gefühl bezüglich seiner Schönheitsbestrebungen so früh einen gewissen Sieg der Veredlung und Vollendung feiern konnte, während Wille und Erkenntniß von diesem Ideal auf ihren Gebieten noch heute weit entfernt sind. Aber der Verlauf dieser sonderbaren innern und äußern Entwicklung kann im Grunde dem Psychologen nur begreiflich sein; denn der Wille und in gleicher Weise die nach anschaulicher Klarheit und Vorstellung ringende Erkenntniß streben mit der Wahrnehmung nach außen und kommen somit mit den ihnen fremdesten, unfügbarsten Mächten und den widerstrebendsten Erscheinungen in Berührung, während dem gegenüber das innere lebendige Gefühl die Wohnstätte seiner Bildung nur im innern Organismus aufgeschlagen hat und sich nur im innern wohlgeformten adäquaten Körper durch Empfindungen reflectirt. Die Wohnstätte des innern Gefühls besitzt daher einen engeren wohlorganisirten, harmonischen und adäquaten Resonanzboden, und das menschliche Gefühl genießt zudem den Vorzug, daß es seine innere Bildungsstätte in demjenigen Organismus aufschlagen durfte, der auf Erden als der vollkommenste

und wohlgebildetste erscheint. So geschieht es, daß sich die tiefsten Empfindungen des innern gefunden, wohlgeformten und vollkommenen Organismus durch den Einfluß von Seele und Körper viel früher bilden und veredeln und zu einer vollendeteren Stufe emporsteigen, während der nach außen strebende Wille oft die Deute fremder unlenkbarer, äußerer Mächte wird, mit denen er äußerlich unterhandeln muß, um hierbei auf Widerstände zu stoßen, die er nicht immer im Drange der Umstände zu besiegen im Stande ist. Möge daher der Wille des einzelnen noch so sittlich und sein Zweck noch so edel sein, er dringt nicht durch, sobald er um sich her niedriger stehende Genossen und Wesen antrifft, die ihm fremd und widerstrebend entgegengetreten. Ähnlich ergeht es dem Erkenntnißtriebe; auch dieser schiebt sich häufig äußerlich sinnlichen Täuschungen und Misgriffen anheimgegeben, denen er oft nur auf Umwegen erst auf die Spur kommt, sodaß es ihm nur nach und nach gelingt, sich vor Verwechslungen und Verirrungen zu schützen. So, sehen wir, durchlaufen die Triebe der Erkenntniß und des Willens psychologisch und geschichtlich einen viel schwierigeren Entwicklungsgang als das sich veredelnde innere Gefühlsleben, auf dem sich der Kunstsinne aufbaut, und während der letztere mehr und mehr ahnt und klar fühlt, was er erstrebt, findet sich der Geist der Erkenntniß und mit ihm der Wille oft den tiefsten Zweifeln und einer unklaren Verwirrung hingegeben, und beide wissen im Drange der widerstrebenden Umstände nicht das Rechte zur Anerkennung zu bringen. Neben den erziehenden und voranleuchtenden Meistern der Kunst, den Heroen der Erkenntniß, den naturkundigen Weltweisen und Himmelskundigen, mußte die Geschichte daher in gleicher Weise auch auf den Gebieten des sittlichen Handelns sehr früh hervorragende Persönlichkeiten hervorbringen, welche zu Knotenpunkten der Fortentwicklung der hier so schwierigen geschichtlichen Bewegung dienen konnten. Ja, das Bedürfnis nach Krystallisationspunkten sittlicher Erziehung auf dem Gebiete des Willens und Handelns mußte sich psychologisch sogar

viel eher als auf den übrigen Gebieten des geistigen Entwicklungslebens einstellen. Dies erforderte die Aufgabe der hier geschichtlich zu besiegenden Schwierigkeiten und der äußere Drang der Verhältnisse, in welchen sich die ursprünglich noch ungesittete und zügellose, rohe Handlungsweise im Kampf um Leben und Dasein zu vertiefen genöthigt sah. Führte doch dieser äußere Kampf um die Erhaltung unter den Völkern oft zu einem unerträglichen äußern Elend und zu einem Drucke furchtbaren Jammers, von dem sich das rein innerlich nach Veredlung strebende Gefühlsleben eher befreien konnte. Nicht wunder kann es unter diesen Umständen nehmen, wenn wir wahrnehmen, wie fast alle begabtern Völker ursprünglich schon deutlich den Zwiespalt durchfühlen und sich zum Bewußtsein führen, der zwischen den ästhetischen Anforderungen des Gefühls und Gemüths und den sich in ihrer äußern Umgebung zutragenden und widersprechenden Ereignissen sich erhob. Innen in der Seele die edeln Triebe, die nach klarer, reiner Erkenntniß und wohlklingendem Gefühle ringen, und dort außen die irdische Umgebung mit ihren Schäden, ihrem Elend und ihren oft so unerträglichen jammervollen Misständen und Uebeln. Welch ein greller Contrast! Im Innern des Geistes der Drang nach ästhetischer Vollkommenheit, in der Außenwelt dagegen, in welche die Handlungsweise eingreift, der widerspruchsvolle Kampf des Lebens mit seinen Trivialitäten, seinen Uebeln und störenden Unvollkommenheiten. Je deutlicher in den Culturvölkern die Entwicklung zur Kunst zur Geltung kam und der Sinn für das Erhabene und Vollkommene zu wachsen begann, um so deutlicher mußte der angedeutete Contrast zwischen Gemüth und Leben zum Bewußtsein kommen, und um so höher mußte in der Seele der Mismuth steigen über das Elend und die Verkommenheit, die dem Auge allenthalben nur zu häufig begegneten. Unter dem Einflusse dieses Mismuths und unter den Stimmungen einer tiefen berechtigten Wehmuth tauchte daher psychologisch im sittlich gebildeten Gefühlsleben der begabtern Völker geschichtlich die tiefe, unauslöschliche

Vorstellung von der Erlösung auf. Erlösen wollte der tief fühlende, sittlich ringende Geist sich und die Menschheit, befreien und erretten wollte er sich von der Gewalt jener Unvollkommenheiten, die ihn als Fluch der bösen That fortdauernd von Bösem zu Bösem zu treiben schien. So, sehen wir, mußte unter allen Völkern, die in ihrer innern Gefühlsentwicklung nach dem Erhabenen und ästhetisch Vollkommenen strebten, in dem wirren Getriebe des Lebens geschichtlich nothwendig die Idee der Erlösung erwachen. Nicht etwa nur die Hebräer, sondern in demselben Grade auch die Inder, Chinesen und Perser und andere orientalische Völkerschaften wurden von dieser tief sittlichen und religiösen Idee ergriffen, ja so naturgemäß war diese Idee, daß sie im Grunde keinem mit Kunstsinne begabten Volke gänzlich fehlen konnte, und es lassen sich daher mehr oder weniger deutlich Spuren dieser Vorstellung bei fast allen höhern Völkern, ja in Andeutungen selbst bei niedrigeren Völkern nachweisen. Wenn es wahr ist, daß der Contrast zwischen dem innern ästhetischen Ideale und den beobachteten Unvollkommenheiten der äußern Umgebung, in welche sich Sinnes- und Handlungsweise versetzt sehen, geschichtlich nothwendig die Idee der Erlösung und der sittlichen Befreiung auftauchen machte, so werden wir es begreiflich finden, daß diese Idee bereits mit der frühesten Kunst- und Religionsentwicklung Wurzel schlagen mußte. Mit dem Aufdämmern der erweiterten Weltanschauung, die nach der Epoche der Feuerentdeckung im Geiste platzgriff, beginnt daher geschichtlich die Erlösungsidee bereits eine deutliche Gestalt zu gewinnen. — Die erste Gelegenheit hierzu bot der tiefgreifende Gegensatz von Licht und Finsterniß, der sich der beginnenden Erkenntnißentwicklung aufgedrängt hatte und der zugleich Gelegenheit bot, den innerlich gefühlten Contrast von klarer, reiner Vollkommenheit und unklarer Unvollkommenheit sinnlich zu veranschaulichen. Was die Seele innerlich durchlebte und fühlte, das suchte sie unwillkürlich auch äußerlich im Spiegel der Natur, und es schien, als wenn der Makrokosmos mit seinen Erscheinungen dieser

innern Vorstellungsweise gewissermaßen entgegenkam. Licht und Finsterniß, sahen wir früher, bildeten den allgemeinen Hintergrund der spätern kosmo-magischen Weltanschauung, welche zur Zeit die Völker beherrschte, und angezogen durch diesen Gegensatz, glaubte der Geist unwillkürlich darin ein äußeres Abbild jenes Zwiespaltes zu erblicken, der in ihm im Hinblick auf seine sittlichen Ideale, gegenüber den Ereignissen der rauhen Wirklichkeit lebendig war. Schien es doch dem kindlichen Menschengeniste, als sei es das Licht, als das Edle, Reine und Vollkommene, das sich zu erlösen und zu befreien strebte von den bösen, unreinen Mächten der Finsterniß, jenen sich stets verdichtenden, dunkeln Schatten, die fortbauernnd feindlich gegen das Licht wirkten. Eine wunderbare innere Stimme war es, die dem Herzen zuflüsterte, daß das Licht als das Reine, Durchsichtige und ästhetisch Vollkommene allein den Sieg erkämpfen müsse, um hiermit die widerstrebenden Mächte der Bosheit, des Schadens und des Uebels zu vernichten. — Das Licht, so sagte sich der sich ästhetisch entwickelnde Menschenfenn, ist die siegreiche, unauslöschliche, unbezwingliche und ewig schöne Macht, vom Lichte geht alles Leben aus, und von ihm, dem himmlisch Reinen, muß auch alle Erlösung und Befreiung kommen. — Wie früh haben die tiefer begabten Culturvölker der alten Welt unter dieser Finkleidung die Idee der Erlösung und Befreiung vom Bösen und vom Uebel in sich aufgenommen und ausgebildet! Und wie wenig seltsam erscheint uns das, sobald wir nur ins Auge fassen, wie das mit Licht und Feuer so innig verknüpfte medicinische Zauberthum der Urgeschichte und die sich daran anschließende culturbringende Prophetie der frühesten Priesterwelt, der tiefern Idee gemäß, keine andern Aufgaben hatten, als durch barmherzige Nächstenliebe die im Elend versunkene Menschheit von Krankheit und allerlei Uebeln zu befreien, mit Rath und That Beistand zu leisten und durch hervorragend sittliche Handlungsweise ein Beispiel der sittlichen Veredlung zu geben. So fühlte sich die von höherer Begeisterung getragene Nächstenliebe fortgerissen

auf dem Wege aufopfernder und edler Handlungsweise, und die sittlich hervorragenden Führer der Menschheit schlugen damit geschichtlich den Weg zur Erlösung ein, indem sie als Religionsstifter die religiöse Grundidee durch eine hervorragende, edle, sittliche Handlungsweise, durch beispielgebende That, sowie durch Lehren und Gleichnisse einleuchtend machten. So geschah es, daß sich durch den ganzen Verlauf der urzeitlichen Religionsgeschichte die Idee der Erlösung und Befreiung tief in die Gedankenkreise der Culturvölker für ewig einlebte. — Erwartungsvoll blickten die Völker des Orients in die Zukunft, ahnungsvoll schauten sie zum Himmel, um die Sterne zu deuten und sich der Zeit zu vergewissern, in der ihnen der Messias erscheinen würde.

War die Messiasidee im Verlaufe des geistigen Entwicklungslebens erwachsen, hatte sie Boden gefunden unter allen höher denkenden und tiefer fühlenden Völkern, so mußte sie an Inhalt sich bereichern und an Werth gewinnen, sobald sich der Druck der Uebel durch den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse und durch die Misstände äußerer Verhältnisse vermehrte. Die ursprüngliche Entwicklungsgeschichte der Culturvölker, die innig, wie wir sahen, verknüpft war mit dem Aufschwunge des religiösen Lebens, und deren Hauptschauplatz das südliche Asien und nordöstliche Afrika war, ist überreich an Thatfachen und tiefgreifenden Ereignissen, welche geeignet waren, den Druck gefährlicher, unerträglicher und unfittlicher Uebel nach allen Seiten hin fühlbar zu machen. — Werfen wir Blicke zurück auf die furchtbaren Rassenkämpfe der Urzeit, ferner auf die Kämpfe, in welche die Culturvölker des Orients durch die nach weltlicher Herrschaft strebenden Priesterkasten in so früher Zeit verwickelt wurden, und nehmen wir dazu die dauernde Streitsucht und Unverträglichkeit unruhiger Völkerstämme überhaupt, so entrollt sich uns mit Hinblick auf das Theater des urgeschichtlichen Entwicklungslebens der Culturvölker ein Bild tiefen Jammers und trostlosen Elends. Mehr wie anderswo auf der Erde hatte sich hier

im Herzen der Cultur- und Entwicklungsgeschichte, wo sich am tiefgreifendsten alle diese Kämpfe abspielten, und wo zudem ein heißes Klima das Fleisch und den sittlichen Willen der Völker erschafften, eine sittenlose Verfunkenheit eingeschlichen, welche das Mark der Stämme verzehrte. Ein Heer von Uebeln und aufreibenden Krankheiten nebst häufig ausbrechender Hungersnoth\* durchzogen als Geißel alle diese süblichen warmen Landstriche des Orients, und alle diese Erscheinungen machen uns mit Hinblick auf die damaligen politischen Zustände den allgemeinen Aufschrei des Jammers nach Besserung und Erlösung unter allen morgenländischen Völkern hinreichend erklärlich. Kein Wunder daher, daß unter der Sonne der subtropischen Länder, in denen sich die Urgeschichte der religiösen Entwicklung vorzugsweise abspielte, auch die Erlösungsidee ihre höchsten Blüten trieb, und zugleich in den morgenländischen Gefilden alle berühmten Religionsstifter austraten, welche durch ihre Lehren und ihr Wirken eben dieser tief sittlichen Idee einen sprechenden unvergänglichen Ausdruck verliehen.

Die Geschichte hat uns über die vorzeitlichen Religionsstifter verhältnißmäßig nur wenige Namen aufbewahrt; denn sie erinnert heute nicht mehr genau an alle jene Zauberpriester, Wunderthäter und Propheten des Orients, welche in hervorragender Weise direct oder indirect auf die Erlösungsidee hinwiesen, da die historischen Urkunden nur bis zu jener Epoche zurückreichen, in welcher die Schrift Anwendung bereits fand. Die wenigen Namen aber, welche über diese Epoche hinausreichen, bieten wenig Verlaßliches, und schwieriger Untersuchungen bedarf es, um die hierher gehörigen Persönlichkeiten historisch genau festzustellen. Wie dem sei, in jedem Falle haben wir in den Propheten und hervorragenden Priestern der Vorzeit die ersten bedeutendern Krystallisationspunkte des urgeschichtlichen religiösen Entwicklungslebens zu suchen. Als solche dürfen wir unter

---

\* Vgl. „Ausland“, Jahrg. 1869, S. 410.

den frühesten morgenländischen Religionsstiftern mit Recht Zoroaster, Moses, Confucius und Buddha betrachten. Einer schon historischen Zeit gehören sodann Christus und Mohammed an.

Sehr früh hervorragend unter allen erscheint uns in der Urgeschichte der Feuerpriester und Magier Zoroaster. Wie weit auch der in der Urgeschichte stets lebendige Mythos das Leben und die Persönlichkeit des Zoroaster mit lustigen Phantasiegebilden später ausgestattet hat, immerhin haben wir in historischer Hinsicht anzunehmen, daß von einem hervorragenden Manne und Propheten Irans eine Lehre als eigene Deutung und Zuspitzung der unter den Völkern herrschenden kosmo-magischen Weltanschauung ausging, welche ursprünglich zum Brennpunkte der Entwicklung der moralischen Idee im Religionsleben der orientalischen Kulturvölker werden sollte. Der endliche Sieg des Wahren und Guten über die angewachsene, sich verbichtende Macht des Bösen, und die Erlösung und Befreiung, welcher das von den bösen Mächten umgebene und gedrückte Menschenthum entgegengehen soll, das war der tiefe philosophische Kern jener seltsamen Lehre über den Streit von Licht und Finsterniß, der Kern jener merkwürdigen Anschauung über die heilbringende Macht der geheimnißvollen Schwingungen des ätherischen Lichts, die ja noch heute ahnungsvoll unsern forschenden Sinn von wissenschaftlicher Seite in Anspruch nehmen. Der Sieg und Triumph des Guten über die schwarzen lichtzerstörenden Mächte der Bosheit, das war die Verheißung, die unter den Völkern des Morgenlandes sich weiter und weiter ausbreitete, das war der Hinweis auf die Erlösung vom Uebel, dem die geängstigten Völker freudig entgegenjauchzten. Erwartungsvoll harrten sie der Zeit, auf welche alle ihre Propheten hinwiesen, und mit religiöser Hingabe erwarteten sie die Stunde, da der Erlöser als ein befreiender Fürst des himmlischen Lichtes erscheinen würde. — Schon früh trat unter den Chinesen Confucius mit seiner Weissagung hervor, welche deutlich mit Hinweis auf die Lichtlehre die Idee der Erlösung durchblicken läßt. „Die Völker

erwarten den Heiligen, wie die welke Pflanze nach dem Thau lechzet“, so lehrte ein Schüler des Confucius, Meng-tseu. „Hundert Chi, d. i. 3000 Jahre, sind nach den Büchern der Chinesen in der Erwartung des heiligen Mannes verfloßen. Confucius war der erste, der seine Erscheinung im Westen voraussagte und ihn als Wiederhersteller des Reiches der Tugend am Ende der Tage bezeichnete. Er ist der von Anfang der Zeiten Ersehnte, fort und fort erwartet ihn das Volk und nennt ihn vorausverkündender euphemischer Weise darum auch seinen Beherrscher, den Sohn des Himmels.“\* Hat sich die sittliche Idee der Erlösung, wie wir hiernach sehen, tief nach Ostasien hin verbreitet, so ist es begreiflich, daß auch die Inder diese Lehre tief in sich aufgenommen haben. Als christliche Missionare in späterer Zeit zum ersten mal mit der Botschaft von der Erlösung Christi zu den Indern kamen, erstaunten sie, daß diesem Volke die große Kunde des Evangeliums nichts Neues sei. Wohl aber waren die indischen Brahmanen erstaunt, daß die christlichen Priester nur von einer einzigen erlösenden Menschwerdung Gottes zu berichten wußten, während ihnen die Noth und das Elend der Menschen so groß erschienen, daß sie mit Festigkeit an eine sich oft wiederholende Erlösung und Menschwerdung Gottes zum Heile der Menschheit glaubten. Die Brahmanen erklärten ferner mit Stolz, daß Chrishna, d. i. in ihren Augen Christus, der Gesalbte, zu ihnen bereits einige Jahrhunderte früher gekommen sei, wie zu den Juden, und alles was ihnen die Christen von seinem heiligen Lebenswandel zu erzählen wußten, war ihnen im Grunde nichts Neues. Die christlichen Missionare waren verwundert, ohne zu ahnen, daß das Märtyrertum, wie es Christus erlebte, in der Geschichte derer, die mit heilbringenden Erlösungsideen austraten, ein tragisches Geschick ist, das sich leider nur zu häufig in einer ähnlichen Weise auch anderswo

---

\* Vgl. Sepp, „Das Heidenthum und dessen Bedeutung für das Christenthum“, III, 73.

wiederholen konnte. Kämpft ja doch jeder Träger einer großen und neuen Offenbarung einen Kampf, um zum Siege auf dem Wege der Aufopferung und des Duldens und Leidens vorzudringen. Und wie der Kampf um neue fruchtbare Ideen den Geist nur zu häufig in tiefe Leiden stürzt, so erzeugen andererseits eine Reihe von schweren Prüfungen, Erfahrungen und tiefeingreifenden Leiden oft neue heilbringende Ideen und erlösende Offenbarungen. Und fürwahr, der Gedanke der Erlösung selbst gewinnt nur erst wahrhaft an Werth und Bedeutung, je mehr wir im Kampf um Leben und Dasein dulden und den Druck unvollkommener Verhältnisse hinreichend erfahren. — Wol kein Volk des Alterthums hat den sittlichen Werth der Erlösungsidee so tief durch seine geschichtlichen Erlebnisse erkannt und erfahren wie die Hebräer. Alles schien sich bei diesem Volke in psychologischer und historischer Hinsicht vereinigt zu haben, was den Boden für die Saat und das mächtige Wachsthum der Erlösungsidee vorbereiten konnte. Innige Familienanhänglichkeit, fromme und liebevolle Hingabe der Einzelnen an die Stammgemeinschaft, ein mächtiger Sinn für das Erhabene, der den hebräischen Charakter nicht nur demüthig, sondern im Hinblick auf trübe Erfahrungen oft sogar kleinmüthig stimmte, konnte angesichts einer vielbewegten erfahrungsreichen Geschichte diesem Volke die Idee der Erlösung und Errettung näher wie andern vor Augen führen. Mehr wie andere Völker gewannen daher die Hebräer, rücksichtlich ihrer psychologischen Naturanlagen, jenen mitleidvollen, schwermüthigen Blick für das Elend, Mitgefühl für die Wunden ihrer Brüder und Verständniß für die Geschichte ihrer Leiden. Nicht hervorragend kriegerisch geartet, waren die Hebräer früh von andern Völkern unterjocht und elend gedrückt worden, und als ihnen dieser Druck im ägyptischen Lande zu unerträglich wurde, da entschlossen sie sich, geführt durch Moses, zur Auswanderung. Aber das langjährig unterjochte Volk war im Laufe der Zeit schwach geworden, überall, wohin es zog, wurde es von stärkerer Gewalt siegreich abgewiesen,

und zu vierzigjähriger Wanderung verurtheilt, lernte es, den Kelch des Elends bis zur Hefe lehrend, nicht nur den Werth sittlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit schätzen, sondern gewann auch jene innere Familienanhänglichkeit, die für die Entwicklung des sittlichen Pflichtgefühls und der tiefen Pietät, wie uns die Urgeschichte lehrte, vom Standpunkte der Religion von so hoher Bedeutung ist. In keinem Volke des Morgenlandes konnte daher die Prophetie in Bezug auf den Messias eine solche Höhe und Bedeutung gewinnen wie unter den Hebräern, und kein Volk war wie dieses geeignet, aus sich so tief sittliche und religiös hervorragende Charaktere hervorgehen zu lassen.

So erklärt es sich, daß die Geschichte der Hebräer schon in früher Zeit zum Brennpunkt der religiösen Entwicklungsgeschichte erhoben wurde; denn kein anderes Volk hatte sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung die Fähigkeiten angeeignet, welche nothwendig waren, das sittliche Ideal zu verwirklichen. Was die Griechen für die Entwicklungsgeschichte der Kunst, das wurden die alten Hebräer für die Entwicklung des religiösen Processes. Aber so wahr das ist, so wenig sollte sich dieses hervorragende Volk, das einst der Stimme eines Moses gehorchte, dauernd an der Spitze des religiösen Entwicklungsprocesses behaupten. Wunderbar, zu eben der Zeit, als die erworbenen religiösen Eigenschaften in höchster Potenz in einem Wesen gipfelten und in einem erhabenen Charakter zum Ausdruck kamen, über uns durch seine Handlungsweise und seinen Lebenswandel ein unvergängliches Beispiel gegeben, ein Beispiel, das so erhaben war, daß allen Völkern an ihm deutlich der Werth aufopfernder Nächstenliebe und hiermit die sittlich-religiöse Grundidee überhaupt erkennbar wurde, da waren die Eigenschaften dieses Volkes, und die nach sittlicher Unfehlbarkeit ringenden Fähigkeiten der Priesterwelt, bereits wieder gesunken. Es ist das eine für den Historiker höchst beachtenswerthe Erscheinung; denn es legt uns dieselbe zur Evidenz klar, daß ein früher auserwähltes und berufenes

legitimes Priestertum mit der Zeit im Kampfe mit den feindlichen Mächten völlig entarten und die ursprünglichen Fähigkeiten zu seinem Verufe wieder einbüßen kann. Als der Messias erschien, war eine solche Entartung des legitimen, einstmals berufenen hebräischen Priestertums thatsächlich eingetreten, es war zu einem hochmüthigen „Pharisäerthum“ ausgeartet, in welchem sich der heilige Geist Gottes in seiner Reinheit nicht mehr verständlich machen konnte. Deshalb geschah es, daß Christus fernab von diesen dereinst berufenen Priestern als selbständiger Lehrer auftreten mußte, um sogleich mit den sogenannten Unfehlbaren der damaligen Zeit einen Kampf einzugehen. So lehrt uns die Geschichte des Religionslebens, daß kein noch so sehr ursprünglich berufenes geheiligtes Priestertum in seiner Leitung vor dem Fluche der Entartung in das Pharisäerthum geschützt ist. Verwickelt in den Kampf, in dem alle Mächte sich befinden, in den Streit mit den unlautern bösen Gewalten dieser Welt sinkt nur zu leicht auch das ursprünglich mit den besten Waffen begabte Priestertum, um sich zu entweihen, und gegen eine solche unbewußt eingreifende Entweihung schützt keine Annahme eines sogenannten Unfehlbarkeitsdogmas. Die Geschichte lehrt klar, daß jedes Priestertum und seine Leitung im Kampfe mit der Sünde und den bösen Mächten sinken und steigen kann. Ist es gesunken, wie dereinst die berufenen Priester des „auserwählten Volkes Gottes“, so knüpft die Geschichte der Erlösung oft seitab an ein scheinbar unberufenes Wesen an, das sich erst später durch geistigen Erfolg in der Geschichte beglaubigt. So mußte Christus in einem Stalle geboren werden, abseits vom Palaste des auserwählten Hohenpriesters, ebenso mußte, als wiederum die Leitung des dereinst berufenen christlichen Priesterwesens sich befleckt hatte, ein Nachapostel Christi (Luther) in einfacher Mönchsgestalt erscheinen, um den neuen Brennpunkt der heiligen Erlösungsgeschichte der Menschheit zu bilden und auf den Reinigungsproceß hinzuweisen, den die heilige Kirche in sich vorzunehmen hatte, wollte sie sich ihrer Entartung wieder entziehen. Schien

sich in Christus die höchste und vollkommenste Blüte am Baume des althebräischen Religionslebens entfaltet zu haben, so war zu eben dieser Zeit, da der Geist Gottes in Christus leuchtete, der Sinn dieses Volkes ebenso wie seine berufenen Priester bereits entfittlicht und die wahre Religion in ihnen bereits untergraben. Als die Blüte vom Baume fiel, sollte die Frucht daher am selben Baume nicht mehr reifen. Die Fähigkeiten und Eigenschaften, die sich in den Hebräern in sittlicher Beziehung ursprünglich so reichlich angesammelt hatten, schienen vererbt und nicht mehr auszureichen, die herrliche Frucht jener Blüte zu schützen und zur vollkommener Reife gedeihen zu lassen. Tragisch und herzerretzend wurde mit dem Auftreten Christi der Faden der religiösen Entwicklungsgeschichte in diesem erhabenen Volke zerrissen. Von neuem gerieth damit der sittliche Proceß in tiefe Schwankungen, und neue Brennpunkte mußten an andern Orten und unter andern Völkern entstehen, um der Fortentwicklung der Religion zu neuen Ansatzpunkten zu dienen. Aber immer von neuem sollte in ähnliche Schwankungen der geschichtliche Entwicklungsproceß der religiösen, sittlichen Handlungsweise hineingerathen. War auch mit dem Beispiele und der sittlich hervorragenden Handlungsweise Christi ein für allemal ein sicheres Ideal für das Streben der Sittlichkeit gewonnen, so errang die Menschheit und mit ihr die Priesterwelt im Laufe der Jahrhunderte dennoch nicht die Fähigkeiten, sich dieser eminent sittlichen Handlungsweise in dem Maße allgemein zu nähern, wie es dem Ideale gemäß zu fordern war.

Unablässig ringen noch heute alle Völker im sittlich-politischen Leben nach einer edeln und reinen Handlungsweise, die sich in ihrer Reinheit dem möglichst anschließt, was wir hinsichtlich unserer ästhetischen Bildung nach Seite des Gemüths so deutlich empfinden und in der Kunst erheben, versinnlichen und zum Ausdruck gestalten. — Und dieser Kampf, den wir mit uns selbst und dem Leben in sittlicher Beziehung kämpfen, ist auch dem Erkenntnißleben

nicht erspart, wenngleich wir auf diesem Gebiete, im Hinblick auf die bisherigen Leistungen und Errungenschaften, bereits eher hoffen dürfen, uns allmählich einer Stufe zu nähern, auf der die Zweifel mehr und mehr schwinden vor der deutlichen Erkennbarkeit der höchsten und erhabenen Idee, die wir von dieser Seite suchen im wahren Inhalte des ewig Unvergänglichen und Unendlichen. Erst dann, wenn es gelungen ist, diese Höhe der Erkenntnis im Geiste zu gewinnen, wird sich dieselbe mehr und mehr dem ihr ursprünglich verwandten Kunsttriebe ähnlich zeigen. Von neuem verschwifert, werden Kunst und Erkenntnis alsdann im Glanze eines neuen Lichtes Hand in Hand gehen, um mit vereinten Kräften auf die noch immer ungeläuterte Handlungsweise zurückzuwirken, und so auch sie zur Höhe ästhetischer Durchbildung heranzuziehen. Erst dann, angekommen auf diesem erhabenen Gesichtspunkte, werden sich auch im sittlich-politischen Leben alle diejenigen Ideale wahrhaft verwirklichen lassen, die wir heute nur erst ahnen und deshalb bis jetzt nur so unvollkommen anstreben.

Was wir in den letzten Abschnitten unserer Aufgabe gemäß zu entwickeln hatten, war die Urgeschichte und die Entwicklung des geistigen Lebens, aber der Verlauf dieser Entwicklung lehrte uns, daß dieser Proceß im wesentlichen zusammenfiel mit dem Aufschwunge des religiösen Lebens in der Menschheit überhaupt. Das religiöse Leben war ja die Wurzel, aus der sich die übrigen höhern Geisteskräfte als Triebe deutlicher differentiirten und sich selbständiger lösteten. Aber soweit sich alle in ihrer Entwicklung betrachteten verschiedenen Geistesanlagen voneinander trennen mögen, ihre Wechselwirkung in der einheitlichen Seele des Individuums dürfen sie ebenso wenig wie im Leben des ganzen Volks völlig verlieren. Je inniger aber in Zukunft diese Wechselwirkung unter allen Entwicklungsfactoren in den Völkern hergestellt ist, je mehr das ästhetisch gebildete Gefühl durch die geläuterte Erkenntnis Rückwirkungen auf die noch unsichere sittliche Handlungsweise ausübt, und je vollstän-

diger zugleich die nach allen Seiten hin gespannten Kräfte in dieser Beziehung ins Gleichgewicht gesetzt werden, um so reicher und reiner wird sich das Geistesleben der Menschen zukünftig in seinem Glanze und seiner Schönheit überhaupt entfalten.

---

Wie im Texte bereits erwähnt wurde, sind es hauptsächlich die subtropischen Länder des Orients, in denen die Religionsstifter der Reihe nach auftraten. Hier in diesen Landstrichen hatte sich die Fülle des Stoffes angesammelt, der zur Unterlage der Entwicklung des religiösen Processes diente. Erst der Verlauf der Urgeschichte beantwortet uns die Frage: weshalb gerade diese Länder die vorzüglichsten Krystallisationspunkte zur Fortentwicklung des religiösen Processes hervorbrachten. Im Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts überhaupt erklärt es sich leicht, daß in der Zone der subtropischen Landstriche, wo die Brennpunkte der alten Kultur lagen und wo das Haupttheater des geistigen Aufschwungs überhaupt gesucht werden mußte, auch die Knotenpunkte der religiösen Entwicklung gefunden werden. Denn der primitive geistige Aufschwung, das zeigte sich uns, war innig verwachsen mit der Ausbildung des religiösen Lebens. Allein wir werden nicht verkennen dürfen, daß es nicht nur der bloße politische und historische Entwicklungsgang der Ereignisse war, der die Anregungen zu dem Aufschwunge des geistigen und religiösen Lebens nach einer ganz bestimmten Richtung hin (und zwar zur Messiasidee) darbot, sondern daß hierzu auch entferntere Factoren hinzukamen, die wir in dem Charakter der bestimmten Weltgegend, und also im Klima und der Natur des Himmelsstrichs aufzusuchen haben. Wir werden diese Factoren nicht ganz zu übersehen haben, ohne daß wir so weit zu gehen haben, wie das Budke mit seiner lebendigen Phantasie zu thun versucht. „Geben wir ihm Gehör“, sagt Oskar Peschel\*, „so wäre nichts einfacher und faßlicher als die Rückwirkungen des Wohnorts auf die Erscheinungen der Gemüthswelt. Da wo die Natur mit großen Schreckmitteln den Menschen bedrängt, wird die Einbildungskraft stärker entwickelt werden als der Verstand, und dort wird der Wunderglaube üppiger ins Kraut schießen. Italien, Spanien, Portugal, sagt Budke, werden in Europa unter allen Ländern von Erdbeben am meisten heim-

---

\* Vgl. „Einfluß der Ländergestalten auf die menschliche Gesittung“ („Ausland“, Jahrg. 1869, S. 407).

gesucht, Erdbeben schüchtern das menschliche Gemüth ein, und folglich hat sich bei ihren Bewohnern mehr als anderwärts der Glaube an Eingriffe übersinnlicher Mächte in die physische Weltordnung zäh erhalten. — Daß Portugal unter die erdbebenreichsten Länder gezählt wird, mag die schwere Katastrophe, welche Lissabon vor mehr als hundert Jahren betraf, einigermaßen rechtfertigen, obgleich sie in ihrer Großartigkeit vereinzelt steht, aber Spanien, obgleich nicht gänzlich verschont, gehört doch nicht unter die vorzugsweise oder nur streng heimgesuchten Länder. Japan, welches so oft unter dem Dreizack des Poseidon erzittern muß, wird von einem heitern, zu Schelmerei und Kurzweil stets aufgelegten und in religiösen Dingen sorglosen Menschenschlag bewohnt. Rußland wiederum ist fast gänzlich frei von Erdbeben; aber von einem Exorcismenspuß, wie er in der griechischen Kirche noch vorherrscht, ist Italien doch schon längst gereinigt.“

„Ueben die Drohungen und Bedängstigungen, welche mit irgendeinem Wohnort verknüpft sind, über die Gemüther einer Bevölkerung jene Herrschaft, die ihnen Wuth zumuthet, so müßten die Holländer viel wundergläubiger sein als die Belgier. Ihnen droht beständig, und ganz vorzüglich zur Zeit der Spagyien des Mondes, ein Gegner, der so wenig Erbarmen kennt wie das Erdbeben, nämlich das Meer, das sie als Bewohner unterseeischer Fluren um ein Erbstück geschmälet haben. Oft genug schon hat sich die verdrängte Macht gerächt, wie damals, als der Japdersee und der Dollart durch plötzliche Einbrüche sich füllten und alle Ortshaften sammt ihren Bewohnern hinabschlangen.“ Schlagender wol sind alle derartige Ansichten, welche ohne weitere psychologische und historische Einsicht von vornherein bedeutende Einflüsse der Außenwelt für die innere Entwicklung des Geistes, und besonders der Religion, constatiren zu können meinen, nicht zu widerlegen. Nur erst dann, wenn wir den Werth der psychologischen Grundlage geprüft und den historischen Entwicklungsgang der Erweiterung eben dieser Grundlage genau erkannt haben, kann es gelingen, den Einfluß entfernter physischer Factoren auf den Aufschwung, resp. den Verfall, der Gesittung und des Geisteslebens genügend zu begreifen. Nur erst dann bewahrheitet sich das tiefe Wort A. von Humboldt's: „daß das Wesen und der Naturcharakter verschiedener Weltgegenden mit der Geschichte des Menschengeschlechts und mit der seiner Cultur auf das innigste verknüpft ist“, und dergleichen der nicht minder wahre Ausspruch des nämlichen Autors: „Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das geheimnißvolle Zueinandewirken des Sinnlichen und Uebersinnlichen, gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höhern Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz.“

Nichts ist aber geeigneter, diesen Reiz zu erhöhen, als das Studium der Urgeschichte und der ursprüngliche Verlauf des geistigen Entwicklungslebens, der in Bezug auf oben erwähntes geheimnißvolles Zueinanderwirken, wie wir gesehen haben, so viele wichtige Data an die Hand gibt.

Was die im Orient entstandenen Messiasfagen anlangt, so sei hier bemerkt, daß in China die Bücher Kitiyki einen Helden ankündigen, der alle begangenen Verbrechen der Welt sühnen und die verderbte Welt wieder in ihren frühern Stand zurückbringen werde. Ferner heißt es, Tien-gien wird der Gottmensch sein, er wird unter den Menschen wohnen, obwohl sie ihn nicht kennen, und man wird ihn geißeln und schlagen. Fast könnte man vermuthen, daß diese Anschauungen der Bibel entlehnt seien, und doch liegt hierzu nicht der geringste Grund vor, denn alle diese Ideen über das Märtyrertum des Gottgesandten sind ebenso wenig entlehnt und der Heiligen Schrift entnommen, wie Platon's Schilderung des Gerechten, von dem es heißt: „Zugendhaft bis zum Tode wird er für einen Ungerechten und Verlehten gelten und als ein solcher geißelt, gemartert und zuletzt ans Kreuz geschlagen werden.“ Gewiß, diese Worte sind psychologisch wahr, und deshalb sind sie prophetisch, sodaß Rousseau in seinem „Emile“ I, IV, leicht bekennen durfte: „Wenn Plato in seinem Bilde von dem Gerechten, diesen, der aller Belohnungen der Tugend würdig ist, mit aller Schmach des Verderbens bedecken läßt, so malt er Zug für Zug Jesum Christum.“ Wir sehen, es liegen psychologische Gründe vor, welche von allen Seiten, d. h. unter den verschiedensten Völkern die Weissagungen über das Schicksal des Messias ähnlich lautend ausfallen ließen. Die wahre, moralische und religiöse Idee der Geschichte hat sich daher auf psychologischem Wege viel weiter verbreitet als das engherzigen Priestern glaublich erscheint, welche nur meinen, auf dem Wege wunderlicher Dogmatik diese allgemeine Verbreitung erzielen zu können. Was aber der Verbreitung des Christenthums unter vielen Völkern am meisten entgegensteht, ist nicht etwa das Unverständnis für die Auffassung des tiefsten edeln Kerns und der eigentlich religiösen Grundidee, sondern gerade eben nur die Art und Weise der bestimmten dogmatischen Einkleidung, die oft unpsychologisch in vieler Hinsicht sich unter andern Völkern keinen psychologischen Boden erringen kann. Dies ist aber namentlich bei denjenigen Völkern der Fall, welche die Messiasidee sehr früh in sich aufgenommen und in eine eigene Form eingekleidet haben, die, gleichfalls von Priesterhand herührend, sonderbar in ihrer Art der Gestaltung genannt werden muß. Hier tritt denn hinsichtlich der Verbreitung eine orthodoxe speculative Priesterdogmatik der andern gegenüber, beide suchen sich für immer

auszuschließen, denn beide leiden an gleichen Mängeln, und keine will einlenken auf den psychologischen Weg der Verständigung, um die allein wahre und höchste psychologisch-religiöse Grundidee zu retten. Man kann daher mit Recht behaupten, daß sich die Idee des wahren Christenthums nur erst dann unwiderstehlich allgemeiner ausbreiten wird, wenn im Laufe des geistigen Entwicklungsprocesses durch Bildung von allen Seiten das Beiwerk einseitiger Priester speculation wieder beseitigt worden ist.

Wie bereits oben angedeutet wurde, war es ursprünglich die Zoroaster'sche Lehre, welche der psychologisch-religiösen Grundidee den ersten deutlichen Ausdruck verlieh und die den Anstoß zur weitem Entwicklung des hierher gehörigen Gedankenkreises unter den morgenländischen Völkern gegeben hat. Die Lehre Zoroaster's ist verhältnißmäßig viel älter, als gemeinhin angenommen wird. Dunder datirt ihren Urheber 13 Jahrhunderte vor Christus zurück, und nach den neuesten Forschungen von Martin Haug haben wir Grund, die Entstehung dieser Lehre noch um ein Jahrtausend weiter zurückzuverlegen. Das Wesentlichste der uralten Lehre Zoroaster's ist die thatsächliche Anerkennung einer dem Guten feindlichen Macht, die im Stande ist sich zu behaupten und eine gewisse Herrschaft zu gründen, deren Anhänger vernichtend und zerstörend gegen die Segnungen des Heiligen und Wahren und Guten verfahren. Trotz aller Anerkennung der geschichtlichen Herrschaft der Uebel und aller derjenigen bösen Kräfte, die dasselbe in unserer Umgebung verwirklichen, prophezeit Zoroaster jedoch den endlichen Sieg des Guten und gibt Vorschriften, wie der Mensch handeln soll, um des Guten und Reinen theilhaftig zu werden. Daß diese Ideen ihren Anstoß erhielten durch den ästhetischen Effect, den die in der Natur sich entgegentretenden Eindrücke von Licht und Finsterniß auf unser Gemüth ausüben, haben wir im Text bereits angedeutet, indem wir schon an frühern Orten leise daran erinnerten, in welcher eine seltsame geheimnißvolle Beziehung die kosmischen Erscheinungen von Licht und Finsterniß zu unserm Gemüth überhaupt treten, sobald sich eben das Gemüth thatsächlich im Menschen nur erst bis zum gewissen Grade entwickelt hatte, sodaß der Geist ein tieferes Verständniß und dauerndes Interesse für die Wunder des Makrokosmos gewinnen konnte. Denn das war das Resultat unserer psychologischen Ausführungen, daß die äußern Erscheinungen nur erst dann zu uns in eine wahrhaft tiefe Wechselwirkung treten, und also nur dann erst zu unserer Seele deutlich zu reden beginnen, sobald der Geist durch Bildung, Entwicklung und Reife innerlich selbst sein Entgegenkommen durch erworbenes Verständniß zu beweisen im Stande war. — Nach-

dem sich Gemüth, Auffassung und Geist durch die der Reihe nach nachgewiesenen empirischen Anstöße entwickelt hatten, da waren die Ausführungen und Lehren Zoroasters um so nahe liegender, als alle Elemente derselben bereits, wie wir sahen, in den Einzelanschauungen der kosmo-magischen Gesamtanschauung nach der Feuerepoche zerstreut lagen, sodaß es nur eines geschickten prophetischen Mundes bedurfte, um diese Theile folgerichtig zu sammeln und lehrreich zu verwerthen. Daher können wir uns nicht wundern, daß selbst in Amerika ganz deutliche Anklänge an die Zoroaster'sche Grundansicht bei den Mexicanern wiedergefunden werden. Mögen diese Anklänge nun ein psychologischer Fingerzeig sein für ein ähnlich geartetes Nachdenken und Auffassungsvermögen der amerikanischen Culturvölker mit den Culturvölkern der alten Welt, oder mögen sie (durch ihre Mythen, aus denen sie stammen) zurückdeuten auf eine uralte Verbindung des Ideenaustausches unter diesen weit getrennten Völkern, oder endlich mögen sie (weil sie nach der Aufnahme der kosmo-magischen Weltanschauung zu nahe liegend waren) hier selbständig erzeugt worden sein, immerhin ist es von Interesse zu bemerken, daß selbst die mexicanischen Völker von gleichen und doch sehr ähnlichen Grundlehren besungen waren. Bei den amerikanischen Culturvölkern war Quezalcoatl der Urheber alles Guten und Reinen und der ewige Freund des Friedens, ihm zur Seite stand Tezcatlipola, der Lebensschaffende und Lebenerwedende (also das Licht \*), ihm gegenüber trat Huizilopochtli, d. i. der Schreckliche und Verderbenbringende. Knüpft sich an die erste Gottheit das Moment der Liebe und des Wohlwollens, so kommt hier im letztern das Moment der Furcht vorwiegend zum Ausdruck. Der Huizilopochtli hat mannichfache Bedeutungen angenommen. Er wurde anfangs durch den Mythos zum Gott der Fruchtbarkeit erhoben, auch wird von Huiziton gesagt, er habe die Azteken auf ihrem Auswanderungszuge Feuer reiben gelehrt. \*\* Wie dem sei, es mischte sich später mit den Vorstellungen des Huizilopochtli nicht sowol die Macht des Lebengebens, als auch die des Lebenverderbens und des Zerstörens. Deshalb wurde er der Grausame und Schreckliche. Ihm brachten die Mexicaner die großen Menschenopfer, die sich nach spanischen Berichten jährlich auf 20000 Häupter beliefen, auch wurden ihm die Kinder ge-

\* Genauer das Feuer; denn Tezcatlipola heißt der rauchende Spiegel. Dieser Gott führte als Hauptattribut zwei rauchende Fackeln, und sein Bildniß war aus schwarzem Stein gefertigt, der von den Einwohnern „der göttliche Stein“ genannt wurde. (Vgl. Müller, „Geschichte der amerikanischen Religionen“, S. 613.)

\*\* Clavig., I, 178; Müller, S. 596.

weißt, indem man dieselben an Leib und Brust durch Einschnitte zeichnete. So, sahen wir, nahmen die Mexicaner eine aufbauende, bejahende Gottheit und eine zerstörende Gottheit an, der Gegensatz aber, der sich hieraus ergab, erschien ihnen ebenso wenig wie dem Zoroaster als dauernd möglich, und so lehrten sie denn ähnlich wie jener, daß Quezalcoatl als Fürst des ewigen Friedens den Kampf zwischen Tezcatlipoca und Huizilopochtli ausgleiche, um als Messias endlich ein Reich des Glücks und der ewigen Wohlfahrt zu begründen. — Es ist also auch hier der durchgeföhlte Kampf zweier disharmonischer Mächte und deren Einflüsse, welcher der religiösen Weltanschauung dieser von den Culturvölkern der alten Welt so weit abseits sich entwickelnden Amerikaner zu Grunde lag.

Werfen wir nun zum Schluß noch einen flüchtigen Gesamttrüßblick auf die Geschichte der Religion, so zeigt sich, daß wie die Religion im einzelnen Menschen ihre Wurzeln in der Gesinnung und im Herzen hat, im weitern vorzugsweise ihre Heimstätte im Staats- und Familienleben zu suchen ist. Auch das entstehende Priestertum konnte sich nur begründen und erhalten im Staate und im wohlgeordneten Gemeindeleben. Das eigentliche Priestertum, dessen Bestrebungen wir die frühesten tiefen geistigen Errungenschaften verdanken, indem es zugleich Nächstenliebe und moralische Gesinnung mit der Religion verbreitete \*, fand nicht nur bis zum gewissen Grade geschichtlich bereits ein recht wohlgeordnetes Staatsleben unter den Völkern, sondern zugleich einen bereits bestimmt entwickelten religiösen Fond vor, und ohne diesen vorgefundenen geebneten Boden wäre die culturgeschichtliche Mission des entstehenden Priestertums unausführbar gewesen. Es ist daher, von seiten der heutigen Leitung des katholischen Priestertums geschichtlich betrachtet, im höchsten Grade ungerecht, daß sie die göttliche Aufgabe der weltlichen Macht und deren erziehungsthätigen Einfluß auf das sociale Leben so gering anschlügt, daß sie diese Macht sich unterzuordnen bestrebt ist, während man doch im höchsten Falle nur berechtigt wäre, mit Rücksicht auf die Geschichte die Missionsarbeiten von Kirche und Staat einander zu coordiniren, da ja der Staat bereits in seiner Weise, ehe noch an die Begründung einer eigentlichen Kirche irgendwie gedacht werden konnte, eine hohe Aufgabe mit göttlichem Bestande erfüllt hatte. Mag man sich daher drehen und wenden wie man will, die Kirche als solche ist immerhin nur die Tochter des Staats, denn auf dem Boden seines fruchtbaren Mutter Schoßes konnte dieselbe allein

---

\* Vgl. Buch 5, Kap. 3.

erst in vollendeter Gestalt zur Geburt kommen.\* Will man daher im geschichtlichen Sinne etwa eine Unfehlbarkeit im Missionsleben der am meisten zur Erlösung der Menschheit beitragenden Kirche gelten lassen, so könnte sich höchstens dieselbe aus dem Zusammenwirken der beiden durch Gott zur Erziehung der Menschheit berufenen Factoren, nämlich aus Staats- und Kirchenleitung ergeben, niemals aber einseitig und absolut in einer Hand liegen. Hiermit würde sich daher immer wieder die auch von berühmten Vertretern der katholischen Kirche vertheidigte Ansicht feststellen, daß die Unfehlbarkeit überhaupt nur einem richtig zusammengesetzten Concile zugesprochen werden könne, in welchem aber auch, wie hinzuzusetzen, die berufenen Staatsleiter gleichwerthige beratende Stimmen besitzen. Die katholische heutige Hierarchie übersieht den Werth dieser Weisungsleistung von seiten begabter Staatsleiter, sie tritt dem Staate, sich selbst einseitig überhebend, entgegen, und es bleibt dem Historiker nur übrig in Bezug hierauf zu antworten: „Wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden, wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöhet werden.“ Aber selbst ein regelrecht zusammengesetztes Concil wird sich nicht früher eine Unfehlbarkeit vindiciren können, als die Vorsehung durch den Erfolg der Geschichte im Laufe der Jahrhunderte seine Entschlüsse thatsächlich beglaubigt hat. Der sogenannte unfehlbare Sieg der sittlich-religiösen Grundwahrheit und des sittlichen Fortschritts in der Geschichte, an welche wir alle wol festhalten, ist als Anticipation, innerhalb „des schweren Kampfes“, in welchem sich hienieden die Wahrheit (und die Kirche) mit den Mächten der Lüge, der Bosheit und der sündlichen Gewalt noch fortbauernnd befindet, sittlich betrachtet ebenso jesuitisch hochmüthig wie lächerlich. Es erinnert eine solche Anticipation des Sieges an das eitle Siegesgeschrei, das wir bei den Franzosen schon vor dem Kampfe zu hören gewöhnt sind und das sich schon so oft gestraft hat. Die wahre Kirche Christi hat, will sie den Kampf mit Sünde und Bosheit in dieser Welt tief genug würdigen, keinen Grund zu solchem Hochmüthe, mit dem ja der Teufel bekanntlich zugleich stets in der Geschichte die Obern, besonders die Kirchenobern und Priester (Pharisäer) geblendet hat, wenn er sie verderben wollte. Die wahre Kirche Christi soll in sich selbst froh und innerlich siegesbewußt, aber nach außen hin demüthig und bescheiden sein, sie soll ihre Unfehlbarkeit des Sieges daher bezüglich jener Welt innerlich ahnen und glauben,

---

\* Oder, was auf das Gleiche heraustritt, der heilige Geist Gottes wählte sich die frühesten und ersten Werkzeuge zu seinem Erlösungswerke unter den hierzu befähigten weisen Staatslenkern.

nicht aber durch Feststellung als Dogma in dieser Welt bereits zum anticipirten Wissen erheben. Nur erst am Ende des Kampfes, im Rückblick auf den gewonnenen Sieg, kann die sogenannte Unfehlbarkeit hienieden als Product der Geschichte sich enthüllen, jede Anticipation in Form eines wissentlich ausgesprochenen Dogmas in dieser Hinsicht ist dem christlichen Dulderthum und seinem Kampfe in dieser Welt völlig fremd. Das Wesen unsers christlichen Schaffens und Handelns liegt eben im Kampfen um die sittlichen Ziele, wüßte ein Kämpfer aber im voraus, daß er unfehlbar siegen würde und müßte, so wäre sein Kampf als solcher nur eine unwirkliche Farce, die sinnlos wäre, da der Kampf selbst hienieden, wie es Christus am Delberge bewiesen, thatsächlich nur ein relativ wahrscheinliches Hoffen, nicht aber ein absolutes unfehlbares Wissen des Ausgangs voraussetzt. So gewiß wir in religiöser Hinsicht den endlichen Sieg der sittlich-religiösen Wahrheit in dieser Welt der Lüge und des Irrthums erhoffen und mit Wahrscheinlichkeit erstreben, so wenig sind wir im Stande, mit absoluter Gewißheit, und eine solche schließt eben eine Unfehlbarkeit in sich, in eben dieser Welt darüber zu reden und von hier aus zu urtheilen. Alle derartigen Ansichten, zu denen sich der Jesuitismus verstiegen, beruhen auf Untrennung des Problems über relative, freie (wahrscheinliche) und absolute, das heißt eben unfehlbare Bewegung des Fortschritts in der Geschichte. (Man vgl. die auf den letzten Punkt bezüglichen Ausführungen S. 371 fg. dieses Buches.)

---

### Die Pythagoreer.

Die Förderung der urgeschichtlichen Priesterbeschäftigungen, insbesondere die hervorragende Förderung von Musik, Himmelskunde und Mathematik durch die Pythagoreer. — Die Verschmelzung der Grundideen von Kunst und Wissenschaft und Religion in der pythagoreischen Weltanschauung und der Hinweis auf die Idee des Kosmos.

---

Der Mensch hatte Himmel und Erde durchforschen lernen, und das ins Unendliche blickende Auge hatte sich in seiner Kraft erweitert und der Geist veredelt. Wir haben im Laufe der Entwicklungsgeschichte die Gründe kennen gelernt, die unser Augenmerk rücksichtlich der tiefern geistigen Entwicklung vorzugsweise auf die Griechen lenkten. Alles schien sich unter dem heitern Himmel Griechenlands vereinigt zu haben, was die Triebe des Geistes, die unter den hier eingewanderten Völkern so üppig wucherten, zu einer vollendeteren Blüte entfalten konnte. Kunst, Wissenschaft und Religion hatten sich hier nebeneinander hoch entwickelt, und obwol deutlich voneinander geschieden, feierten diese geistigen Triebe dennoch hier in vollendeter Wechselwirkung einen tiefern Bund der Eintracht. In keiner philosophischen Schule kam die Eintracht dieser geistigen Entwicklungszweige indessen so früh und so vollendet zum Ausdruck wie in der der Pythagoreer. Die Pythagoreer bildeten eine Gesellschaft, welche zunächst durch religiöse sittliche Uebungen ihre Glieder veredeln und dem griechischen Ideale der Tugend gemäß

bilden wollte.\* Aber diese sittlich-religiösen Bestrebungen wurden getragen durch die Bildung des Gemüths und Gefühls vermöge der Einflüsse der Kunst. Vorzugsweise war es die Musik, die recht eigentlich als diejenige Kunst bezeichnet werden konnte, welche die religiösen sittlichen Gefühle bilden half, und welche daher, wie wir sahen, seit frühester Zeit durch Priesterhand gefördert und gepflegt worden war. So geschah es, daß die Pythagoreer auf die natürlichste Weise die Musik zur Hand nahmen, um die sittliche und religiöse Bildung zu befördern, sie folgten hiermit nur unwillkürlich einem Antriebe, dem die ganze Priesterschaft der vorzüglichsten Culturländer, welche sich ja um Erfindung und Entwicklung der Musik so hohe Verdienste erworben hatte, in der gleichen Weise gefolgt war. Aber der griechischen Sekte der Pythagoreer war es vor allen übrigen beschieden, durch ihre hervorragende Begabung diese alte Priesterkunst, wie wir sie in historischer Hinsicht wol nennen dürfen, am meisten zu fördern. Diese Förderung hatte zugleich noch einen andern Grund, der uns von neuem an die Beschäftigungen des alten Priesterthums erinnert. Die Pflege der Himmelskunde und der Astrologie nämlich waren es, die, wie wir gesehen haben, vorzugsweise dazu aufforderten, auch die mathematische Wissenschaft zu fördern. Zahl, Maß, Eintheilung und Berechnung bezüglich der Himmelserscheinungen waren nothwendig geworden, um tiefere Orakel spenden zu können, wie sie in späterer Zeit in den Culturländern des Orients verlangt wurden. Wie früh waren daher in den Priestergemeinschaften die mathematischen Künste und Hilfsmittel zur Geltung gekommen, wie weit hatten es hierin die Babylonier, die Chaldäer und andere begabtere Völker des Orients gebracht. Wie nahe aber lag es daher, daß eine sich in Griechenland bildende Sekte mit sittlich-religiösem Grundcharakter sich mit um so größerem Fleiße diesen alten historisch überlieferten Priesterbeschäftigungen hingab, als deren

---

\* Zeller, „Abhandlungen“, S. 38.

Mitgliedern zugleich eine ganz besondere Anlage zukam, diese Thätigkeiten mit philosophischem Geiste tiefer zu durchgeistigen. So erklärt es sich auf die einfachste Weise, daß sich im Hinblick auf die Musik und im Hinblick auf die Himmelskunde der damaligen Zeit eine philosophische Anschauung ausbilden konnte, die Zahl, Maß, Verhältniß und endlich die Harmonie überhaupt zur Grundlage ihrer ganzen Weltbetrachtung machte. Es liegt nicht mehr in dem Bereiche unserer Aufgabe, historisch den genauern Zusammenhang aufzusehen, der durch das Leben und die Erlebnisse des Pythagoras, als Stifter der nach ihm benannten Gemeinschaft, mit den Anschauungen und Beschäftigungen einzelner Priesterschaften anderer Länder des Orients bedingt sein könnte. Wie viel oder wie wenig von dem Leben des Pythagoras auch vielleicht zu beglaubigen ist: daß die Pythagoreer Anklänge in ihren Beschäftigungen und vielen andern Einzelheiten an die Priesterschaften des Orients verrathen mußten, würde sich ohnehin auf die natürlichste Weise erklären. Daß indessen die Wissenschaft der Priester, nämlich die Himmelskunde, im Hinblick auf die alte Priesterkunst der Musik und im Hinblick auf eine tiefere mathematische Grundanschauung, somit die Zweige von Kunst und Wissenschaft zu einer tiefern philosophischen Gesamtanschauung verschmolzen wurden, um einen erhabenen Hintergrund zu bilden, an dem sich die sittlich-religiösen Antriebe der gestifteten Gemeinschaft erheben und erbauen konnten, das bleibt ohne Zweifel das eigene Verdienst der Pythagoreer. In diesen letztern Bestrebungen trat eben jener philosophische Zug zu Tage, der die Griechen den übrigen Priestergerossenschaften anderer Völker gegenüber so hervorragend charakterisirte. Daß sich Dichter, Sänger und Priester der frühesten Zeit in ihren Hymnen auf die Götter und den Kosmos in Griechenland oft in Anschauungen ergingen, welche hier und da mit den Producten von Priestern anderer Länder im Einklange waren, wird kaum zu bezweifeln sein, aber schon die frühesten Erzeugnisse der eigentlichen Philosophen in

Griechenland tragen den Charakter eines freieren Geistes an sich, der sich weit über die Anschauungen des Priesterthums hinaus hob. Nicht den außerweltlichen, über und hinter dem Kosmos stehenden Göttern gestand ein Thales von Milet die Macht zu, die kosmischen Kräfte zu bilden, sondern vielmehr innerhalb des Kosmos selbst, nämlich im Wasser, glaubte er thatsächlich diese schöpferische Grundkraft auffuchen zu müssen. Die frühesten griechischen Sänger und Philosophen, die Wasser, Luft und Feuer u. s. w. zur Grundlage solcher frühesten philosophischen Betrachtungen machten, waren aber in gewissem Sinne noch unvollendete naive Materialisten. Diefen gegenüber war es allerdings den Pythagoreern beschieden, den tiefern Grund zu einer idealern, umfassendern Weltanschauung zu legen, denn nicht in den bloßen Stoffen selbst, sondern in den Formen und Verhältnissen derselben zueinander suchten sie die Grundlage ihrer Betrachtung. Es war der Grundbegriff der Ordnung, nach welcher alles in harmonischer Gliederung zueinander stehen sollte, wie es die Kunst der Musik zunächst nahe gelegt hatte, der die Pythagoreer begeisterte und sie dahin führte, das Wesen dessen, was wir *Kosmos* oder Weltordnung nennen, tiefer zu begreifen. Unverkennbar war es also die Grundidee der Kunst, die hier das Wissen bereits zu beherrschen begann, oder sich doch tiefer mit ihm zu verbinden suchte. Mit dem Hinweis auf die Pythagoreer schließt das Reich der Urgeschichte ab; wir haben mit diesem Hinweise auf die frühesten philosophischen Bestrebungen der Griechen sogar das Gebiet der Geschichte bereits berührt. Was bei den Pythagoreern in einer freilich noch unvollendeten Weise im Beginne der geschichtlichen Zeit zum Ausdruck gekommen war, nämlich die innige Verschmolzenheit von Kunst, Wissenschaft und Religion in der tiefern Weltbetrachtung, das bleibt in einer höhern, vollendeter Weise offenbar das geschichtliche Ziel aller tiefern geistigen Bestrebungen.

---

### Rückblicke und philosophische Ergebnisse.

Kant's Ansicht über die Natur der „Dinge an sich“. — Die Veränderung der Anschauung durch den fortschreitenden Wechsel des innern Gesichtspunktes. — Rückblick auf die Thatfachen, welche diesen Wechsel in der Geschichte des Menschengeschlechtes zu Stande gebracht haben. — Der Verlauf der äußern historischen Ereignisse zwingt die Seele zur Anknüpfung an hervorragende Stützen, welche die Körperwelt bietet, und diese werden zu Behilfen der geistigen Entwicklung. Die äußern Stützen spielen gleichsam die Rolle einer Stufenleiter. — Der geschichtliche psychologische Entwicklungsproceß lehrt eine tiefere Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwelt, und Mikrokosmos und Makrokosmos. — Ist diese Wechselwirkung Zufall? — Leibniz und der Gedanke der Harmonie. — Die Thatfachen unserer nähern Umgebung widersprechen der Harmonie. — Auch Herder erblickt überall Harmonie, ohne indessen den Umfang der Uebel im naturgeschichtlichen Entwicklungsproceß genügend zu übersehen. — Die Harmonie offenbart sich nur im Hinblick auf die Gesammterrscheinung des Makrokosmos, spricht sich im reinen Gefühl und in der Kunst aus, steht indessen in zu hohem Contrast gegenüber den Unvollkommenheiten des äußern Lebens und den Uebeln der nähern Umgebung, in welche Handlung und Erkenntniß eingreifen. — Der geschichtliche Zug zur Erlösung und die sittliche Aufgabe. — Die Wechselwirkung des Zufalls herrscht nur im Chaos, die der geforderten völligen Conformität dagegen nur in der vollkommenen Harmonie der Weltordnung. — Wir stehen auf der Umgebung unsers Planeten in einem Proceß, in welchem die Causalität noch nicht frei ist vom Drucke widerspruchsvoller, hemmender Mängel, die disharmonischen, unvollkommenen und gesunkenen Zuständen angehören. — Das Problem des Criticismus und das geschichtliche Entwicklungsleben des Geistes. — Die Entstehung des Widerspruchs ist der Aufgabe des heutigen Criticismus gemäß geschichtlich zu erklären. — Der

Widerspruch ist im Rückblick auf die geschichtlichen Thatfachen weder objectiv nothwendig (Hegel und die Idealisten), noch subjectiv illusorisch (Herbart und die Realisten). — Nur erst der geschichtliche Entwicklungsproceß des Geisteslebens gewährt eine klare Einsicht in die geheime Wechselwirkung zwischen Seele und Körperwelt, sowie zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos. — Hinweis auf den hohen Aufschwung des Geisteslebens durch die Erkenntniß des Makrokosmos. — Schlußbetrachtung.

„Daß alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfangt, daran ist gar kein Zweifel, denn wodurch sollte das Erkenntnißvermögen sonst zur Ausübung erweckt werden, geschähe es nicht durch Gegenstände, die unsere Sinne rühren und theils von selbst Vorstellungen bewirken, theils unsere Verstandesfähigkeiten in Bewegung bringen.“ Vielleicht mehr wie jede andere psychologische oder empirische Betrachtung war der Verlauf der behandelten Entwicklungsgeschichte des ursprünglichen Geisteslebens dazu geeignet, uns die Wahrheit dieser bedeutungsvollen Worte Kant's vor Augen zu führen. Auf Schritt und Tritt folgten wir der Ausdehnung und Erweiterung des Erfahrungskreises, und wir sahen, wie demgemäß das Erkenntnißvermögen wuchs und immer entferntere Gegenstände in den Horizont der genauern und dauernden Beobachtung traten. Kant war es indessen vorzugsweise, der schärfere Zweifel gegen das Verhalten und die Natur dieser uns afficirenden äußern Gegenstände erhob, er behauptete, daß sie uns ihrem Wesen nach völlig unbekannt seien, und nicht ganz mit Unrecht; denn in der That, die Auffassung und der Werth dieser äußern Objecte gestalten sich nur innerhalb unserer innern Anschauung, und sobald sich diese Anschauung verändert mit der Stellung und dem Gesichtspunkte, den wir selbst einnehmen, um sie zu betrachten, so scheinen sich auch die Objecte demgemäß umzuformen. Dem Thiere, das sich mit seinen dauernden Beobachtungen stets in jenem engern Betrachtungskreise der Umgebung bewegt, den wir in psychologischer Beziehung die

Apperceptionsenge nannten, blieben die Erscheinungen des Makrokosmos nur lichte Punkte, die ihm dauernd kein aufmerksames Interesse abnöthigten. Dies geschah nicht nur deshalb, weil dem Thiere der Sinn fürs Erhabene noch völlig mangelte, sondern weil ihm die Erfahrung noch keine geeigneten Beziehungen bot, die zur Anknüpfung dauernder Interessen für entlegene Gegenstände überhaupt hätten dienen können. Wir hatten es uns zur psychologischen Aufgabe gemacht, ebensowol den innern geistigen Entwicklungsgang, sowie die ins Gewicht fallenden Erfahrungen historisch und empirisch zu verfolgen, welche der Reihe nach Anknüpfungen boten für Ideenassocationen, die geeignet waren, die natürliche und ursprüngliche vom Menschen mit auf die Welt gebrachte Apperceptionsenge zu durchbrechen, damit er nach diesem Durchbruch die engere Welt und Umgebung des Mikrokosmos mit den entferntern Objecten und Erscheinungen des Makrokosmos durch bestimmte haften bleibende Beziehungen dauernd und folgerichtig zu vermitteln im Stande war. Die Geschichte hatte uns gelehrt, daß es dem Menschengenosse im Laufe der Entwicklung vergönnt war, von der thierischen Stufe der Auffassung einen merkwürdig hohen geistigen Aufschwung zu nehmen, einen Aufschwung, durch welchen er den Erfahrungskreis unabsehbar erweiterte und eine Reihe von entlegenen fernen Objecten in einem ganz neuen, früher nicht gekannten Lichte erblicken lernte. So hatte sich im Laufe der Entwicklung die Außenwelt vor den Augen des Menschen in merkwürdig hohem Grade verändert, der Geist hatte im Wachsthum wechselnde Gesichtspunkte eingenommen, und siehe da, mit jedesmaligem innern Wechsel des Standpunktes erschienen ihm die äußern Gegenstände in einem neuen Gewande. — Aber wie war in psychologischer Beziehung diese innere Vervollkommnung und Erhöhung des Gesichtspunktes zu Stande gekommen? Hatte der Geist für sich allein oder etwa in looserer Wechselwirkung mit andern Wesen und Geistern seiner Gattung diese Erhöhung gewonnen; oder aber hatte die lose Wechselwirkung der Geister unter

sich noch nicht vollends genügt, diesen merkwürdigen hohen Aufschwung seines Wesens zu bewirken? — Jetzt am Schlusse dieses Abschnitts sind wir im Stande, mit Rückblick auf den Verlauf der Geschichte diese höchst wichtigen Fragen zu beantworten. — Nein, so dürfen wir antworten, nicht für sich allein, auch nicht einmal im lockern Verbande der sogenannten Heerdengenossenschaft waren Geist und Seele im Stande gewesen, den Werth aller dieser Güter zu erringen, sondern nur erst die geschlossene Einheit des Staatszusammenhanges mit seiner fein durchgeführten Arbeitstheilung konnte den ersten tiefen Grund zum Aufschwunge aller organischen Geistesentwicklung legen; denn nur im engeren organischen Verbande, sahen wir, hoben sich die Anlagen der Sprache zur tiefen Mittheilungsfähigkeit, die von so unabsehbaren Rückwirkungen auf das Geistesleben war. Und doch müssen wir, belehrt durch den Entwicklungsverlauf des ursprünglichen Geisteslebens, gestehen, daß auch hiermit nur erst der Boden geschaffen war, auf welchem eine noch viel weiter reichende Wechselwirkung sich entwickeln sollte. Nicht die engere organisch-staatliche Wechselwirkung der Geister unter sich genügte vollends, um den Menscheninn zu der Höhe zu heben, auf der er weiter schreiten sollte, nein, der Verlauf der Ereignisse selbst brachte neue Stützpunkte herbei, auf deren Gerüst sich die Wechselwirkung mit der Außenwelt erheben sollte. Denn neue Fühlfäden entwickelte jetzt gleichsam der Geist, um mit ihnen in das dunkle, geheimnißvoll verschleierte Bereich des Makrokosmos hineinzutasten. So entwickelte sich eine Wechselwirkung, welche die Thiere nicht mehr erlangten, und nun erst trat erhaben die Vernunft — die menschliche Vernunft — aus dem Schatten hervor, der sie bisher umdunkelte. Jetzt war es dem Menschengenosse gestattet, ausgerüstet mit den nöthigen Hilfsmitteln, auf der Bahn eines höhern Geistesfluges jenen Aufschwung zu nehmen, von dessen Höhe wir fast mit leidensvoll auf das niedere organische, thierische Dasein herabblicken, indem wir kaum noch begreifen, daß nicht ursprünglich und ewig

diese Kluft, die einen Hiatus für den Unbefangenen einzuschließen scheint, vorhanden war.

Es war unsere Aufgabe gewesen, der Reihe nach alle diejenigen äußern Stützen und Hülfsmittel im äußern Erfahrungskreise genau festzustellen, die jedesmal als äußere Behikel für den Aufschwung der innern Geistesentwicklung dienten. Wie einen Schwimmenden, der auf trügerischen Wellen einem Ziele zustrebt, sehen wir den sich geschichtlich entwickelnden Menscheng Geist im Laufe der Ereignisse nach allen denjenigen Stützen greifen, die zu seinem Aufschwunge dienten und die ihm gleichsam zum Seil und Gerüste werden, an dem er sich in die sonnigere Höhe hob. Aber wo fand der Geist diese Stützen, entwickelte er sie aus sich selbst? Nein, denn ausdrücklich lehrt die Geschichte, daß sie stets der Verlauf der Ereignisse erst herbeiführte. Auch deutet das Wort „Stütze“ auf eine äußere Wechselwirkung hin; denn die Stütze als solche ist ein äußeres Object, das der Seele als ein Etwas gegenüberliegt, an dem sie sich eben vermitteln und festhalten kann. Diese äußern Stützen, die als Hebel der Wechselwirkung dienten, waren es eben, welche wir sorgfältig empirisch aufsuchten und innerhalb jedes einzelnen Entwicklungsprocesses betonten. So hob sich, sahen wir, der Intellect ursprünglich durch das nicht der Seele selbst, wohl aber dem Körper angehörige Instrument des sprachfähigen Kehlkopfes und der Sprachfähigkeit, und ebenso der Kunstsinne durch die äußerliche, dem Körper angeborne Geschicklichkeit der Hände und Finger. Mit diesen körperlichen Stützen ausgerüstet, strebte der Geist äußerlich aufwärts, und immer mehr gelang es ihm, sein engeres Erfahrungsgebiet zu erweitern. Neue Ideenassociationen erzeugten sich, und neue Gedankenkreise erschlossen sich ihm; mit mächtigem Schritt erhob er sich von Stufe zu Stufe. Und als endlich der allmählich erfinderisch gewordene Menscheng Geist an dem äußern Material von Holz und Stein das helle Feuer zünden lernte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen; denn neue Fühlfäden gewann der Blick, neues Verständniß

und neue Interessen erwachten, und der ahnungsvolle Geist trat in geheimnißvoller Weise in Verkehr mit den entfernten lichten Mächten des Himmels. Die Wunder des Makrokosmos erschlossen sich, und welch eine Fülle von unvergänglichen Gedanken riesen die mit so hehren, erhabenen Zungen redenden Mächte und Erscheinungen des Firmaments in der staunenden Seele hervor!

Und blicken wir jetzt zurück auf den Verlauf der Ereignisse, wie wunderbar erscheinen uns da alle jene äußern Anstöße, die, rein körperlicher oder empirischer Natur, dem innern Geiste die Stützen in die Hand spielten, um so gleichsam die Rolle einer Leiter zu spielen, auf welcher der Mensch emporstieg, einmal, weil er den innern sittlichen Willen und eine gewisse Anlage besaß, die Sprossen zu erfassen, und andererseits, weil die Wechselwirkung ihm unsichtbar gleichsam entgegenkam, um ihn die Sprossen auch sicher erfassen zu lassen. Aber, um auf Kant zurückzukommen, wenn dieser unsterbliche Weltweise wol nicht unrecht hatte zu behaupten, daß die Außenwelt mit ihren „Gegenständen an sich“ uns völlig unbekannt sei, so lehrt uns dennoch der Verlauf der Geschichte der geistigen Entwicklung und die Wechselwirkung des Geistes mit den äußern Gegenständen überhaupt, daß der uns so fremd erscheinenden Außenwelt eine verwandtschaftliche Beziehung hinsichtlich der Bestrebungen des Geistes innewohnen muß; denn wie wäre sonst im Verlaufe der Ereignisse das gleichsam sympathische Entgegenkommen körperlicher Hülfsmittel erklärlich, durch das gewissermaßen der strebenden Seele die ersten Sprossen auf der Stufenleiter der Entwicklung entgegengetragen wurden. Gewiß, das schöne Wort Goethe's: „Wär' nicht das Auge sonnenhaft, wie könnte es das Licht erblicken“, bewahrheitet sich am tiefsten durch die ursprüngliche Entwicklungsgeschichte des Geistes; denn diese lehrte uns eben zusehen, wie nach und nach das menschliche Auge wahrhaft sonnenhaft wurde, und indem wir diesem Prozesse folgten, bemerkten wir deutlich, wie die Factoren der Außenwelt zu unserm Innern nicht ohne Echo bleiben.

Die ganze psychologische Entwicklungsgeschichte, wie wäre sie denkbar ohne jene geheimnißvolle Wechselwirkung von Innen- und Außenwelt, die sich fortspann bis zu Knotenpunkten, die in der auffälligsten Weise stets der Seele bemerkbar machten, daß sie in Beziehungen zur körperlichen Außenwelt verwickelt ist, welche sie umfassen halten und zu Anknüpfungen zwangen. Indem aber die Seele diesen Anknüpfungen folgte, geriethen ihre Kräfte in einen mächtigen Aufschwung, und dieser letztere ließ durch seine wohlthätige Entwicklung, die er herbeiführte, jedesmal erkennen, wie nothwendig eben jene Anknüpfungen waren.

Jene tiefe, geheimnißvolle Wechselwirkung zwischen den Bestrebungen der Seele und der ihr scheinbar fremden Außenwelt, oder, wie wir uns in weiterer Beziehung auch ausdrücken können, die Wechselwirkung zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos, beruht sie auf blindem und leerem Zufall, oder repräsentirt sie vielmehr das nothwendige Walten einer Vorsehung, die in wohlweislicher Harmonie die Wirkungen zusammensührt, um sie miteinander nothwendig zu verketten? Wäre diese Wechselwirkung Zufall, woher stammt dann ihre jedesmalige deutliche und sichtbare Wiederkehr im Entgegenkommen an ereignißreichen kritischen Wendepunkten der geschichtlichen Entwicklung? Wenn aber die hier beobachtete Causalität offenbar nicht auf Zufall beruhen kann, so werden wir zu schließen geneigt sein, weist sie auf eine bestimmte und nothwendige Harmonie oder Conformität der sich einander gegenüber tretenden und verbindenden Glieder und Kräfte hin. Der Gedanke der Harmonie erinnert uns an einen Philosophen, den wir Deutschen neben Kant ganz besonders hoch verehren, wir meinen Leibniz. Allein Leibniz irrte, indem er den Gedanken über die Harmonie der wechselwirkenden Glieder (die im Grunde hier gleichbedeutend mit einem wohlweislich wirkenden Fatum wäre) äußerte. Denn bestände jene Harmonie für die Entwicklung, warum besteht sie dann nicht allenthalben und für immer? Wie wenig muß doch diese Harmonie

im allgemeinen auffällig und sichtbar sein, wenn kurz nach Leibniz so viele hochbegabte und bedeutende Denker gegen diese so wichtige Thatsache die gewichtigsten und treffendsten Zweifel beibringen konnten. Auch uns, die wir zurückblicken nicht nur auf die ursprüngliche Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geisteslebens, sondern auf die Bildungsgeschichte der ganzen organischen Welt, will es nicht scheinen, als habe innerhalb jenes furchtbaren und herzerreißenden Kampfes, den die Geschöpfe mit den Bedingungen ihrer Außenverhältnisse zu führen gezwungen sind, der Gedanke der Harmonie einen statthaftern und berechtigten Platz. Nein fürwahr, die wahre Einsicht in das noch wüste ungefüge Leben der Urzeit, mit allen seinen Unvollkommenheiten und Furchtbarkeiten, gibt uns nicht den Beweis an die Hand, daß der an sich schöne Gedanke einer Harmonie eine umfassende geschichtliche und unumstößliche Wahrheit sei.

Wie herrlich doch wäre es, hätte der treffliche Herder, der, eingenommen von den Gedanken eines Leibniz, vor nunmehr beinahe hundert Jahren seine berühmten Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit schrieb, recht mit den so sinnreich klingenden Worten: „Alle Werke Gottes haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich; denn sie beruhen alle in ihren gewissen Schranken auf dem Gleichgewicht widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte. Mit diesem Leitfaden durchwandere ich das Labyrinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische göttliche Ordnung; denn was irgend geschehen kann, geschieht, was wirken kann, wirkt. Vernunft aber und Billigkeit allein dauern, da Unsinn sich und die Erde verwüsten.“\* O, wäre der Kern des hier Gesagten ebenso wahr wie der Nachsatz. Nicht die eigentliche Geschichte, wohl aber die Urgeschichte der Menschheit haben wir durchwandert; aber ein anderes Bild entrollte sich uns, und nichts gewahrten wir von den so beseligenden Anschauungen Herder's.

\* Herder, „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, III, 460

Dieser wohlwollende Forscher kannte nicht die auf der Erde herrschenden Uebel ihrem vollen Umfange nach; noch war die Wissenschaft zu seiner Zeit nicht weit genug gediehen, um ihm vom Gesichtspunkte des Arztes, des Naturforschers und Seelsorgers einen Einblick zu gewähren in das unsagliche Elend und die furchtbaren Verwüstungen, welche der Kampf ums Dasein hinter dem Vorhange des freien Naturlebens verbirgt. Nein, die Erscheinungen der geistigen Urgeschichte und Entwicklungsgeschichte sowie die Entwicklungsgeschichte des ganzen organischen Lebens, ja mehr noch, die zu ungleicher Vertheilung der Kräfte sowie der sich hierauf begründende oft unerträgliche Kampf der Elemente auf unserm Planeten überhaupt, bestätigen uns nicht jene dauernde Ordnung und jenes harmonische Gleichgewicht der Bedingungen, von denen Herder mit solcher Begeisterung redet. — Wohl offenbart sich dem Menschengeiste die Harmonie im Hinblick auf die weitab von ihm liegenden Gesammterrscheinungen des Makrokosmos, wohl bahnte sich diese bejeligende Offenbarung den Weg zur Seele, und hinwiederum die Seele zu ihr, und der von diesen erhabenen Ideen erleuchtete Geist säumte nicht, ihnen Ausdruck in der Kunst zu verschaffen; aber gleichzeitig drängte sich unabweislich dem edeln Gefühle auch der Contrast auf, der zwischen den Ideen besteht, die zur vollendeten Schönheit anleiten, und den Unvollkommenheiten des Lebens und der nächsten Umgebung, welche diesen Ideen und Trieben mächtig widerstreben. So fand sich der Mensch inmitten eines Kampfes, aus dem er sich zu erlösen bestrebt ist. Wir fühlen deutlich den Zug, der uns bessern Zuständen durch den Fortschritt entgegentreibt, wir erblicken sogar in den Knotenpunkten der geschichtlichen Entwicklung deutlich und sichtbar den Arm, der uns gleichsam emporzuheben bestrebt ist, sobald wir ihm nur die Hand entgegenstrecken; aber damit erkennen wir auch, daß jene Harmonie, die unser Ziel ist, nur erst erreicht wird durch die Erfüllung einer sittlichen Aufgabe, die wir selbst durch eine zum Vollkommenen strebende Handlungs-

weise zu vollziehen haben. Lassen wir ab von dieser Aufgabe, so ist uns jene Harmonie nicht beschieden, und wir sinken zurück in jenes unerträgliches Chaos, in das wir gerathen sind durch das Ablassen normaler sittlicher Bestrebungen, eine Anarchie, aus der wir mühevoll emporstreben. Aber hätten wir selbst jene Harmonie bereits wiedererrungen, so wäre uns nun zwar die Aufgabe unendlich erleichtert, nicht aber völlig genommen; denn da die Erscheinungen des Chaos und der Anarchie, welche die Ordnung stören, die Gefühle verletzen, den Hinblick der Erkenntniß aber zum Ziele trüben und die Handlungsweise entfittlichen, wie uns die Geschichte lehrt, sich thatsächlich in der Welt jederzeit verwirklichen können, so haben in der Weltordnung, welche der Makrokosmos spiegelt, alle integrirenden, für die Ordnung geschaffenen Theilchen Sorge zu tragen, daß sich jene in sich haltlosen Zustände als zu weitreichende diffonirende und hemmende Zwischenspiele nicht ereignen, und die extremen Kämpfe, aus denen wir uns immer wieder erlösen müssen, nicht stets von neuem uns und unsere engere und weitere Umgebung in Verwirrung setzen, da uns die Verwirrung physisch und geistig zurückwirft und den Gesichtspunkt erniedrigt. — Nur in der Verwirrung aber kann der blinde Zufall die Wechselwirkung hemmen und regieren, dem entgegen aber herrscht nur in der vollkommenen Welt jene ästhetische Conformität der Wechselwirkung, welche die zur Ordnung gezogenen Theile (die kraft ihrer steten Aufgabe die Harmonie in der Weltordnung verwirklichen) zu erhalten bestrebt sein sollen. Wir Menschen als integrirende Theilchen des Weltalls aber stehen auf unserm Planeten, den Thatsachen gemäß, schwankend mitten in einem wilden Proceß von Eindrücken, Bewegungen und Ereignissen, die einer Harmonie nur erst zustreben und sich offenbar noch nicht völlig befreit zeigen von dem Druck und den Mängeln jener ungleichen widerspruchsvollen Causalität, die unleugbar verwirrenden, oft unerträglichem und verwerflichen Verhältnissen angehört. Wir befinden uns daher in einer geschichtlichen Entwicklung, die, um Rückfällen

vorzubeugen, die Erfüllung einer sittlichen Aufgabe doppelt zur Pflicht macht. Denn ahnen und anticipiren wir auch im reinen Gefühle, und demgemäß in der Kunst, die Harmonie und die Wechselwirkung der Glieder in einer vollkommenern Welt, so wissen wir andererseits doch auch in Rücksicht auf unsere bis jetzt noch ungeläuterte Erkenntniß und durchschnittlich noch niedrig stehende Handlungsweise den Kampf mit der Bosheit, den Irrthümern, den Widersprüchen und naturwidrigen Verhältnissen unserer nähern Umgebung und Erfahrung überhaupt zur Genüge zu würdigen, um daraus in psychologischer Hinsicht zu erkennen, inwieweit jene geforderte conforme und harmonische Wechselwirkung zwischen Innen- und Außenwelt, und zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos für die Menschheit noch gehindert, gehemmt und beeinträchtigt wird. Keine bloße metaphysisch-kritische Betrachtungsweise der reinen Vernunftthätigkeit im Sinne des Criticismus, wie ihn Kant schuf, und keine rein psychologische Untersuchung des Seelenlebens kann uns daher das Räthsel über die Natur und Thätigkeit der Dinge an sich und über das Verhältniß der Causalität zwischen Innen- und Außenwelt und ihre Widersprüche vollkommen lösen, sondern alle diese Betrachtungsweisen und Untersuchungen, so werthvoll sie an sich sind, werden sich nothwendig zu unterstützen haben durch den Rückblick auf die Geschichte, auf die Aesthetik und die Entwicklung des ursprünglichen Geisteslebens überhaupt, welche letztere uns die merkwürdige Erscheinung bietet, daß sich von frühester Zeit an die geschichtlichen Ereignisse oft an gewissen kritischen Wendepunkten so zuspitzen, daß die hinter den Dingen der Außenwelt lebendigen Kräfte gewissermaßen tiefer und harmonischer zum Durchbruch kommen, um zugleich die Verwandtschaft zu unserm innern sittlichen Willen und dem in uns lebendigen ästhetischen Bestreben deutlich bemerkbar zu offenbaren, und die sich dazwischenschiebenden hemmenden Widersprüche zurückzudrängen. Nur im Hinblick auf den ganzen historischen Entwicklungsgang des Geisteslebens überhaupt sind wir im Stande, den Ur-

sprung und die Erscheinungen sowie die Bedeutung des eigentlichen Widerspruchs überhaupt zu erklären, jener sonderbaren feindlichen Größe, welche sich ähnlich wie die hemmenden Uebel in das wirkliche Leben, wie ein Schattenschleier in den Ablauf unserer innern psychologischen Gedankenwelt einschleicht, um unsern geistigen Horizont zu umdunkeln und das Nachdenken und die innere Gesamtanschauung zu Irthümern und zu metaphysischen Täuschungen zu verleiten. Fürwahr, Kant hatte recht, die sogenannten Paralogismen und Antinomien des Gedankenlebens sind feindliche Größen der Vernunft, mit welchen dieselbe ebenso rechnen muß, wie das kämpfende Leben mit den lebenszerstörenden Uebeln. Aber woher, so fragt eben diese Vernunft, stammen ursprünglich diese feindlichen Größen? Kant gebührt das erhebliche Verdienst, das Dasein dieser Feinde des Erkenntnißlebens für die Forderungen der Vernunft aufs deutlichste nachgewiesen zu haben. In seinen spätern Arbeiten bemühte sich der berühmte Philosoph nach einem Mittel zu suchen, diese feindlichen Größen des Erkenntnißlebens aus seiner metaphysischen Gesamtanschauung zu eliminiren. Aber wie diese Eliminirung bewerkstelligen? Hier liegt das tiefere Problem des Kriticismus! Und nun frage ich mit Hinblick auf ebendieses Problem: Lassen sich diese innern Feinde der nach harmonischer Gesamtanschauung strebenden Vernunft besiegen, lassen sich die hemmenden Größen des Gedankenlebens eliminiren, sobald wir uns nicht die ursprüngliche Entstehung und Entwicklung dieser so merkwürdigen Erscheinungen vorerst geschichtlich und psychologisch erklärt haben? Wir meinen nein, und müssen nothwendig zu dem Schlusse kommen, daß ebenso wie ohne Einsicht in die psychologischen Probleme, die hiermit gestellt sind, auch ohne Hinblick auf die Geschichte und deren tiefere Entwicklung das Grundproblem des Kriticismus nicht zu lösen ist. Es leidet gar keinen Zweifel, daß die großen Denker der nachkantischen Zeit und der Neuzeit, und Philosophen wie Schelling und Hegel einerseits und Herbart anderer-

jeits, deren Weltanschauungen noch immer die Grundpfeiler des heutigen philosophischen Entwicklungslebens bilden, nur deshalb zu so entgegen gesetzten Behauptungen über Werth, Dasein und Größe des Widerspruchs gekommen sind, weil sie den Einblick in die Geschichte der Philosophie und des psychologischen Erkenntnislebens nicht zu ergänzen wußten durch die Einsicht in die Thatsachen und tiefern Lehren der Geschichte überhaupt. Nur so läßt es sich erklären, daß sich ein Hegel und seine Schüler in die reale Größe dieses Widerspruchs, der als Uebel Leben und Dasein ebenso hemmt, wie er als Täuschung und Irrthum unsere klare Erkenntnis einschränkt, so sehr vertieften, daß sie diese Erscheinung für völlig nothwendig nahmen und damit ebendiese Größe zu einem nothwendig geforderten Factor der ganzen objectiven mikro- und makrokosmischen „Entwicklung“ machten, während dem entgegen Herbart in diesen störenden Größen des Vernunftlebens zunächst nichts Weiteres erblicken zu können meinte als einen subjectiven Mangel unsers innern psychologischen Erkenntnisvermögens, dessen störende Einflüsse illusorisch gemacht werden können, sobald wir die metaphysische Erkenntnis durch reinigende Bearbeitung unserer irrthümlichen Anschauungen und Begriffe über das reine widerspruchslose Sein abklären, umformen und somit erhöhen. Beide tief sinnigen Denker hatten indessen vom historischen Gesichtspunkte betrachtet unrecht; denn das Erkenntnisleben begann ursprünglich nur erst geschichtlich zu wachsen mit der Einsicht in die Grundgesetze der Aesthetik, nach welchen sich uns der Einblick eröffnet, daß nicht das Wesen der bloßen Negation, gegenüber der Position, bereits den Widerspruch zur Weltung bringt, sondern daß nur erst die Uebertreibung dieser beiden Größen gegeneinander zu widerspruchsvollen, unerträglichen Extremen und Aberrationen führten, um den eigentlichen Widerspruch auf allen Gebieten des Daseins (und hiermit das Nichtseinsollende, d. h. das Uebel) zur Erscheinung zu bringen. (Vgl. S. 382.) Hieraus ergab sich uns die in historischer Beziehung höchst wichtige Thatsache, daß die widerspruchsvolle Unordnung und

das Uebel keine objectiv störenden (somit nothwendigen) Größen in der Harmonie der Weltordnung werden durften. Aber in gleicher Weise lehrten die Thatfachen der Geschichte und das organische Grundgesetz, daß derartige Störungen und Aberrationen der geforderten Ordnung, wenn auch nicht nothwendig, so doch thatsächlich objectiv möglich waren. Das Auftreten des eigentlichen Widerspruchs von der geschichtlichen Seite betrachtet, war daher keineswegs, wie man andererseits mit Rücksicht auf Herbart und eine Reihe von frühern Philosophen folgern dürfte, nur als eine bloße subjective Erkenntnißillusion, d. h. als eine sich als Täuschung ergebende falsche Verwerthung von Erfahrungsbegriffen des an sich widerspruchslosen Seins anzusehen, eine Täuschung, der man sich durch bloße Umformung und richtige Bearbeitung der Erfahrungsbegriffe etwa völlig entheben könnte. Denn gesetzt, die Metaphysik hätte durch richtige Behandlung die Erfahrungsbegriffe umgeformt und gereinigt, so würde sie mit dieser Reinigung nur erst um so mehr erkennen müssen, inwieweit sich die Erscheinungen des Widerspruchs geschichtlich in der Welt objectiv zu verwirklichen im Stande sind. Nur um so mehr müßten wir daher vermöge der regressiven Methode Herbart's, welche so viele Vorzüge vor der progressiven Hegel's und der Idealisten voraushat, begreifen, wie weit wir auf allen Gebieten mit Ausnahme der Kunst von der Einsicht in das Ziel dieser Reinigung entfernt sind. Der Kunst und ihren innern reinern organischen Bestrebungen war es historisch, wie wir sahen, zuerst im Bereiche der Gefühle beschieden, das Ideal zu ahnen und das reine Ziel möglichst klar auszusprechen und zu verwirklichen. Ihm wollte die dem Kunsttriebe nahe stehende innere Erkenntniß folgen, aber der Erkenntniß war es historisch nicht so früh beschieden, sich dem Ideale der Kunst anzuschließen oder zu nähern. Es ist diese Annäherung noch heute das Ziel des Erkenntnißprocesses der Zukunft. So lastet daher auf den Gebieten der Metaphysik und des Erkenntnißlebens noch heute ein Gewicht von Widersprüchen, das durch Begriffs-

reinigung und Umformung, trotz eines Herbart, erst in Zukunft zu beseitigen sein wird. Noch tiefer indessen greifen die sich historisch objectiv geltend machenden Widersprüche in das wirkliche Leben und die sociale und politische Handlungsweise ein, um uns hier zu zeigen, wie im ganzen verhältnißmäßig nur wenig das Gute und Edle gegenüber dem Schlechten in der Welt zugenommen haben. Mit keiner philosophisch skeptischen Vorstellungsweise derer, welche so gern leichten Fußes durch metaphysische Sprünge oder mit nicht tief genug erfaßten physikalischen Ansichten über das Wesen der historischen Widersprüche hinweghüpfen, werden daher diejenigen Widersprüche getilgt werden, welche sich uns aufthürmen durch die Probleme der socialen Fragen und des sittlichen Handelns, Fragen, die, wie wir sehen, so innig verwachsen sind mit den Uebeln, die sich in der ganzen Gesellschaft der organischen Welt in den verschiedensten Formen von Gesundheit und Krankheit widerspiegeln. Aber obwol uns kein metaphysischer Skeptiker über die sich historisch geltend machenden Widersprüche des Lebens und Daseins hinforthelfen wird, so ist die wahre Metaphysik, die sich genügend zu reinigen weiß von falschen skeptischen Ansichten und die sich stützt auf Principien, die sich mit den Thatfachen der Aesthetik und der Geschichte vertragen, dennoch dazu berufen, Herz und Gemüth zu veredeln, das Kunstgefühl von neuem zu beleben und eine Versöhnung anzubahnen zwischen den fundamentalen Thatfachen der Geschichte, der Erkenntniß und der Aesthetik. Ist uns das Ziel objectiv nur erst wieder mit Zurückdrängung kleinmeisterlicher Skeptiker und Kritiker lebendig geworden, so wird sich die Cultur der Menschheit trotz aller sich geltend machenden Schwierigkeiten und Widersprüche dennoch endlich siegreich insoweit zu erheben wissen, daß sie ihr Gesamtdasein, von den lästigsten Uebeln befreit und in Harmonie zu setzen weiß mit der Grundwahrheit des Gesetzes im Makrokosmos, das die Menschen, wie wir sahen, so früh empirisch in der Harmonie der Sphären erkannten. Alles was uns die Geschichte des ursprünglichen Geisteslebens in frühesten Zeit lehrte,

war geeignet uns die Wahrheit vor Augen zu führen, daß die Harmonie zwischen Innen- und Außenwelt keine angeborene feste Thatsache war. Im Gegentheil, es zeigte sich, wie sehr dieselbe mangelte, aber wie früh dieselbe geschichtlich auf allen Gebieten angestrebt wurde. Durch den Uebertritt aus dem lockern Heerdenleben in das engere, solidarisch alle Glieder gleichmäßig verpflichtende Staatsleben, kam geschichtlich dieses Streben in frühester Zeit am tiefsten zum Ausdruck. Hiermit aber läuterten sich, wie wir gesehen haben, alle inneren Anlagen des Geistes, sodaß derselbe endlich auch die Fäden mit den Wahrheiten, welche die Erscheinungen des Makrokosmos lehrten, zugleich anspinnen konnte, um sich höher und höher zu heben. Die Heroen der Kunst, des religiösen Lebens und der Weisheit wirkten als Apostel der Erlösung durch ihre Thaten dahin, diese Hebung zu befördern, beziehungsweise das neue Sinken in die Aberration zu verhüten, und damit, sahen wir, schritt, wenn auch oft in Umbegen und Rückfällen, die Culturgeschichte in der Menschheit vorwärts. Diese Kraft des Fortschritts, die sich seit Jahrtausenden in der Menschenwelt gegenüber dem unsittlichen Stehenbleiben der Thierwelt geschichtlich beglaubigt hat, darf uns Muth für die Zukunft gewähren. Was auch kommen möge, die Bande der Familie und des Staats werden uns unlöslich tragen, um uns in die rohern Lebensformen der Thierwelt nicht wieder jählings zurücksinken zu lassen. Kein lebendiger Zellencomplex hat wol innerlich eine tiefere Transmutation im Laufe der Jahrhunderte auf der Erde erlitten als das menschliche Gehirn und seine Functionen; an ihm und den Leistungen dieser Anlagen bewährt sich das Gesetz, daß nichts in der Welt völlig stabil ist, wol am deutlichsten. Um wieviel harmonischer hat sich im Laufe der Jahrtausende die tiefere Wechselwirkung aller feinen Gehirntheilchen mit der Seele gestaltet, gegenüber derjenigen im Gehirne der Urmenschen der Steinzeit, welche noch disharmonisch im Kampfe mit den boshafteften Feinden der Thierwelt wild hin- und hergeworfen wurden. Um wieviel harmonischer aber

mag sich das geistige Leben dereinst nach vielen Jahrtausenden in den Köpfen der Menschen spiegeln, wenn ihnen zugleich die fernere Entwicklungsgeschichte unsers Planeten durch Verbesserung der Klimate und der äußern Lage die Mittel zu einer üppigern Bodencultur und Güterproduction überhaupt gewährt hat.\* Und wenn uns der heutige, noch halb verstandene Darwinismus die furchtbare Uebervölkerung Chinas als drohendes Gespenst mit allen seinen Schrecken der Hungersnoth und anderer sich daran anschließender Uebel durch die progressiv zunehmende Fruchtbarkeit und Uebervölkerung einer herrschende Klasse auf der Erde für die Zukunft in sichere Aussicht zu stellen sucht, so weisen wir ihn auf die von uns geltend gemachte Thatsache zurück\*\*, daß die Fruchtbarkeit und Vermehrung der Völker und der Klassen durch das höhere Wohlleben der Völker sich normaler der gesetzlichen Sterblichkeitsziffer dereinst anpassen wird. So, sehen wir, haben wir zunächst keinen Grund, in Rücksicht auf die Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu verzagen, wenn wir daraus Schlüsse für die Bewegung der Zukunft zu ziehen versuchen. Alles aber wird für diese gedeihliche Entwicklung darauf ankommen, daß wir gemeinschaftlich das Ideal ins Auge fassen und uns nicht beirren lassen durch den Geist desjenigen Scepticismus, der überhaupt keine Ziele der Menschheit kennt und das *laissez-aller* auf seine Fahne geschrieben hat. Wie es in der Nationalökonomie eine sogenannte Manchester Schule gibt, deren Anhängern alles gleich gut wie schlecht im socialen Leben zugeht, so auch in der tiefern Wissenschaft. Auch in ihr war eine Art von Manchester Schule im Laufe der Jahrhunderte thätig, die den

---

\* Bekanntlich muß allmählich die tangential wirkende Kraft unsers Planeten immer geringer werden und durch Reibung am Aether und größere Anziehung der Sonne sich immer mehr dem Lichtleben der Sonne nähern, womit die planetarischen Verhältnisse sowol wie die Geschöpfe einer Umgestaltung durch Anpassung entgegengehen müssen.

\*\* Vgl. Bd. 1, Kap. 2.

Boden zertreten hat, den es heute wieder gilt zu ebnen. Noch sind die höchsten Wahrheiten bei weitem nicht alle im Leben des Makrokosmos erkannt, aber die Geschichte hatte uns gelehrt, wie viel wir gerade diesen Forschungen für das geistige Entwicklungsleben von frühester Zeit an zu verdanken hatten. Was wäre der sich entwickelnde, aufstrebende Menscheng Geist gewesen und geblieben ohne die Wunder des Himmels, die sich ihm mehr und mehr erschlossen, und ohne die geheimen Kräfte der Natur, an welche seine Erfahrung anknüpfte, um von ihnen zu den Erscheinungen des Firmaments hinübergeleitet zu werden. Noch haben sich uns freilich diese Wunder, wie erwähnt, nicht völlig erschlossen, aber rastlos ist unsere Erkenntniß thätig, ihre Forschungen zu erweitern und zu vervollständigen. Je tiefer die Einsicht eindrang in das Reich des Erhabenen, um so höher entwickelte sich auch in der Folge das Geistesleben. In manches Geheimniß ist die Himmelskunde während der geschichtlichen Zeit eingedrungen, und durch die Rückwirkungen dieser Entdeckungen sehen wir neue Epochen herbeigeführt, welche die veralteten Weltanschauungen in Trümmer legten, um den Grund zu dem Aufbau neuer zu legen.

---

### Verichtigung.

Seite 233, Zeile 12 von unten, lies statt den Geist, dem Geiste.

---

# Register.



## A.

- Aaron, II, 128.
- Aberglauben, II, 62. 63. 49.
- Aberration, Wesen derselben, II, 338; Erscheinung derselben in der Geschichte, II, 370. 382.
- Abfall, Begriff des, II, 342. 347. 359.
- Abhängigkeitsgefühl, I, 270. 271; II, 119.
- Absehung der Seele vom Körper, II, 112.
- Absolute, das, II, 371.
- Abstammung des Menschen. Wichtigkeit der vergleichenden Psychologie bezüglich der Frage nach derselben, I, 6; nicht ganz außer Beziehung zu den Affen zu setzen, I, 7.
- Abstraktionsvermögen, II, 257.
- Ackerbau, Entstehung desselben, II, 130 fg.
- Ackerbauer, II, 94.
- Adamsmythen, I, 357.
- Adaption, I, 18.
- Addition, II, 265.
- Ader, Berehrung desselben, I, 368.
- Aegypten, Thiercultus daselbst, I, 349.
- Aegypter, I, 240, treten an die Spitze der culturgeschichtlichen Entwicklung der Urgeschichte während einer Periode, I, 241; II, 167. 313; Priesterthum derselben, II, 314; Götterlehre derselben, II, 316.
- Ältesten, die des Volks, II, 160.
- Aspasi, Die Urgeschichte der Menschheit. II.
- Aeschylus, II, 180.
- Aesthetische Bestrebungen bei der Zuchtwahl, I, 16.
- Afrikanische Stämme, I, 204.
- Affe, lebende Arten derselben nicht Stammältern der Menschen, I, fg.
- Aglaophthie, II, 71.
- Agni, II, 45. 350.
- Ahnencultus, II, 105.
- Alexandrinus, Clemens, II, 314.
- Alfurus, I, 218.
- Allerheiligste, das, im Tempel, II, 154.
- Allgemeinverständniß, sprachliches, rücksichtlich seiner Ausbildung, I, 166 fg.
- Alphabet, II, 251.
- Altäre, II, 154.
- Alter des Menschengeschlechts, I, 185. 254.
- Ameise, Staatenbildung und Gebäudesprache derselben, I, 11. 95.
- Amerika, Nord-, I, 195.
- Amerikaner, Vergleich derselben mit den Afrikanern, I, 230; ehemaliger Contact der Mittelamerikaner mit Ostasien, I, 231.
- Anarchie, Erscheinung derselben in der Geschichte, II, 346, 370.
- Angirasen, II, 53.
- Anhänglichkeit, Gefühl derselben, I, 268.
- Anlagen, Verschiedenheit derselben unter den Rassen, I, 207.
- Anthropopogenthum, I, 362.

Apachen, II, 40.

Apperceptionsenge, I, 180; -fähigkeit, I, 259; der Thiere, I, 273; Werth derselben bezüglich der Auffassung, I, 309; Ueberschreitung derselben, II, 81.

Arani, II, 75. 103.

Arbeitertum der Urzeit, II, 27; II, 363.

Arbeitstheilung, sich ergänzende, friedlich zusammenwohnender Arten und Individuen, I, 16. 51; Wurzel des Staatslebens, I, 83.

Aristokratie der physischen Kraft im Urstaate, I, 112.

Armalioia, II, 154.

Asen, II, 166.

Asten, I, 197.

Astrologen der Urzeit, II, 299.

Astronomie, II, 286.

Atharvanen, II, 53.

Athem, II, 100.

Atom, II, 390.

Aubin, II, 241.

Auffassungseuge, s. Apperceptionsenge.

Aufgabe, die sittliche, der Wesen im Weltall, II, 379. 387.

Aufrechtgehen, Entstehung desselben beim Menschen, I, 136. 221.

Auftreten, das erste, des Menschen auf der Erde, I, 185.

Ausathmung, Werth derselben hinsichtlich der Sprachbildung, I, 138.

Australien, Fauna dortselbst, I, 194.

Australier, II, 137 fg.

Auswanderung, hervorgerufen durch Ausbeutung im Kampfe ums Dasein, I, 16.

Autodionentheorie, Widerlegung derselben, I, 188.

Automatische Bewegungen der Zellen, I, 31.

Autorität, Werth derselben hinsichtlich der religiösen Entwicklung, I, 286 fg.

## B.

Babylon, II, 264.

Babylonier, II, 265.

Bastian, I, 311. 356. 359; II, 150. 206.

Baukunst, II, 367.

Baumeister, II, 277.

Bautrieb der staatlich lebenden Thiere, I, 92; Entwicklung derselben, I, 225.

Bebbwe, I, 370.

Bedeutungslehre, sprachliche, I, 179.

Begabung, verschiedene, der Völker, hinsichtlich des Erfindungsgeistes, II, 30.

Begattung, äußerliches Entwicklungsziel der organischen Wesen, I, 21; Anschauung derselben als Feuerreißung während der spätern Periode der Urzeit, II, 108.

Beobachtungssinn, Wachstum desselben, II, 218.

Berber, I, 240.

Berge, II, 117; Anbetung derselben, II, 154.

Bernharby, II, 206.

Beuteltiere, I, 64.

Bhrgus, II, 53. 75.

Bibel, Werth der, kosmogonische Schilderungen in derselben, I, 183; Entstehung als heilige Schrift, II, 313.

Biber, I, 224.

Biene, Staatenbildung derselben, I, 11; I, 94 fg.; Verehrung ihrer Königin nach dem Tode, I, 364.

Bildschrift der Mexicaner, II, 56; in Australien II, 237.

Bleed, I, 176. 370.

Blitz, Gewöhnung an dessen Erscheinung, I, 307; spätere Verehrung desselben, II, 115.

Blumenbach, I, 7.

Borneo, I, 199.

Böse, das, II, 306.

Bourgeois, I, 196.

Bowler, I, 370.

Brasilianerstämme, II, 141.

Brehm, I, 263.  
 Brockhaus, II, 261.  
 Bronze und Bronzezeitler, I, 255.  
 Buchle, I, 312; II, 416.  
 Buddha-Gautama, II, 350. 409.  
 Busch, Moriz, I, 362.  
 Buschmänner, I, 218.

## C.

Callery, II, 250.  
 Cantor, II, 261.  
 Causalzusammenhang, verborgener, der Naturkräfte, II, 44.  
 Centralisation, Werth derselben im Staate, I, 86.  
 Champollion, I, 367; II, 245.  
 Chaos, Begriff des, II, 261. 296; in den Kosmogonien, II, 329.  
 Charakter des Menschen, I, 549; Möglichkeit der Wandlung desselben, II, 389 fg.  
 Charakterisirende Sprachstufe, I, 148.  
 Charaktertypus des Menschen, I, 59.  
 Charlevoix, II, 173.  
 China, Hauptlingscultus dajelbst, I, 355.  
 Chinesen, I, 202. 237; II, 167; Bildschriften derselben, II, 250.  
 Christenthum, Verbreitung der Idee des, II, 419.  
 Christus, II, 409. 413.  
 Clavigero, II, 241.  
 Cohen, II, 19. 75. 101. 118. 152.  
 Collectivgenossenschaft, niedrige Organismen als Beispiele derselben, I, 86.  
 Combination, Wesen derselben und Beziehung zum Erinnerungsvermögen, I, 248.  
 Compagnieschaft, organische, zwischen Kapitalisten und Arbeitern, I, 39.  
 Confucius, II, 409.  
 Constant, I, 302.  
 Constellationstafeln der Gestirne, II, 286.  
 Coof, II, 36. 173.

Creyzer, II, 206.  
 Cultur, eigentlicher Beginn derselben, II, 44; geht in ihrem Aufschwunge mit der Religion Hand in Hand, II, 131.  
 Curtius, I, 179.

## D.

Dachs, I, 224.  
 Dämonen, Cultus derselben, I, 358; Begriff derselben, II, 102. 150.  
 Dankbarkeit, Gefühl der, I, 268.  
 Darwin, I, 8. 15. 17. 261. 269. 312; II, 34.  
 Darwinismus, II, 144.  
 Davis, II, 221.  
 Deciduat, I, 47; Characteristica derselben in psychologischer Beziehung, I, 50.  
 Delaunay, I, 196.  
 Delbrück, II, 208.  
 Demeter, II, 277.  
 Demotische Schrift, II, 248.  
 Denken und Sein, II, 348.  
 Denkmale, II, 238.  
 Deus ex machina, Begriff des, II, 297. 324.  
 Dichtkunst, II, 202. 355. 365. 368.  
 Diesel, II, 175.  
 Differentirung, I, 82.  
 Ding an sich, II, 348.  
 Dionysos, I, 367.  
 Dissonanz, II, 340. 369; positive und negative hinsichtlich der Harmonie, II, 379 fg. 387.  
 Divergenz des Charakters, I, 99.  
 Dobrizofer, II, 113. 221. 300.  
 Dogma, II, 318. 346.  
 Donner, Verehrung desselben, I, 307.  
 Doppelwesen von Thier und Mensch, I, 348.  
 Drachen, II, 172.  
 Dramatiker, II, 386.  
 Dressur, I, 269.  
 Dryopithecus, I, 196.

Dult, II, 286.  
 Dunder, II, 419.  
 Dunkle, das, im Körper als Krankheit,  
 II, 111.  
 Dupuis, II, 205.

## G.

Ehrensuchter, I, 300.  
 Ehrfurcht, I, 290.  
 Ergesüßli, I, 316.  
 Erichbrüchen, Verehrung desselben, II,  
 152.  
 Einbalsamirung, I, 361; II, 97.  
 Eisen, I, 255.  
 Eisenerze, Auszuschmelzen derselben durch  
 ganz Afrika verbreitet, I, 229.  
 Eiszeit, I, 196.  
 Effase, II, 46. 356.  
 Elefant, I, 65.  
 Elend, Erscheinung desselben in der  
 Geschichte, II, 370.  
 Eleusis, II, 276; s. Mysterien.  
 Elysiun, II, 277.  
 Ende des Weltalls, Vorstellung über  
 das, II, 338.  
 Endlose, Begriff desselben, II, 292.  
 Engel, II, 102. 282.  
 Ennemufer, II, 76.  
 Entschlafene, II, 102.  
 Entschlaftheit, Auffassung derselben  
 durch die Urmenichen, I, 337.  
 Entwicklungsgeschichte, Schauplatz der  
 geistigen, I, 205; äußere und innere  
 des Menschengeschlechts, I, 218;  
 Werth der religiösen, I, 312.  
 Entwicklungstheater der organischen  
 Welt, I, 193.  
 Epicur, II, 237.  
 Erbllichkeit, I, 18.  
 Erdbeben, Gewöhnung der Menschen  
 an dasselbe, I, 307.  
 Erde, II, 71.  
 Erdböhlenbewohner, I, 255.  
 Erfindungsgeist, Ausbildung desselben

im Kassenkampfe, I, 208; nicht allen  
 Völkern zugleich eigen, I, 213.  
 Erfinder des Feuers, II, 20.  
 Erfindung, II, 12.  
 Erhabenheit, Gefühle der, I, 274;  
 Entwicklung der, I, 326; Ver-  
 schmelzung der Momente von Furcht  
 und Liebe in der sittlichen, I, 365;  
 II, 119. 225; in der Kunst, II, 355.  
 Erinnerungsvermögen, Wirkung des-  
 selben, I, 124; Beziehung desselben  
 zur Combination, I, 248; hinsichtlich  
 des Abstractionsprocesses, II, 257.  
 Erkenntniß, Ausschwingung derselben, II,  
 43; Täuschungen derselben, II, 348;  
 Stellung derselben in Bezug auf  
 Handlung und Gefühl, II, 377. 403.  
 Erkenntnißanfang, der klare, II, 293.  
 Erkenntnißgesetz, das psychologische,  
 II, 297.  
 Erkenntnißvermögen und Kunsttrieb,  
 II, 336.  
 Erbsen, Begriff des, II, 324.  
 Erlösung, Idee der, II, 347; Ent-  
 stehung derselben, II, 407; in China,  
 II, 410; bei den Indern, II, 410;  
 bei den Hebräern, II, 411.  
 Ernährung, regelrechter Werth derselben  
 für das Zusammenleben von Orga-  
 nismen, I, 21.  
 Erschaffung der Welt nach Calvisius,  
 I, 183.  
 Erziehung, I, 268.  
 Etymologie, I, 179.  
 Euhemerismus, II, 204.  
 Europa nicht der ursprüngliche Schau-  
 platz der organischen Entwickelungs-  
 geschichte, I, 196.

## F.

Familienleben der Thiere, I, 81. 86;  
 Isidore der Raubthiere, I, 88;  
 Werth derselben bezüglich der Reli-  
 gionsentwicklung, I, 286. 317. 325.

- Farbe, II, 87.  
 Farbensinn, II, 92.  
 Farrar, II, 125.  
 Fescher, II, 384.  
 Fetischismus, I, 304; II, 62; Fetisch-  
 objecte, die frühesten, II, 53; Ent-  
 stehung derselben, II, 79; Fetisch-  
 häuser, II, 154.  
 Feuer, das, II, 69.  
 Feuer und Baum, II, 152.  
 Feuerbach, I, 310.  
 Feuerbohrer, II, 36.  
 Feuererfindung, I, 207. 212; II, 4;  
 Zeit derselben, II, 38; Verbreitung  
 derselben, II, 49; II, 72. 132.  
 Feuergott, II, 26.  
 Feuermysthus, II, 73.  
 Feuerquellen, II, 31.  
 Feuerzähle, II, 48.  
 Feuerzähle, I, 255.  
 Feuerzeiger, I, 253.  
 Feuerzündungsmethoden, II, 37.  
 Fische, Gedächtniß und Geselligkeitsinn  
 derselben, I, 11.  
 Fixsternhimmel, früheste Beobachtung  
 desselben, II, 301.  
 Flamines, II, 48.  
 Fleisch zu Zauber- und Heilzwecken,  
 II, 70.  
 Flüsse, II, 71.  
 Flutfrage, II, 175.  
 Förderativstaat, I, 86.  
 Forchhammer, II, 206.  
 Freiheit und Nothwendigkeit, II, 372.  
 388; und Gesetz, II, 392.  
 Friedreich, II, 287.  
 Fruchtbarkeit, normale, gegenüber der  
 Sterblichkeit, I, 14; Ueberschuß der-  
 selben ursprünglich unter den Arten  
 nicht vorhanden, I, 22; sehr große  
 unter den Arbeitern, I, 27; Ab-  
 änderung derselben gegenüber der  
 Ernährung, I, 27; II, 444.  
 Fuchs, I, 224.  
 Führerschaft, Nothwendigkeit derselben  
 im Staatsleben, I, 118.  
 Furcht, Werth derselben bezüglich der  
 Religion, I, 290.

## G.

- Gans, die, Anbetung derselben, II, 93.  
 Geberdensprache, I, 132.  
 Gebiß des Urmenschen, I, 222; der  
 Affen und Nagethiere gegenüber den  
 Raubthieren, I, 223.  
 Geburt, II, 98.  
 Gebenzeichen, II, 233.  
 Gefühle, Erweiterung derselben, II,  
 158 fg.; rascher Aufschwung derselben  
 gegenüber von Handlung und Er-  
 kenntniß, II, 377; Erklärungsgründe  
 hierzu, II, 402.  
 Geheimkräfte der Natur, II, 71.  
 Geheimlehren, II, 272.  
 Geier, I, 368.  
 Geiger, I, 151. 175. 368; II, 142. 153.  
 Geistesbegriff, I, 313. 316; II, 102.  
 Gemüth, I, 265.  
 Generalisationsvermögen, zu weit gehen-  
 des, II, 224.  
 Genesis, II, 74.  
 Geometrie, II, 301.  
 Gerland, I, 356. 370; II, 140.  
 Germanen, I, 360; II, 127.  
 Geschichte, Beginn der, II, 267; Be-  
 wegungsrichtungen in derselben, II,  
 370; Freiheit und Nothwendigkeit  
 in derselben, II, 389.  
 Geschichtsschreibung der frühesten Zeit,  
 II, 269.  
 Gesittung der Thiere, im psychologischen  
 Zusammenhange stehend mit Tem-  
 perament, Naturell und Charakter,  
 I, 77.  
 Gespenster, II, 101.  
 Gestaltungskraft, Werth der innern  
 und äußern derselben, I, 243.  
 Gestirne, Anbetung derselben, I, 271;  
 II, 15. 91; Wechsel derselben bezüglich  
 der Auffassung des Menschen, II, 267.

- Gewißheit, Begriff derselben mit Bezug auf die Erscheinungen in der Geschichte, II, 373.  
 Gewitter, Verehrung desselben, I, 271; Gewittersturm, II, 71.  
 Gewohnheit, Werth derselben hinsichtlich der religiösen Auffassung der Erscheinungen, I, 307.  
 Giganten, II, 176.  
 Gorilla, I, 4.  
 Görres, II, 76.  
 Goethe, I, 17; II, 433.  
 Gott und Welt, II, 121. 311.  
 Götter, II, 122; als Schöpfer und Erzeuger, II, 324.  
 Göttersystem, II, 272.  
 Gottheitsbegriff, I, 300. 305. 323 fg. 327; II, 116. 119; nicht als solcher angeboren, II, 124. 134 fg.; bei den Australiern, II, 140; bei den Brasilianern, II, 146; bei den südafrikanischen Völkern, II, 147; vollendete Ausbildung desselben, II, 149; etymologische Entstehung desselben, II, 152; in den Kosmogonien, II, 324.  
 Götzenbilder, II, 126.  
 Götzendienst, II, 126 fg. 226.  
 Grabcultus, II, 110.  
 Greis, hinsichtlich sittlich-religiöser Verehrung, I, 321.  
 Grenzwerte innerhalb der Erkenntniß, II, 262.  
 Griechen, II, 320; hinsichtlich der Kunstentwicklung, II, 360. 368; hinsichtlich ihrer sittlichen Thattkraft, II, 399.  
 Grimm, II, 101. 113.  
 Grotefend, II, 267, 300.  
 Quevara, II, 145. 225.  
 Gut und Böse, II, 307.
- §.**
- Haare, rothe, der Hexen, II, 78. 93.  
 Hädel, I, 100. 218.  
 Hai, Verehrung desselben, I, 368.  
 Halbaffen, I, 5; spärliche Ueberreste derselben, I, 6.  
 Hamiten, I, 240; II, 30.  
 Hamster, I, 224.  
 Handgeschicklichkeit, I, 134. 216; Grundlage des Kunsttriebes, I, 224; II, 20.  
 Handlungsweise, s. Wille.  
 Harmonie, Begriffswertb derselben hinsichtlich der Kunst und Erkenntniß, II, 376. 383. 434.  
 Hartmann, Eb., II, 357.  
 Hase, Verehrung desselben, II, 152.  
 Haupt im Staatsleben, I, 112; in der Herde, I, 113.  
 Häuptling, I, 114; Verehrung desselben, I, 323.  
 Hausknecht, I, 300.  
 Hayne, II, 206.  
 Hebräer, II, 411.  
 Herde, I, 88. 317.  
 Hegel, I, 300; II, 351. 357. 440.  
 Helmholtz, II, 228.  
 Heilige, das, II, 51.  
 Heilkunst, II, 77.  
 Heilkünstler, II, 57.  
 Heilkräuter, II, 71.  
 Heppästos, II, 166.  
 Herabkunft des Feuers, II, 75.  
 Herbart, II, 440.  
 Herder, II, 435.  
 Hering, I, 125.  
 Herkunft des Menschen, Frage nach derselben fällt zusammen mit der der Deciduatien, I, 68.  
 Hermann, Konr., II, 384.  
 Hermes, II, 314.  
 Herodian, II, 127.  
 Herobot, II, 107. 127.  
 Hesperiden, II, 301.  
 Hexenhammer, II, 78.  
 Hierarchie, II, 156.  
 Hieratische Schrift, II, 248.  
 Hierogrammaticus, II, 314.  
 Himmelserscheinungen, Anbetung derselben, II, 117.

- Himmelsgewölbe, Verehrung desselben, II, 225.  
 Himmelskronle, II, 298.  
 Hinds, I, 367.  
 Hirschkäse, I, 300.  
 Höhlenbär, I, 8.  
 Höhlenhöhle, I, 8.  
 Höhlentiger, I, 8.  
 Holz, II, 28; zur Zauberei verwendet, II, 53.  
 Holzarten hinsichtlich der Feuerzündung, II, 34.  
 Holzzeitalter, I, 254.  
 Horoskopos, II, 314.  
 Horst, II, 63.  
 Hottentotten, Sprache derselben, I, 165.  
 Huber, I, 126.  
 Humboldt, II, 229. 417.  
 Hume, I, 302. 305.  
 Hund, I, 368.  
 Hurley, I, 7.  
 Hyäne, Grund der Anbetung derselben, I, 367.  
 Hydromeduse, als Beispiel des Staatsverbandes, I, 83 fg.

**J.**

- Jagdleben, frühestes, der Menschen, I, 107.  
 Jäger, Gustav, I, 137.  
 Japanesen, I, 237.  
 Jbis, Anbetung desselben, II, 93.  
 Idealismus, der früheste, II, 168.  
 Ideenassociation, I, 178; Aufschwung derselben, II, 248. 258. 329.  
 Jbote, II, 127.  
 Jean-Paul, II, 386.  
 Jehovah, II, 287.  
 Jessen, II, 348.  
 Jndecibuat, I, 47.  
 Jnder, Kosmogonie der, II, 349.  
 Jndianer, I, 227.  
 Jndischer Ocean, vereinigtes Festland in demselben, I, 217.  
 Jndividualität, biologische, I, 101.

- Jndogermanen, I, 240; Hinweis auf die Entwicklungskämpfe dieser Völkersämme, I, 241; die Anlagen derselben, I, 241; bilden in ihren Erlebnissen nebst den Semiten das Herz der geistigen Entwicklungsgeschichte der Urzeit, I, 241; II, 30.  
 Jndra, II, 300. 349.  
 Industrial partnership, I, 39.  
 Instinct, I, 125.  
 Intelligenz der Raubthiere, I, 57.  
 Interjectionsprache der Thiere und Menschen, I, 142.  
 Johanniskraut, II, 71.  
 Irrsicht, II, 101.  
 Irrthümer, die frühesten in der Erkenntniß, II, 297.  
 Israelliten, in Bezug auf Erhabenheit und Gottheitsvorstellung, II, 125.  
 Jungenliebe der Affen und Nagethiere, I, 57.  
 Jungenpflege, sorgsamere, im Staatsleben, I, 107. 268.

**K.**

- Kaffern, I, 365.  
 Kaiser, I, 300.  
 Kalender, der früheste, II, 298.  
 Kampf der Arten gegeneinander ums Dasein, I, 14; Beurtheilung desselben vom sittlichen Gesichtspunkte, I, 16. 317.  
 Kannibalismus, I, 205. 310; Entstehung desselben, I, 351.  
 Kant, II, 228. 429. 433.  
 Kapital und Arbeit, I, 38.  
 Kapitalriesen gegenüber den Arbeitern und dem Proletariat, I, 37; unsittliche Herzlosigkeit derselben, I, 37.  
 Katarrhinen, I, 4.  
 Katastrophe, die, in der geschichtlichen Entwicklung, II, 212.  
 Kaukasier, I, 202; Intellect derselben, I, 204; den Mongolen gegenüber, I, 237.

- Keilschrift, II, 264.  
 Keule, I, 254.  
 Kind, Apperceptionseuge desselben, I, 305. 309.  
 Kleidung der Urmenschen, I, 257.  
 Kloakenthiere, I, 64.  
 Knochen, Bearbeitung derselben, I, 254.  
 Knochenreste in Grabstätten, I, 352.  
 Kobold, II, 101.  
 Kochkunst, II, 49. 70. 111. 172.  
 Kolossale, das, in der Kunst, II, 355.  
 Konrad von Würzburg, II, 204.  
 Kooffa, die, II, 106.  
 Körperlosigkeit, Mangel dieses Begriffs in frühesten Zeit, I, 339; wesentlichstes Begriffsmerkmal der Seele, II, 102.  
 Körperwanderung, II, 103.  
 Kosmische Anschauung, II, 95.  
 Kosmogonien, II, 309.  
 Kosmogonische Speculation, II, 202.  
 Krähe, Verehrung derselben, I, 368.  
 Krankheit, Wesen derselben in physio-  
 logischer Hinsicht, I, 16; Anschauung  
 derselben während der Urzeit, II,  
 109. 306; Möglichkeit der Entstehung  
 derselben, II, 389.  
 Krankheitsheilung durch Zauberer und  
 Priester, II, 51.  
 Criticismus, der, mit Rücksicht auf die  
 Geschichte, II, 439.  
 Krotobil, Grund der Anbetung desselben,  
 I, 368.  
 Krüppel bei den heutigen Naturvölkern,  
 II, 40.  
 Krykallisationspunkte normaler socialer  
 Entwicklung, I, 36. 37.  
 Kuhn, Abalbert, II, 73. 75. 101. 152.  
 177. 197.  
 Kuhn, C., II, 113.  
 Kunst, II, 33; Entwicklungsproceß der-  
 selben, II, 353.  
 Kunst und Erkenntniß, II, 343. 368.  
 Kunst und Religion, II, 354.  
 Kunstgeschichte, Beginn derselben, II,  
 360.  
 Kunstideal, 354.  
 Kunstidee, Entstehung derselben, II, 374.  
 Künstler, II, 52.  
 Kunstsinne, Anlage desselben bei den  
 Thieren, I, 224; Wesen desselben, I,  
 239; Werth desselben, II, 388.  
 Kunstwerk, Idee des vollendeten, II,  
 379.

## L.

- Laborarii, II, 26; scintillae, II, 48.  
 Lact, de, II, 145.  
 Lahmen, die, in den Traditionen der  
 Völker, II, 26.  
 Lamarck, I, 17.  
 Lamm, II, 93.  
 Lange, Alb., I, 39.  
 Latreille, I, 100.  
 Lazarus, I, 125. 175.  
 Leben und Tod als Begriffe, II, 101.  
 102.  
 Leere, Begriff der, II, 261.  
 Leguével, I, 358.  
 Leib und Seele, II, 6.  
 Leibeswandlung, I, 354. 337.  
 Leibniz, II, 392. 434.  
 Leichenraub, I, 353.  
 Leichenverbrennung, II, 75. 105.  
 Leichenverehrung, I, 341. 353.  
 Leithier, I, 88.  
 Lemuria, I, 198.  
 Lenormand, I, 362. 367.  
 Lepsius, I, 367.  
 Leuchhart, I, 101.  
 Licht und Finsterniß, II, 307. 344. 406.  
 Lichtenstein, I, 226; 106. 146.  
 Lichter am Altar, II, 112.  
 Lichtzauber (weißer), II, 47.  
 Liebe und Güte, Werth derselben hin-  
 sichtlich der Religion, I, 290.  
 Liebhabt, II, 145.  
 Linné, I, 7.  
 Livingstone, II, 27.  
 Livius, II, 107.  
 Localculten, II, 272.

Loke, I, 126.  
 Löwe, Grund der religiösen Verehrung  
 desselben, I, 349. 367.  
 Lubbod, I, 8. 312; II, 125.  
 Luchs, Verehrung desselben, I, 368.  
 Luft, II, 70.  
 Luther, II, 413.  
 Lyell, I, 7.  
 Eplanthropie, I, 369.

### M.

Madagascar, trümmerhafter Rest eines  
 sich von hier nach Java und Hinter-  
 indien erstreckenden Festlandes, I, 5.  
 Magie, Entstehung derselben, II, 62;  
 Perleutung des Wortes, II, 76;  
 schwarze und weiße, II, 77.  
 Magier, die ersten, II, 46. 161.  
 Malaien, I, 191; auf Madagascar, I,  
 203; verglichen mit den übrigen  
 Völkern, I, 237.  
 Malakka, I, 191.  
 Malthus, I, 18.  
 Mammuth, I, 8. 257.  
 Manchestererschule, II, 444.  
 Manen, II, 102.  
 Mannbarkeit, II, 98.  
 Mannbarkeitserklärung der Jünglinge  
 bei niebern Völkern, I, 326.  
 Marcgraw, II, 145.  
 Martinus, II, 146.  
 Maß und Gewicht, II, 265.  
 Matariçvan, II, 75.  
 Materialismus, frühestes, I, 339; II,  
 97. 168.  
 Mathematiker der Urzeit, II, 265.  
 Medicinmänner, II, 52.  
 Nebietät, II, 265.  
 Meiners, I, 300. 361 fg. 362; II, 104.  
 107.  
 Menschenraub, I, 352; bei den Brasi-  
 lianern, II, 144; vgl. Anthropo-  
 phagenthum.  
 Menschengeschlecht, die Krone des Ge-  
 schlechtstbaumes, I, 72.

Menschenopfer, I, 352; II, 106.  
 Menzel, II, 300.  
 Messiasidee, II, 407.  
 Messiasfagen, II, 418.  
 Metallarbeit, II, 77.  
 Metalle und Metallzeitalter, I, 255.  
 Mexicaner, I, 236; Werth der Bild-  
 werke derselben hinsichtlich der Stein-  
 zeit, II, 55; Religion derselben, II,  
 420.  
 Meyer, Bona, I, 126.  
 Militarismus in der Staatenbildung der  
 Ameisen, I, 96.  
 Missionare hinsichtlich ihrer Auffassung  
 von Gottheitsvorstellungen bei Natur-  
 völkern, II, 124.  
 Mitempfindung, Bedeutung derselben  
 für Charakter und Verhalten leben-  
 diger Wesen, I, 51.  
 Mitgeföhle, I, 268.  
 Mohammed, II, 409.  
 Monarchie, Werth derselben gegenüber  
 der Republik, I, 86; Regierung in  
 derselben, I, 119.  
 Mond, II, 115; Verehrung desselben,  
 II, 221.  
 Mondwechsel, II, 299.  
 Mongolen, I, 237 fg.; II, 22.  
 Monotheismus, II, 129; Entwicklung  
 desselben bei den Griechen, II, 278.  
 Moses, II, 128. 409.  
 Müller, J. G., II, 143.  
 Müller, M., II, 176. 197.  
 Multiplication, II, 265.  
 Münter, II, 287.  
 Musik, s. Tonkunst.  
 Mythen, II, 276.  
 Mythenbildung, II, 184. 186 fg.  
 Mythos, Theorie des, II, 74. 184;  
 Umbildung desselben zur Lehre.

### N.

Nachahmungstrieb, Concentration des-  
 selben im Urstaate auf den Führer,

- I, 222; Verbreitung von Erfindungen durch denselben, I, 213.
- Nächstenliebe, Werth derselben in Hinsicht auf die Religionsentwicklung, I, 285. 317, der Priestertätigkeit, II, 51.
- Nägeli, I, 15.
- Nagethiere, I, 15.
- Nahrungsangebot, Mangel desselben und Frage nach ursprünglicher Entstehung desselben, I, 22.
- Nahrungselection der Zellen im gesunden Einzelorganismus, I, 24.
- Nahrungsvertheilung, regelrechte, als Grundbedingung normaler organischer Gliederung und Entwicklung, I, 24; im gesunden Organismus, I, 24.
- Nashorn, I, 8.
- Naturanschauung, zauberische, II, 69.
- Naturell der Rassen in der Uranlage bereits divergirend, I, 218; sicherstes psychologisches Unterscheidungszeichen der Rassen, I, 219.
- Naturforscher, die frühesten, II, 47. 200.
- Naturkräfte, unsichtbare, Entstehung des Begriffs derselben, II, 48.
- Naturmensch, I, 305.
- Naturphilosophie der Griechen, II, 201.
- Neanderthalhöhle, I, 58.
- Neger Westafrikas, II, 29.
- Negerrassen, I, 202.
- Neuseeland, I, 190.
- Nichts, Begriff des, II, 261. 296.
- Nirvana, II, 350.
- Nothfeuer, II, 37.
- Null, Entstehung des Begriffs der, II, 261.
- Numerationsmethode, II, 261.
- O.**
- Oberpriester, II, 315.
- Ocean, Indischer, als Heimat der Säugethiere, I, 5.
- Offenbarung, II, 45.
- Opfer, I, 332; II, 70.
- Opfercultus, I, 358; II, 106.
- Opferkammern, I, 358.
- Opferplätze, II, 154.
- Opferwesen, II, 171.
- Oratel, II, 93.
- Orang (Satyrus orang), I, 4. 199.
- Ordnung, Begriff der, II, 297.
- Organismus, als Beispiel friedlicher Umbildung und Ausbildung zusammenwohnender, verschiedener organischer Individuen; auch die Gesammtreihe der lebendigen Wesen und Arten müßte einen solchen repräsentiren, I, 27.
- Ortsbeschaffenheit, Werth derselben hinsichtlich der Ausbildung der Völker, I, 227.
- Oxyrisstrant, II, 71.
- P.**
- Pantheismus, II, 134.
- Panther, Verehrung desselben, I, 367.
- Papuanen, I, 218.
- Paradies, Sage über die Ausweisung aus demselben, II, 177. 353.
- Paradiesische Wohnsitze der Culturvölker, II, 167.
- Parasitismus, tiefgehende Bedeutung desselben in der Pathologie des Social- und Zellenlebens, I, 31.
- Personificirung der Naturgewalten, II, 122.
- Peruaner, I, 236.
- Pervin du Lac, II, 223.
- Peschel, I, 190. 217. 229. 230. 236. 416.
- Psahlbauten, I, 255; in Australien und America, I, 256.
- Pferd, Gewohnheit desselben an seltsame Erscheinungen, I, 307.
- Pfleiderer, I, 305.
- Phallusbienst, II, 104.
- Phantasie, I, 249; Aufschwung derselben, II, 80. 158.

- Pharisäertum, II, 413.  
 Philosophie, II, 77; Beginn derselben, II, 319.  
 Phlegger, II, 165. 176.  
 Phonetische Schreibweise, II, 244.  
 Phönizier, Schreibkunst derselben, II, 251.  
 Picus, II, 152.  
 Placentalthiere, I, 47.  
 Plastik, II, 367.  
 Plato, II, 418.  
 Plejaden, Verehrung derselben, II, 221.  
 Plinius, II, 109. 127.  
 Plutarch, II, 127.  
 Polarbilder, I, 237.  
 Polytheismus, I, 304.  
 Positionsarithmetik, II, 261.  
 Poterie, de la, II, 223.  
 Pramantha, II, 104.  
 Prescott, II, 229.  
 Priester gegenüber den Zauberern, II, 129.  
 Priesterkämpfe, II, 166.  
 Priesterlaste, II, 156.  
 Priesterthum, fand in der allerfrühesten Zeit in der Menschengemeinde noch keine Entwicklung, I, 332; II, 132; Entwicklung aus dem Schamanenthum, II, 155 fg.; Herrschergelüste desselben, II, 156. 170; Aufschwung desselben durch die Schrift, II, 274; Philosophie des, II, 349; gesunkenes, II, 413.  
 Productive Völker, II, 41.  
 Progreß, Erklärung des, in der irdischen Geschichte, II, 360.  
 Prometheus, II, 180.  
 Prometheusfage, II, 73. 74. 175.  
 Psalmendichter, II, 368.  
 Psychologie, ältere, bezüglich der Entwicklung der Religion, I, 273.  
 Ptah-Sotari Osiris, II, 27.  
 Pyramiden in Amerika, I, 235; in Aegypten, 354. 358. 361.  
 Pythagoreer, II, 424.
- Q.**
- Quellen, II, 71.  
 Quipu, II, 259.
- R.**
- Rabe, Verehrung desselben, I, 368; II, 93.  
 Rabenhäufen, I, 301.  
 Rassen, active und passive, I, 226.  
 Rassenkampf, I, 205.  
 Raubsucht, Ausübung derselben durch den Kampf ums Dasein, I, 18.  
 Raubthiere, unfittliche Gewohnheiten derselben, I, 12; Verwandtschaft derselben mit den übrigen Deciduatent, I, 48.  
 Raubbögel, II, 93.  
 Rauch, II, 70.  
 Raum und Zeit, II, 227.  
 Raumanschauung, II, 219.  
 Raumsleere, Begriff der, II, 296.  
 Rechenbret, II, 265.  
 Rechenkunst, II, 261.  
 Rechtsbegriff, Ursprung desselben, I, 325.  
 Regen, Verehrung desselben, II, 226.  
 Regenmacher, II, 227.  
 Reibung beim Feuerzünden, II, 19. 29.  
 Reimarus, I, 300.  
 Reinhard, I, 300.  
 Religion, inwieweit dem Menschen angeboren, I, 264 fg.; Spuren derselben bei den Thieren, I, 267; gegenüber den Naturgewalten, I, 270; Quelle und Entwicklung derselben, I, 285. 286; Wesen derselben, I, 296; ursprünglich mit den Triebkräften von Kunst und Intelligenz verschmolzen, II, 33.  
 Religionskrieger, II, 262. 378. 407.  
 Religiöser Entwicklungsproceß, II, 401.  
 Religiöser Proceß, I, 248.  
 Republik, I, 86. 119.  
 Rhythmus, II, 369.  
 Richardson, I, 369.

Nächtertum, primitives, sich anlehnend an die Häuptlinge und Fürsten, I, 334.  
 Niesen, II, 176.  
 Niesenhirsch, I, 8.  
 Niesensagen, II, 177.  
 Nothholz, II, 113.  
 Nothhäus, I, 300.  
 Nothhelfchen, Verehrung desselben, II, 152.  
 Nöth, II, 313. 319.  
 Nussen, I, 355.

### S.

Salamander, II, 94.  
 Sänger, priesterliche, II, 314.  
 Savage, I, 4.  
 Sazo, II, 204.  
 Schäbelformen, zur Untersuchung der Rassenverwandtschaften psychologisch nicht durchgreifend genug, I, 219.  
 Schatal, Verehrung desselben, I, 368.  
 Schallnachahmung, I, 150.  
 Schamanen der Urzeit, II, 51; der Naturvölker, II, 53; Schamanenwesen, II, 62. 133; Ansehen desselben bei Naturvölkern, II, 155.  
 Schatten als Begriff der Seele, II, 102. 112.  
 Schelling, I, 301. 207; II, 440.  
 Schimpanse, I, 4.  
 Schlagworte, II, 194.  
 Schlange, Verehrung und Cultus derselben, I, 368; II, 32; Mythos über die, II, 62; vielföpfige, II, 171.  
 Schlegel, I, 300.  
 Schleicher, I, 179.  
 Schleifen der Steine im Steinzeitalter, I, 254; II, 28.  
 Schmarogertwesen, Ausbildung desselben durch den Kampf ums Dasein, I, 18.  
 Schmiede, I, 369; II, 77.  
 Schmiedekunst, II, 148.  
 Schmitz, II, 40.  
 Schnitt, der goldene, II, 384.

Schöne, Idee des, II, 378.  
 Schöpfer, die Götter als, II, 327.  
 Schrift, II, 232 fg. 268; Schattenseiten derselben, II, 274; Einfluß derselben auf die mythische Betrachtung der Dinge, II, 312.  
 Schriften, heilige, II, 312.  
 Schriftgelehrte, II, 269.  
 Schriftsprache, II, 235.  
 Schriftstufen, II, 244.  
 Schulze, Frig, I, 301. 309. 363; II, 83. 221. 223.  
 Schwan, Anbetung desselben, II, 93.  
 Schwarm, I, 88.  
 Schwarzkünste, II, 77.  
 Schwarzkünstler, II, 47.  
 Selater, I, 198.  
 Seele, Mangel des Begriffs in frühester Zeit, I, 339. 354; Bildung dieses Begriffs, II, 7. 97. 220; bei den Brasilianern, II, 142; Beziehungen derselben zur Außenwelt, II, 434.  
 Seele und Vogel, II, 152.  
 Seelenst, II, 151.  
 Seelenthätigkeit, II, 231.  
 Seelenwanderungslehre, I, 354; II, 103. 142.  
 Seher, II, 77, 315.  
 Seiblig, I, 41.  
 Sein, Begriff des, II, 261.  
 Selbsterhaltungstrieb der organischen Zellen, I, 20.  
 Selectionstheorie, I, 18.  
 Seligmann, I, 219.  
 Semiten, I, 240; II, 30.  
 Seneca, II, 286.  
 Sepp, II, 410.  
 Siebengehirn, II, 300.  
 Simrod, II, 174.  
 Sitte, I, 168; Ursprung derselben, I, 125; religiöse, I, 326.  
 Sittlich-ästhetische Formen, II, 225.  
 Sklaven der Gemeinden der Urzeit, II, 26.  
 Sociale Frage, Einsicht in dieselbe mit Hinblick auf die Lehren Darwin's, I, 19.

- Sociales Uebel, *causa efficiens* derselben in der ganzen organischen Welt, I, 34.  
 Socialleben, wohlgeordnetes und friedliches, der organischen Zellenwelt, als Bedingung zum Gedeihen der Individuen, I, 19.  
 Socialwissenschaft in Beziehung zur Naturforschung, I, 29.  
 Soma, II, 71.  
 Sonne, Verehrung derselben, II, 221.  
 Speisung der Todten, I, 358.  
 Spencer, I, 312.  
 Spbinze, I, 349.  
 Spieltrieb, Wichtigkeit desselben hinsichtlich der geistigen Ausbildung, I, 244.  
 Spiegel, II, 75. 197. 325.  
 Spinoza, II, 392.  
 Spix, II, 141.  
 Sprache, I, 131; Sprachfähigkeit, I, 131; -wurzeln, I, 157; war keine Erfindung, I, 215; mußte sich notwendig entwickeln, I, 216; rücksichtlich der Verwandtschaftsbestimmungen der Völker, I, 219; Grundlage des Erkenntnistriebes, I, 224.  
 Sprachproceß, Verwilderung desselben in niedern Stämmen, I, 216.  
 Spring, I, 371.  
 Staat, seine Untertheilung von Schwarm und Heerde, I, 90; Entartung desselben bei niedern Völkern, I, 93.  
 Staatenbildung, I, 11.  
 Stammältester, Verehrung desselben, I, 321.  
 Stände im ursprünglichsten Staatsleben, I, 104.  
 Stern, *z.*, II, 248.  
 Sternenterei, II, 286.  
 Sterne, II, 115; Verehrung derselben, II, 221.  
 Stein, II, 28.  
 Steinhügel, I, 359.  
 Steintöthen, II, 172.  
 Steintreise, II, 255.  
 Steintbal, I, 148. 175; II, 75. 197.  
 Steinwaffen, Tragen derselben machten nicht alle Völker gleichzeitig ursprünglich zur Gewohnheit, I, 245; Bearbeitung derselben hinsichtlich ihrer psychologischen Voraussetzungen, I, 246. 253.  
 Steinwaffenarbeiter als Erfinder des Feuerzündens, II, 24.  
 Steinzeit, I, 253.  
 Stier, Anbetung desselben, II, 93.  
 Stoffles, II, 315.  
 Storch, II, 93. 113. 152.  
 Strabo, I, 371; II, 397.  
 Sturm, Verehrung desselben, I, 271; II, 70.  
 Substanz, Begriff der, II, 261. 339.
- z.**
- Tabakrauchen als religiöse Ceremonie der Indianer, II, 223.  
 Tabernakelträger, II, 315.  
 Tabu, I, 356.  
 Tacitus, I, 360.  
 Tantiemesystem, Werth desselben bezüglich der socialen Frage, I, 38.  
 Tanzkunst, II, 365.  
 Tätowirung, II, 238.  
 Taube, II, 93.  
 Taube (weiße), als Symbol der Seele, II, 113.  
 Tempel, II, 154.  
 Tempelbilder, II, 234.  
 Tensel, II, 27. 78.  
 Thiercharakteristik, Wichtigkeit derselben, I, 45. 46.  
 Thiercultus, I, 341. 360. 362; Erklärung desselben, I, 364; Thiersymbolik, II, 93. 142.  
 Thiere, Verehrung derselben, I, 283; Apperceptionseuge derselben, I, 305; urweltliche in ästhetischer Beziehung, II, 385.  
 Thierfabel, I, 369.

- Thierisch-naive Weltanschauung, I, 339.  
 Thomasson, II, 300.  
 Thompson, II, 227.  
 Thornton, I, 39.  
 Thünen, I, 39.  
 Tiger, Verehrung desselben, I, 367; II, 142.  
 Titanenkampf, II, 166.  
 Todeserscheinung, falsche Anschauung derselben, I, 258. 338; Thiere hinsichtlich derselben, I, 339.  
 Todesvorstellung, II, 66.  
 Todtenbuch der Aegypter, I, 367.  
 Todten Denkmale, II, 234.  
 Todtengabe, II, 106.  
 Todtenverehrung, I, 257. 306.  
 Tonangeber hinsichtlich der Ausbildung der Sprache, I, 161. 317.  
 Tonkunst, II, 365; bei Indern und Hebräern, II, 394; bei Aegyptern und Griechen, II, 396.  
 Traitionen, Werth derselben bezüglich der Mythenbildung, II, 188.  
 Trägheit, Gesetz derselben bezüglich der Rassenwanderung, I, 199; hinsichtlich des Naturells und der Handgeschiedlichkeit, I, 225.  
 Transmutation hinsichtlich der Ernährung der Individuen, I, 42.  
 Traum, I, 336; II, 5.  
 Trautvetter, II, 206.  
 Tumuli, I, 360.  
 Tupan, II, 144.  
 Tylor, E. B., I, 8. 217. 312; II, 35.  
 Tyndall, II, 35.

## U.

- Uebel, Erscheinung desselben im Weltall, II, 380; philosophische Beurtheilung desselben mit Rücksicht auf die Geschichte, II, 392. 440.  
 Uebermuth des urgeschichtlichen Priestertums im Orient, II, 169.  
 Ueberschuß von Keimen, Frage nach der Entstehung derselben, I, 22.  
 Ueberfinnliche, das, Begriff desselben, II, 4 fg.  
 Uebervortheilung der Völker im Kampfe ums Dasein, I, 250.  
 Umformung infolge von Auswanderung und Anpassung an neue Klimate, I, 25.  
 Unbestimmte, das, Begriffswertb desselben, II, 263.  
 Unbewußte, Philosophie des, II, 357.  
 Unendliche, das, Begriff desselben, II, 262. 292.  
 Unendlichkeit, Begriff der, II, 128.  
 Unfehlbarkeit, II, 422.  
 Unförmliche, das, in der Kunst, II, 355.  
 d'Unienville, I, 358.  
 Unlust, nicht jede als Uebel anzusehen, II, 381.  
 Unmerkliche Differenzen, II, 389.  
 Unordnung, Begriff derselben, II, 262.  
 Unsichtbarkeit als Vorstellung hinsichtlich des Gottheitsbegriffs, I, 327; Unmöglichkeit der Begriffsbildung derselben in der allerfrühesten Zeit, I, 335.  
 Unterschiedslose, das, Begriff desselben, II, 263.  
 Unterwelt, Symbol derselben, I, 368.  
 Urerzeuger der Menschen nach Darwin's Schilderung, I, 73.  
 Urgeschichte, erste Periode derselben, I, 210.  
 Urheimat des Menschengeschlechts, I, 185 fg.; Wechselwirkung der Rassen in derselben, I, 200.  
 Urtaute, I, 165.  
 Urmensch, Abstammung desselben, I, 59; Stellung der Thierwelt gegenüber, I, 60. 61; in religiöser Hinsicht, I, 274 fg.; Apperceptionseuge desselben, I, 305; Naturell desselben, I, 63.  
 Urrassen, I, 109.  
 Ursache und Wirkung, II, 46; übernatürlicher Zusammenhang von, II, 66; im Verlauf der Geschichte, II, 372.  
 Ursprung der Sprache, I, 175.

## B.

Basconcellos,  
 Vater, hinsichtlich sittlich-religiöser Verehrung, I, 321.  
 Beddars, die, II, 36.  
 Verbindungen, früheste, der Urvölker und Rassen untereinander, I, 189.  
 Verbreitung, die früheste, der Menschenrassen, I, 199.  
 Vererbung von Eigenschaften, welche gleichgültig sind für den Kampf ums Dasein der Thiere, und rein ästhetischer Natur sind, I, 15.  
 Verschlinger der Todten, I, 367.  
 Vertheilung, ungleiche, von Nahrung und Existenzbedingungen, I, 17.  
 Vervollkommnung, Proceß der, im Weltall, II, 385.  
 Verwandlung von Menschen und Zauberern in Thiere, I, 366.  
 Verwandtschaftsbeziehungen, genauere, der Menschenrassen bis jetzt noch unermittelt, I, 218.  
 Verwandtschaftstrieb der Zellen zueinander, I, 20; Wesen derselben in dem attractiven Streben derselben, ebend.  
 Viehzucht, sittigende Wirkung derselben, I, 229; ist von der Landesbeschaffenheit abhängig, ebend.; ist erst später entstanden, II, 139 fg.  
 Viehzüchter, II, 94.  
 Virtuositenthum, späteres, bei den Griechen, II, 398.  
 Vögel, II, 113.  
 Vogelschau, II, 93.  
 Vogt, Karl, I, 100.  
 Vollkommene, Idee des, II, 385.

## W.

Waffenarbeiter der Urzeit, II, 28.  
 Wagner, Andreas, I, 195.  
 Wagner, Moriz, I, 197.  
 Wagner, Richard, II, 397.

Wahlmonarchie, I, 128.  
 Wahrsager, Häuptlinge, Könige und Fürsten als früheste, I, 332; später der Zauberer, II, 51.  
 Wahrsagereien, II, 78.  
 Wahrscheinlichkeitsrechnung, Werth derselben mit Bezug auf die Geschichte, II, 373.  
 Waitz, I, 226. 249. 305. 359. 365; II, 142. 147. 221.  
 Wallace, I, 18.  
 Wanderung der leiblichen Kräfte im Thiere, I, 348.  
 Wanderung der Rassen, I, 199.  
 Wärme zur Heilung von Krankheiten, II, 51. 111.  
 Wasser, II, 69. 111.  
 Weber, II, 104. 176.  
 Wechselwirkung der innern psychologischen Geistesfactoren, II, 401.  
 Weibrauch, II, 70. 77.  
 Weltbrand, II, 337.  
 Weltordnung, Begriff der, II, 261. 340. 341. 369. 427.  
 Weltweisen, die ersten, II, 46.  
 Werden, Begriff des, II, 350.  
 Whitley, I, 253.  
 Widder, Anbetung derselben, II, 93.  
 Widerspruch, der, mit Rücksicht auf die Thatfachen der Geschichte, II, 439.  
 Wiege des Menschengeschlechts, I, 5. 185.  
 Wieland, der Feuerhieb, II, 27.  
 Wildheit des Urmenschen, I, 257.  
 Wildheit, physische, gegenüber der Intelligenz, I, 210.  
 Wille und Handlungsweise in der Geschichte, II, 361. 403.  
 Wind, II, 70.  
 Winkelhaken, II, 264.  
 Wissen, das früheste, II, 51. 158.  
 Wissenschaft, Beginn der, II, 284.  
 Wolf, Verehrung desselben, I, 368.  
 Wunder, II, 48. 64. 388.  
 Wunderkräuter, s. Heilkräuter.  
 Wurzelmythen, II, 195.  
 Wutke, I, 300.

## D.

Dutaten, I, 236.

## Z.

Zahlen und Ziffern, II, 253.

Zählen, II, 255, der Thiere, s. ebenb.

Zaubererei, I, 304; als Mittel der Priester, ihre Autorität zu beglaubigen, I, 332; II, 60.

Zauberer der Urzeit, II, 50; Herrschaft derselben unter Naturvölkern, II, 60; gegenüber den Priestern, II, 123, 133.

Zauberinnen, II, 106.

Zauberklapper, II, 145.

Zeitung, Adolf, II, 384.

Zeitbestimmung, II, 299.

Zeiteinteilung, die früheste, II, 298.

Zeitleere, Begriff der, II, 296.

Zeitmaß, II, 283.

Zeitfynn, II, 219.

Zelle, Selbsterhaltungs- und Affinitäts- trieb derselben, I, 20.

Zellenleben, gleichartige Gesetze derselben in der ganzen organischen Welt, I, 31.

Zellenstaat, der Organismus als solcher, I, 31.

Zeller, Ed., II, 278. 320.

Zeugung, Auffassung derselben während der Urzeit, II, 99. 103.

Ziefer, II, 173.

Zimmermann, II, 138.

Zoroaster, II, 307. 319. 409.

Zoroaster'sche Sichtelehre, II, 74. 109. 419.

Zuchelli, II, 29.

Zuchtwahl nach ästhetischen Merkmalen, I, 14 fg.

Zugvögel, Ortsgebächtniß derselben, I, 12.

Zündungsmethoden des Feuers, I, 234.

Zusammenhang, ursprünglicher, der Urböller, I, 211.

Zweifel, Begriff des, II, 348.